Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierundvierzigster Band

37. Jahrgang : 1913 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 144. Bandes: Januar / Februar / März 1913

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

NoRD UND SÜD

Eine Idealbüste Spinozas von Georg Wienbrack

Siehe dazu den Aufsatz von Constantin Brunner.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. Wien — R. Mohr, Verlags-Buchhandl. Berlin W. 10 München — Berthold Sutter. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 144. Heft 460 Januar 1913

Prof. Dr. Ernst Sieper:
Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.

In der Juni- und Julinummer dieser Zeitschrift wurden die Stimmen führender Männer in Deutschland und England zur Frage der deutsch-englischen Verständigung veröffentlicht. Es handelte sich, soweit ich zu urteilen vermag, bei diesen Publikationen nicht sowohl darum, die Äußerungen namhafter Persönlichkeiten über eine aktuelle Frage zu geben; es galt vielmehr, die Schwierigkeiten zu erkennen, die auf beiden Seiten des Kanals nach der Ansicht derjenigen Leute, die in erster Linie zu urteilen berufen sind, einer Annäherung der beiden Länder entgegenstehen, und zu erwägen wie durch geeignete Maßnahmen diese Schwierigkeiten überwunden werden können. Denn soll das Problem der deutsch-englischen Verständigung mit Erfolg gelöst werden, so muß die Arbeit derjenigen Männer, die sich für diese Aufgabe einsetzen, zielbewußt und planmäßig geschehen.

Einem ähnlichen Zweck wie die Publikationen in „Nord und Süd" diente die Verständigungskonferenz, die vom 30. Oktober bis 1. November in London getagt hat. Die Konferenz sollte, wie sich eine angesehene Persönlichkeit ausdrückte, gewissermaßen das Gefechtsfeld klar machen. Sie sollte der Lösung der Frage dienen, welche Vorstellungen und Tatsachen in den letzten Jahrzehnten die öffentliche Meinung in Deutschland und England beeinflußt und damit bestimmend auf die Beziehungen der beiden Länder gewirkt haben. Durch eine offene Aussprache über jene Umstände, die nachweislich während der letzten Zeit ein Element der Beunruhigung in den Beziehungen der beiden Länder gebildet haben, sollte Klarheit geschaffen und festgestellt werden, wo die Schwierigkeiten liegen und wie sie zu beheben sind. Sodann aber hatte sich die Konferenz die Aufgabe gestellt zu untersuchen, durch welche Mittel und Wege eine bessere gegenseitige Kenntnis der beiden Länder zu erlangen sei und wie durch eine solche Erweiterung der Kenntnisse des einen Landes über das andere zukünftigen Mißverständnissen vorgebeugt werden könne. Durch diese Erörterung hoffte man auch den Beweis zu liefern, daß beide Länder aufeinander angewiesen und geradezu prädestiniert erscheinen, an der Lösung großer Kulturaufgaben gemeinsam zu ar-

beiten. Nur eine kurze Vorbemerkung sei uns gestattet, ehe wir uns der eigentlichen Darstellung der Verhandlungen zuwenden.

Nicht ohne Schwierigkeiten, Bedenken und Zweifel nahmen die Vorbereitungen für die Konferenz ihren Fortgang. In Deutschland offenbarte sich die bekannte Lauheit, Schwachmütigkeit und Gleichgültigkeit, der man immer dann begegnet, wenn es sich nicht um offiziell abgestempelte und in bekannten Geleisen sich bewegende Unternehmungen handelt. Es zeigte sich, wie wenig Männer sich finden lassen, die lediglich aus Begeisterung für eine große und gute Sache etwas unternehmen, ehe sie noch wissen, wie der Erfolg sein wird. Die Konferenz in London hätte noch eindrucksvoller und erfolgreicher sein können, wenn manche führenden Leute ihre Bedenken überwunden und sich zu energischer Mitarbeit an dem auch von ihnen erkannten guten Werke hätten gewinnen lassen. Erfreulich war immerhin, wie auch die beiderseitigen Regierungen dem Konferenzgedanken sympathisch gegenüberstanden und durch ihr Verhalten den Beweis lieferten, daß auch sie von dem Gefühl durchdrungen waren, daß eine nüchterne, sachverständige Diskussion aller der Fragen, die für die deutsch-englischen Beziehungen verhängnisvoll sind, nur Gutes wirken könne. Unter diesen Umständen wurde es erreicht, daß auch die Zahl und das Ansehen der deutschen Delegierten, sowie ihre Vizepräsidenten und Präsidenten den Vergleich mit den Männern, die von England aus zu den Konferenzberatungen delegiert waren, nicht zu scheuen brauchten.

Der nachfolgende Bericht über die Resultate und Feststellungen der Londoner Konferenzen hält sich nicht streng an die Abwicklung des Programms. Er soll in freier, zusammenhängender Darstellung kritisch zu den einzelnen Verhandlungsgegenständen Stellung nehmen.

Der wirtschaftliche Wettbewerb.

Seit etwa anderthalb Jahrzehnten hat sich in England nicht weniger als in Deutschland die Meinung zu einem Dogma verdichtet, daß der enorme wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands den Niedergang Englands nach sich ziehen müsse, daß England auf den verschiedensten Gebieten der wirtschaftlichen Produktion von Deutschland immer mehr überflügelt und von seinen Absatzgebieten weggedrängt würde. Dieses Dogma ist nicht bloß von Chauvinisten und Fanatikern, selbst von Vertretern der Nationalökonomie gepredigt worden. Und uns, die wir uns um die Verständigung zwischen beiden Nationen bemühen, ist es eine tägliche Erfahrung, daß man uns sagt: Freilich ist es von allergrößtem Interesse, daß die beiden größten Kulturvölker germanischer Rasse zu einem Einverständnis kommen. Aber Ihre Bemühungen um die Verständigung werden solange erfolglos sein, als dieser wirtschaftliche Wettstreit zwischen den beiden Nationen anhält. Die wachsende Rivalität Deutschlands wird England immer gefährlicher; es wird im Interesse seiner Selbsterhaltung sich dieser Konkurrenz ent-

ledigen müssen, und deshalb ist ein dauernd gutes Einvernehmen zwischen beiden Nationen unmöglich.

Einsichtsvolle Leute wußten längst, daß solche Argumente eine kritische Prüfung nicht vertragen: Der enorme wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen hatte, war darin begründet, daß Deutschland in jener Zeit den Übergang vom Ackerbau zum Industriestaat durchmachte. Er beruhte in der Entfaltung vieler bis dahin latenter Kräfte. Auch England hat bei seinem Übergang zum Industriestaat ähnliche Zahlen aufzuweisen. Eine solch rapide Aufwärtsbewegung hält nicht an, allmählich wird ein gewisser Sättigungspunkt erreicht. Auch bedeutet die Prosperität des einen Landes durchaus keine Schädigung des andern. Die ungeheuere wirtschaftliche Entfaltung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten hat nicht zu verhindern vermocht, daß England in den beiden letzten Jahren Handelsbilanzen hatte, die auch die Erwartung des kühnsten Optimisten übertrafen. Kurzum, die Welt ist groß genug für beide Länder und läßt die Möglichkeit offen, daß beide zugleich prosperieren. Die Aufgabe, in eine kritisch vergleichende Prüfung der wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Länder einzutreten, sollte zunächst von Professor Schmoller übernommen werden. Leider war er durch Krankheit verhindert und es trat an seine Stelle der von ihm als bester Ersatz bezeichnete Vorsitzende des Professorenkollegiums der wissenschaftlichen Institute in Hamburg, Dr. Rathgen.

Dr. Rathgen betonte eingangs seines Referates mit Recht, daß es notwendig sei, um die Frage der deutsch-englischen Konferenz richtig zu verstehen, von Tatsachen auszugehen, die allgemein zugänglich, doch nicht genügend bekannt sind.

Die gewerbliche Entwicklung Deutschlands, durch die politischen Zustände gehemmt, mußte, sobald sich diese änderten, notwendig derselben Richtung folgen, welche die westeuropäischen Staaten, vor allem England, eingeschlagen hatten. Zur Entwicklung einer exportierenden Großindustrie drängte die Zunahme der Bevölkerung, die allein von 1890 bis 1911 16 Millionen Köpfe betrug, während die Bevölkerung Großbritanniens nicht um mehr als 8, die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Reiches nicht um viel mehr als 12 Millionen Köpfe zunahm. Man muß sich in England vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung Deutschlands um 5,6 Millionen Köpfe größer ist als die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Weltreichs. Diese deutsche Volkszunahme zwingt zu der industriellen Entwicklung und ist gleichzeitig ein Hauptfaktor bei der wachsenden gewerblichen Leistungsfähigkeit.

Die Mißstimmung über die deutsche Konkurrenz wurde in englischen Zeitungen zuerst in den achtziger Jahren merklich, als tatsächlich der deutsche Außenhandel gar keine Fortschritte machte und sich in der gleichen Stagnation befand wie der Englands und aller anderen Handelsstaaten seit 1874. In solchen Zeiten

der Depression sucht die öffentliche Meinung nach Schuldigen. In England wurde die deutsche Konkurrenz zum Sündenbock. Die Verstimmung wurde verstärkt durch die an sich ganz berechtigte Agitation der englischen Patrioten, welche England aufzurütteln suchten durch den Hinweis auf deutsche Handelsmethoden, technische Erziehung usw. Die dauernden Hinweise auf Deutschlands Fortschritte haben aber nicht bloß dessen Unbeliebtheit gesteigert, sondern auch falsche Vorstellungen über die Art dieses Fortschrittes hervorgerufen. Tatsächlich stand die deutsche Ausfuhr bis zur Mitte der neunziger Jahre still, wo die ungeheure Zunahme der Handelsumsätze in der ganzen Welt begann. Dieses große Aufsteigen der Ausfuhr begann in Deutschland um 1895, früher als in England, sodaß zunächst der Vorsprung der englischen Ausfuhrwerte sich verminderte. Seit etwa 1899 aber ist die Zunahme der englischen und der deutschen Ausfuhrwerte ungefähr gleich groß, beträgt von 1900 bis 1911 für Deutschland etwa 170 Millionen Pfund Sterling, für England etwa 165 Millionen, während auf den Kopf der Bevölkerung berechnet die Zunahme der Ausfuhr in England etwas größer ist als in Deutschland. Der Zuwachs der Ausfuhr ist aber in ganz verschiedenen Richtungen vor sich gegangen. In Europa sind die Fortschritte Deutschlands größer gewesen, über See die Englands, worin sich die Gunst der Lage Deutschlands inmitten Europas, die Gunst der Lage Englands zum Seeverkehr ausdrückt, Vorzüge, die kein Krieg ändern kann.

Die wachsende Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Struktur Englands und Deutschlands bedeutet zwar Konkurrenz, aber gleichzeitig auch Gemeinschaft der Interessen, so vor allem in der wirtschaftlichen Erschließung überseeischer Gebiete. Wie es zuerst England gewesen ist, das in seinen Kolonien fremde Waren und Kaufleute zuließ und den nahen und fernen Osten dem Handel erschlossen hat, so hat Deutschland, seit es sich überseeisch betätigen konnte, in derselben Richtung gewirkt, im fernen Osten wie in Afrika, und ist von der Kongo-Konferenz bis zum Marokkovertrag für die gleiche wirtschaftliche Konkurrenz aller Völker eingetreten.

Die Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen zeigt sich vor allem darin, daß England und Deutschland gegenseitig ihre besten Kunden sind. Im Gegensatz zu der Anschauung, daß die Grundlage des internationalen Handels der Austausch von Rohprodukten gegen Fabrikate ist, hat der Handel zwischen England und Deutschland immer stärker zugenommen, je mehr beide Länder sich wirtschaftlich ähnlich geworden sind. Die Ausfuhr Englands nach Deutschland ist größer als nach irgend einem anderen Lande und wird nur von der Ausfuhr nach einer britischen Besitzung übertroffen, der nach Indien. Die

Ausfuhr nach Deutschland ist größer als die nach Frankreich und nach Rußland zusammengenommen. Von der ungeheuren Zunahme der englischen Ausfuhr 1904 bis 1911 nahm Deutschland allein ein Zehntel auf, doppelt so viel wie Frankreich oder die Vereinigten Staaten. Der Anstoß zu der ganzen großen Zunahme des Außenhandels seit den neunziger Jahren ist von Deutschland ausgegangen. Noch bemerkenswerter ist die Zunahme der Einfuhr Deutschlands aus den britischen Besitzungen, für die es eines der wichtigsten Absatzgebiete ist, während die deutsche Ausfuhr dahin nur langsam wächst. Während im Verkehr mit dem Vereinigten Königreich die deutsche Ausfuhr größer ist als die Einfuhr, ist es im Verkehr mit dem ganzen britischen Reich umgekehrt, ein wichtiger Gesichtspunkt für die, die in England die Interessen des „Empire" vor allem betonen!

Es ist frivol, leichthin von einem Krieg zu sprechen, der die wirtschaftlichen Interessen beider großen Absatzgebiete schädigen würde. Unter modernen Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen können aber die wirtschaftlichen Produktivkräfte eines Kulturvolkes überhaupt durch einen Krieg nur vorübergehend zurückgehalten werden. Das zeigt das Beispiel Frankreichs nach 1870. Kein Krieg kann die zwingenden natürlichen Gründe für die wirtschaftliche Konkurrenz: die Zunahme der Bevölkerung und die Eigenart der geographischen Lage, zerstören.

Es ist denkbar, daß die internationale wirtschaftliche Konkurrenz auf demselben Weg gemildert werden wird, auf dem sie im Innern der Staaten sich abschwächt, durch Preisvereinbarungen, Kartelle u. dgl. Aber sie ist an sich die Folge notwendiger und natürlicher Ursachen, und das müssen die Völker einsehen und sich damit abfinden.

Diese nach mancher Richtung hin verblüffenden Feststellungen der deutschen Wissenschaft erhielten bei den Verhandlungen in London eine wirksame Ergänzung durch die Erfahrungen eines Mannes, der durch seine Stellung besonders berufen ist, die Entwicklung und Organisation des internationalen Handels genauer zu verfolgen. Sir Charles W. Macara entwickelte in einem kurzen Referat über internationale Industrie und internationalen Handel die Gedanken und Beobachtungen, die er als Präsident des Internationalen Verbandes der Baumwoll- und Seidenwebervereinigung und als Präsident des Vereins englischer Baumwollspinner während einer langen Reihe von Jahren hat sammeln können. Es war lehrreich zu sehen, wie seine Betrachtungen der internationalen Handelsbeziehungen vom Standpunkt der praktischen Erfahrung aus genau zu denselben Resultaten führten, wie die rein akademischen Erörterungen und Feststellungen des deutschen Gelehrten.

Macara betonte zunächst, wie viel erziehliche Arbeit sowohl von dem internationalen Verband der Baumwollspinner- und Webervereinigungen, der im

Jahre 1904 in Zürich begründet wurde, als auch von dem internationalen landwirtschaftlichen Institut in Rom, an dessen Gründung nicht weniger als 49 Staaten beteiligt sind, geleistet worden ist. Die zahlreichen wertvollen Aufschlüsse, die von beiden Institutionen verbreitet wurden, beweisen deutlich die völlige gegenseitige Abhängigkeit der Nationen. Wenn diese gegenseitige Abhängigkeit der Nationen erst völlig erkannt sein wird, braucht man, wie Sir Edward Grey in einer Ansprache an das internationale Baumwoll-Komitee ausführte, eine Störung des Weltfriedens nicht mehr zu fürchten. „Wenn", so sagte Macara wörtlich, „die Industriezweige, welche die wesentlichen Bedürfnisse des Menschengeschlechtes befriedigen, mit dem weitausschauenden Blick geleitet werden sollen, der für ihren Erfolg wesentlich ist, so braucht zwischen den Nationen keine größere Rivalität zu bestehen, als sie zwischen einzelnen Personen vorhanden ist. Individueller und nationaler Wettbewerb hat von jeher bestanden und bei beiden hat derjenige den besten Erfolg, welcher über die größten Hilfsmittel und die größte Energie verfügt."

Die Arbeiten der beiden internationalen Organisationen, denen Macara nahesteht, haben in der Tat deutlich bewiesen, daß die Vertreter der zahlreichen Nationen der Welt sich zu freundschaftlichen Versammlungen zusammenfinden und Probleme erörtern können, welche das Wohlergehen Aller betreffen und nur durch gemeinsames Zusammenarbeiten lösbar sind. Sie haben auch ergeben, daß trotz der großen Rüstungen und der leidenschaftlichsten Presseerörterungen die Solidarität der Interessen der Kulturvölker, namentlich auch Deutschlands und Englands, im Wachsen begriffen ist und daß die erwerbenden und produzierenden Klassen, von dieser Erkenntnis durchdrungen, bereit sind, die Verständigung zwischen den Völkern fördern zu helfen.

Der Handel zwischen Deutschland und England, welcher in runden Ziffern einen Wert von jährlich 120 000 000 £ aufweist, hat sich durch Jahre gegenseitigen Vertrauens hindurch alljährlich zu der heutigen Höhe entwickelt. In finanzieller Hinsicht sind die beiden Länder ebenfalls eng miteinander verbunden. Aber diese beiden Werte, so kolossal sie sind, würden durch die ungeheuren Schäden bei weitem übertroffen werden, wenn irgendein Mißverständnis zu einem Kriege führen sollte. In der Tat muß es jedem, der die Existenzgrundlagen der beiden Länder kennt, ohne weiteres einleuchten, daß es ihnen unmöglich wäre, aus einem Kampf ohne unwiedereinbringliche Verluste für beide Teile hervorzugehen. „Im allgemeinen", so führte Macara aus, „fürchte ich, daß Staatsmänner und Diplomaten wenig Gelegenheit haben, die schweren Folgen zu ermessen, welche ein Krieg auf die ständig wachsenden Verschlingungen der Industrie und des Handels haben müßte, und das hieraus entstehende ungeheuere Chaos zu beurteilen. Es wäre gut, wenn zwischen ihnen und den führenden Männern von Industrie und Handel ein regerer Verkehr stattfinden würde, sodaß sie auf diesem Wege die großen, hier auf dem Spiele stehenden Interessen besser erkennen würden. Dies

würde sicher zu einer größern Sorgfalt bei der Erörterung entstehender Schwierigkeiten beitragen."

Macara ist durch die zahlreichen Konferenzen, die innerhalb der von ihm vertretenen Verbände in den letzten 20 Jahren stattgefunden haben und zum großen Teil auf die Beseitigung von industriellen Streitigkeiten und Kämpfen hingewirkt haben, zu der Überzeugung gelangt, daß die sorgsame Anwendung eines ähnlichen Verfahrens bei internationalen Streitigkeiten allgemein zu deren Schlichtung und zur Vermeidung des Krieges führen müßten. Macara ist durchaus kein Pacifist. Als eifriger Befürworter einer starken Organisation von Kapital und Arbeit befürwortet er auch eine machtvolle Verständigungsstellung der Nationen. Gleichzeitig aber ist er von dem Glauben durchdrungen, daß mit dem Fortschreiten der Wissenschaft, der Ausbreitung der Zivilisation und den gemeinsamen internationalen Bestrebungen zur Förderung der Weltarbeit sich reichliche Beschäftigung für alle Nationen bietet und auf diese Weise der internationale Argwohn beseitigt und der Weltfrieden gesichert wird.

Die beiden Hauptreferenten über die Frage der wirtschaftlichen Konkurrenz zwischen Deutschland und England beschränkten sich im wesentlichen darauf, darzulegen, wie dieser Konkurrenzkampf auf natürlichen Ursachen beruht, also durch Gewaltmittel und eventl. Kriege nicht zu beheben ist; wie dieser Kampf ferner in keiner Weise schädigend auf die wirtschaftliche Entwicklung des einen oder anderen Landes einwirkt. Ein Gesichtspunkt blieb dabei unerörtert, der aber bereits vielfach von weitausschauenden Persönlichkeiten betont worden ist: daß nämlich die Rivalität Deutschlands belebend und fördernd auf das wirtschaftliche Leben Englands eingewirkt hat. Alles, was konkurrenzlos sich entwickelt, wird auf die Dauer nicht lebensfähig sein und muß verderben. Die ungeheure Vormachtstellung, die England jahrhundertelang besessen hat, drohte dem Lande gefährlich zu werden. Ein gewisser Widerwillen gegen die Organisierung der Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage hat in England immer geherrscht. Er brachte das Land gegenüber Deutschland, das auf allen Gebieten planmäßig vorgeht und wissenschaftlich organisiert, in den Rückstand. Dieser Rückstand beginnt fühlbar zu werden und hat führende Männer immer wieder veranlaßt, die Abkehr von den alten verbrauchten Methoden zu fordern. Gleichzeitig erkannte man auch die vollständige Rückständigkeit der englischen Erziehung auf dem Gebiete der Technik und Industrie. Daß hier ein neuer vorwärtsdrängender Geist sich regt, ist im wesentlichen das Verdienst der deutschen Konkurrenz. Es ist keine Frage, daß auf die Dauer auch England von seinem unpraktischen Münz-, Maß- und Gewichtssystem wird abweichen müssen, um sich das metrische System der kontinentalen Völker zu eigen zu machen. So wird die deutsche Konkurrenz, weit davon entfernt, das Inselland zu ruinieren, im Gegenteil verjüngend und

fördernd wirken. Das Ziel eines Landes kann unmöglich darin bestehen, Monopolstellungen zu bewahren, es wird vielmehr darauf hinarbeiten, daß die Kräfte, die sein Volk groß und stark gemacht haben, frisch und lebensfähig erhalten bleiben. Was England von dem gewaltig aufstrebenden Deutschland gelernt hat, ist nicht gering anzuschlagen. Im vergangenen Jahre sagte mir der Chef des englischen Marinebildungswesens, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Technik: „Die englischen Ingenieure würden in den letzten Jahren kaum solche Leistungen vollbracht haben, wenn sie nicht durch deutsche Konkurrenz und deutsches Beispiel angespornt und beeinflußt worden wären."

Es ist das Verdienst des Sir William Mather, auf der Londoner Konferenz wenigstens einige dieser Tatsachen angedeutet zu haben.

Geh. Reg.-Rat v. Witzleben: Der Balkankrieg im Lichte der Sozialpolitik.

Im heißen Wettkampf der Nationen um die politische und wirtschaftliche Macht auf dem Erdball wird demjenigen Volke der Sieg einst zufallen, das sich dem andern in Kraft, Selbstzucht und Intelligenz am überlegensten erweist. Daß die Sozialpolitik nicht der einzige Quell dieser Mannstugenden ist, die zu einer erfolgreichen Kriegführung unerläßlich sind, zeigt das siegreiche Vorgehen der vier Balkankönigreiche im Kampf gegen ihr großes osmanisches Nachbarreich. Denn mit einer der sozialen Gesetzgebung unserer großen Kulturstaaten ebenbürtigen modernen Sozialpolitik sind diese Länder bisher, wenn überhaupt, so doch erst in allerneuester Zeit auf den Plan getreten. Trotzdem hat die körperliche Tüchtigkeit und Spannkraft ihrer Bevölkerung jetzt die Bewunderung der ganzen Welt erregt.

Verfehlt würde es indessen sein, aus diesem Mißverhältnis zwischen Sozialreform und Wehrhaftigkeit in den Balkanstaaten Schlüsse auf die Entbehrlichkeit der Arbeiterversicherung in Deutschland herzuleiten. Denn in den Balkankönigreichen ist ein industrielles Proletariat, dessen plötzliches Emporschießen bei uns vor drei Jahrzehnten den Anstoß zur Einleitung großzügiger sozialer Reformen gab, so gut wie unbekannt. Dank der ausgebreiteten Landwirtschaft, die sich von den beiden Ufern der Donau weithin erstreckt, hat das moderne Fabriksystem, unter dessen Herrschaft große Arbeitermassen in den industriellen Verkehrszentren unter ungünstigen Lebensbedingungen zusammengepfercht sind, auf dem Balkan noch keinen Eingang gewinnen können. Eine systematisch durchgeführte Sozialpolitik, wie sie die moderne Wirtschaftsordnung

bedingt, haben die Balkanländer deshalb bisher noch nicht nötig gehabt. Aber nach der Befreiung dieser Länder vom türkischen Joch wird mit ihrer politischen Erstarkung zweifellos auch ihre wirtschaftliche Stoßkraft gewinnen müssen. Dem bisher ausschlaggebenden Erwerbsstand der Landwirtschaft wird sehr bald auch eine kraftvoll aufstrebende Industrie als machtgebietender Faktor zur Seite treten, eine ähnliche Entwicklung, wie sie auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach den Freiheitskämpfen gegen Ende des 18. Jahrhunderts beobachtet worden ist. Im Zeichen des industriellen Fortschritts werden sich dann die Balkanstaaten auch der Einführung neuzeitlicher sozialer Reformen nicht länger entziehen können.

Ansätze einer sozialpolitischen Gesetzgebung nach dem Muster moderner Industriestaaten sind freilich auch in den Balkanländern, abgesehen von Montenegro, das bei seinen leicht übersehbaren wirtschaftlichen Verhältnissen den Charakter des patriarchalischen Staates auch auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge noch fast vollständig bewahrt hat, bereits bemerkbar. In Bulgarien werden nach dem Gesetz vom 7. März 1906 allen Staatsbürgern bei unverschuldeter Invalidität Pensionen in Höhe von einem Drittel bis drei Vierteln des Jahreslohns gewährt, während Witwen und Waisen ein Viertel bis zur Hälfte dieser Pensionsbeträge als dauernde Renten beziehen. Bei Erkrankungen wird den Versicherten freie ärztliche Behandlung und eine Geldunterstützung auf die Dauer von höchstens drei Monaten dargeboten. Noch weitgehender, als in Bulgarien, ist die Arbeiterversicherung durch das Gesetz vom 12. Juli 1910 in Serbien mit seinen 2,9 Millionen Einwohnern durchgeführt: dort sind im Handel und Gewerbe rund 56 000 Lohnarbeiter gegen Krankheit, Betriebsunfälle, Invalidität, Alter und Tod nach deutschem Vorbild versichert. Wie bei uns wird ihnen bei Krankheit und Unfällen freie Kur und Anstaltspflege und eine nach dem Grade der Arbeitsunfähigkeit abgestufte Geldunterstützung sowie gegebenenfalls ein Beerdigungsbeitrag gewährt. Versicherte Arbeiterinnen erhalten auf Grund der Krankenversicherung eine Schwangerschaftsunterstützung für 12 Wochen, während den Hinterbliebenen der infolge Unfalls Verstorbenen Hinterbliebenenrenten zugesichert sind. Auch den gegen Invalidität, Alter und Tod Versicherten und ihren Hinterbliebenen steht bei Eintritt des Versicherungsfalles ein Anspruch auf Rente und auf einen Beerdigungsbeitrag zu. Fast ebenso wie bei uns ist dort auch die Aufbringung der Geldmittel für diese Aufwendungen geordnet. Auf allgemein sozialpolitischem Gebiete ist neuerdings Griechenland besonders vorbildlich vorangegangen. Nachdem schon in den letzten Jahren die Sonn- und Feiertagsruhe gesetzlich geregelt worden war, ist durch zwei Gesetze vom 12. Januar und 6. Februar 1912 die Arbeit von Frauen und Minderjährigen geschützt und die Zahlung der Löhne der Arbeiter, Angestellten und Dienstboten neu geordnet. Auch für die Gesundheit und Sicherheit der Arbeiter in den Fabrikbetrieben ist im Wege des Gesetzes Vorsorge getroffen. Zur Überwachung der Arbeiterschutzmaß-

nahmen, zur Vermittelung bei Streitfällen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sowie zur Vorbereitung weiterer sozialer Reformen ist ein staatliches Arbeitsamt im Ministerium für nationale Wirtschaft errichtet worden, dem ein aus Vertretern des Parlaments und des Erwerbslebens zusammengesetzter Beirat zur Abgabe von Gutachten über sozialpolitische Fragen zur Seite gestellt ist.

Vergegenwärtigt man sich, wie die Balkanvölker im Zeichen dieser immerhin nicht unbedeutenden sozialpolitischen Einrichtungen als heldenhafte Sieger im Kampfe mit den Türken hervorgegangen sind, die ihrerseits noch nicht einmal den ersten Grund zu einer neuzeitlichen sozialen Fürsorge zu schaffen gesucht haben, so wird man der Sozialpolitik einen ungünstigen Einfluß auf die Mannhaftigkeit und Kraft der Nation nicht beimessen können. Mag auch unsre moderne soziale Gesetzgebung in ihrer praktischen Durchführung mit Mängeln behaftet sein, so kann doch von einer Verweichlichung und Entsittlichung des deutschen Volkes durch sie, wie gerade jetzt unter Hinweis auf den reckenhaften Sieg der Balkanvölker zuweilen mit besonderer Dreistigkeit behauptet wird, keine Rede sein. Erst ein künftiger Feldzug wird erweisen, wie dank unserer sozialen Gesetzgebung auch unter der Herrschaft der modernen Industrie das Volk in Waffen, von genialen Feldherren geführt, hinter seinen Vätern an Mut, Kraft und Tapferkeit nicht zurücksteht, ihnen aber dank der gesteigerten Volksbildung an Führertalent, Entschlußfähigkeit und Selbständigkeit des Handelns überlegen ist. —

Königl. Hauptmann a. D. W. Stavenhagen: Salonikis Bedeutung.

Der Balkankrieg, der Saloniki, die heutige Hauptstadt des 35 000 qkm großen türkischen Vilajets Selanik (mit 1,13 Millionen Einwohnern), durch Eroberung in die Gewalt der Griechen und Bulgaren brachte, hat in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese politisch, strategisch und weltwirtschaftlich so ungemein wichtige Stadt gelenkt, deren endgiltiges Geschick der bald erwartete Friedensschluß zwischen der Türkei und den vier Balkanmächten bestimmen soll.

Ihre Lage im östlichen reichgegliederten Küstenlande der Balkanhalbinsel, der orographisch wie ethnographisch so mannigfaltigen und wichtigen Vermittlerin zwischen Europa und Asien, und zwar an der eigentlichen Wurzel der dreilappigen, tektonisch stark zerrissenen und gebirgigen Chalkis, im Hintergrunde eines offenen und freien, durch keine Meerengen wie die von Konstantinopel abgeschlossenen weiten Golfs der Aegäis und seitwärts des gefährlichen Vardardeltas, ist sehr bedeutsam. Das alte Kulturgebiet des Mittelmeeres, jener selbst-

ständigen geographischen Einheit, die im gesamten Altertum und Mittelalter den ersten Rang auf der Erdoberfläche einnahm, namentlich auch als Hauptumschlagsgebiet des Welthandels und Schauplatz der höchstentwickelten Gewerbe, verlieh dem uralten Thermae und späteren Thessaloniki besonders im byzantinisch-christlichen Zeitalter eine hervorragende Wichtigkeit. Der Sitz der von Paulus begründeten ersten europäischen Christengemeinde und die Wirkungsstätte des heiligen Demetrios war die bedeutendste christliche, einst rein griechische Stadt des Orients, bis ungünstige politische Verhältnisse, namentlich seit 1430 die türkische Herrschaft, die zur Vernachlässigung der Handelswege nach Selanik und zum Wettbewerb neu entstandener kleinerer Binnenhandelsstädte und größerer Orte wie Seres an der Via Egnatia und der Straße nach Konstantinopel führte, den allmählichen Verfall des nunmehr hauptsächlich von Türken und Juden bewohnten Mittelmeerplatzes zur Folge hatten. Vor allem aber trug hierzu bei die Einbuße, die im 16. Jahrhundert nach Entdeckung Amerikas und der Seewege nach Indien und Ostasien der Handels- und Verkehrswert des ganzen Mittelländischen Meeres durch die Entwicklung neuer Kulturmittelpunkte in Mittel- und vor allem Westeuropa und in Nordamerika erfuhr. Das Mittelmeer war nun nicht mehr das in der Mitte der bewohnten Erde liegende Weltmeer und der Inbegriff aller geographischen Gesamtvorstellung, sondern gab seine Herrschaft nach Auffindung der transozeanischen Wasserstraßen ab, und die einst blühenden Handelsstaaten an seinen Küsten gingen unaufhaltsam dem Verfall entgegen. Erst als dem Weltverkehr wieder neue Wege gewiesen wurden und 1869 durch die Eröffnung der heute wichtigsten Welthandelsstraße, des Suezkanals, eine neue Periode mediterranen Handels anbrach, indem die alten Verkehrsstraßen des romanischen interkontinentalen Mittelmeers zu Durchgangslinien nach dem fernen Osten neu belebt und umgewandelt wurden, begann, zumal nach der Erbauung der Morava-Vardarbahn, ein rascher und lebhafter Aufschwung dieses mittelländischen Hafenplatzes, den auch die Begründung des mächtigen Deutschen Reiches begünstigte. Es wurde ein natürlicher Verknüpfungspunkt von Land- und Seeweg für den Weltverkehr.

In einem der vier fruchtbaren Becken des südlichen oder eigentlichen Makedoniens, der quer zur Küste landwärts tief eingreifenden reichbewässerten, wenn auch fieberreichen Kampania-Ebene (1715 qkm), da, wo sie sich weit aufgeschlossen nach dem Meere öffnet, gelegen, und am Anschluß von vor allem dem Welthandel dienenden Großschiffahrtswegen an die Endpunkte bedeutender Landverkehrs- und Operationslinien, dankt dieses von Konstantinopel ganz unabhängige türkische Handels- und Kulturzentrum solcher geographischen und besonders Meereslage seine heutige weltpolitische Bedeutung. Denn es ist nicht nur der nach der Landeshauptstadt erste Hafenplatz des heutigen Osmanischen Reiches, dem an Wich-

tigkeit nur noch Smyrna, der Ausfuhrort des produktenreichen Kleinasiens am tief eingreifenden geschützten Golf verglichen werden kann, und der ein Sammelbecken aller wirtschaftlichen Interessen der Balkanhalbinsel geworden ist, sondern es hat Aussicht, bei günstigen politischen und kulturellen Verhältnissen einer der ersten Hafenplätze des ganzen Mittelmeeres, eine Art Triest, Marseille oder Hamburg zu werden, also den Weltdurchgangsverkehr zu fördern. Vor allem dient es dem europäischen Festlande, besonders den nord- und mitteleuropäischen Mächten, in erster Linie Deutschland und Österreich-Ungarn, als wichtige Etappe auf dem natürlichen und kürzesten Wege nach Kleinasien und durch den Suezkanal nach dem fernen Osten. In dieser Hinsicht hat es eine höhere Bedeutung, als selbst Konstantinopel, die Stadt der europäisch-asiatischen Meerengen, der Vorhafen des pontischen Wirtschaftsgebiets, aber am äußersten östlichen Rande der Balkanhalbinsel, und Port Said und dem Suezkanal sowie den Häfen des mittleren und westlichen Mittelmeeres wie des Atlantik ferner liegend, als Saloniki, das bei verbesserten Verkehrseinrichtungen diesen einstigen Brennpunkt des Welthandels zweier Kontinente bald überflügelt haben wird. Nun gar, wenn die Türkei jetzt erhebliche Landverluste erleidet, was zweifellos ist. Besonders für Österreich-Ungarn, dessen Interessen Donau abwärts in das Chaos der Balkanvölker und in die europäisch-türkische Sphäre reichen, und das eines zweiten Zuganges zum Meere im östlichen Mittelmeerbecken bedarf, ist der freie Handelsweg nach Saloniki eine Lebensfrage. Aber auch für griechische, serbische, bulgarische und italienische Bedürfnisse, überhaupt für den gesamten Weltverkehr hat dieser Platz eine immer steigende Bedeutung, die die des Altertums überragen wird.*)

Er liegt an einem tektonischen Ingressions- und Abrasionsgolf, mit dem an Tiefe, Geräumigkeit und Sicherheit sowie Freiheit und Man-

---

*) Die alte griechische Kolonie beim Dorfe Sedes, die dem Golf den Namen des Thermäischen gab, war häufig das Ziel der Eroberungen. Einst die von der östlichen Fortsetzung der Via Appia, der von Dyrrhachium ausgehenden berühmten Via Egnatia am Nordostrande berührte mächtige Hauptstadt des römischen Makedoniens und Handelsnachfolgerin von Potidäa und Olynth, erreichte sie zur ersten christlichen Zeit etwa 220 000 Einwohner und hielt sowohl slavischen (bulgarischen) Belagerungen im 6.—8. Jahrhundert, wie nach Plünderung durch die Sarazenen 904 und vorübergehender Besitznahme durch die Normannen unter Tankred 1185 den vielseitigen Befehdungen des mächtigen Serbenzaren Stephan Dušan (1336—1356) stand. Als 1204 nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner das byzantinische Reich zerfiel, war das Fürstentum Thessalonich vorübergehend unter den Häusern Montferrat und Komnenos das bedeutendste Reich auf griechischem Boden. Nach nur kurzer Herrschaft der Venezianer 1422 eroberten es die Türken 1430 zur Zeit Murads II. und dürften es jetzt, wenn nicht an Griechenland, so an ein autonomes Makedonien verlieren, das unter dem Schutz der Balkanstaaten steht, nachdem am 26. X. 1912 Tachir Pascha kapituliert hat. — Eine Teilung Makedoniens würde den Wert Salonikis erheblich beeinträchtigen. In diesem Falle wäre die Ausgestaltung als internationaler Freihafen allen anderen Lösungen vorzuziehen.

nigfaltigkeit der Verbindungen nach allen Seeverkehrsrichtungen keine einzige Bucht oder Hafen auf der ganzen Balkanhalbinsel (auch nicht entfernt das Goldene Horn) verglichen werden kann, und der in Verbindung mit dem von Orfani die sich hier durch eingreifende Buchten auszeichnende südosteuropäische Halbinsel am stärksten gliedert. Sie liegen dem Golf von Medua an der Westküste in nur 310 km Abstand (gegen 1183 km größter Breite der Halbinsel zwischen Fiume und der Donaumündung) gegenüber, wenn auch nicht auf gleicher geographischer Breite, und scheiden so den nördlichen massiven trapezförmigen Teil von dem schmalen und gegliederteren, daher leichter zugänglichen südlichen, der als sekundäre Halbinsel zu betrachtenden griechischen. Der Morawamündung nähert sich der in nordsüdlicher Ausdehnung (bis zur Meerenge zwischen Vardardelta und Kap Veliki Kara Burnu oder Kalamária) 17—18 km (10 Sm.) lange und über 13 km (7 Sm.) breite Golf auf nur 340 km. Er hat nur eine verhältnismäßig geringe und dazu, in Folge teils der Flußablagerungen, teils der Erdbeben, sowie der Verwerfungen der Schotterzone des Thessalischen Olymps oft veränderliche Tiefe. Die 10 Meter-Linie geht allerdings an seinen Ufern entlang, aber von dieser wichtigen Tiefenlinie senkt sich der Grund nur zu einem seichten Becken von 20—28 m, bloß bei Kap Burnu finden sich 30 m Tiefe, und in der Meerenge liegt eine Bodenschwelle, die nur 18 m Wasser über sich hat und zwischen sich und der Westküste einen Kanal von nur 5—7 m Tiefe freiläßt.

An dieser bis zur Vardarmündung aus Geröll bestehenden, stark zerfaserten Flachküste befinden sich nämlich die Deltas heutiger oder erloschener Flußmündungen, wie des Vardar, Galik und Pajzenski Potok, die sich unterseeisch bis 2 km weit ins Meer schieben, ebenso zahlreiche Bänke des thalassogenen und potamogenen Schwemmlandes, auch vor der Bistriča. Die Ostküste des Golfs wird dagegen durch hohe wandförmige Abhänge aus festem gelben Ton und Sand gebildet.

Längs der Ufer friert der Golf, sobald im Januar Nachtfröste bis zu — 7,5° C eintreten, in etwa 2 km Breite im Winter ein, 1903 war die Bucht sogar in ihrem ganzen Umfange mit Eis überzogen.

Am Nordende des Golfs senkt sich das durchschnittlich 8 m hohe, von mehreren Flüssen durchschnittene Saloniki Polje, der weitaus größte Teil (1500 qkm) der nach allen Seiten zum Pazarsko Jezero (+ 4 m) sanft abfallenden Kampania, zum Meere, während ein schmaler, nach Norden ansteigender Seitenarm von Karasuli sich golfähnlich den Vardar aufwärts bis zum Ciganska Klisura ausdehnt.

Diese weite Ebene von Saloniki wird rings von den steilen Höhen des makedonischen Hügel- und Berglandes umgeben, darunter im Westen der 1900 m hohe Kartaš, im Norden das Pajakgebirge mit dem 1307 m hohen Vrh und im Osten das Hortaösmassiv mit dem 1200 Meter hohen Klissos oder Kortaš. Die zahlreichen in das Becken von den Gebirgen herabfließenden Ge-

wässer verschütten es mit Schotter, verjüngen es mit lehmigem Sand und Schlick, bewässern es und machen es bei dem milden, wenn auch ungesunden mittelmeerischen Klima (die Jahresisotherme 16° zieht hier durch) sehr fruchtbar. Es wird Baumwolle, Reis, Tabak gebaut, die Beckenwände besonders der Sonnenseite sind mit sehr geschätzten Weingärten bedeckt, alle Getreidearten, namentlich Mais und Weizen, kommen hier fort, es gedeihen Maulbeer-, Feigen-, Mandel-, Kastanien- und Nuß-, zuweilen auch Ölbäume. Die Viehzucht, namentlich im Gebirge, wo es viel walachische Hirten gibt, und die Seidenzucht werden betrieben, Erze und auch Kohlen gewonnen.

Am Südrande dieser Kampania steigt nun die Stadt Saloniki von einem breiten Kai am Golfufer (mit dem malerischen Turm Beas-Kulé im Osten) mit ihren zahlreichen Kuppeln und Minarehs amphitheatralisch und sehr malerisch an den Abhängen des Kortaš bis zur beherrschenden, auf altvenezianischen Grundmauern erbauten Feste Yedikulé-Kalessi empor. Eine durch Türme flankierte zinnenbekrönte Mauer mit mehreren Toren (Kapu) umschließt Zitadelle und Stadt. Im Westen, wo die Dampfer am Zollamt ankern, liegt das kleine „Fort" Top Hane, mit davor erbauter Vorstadt Tschaïr, wo sich die Bahnhöfe befinden. Nach Südosten erstreckt sich von der Beaskulé längs des Meeres der durch hübsche Landhäuser und Gärten gezierte neuere Vorort Kalamária mit den Konsulaten.

Der Hafen war lange Zeit durch das rasche Vorrücken der sumpfigen Anschwemmungen der Flüsse, namentlich des Vardar, und mangelhafte Einrichtungen beeinträchtigt, wie auch die gegen die schnellen Seegang bringenden Südwestwinde wenig geschützte Rhede ungünstig ist. Immermehr drohte die zwischen den Bänken des Vardar Huk und Kap Kara Burnu befindliche Golf-Einfahrt zu versanden und die von der niedrigen Marschküste mit dem davor liegenden Vespasianriff umgebene innere Bucht zu einem Landsee zu machen, ähnlich dem nahe gelegenen flachen Jenidsch Jezero, dessen Abfluß, der Karasmak, zum Vardar geht, und der auch einst eine Bai des Golfs von Saloniki war.

Indessen ist der neu hergestellte Hafen, wenn er auch einem Weltverkehr noch keineswegs genügen kann, doch sehr geräumig und mit den erforderlichen Kunstbauten versehen. Er besteht aus einem viereckigen Becken mit zwei 150 bezw. 200 m breiten, für den Schutz gegen Seegang bei Südwind freilich zu weiten Einfahrten, die zwischen einem davor liegenden 560 m langen Wellenbrecher mit zwei roten Festfeuern und zwei 250 bezw. 200 m langen Molen liegen. Er hat 400 m lange, 130 m breite Kais sowie einen 1720 m langen Landungskai mit drei Landestellen längs der Stadtfront.*) Am Ausgang der Bucht steht auf dem tafelförmigen Hügel des steilen Kaps Kara ein weißer Leuchtturm von 10 Sm. Sichtweite (hier liegen auch drei größere Erdforts mit schweren und leichten

*) Eine Erweiterung der einer französischen Gesellschaft konzessionierten Kaianlagen ist geplant, ebenso der Bau eines Zentralbahnhofs.

Schnellfeuergeschützen), während auf der Westseite vor der Vardarbank ein rotes Feuerschiff von 5 Sm. Leuchtweite liegt. Die hier befindlichen Bänke, besonders vor der Nasikihalbinsel, sind sehr gefährlich und zur Einfahrt ist unbedingt die Hilfe von Lootsen nötig.

Der Hafen wird von den größten Mittelmeerlinien, darunter der Deutschen Levante- und der Hamburg-Amerika-Linie, dem Österreichischen Lloyd, der Navigazione Generale Italiana, den Messageries Maritimes, der Russischen wie der Griechischen Dampfergesellschaft und der türkischen Courdgi-Linie angelaufen.

Zahlreiche Dampfer gehen nach allen Häfen des Mittel- und Schwarzen Meeres, so nach Kawala (17 Std.), dem Ausfuhrhafen für das Sandschak Drama, gegenüber von Thasos, dann nach Smyrna (Ismir) in 24 Stunden (253 Sm.), zum Anschluß mit der 420 km langen Bahn über Alaschehir-Afiun Karahissar in 24 Stunden an die Anatolische Bahn, bezw. auch die Bagdadlinie (von Konia bis Bulgurlu) oder an die Dampferlinie Smyrna-Larnaka oder asiatisch Tripolis (2 bezw. 3 Tage). Dann nach dem Piräus (256 Sm. in 27 Stunden), wo sich besonders die wichtige Dampferlinie nach Alexandria (Khedivial Mail Line, in 49 Stunden) eröffnet, ferner nach den Dardanellen direkt (338 Sm. bis Konstantinopel in 45 Stunden) oder über Dedeaghatsch (Station der Bahn Salonik-Kuleli Burgas, in 30 Stunden) bis Konstantinopel (4 Tage), wo Anschluß nach Odessa (38 Stunden), endlich nach Marseille (Messageries Maritimes, via Patras oder Athen), Genua (Navigazione) oder Triest (Lloyd Austriaco, in beschleunigter Fahrt 4 Tage) usw. Die Verkehrszeit ist die mitteleuropäische (Saloniker Netz, das für die ganze Westtürkei gilt). Der Seeverkehr betrug bereits 1905 in Saloniki 1274 angekommene Schiffe (ohne die kleinen ottomanischen Segler) von 879 119 t, darunter 51 deutsche Dampfer, und die Ausfuhr hatte einen Wert von etwa 15 Millionen Mark, davon 7,5 Millionen für Getreide, 3,2 Millionen für Tabak, 2,9 Millionen für Felle usw. Hierzu tritt der reine Küstenschiffsverkehr, so daß man die Zahl der überhaupt verkehrenden Schiffe heute auf etwa 5000 jährlich (darunter 1000 Dampfer) schätzen kann. Es gibt an 10 000 t Kohlen und reichliche Lebensmittel jeder Art für größere Geschwader, die Belgische Compagnie Ottomane des Eaux versorgt Saloniki mit gutem Wasser aus artesischen Brunnen. Reich sind auch die vorhandenen Wasserkräfte, allein die der drei Städte Voden, Njegus (Naustia) und Ver (Karaferia) am fruchtbaren Westrande der Kampania würden nach James Baker für den gesamten Betrieb von Manchester ausreichen. An Industrie gibt es Dampfmühlen, Baumwollspinnereien, Tabakfabriken, Gerbereien, Färbereien, Bierbrauereien usw. Ein Telegraphenkabel geht nach Lemnos, von da über Tenedos (Bosdja Adasi) nach Konstantinopel-Odessa, und ein anderes von Tenedos über Syra nach dem Piräus weiter. Die geplante Funkentelegraphen-Verbindung von Liverpool nach Triest—Cypern—Aden wird über Saloniki führen.

Saloniki war Sitz des Wali (Generalgouverneurs) von Makedonien, des Generalkommandos des 5. A. K. (das zum 2. Armee-Inspektionsbezirk gehört) und des Kommandos der 13. Division, ferner des Chefs der internationalen Gendarmerie (seit 1905), eines griechischen Metropoliten und eines Großrabbiners. Es hat eine buntgemischte, aber sehr unruhige Bevölkerung von etwa 155 000 Köpfen, davon über die Hälfte (80 000) Israeliten (Israëli, Mussevi oder Jahûdi, der Mehrheit nach Sefardim oder Spaniolen, nur etwa 10 000 Denmi oder Mamin, d. h. äußerlich zum Islam bekehrte den Jungtürken anhängliche Juden. Ferner an 40 000 Türken, die zu den oberen Schichten vor allem gehören, etwa 20 000 orthodoxe Griechen, wohl, dank ihrer zahlreichen Lehranstalten, nach den Europäern die Gebildetsten, an 8000 Slaven und 3500 Levantiner und Europäer oder Franken, darunter etwa 200 Deutsche. Dieser Völkermischmasch verleiht der regen Stadt ein orientalisch-mittelländisches Gepräge.

Vor allem die Juden, intelligente und energische Handelsleute, aber auch, da sie die physisch stärkste Rasse darstellen, als Lastträger, Bootsleute, Handwerker bei den schwersten Arbeiten tätig, geben dem Platze durch ihr kaufmännisches Treiben, namentlich im Kleingeschäft, Leben und Tätigkeit, demnächst erst die im Handel wenig zuverlässigen Griechen, die in den oberen Klassen schnell reich werden, in den unteren Ständen das Gesindel und die Verbrecher hauptsächlich liefern, und die sprachkundigen Levantiner, gewissermaßen die Kreolen der Türkei, Mischlinge aus Europäern oder Franken (meist Italienern) mit Griechen, Armeniern, die zwar ohne tiefere Bildung, aber talentvoll sind und den Handel im Großen betreiben, sowie Unternehmer, Ingenieure, politische und Handelsagenten, Eisenbahn- und Postbeamte usw. sind. Unter den Slaven ragen die serbischen und bulgarischen Kaufleute und Gärtner, dann die mit schweren und niedrigen Leistungen beschäftigten Arbeiter hervor, die vom Lande und aus den benachbarten Orten, mit denen Saloniki in regem wirtschaftlichen Verkehr steht, herbeiströmen.

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die Verbindungen der Stadt mit dem Hinterlande! Es sind wichtige Überlandwege und Straßenzüge 1. Ordnung, zugleich gute Operationslinien, die namentlich aus Ungarn, Albanien, Serbien und Griechenland in das Gebiet von Saloniki hinabziehen, bezw. von der Stadt nach allen Seiten ausstrahlen und dabei den Talzügen der Flüsse, vor allem des seitwärts des Orts in der Mitte des Golfs mündenden Vardar (des alten Arios, mit dem Kara Azmak, dem Abfluß des Pajarsko Jezero) folgen. Er bildet eine große, ja die wichtigste und zugleich zentrale Heeres-, Verkehrs- und Kulturstraße der ganzen Balkanhalbinsel, auf der sich im Mittelalter die serbischen Eroberer der Nemanjići bewegt haben, und verbindet sich im serbischen Morawatal mit einer zweiten solchen Beckenreihe, die östlich die Maritza (Hebros) bildet. In diesen Talfurchen

breiteten die Türken ihre Macht auf dem Balkan aus, an ihnen liegt die Mehrheit der welt- und kulturgeschichtlichen Orte der Halbinsel, längs ihnen entstanden die kleinen Staaten, und heute folgen ihnen auch die großen Bahnlinien. Belgrad und Saloniki sind gewissermaßen die strategisch wichtigen Schlüssel der wie alle Zuflüsse der Kampania durch eine Klamm, hier die Cziganska Klisura in sie einmündenden Vardarlinie. Nach Nordosten führen minder bedeutende Wege durch das alte Tal Dervev nach dem wichtigen Becken von Seres (Sirrhai) im Flußgebiet der Struma und an den bedeutsamen Golf von Orfani, östlich der Chalkis, wie überhaupt auch der größere Teil Ostmakedoniens und des Strumatals und so Sofia seine Waren und Erzeugnisse großenteils mit Saloniki austauscht. Nach Südosten gehen Wege nach Karaburnu und der Kalamária und südlich in den westlichen Arm der Chalkis, die Kassandria (Pallene) über das uralte Potidäa (Olynth) bis zum Kap Paliuri. Nach Westen führt eine wichtige Straße durch den Talzug des Voden bis Ostrovo und nach den Becken von Meglen und Bitolji, in die die wichtigste Querverbindung zwischen der Adria über die albanischen Gebirgsketten ins Innere der Halbinsel, die Via Egnatia, von Durazzo her kommend, mündet. Sie ist heute von Drasch bis Ochrida die von den Türken verwahrloste, wenn auch strategisch noch immer wichtige Karawanenstraße, auf der einst die Römer eindrangen, und die noch in byzantinischer Zeit eine große Rolle spielte, von da bis Bitolji eine vortreffliche, besonders an Markttagen sehr belebte Fahrstraße, von Bitolji bis Saloniki ersetzt sie meist die Bahn dahin, so daß dieser Platz auch zum Hafen Albaniens geworden ist. Endlich ist die nach Südwesten ziehende Ägäische Straße bemerkenswert, die von der Eisenbahnstation Gida nach dem Dorfe Ljubenova führt, sodann längs des Meeres und unterhalb der ungeheueren, schneebedeckten Kuppe des 2985 m hohen thessalischen Olymps, des griechischen Götterberges, fort nach Katarina, Litochori und durch das schmale Tal Tempe, wo der Peneios (Salamvria) mündet, nach der thessalischen Landschaft Magnesia. Hierzu kommen noch zahlreiche Wege über die oft tiefen und bequemen Einsattelungen der Gebirge. Zwischen Vardar- und Galikfluß liegt der niedrigste Punkt in der Umgebung der Kampania, die Sumpffläche der Ravna. Im Süden spielt das Bistrißatal eine Verkehrsrolle.

Unter den in Saloniki endenden oder sich kreuzenden Bahnlinien ist besonders wichtig die durch Südmakedonien von der serbischen Hauptstadt Belgrad über Niš und durch das Morawatal via Kumanowo (wo eine Stichbahn an die bulgarische Grenze geplant ist), ferner Skoplje oder Üsküb (von wo eine 119 km lange Zweiglinie über Priština und das historische Amselfeld nach dem strategisch wichtigen Mitrovitza an der Mündung der Sitniß in den Ibar und am Beginn des Sandschak Novibazar führt) bis Saloniki ziehende Bahn. Diese seit 1888 bestehende einzige Verbindung mit Berlin und dem westlichen Europa ist bis Ristovaž serbische Staats-, dann Orientlinie. Ferner endet in Saloniki die

442 km lange **Bahn von Monastir** am Dragor, im Becken von Bitolji, der zweiten Stadt Makedoniens, die über Voden, Ver im Talzug des Vardar, den sie auf 342 m langer Brücke überschreitet, herabkommt. Dann führt mit 100 m langer Brücke über den Galik, zunächst der Bahn nach Skoplje gleichlaufend und langsam ansteigend bis zur Station Kilindir, wo eine Verbindungslinie nach Karasuli an der Linie nach Niš abzweigt, und weiter bis zur Wasserscheide von Tua Tepe (270 m) an der alten Karawanenstraße, wo sie sich nach Osten wendet, die wichtige **Küstenbahn** über Seres und Dedeaghatsch, aber aus strategischen Gründen in ziemlicher Entfernung vom Meere, nach Kuleli—Burgas (Adrianopel) bis Konstantinopel (840 km). Bei den Stationen Drama und Muradli sind Abzweige nach den Seeplätzen Kavala und Rodosto geplant.

Durch die beabsichtigten Bahnen in Dalmatien und im Sandschak Novibazar (Mitrovica—Priboj bezw. Uwatsch, 230 km) würde die unmittelbare Verbindung Salonikis durch das Zentralbecken von Bosnien und über das Drintal nach Deutschland hergestellt und **dann** erst, in Verbindung mit erweiterten Hafeneinrichtungen, der Mittelmeerplatz zum Ausgang eines **Weltverkehrs** befähigt werden. Die jetzt 3362 km lange Strecke Berlin—Port Said über Brindisi würde um 763 km gekürzt werden, also um etwa 36 Stunden, und der Seeweg nach Port Said nur noch 735 Sm., statt jetzt 940 betragen, d. h. es würden 17 Stunden Seefahrt erspart werden. Auch ist längst ein 90 km langer Anschluß an das **griechische** Bahnnetz von Gida—Kapsochori (Station der Bahn nach Monastir) bis Platamona (nach Larissa zu) geplant, dem sich bisher die Türken widersetzt hatten, sowie durch die 107 km lange Strecke Demir-Hissar (an der Küstenbahn, im Strumatal) nach Dschuna ein solcher an das **bulgarische** Netz, wie auch **Albanien** durch mehrere Abzweige von den Hauptbahnen mehr aufgeschlossen und damit in bessere Beziehung zu Saloniki gebracht werden soll.

Wird endlich der jetzt völlig unzureichende fortifikatorische Schutz auf See- und Landseite dieses wichtigen Operationsobjekts feindlicher Flotten und Heere verstärkt (liegt doch heute wieder im Mittelmeer der Schwerpunkt der Weltpolitik), so dürfte in der richtigen Hand das alte Thessaloniki einer großen Zukunft entgegengehen, die die Vergangenheit auch zu seiner Glanzzeit überstrahlen dürfte.

Georg Brandes: Skandinavischer Einfluß.

Es wird in diesem Zeitalter der großen staatlichen Agglomerationen nicht selten behauptet, die kleineren Staaten hätten ihre Existenzberechtigung verloren. Sie sind nicht mehr imstande, sich gegen eine Großmacht zu verteidigen, und vermögen nicht, ihren Bürgern die zahlreichen Vorteile zu bieten, die den Bewohnern eines großen Landes oder eines mächtigen Bundesstaates im voraus eigen sind.

Daß die Existenz kleiner Staaten unsicher und bedroht ist, wird Niemand leugnen. Überflüssig sind sie aber nicht, und ihre kulturelle Bedeutung hängt nicht von der Größe des Areals oder der Anzahl der Einwohner ab.

Die skandinavischen Länder geben ein Beispiel der Wahrheit dieses Satzes ab.

Wie hoch Dänemark durch Ackerbau, Molkereien und Eierzucht steht, ist bekannt. Vermutlich gibt es kein europäisches Land, das es darin überflügelt. Die Volkshochschulen, die zuerst in Dänemark gegründet wurden und dem dänischen Bauernstand in der Konkurrenz einen Vorsprung gegeben haben, werden nach und nach ringsum, sogar im fernen Japan, nachgeahmt. Ich habe Japaner getroffen, die in dieser Absicht sie an Ort und Stelle studiert haben.

Die Fischerei Norwegens, der Bergbau Schwedens sind für Europa unentbehrlich. Doch Andere werden mit mehr Sachkenntnis als ich über die materielle Produktion der nordischen Länder reden können.

Es ist besonders auf geistigem Gebiet, daß seit einigen Jahrhunderten der Einfluß dieser Länder sich geltend macht.

Es ist selbstverständlich, was das von ihnen in der Wissenschaft Hervorgebrachte betrifft. Der Däne Ole Römer war bekanntlich der erste, der die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts bestimmte; der Däne Hans Christian Oersted entdeckte den Elektromagnetismus; der Norweger Abel hat in der höheren Mathematik Epoche gemacht; die Schweden Bergmann, Scheele, Berzelius sind in der Geschichte der Chemie unvergeßlich. Tycho Brahe, der Däne, war ein Fürst der Sternenkunde, wie Linné, der Schwede, König der Pflanzenwelt war.

In späterer Zeit haben Polarforscher, wie Frithiof Nansen und Roald Amundsen, Gelehrte wie der Philologe Sophus Bugge dem Namen Norwegens neuen Glanz gegeben, Arrhenius hat Schweden, Vilhelm Thomsen durch seine Großtat, das Lesen der Orkhon-Inschriften, Höffding durch bedeutende philosophische Werke Dänemark frischen wissenschaftlichen Ruhm verliehen.

Die bildende Kunst mit ihrer universellen Sprache war nicht an ihren nordischen Ursprung gebunden. In älterer Zeit nahm der Däne Thorvaldsen in Deutschland und Italien so großen Platz ein, wie im skandinavischen Norden. Später haben ausgezeichnete schwedische Künstler, wie Zorn und der Finnländer

schwedischen Blutes Edelfelt, Norweger wie der Maler Fritz Thaulow und der Bildhauer Stephan Sinding, Dänen wie die Maler Kröyer und Hammershöj Weltnamen gewonnen.

Es ist jedoch besonders in der Literatur, daß die skandinavischen Länder sich seit etwa halbhundert Jahren Bedeutung erworben haben.

Der große Grundleger der modernen Literaturen Dänemarks und Norwegens, der in Norwegen geborene Ludvig Holberg, hatte außerhalb der drei nordischen Königreiche nur in Deutschland und Rußland einen Einfluß ausgeübt, in Deutschland besonders, weil Lessing ihn in seiner Jugend nachahmte, und weil die Romantiker und ihre Nachkömmlinge, namentlich Tieck und Robert Prutz, für ihn schwärmten.

Die neue Epoche in dem literarischen Verhältnis des skandinavischen Nordens zu Europa datiert aber von dem Augenblick, da Henrik Ibsen außerhalb seines Vaterlandes anerkannt wurde. Gewiß konnte eine Zeitlang sein Landsmann Grieg sich eines ebenso verbreiteten Ruhms erfreuen. Aber Ibsens Ruhm, der tiefer begründet war, ist nach und nach größer geworden, und wenn von dem ausgeübten Einfluß die Rede ist, so schwer er auch zu messen sein mag, kann sich kein Skandinave mit Ibsen vergleichen.

Es beruht darauf, daß er in seiner Kunst ein Neugestalter war. Die am höchsten angesehenen deutschen Dramatiker vor ihm, wie Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, nahmen sich als Vorläufer seines Genies aus. Die französischen Dramatiker, die in seiner Jugend die Bühne beherrschten, Alexandre Dumas und Emile Augier, wurden im Vergleich mit seiner Kunst veraltet.

Das sprachliche Gebiet, wo Ibsens Einfluß außerhalb des Nordens am größten gewesen, ist ohne Frage das deutsche. Dauerte es lange, bevor die Deutschen auf ihn aufmerksam wurden (1880 fiel Das Puppenheim in Berlin durch), so haben sie mit Leidenschaft das Versäumte nachgeholt. Julius Hoffory, ein geborner Däne, und die zwei späteren Theaterdirektoren, Otto Brahm und Paul Schlenther, bahnten ihm den Weg. In Österreich wie in dem Deutschen Reich ist Ibsen wie ein Eingeborener gelesen, gespielt und studiert, höher als irgend ein Eingeborener geachtet worden. Was das jüngere Geschlecht von ihm gelernt hat, ist unermeßlich. Besonders hat er die dramatische Literatur beeinflußt, am merkbarsten bei Gerhart Hauptmann in dessen Anfängen, sehr deutlich auch bei Hermann Bahr.

Für die englisch redenden Länder ist seine Bedeutung weit geringer gewesen. In England selbst ist er wenig gelesen und nicht viel aufgeführt worden. In Nordamerika ist er zwar oft gespielt worden, hat aber doch nur ausnahmsweise ein tieferes Verständnis gefunden. Auf britischem Grund haben Edmund Gosse und William Archer Anstrengungen gemacht, um seinen Ruhm zu verbreiten, Bernard Shaw hat als Kritiker die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, hat aber gern verleugnet, was er selbst als Schauspieldichter ihm verdankte.

In die französische Literatur hat vor allen anderen Graf Maurice Prozor Henrik Ibsen Eintritt verschafft. Auf der Bühne wurde Lugné Poë sein Apostel. War Ibsen seiner Zeit in Deutschland als großer Naturalist aufgefaßt und gepriesen worden, war er als solcher mit Leo Tolstoj und Emile Zola zusammengenannt worden, so machte er ein Jahrzehnt später als Symbolist und Anarchist in Frankreich Eindruck. Die Frau vom Meere und Rosmersholm gewannen die Symbolisten. Dagegen war es Ein Volksfeind, der im Verein mit einigen übersetzten Auszügen Ibsenscher Briefe (an den Unterzeichneten) der anarchistischen Jugend die Vorstellung beibrachte, daß Ibsen einer der ihrigen sei. Es gelang doch in Frankreich so wenig wie in England, die Dramen Ibsens in das tägliche Repertoire der Theater einzuführen.

Unter den französischen Schauspieldichtern, die vom Einfluß Ibsens berührt sind, muß François de Curel genannt werden. Unter jüngeren Schriftstellern, die von ihm gelernt haben, behauptet Camille Mauclair einen hervorragenden Platz.

Während der Einführung Ibsens in den meisten romanischen Ländern einiger Widerstand begegnet ist — von den Italienern sind weder Die Wildente noch Rosmersholm verständnisvoll aufgefaßt worden — haben die slavischen Völker und die ungarische Nation mit ihrer geschmeidigeren Empfänglichkeit schnell Ibsen adoptiert. Er ist von den besten Bühnenkräften in St. Petersburg und Moskau, wie in Warschau, Prag und Budapest aufgeführt worden.

Das literarische Schicksal ist notwendigerweise ungerecht. Es ist in der Regel für den Schreibenden ein Fluch, nicht einer Weltsprache anzugehören. Es ist leichter für einen Geist dritten Ranges, allgemeine Anerkennung zu erlangen, wenn er eine verbreitete Sprache zur Verfügung hat, als für einen Geist ersten Ranges, der sich durch Übersetzungen geltend machen muß. Vieles von dem Feinsten wird überhaupt nicht übersetzt. Die größte Ungerechtigkeit, die Dänemark zu bedauern hat, ist vielleicht, daß ein so tiefer und ursprünglicher Geist wie Sören Kierkegaard zu seinen Lebzeiten und lange nach seinem Tode von Europa gänzlich unbeachtet und unverstanden blieb, ja sogar heutzutage, wo alle Mittelmäßigkeiten übersetzt werden, fast unbekannt und nur in einigen deutschen theologischen oder halbtheologischen Kreisen ein wenig zu spüren ist. Durch einen sonderbaren Umstand ist indessen diese Ungerechtigkeit dem großen Dramatiker Norwegens zugute gekommen; denn da Kierkegaard Europa unbekannt war, kam Henrik Ibsen eigentümlicher und größer vor. Da man seine nächsten geistigen Voraussetzungen allerwärts ignorierte, trat in dieser einen Gestalt mit einem Schlag die höchste skandinavische Kultur Europa entgegen.

Vielleicht kommt noch die Zeit, da Hauptwerke von Kierkegaard in Europa und Amerika studiert werden. Bloß eine kurze Erzählung wie In vino veritas müßte einen tiefen Eindruck machen.

Kierkegaards dänische Zeitgenossen, selbst die besten, sind von der Welt unbeachtet geblieben. Nur einer ist überall durchgedrungen und noch heutzutage in

allen Ländern populär, Hans Christian Andersen, dessen Kindermärchen einen verdienten Welterfolg gehabt haben.

Ibsens großer Nebenbuhler, Björnstjerne Björnson, der wie eine mächtige Verkörperung des norwegischen Volksgeistes dasteht, hat außerhalb des Nordens besonders in Deutschland mit Recht bedeutenden Ruhm als Erzähler und Dramatiker gewonnen. In der Novelle und im Drama (vor allem in Über unsere Kraft und Thora Parsberg) hat er bisweilen das Höchste geleistet. In Deutschland haben auch einige der jüngeren norwegischen Talente durch ihre Originalität Ansehen gewonnen, so Alexander Kielland, Gunnar Heiberg, Knut Hamsun, Arne Garborg.

Was Schweden betrifft, so hat in älterer Zeit Tegnér durch einen Romanzenzyklus, Frithiofs Sage, das Publikum entzückt, während der größte Lyriker des Landes, vermutlich das größte dichterische Genie, das der Rokoko in Europa hervorgebracht hat, Karl Michael Bellman, unbekannt blieb und erst heutzutage, meistens durch die Gesangkunst Sven Scholanders ins Deutsche übersetzt und in Deutschland verbreitet worden ist.

August Strindberg, der genialste moderne Schriftsteller Schwedens, wurde in Deutschland studiert und aufgeführt, in Frankreich bekannt, meines Wissens in den englisch sprechenden Ländern wenig beachtet. Er hat durch sein gewaltsames Temperament, durch seine starke Gestaltungsgabe, durch die Glut seines Hasses und die Schärfe seiner Satire der Jugend imponiert. Eine Tragödie wie Der Vater steht, so einseitig das Stück in seinem Frauenhaß ist, als ein unvergeßliches Monument in der Weltliteratur. Der Lehrer und Meister, dem Strindberg in seiner späteren Periode huldigte, der berühmte Mystiker Swedenborg, den sogar Goethe studierte und dem er in Faust bisweilen folgte, übt noch heutzutage seinen Einfluß auf die Okkultisten in Europa und Amerika aus.

Unter den jüngeren Talenten Schwedens (von denen einige wie Per Hallström und Verner von Heidenstam sehr hoch stehen) haben zwei Schriftstellerinnen, eine Denkerin, Ellen Key, und eine Dichterin, Selma Lagerlöf, Weltruhm gewonnen, jene durch kühne und doch besonnene reformatorische Ideen über das Verhältnis der Geschlechter, diese durch starke, liebliche Phantasie und beredten, bald enthusiastischen, bald sicher malenden Stil.

Unter den dänischen Talenten des Zeitalters nach 1870 hat der fruchtbarste Dichter, Holger Drachmann, wegen seiner hauptsächlich metrischen Begabung unmöglich gerechte Schätzung außerhalb des Nordens erreichen können. Seine lyrische Meisterschaft geht in jeder Übersetzung verloren. Sein Zeitgenosse J. P. Jacobsen schreibt zwar auch einen Stil, worin das Feinste unübersetzbar bleibt, aber als Prosaist schreckt er wenigstens die Übersetzer nicht ab, und er hat in Deutschland und Österreich — durchaus nicht in Frankreich

und England — den Eindruck gemacht, den er verdiente, ist als tiefer Psychologe und großer Sprachkünstler begriffen worden.

In seinen Spuren gewann Hermann Bang, besonders in deutschredenden Ländern, ein Publikum, das auch gern seinem Vortrag eigener Werke lauschte, und Peter Nansen, der geschaffen war, sich als Erzähler einzuschmeicheln, gewann durch seine leichte Kopenhagener-Grazie überall jugendliche Herzen. Gustav Wied hatte bald die Lacher für sich, wenn auch leider in Deutschland seine besten Sachen am wenigsten gewürdigt werden; Karin Michaëlis hat durch eigenartiges psychologisches Verständnis von Frauengeheimnissen Aufsehen gemacht und ein Publikum erobert.

Diese Übersicht ist notwendigerweise sehr unvollständig und nur als ein Fingerzeig aufzufassen. Geistiger Einfluß ist nun einmal eher zu ahnen und zu spüren als bestimmt im Einzelnen nachzuweisen.

Constantin Brunner: Ein Idealporträt Spinozas.

Mein geliebter Freund, freue dich!

Du kannst meinen Brief kaum in Händen halten (mit einer Hand wirst du ihn in der Tat schwerlich bewältigen können, so gar ungemein war er in die Blätter geschossen), und schon schreib ich abermals. Mich treibt Freude. Du freust dich mit mir, viele werden sich mit uns freuen. Schneller, als ich erwarten durfte, ist mein großer Wunsch und meine Hoffnung erfüllt worden: das Idealporträt Spinozas, von dem ich träumte, es ist da, es hat Gestalt der Wirklichkeit, ich hab es gesehen — der Bildhauer Georg Wienbrack hat es geschaffen.

Noch ist es Tonmodell auf dem Modellierbock in seinem Atelier — ich will versuchen, mich zu sammeln, meine Eindrücke zu ordnen und Dir zu sagen, so gut ich kann, das Unsagliche, was eben nur durch Kunst ausdrückbar war. Eine hinreichend anschauliche Vorstellung und Empfindung ist nicht anders möglich als für den Anschauenden und Empfindenden; ja ich weiß gar nicht, worauf ich bei einer Schilderung mich stützen könnte. Du denkst an die vorhandenen Bildnisse Spinozas, die während seines Lebens entstanden sind? Du mußt an sie denken, und doch auch wiederum darfst du kaum an sie denken (am ehesten noch an das van der Spyckſche) — der Künstler hat sich an keines dieser Bildnisse gehalten, auch nichts weniger als einen Durchschnitt aus ihnen allen zurechtgebracht. Wir sollten ja nicht ein echtes Porträt Spinozas bekommen, sondern ein plastisches Idealporträt, das wohl anders herauskommen mußte wie jene ach! so unbedeutenden Bildnisse, die sein Aussehen, grobsinnig erfaßt, mehr oder weniger getreu

widerspiegeln mögen (Expressere viri faciem, sed pingere m e n t e m —!!); das wohl anders aussieht, wie er selber im Leben manches Mal ausgesehen haben mag. Mirum in hac arte, schreibt Plinius, quod nobiles viros nobiliores facit, das heißt, daß die Kunst idealisiert; was aber nicht so zu verstehen ist, als machte sie d i e e d l e n M ä n n e r n o c h e d l e r : sie bringt nur das in ihnen vorhandene Edle rein an den Tag, wie es im Leben unmöglich jederzeit hat erkennbar sein können. Das nenne ich ein Idealporträt eines bedeutenden Individuums, wodurch d i e s e s I n d i v i d u u m i d e a l i s i e r t w i r d, so daß ihm nicht weniger, aber auch nicht mehr und nicht anderer Geist gegeben ist, als den es im Leben besessen hat; welches individuell u n d ideal ist, d. h. worin die Eigentümlichkeit seines Aussehens derart erhöht zur Darstellung gelangte, daß daraus der Dargestellte zugleich nach dem Gehalt und Adel seiner Idee oder nach seinem Werte für die Menschheit hervorscheint, nach dem Platze, der ihm in unsrer Geschichte zukommt f ü r s e i n W e r k d e r E r r e g u n g d e s B e w u ß t s e i n s. In solchem Sinne ein echtes Idealporträt Spinozas haben wir bekommen: die überlieferten Züge der äußeren Bildung sind in genialer, in freier und mächtig überraschender Weise benutzt zu einem Werke, welches uns die ganze Innerlichkeit und Tiefe des seelenmächtigen Mannes vor die Augen bringt.

Das Werk steht vor uns, und wir sind auf den ersten Anblick höchlichst überrascht, wir finden uns verunruhigt, wir erschrecken; von der Terribilità fällt auf uns, wie vor Michelangelos Schöpfungen. Es ist auch alles in diesem überlebensgroßen Kopfe, und g a r m a n c h e s wider die Natur, ins Mächtige getrieben — man mag übrigens diese Arbeit impressionistisch nennen (weil sie nicht weiter in die Einzelheiten geht, als bis sie wirken und der reproduktiven Phantasie, den Empfindungen, den Gedanken Flug verleihen), naturalistisch ist sie nicht; sie holt ihre Aufrichtigkeit und überwältigende Wahrheit aus den letzten Tiefen des Ideals.

Ein Schrecken, sage ich, fällt auf uns, wie vor etwas rätselhaft Übermächtigem, dem wir zuerst mit ganz dumpfem Gefühle überantwortet sind. Was ist es denn nur, wodurch wir gebannt stehen? Aber wir stehen gebannt und können nicht bald zurechtfinden und das Einzelne auseinanderkennen. Der Blick haftet nicht an diesem und nicht an jenem noch so Bedeutenden; hier haben wir kein Porträt, auf eine besonders herausgeschälte Charaktereigentümlichkeit gestellt. Überall ist e i n Punkt getroffen und ans Licht gehoben, wie im Gleichnis, und dann sind noch viele andre Punkte in unendlicher Bezogenheit auf wiederum anderes. Alle die so Verschiedenartiges und so Großes ausdrückenden Teile sind in der Bewegung und Verhältnis untereinander, vorüberfließend, und der Lebenssaft geht durchseelend durch sie alle hindurch. Dies ist es, was zuerst uns verwirrt, die Fülle der Eindrücke — denn noch haben wir nicht den Eindruck des Ganzen, Einen, noch fassen wir nicht, wie alles ins Ganze strebt

und dadurch erst seinen Sinn erhält; daß alles verbunden mit allem, harmonisch, dasselbe Eine ausdrückt.

Wie uns so Bedeutendes entgegenwirkt aus jeder Einzelheit, von der wir doch sogleich wieder hinweggezogen werden, müssen wir endlich gewaltsam uns entreißen und wollen Rechenschaft. Wir haben bisher von vorn mehr unbestimmt geblickt als betrachtet und gesehen; nun müssen wir vom Platze, die Seitenansichten in Augenschein zu nehmen. Aber das vorige Spiel setzt sich fort, und fast noch stärker finden wir uns verwickelt. Von neuem stehen wir und stocken, gefesselt und befremdet; und das scheint uns völlig unmöglich, diese drei Ansichten, der beiden Profile und des Vollgesichts, zu identifizieren. Aber dann, wenn wir wieder vorn angelangt sind und nun gewahren, wie die ungleichen Seiten sich treffen und vereinigen, dann sind wir doch mittlerweile andere geworden; oder ist dieser Kopf lebendig, daß er seinen Ausdruck verändert hat? Es will uns bald bedünken, als gingen all die Einzelheiten in einen Zusammenhang, und dieser Zusammenhang ist Einheit — — jetzt beginnt es; jetzt beginnt für uns jegliches zurückgehen in das unteilbare Eine, aus dem heraus es geschaffen ward. Sofort hebt abermals an unsre Wanderung um das machtvolle Haupt, — vorher nur, zum ersten Male jetzt, haben wir einen Blick auch dafür, daß es mit ganz leichter Neigung nach links auf dem Halse steht, und für den Hals mit dem Ansatz der beinah schmächtig verlaufenden Schulterlinien und für die Bekleidung, den Sergerock, darüber vorn am Halse das Bäffchen, — Spinozas Hausneglig̀é, wie er es auf dem Spyckschen Bilde trägt. Was vom Gewande sichtbar ist, nur vorn, nicht ganz bis zur Nabelgegend, wirkt schön, würdig, feierlich — es ist Plastik, und gar einen Denker vorstellend, daher vom Gewande nur so viel, als unumgänglich war, und so wenig als möglich wie ein Gewand behandelt: abgeflächt, die Falten beinah wie Kannelüren, nach unten hin hermenartig sich etwas verschmälernd. Aber wie bei Hermen ist der aufgestellte Kopf das eigentliche Interesse; wir umwandern ihn wieder und wieder, von rechts nach links, von links nach rechts (denn vor einer Plastik muß man wandern, sie hat nicht gleich einer Malerei nur eine Perspektive, sie hat unzählige Perspektiven, und ihre Wirkung beruht auf den vielen Perspektiven, auf der Kombination der vielen Perspektiven), wir wandern und stehen und betrachten auf alle Art, wie sich betrachten läßt, und immer glücklicher macht die wachsende Überzeugung, daß hier wahrhaft all das Viele zusammengespannt ist zur organisch wallenden Einheit, darin nichts zu viel ist und nichts müßig bleibt; alles lebt und schwebt, der ganze gewaltige Kopf selber hat schwebende Leichtigkeit, und ja! das ist ein rundes Werk der Plastik — wo wir stehen, steht das lebendige Ganze vor uns.

Das ganze lebendige Eine — — wahrhaft nichts ist unbeseelt geblieben; auch den überhaupt unbeseeltesten Teil des Gesichts, die Unterlippe, treffen wir in den Dienst geistig hoher Aktivität gestellt: ein wenig vorgeschoben. So

sehen wir's auf dem Spyckschen, dem Wolfenbüttler und ganz deutlich auch schon auf dem Jugendbildnis beglaubigt, aber unser Künstler hat das gar geistreich angewendet (in der Art, wie Lysippos den schiefen Hals Alexanders zum Anlaß nahm, einen begeistert zum Himmel blickenden Göttersohn zu schaffen): er zeigt die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und ein wenig nach links gezogen, eine Bewegung wie bei einem, der fast ungeduldig darauf wartet zu reden. Diese Auslegung ist ohne Zweifel richtig; es paßt zu ihr auch die energisch vorgebeugte Haltung des Kopfes mit den ganz tief zusammengezogenen Falten zwischen den Augenbrauen, die Schwellung der Nasenlöcher, die gehobenen Nasenflügel und selbst das Bäffchen, dieses ganz dramatisch mitmachende, mit den unteren Enden vorwärtszitternde Bäffchen — alles simultane Bewegung e i n e s Ausdrucks. Gewiß, dieser Mann rüstet sich, auf eine gehörte, immer noch gehörte, noch nicht ganz zu Ende gebrachte Rede zu erwidern; seine Antwort schwebt ihm bereits auf dem Munde, einem Munde von den wunderfeinsten, holdesten Linien, der von nichts als von Schönheit und Wahrheit zu leben scheint — dieser Schwung der Oberlippe liegt über der Unterlippe wie ein Triumphbogen über aller Gewöhnlichkeit und Not des Lebens — und kein Zweifel, daß aus diesem Munde das Gewaltigste und Erhabenste zu erwarten steht; denn kein Zweifel mehr, w i r h a b e n S p i n o z a v o r u n s. Ich wüßte kaum ein andres Porträt, das mit solcher Überzeugung einen andern Menschen darstellt, wie uns dieses hier Spinoza darstellt. Niemand anders als Spinoza sieht so aus — und kein andres Bild sieht wie Spinoza aus! Wenn du den Spinoza dieses Werkes einmal gesehen hast, so ist er in dich hinübergegangen und bleibt; niemals wieder wirst du Spinoza anders sehen, weg sind die früheren Bilder alle. Ich wollte, du sähest ihn vor dir, lieber Freund, daß du sagen könntest: „Wir glauben nun nicht mehr um deiner Rede willen, denn wir haben selber gesehen."

Ob nicht gar meine Rede dich irreführt? Ob du nicht das Gesagte über d e n b a l d s p r e c h e n d e n M u n d mißverstehen wirst? Du darfst da nicht an vorübergehenden Ausdruck denken, wodurch dem Gesichte soll eine seelische Spannung und Bedeutsamkeit verliehen werden, nicht an die Köpfe, die gar kein Gesicht haben, sondern nur eines machen, nicht an die Zufälligkeit und Witzigkeit der à la Dornröschen plötzlich erstarrten Momentsituationen, wie in dem Geplastik von der modernsten Abrichtung so manches abscheuliche Mal vorgeführt wird. Nichts weniger als derlei, was mit wahrer Kunst nicht bestehen kann (denn es zeigt nur das Veränderliche der Oberfläche, die Naturerscheinung in ihrer undurchgeistigten Relativität). Sondern ganz fein ist das Spiel dieser mimischen Handlung vorgestellt, in der zartesten Bestimmtheit; und indem solcherart auf das Bedeutendste der Äußerung und Wirkung dieses Mannes die Aufmerksamkeit hingelenkt wird, ist nichts gegeben als die glückliche Verlebendigung seines stehenden physiognomischen Charakters, der auf den höchsten Punkt gebracht erscheint.

Dennoch ist die Bewegung der Unterlippe vorwärts und dabei zugleich linkswärts entschieden genug, um den Muskelzug der rechten, dadurch angestrafften, ohnehin etwas schmaleren Gesichtsseite nach unten und die demgemäß entspannte linke Wange zu erklären; die rechte Seite erscheint als die energisch logische, die linke als die Empfindungsseite. Was ist da rechts um den Mund, was ist da noch für eine ausdrucksvolle, ganz entscheidende Bewegung? wodurch dieser Mund auf der rechten Seite förmlich größer erscheint, als sein dürfte: der Lachmuskel und, ihm nachgebend, der Schließmuskel des Mundes sind in die Höhe gezogen, und es entsteht, als Verlängerung des Mundwinkels, eine ziemlich scharfe, gehobene Hautfalte, die gegen die Nasenlippenlinie einen beinah rechten Winkel zieht. Der seelische Ausdruck, der dadurch sich hervortut, erscheint wie stehen geblieben, indes schon (aus der Bewegung der Unterlippe und des Kinns ersichtlich) der Übergang zur Rede sich vollzieht, in der nichts als sachliche Auseinandersetzung vernehmlich sein wird — der unbeschreiblich große, in die Unendlichkeit gerichtete Blick läßt darüber keinen Zweifel. Jener stehen gebliebene Ausdruck aber ist der einer feinen Überlegenheit, wie in unmittelbarer Abwehr gehörter abergläubischer Verkehrtheit; einer stolzen, nichts weniger als hochmütigen, aber keineswegs unleidenschaftlichen Selbstgewißheit, einer nicht zu entwegenden Unbiegsamkeit, Felsenurfestigkeit, Felsenruhe. Und auch noch in der sachlichen Auseinandersetzung, bei den ewigen Gedanken — nachdem jener andere Ausdruck längst verschwunden ist, wird der Affekt zu spüren sein, von dem ich schrieb, daß er niemals in Spinozas Seele geschwiegen habe: die Leidenschaft und der Enthusiasmus des Denkens.

Stolz und edelste Leidenschaftlichkeit verrät auch die ganz prachtvolle, ganz feste, ganz männliche, ganz heldenhaft großartige Nase mit den weitgeöffneten, fein geschwellten Nasenlöchern — wie doch die Nase Bedeutung und Charakter verleiht, trotzdem sie fast ganz und gar Passivität im Gesichte ist (abgerechnet ihren Ausdruck an den Nasenflügeln ist sie unbeweglich wie die Ohren)! Wir müssen wieder wandern; wir betrachten am besten zunächst von einer der Seiten den mächtigen Adlerhöcker, der größer und kühner gewachsen ist als auf irgend einem der Bildnisse. Im oberen, knöchernen, konstruktiv unveränderlichen Teile zeigt sich prägnant und präzis die jüdische Rasse, man kann wohl sagen: in ihrem deutschen Typ, dem Spinoza, trotz seiner Abstammung, so viel geglichen zu haben scheint wie dem portugiesischen (auch daß er braune Hautfarbe besaß, ändert daran nicht: braune Haut haben auch deutsche Juden, haben auch Nichtjuden, hatte z. B. auch Goethe), in der Mitte, an der breitesten Stelle des herrlich breiten Nasenrückens, verliert sich die Krümmung in eine sanfte Wellung, hört die Nase auf eine Rassennase zu sein und tritt mehr die individuelle Eigentümlichkeit heraus; beides miteinander auf das schönste vereinigt, man sehe von vorn oder von den Seiten. Charakter der Rasse, der Nationalität, der Individualität und der Zeit sind erfordert für jedes Porträt; auf Spinozas Idealporträt tritt billig

die Zeit fast ganz zurück — Zeit genug, wenn man sie will, in der Kleidung. Er dachte nicht wie seine Zeit, lebte nicht wie seine Zeit: er war zeitlos darzustellen als der Typus edelster Menschlichkeit, als der höchste Lehrer der zu allen Zeiten sich gleichbleibenden zeitlosen einen Wahrheit.

Und was soll ich davon sagen, wie diese seine unvergängliche Macht und Größe im Blick der Augen zur reinsten und wunderbarsten physiognomischen Erscheinung kommt! Daß der Künstler diesen Blick zu schaffen vermochte, scheint mir das Erstaunlichste von allem, was er schuf — aber dieser Blick wirkt gar nicht, als wär er geschaffen, er ergreift wie die unmittelbare, ganz intuitive Konzeption. Es ist nicht zu sagen, worin es liegt, nicht einmal, wo es liegt — — die Irisfurche fehlt, wie bei den besten Werken antiker Kunst — aber keineswegs ist, wie bei diesen zu sein pflegt, die Augenhöhle vertieft, daß deren knöcherne Wandung erhabener scheint und das obere Augenlid vorspringt — alles platt und flach — auch tut es nicht der Schnitt und die Öffnung der Lider allein —: die ungemeine Wirkung ist ertastet mit Mitteln von einer Feinheit, daß sie namenlos sind und mit keinerlei Worten zu beschreiben. Und nur noch erstaunlicher scheint mir und gar nicht hineinversenken kann ich mich in den tiefsten Punkt des Wunders: wie nämlich solches hat herausgebracht werden können aus dem da Vorliegenden? Denn was aus diesen Augen trifft, ist der Blick Spinozas, der auf dem Spyckschen und auf dem Wolfenbüttler Bilde allerdings sich findet. Aber wie hat unser Künstler diesen Blick erblickt; welch ein ungeheurer Abstand von dem Blick in jenen Werken bis zu diesem Blick der geistigsten Großartigkeit! Wahrlich, der Künstler hat den innerlichen Mann Spinoza erfahren und geschaut, den verborgenen bildnerischen Gehalt der Idee Spinozas — er hat die Vollkommenheit der Idee, des Urbildes, wie er es im eigenen Herzen trug, wunderbar zusammengeschaut mit den überlieferten Zügen des Vorbildes. Ein seltener Sinn für das Physiognomische muß diesem Künstler zu eigen sein, für das Sehen wie für das Sichtbarmachen des inwendigen Herzensgrundes, des Charakters, des Temperaments, des Wollens und Könnens *in der äußerlichen Gestaltung und Bewegung*; ein Sinn für das Physiognomische, so entwickelt zu finden vielleicht nur bei einem Manne von Kongenialität mit Spinoza. Es ist wohl überhaupt schwerlich einer ein Physiognom, es sei denn, daß ihm der Gedanke von der Einheit im Herzen lebt, wobei der uralte Aberglaube vom Körper als dem Wohnsitze der Seele, die im Körper hause gleich einem Schaltier in seiner Kruste, die Getrenntheit und gar Gegensätzlichkeit des Körperlichen und des Seelischen völlig ausgespielt hat und der durchgängige Parallelismus und die Identität der beiderlei Erscheinungen sich enthüllt — ordo et connexio rerum ist *dasselbe* wie ordo et connexio idearum, und beides ist unsre Weise des Auffassens der *einen* Substanz. Wahre Physiognomik kommt ganz gewiß, so weit sie überhaupt kommen kann, aus der Tiefe und Innigkeit des Geistes, aus der genialen, aber dunklen Gefühlserfassung, die sich

in Begriffe nicht wohl auflösen und in die Freiheit der Wissenschaftlichkeit schwerlich jemals erheben läßt. Auf allgemeine Erfahrung ist hier kaum etwas zu gründen, hier gibt es keine Regel und kein Gesetz, jede Einzelheit will jedesmal neu nach dem Zusammenhange gedeutet sein, indem sie (gleich einem Worte) Bedeutungswandel erfährt; daher nichts verkehrter herauszukommen pflegt als das Urteil auf Grund von Vergleichungen (der Mann mit dieser Stirn wird ein Spitzbube sein, weil ich einen Spitzbuben mit ähnlicher Stirn im erweckten Vorrate meiner Erinnerungen finde), und die zum Staunen dümmsten und gefährlichsten Physiognomen sind die Zeichendeuter des Gesichts, die Physiognomen *geworden* sind, ohne es von immerher gewesen zu sein, — ihre „Wissenschaft" ist eine wahre Zigeunerwissenschaft, und die Esel sind schon im Mutterleibe grau*). —

Dieser Blick, der immer noch auf uns dringt, zu dem wir immer noch dringen, ist Spinozas eigentümlicher Blick — es ist etwas sehr gewaltig Eigentümliches um diesen Blick. Hippel schreibt: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besonderem Verstande." Sehr gut; übrigens ist wahr, daß jeder Mensch mit einem Blick gezeichnet ist, den kein anderer Mensch mit seinen andren Augen nachmachen kann. Der Blick ist die Invariante, das gänzlich Unveränderliche, das unwegbringbar Naive, d. i. *das Native*, woran der Mensch unter allen Umständen von demjenigen, der seinen Blick recht kennt, wiederzuerkennen ist, während alles übrige anders, entstellt, verstellt werden kann; und der Blick ist das am meisten charakteristische für das Wesen des Menschen, er ist unvergleichlich viel charakteristischer als die Gesichtszüge, die Bewegung der Gesichtsmuskeln und als alle die übrigen Ausdrucksbewegungen**). Ich z. B. kann mir von einer abwesenden Person, wenn mir von ihr übrigens gar keine Gesichtsvorstellung herauf will, doch immer noch mit einiger Lebhaftigkeit die Stellung der Augen und den Blick vergegenwärtigen, am besten, indem ich meine Augen schließe; nächstdem bleibt mir das Deutlichste, in heraufbringbarer, einigermaßen anschaulicher Erinnerung, die Stimme, der Tonfall und die Art und der Stil des Sprechens: Sprich, damit ich dich sehe, sagte Sokrates. Die Art, wie einer spricht, ist wohl ein so gewisses, ja manches Mal ein gewisseres Kenn-

*) Über Physiognomik im Allgemeinen vergl. „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" S. 849—853, auch S. 714—717.

**) Von der Rolle, welche dem Blick in der künstlerischen Darstellung des Menschen zukommt, braucht kein Wort gesagt zu werden, ebenso wenig davon, wie auf Porträts in den meisten Fällen gerade dieses Allerwichtigste verfehlt erscheint. Ausgezeichnetes, ausgezeichnet gesagt, über die Einzelheiten des verschiedenen Blickens findet sich bei Johannes Müller, „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" Lpz. 1826, S. 262 ff., *was kein Künstler, am wenigsten der Maler, ungelesen lassen dürfte.*

zeichen von seiner Natur wie seine Weise des Handelns — dem man's nicht ansieht, was er ist, dem hört man's an — unendlich wichtig ist aber schon die Stimme an sich selbst. Die Stimme ist der Klang der Seele, ihr damit so nahe stehend wie das Auge mit seinem Blick — die Vögel mit den schönen Stimmen dürfen uns da lieber sein als die mit dem schönen Gefieder; schöne Stimmen sind die mit Seelenadel voll von Innigkeit und Feuer. Doch sind wir hier beim Blick, und hatten davon geredet und wollen davon reden, wie ein jeder Mensch seinen eigentümlichen Blick, das Genie aber einen in ganz besonderem und ganz bestimmtem Sinne eigentümlichen Blick besitze.

So wie ein jeder anders *sieht*, eine andre Welt des Lichts, der Farben, der Formen sieht, das Sehen überhaupt aber das weitaus Wichtigste ist im ganzen Gesicht (welches seinen Namen hat vom Sehen und vom Gesehenwerden, von dem, was am Menschen zuerst und zumeist angesehen wird und wieder ansieht), so *blickt* auch ein jeder anders; und der Blick verkündet in solchem Maße die innerliche Beschaffenheit, daß man mit Recht gesagt hat: „Der Blick ist der Mensch", und daß man sagen dürfte: Je bedeutenderer Blick, desto mehr Mensch. Der Blick ist die sichtbare Aktivität des Sehens — es kommt für seine individuelle Wirkung alles an auf die mehr oder minder große Freiheit und Energie der Augenbewegungen sowie, besonders für die ethische Wirkung beim Ansehen eines Menschen, auf die mittlere Sehweite (den Mesoropter), aus welcher her der Blick seinem Gegenstande sich zuwendet. Der Blick ist also die sichtbare eigentümliche Bewegung, Bewegtheit der Augen beim Sehen, wovon eine allerbedeutendste und feinste seelische Wirkung deswegen ausgeht: weil es nicht etwa nur die Augen und der Sehnerv sind, sondern die ganze Seele ist es, womit gesehen wird; und nicht nur die Augenmuskeln sind es, sondern die ganze Seele ist es, womit geblickt wird. Darum ist der Blick des Genies, des guten Mannes von erstem Range, darum ist der Blick mit der Seele des Genies der eigentümlichste und großartigste, der nicht allein nicht, von niemandem, nachgemacht werden kann, sondern dem auch kein andrer Blick ähnlich gefunden wird, auch nicht der von den guten Männern des zweiten Ranges, nicht von den noch so bedeutenden Talenten. Wohl aber findet sich Ähnlichkeit der Blicke untereinander bei den im ganz großen Sinne schöpferischen Genies; womit natürlich nichts weniger behauptet sein soll, als daß alle Genies da Uniform trügen und den gleichen Blick besäßen. Aber dies ist fast gewiß, und wenn sie auch übrigens im Leben von solcher Erscheinung waren, daß die Kunst sich genötigt fände, alles an ihnen zu idealisieren: dieses Eine, den Blick idealisiert die Natur selber, und sie besitzen wohl allesamt einen Blick, an dem sie kenntlich sind, wie die Böotiker und Kretins freilich noch besser kenntlich sind an einem andern Blicke (— bei Kretins und Idioten ist die Physiognomik klassisch und unfehlbar, zumal sie sich nicht verstellen). Die Genies von eminenter quellender Schöpferkraft haben ihr Wesen in dem *Ganz zur Bewußtheit Gelangtsein*, und so spiegelt ihr

Blick die Innigkeit der Seele in sich selbst, ihre Unendlichkeit und ihre Ewigkeit. In solchem Seelenausdruck verwandt scheint mir die Weise des Blickens bei Spinoza, bei Coppernicus und bei Goethe. Ich besitze einen älteren (nicht gezeichneten) Stich mit Coppernicus, worauf diese Ähnlichkeit des Blickes mit dem von Spinoza auffällig hervortritt; und nimm dir doch irgend eines von den getreueren Bildnissen Goethes zur Hand. Du kannst gleich beginnen mit einem der ältesten und getreuesten, mit dem Ölgemälde eines Unbekannten: es stammt aus dem Nachlasse der Charitas Meixner, für die es wahrscheinlich vor Goethes Abreise nach Leipzig gemalt worden ist. Und wenn du gar dieses Bildnis zusammenhältst mit dem gereinigten Spinozabildnis von Vaillant, so wirst du nicht nur Ähnlichkeit des Blickes, sondern überhaupt ganz Seltsames an Übereinstimmung der Züge beider Männer gewahren.

Nicht nur wegen dieser Ähnlichkeit des Blickes aus den großen Augen mit den hohen Bogen der Lider, auch wegen des Adels und Lichtes dieser Stirn, die keine andren Falten aufweist als zwischen den Augen die der geistigen Zusammengenommenheit und erhabenen Kraftregung*), und wegen der Locken, die in überkühnen, schweren, dabei doch freilebendigen, gleichsam musikalischen Wellen das Haupt umgießen — erinnert nicht mit all dem unser Porträt ein wenig an Goethes olympischen Alexandertyp, wie er etwa durch Klauer dargestellt worden ist? Aber nur für einen Augenblick; danach erscheint alles anders, die Technik, der Stil, die Komposition, die Kunst, die Wirkung. Allein schon die Unnatur!

Unnatürlich groß sind ja diese Augen; unnatürlich tief eingeschnitten ist dieses Faltendreieck, in welches sich die Augenbrauen mit ihren inneren Endi-

---

*) — ein Ausdruck der von wahrhafter Größe Erfüllten, deren Denken Tat ist. Die obere Region der Stirn blieb bei ihnen, was auch sie bewegen mochte, in der Ruhe, der Stirnmuskel ist wenig gebraucht worden: ihr Verhältnis zur Welt der Dinge war ein edel überlegenes, theoretisches, sie waren nicht neugierig auf die Dinge der Welt und auf all das Kleinliche des Lebens, nicht erstaunt darum und nicht aufgeregt gleich den Andern, nicht verwickelt wie diese und nicht im Innersten angefochten, weil das alles nicht, weil die ganze Relativität nicht ihr letztes Interesse hatte, weil sie dachten, d. h. an der Relativität das Absolute erfahrend, sich selber im wesentlich Innerlichen ergriffen; und wie sie darum im Glücke des Lebens glücklicher waren als glücklich und im Unglück niemals ohne ihr Glück, und kein Affekt der gewöhnlichen Art das Gleichgewicht ihrer Gefühle zu stören vermochte, so gelangte auch keiner zum Ausdruck und brach sich keine Falten, ihre Stirn blieb schön. Willst du auch so mit deiner Stirn, mein junger Freund? so gebrauch du auch deinen Frontalis so wenig als möglich, disziplinier dich nur und denk immer schön, zu Hause und draußen, im Sonnenschein und Regen; nichts ist wahrer, als daß schön denken schön macht. Mir fällt noch eine Bemerkung von Fries ein Psych. Anthropol. II § 104) über den Einfluß der Erziehung: „Man wird finden, daß in feineren Familienkreisen, wo der Erzieher alle heftigen Emotionen genauer beachtet, sich häßlichere Kinder nach und nach immer schöner ausbilden. Im Gesicht des Wilden dagegen liest man oft die Wut in stehenden Zügen, und überhaupt bei nachlässiger Erziehung, wo rohere Emotionen, auch bloße Angewöhnungen z. B. im Verzerren des Gesichts, im Kinde gewaltsamer spielen, werden schöne Kinder durch diese Verzerrungen bald verunstaltet." Beispiel von der ersten Art, vom Schönerwerden und edler Aussehen: die Hohenzollernkinder.

gungen die Mitte der Stirn hinauf fortsetzen; unnatürlich entwickelt ist dieser breit hervorgewölbte Stirnbau mitsamt dem, was da unten sich zusammenballt, mit all dem Drang dieser unnatürlichen Wulstungen, Schwellungen und Senkungen; unnatürlich mächtig tritt dieses „Widerlager des Stirngewölbes" heraus, diese Nase; unnatürlich grandios stürzen diese Locken herunter. *Triumph über alle diese Unnatürlichkeiten!* Was ist Naturtreue in der Kunst ohne die Weisheit der von ihr abweichenden künstlerischen Unnatur, wodurch erst Natur zur Kunst erhoben wird?! Ein Greuel sind mir die Larven, aus denen alle höhere Bedeutung des Menschen hinwegnaturalisiert ist; der ganzen naturalistischen Kunst spreche ich mit Platon das Verdammungsurteil und wollte von Herzen eifrig mittun, wenn man die großen Virtuosen dieser Kunst, mit vieler Salbe begossen und bekränzt, in eine andre Stadt und immer weiter solcherart von einer Stadt in die andre schicken würde. Ich hasse den Naturalismus, der die Kunst entzaubert und in das Bereich der Relativität, der *Kleinlichkeit des Relativen*, hinunterzieht: er ist der falsche Freund und der ärgste Feind unsrer Künstler und bestiehlt den Schatz ihres Hauses. Über seinem Bestreben, alle die Eigentümlichkeiten der relativen Naturerscheinung widerzuspiegeln, opfert er die Eigentümlichkeit der Kunst, die geistig symbolische Bedeutung. Um dieser höheren Bedeutung willen gibt Kunst, der Anatomie zum Trotze, dem menschlichen Leibe Flügel, und wo sich's durch Hinzufügung nicht erreichen läßt, da muß Veränderung helfen. Es *bedarf* die künstlerische Darstellung überall einer Modifikation der Naturgestalt, damit diese uns zum Bewußtsein gebracht werde als die relative Erscheinung, welcher *das ganz Andere* der absoluten geistigen Wahrheit zum Grunde liegt; die künstlerisch umgewandelten Naturerscheinungen bedeuten andres als sie selbst, andres als Naturerscheinungen: nämlich den Geist, der in den Naturerscheinungen eben relativ erscheint. So ist denn die Kunst nicht Nachahmung, Darstellung der Natur nach der gewöhnlichen Anschauung, sondern — ich hätte bald gesagt: Darstellung des Geistes — Innewerden des Geistes ist sie und schafft sie gegenüber der Naturerscheinung, Innewerden der absoluten Wesenheit *in uns* gegenüber der relativen Natur, die wir damit als Nichtnatur, in ihrer Wesenheit erfassen. Das ist eines: in der Natur sein, und das ist ganz andres: in der Kunst sein. Die Kunst und die Philosophie. Die Kunst hat dasselbe vor Augen wie die Philosophie: das wesenhafte Sein, und daß die sichtbaren Dinge der Natur nicht wahrhaft *sind*, daß sie nicht *wahrhaft sind**), und in solchem Sinne ist Kunst nun in der

*) Das wahrhafte Sein des absolut Einen ist kein Sein im Sinne des Seins dieser sichtbaren Dinge der Bewegungswelt, von denen zwar nicht das Gar nicht sein, das Absolut nicht sein, aber das Nicht wahrhaft sein, das Nicht absolut sein gilt (sie sind: denn sie sind das Eine *in der Auffasung der Relativität* als Bewegung, welche kein absolutes Sein ist) — das ist das μὴ ὄν, das Nicht absolut sein: das Absolut nicht sein ist οὐκ ὄν, im Deutschen etwa ausdrückbar durch Nichtig im Gegensatz zu Nicht.

Tat Darstellung des Absoluten, des Geistes, und stellt dar, wie nicht anders sich darstellen läßt: die relativ dingliche Erscheinung zwar, aber durchdrungen vom wahrhaften Sein. Wo wir diese Einstimmigkeit mit der Philosophie gewahren, und wo sie das Herz einer Kunst ausmacht, da sind wir beseligt und wissen, was wir gewahren und was uns mit unsrer Beseligung geschieht; wo aber dieses Eine fehlt, da ist keine Philosophie, da ist keine Kunst.

> Wär göttlich nicht der Seele Art und Ursprung,
> Sie wünschte andres nicht als äußre Schönheit,
> Die bloß dem Aug' gefällt, *doch sieht den Trug sie*
> *Und schwingt sich auf zum ewigen Allgemeinen.*
> Ich achte: dem, der wahrhaft lebt, befriedigt
> Nichts Sterbliches die Sehnsucht; in der Zeit nicht,
> Drin alles altert, suchet er das Ewige!

So stammelt heraus mit Worten das, was ihn trieb zu seinen Taten, der ungeheure Michelangelo, stammelt nach diese noch gar schönen Worte dem großen Meister der Worte, dem großen Meister der Schönheit Platon — vom goldenen Wagen fällt ein goldenes Nägelchen; so dachte Michelangelo, der übrigens fast in ähnlichem Verhältnis zu Platon gestanden wie Goethe zu Spinoza, und *der so gewaltig war in dem Unnatürlichen der Kunst — wie die Griechen des hohen Stils*; die nur mit einer ganz andren Art von Unnatur die Natur zu erheben wußten. Triumph, noch einmal, über die Unnatur; ich kann sie nicht genug preisen, die Unnatürlichkeiten der Kunst, die Modifikationen der Natur, womit Kunst tatsächlich hinausgeht über die Naturerscheinung, zuhöchst in ihrer höchsten Aufgabe, mit der Darstellung des Menschen als des Heroen, mit dem Idealporträt des für die Menschheit bedeutenden Menschen tatsächlich hinausgeht über das gattungsmäßig Menschliche. Denn, indem sie *darüber* hinausgeht, idealisiert Kunst, schafft sie ein Werk nach der Erscheinung und nach der Tiefe. Die andre Stufe der Auffassung, auf welcher unsre Ästhetiken durchweg sich befinden, wonach nämlich das Ideal sein soll ein makelloses Bild der Gattung, darin jegliches individuell Charakteristische abgestreift sei, das ist die Stufe eines makellos närrischen Schnickschnacks, für keinen Menschen auf der Welt vorstellbar, geschweige denn durch Kunst darstellbar — ein solches Ideal mögen die Ästhetiker zur Mitternacht im Sonnenschein erblicken*); und es ist ebenso närrischer Schnickschnack, das Charakteristische dem

---

*) Die Gattung hat kein Sein: Sein haben nur die Individuen, die Gattung „ist" nicht, auch nicht im relativen Sinne, und wird daher nicht durch eine Anschauung repräsentiert, auch kann es dafür keine künstlich konstruierte Repräsentation geben wie für den Staat durch den König. In äußerst seltenen Fällen treten Individuen auf, von denen man Besseres nicht zu sagen weiß als: sie kommen dem Gattungsideale gleich. Als solches förmliches Gattungsideal wird uns die schöne

Idealen entgegenzusetzen, als gäbe es eine charakteristische und eine ideale Kunst. (Eine andre Frage: wieweit die überwiegende Hervorkehrung des Charakteristischen in einem Werke berechtigt ist, ohne daß dieses darum aufhört ein Kunstwerk zu sein? — eine Frage und Untersuchung, die ganz und gar zusammenfällt mit der Sache des Komischen in der Kunst; denn in den Werken der komischen Weltauffassung muß das Charakteristische vorherrschen, und sie können doch Kunstwerke sein. Niederländische Malerei. Es ist aber darum eine tiefe Sache, auf die sich hier nicht eingehen läßt. Was im besonderen Porträts anbelangt, so muß man sich nun einmal damit abfinden, daß mit den Mitteln der Kunst vieles dargestellt wird, was nicht Kunst, ja was überhaupt kunstunmöglich ist — von solchen, die aus Gesichtern ohne Wahl Porträts und ihren Lebensunterhalt protrahieren (Porträtieren kommt her von protrahere). Ein Kunstwerk zu schaffen dürfte man wahrlich nicht jedes Gesicht naturgetreu wiedergeben: gar vieles Animalische ist gänzlich kunstunmöglich — außer wenn es nach der komischen Auffassung behandelt würde). Das Charakteristische und das Ideale sind einander so wenig entgegengesetzt wie das Relative und das Absolute, die ja nur zwei Auffassungs-

---

Winzerin Vittoria von Albano beschrieben, die man im Jahre 1820 entdeckt hatte. Ein Jahrzehnt hindurch mühten sich ungezählte Künstler (darunter Männer wie Thorwaldsen, Schadow, Horace Vernet, Heß), dieses Wunder der Schönheit abzubilden, um solcherart ein Wunder der Kunst zu schaffen. Die angestrengtesten Versuche mißlangen, alles verzweifelte. Endlich fand A. Kestner Beifall mit einer Zeichnung, worin auf die idealste Weise nur die reinen Grundzüge wiedergegeben waren. „Das Blatt lag auf dem Tische, als der originelle Maler Zicheira, ein bejahrter Portugiese, der bei dieser Familie ebenfalls diesen Abend zubrachte, dasselbe zu Gesicht bekam. „Wo ist die Büste, wonach diese Zeichnung gemacht ist?" fragte er, „ich kenne diese Antike nicht", setzte er hinzu. Nicht wenig erfreut über diesen Irrtum, antwortete ich ihm: „Habt ihr nicht von der schönen Vittoria von Albano gehört? Dies ist ihr Profil." — „Ist es möglich", rief er aus, „eine solche Person lebt?" Nach mehreren Erläuterungen rief er aus: „Jetzt wil ich euch zeigen, was Schönheit ist! Gebt mir weißes Papier." Man wußte nicht, was er tun wollte, und gab ihm mehrere Blätter weißes Papier, mit Gewißheit aber etwas Gutes erwartend, denn er war ein geistreicher und lebhafter Mann. Nun umlegte er das Profil mit einigen Blättern, so, daß nur die Hauptzüge von der Stirn bis zum Kinn zu sehen blieben. „Ich werde tun", sagte er, indem er mit dieser Vorbereitung beschäftigt war, „was ihr nicht glaubt, bevor ihr es gesehen habt: ich werde diesem schönen Gesichte alle Arten von Kopfbekleidungen geben, die mit einem so schönen Wesen verbunden werden können, und die allerverschiedenartigsten sollen ihm wohl stehen." In der Tat erfüllte er, was er versprochen hatte, zum angenehmsten Erstaunen der Anwesenden. Eine Madonna mit dem Schleier war die erste. Neues Papier wurde angelegt, und mit Erstaunen sahen wir einen Achill; der Helm gab den Augen das Feuer, dem Munde den Stolz, das göttliche Lächeln hielt den Helden-Charakter fest. Neues Papier und ein Jünglingskopf mit dichten Locken, als wär' es das Porträt eines Alcibiades, der mutwillig zu werden schien, stand vor unsren Augen, eine Nonne folgte ihm, und die gesammelte Klosterdevotion drang in das Gesicht und schien darin zu wohnen. Noch einige andere folgten." Diese Geschichte zeigt, daß wenigstens in Kestners Zeichnung eine Art von Gattungsideal herausgekommen war, und mag denjenigen zur Belehrung dienen, die es auf andre Weise nicht lernen können: daß Gattungsideal und Kunstideal zweierlei seien.

weisen des Einen sind, und von welchen die Einheit darzutun eben der Kunst gerade so wie der Philosophie zur Aufgabe gesetzt ist; Künstler und Philosophen sprechen zu uns von Seele zu Seele, indem sie uns durch ihre Werke das Relative als durchdrungen vom geistig Absoluten zum Bewußtsein bringen, damit unser Bewußtsein geistig lebendig werde, wir nicht hangen bleiben an dem relativ Erscheinenden und nicht die Verkleidung für das Wesen nehmen — die Kunst der Volkskünstler hingegen, ebenso wie die Volksmetaphysik, ist Relativität und Aberglaube, und wirkt auch wieder nur auf das relative und das abergläubische Bewußtsein. Deren Kunst ist Naturnachahmung — der Streit zwischen der Naturnachahmung und dem Ideal ist so alt wie die Menschengeschichte: es ist der Streit zwischen den Geistigen und dem Volke — das Volk und die von ihm Irregeführten wollen die Natur darstellen; denn sie wollen, in der Vergessenheit ihres geistigen Wesens, daß sei, was nicht ist. — Echte Kunst ist immer Idealisierung des Charakteristischen (d. h. nicht aller, sondern der wesentlich charakteristischen Eigenschaften), was also nichts andres heißt als relative Naturerscheinung auf dem Grunde des Absoluten, und was nicht anders darstellbar ist als durch Modifikation der Naturerscheinung, durch Unnatur zur Natur hinzu, durch solches, was der Künstler nicht der Natur, was er seiner wundertiefen Seele abgesehen. Nur wer gestaltet aus einer Besinnung heraus, in der mehr erfahren wird als in der Welt unsrer Sichtbarkeit, damit er sichtbar mache an dem Sichtbaren das Unsichtbare, nur der ist ein Künstler. Die Seele, die der Künstler gibt, steckt wahrlich nicht in seinem Naturgegenstande — sonst wäre mehr Bedeutung im Fibelhahn und in der Stubenfliege auf den Wandtafeln zum Schulunterrichte als in einer Landschaft von Ruisdael. Und nun weißt du, weswegen ich die Unnatürlichkeiten der Kunst preise als das, was Kunst zur Kunst, zur Offenbarung des Absoluten erst macht. Hier auch diese Unnatürlichkeiten — sie allein schaffen, daß nun die Züge des Antlitzes da solchen Glanz des Geistes auf uns niederstrahlen.

Aber die Ähnlichkeiten mit Goethe, die wir hervorgehoben hatten — es sind sogar noch mehr Ähnlichkeiten, wenn man will. Die Asymmetrie in der schon erwähnten rechts schmaleren Wangenseite, wenn man will: sie war bei dem wirklichen Goethe vorhanden (worauf er selber aufmerksam gemacht hat) und ist auf einigen seiner Bildnisse anzutreffen, ganz wie auf unserm Porträt des Spinoza. Wenn man will, auch das Kinn; welches hier, wie auf Goethe-Darstellungen, auch auf der gewiß nicht trügenden von Schadow abgeformten Gesichtsmaske, rundlich heraus aus der ziemlich tiefen Kinnlippenfurche, ich möchte sagen geschlechtslos gebildet ist; denn im Kinn zeigt sich allgemeinhin physiologischer Unterschied der Geschlechter, während wir bei unserm Spinoza, Goethe, Coppernicus, Shakespeare (auf dem Chandos-Porträt und an der Darmstädter Totenmaske, die wohl als echte Shakespeares gelten kann) ein weder männliches noch weibliches, ein mindestens so weibliches wie männliches, darum nichts weniger

als weichliches Kinn gewahren; sie haben das Kinn Apollons und der Genies*). Wer will, kann auch sonst Ähnlichkeiten mit Goethe und womöglich Anlehnung an ihn sehen. Ich aber sehe nichts, je länger ich sehe, als Unähnlichkeiten und alles anders und größer bei diesem Bildnis des Mannes, zu dem auch Goethe Meister gesagt hat; ganz viel größer das Ethos und das Pathos, die Liebe, die Phantasie, die Produktivität, das Daimonion, die Fähigkeit und die Zähigkeit des Genies, die Leidenschaft und Freudenschaft des Denkers, die Kraft und Begeisterung des Helden. Ich muß hier doch übrigens noch einmal auf die Breite der Stirn kommen, von der einige Phrenologen auf Energie und Ausdauer des Willens und, besonders wo sie über der Schläfengegend vorhanden ist, auf idealen Sinn schließen. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält, jedenfalls fand ich Begeisterungsfähigkeit niemals bei Menschen mit schmalen Stirnen; Platon, der Begeisterte, hat, wie einige berichten, dieses Pseudonym Platon — sein Orthonym war Aristokles — nach seiner breiten Stirn getragen, und von Thersites, dem nichts weniger als Begeisterten, wird ausdrücklich ein spitzer, an den Seiten plattgedrückter Kopf hervorgehoben (Il. II, 219). Ich weiß noch einen Mann, der auf bedeutende Art Zeugnis abgelegt hat von seiner ganz merkwürdigen Unfähigkeit sich zu begeistern; der Schädel dieses Mannes befindet sich nicht in der Erde, sondern im Besitz eines seiner Verehrer und ist ein ganz merkwürdig schmaler Schädel — ich rede von dem Schädel Max Stirners. — Mir gehen noch andere Ähnlichkeiten mit anderem im Sinne flüchtig vorüber, aber alles zerrinnt wieder, es ist sogleich nichts damit, es bleibt der Eindruck von der allerhöchsten Selbstständigkeit; und damit ist viel gesagt von einem Künstler, zumal von einem Bildhauer. O, ich kenne vollendetere Technik, ich kann mir die Technik dieses Künstlers noch vollendeter denken: aber wenn schließlich in solchem Werke alles hinauslaufen muß auf die stärkste geistige Wirkung, da weiß ich kein neueres Werk der plastischen Porträtkunst, das mit Macht des vergeistigten Ausdrucks aufkäme gegen dieses hier, und in so meisterhaft einfacher, klarer, bestimmter Sprache; kein Rätsel gibt uns diese Kunst auf — eher wohl löst sie welche. Ein Idealporträt; wohl verstanden, ich rede immer nur vom Idealporträt, das nicht etwa Verschönerung und Schmeichelei noch auch Verlängerung und Verdickerung der

---

*) Maßgebend natürlich die Form und Schweifung der Kinnlade, nicht das weiche Gebilde des Kinnballs. Die weichen Teile bieten die am wenigsten zuverlässige Grundlage für das Urteil über einen Menschen, denn sie hängen gar zu sehr ab von dem Seelenzustande, der Stimmung, der körperlichen Aufgelegtheit, tragen die Spuren der Lebensbeschäftigung, der Krankheit, des Geschicks und von hunderttausend Einflüssen der ganzen Welt; Besseres lehrt uns das Konstruktive des Skeletts, obwohl auch hier schon im Mutterleibe und während der Geburt rein zufällige, äußere Umstände eingewirkt haben können; das Beste: der Mensch in der Bewegung, im Stand, im Fall, im Gang seines Körpers, mit seinen unwillkürlichen Gebärden und Mienen, mit seiner Stimme, auch mit seinem Lachen (und seinem Aussehen beim Lachen), und mit seiner Schrift, in seinen Briefen — Gelotoscopia und Physiognomia epistolaris.

wirklich vorhandenen Züge ist, so wenig wie eine plastische Phantasie aus den Wolken *über* ein Individuum: sondern die ikonische Erscheinung wird zum Grunde gelegt, um die Idee und das Symbol wiederzugeben, um zu durchgeistigen, meinetwegen zu vergöttern — nehmt nur der Plastik ihre Götter und Heroen, und ihr nehmt ihr den höchsten Gegenstand und könnt sie begraben. Ich betone das ausdrücklich immer wieder, daß hier das Ikonische nur den Grund bildet, der wieder zu verlassen ist, man muß fordern, daß dieser Grund nach Möglichkeit verlassen werde; ein Idealporträt Spinozas hat freilich Spinoza, aber so darzustellen, wie er im Leben schwerlich jemals ausgesehen haben mag, in einer Höhe der Menschlichkeit, die sich so weit als möglich außerhalb der Bedingnisse von Land, Zeit und Rasse hält und, wie ich oben sagte, dann noch weit hinausschwingt über das gattungsmäßig Menschliche. Wer das nicht versteht, der versteht auch ganz gewiß nicht, weswegen die Griechen niemals gestatteten, daß man die Gottheiten nach dem Ebenbilde noch so schöner und erhabener Menschen darstellte, der versteht auch nichts von der einzigen Möglichkeit, die unsrer Plastik noch offen bleibt für ernstere Schöpfungen (Heroen nämlich; denn Götter haben wir nicht, und mit der freien Erfindung von Gestalten ist nichts und wird nichts). Der begebe sich nicht an die Betrachtung des Wienbrackschen Spinoza: der bleibe bei den Porträts aus der Zeit, Zeitporträts, derengleichen untergeordnete Künstler zu allen Zeiten gaben und geben. Übrigens stellt nicht bloß unser Idealporträt Spinoza so dar, wie er im Leben niemals ausgesehen haben kann: auch von jenen Zeitporträts muß gesagt werden, daß, wie er auf ihnen erscheint, Spinoza schwerlich ausgesehen hat; von seiner physiognomischen Größe geben sie uns ganz gewiß keine Vorstellung. — Wienbracks Werk ist ein echtes Idealporträt, den griechischen Werken vergleichbar; ein Porträt nach dem Gepräge der inneren Notwendigkeit, nach der Idee und Poesie in der Lebenstiefe des Mannes Spinoza, was hier völlig übereinkommt mit der Idee in des Künstlers Seele — ἰδέα, εἶδος im höchsten Sinne: das in der Seele Geschaute. Lediglich nach dieser Idee: wer des Mannes Spinoza äußerliche Art, wer auch nur etwas über das Verhältnis der Geistigkeit zum Sinnenleben, zu den Trieben und Instinkten erschauen möchte, wo soll er suchen? Sogar der sonst hierfür so bedeutungsvolle Mund, der durch das Verhältnis der Oberlippe zur Unterlippe Verräter am seltsamsten Geheimnis werden kann, entzieht sich hier fast gänzlich der Auskunft infolge jener Bewegung, welche die Unterlippe macht; dazu das Kinn, über welches wir schon einig wurden; und überhaupt, schwerlich findet man ein anderes Idealporträt mit *solchem* Ausdruck des ganzen unteren Gesichtsteils, so gar nicht unter dem Adel des oberen, und nirgendwo alle die Züge des oberen Antlitzes so von geistiger Majestät und Mächtigkeit über und über! Nirgendwo findet sich, bei der Fülle und Gewalt aller Wunder, die störungslose Seligkeit des Beruhens in sich selber, nirgendwo ein Blick, der alles dieses verkündigt — wir haben es schon am Munde gesehen, wir sehen es mehr

noch diesem Blicke an, was der Mund reden wird. Schon schaut und redet es dieser Blick der Augen. Zu ihm müssen wir immer zurück. Auch dieser Blick Spinozas, und nicht zum wenigsten dieser Blick, erschreckte uns im Anfang der Betrachtung, und doch auch war es dieser Blick, und am meisten dieser Blick, der uns gebannt hielt, sogleich das Edle in uns aufrufend. Und jetzt immer noch erschreckt uns dieser Blick, aber es ist das Erschrecken vor dem ganz Ungeheuren des Geistes, vor der Übermächtigkeit, vor dem Sieg und Frieden der Wahrheit; wie es uns überkommt, wenn unerwartet der Schleier sich hebt und das Menschenbewußtsein sich auftut gegen die Ewigkeit. Wir begannen mit Erschrecken, mit Zweifel, mit Widerstreben, und das Ende ist Weihe und Stille und Seligkeit durch die ganze Seele. Wir sind dahin gekommen, woher dieses Werk ist. Ich bin zu Ende mit meinem Sagen; wir sind im Unsaglichen.

Der mit der stummen Gewalt seines Werkes solches in uns zu wirken versteht, der ist ein Künstler und hat damit gezeigt, was in ihm ist. Ob die vielen andern Künstler, an denen die Zeit reich genannt wird, ich meine alle die so klugen, alle die so unendlich bewußten, Ästhetenphrasen räsonierenden, mit so raffinierter Technik Jagd machenden Künstler — ob auch die nicht nur sein Werk, ob sie wohl auch gewahr werden, was ihnen fehlt und was in diesem Künstler ist: die großgesinnte, keusche, tief ehrfürchtige Seele, die Klarheit und Frieden in sich selbst errang, ehe sie um den Dank und Lohn der Welt sich mühte, und aus deren reinem Gefühl und reinem Wollen unmittelbar die schaffende Phantasie emporschlug? Könnten besonders die jungen aufkommenden Geister dies gewahren und folgen, daß sie „nicht nur ihre Steine dem Ideal anzunähern suchen, sondern vor allem sich selber", und möchte ihnen nicht entgehen, wie unser Künstler — auch in früheren Werken, in seinem Beethoven*) — eingedenk sich zeigte des Wesens und der Würde dieser heiligen Kunst, die zu anderem nicht gebraucht werden sollte, als mit den Gefühlen und mit Besinnung von der höchsten und unendlichen Bedeutung uns zu durchregen. Du darfst auch wahrlich glauben, daß hier von denen einer sei, in dessen Herzen Spinozas Lehre gezündet hat. Spinoza hat etwas aus diesem Künstler gemacht, bevor der sich den Spinoza zum Gegenstande nahm und es ihm vergalt, indem er dieses Werk hervorbrachte, von dem man einsieht, daß er es notwendig aus seinem Inneren hervorbringen mußte, eine Geburt aus der Tiefe seines Wesens; er hat so viel aus seinem Gegenstande gemacht wie der Gegenstand aus ihm. Er ward befruchtet durch den Gedanken; sein ins Leben gebrachter Spinoza ist ebenso sehr der Gedanke

---

*) Der in bedeutender Weise die Einsamkeit des genial großen und größten Menschen zeigt: wovon aber bei seinem Spinoza nichts sich findet: weil der größte Denker, mit der unweit größeren Bewußtheit der Seele, mehr überwinden kann als der größte Künstler, weil er Alles überwinden und glücklich sein kann.

Spinozas wie Spinoza selber, und ich meine anzuschauen die plastische Argumentation von der Wahrheit seiner Lehre. Der Gedanke ist hineingesenkt und verwebt in die Erscheinung des Mannes, leuchtet heraus überall; eines verwandelt sich vor uns ins andre; und so ist nun auch der Gedanke durch die Kunst gefesselt in einem bleibenden Werke. Wahrlich aus mehr als gewöhnlicher künstlerischer Gesinnung und Absicht ist dieses Werk geboren: aus der innigst erregten Verschwisterung mit dem treuen Gedanken der Wahrheit, dessen letztes die Liebe ist; aus der tiefsten Glücks-Erschütterung der Seele des Künstlers, die, wie sie den höchsten Menschen in seinem Verhältnis zum Ewigen darstellte, so für sich selber ihrer Richtung auf das Ewige und ihres Zieles sich ganz bewußt geworden, und die nun niemals wieder unglücklich werden kann.

Constantin Brunner.

Nachschrift fünf Monate später.

Das Werk kann nicht mehr impressionistisch genannt werden, Wienbrack ist überall in die Einzelheiten gegangen, hat überall herausgearbeitet, was drin war. Und es gilt noch alles so, wie ich es schrieb. Nur in einem Punkte nicht, im weitaus wichtigsten. Die Augen sind andre. Die Iris war inzwischen hineingebracht, nun allerdings ist sie wieder herausgebracht worden und ist wieder Blicklosigkeit, aber andre, als gewesen war; auch hat dadurch das Werk in der Vorderansicht (nur in der Vorderansicht) von seiner Kraft verloren, ist etwas weichlicher geworden. Mit der früheren Behandlung der Augen, mit jenem Blicke schien mir Höheres erreicht, als bislang die Plastik irgendwo erreicht hatte — dies war offenbar nur impressionistisch möglich, und es bleibt denn dabei, daß mit den Augen die Grenze der statuarischen Kunst bezeichnet ist. Wäre die bildnerische Impression noch da, so wie sie jetzt nur in meiner Beschreibung vorhanden ist! Ich aber bin außerstande, meine Beschreibung zu ändern. Ich sehe immer noch, wie ich sah; mir ist mein Wunsch nach einem ganz vollendeten Idealporträt Spinozas erfüllt. C. B.

Svante Arrhenius: Die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihre Zukunft.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Naturforschung und speziell der physikalisch-chemischen Wissenschaften. Die enorme Entwicklung der Industrie einschließlich des Ackerbaus und der Verkehrsmittel beruht gänzlich auf der technischen Verwertung der physikalischen und chemischen Entdeckungen. Auch die Medizin, die in so hohem Grade unser Wohlergehen beeinflußt, ist durch die Physik und Chemie reformiert worden — es genüge darauf hinzudeuten, daß Pasteur Chemiker war. Die Astronomie, welche uns unsere Stellung im Weltall angibt und, so lange die Geschichte zurückgeht, unsere Weltanschauung beherrscht hat, ist jetzt eine fast gänzlich physikalische Wissenschaft.

Die Frage, ob die physikalisch-chemischen Wissenszweige ihre herrschende Weltstellung behalten werden, ist aus diesem Grund von ganz hervorragendem Interesse. Um sie mit einiger Sicherheit beantworten zu können, müssen wir die Verhältnisse in älteren Zeiten untersuchen, dann werden wir die Bedingungen des jetzigen Standes der Naturwissenschaft beurteilen können, und danach können wir zusehen, ob ähnliche Bedingungen wahrscheinlich in der Zukunft obwalten werden, woraus wir weiter auf die zukünftige Stellung der Naturwissenschaft zur allgemeinen Kultur schließen können.

Alles Lebendige ist ein Produkt der äußeren Bedingungen. Die Pflanzen, welche an einen bestimmten Ort gefesselt sind, können der Gewalt der Naturkräfte nicht entfliehen, sie sind vollkommen hilflos gegen solche Katastrophen, wie z. B. ein Waldbrand oder eine langdauernde Überschwemmung oder ein heftiger Regen von vulkanischer Asche. Nur durch ihre Samen, die von den Luft- oder bisweilen von den Meeresströmungen weite Strecken fortgetragen werden können, vermögen sie sich ungünstigen äußeren Bedingungen zu entziehen. Die Tiere können sich im Allgemeinen durch Platzwechsel den Unbilden der Natur entziehen und ebenso der Mensch. Der Naturmensch ist nicht viel besser gestellt als die Tiere. Erst wenn er so weit gekommen ist, daß er den Wechsel der Naturereignisse vorausberechnen kann, erreicht er eine günstigere Stellung. Diese Vorausberechnung, oder Prophezeiung, wie Ostwald sagt, ist Aufgabe der Naturwissenschaften. Einige Tiere sind ja so weit gekommen, daß sie Vorräte für den Winter oder andere ungünstige Zeiten sammeln. Ohne Zweifel haben die niedrigsten Stämme in Zeiten von Überfluß etwas aufgespart

für die Zukunft, erst spät aber kamen sie dazu, für etwas längere Zeiten sich einzurichten. Es fehlte ihnen das Zeitmaß.

Da wurde die Beobachtung gemacht, daß der Wechsel des Mondlichtes mit großer Regelmäßigkeit erfolgt, und die Möglichkeit war vorhanden, für längere Abschnitte die Zeit zu bestimmen, als für so viele Tage, wie man an Fingern und Zehen abzählen kann. Der Mond erhielt bei vielen Völkern davon seinen Namen, daß er zur Meßkunst den Ursprung gegeben hat — Mond und Monat ist mit Maß etymologisch verknüpft, noch enger die lateinischen mensis (Monat) und mensura (Maß). Allmählich fand man, daß die Sonne und die Planeten und die Sterne sich sehr zur Zeitmessung eignen, indem sie in bestimmten Zeitabschnitten an genau dieselbe Stelle auf dem Himmel wiederkehren. Die babylonische Religion erhob diese „vollkommenen" Wesen, die durch keine Umstände sich stören ließen, zu Göttern, welche alles Irdische beherrschen. „Die Vernunft, welche alles steuert", sagt der berühmte zu Kaiser Tiberius' Zeit wirkende Verfasser von fünf Büchern Astronomica, Manilius, „hat verordnet, daß die irdischen Wesen von den Konstellationen des Himmels geleitet werden." Er beruft sich auf die Erfahrung wie alle Verteidiger der Astrologie. Sie sagten: Ist es nicht offenbar, daß der Himmel auf die Fruchtbarkeit der Ackerfelder einwirkt? Kann man wohl leugnen, daß die Sonne die Pflanzen zum Leben erweckt und zum Sterben verurteilt, daß sie die Tiere brünstig macht oder in lethargischen Schlaf versenkt? Hängt nicht die Ebbe und die Flut des Meeres mit dem Umlauf des Mondes zusammen? Wird nicht alljährlich der Aufgang gewisser Sternbilder von Stürmen, heftiger Kälte oder versengender Hitze begleitet? Werden nicht die physischen und moralischen Eigenschaften der Völker von dem Klima bestimmt, unter welchem sie leben? Die Einwirkung des Himmels auf die Erde ist unbestreitbar, und wenn man den Einfluß der Gestirne anerkennt, sind alle aus dem Verhalten der Sterne abgeleiteten Voraussagungen zulässig. Aristoteles, welcher das Denken der folgenden Zeiten bis zum Einbruch der neueren Zeit vollkommen beherrschte, lehrte, daß das Weltall aus zwei Teilen besteht, dem über dem Mond befindlichen und dem unter diesem Himmelskörper gelegenen Weltteil. Jener ist im Gegensatz zu diesem ewig, unveränderlich, aktiv. Durch den Umlauf der Himmelskörper werden alle Veränderungen auf unsrer Erde hervorgerufen. (Diese Sätze sind F. Cumonts Arbeit: Die astralen Religionen der Vergangenheit entnommen).

Andererseits sind die Stellungen der Himmelskörper von Anfang der Welt an vorausbestimmt gewesen, was ja daraus erhellt, daß sie mit Hilfe der Ephemeriden im voraus genau berechnet werden können. Folglich ist alles auf Erden genau vorausbestimmt und es gibt kein Entweichen von dem festgelegten Schicksal.

Die Religion war in diesem System auf das Innigste mit der Wissenschaft verbunden, was ja manchem noch als ein Ideal vorschwebt. Die Astrologie herrschte

auch ungebrochen bis zu Tycho Brahes Zeiten. Philosophisch ausgebildete Geschichtsschreiber zollen noch ihre Bewunderung diesem beim ersten Anblick streng logischen System, in welchem besonders das Kausalitätsprinzip zu so prägnantem Ausdruck kommt. Es ist sogar vorgekommen, daß, als ein freisinniger theologischer Schriftsteller sich über mein Buch „Werden der Welten" äußerte, er die Meinung aussprach, daß „das Weltall sowohl extensiv als intensiv ebenso unbegreiflich ist für die Professoren der Lickssternwarte in Kalifornien wie für die priesterlichen Astronomen des Mardukturms in Babylon". In Gegensatz zu den Philosophen muß der Naturforscher sagen, daß der babylonische Geist hemmend auf die Entwicklung der Wissenschaft wirkte. Nachdem sie den Grundgedanken ausgesprochen hatten, arbeiteten die Babylonier denselben auf dem ganzen Wissensgebiet durch und folgten dabei rein äußerlichen Gründen — z. B. die rote Farbe des Mars erinnerte an Blut, deshalb wurden Krieg und Totschlag von Mars bedingt —. Sie dachten nicht daran, ihre Schlüsse an der Erfahrung zu prüfen, sondern gingen rastlos weiter in voller Überzeugung, daß ihr Phantasiegewebe doch vollkommen der Wirklichkeit entsprach. Genau so verfuhren die Naturphilosophen im Anfang des vorigen Jahrhunderts; wo die Kenntnisse fehlten — und das war leider gewöhnlich der Fall — ersetzten sie die Wahrheit mit oberflächlichen, aber formell logischen Gedankenkonstruktionen und freuten sich, daß sie alles überblickten.

Leider wurde dieser orientalische Zug von den athenischen Philosophen aufgenommen und ihre Gedanken beeinflußten die Ideenwelt bis vor 300 Jahren. Die Griechen in Süditalien, auf Sizilien und in Ägypten dagegen suchten durch kritische Sonderung der Beobachtungen die größtmöglichste Einfachheit in der Darstellung der Beobachtungen zu erreichen. Auf diese Weise wurden schon die Pythagoräer zu der Ansicht geführt, daß das Stillstehen der Erde nur scheinbar ist, und Aristarchos erfand vor fast 2200 Jahren das heliocentrische (sogenannte kopernikanische) System. Im Mittelalter und im Anfang der neuen Zeit kamen vereinzelte hervorragende Geister vor, welche wie Nicolaus von Cues (Cusanus) und Lionardo da Vinci annahmen, daß die Gestirne aus ähnlichen Bestandteilen zusammengesetzt sind wie die Erde, während nach dem vorherrschenden aristotelisch-ptolemäischen System die Erde gerade deshalb in der Mitte der Welt sich befand, weil sie aus schwererer und gröberer Materie als die Himmelskörper aufgebaut war.

Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß Kopernikus, wie er es selbst ausdrücklich sagt, als er mit der vorherrschenden Lehre von den Bewegungen der Planeten unzufrieden war, durch das Studium der Ansichten der Pythagoräer zur Aufstellung seines Systems bewogen wurde. Der Unterschied zwischen der Auffassung der babylonischen Astronomen bezw. Ptolemaios, welche zufrieden waren, als sie mit Hilfe der Ephemeriden die Lage der Planeten vorausberechnen konnten,

und Kopernikus' Suchen nach einer Ursache der Planetenbewegungen erhellt aus folgenden Worten von ihm: „Es begann mir widerlich zu werden, daß die Philosophen keinen sichern Grund für die Bewegung der Weltmaschine hätten, die doch unsertwegen von dem besten und gesetzmäßigsten aller Meister gebaut ist." Es ist dieser Drang nach tieferer Gesetzmäßigkeit, welcher überhaupt der Entwicklung der exakten Wissenschaften zugrunde liegt.

Nächst der Astronomie war die Optik am meisten in der Antike entwickelt. Man begnügte sich aber damals mit einer sehr groben Annäherung, indem Ptolemaios lehrte, daß das Verhältnis zwischen Einfalls- und Brechungswinkel konstant ist. Alhazen (etwa um 1000 n. Chr.) fand, daß der Ptolemäische Satz nur für kleine Winkel zutrifft; er fand aber nicht das richtige Gesetz, obgleich die Sinusfunktion von Albatani (gest. 929 n. Chr.) eingeführt war, sondern dies war dem Holländer Willebrord Snellius (1591—1626) und dem Franzosen Descartes (1596—1650) vorbehalten. Diese Entwicklung ist für die betreffenden Zeiten sehr charakteristisch.

Die außerordentlich langsame Entwicklung der Wissenschaft, die vielen Rückschritte, die schon Errungenes vernichteten, beruhen auf der außerordentlich geringen Zahl der Forscher, auf dem Mangel an Kenntnis der Vorgänger, was mit der Seltenheit der Schriften zusammenhing, und mit dem stark formalen Geist, der in Haarspaltereien seine Befriedigung fand. Aber in noch höherem Grade trug die Abneigung gegen den Versuch dazu bei, — man erinnere sich, daß Archimedes, als er bei der Untersuchung des Kranzes von Hiero zum Versuch greifen mußte, ausdrücklich um Nachsicht des Lesers ersuchte. Die experimentellen Wissenschaften waren demzufolge fast gänzlich ausgeschlossen, nur die wenigen Erfahrungen, die man im Gewerbe, besonders bei der Darstellung von Metallen, machte, wurden allmählich gesammelt. Häufig haben Sklaven und Frauen diesen winzigen Erfahrungsschatz verwaltet. Die Frauen besaßen Kenntnisse über die Bereitung von Zaubertränken (Narkotika und andere Gifte) und Liebesgetränken, zur Beurteilung von Gold, Silber und edlen Steinen, in der Färberei und der Bereitung von Schönheitsmitteln, speziell zum Färben der Augenbrauen. Diese Kenntnisse wurden als Geheimnisse betrachtet, die von Göttern, Engeln oder Dämonen gelernt waren, eine Auffassung, die noch in den Hexenprozessen vor zweihundert Jahren ihren Ausdruck fand. Im Orient und in Ägypten scheinen alle ihr Wissen geheim gehalten zu haben, dasselbe gilt für die Pythagoräer. Später wurde der Geist freier, die große Mehrzahl des Volkes, die Sklaven waren aber anfangs gänzlich davon ausgeschlossen — später änderten sich die Zeiten, als häufig die als Kriegsgefangene eingeführten Sklaven höhere Bildung als ihre römischen Herren besaßen.

Mit einer großen Schwierigkeit hatte auch die Wissenschaft dann zu kämpfen, wenn sie mit den religiösen Ansichten über Naturerscheinungen, d. h. mit ver-

erbten primitiven Anschauungen in Widerspruch geriet. Anaxagoras wurde z. B. wegen Gotteslästerung von einem verräterischen Schüler, Kleanthes verklagt, weil er gesagt hatte, daß die Sterne aus glühender Materie bestehen, da doch die damals vorherrschende religiöse Auffassung sie für göttliche Wesen hielt. Nur durch das mächtige Eingreifen seines Schülers Perikles wurde er von der Todesstrafe gerettet, ging aber nachher vorsichtshalber in freiwillige Landesflucht aus Athen. Aristoteles wurde vom Areopag wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt, rettete sich aber durch Landesflucht und starb in Verbannung. Diese Beispiele könnten vervielfacht werden.

Sehr interessant ist es, in einer Plutarch fälschlich zugeschriebenen Schrift zu lesen, daß Aristarchos wegen Lästerung verklagt werden müßte, weil er lehre, der Himmel sei unbeweglich, die Erde aber drehe sich um ihre Achse und kreise um die Sonne; genau, was 1614 von der heiligen Kongregation erklärt wurde. Galilei, der 1597 in einem Brief an Kepler erklärte, er sei schon lange Anhänger der kopernikanischen Lehre, wagte nicht vor 1613 diese Ansicht öffentlich zu vertreten. Die Folge davon war, daß die heilige Kongregation in Rom erklärte, daß die Lehre des Kopernikus von der doppelten Bewegung der Erde gegen die heilige Schrift streite, daß deshalb diese Lehre wohl als Hypothese benutzt werden dürfe, es wäre aber verboten — und zwar so zu verstehen, daß ein Übertreten des Verbots martervolle Todesstrafe herbeiführte — dieselbe als wahr anzugeben.

Die Angabe, daß die gegen die kirchliche Lehre streitenden Sätze nur als Hypothese gelten sollten, war die wirksame Schutzformel gegen die grausamen Verfolgungen von Seiten der Kirche. Diese scharfe Stellungnahme der Kirche gegen wissenschaftliche Neuerungen trat erst mit der bedauerlichen katholischen Gegenreformation auf. Nicolaus von Cues (1401—1464) und Lionardo da Vinci (1452—1519) lehrten ganz unbeanstandet, daß andere Himmelskörper sich ungefähr so wie die Erde oder Sonne verhalten. Als Giordano Bruno deswegen verklagt wurde, daß er die Vielheit der bewohnten Welten verkündigte, konnte er auf die gleiche Annahme von Cusanus hinweisen, welche toleriert worden war. Trotzdem wurde Bruno zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt (1600). Vielleicht hat auch der Umstand dazu beigetragen, daß Bruno sich an die großen Massen wendete. Kopernikus schrieb in der an den „heiligsten Herrn, Papst Paul III." gerichteten Vorrede zu seinem großen Werk „de revolutionibus", daß er sich wohl bewußt war, daß seine Ansicht, wonach die Erde sich bewegt, viel Anstoß erregen würde. Seine Freunde Nicolaus Schonberg, Kardinal von Capua, und Tiedemann Giese, Bischof von Culm, hatten aber in ihn gedrungen, das viermal neun Jahre verborgen gelegene Werk herauszugeben. Weiter beruft er sich auf Gelehrte der antiken Welt, welche die Bewegung der Erde gelehrt hatten, sowie darauf, daß anerkannt rechtgläubige Schriftsteller, Kirchenväter, eigentümliche Ansichten in astronomischen Sachen geäußert hatten. Der Herausgeber seines Werkes, Andreas Osiander, war aber vorsichtiger. Er

unterdrückte die Vorrede des Verfassers und schrieb eine neue, worin er hervorhob, daß die Ansichten des Kopernikus nur als Hypothese zu betrachten wären. „Es ist nicht erforderlich, daß diese Hypothesen wahr, ja nicht einmal, daß sie wahrscheinlich sind, sondern es reicht schon allein hin, wenn sie eine mit den Beobachtungen übereinstimmende Rechnung ergeben."

Osiander ist wegen dieser Tat streng verurteilt worden. Man vergißt dabei, daß gerade um die Zeit, als Kopernikus starb (1543), die große Verschärfung der Maßregeln gegen Heterodoxe stattfand. Beleuchtend in dieser Hinsicht ist die Äußerung Galileis (in „Saggiatore" 1623), nachdem im Jahre 1614 verboten worden war, die kopernikanische Lehre für etwas anderes als eine Hypothese auszugeben. Als guter Katholik halte er das von kompetenten Theologen als irrlehrig erklärte kopernikanische System nicht für wahr, da aber die teleskopischen Beobachtungen zeigten, daß auch das ptolemäische System unhaltbar sei, müßte man ein neues System erfinden, was sowohl den Anforderungen der Theologie als der Erfahrung entspräche. Dies ging noch gut. Als er aber 1632 seine Schrift über „die zwei größten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische" veröffentlichte, wurde er verklagt und unter Anderem beschuldigt, die Frage der Weltsysteme wohl als unbestimmt darzustellen, jedoch in solcher Weise, daß das alte Weltsystem als vollständig unhaltbar vorkäme. Daraufhin wurde er endlich verurteilt, in schimpflicher Weise die Lehre von der Bewegung der Erde abzuschwören (22. Juni 1633). Die Zeiten hatten sich verschlechtert.

Ohne Zweifel haben sich die Gelehrten jener Zeit nicht nur aus Furcht vor den abscheulichen Verfolgungen, sondern auch aus Autoritätsglauben der Lehre der Kirche unterworfen. Die höheren Priester standen doch auf der Höhe der Bildung jener Zeit und waren in starker Majorität gegenüber den Naturforschern; man mußte doch zugeben, daß man selbst irren könnte, wenn so viele von den hervorragendsten Männern den Gegensatz als die klarste Wahrheit einstimmig priesen. In dieser Weise lassen sich viele Eigentümlichkeiten verstehen, z. B. die folgende Äußerung von Descartes: „Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Welt im Anfang in ihrer ganzen Vollkommenheit geschaffen wurde, so daß Sonne, Erde, Mond und Sterne damals entstanden sind, und es auf der Erde nicht bloß Pflanzensamen, sondern auch die Pflanzen selbst gab, und daß auch Adam und Eva nicht als Kinder geboren, sondern als erwachsene Menschen erschaffen wurden. So lehrt uns nämlich der christliche Glaube und der natürliche Verstand überzeugt uns leicht davon. Aber nichtsdestoweniger ist es, um die Natur der Pflanzen und Menschen richtig zu verstehen, viel ersprießlicher, darüber nachzudenken, wie sie sich allmählich aus Samen entwickelt haben können, als wie sie zu Anfang aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen sind. Wenn wir uns einige einfache und recht faßliche Prinzipien ausdenken können, mit deren Hilfe wir nachweisen, daß die Sterne, die Erde und alles, was wir in dieser Welt wahrnehmen, möglicherweise aus Samen entstanden

seien, so werden wir sie viel besser verstehen können, als wenn wir sie bloß beschreiben, wie sie sind, obgleich wir eigentlich wissen, daß sie auf die oben angegebene Art entstanden sind. Da ich nun glaube, solche Prinzipien gefunden zu haben, so will ich sie hier in Kürze wiedergeben." An einer anderen Stelle sagt Descartes: „Aus der Unendlichkeit der Welt im Raum folgt nicht ihre Unendlichkeit in der Zeit. Wenn also die Welt auch ohne Ende sein muß, so behaupten die Theologen doch, daß sie nicht seit unendlichen Zeiten bestanden habe."

Die eifrige Untersuchung, was wohl die religiöse Offenbarung über verschiedene Naturerscheinungen verkündet, hat bis in die letzten Zeiten den Fortschritt der Naturwissenschaft stark zurückgehalten. Jetzt aber, da die starke technische Verwertung der Naturwissenschaften zur Folge gehabt hat, daß die Anzahl der naturwissenschaftlich Vorgebildeten stark diejenige der Theologen übertrifft, macht sich die umgekehrte Richtung geltend; die Minorität sucht eifrig die heiligen Schriften so auszulegen, daß sie nicht in Streit mit den herrschenden naturwissenschaftlichen Ansichten kommen, und erfindet dazu die abenteuerlichsten Deutungen. Trotzdem behaupten die Naturwissenschaften, daß sie nie vollkommene Wahrheit erreichen können, sondern nur einen immer höheren Grad von Wahrscheinlichkeit, was wiederum nicht selten die Metaphysiker, welche die absolute Wahrheit inne zu haben meinen, dazu veranlaßt, die Naturwissenschaft als etwas relativ Minderwertiges zu bezeichnen. Die Welt hat aber schon längst die Erfahrung gemacht, daß eine hochgradige Wahrscheinlichkeit, welche für die Kultur nützlich ist, viel mehr wert ist als eine angebliche Wahrheit, welche zu keinem Erfolg leitet.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Verhältnisse in vielen Beziehungen andere als in der antiken Welt. Die Buchdruckerkunst hatte die Gedanken der Gelehrten in die weitesten Kreise verbreitet, so daß man weiter bauen konnte auf den Fortschritten der Vorgänger und nicht immer wiederum schon Erreichtes wiederholen mußte. Noch mehr in derselben demokratischen Richtung wirkte wohl die inzwischen erfolgte Abschaffung der Sklaverei. Während in der alten Zeit jede körperliche Arbeit den Sklaven überlassen wurde und es deshalb als etwas dem Freigeborenen Unwürdiges angesehen wurde, andere Handarbeit als schriftliche auszuführen, was das Experimentieren ausschloß, konnte jetzt ein Jeder ohne Schande mit Versuchen zur Prüfung seiner Ansichten sich beschäftigen. Galilei hatte damit einen enormen Erfolg bei seiner Untersuchung der Fallbewegungen. Viele Gelehrte, vor allen Benedetti (1530—1590), hatten die aristotelische Lehre, daß die Geschwindigkeit eines frei fallenden Körpers von seinem Gewicht abhänge, in Zweifel gezogen, aber niemand hatte einen Versuch darüber angestellt. Galilei führte Versuche mit verschieden schweren Körpern aus Blei, Holz und Marmor auf dem schiefen Turm in Pisa aus und zeigte jedem, der es sehen wollte, daß sie in sehr nahe gleicher Zeit vom Turm zum Boden herunterfielen. Da die aristotelische Lehre in demselben Ansehen gehalten wurde, wie die kirchlichen Dogmen, suchten die Kollegen mit den sonderbarsten Sophismen Gali-

leis Beweisführung zu entkräften und ihn von der Universität Pisa zu verjagen, was auch gelang. Er erhielt aber eine Anstellung an der Universität der venezianischen Republik in Padua (1592), wozu ihm sein einflußreicher Beschützer Marchese del Monte verhalf.

Francis Baco, Baron von Verulam (1561—1626) sprach in seinem „Novum organum" offen die Lehre aus, daß die Beobachtung des Experiments, das zur Aufsuchung der treibenden Ursachen angestellt wurde, die einzige fruchtbare Methode der wissenschaftlichen Forschung ist. Dieser Grundsatz war auch am Ende des 17. Jahrhunderts allgemein von den Naturforschern anerkannt. Dabei ist wohl zu bemerken, daß in einigen Wissenschaften, wie der Astronomie und der Meteorologie, Versuche kaum anzustellen sind, sondern daß man sich mit der Beobachtung der Erscheinungen begnügen muß, wie sie ohne menschliche Beteiligung in der Natur vorkommen. Natürlicherweise geht unter solchen Umständen der Fortschritt langsamer, als wenn der Beobachter selbst das Eintreten einer erwünschten Erscheinung herbeizuführen vermag.

Allmählich sah man auch den Nutzen der Experimentierkunst ein. Anfangs stellten wohl die Fürsten Chemiker an, um Gold darzustellen damit die fürstlichen Finanzen ausgebessert würden. Später fand man aber, daß es zum Wohlergehen des Staats nützlich sei, daß Laboratorien zur Hebung der Gewerbe und besonders des Bergbaus eingerichtet wurden. Ein für diese Zwecke eingerichtetes chemisches Laboratorium wurde von Karl XI. von Schweden 1685 auf Vorschlag von Urban Hiärne eingerichtet, der zum ersten Vorstand desselben ernannt wurde. 1695 wurde dasselbe von Karl XII. mit einem mechanischen Laboratorium unter Polhem erweitert. Ohne Zweifel hat die Wirksamkeit dieser Institute stark zur Hebung Schwedens und besonders der schwedischen Wissenschaft beigetragen.

Der große Erfolg der aufblühenden Naturwissenschaften veranlaßte eine Zunahme ihrer Ausüber, speziell der naturwissenschaftlichen Professoren an den Universitäten. Die richtige Einsicht, daß ein Zusammenwirken zwischen den verschiedenen Kräften außerordentlich stark die gemeinsamen Forschungsinteressen befördern würde, veranlaßte den Zusammenschluß der Forscher zu naturwissenschaftlichen Akademien. Die ersten solchen entstanden in Italien, so Academia secretorum naturae in Neapel 1560, die jedoch bald vom Papst aufgehoben wurde, und Accademia dei Lincei (gegr. 1603, aufgehoben 1632), welcher Galilei angehörte. Bald danach kamen die Academia naturae curiosorum, gegr. 1652 in Schweinfurt (später die leopoldinisch-karolinische Akademie), Accademia del Cimento (gegr. 1657) in Florenz, Royal Society in London 1662 und die französischen Akademien usw. Die Betätigung dieser Akademien zur Erforschung wissenschaftlicher, für die Praxis wichtiger Fragen ist in ihren ersten Arbeiten sehr hervortretend. Der große Nutzen der wissenschaftlichen Forschung für den Staat wurde auch dadurch anerkannt, daß bei der Gründung einiger Akademien gut be-

soldete Forscherstellen eingerichtet wurden, so speziell bei der russischen Akademie der Wissenschaften (gegr. 1725). Allmählich erhielt jeder Staat seine eigene Akademie, welche durch das Zusammenarbeiten ihrer Mitglieder, durch Korrespondenz mit auswärts wohnenden Gelehrten und mit den Behörden anderer Akademien, sowie durch Ausgabe und Austausch von Schriften, mächtig zur Hebung und Verbreitung der Naturwissenschaften beitrugen.

Als vor etwa 100 Jahren die Verkehrsanstalten in vorher ungeahntem Maßstab durch die Anwendung der Naturwissenschaften zunahmen, wurde es möglich, Kollegen aufzusuchen, die ziemlich entfernt wohnten. Diese Besuche, bei welchen Erfahrungen und Ansichten zum großen Vorteil des Fortschritts ausgetauscht wurden, wurden organisiert, so daß die großen naturwissenschaftlichen Kongresse entstanden. Als durch den enormen Zuwachs des wissenschaftlichen Materials es schwer oder unmöglich für den Einzelnen wurde, die ganze Naturwissenschaft zu überblicken, spalteten sich die allgemeinen Kongresse, unter welchen die deutschen Naturforscherversammlungen und die Meetings der British Assosiation speziell hervorzuheben sind, teilweise in eine große Anzahl von Spezialkongressen. Parallel damit entstanden die speziellen naturwissenschaftlichen Gesellschaften, welche fast jedem Interessierten zugänglich sind, während die Akademien eine beschränkte Zahl von Mitgliedern aufnahmen, wodurch die Mitgliedschaft als eine Art Ehrenstelle betrachtet wurde. Die Spezialgesellschaften mit ihren Zeitschriften, sowie andere von den Akademien unabhängige Zeitschriften, spielen jetzt zufolge ihrer breiten Organisation eine größere Rolle als die ehrwürdigen Akademien. Besonders die chemischen, aber auch die physikalischen, geologischen und astronomischen Gesellschaften haben außerordentlich viel zur Entwicklung der modernen Wissenschaft beigetragen.

Während an den alten Universitäten eigentlich nur die Mathematik und die Astronomie selbständige Vertreter hatten, und die übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen meistens als Hilfsfächer in der medizinischen Fakultät vorgetragen wurden, ist es durch den schnellen Zuwachs der Naturwissenschaften nötig geworden, selbständige Professuren für eine immer wachsende Zahl von Disziplinen einzurichten, so daß die naturwissenschaftlichen Fakultäten jetzt meistens die größte Stärke an den Universitäten besitzen. Zugleich sind für die Anwendung der Naturwissenschaften in der Praxis Polytechnica, Forstschulen, Bergakademien und landwirtschaftliche Fakultäten entstanden, die in Anzahl der Studierenden stark mit den Universitäten wetteifern. Zugleich hat es sich als vorteilhaft erwiesen, eine Art Zentralisation bei den wissenschaftlichen Untersuchungen zu schaffen, so sind die enormen Reichsanstalten, die neueren Akademien und die Spezialinstitute, meistens in den Hauptstädten geschaffen worden, welche nichts mit dem Unterricht zu tun haben. Es ist da möglich, die allerfeinsten Instrumente und großartigsten Hilfsmittel anzuschaffen, welche mit den Mitteln der Universitäten nicht erreichbar sind. Diese

Institute üben einen immer größeren Einfluß auf die Entwicklung der Naturwissenschaft aus.

Mit dem Fortschreiten der Naturkunde hat sie immer größere praktische Verwendungen erhalten. Die medizinischen Wissenschaften schließen sich immer näher an die Naturwissenschaften und arbeiten nach ähnlichen Methoden. Auf der anderen Seite üben die Naturwissenschaften aufeinander eine stark befruchtende Wirkung aus. So z. B. ist die Astronomie jetzt fast gänzlich in Astrophysik verwandelt. Der große Triumphzug der physikalischen Chemie fällt in das letzte Mannesalter. Die Oceanographie, die Geographie, die Biochemie, die Biophysik, die dynamische Geologie sind ebenfalls größtenteils solche rasch aufblühende Zwitterwissenschaften.

Es ist wiederholt hervorgehoben, daß die Naturwissenschaft mit immer zunehmender Geschwindigkeit sich entwickelt und zwar einigermaßen nach einem exponentiellen Gesetz. Man fragt sich häufig, ob dieser stürmische Fortschritt weiter gehen kann; einige prophezeien sogar, daß der Höhepunkt der Naturwissenschaften bald erreicht sein wird. Diese letzte Annahme kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Der Fortschritt beruht darauf, daß durch die Ausübung der Naturwissenschaft Arbeitsprodukte entstehen, welche ihren Fortschritt beschleunigen. Diese Arbeitsprodukte sind hauptsächlich die technischen Verwendungen. Durch die schnell aufblühende Technik nimmt die Zahl der naturwissenschaftlich Vorgebildeten stark zu, neue wissenschaftliche Erfahrungen werden gemacht und ein Teil der enormen Gewinne der Industrie fließen zur Wissenschaft zurück. Die Entwicklung ist also einem Prozeß ähnlich, den man in der Chemie „autokatalytisch" nennt. Solche Prozesse verlaufen nach dem exponentiellen Gesetz, wie die Entwicklung der Naturwissenschaft. Eine Bedingung dafür ist wohl, daß das Arbeitsmaterial, das den Gegenstand des Prozesses bildet, unerschöpflich, d. h. in praktisch genommen unendlicher Menge im Verhältnis zum schon bearbeiteten Teil vorhanden ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Naturkenntnisse sich ins Unendliche ausdehnen können. Und so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften in unbegrenzter Zeit mit stets zunehmender Geschwindigkeit vor sich gehen wird. Die Zukunft wird voraussichtlich auch die meist sanguinischen Hoffnungen übertreffen, und die naturwissenschaftliche Auffassung wird in noch viel höherem Grade als jetzt die Denkweise der Menschheit beherrschen.

Friedrich von Hindersin,

Kais. Landgerichtsrat a. D.:

Zur Vorbeugung der Perversität und Aufhebung des § 175 StGB.

Gesetzgeberische Vorschläge.

Der Kampf um den § 175 des Strafgesetzbuches ist bekanntlich ein äußerst erbitterter und hat den Reichstag schon mehrfach beschäftigt. Eine Petition, die von angesehenen Männern aus allen Kreisen, vorzüglich auch denen der Wissenschaft und Kunst unterzeichnet war, trat sehr lebhaft für seine Abschaffung ein, — allerdings ohne Erfolg, aber die Aussichten auf Erfolg schienen sich mit der Zeit bessern zu wollen. Da kam plötzlich ein nur allzubekannter Prozeß in Gang, in dem auch perverse Irrungen zur Sprache kamen, und die starke Abneigung, die sich im Publikum gegen einzelne Personen bemerkbar machte, die in diesen Prozeß verwickelt waren, übertrug sich auf die Perversität selbst. Seitdem scheint die öffentliche Meinung weit mehr eine Verschärfung des Paragraphen zu verlangen als seine Abschaffung. —

Wenn ich nun in dem Folgenden von Perversität spreche, so verstehe ich hierunter immer nur die geschlechtliche Neigung zwischen männlichen Personen und lasse die übrigen Formen der Perversität als minder wichtig außer Betracht. Was übrigens von der einen Art der Perversen gilt, das gilt auch so ziemlich von den andern. —

Die Frage ist nun schon darum eine brennende und unzweifelhaft wichtige, weil die Zahl der Perversen anscheinend von Tag zu Tag wächst. Es liegt also tatsächlich eine Gefahr für das Wohl des Staates vor, und wenn man über den Rückgang der Geburten klagt, so muß man auch dies Moment in Betracht ziehen. Freilich dürfte die Hauptschuld an dem Rückgang der Geburten an anderer Stelle liegen, nämlich an dem Überhandnehmen des Einkindersystems, das sich jetzt auch in den unteren Volksschichten geltend macht.

Ich halte es aber trotzdem für unzweifelhaft, daß die Perversität eine Gefahr für den Staat bedeutet, und es liegt nahe, an einige historische Beispiele zu erinnern. Wenn die Hellenen staatlich nur eine sehr kurze Blütezeit gehabt haben, so wird man das allerdings zu einem nicht unerheblichen Teile ihrer ausgesprochenen Perversität zuschreiben müssen, denn die Perversität entnervt. Man kann hier auch einzelne Epochen der persischen Geschichte heranziehen und daran erinnern, daß die Liebesgedichte des großen Hafis sich ausschließlich auf Personen des männlichen Geschlechts beziehen. Man kann ferner an den germanischen Stamm der Taifalen erinnern, die an dieser Verirrung zugrunde gingen, und

an anderes mehr. In allen diesen Fällen scheint die Perversität zuletzt geradezu die herrschende Form des Geschlechtslebens geworden zu sein, und es ist daher wohl begreiflich, wenn aufrichtige Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, die eine ähnliche Gefahr auch für uns befürchten, nun mit allen Mitteln der Strenge dagegen ankämpfen wollen, ohne freilich zu beachten, daß strenge Gesetze gegen derartige Verirrungen meist ohne Wirkung geblieben sind.

Der gemeinsame Wunsch aller Verständigen muß nun unzweifelhaft der sein: dem Entstehen der Perversität vorzubeugen, das Übel im Keime zu ersticken, noch besser und genauer, das Entstehen des perversen Triebes überhaupt zu verhindern. Und hier erhebt sich nun zunächst und vor allem die Frage: Wie entsteht die perverse Neigung? Denn um einem Übel vorzubeugen, muß ich doch zunächst wissen, wie es entsteht.

Aber diese Frage wird kaum jemals aufgeworfen, man könnte fast sagen, niemals. Insbesondere die erbitterten Gegner der Perversität bekümmern sich um diesen Punkt überhaupt nicht, sie nehmen die Perversität als Tatsache, ohne nach dem Woher zu fragen, sie betrachten sie wie ein Ungeheuer, das sich plötzlich aus ungekannten Tiefen erhoben hat.

Und auch die Perversen beantworten die Frage nicht eben gern. Es ist indessen offenbar, daß sie meistens der Ansicht sind, daß es sich um eine angeborene Natureigenschaft handelt, an der der Betroffene überhaupt nichts zu ändern vermag, und es scheint auch, daß einige Ärzte sich dieser Ansicht zuneigen. Dann wäre freilich an der Sache nichts zu ändern, denn einen Naturtrieb in sein Gegenteil zu verkehren, ist kaum möglich. Man kann einen Tiger nicht zu einem pflanzenfressenden Tiere umschaffen, das ursprüngliche Werk der Natur nicht verändern. Der eine Mensch wird mit einer langen Nase geboren und der andere mit einer kurzen, der eine pervers und der andere nicht pervers, das ist so etwa die Ansicht der Perversen selbst. Die Natur allein hätte also alles zu verantworten, und wir Menschen müßten wohl oder übel die Flinte ins Korn werfen.

Aber ich bin nicht dieser Ansicht, und ich werde mich bemühen zu zeigen, wie die Perversität entsteht, — eine schwierige und schlüpfrige Aufgabe, bei der ich in gleichem Maße um die Geduld und die Nachsicht des Lesers bitten muß. Aber diese Frage mußte gestellt werden, denn von ihrer Beantwortung hängt alles Übrige ab.

* * *

Die perverse Neigung entwickelt sich in den ganz überwiegend meisten Fällen in den Jahren, in denen sich die Geschlechtsreife überhaupt entwickelt, also beim Manne etwa vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Jahre. Auf die seltenen Fälle, wo sie sich später entwickelt, komme ich noch zurück.

Wie entsteht also die Perversität in dieser kritischen Zeit? — Sehen wir zunächst, wie sie bei den Hellenen in diesem kritischen Alter entstand. —

Die hellenischen Frauen lebten zurückgezogen im Haus in einer fast orientalischen Abgeschlossenheit. Wenn sie in der Öffentlichkeit erschienen, — also etwa bei Prozessionen und im Theater — so waren sie von den Männern abgesondert. Die Kleidung war ziemlich streng und verhüllte die Formen. Das heranwachsende männliche Geschlecht sah tatsächlich äußerst wenig von der Frau. — Das war an sich kein Unglück, denn der natürliche Trieb findet trotzdem seinen Weg, wenn ihn nicht besondere Umstände ablenken.

„Wenn ihn nicht besondere Umstände ablenken", — da liegt der Punkt. Hier aber lag ein besonderer Umstand vor: Der Schönheitstrieb der Hellenen, der sich vor allem und über allem der Darstellung des nackten männlichen Körpers zuwandte. Man hatte aus der Darstellung dieses Körpers geradezu einen Kultus gemacht.

Wir sehen es ja noch jetzt. Die griechische Skulptur ist noch jetzt in der Darstellung der Schönheit des nackten männlichen Körpers völlig und unbedingt unerreicht geblieben. Die Darstellung dieser Schönheit war der Triumph der Skulptur, sie wurde — um es verstärkend zu wiederholen — fast zu einem Gegenstand des Kultus. Die Frau aber stellte man selten dar und in den früheren Zeiten nur bekleidet. Selbst Praxiteles — der doch immerhin zu einer Zeit lebte, wo man sich schon dem Ausgange der klassischen Zeit näherte, stellte die Aphrodite zunächst bekleidet dar. Und als er sie unbekleidet darstellte, da war das ein Wagnis und eine Neuerung, und es stieß zunächst auf lebhaften Widerspruch.

Indessen, — Skulpturen sind nur Skulpturen, und die Wirklichkeit wirkt unendlich stärker als die Kunst, soweit es sich um die Reizung der Sinne handelt. Hier aber war die Kunst — wie freilich so oft — der Wirklichkeit nur gefolgt. Die Kleidung des Mannes war damals ziemlich frei, — aber das entsprach dem Klima und war an sich kein Unglück. Aber man legte die Kleidung fortwährend ab, — nicht etwa nur beim Baden, sondern vor allem bei den Spielen, wo völlige Nacktheit die Regel war. Es sprachen da nicht nur praktische Bedürfnisse mit, sondern vor allem der so ungemein ausgeprägte Schönheitssinn der Hellenen, und — setzen wir es nur ruhig dazu — auch die Eitelkeit sprach ihr Wörtchen mit. Und es ist ja an sich natürlich und zunächst auch keineswegs verwerflich, daß der eine auf die Schönheit seines Körpers stolz ist wie ein anderer auf die Vorzüge seines Geistes. Aber man übertrieb, — insbesondere auch darin, daß die völlige Nacktheit in so vielen Fällen die Regel wurde. — Und hier lag nun tatsächlich der Grund des Übels.

Die Römer haben das auch sehr wohl erkannt, schon deswegen, weil es bei ihnen ganz anders war. Es galt den alten Römern für „turpe", für schändlich,

sich nackt zu zeigen. Selbst Cicero erklärt noch, es gelte für unschicklich, daß der Vater mit dem Sohne, der Schwiegersohn mit dem Schwiegervater zusammen bade. Und die strengen Sittenrichter erklärten geradezu und ohne allen Umschweif, der Verfall der Sitten habe mit dem Zeitpunkte begonnen, in dem man es gewagt habe, den männlichen Körper in der Arena unbekleidet zu zeigen. Und allerdings begannen sich erst seit dieser Zeit die „griechischen", will sagen: perversen Sitten zu zeigen. Der erste große Skandal, der sich aus diesem Anlaß erhob, war denn auch griechischen Ursprungs, es handelte sich, wie wir aus Livius sehn, um griechisch-dionysische Mysterien.

Es war indes bei den Römern niemals so schlimm wie bei den Griechen. Die Nacktheit hat hier auch nicht entfernt dieselben Triumphe gefeiert. —

Aber wir müssen der Sache doch noch näher treten: Wie entwickelte sich nun bei dem griechischen Knaben der perverse Trieb?

Der Knabe gerät in der kritischen Zeit in sinnliche Neugier und Unruhe, er will wissen, wie es bei den Erwachsenen hergeht, insbesondere auch auf geschlechtlichem Gebiete. Er will den nackten Körper des Erwachsenen kennen lernen, und diese Neugier erstreckt sich auch auf den männlichen Körper. Wer das bezweifelt, der blättere in den dem Werther angehängten Briefen aus der Schweiz, und er wird in der ersten Abteilung finden, daß Goethe hier sein Verlangen beschreibt, den menschlichen Körper nackt zu sehen und zwar den Körper beider Geschlechter, und wie er dies Verlangen befriedigt.

Man muß hier allerdings einschalten, daß zur Zeit unserer Klassiker in diesen Dingen eine ganz übertriebene Sittenstrenge herrschte, und wir können jetzt nicht ohne Kopfschütteln in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" des Fräulein von Klettenberg lesen, daß diese sich in erwachsenem Alter zum ersten Male und nur zufällig selber nackt gesehen hat. —

Die geschilderte Neugier ist an sich natürlich und nicht gefährlich, aber sie wird gefährlich, wenn sie ausschließlich nach einer Seite befriedigt wird. Bei dem hellenischen Knaben aber wurde sie ausschließlich nach der männlichen Seite gelenkt, der Knabe bekam fortwährend und ausschließlich den männlichen Körper zu sehen. Und nun bedenke man, daß der Erwachsene das Ideal des Unerwachsenen ist, und man bedenke weiter das so ungemein ausgebildete hellenische Schönheitsgefühl. Und daß der männliche Körper dem weiblichen an Schönheit gleichkommt, das war nicht nur die Ansicht der griechischen Bildhauer, die ihn tatsächlich dem weiblichen vorzogen, das war auch später die Ansicht von sehr großen Künstlern, — ich will nur Signorelli und Michel Angelo anführen.

War nun die Aufmerksamkeit und die Liebe in so ausschließlicher Weise nach dieser einen Seite geleitet, war sie in nahezu künstlicher Weise vom Weibe ganz abgelenkt, so ergab sich alles andere von selbst. Denn vom Bewundern zum

Begehren, von dem Gedanken: „Das ist schön" zu dem Gedanken: „Das möchte ich haben" ist der Sprung nicht weit. Die Sinnlichkeit des hellenischen Knaben wurde in falsche Bahnen gelenkt, der erwachende Geschlechtstrieb nahm die falsche Richtung, er wich vom Wege, de via, ab, es kam zu einer Deviation des Geschlechtstriebes, — um denn auch einmal ein Fremdwort zu gebrauchen.

Und nun war das Unheil geschehen. Der Trieb entwickelte sich, setzte sich fest, fast unausrottbar fest. Man weiß ja, wie stark und nachhaltig all die Eindrücke sind, die wir in diesen jungen Jahren empfangen. Und man sagt dem perversen Triebe ja sogar nach, daß er stärker ist als der natürliche. Das bleibe nun völlig dahingestellt, zumal es ja durchaus genügt, wenn er nur ebenso stark ist wie der andere.

So war es also bei den Hellenen, — und so ist es bei uns. Denn der Trieb entwickelt sich natürlich bei uns geradeso.

Ich sage selbstverständlich nicht, daß es bei uns schon so ist wie im alten Hellas. Aber die Verhältnisse entwickeln sich doch sehr entsprechend, und die Zeiten Goethes und des Fräulein von Klettenberg liegen sehr ferne.

Der Knabe von heute hat in der kritischen Zeit sehr häufig die Gelegenheit, nackte Männer zu sehen, nicht selten sogar schon im elterlichen Hause, denn die strengen Sitten der Altvorderen sind gelockert. Und dann vor allem: die Knaben baden mit den Männern zusammen, im Flußbad, im Hallenbad, im Licht- und Luftbad, — überall, und die vorhandenen Ausnahmen beweisen nur die Regel. Auch bei den öffentlichen Schaustellungen, bei denen ich vor allem an öffentliche Spiele und Wettkämpfe denke, nähern wir uns den hellenischen Sitten ganz entschieden. Man sehe sich doch einmal die Kleidung bei den Leibesübungen an, — also beim Turnen, Rudern, Fußballspielen usw., — um vom Ringen und der Nacktkultur ganz zu schweigen. Es hat zuweilen doch den Anschein, daß man sich genau so weit nackt zeigt, als die Polizei das gestattet, und die männliche Eitelkeit spielt auch hier eine große Rolle. — Ich weiß nun freilich, daß auch das Schönheitsgefühl hier seine Rolle spielt, und ich schätze die Schönheit sehr hoch. Und ich weiß natürlich auch, daß es Ausnahmen gibt, und daß Schönheit und Schicklichkeit sich sehr wohl verbinden lassen. Aber immerhin ist es mehr die Ausnahme. —

Man wird mir nun einwenden, daß das alles für einen „unverdorbenen Sinn" völlig unverfänglich ist. Und das ist an sich völlig richtig. Aber die Hellenen waren in den früheren Zeiten gleichfalls völlig „unverdorben", und die Verdorbenheit fing erst an, als man mit der Nacktkultur immer weiter ging. Und ganz unverdorben sind wir doch auch nicht. Sollen wir vielleicht darauf warten, bis bei uns die Mehrzahl pervers ist wie seinerzeit bei den Hellenen? Das wird niemand wollen. Wir müssen also vorbeugen und schon jetzt auf die Rücksicht nehmen, die wir „verdorben" nennen, oder noch besser, Rücksicht auf die, die

verdorben werden können. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit auch der schönen Worte des Apostels Paulus, in denen er empfiehlt, mit dem „schwachen Bruder" Nachsicht zu haben, wo er sagt, daß der Starke die Schwäche des anderen zu tragen habe.

Und bei diesem Ausdrucke: „der schwache Bruder" komme ich auf eine sehr wichtige Frage zurück, die ich bereits berührte, nämlich die, ob die Perversität eingeboren ist, oder ob sie erst später entsteht. Ich habe eben gezeigt, wie sie entsteht, und ich wiederhole, daß wir machtlos wären, wenn jemand als Perverser aus dem Leibe der Mutter käme. Denn darüber hat am Ende niemand Gewalt. Man wird aber trotzdem und zwar mit Rücksicht auf ärztliche Autoritäten das Eine zugeben müssen, daß es körperlich angeborene Eigenschaften gibt, die die Entstehung der Perversität erleichtern. So neigt ein mit langem Hals und schmalen Schultern Geborener, der an sich völlig gesund ist, immerhin leichter zur Schwindsucht als ein anderer. Eine ähnliche körperliche Veranlagung wird auch bei vielen Perversen vorliegen. —

Was soll man also tun? — Es geht aus dem Gesagten schon klar hervor. Man soll vorbeugen und noch einmal vorbeugen und immer wieder vorbeugen.

Die Mittel aber, die man anwenden soll, sind einfach genug, und sie ergeben sich aus dem vorher Gesagten nahezu von selbst.

Jeder Erwachsene hüte sich auf das Strengste, sich vor Knaben in dem kritischen Alter irgendwie nackt zu zeigen. Ich wies schon darauf hin, daß das in früheren Zeiten die Sitte durchaus verbot, und es gilt auch jetzt noch — und mit Recht — in sehr vielen Kreisen als anstößig.

Nichterwachsene — und zwar mindestens bis zum achtzehnten Jahre — dürften nicht mit Erwachsenen zusammen baden. Man muß also die Badezeiten für Erwachsene und Nichterwachsene in den Badeanstalten getrennt legen, was durchaus angängig ist, und müßte im äußersten, — allerdings wohl seltenen — Notfalle die Badeanstalten selbst trennen. Das wäre für die Badeanstalten im Freien, wo die Notwendigkeit wohl am ersten eintritt, meist ohne erhebliche Kosten durchzuführen. Aber auch sonst wäre die Durchführung dieser Maßregeln weder besonders schwer noch besonders kostspielig.

Man vermeide es ferner, bei Leibesübungen aller Art, — vor allem aber dann, wenn sie an die Öffentlichkeit treten — den Körper in unnötiger Weise nackt zu zeigen. Eine passende, kleidsame und ästhetische Tracht ist unschwer zu finden, und ich weiß sehr wohl, daß sie in vielen Fällen — so bei vielen Turnern — schon gefunden ist. Die Fachleute aber wissen noch besser als ich, daß die Zwecke der Leibesübungen sich durchweg auch in einer Kleidung erreichen lassen, wie ich sie verlange. Wenn ich nicht sehr irre, machte sich übrigens vor längeren Jahren bei den Turnern eine Bewegung geltend, die sich für die alte, mehr

vollständige und deckende Kleidung aussprach. Diese Bewegung war im Recht, aber die moderne Bewegung scheint nach der anderen Seite zu drängen.

Zur Durchführung all dieser Maßregeln müßte man nun, was die Badeanstalten anlangt, allerdings ein Gesetz verlangen, das die Trennung der Altersklassen anordnete und jede Zuwiderhandlung seitens der Badehalter und Badenden mit Strafe bedrohte, — selbstverständlich mit Geldstrafe. Die Ausarbeitung eines solchen Gesetzes böte auch nicht die allergeringste Schwierigkeit.

Was weiter die Kleidung anlangt, so könnten zunächst die Lehranstalten mit gutem Beispiel vorangehen. Auf die größeren Verbände aber könnten Staaten und Städte, die ja auf solche Vereine einen höchst erheblichen Einfluß haben, in geeigneter Weise einwirken. Eine Strafbestimmung würde ich indessen nicht befürworten, da sie sehr leicht Erbitterung hervorrufen könnte und unzweifelhaft sehr häufig falsch angewendet werden würde. — Bei öffentlichen Festen könnte man ohnehin die Zulassung zum Feste von der Einhaltung gewisser Kleiderregeln abhängig machen.

Daß sich endlich im Privatleben jeder Erwachsene hüten soll, sich vor Unerwachsenen nackt zu zeigen, ist natürlich Privatsache und eine gesetzliche Strafbestimmung wäre hier ganz unmöglich. Ich möchte es überhaupt noch einmal betonen, daß man die Mitwirkung der Gerichte und der Polizei möglichst wenig, um nicht zu sagen gar nicht beanspruchen sollte. Denn ich bin durchaus der Ansicht des Tacitus, daß gute Sitten besser sind als gute Gesetze. Aber die guten Sitten können durch planvolle Förderung seitens des Staates und der Städte, der Vereine und der Einzelnen in der allererheblichsten Weise gefördert werden. —

Man kann nun auch noch die Kunst heranziehen, aber ich möchte auf das allerdringendste bitten, die Kunst hier völlig aus dem Spiele zu lassen. Ich habe es ja schon gesagt, daß Meißel und Pinsel unendlich schwächer wirken als die Wirklichkeit. Zudem beschäftigt sich die Kunst — vor allem die französische — in erster Reihe mit der Darstellung des weiblichen Körpers. Und endlich genügen die bestehenden Gesetze hier durchaus.

Das wäre der Hauptsache nach alles. — Aber es gibt noch eines, was man zur Vorbeugung der Perversität nicht anwenden sollte, was aber eine gewisse Moderichtung wohl auch hier gerne anbrächte: die sexuelle Aufklärung. Ich bin der Ansicht, daß die Aufklärung hier ausschließlich schädlich wirken würde.

Denn entweder spricht der Lehrer undeutlich, und dann ist die Sache für die meisten zwecklos, für diejenigen aber, deren Neugier geweckt wird, schon bedenklich. Oder der Lehrer wird deutlich, und dann wird die Neugier zum mindesten bei einigen erst recht gereizt, und diejenigen, die abgeschreckt werden, würden auch ohne Belehrung vor der Sache zurückschrecken. —

Wir müssen uns jetzt zu den wohl nicht sehr häufigen Fällen wenden, in denen die Perversität erst in späterem Alter entsteht. Aber immerhin kommt das

vor, und beispielsweise soll die Perversität in der französischen Fremdenlegion und in den Strafanstalten von Neu-Kaledonien ganz ungemein häufig sein. Man kann verallgemeinernd sagen, daß die Perversität sich überall da leicht entwickeln wird, wo größere Mengen von Männern zusammenleben, die von dem Verkehr mit Frauen so gut wie ausgeschlossen sind.

Und darin liegt der Grund des Übels. Denn es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die meisten, die in solchen Vereinigungen leben, von Haus aus pervers sind. Aber nun sollen diese Personen — und sie sind meist in der Vollkraft der Jahre — sich jahrelang von jedem geschlechtlichen Verkehr fern halten, weil es die Regel so will. Aber diese Leute sind schwach, und den meisten hat ein gerichtliches Urteil gleichsam das amtliche Zeugnis ausgestellt, daß sie schwach sind. Und nun sollen sie plötzlich auf Jahre hinaus die Enthaltsamkeit eines indischen Büßers beweisen. Das wird man niemals zustande bringen, und wenn der heilige Paulus der Anstaltsgeistliche wäre. Und so geschieht denn vielerlei, und es kommt insbesondere leicht zur Perversität. Dabei spielen dann wieder einzelne verdorbene Elemente, die in Gefängnissen und ähnlichen Anstalten ja niemals fehlen, die Rolle der Verführer, und das Unheil ist nur allzubald in vollem Gange. — — Ich will natürlich hiermit nicht gesagt haben, daß die Perversität in allen Gefängnissen herrscht, ich will vielmehr vorläufig glauben, daß dergleichen in Deutschland in Gefängnissen, Arbeitshäusern und Besserungsanstalten nur ausnahmsweise vorkommt. Aber ein Nährboden für die Perversität können solche Anstalten allerdings werden, und es ist unzweifelhaft, daß sie es zum Teile auch wirklich sind. Es liegen hier eben ungesunde Verhältnisse vor, und ich kann mich zum Teil auf meinen Artikel: „Zur Abschaffung und Änderung der Freiheitsstrafen" berufen.

* * *

Und nun endlich zum § 175 des Strafgesetzbuches, der die Ausübung der Perversität bekanntlich mit Strafe bedroht.

Für die Aufhebung des § sprechen zunächst praktische Gründe. Eine wirklich strenge Durchführung desselben ist nahezu unmöglich. Man frage in dieser Hinsicht nur bei den Polizeidirektionen der größeren Städte an, und man wird erfahren, daß die strikte Durchführung „untunlich" ist. Wollte man aber diese Durchführung mit allen Mitteln erzwingen, so wäre dies nur durch eine Bewachung und ein Eindringen in das Privatleben möglich, die sich der moderne Staatsbürger nun einmal nicht gefallen läßt. Die Zeiten der alten spanischen Inquisition würden wieder aufleben, in denen niemand in seinem Hause sicher war, in denen jeder Dienstbote, jeder Bekannte, jeder Feind oder falsche Freund als Ankläger, insbesondere auch als anonymer Ankläger auftreten konnte. Und das geschah unter dem ausdrücklichen Schutze, der ausdrücklichen Förderung des

hohen Tribunals und hatte selbstverständlich eine vollständige moralische Brunnenvergiftung zur Folge, vor allem auch eine vollständige Züchtung des Denunzianten- und Erpresserwesens. Und schon jetzt wird ja gerade in perversen Prozessen über Erpresser- und Denunziantenwesen sehr lebhaft und wohl nicht mit Unrecht geklagt. — Die Gerichte aber kämen in die denkbar übelste Lage. Denn man kann ihnen unmöglich allgemein vorschreiben, dem Denunzianten keinen Glauben zu schenken; die Überzeugung der Gerichte muß unter allen Umständen frei bleiben. Wer will denn auch im einzelnen Falle den Denunzianten von dem ehrlichen Manne unterscheiden, der eine Anzeige macht, die der Wahrheit entspricht und zu der er sich moralisch verpflichtet fühlt? Und schließlich kann durch eine Reihe von anderen Umständen auch die Angabe eines Denunzianten glaubwürdig werden.

Indessen — das sind unzweifelhaft nur praktische, mehr opportunistische Gründe, und man kann sich demgegenüber sehr wohl auf den Standpunkt stellen: „Fiat justitia! Pereat mundus!“, ein zweifellos durchaus ehrenhafter Standpunkt, den ich auch keineswegs immer als unvernünftig bezeichnen möchte.

Aber ein zweiter, weit gewichtigerer Grund spricht für die Aufhebung des Paragraphen, und er liegt schon in dem enthalten, was ich in dem früher Gesagten ausführte. Man bedenke doch, wie der Trieb in den weitaus meisten Fällen entsteht. Fast stets in jugendlichem Alter, einem Alter, das der völligen Strafunmündigkeit im Sinne des Gesetzes noch nahe steht, und in den meisten Fällen durch Umstände, an denen die späteren Perversen ganz unschuldig sind. Ist der Trieb aber erst einmal entstanden, hat er sich vor allem einmal festgesetzt, so ist eine „Umstimmung“ unzweifelhaft äußerst schwierig, und man wird in dieser Hinsicht allerdings das Urteil der Ärzte anrufen müssen, die eine solche „Umstimmung“ mehrfach und meistens umsonst versucht haben. Man denke doch einmal daran, was ein Mann mit natürlichem Triebe sagen würde, wenn man ihn nach der anderen Seite hin „umstimmen“ wollte! Er würde unter vielem andern auch zweifellos das erklären, daß die Sache für ihn nicht nur ekelhaft und widerlich sei, sondern einfach unmöglich. Der Perverse aber wird genau dasselbe erwidern, wenn das Verlangen der „Umstimmung“ nun an ihn kommt. — Ich wiederhole nun zwar noch einmal, daß ich den Trieb nicht für eingeboren halte, sondern für später entstanden, aber darüber besteht kein Zweifel, daß er da, wo er sich festgesetzt hat, mit derselben Stärke auftritt wie der natürliche. Nun verdammen ja einzelne Religionen oder zum mindesten doch religiöse Richtungen den Geschlechtstrieb schlechthin, aber die Gesetzgebungen haben sich niemals dieser Verdammung anschließen können, und einzelne schüchterne Vorstöße in dieser Richtung sind stets ohne jede praktische Wirkung geblieben. Man versuche doch einmal, den außerehelichen Verkehr schlechthin zu verbieten. Kein Vernünftiger wird es versuchen wollen, und gerade die Beamten der Polizei werden die völlige

Undurchführbarkeit solchen Beginnens vollauf zu würdigen wissen. Das schließt aber in keiner Weise aus, daß man auf die Besserung und Gesundung der geschlechtlichen Verhältnisse hinwirkt, und ich komme immer wieder auf den Grundsatz zurück: Vorbeugen, vorbeugen und noch einmal vorbeugen!

Daß nun die Vorbeugungsmittel, die ich vorschlug, an sich klein und unbedeutend erscheinen, das ist eher ein Glück als ein Unglück, denn um so leichter sind sie durchzuführen. Auch wird der Verständige sie nicht darum verachten, weil sie gering sind, oder besser gesagt, gering erscheinen, er wird vielmehr an das Sprichwort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen denken. Man kann auch das französische Sprichwort heranziehen, daß die kleinen Quellen die großen Flüsse machen, was ja für unseren Gegenstand leider auch in der Weise gilt, daß hier die scheinbar so kleinen Ursachen ein so großes Übel hervorrufen. —

Ich möchte jetzt noch einigen Mißdeutungen zuvorkommen. Man könnte im Anschluß an die angedeutete „Umstimmung" und einige ärztliche Versuche auf die allerdings sehr unglückliche Idee verfallen, an freiere Kleidung auch des weiblichen Geschlechtes zu denken. Aber ich möchte diesen Gedanken weit von mir abweisen. Der natürliche Trieb findet seinen Weg auch bei der strengsten Kleidung und hat ihn zu allen Zeiten gefunden. Hier greift der arabische Spruch ein, daß, wenn es nur einen Mann und eine Frau gäbe, und diese beiden getrennt durch die ganze Erdlänge, so würden sich diese beiden trotzdem finden. Aber wohlgemerkt, sie würden sich nur dann finden, wenn keine unnatürliche Ablenkung, keine Ableitung der sinnlichen Neigung de via, keine Hinleitung auf etwas anderes stattfände. Und so erledigt sich auch der naheliegende Einwand, daß bei den wilden Völkerschaften die Männer auch nackt gehen, ohne daß von schädlichen Wirkungen viel zu spüren wäre. Allerdings gehen dort die Männer nackt, — aber die Frauen auch. Wo aber nur das erstere der Fall ist oder wo — was dem ersten Falle sehr nahekommt — die Frauen von den Männern ferngehalten werden, da wird sich als die natürliche Begleiterscheinung dieses unnatürlichen Zustandes die Perversität einstellen.

Um den Hauptgedanken noch schärfer auszuprägen: Die Perversität ist die natürliche Begleiterscheinung der Nacktkultur.

Und hier kann man den früheren Beispielen ein neues anfügen: Bekanntlich huldigt auch Frankreich der Nacktkultur, aber vor allem und fast ausschließlich der Kultur des weiblichen Körpers. Und die Begleiterscheinung ist denn auch hier nicht ausgeblieben, und wir haben sapphische Neigungen zu verzeichnen. Man vergleiche die kurzen, aber sehr markanten Stellen in Daudets „Sappho" und Zolas „Nana".

* * *

Schließlich noch einige Worte über die Art und Weise, wie man diese so äußerst schwierige und dornige Frage jetzt zu behandeln pflegt.

Die meisten behandeln die Frage überhaupt nicht, sie wollen nichts von ihr wissen und erklären nur allenfalls, daß sie von diesen Dingen nichts verständen und nichts zu verstehen wünschten. Die Sache sei wohl auch nicht so dringlich, denn es handle sich doch nur um vereinzelte Ausnahmefälle. — Ich kann dazu nur sagen, daß ich gar sehr wünschte, daß diese Herren im Recht wären, aber ich fürchte, ich fürchte, daß es durchaus nicht so ist, und die Zeit ist vielleicht nur allzu nahe, wo es sich zeigt, daß es sich hier um ein äußerst verbreitetes Übel handelt. Und da gilt es dann allerdings schon jetzt vorzusorgen, und man darf mit dem Zudecken des Brunnens nicht wieder erst dann beginnen, nachdem sich mehrere das Bein gebrochen haben.

Es gibt nun wiederum andere Leute, die sich um diese häkle Frage allerdings bekümmern, aber nur in der Weise, daß sie sich moralisch entrüsten und alle Perversen am liebsten totschlügen — ein gesetzlich nicht zulässiger Massenmord. Man kann diesen Entrüsteten sehr gerne zugeben, daß ihrer Entrüstung der Wunsch nach Besserung zugrunde liegt, und dieser Wunsch ist an sich sehr löblich. Aber mit dem Wunsche allein ist freilich wenig getan. Und wie weit sind doch diese Entrüsteten von der Weisheit des großen Spinoza entfernt, der uns lehrt, daß wir uns niemals entrüsten sollen, daß wir vor allem und über allem danach trachten müssen, zu verstehen. Zu verstehen und, nachdem wir verstanden haben, dem erkannten Übel entgegen zu treten, — wie ich hinzusetze. —

Wiederum eine andere Ansicht haben natürlich die Perversen selbst. Sie bezeichnen sich gerne als Tschandalas der Liebe, als allgemein und mit Unrecht Verachtete und Verbannte, — und das nicht völlig ohne Grund. Und einige unter ihnen — man denke an Oskar Wilde — haben die geheime, aber doch nicht immer völlig verschwiegene Anschauung, daß diese perverse Neigung gleichsam ein Kennzeichen der besonders begabten und erleuchteten Geister sei, wobei sie an einige geistig sehr hochstehende Personen denken, die diese Neigung gehabt haben oder gehabt haben sollen. Dabei wird dann freilich übersehen, daß andere und zahlreichere geistig ebenfalls sehr hochstehende Personen diese Neigung n i c h t gehabt haben. — —

Das wäre alles, und da sich nun meine eigene Meinung mit den Meinungen all dieser so äußerst verschiedenen Personen nicht eben deckt, so steht zu vermuten, daß ich es niemandem recht gemacht habe, wohl aber es mit vielen verdorben habe. Aber es erschien mir nicht wohlgetan, in einer Frage zu schweigen, die jeden Augenblick wieder brennend und aktuell werden kann und von der die meisten — ich muß es bedauernd wiederholen — vielleicht nicht allzuviel verstehen. Und darum galt es zu reden, ohne nach Freunden oder Feinden zu fragen.

„Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas.“

Carl Jentsch:
Orthodoxismus und Modernismus.

Die deutschen Katholiken haben eine mehrjährige gefährliche Krisis vorläufig glücklich überstanden, aber sie war doch nur Symptom eines Zersetzungsprozesses, der unter der beruhigten Oberfläche seinen Fortgang nimmt und mit einer Krisis im präzisen Sinne dieses Wortes enden muß: die katholische Kirche Deutschlands muß sich entscheiden, ob sie sich spalten oder — sei es mit, sei es ohne Roms Erlaubnis — im Sinne des Modernismus umbilden will.

Zwischen den Orthodoxen, die in jeder von der ihrigen abweichenden Glaubensansicht eitel Teufelswerk sehen, und den Monisten, denen der Christenglaube als ein Rest vorwissenschaftlichen Aberglaubens gilt, stehen die liberalen und die Vermittelungstheologen der evangelischen Kirche und die katholischen Modernisten. Beide unterscheiden die unhaltbare Orthodoxie von einem haltbaren und wertvollen Wesenskerne des Christentums. Worin dieser Kern bestehe, darum wird gestritten; man würde sich einigen können, wenn man die Sache weniger theologisch und mehr historisch-praktisch anfaßte. Die Vernunft rät an, und die Wissenschaft verbietet nicht (sowohl die evangelischen Theologen als auch die katholischen Modernisten machen jener Wissenschaft ungebührliche Zugeständnisse, die sich mit ihrer Voraussetzungslosigkeit brüstet, in Wirklichkeit aber von der törichten Voraussetzung ausgeht, das Urdumme, das blinde Spiel der chemischen Elemente, sei die Geburtsstätte des Geistes; nicht einmal das organische, geschweige denn das Geistesleben, läßt sich in die physikalisch-chemische Ursachenverkettung restlos einreihen) also die Wissenschaft verbietet nicht, zu glauben, daß die Urvernunft, die sich in dem wundervoll geordneten reichen Kosmos und in der Menschenvernunft offenbart, ein selbstbewußter Geist sei. Und gerade der Monist, der, wie die Bibel, Gott in jedem seiner Geschöpfe wirkend denken muß, kann am wenigsten einzuwenden haben gegen die Möglichkeit, daß sich Gott in einem Menschen reiner und voller offenbare als in allen übrigen. Diese Möglichkeit ist in Jesus, mit dessen Erscheinen die dem jüdischen Volke zuteil gewordenen Erleuchtungen und Anregungen ihre Vollendung erreichten, Wirklichkeit geworden, denn wir dürfen den einen göttlichen Menschen nennen, von dem fast zwei Jahrtausende lang jene Fülle wohltätiger Wirkungen ausgegangen ist, die der unbefangene Betrachter der Weltgeschichte kennt, und die das Schlimme und Schreckliche überwiegt, womit Rom, Wittenberg und Genf die Christenheit mitunter geschreckt und gepeinigt haben. Jesus hat die vernünftigste und reinste Gottesidee, die von den vorchristlichen Philosophen beinahe, aber nicht ganz erreicht worden war, zum Gemeingut der Kulturvölker gemacht, hat diesen Gott nicht mit Kultzeremonien, sondern im Geist und in der Wahrheit, das heißt

durch edle Gesinnung und sittliche Tat verehren gelehrt, hat dem Sittengesetz die verständlichste und wirksamste Fassung: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ gegeben, hat den einzelnen mit Vertrauen auf des himmlischen Vaters Vorsehung, die Gesamtheit mit der freudigen Hoffnung auf einen befriedigenden Abschluß dieses rätselvollen Erdenlebens erfüllt; endlich ist unter augenscheinlicher göttlicher Leitung aus Jesu Jüngergemeinde eine weltumfassende Institution erwachsen, welche diese Erlösung von abergläubischen Befürchtungen und von der Übermacht der sinnlichen Triebe jeder neuen Generation vermittelt. In solcher Vermittelung besteht die Berufstätigkeit der Seelsorgegeistlichen, einer Institution, die keine andere Religion kennt. Und wenn wir fragen, worauf die segensreiche Wirksamkeit wackerer Pfarrer aller Konfessionen und Sekten beruht, so ist es die Einpflanzung der soeben genannten Grundwahrheiten des Christentums in die Herzen, nicht der Glaube an die Trinität, oder an die unbefleckte Empfängnis, oder an Luthers sola fides-Dogma, an Calvins Prädestination. Was zu jenen Grundwahrheiten, die wir also als das Wesen des Christentums anzusehen haben, die Theologen hinzuersonnen haben, das sind teils pädagogisch brauchbare Symbole schöner Ideen und biologischer oder soziologischer Wahrheiten, teils wertlose Spekulationen, teils Ausgeburten schädlichen Aberglaubens. Eine solche ist das Höllendogma. Wie die Aussprüche des Neuen Testaments, auf die es sich stützt, zu deuten seien, kann hier nicht ausgeführt werden, nur dieses eine ist hervorzuheben, daß, wenn das Höllendogma der Kirche eine christliche Glaubenswahrheit wäre, die „frohe Botschaft“ das entsetzlichste Dysangelion sein würde. Denn was besagt es? Daß die ungeheure Mehrzahl aller Menschen — wie groß diese ist, davon hatte man zu des Augustinus, selbst zu Luthers Zeit noch keine Vorstellung, was die damaligen Theologen ein klein wenig entschuldigt — zu ewigen, ununterbrochenen Qualen in einem unauslöschlichen Feuer verdammt sei. Um der Kürze wegen nur das katholische Dogma anzuführen, so sind der Hölle verfallen zunächst alle Ungetauften, d. h. alle Menschen der ungezählte Jahrtausende umfassenden prähistorischen und der vorchristlichen historischen Zeit, sodann alle Heiden, Mohammedaner und Juden der christlichen Ära, deren Zahl heute doppelt so groß ist als die der Christen. Ferner (der ungetauften Freireligiösen nicht zu gedenken) alle mit Todsünden behafteten „Häretiker und Schismatiker“ und von den katholischen Todsündern die, welche ohne Absolution und ohne genügende Reue sterben. Im „Tag“ habe ich einmal ausgeführt, daß der wissenschaftlich gebildete und menschlich fühlende Mann unserer Tage zwar Christ, aber nimmermehr orthodoxer, am wenigsten katholisch-orthodoxer, Christ sein könne. In einer Polemik dagegen hat Herr Erzberger, dessen politische Tätigkeit ich übrigens als ersprießlich fürs Vaterland schätze, eingewendet, nach katholischer Lehre könnten auch Irrgläubige selig werden. (Von den Milliarden, vielleicht Billionen Ungetauften schweigt des Apologeten Diplomatie). Das habe ich, 19 Jahre vor des Herrn Abgeordneten Geburt, meine Katechismusschüler gelehrt und in dem Artikel, den er angreift,

ausdrücklich gesagt, zugleich aber auch gezeigt, daß dieses Zugeständnis guter Seelen (noch liebevollere lassen sogar die gerechten und sittenreinen Heiden selig werden) praktisch wertlos ist. Denn nach der Kirchenlehre kann der Getaufte, der eine Todsünde begangen hat — und welcher Erwachsene hätte nicht einiges von dem auf dem Gewissen, was die Theologen Todsünde zu schelten belieben — nur gerettet werden, wenn er entweder die priesterliche Absolution empfängt, die eben doch dem „Häretiker" versagt bleibt, oder eine „vollkommene Reue" über seine Sünden empfindet. Diese nun — sie setzt die „vollkommene Liebe zu Gott" voraus — ist eine psychologisch so schwierige Leistung, daß ein nicht theologisch gebildeter Mensch sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen, geschweige denn sie zustande bringen kann. Professor Faßbender hat im „Tag" gegen meine Argumentation eingewendet, das Dogma vom alliebenden Gott bereite, schon mit den irdischen Übeln zusammengehalten, dem modernen Denken keine geringere Schwierigkeit als das Höllendogma. Ich bestreite die Gleichwertigkeit beider Schwierigkeiten. Die erste ist lediglich subjektiver Natur; für den Optimisten, der eine positive Glücksbilanz herausrechnet, existiert sie nicht; der Christ aber erklärt sich die irdischen Übel als Erziehungs- und Läuterungsmittel und vertröstet sich wegen dessen, was daran unerklärlich bleibt, aufs Jenseits, wo wir (1. Korinther 13, 12) die Dinge nicht mehr „rätselhaft, wie in einem (verzerrenden) Spiegel", sondern in ihrem wahren und vernünftigen Zusammenhange schauen werden. Dagegen macht die orthodoxe Höllenlehre aller drei Konfessionen eine Theodicee unmöglich. Nach ihr mündet die Weltgeschichte in eine ewige Folterkammer von so ungeheuerlicher Ausdehnung, daß daneben der verhältnismäßig winzige Himmel verschwindet, und daß das Geheul und Gewimmer von Milliarden Gemarterter das Halleluja der Auserwählten übertönen würde, wenn diesen nicht vor knieschlotterndem Entsetzen das Singen verginge. Denn sie werden doch nicht sämtlich Kinder der schrecklichsten Zeit der christlichen Ära sein, des 16. und 17. Jahrhunderts, wo Autodafees, Vierteilungen und gräßliche Verstümmelungen auf offenem Markte beliebte Volksvergnügungen waren, und Foltermeister, die es verstanden, die Opfer einer teuflischen Justiz monatelang zu martern, ohne sie zu töten, als Virtuosen geschätzt und hoch bezahlt wurden. Aus solchem Milieu erklärt es sich, daß selbst der große Leibniz das Höllendogma verteidigen konnte. (Eine Theodicee habe ich im zweiten Bande meiner bei Fr. Wilh. Grunow erschienenen Autobiographie „Wandlungen", S. 293 bis 313 und 335 bis 344, versucht.) Erlösung wagt die sogenannte Theologie das zu nennen! Der moderne Mensch nennt ein Dogma, das Gott in den Teufel verwandelt, die ärgste Blasphemie, eine um so ärgere Blasphemie, weil die das gerechte Maß unendlich überschreitende Strafe nicht etwa bloß Vergehungen gegen das Sittengesetz treffen soll, sondern schon die Versäumnis von Kulthandlungen (während Christus den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit geboten und den kultischen geringschätzig behandelt hat), ja schon den unverschuldeten Zufall der Geburt, der

Milliarden der Taufe und der Absolution beraubt, sowie die Ablehnung von Hirngespinsten, die der streitsüchtige Geist müßiger Grübler ausgeheckt hat.

Und dieses Dogma, das die christliche Humanität ertötet und die ihm ergebenen Seelen in die vorhellenische asiatische Grausamkeit zurückstößt (die hellenische Humanität haben meine „Drei Spaziergänge ins klassische Altertum" beleuchtet), ist von einer verhängnisvollen praktischen Bedeutung. Wenn den im „Irrglauben" Sterbenden die ewige Verdammnis droht, dann — so haben die Torquemada, die Arbues argumentiert — ist es Pflicht der Barmherzigkeit, die Leiber zu verbrennen, um die Seelen zu retten, durch die Qual einer Stunde den Irrgläubigen, durch das abschreckende Beispiel die dem Irrglauben Zuneigenden vor dem ewigen Feuer zu bewahren. Jedenfalls aber legt dieser Glaube die strenge Pflicht auf, sich und seine Pflegebefohlenen vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen. Wie will es der Abgeordnete Erzberger vor seinem katholischen Gewissen verantworten, daß er durch Förderung eines friedlichen und freundschaftlichen Verkehrs mit „Irrgläubigen" sich selbst, seine Kinder, alle auf das Beispiel eines so angesehenen Parlamentariers achtenden deutschen Katholiken der Gefahr der Ansteckung, also der nie endenden Höllenpein aussetzt?

Und hier haben wir nun den Sinn des Streits zwischen Berlin und Köln. Die Fanatiker von Berlin und Trier — ein drittes Hauptquartier hat der Graf Oppersdorff in Breslau aufgeschlagen — nehmen es ernst mit dem Dogma; sie glauben aufrichtig daran und ziehen die richtigen Konsequenzen daraus; dieselben Konsequenzen, welche die katholischen Theologen immer gezogen haben und an denen Rom festhält. Darum bekämpfen sie — von ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht — die christlichen Gewerkvereine und haben es in der Polemik des letzten Jahres offen ausgesprochen, daß sie in jedem Zusammenwirken mit Andersgläubigen eine Gefahr fürs Seelenheil, die Gefahr der ewigen Verdammnis sehen. Entsetzt ruft die Neißer Zeitung, ein Organ der Kölner Richtung: „Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens ist das Schlagwort der Quertreiber, die sich so meisterhaft in religiöse Gefühle künstlich zu stimmen wissen, ist auch das Schlagwort ihrer Blutsverwandten vom „Sitz Berlin". Konfessionalisierung! Wie ein ungeheurer Parasit entwickelt sich dieser Gedanke in ihren Köpfen und weckt in hysterischer Übertreibung eine Menge von Leidenschaften (soll wohl heißen Aspirationen) auf Führerstellen im deutschen Katholizismus." Eine höchst ungerechte Anschuldigung! Die Konfessionalisierung ist kein Parasit und keine hysterische Übertreibung, sondern die unabweisbare praktische Konsequenz des Kirchendogmas; den Kölnern, die das verschleiern wollen, kommt dieser ehrliche Kirchenglaube allerdings arg in die Quere. Meine Sympathie gehört natürlich den Herren Bachem und Erzberger, aber ehrlich sind nicht sie, sondern ihre fanatischen Gegner. Die Unehrlichkeit jener ist ihnen selbst vorläufig noch nicht zum Bewußtsein gekommen, aber im weiteren Verlaufe des Streites kann es ihnen auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß sie sich selbst belogen haben. Mit nicht

minderem Entsetzen haben die Kölner gelesen, was einer der „Überkatholiken", der Pfarrer Nieborowski, geschrieben hat: „Wir wagen, weil wir den Kaiser lieben, sogar darum zu beten, daß Gott ihm neben allen Glücksgütern auch einmal das höchste Glück des heiligen, einzig wahren katholischen Glaubens gewähren möge." Wie können die Kölner Herren, so unbequem es ihnen als Politikern sein muß, das tadeln? Ist denn dieser Wunsch und dieses Gebet nicht einfach Pflicht für den katholischen Deutschen? Wird nicht die Bitte um die Bekehrung aller Irrgläubigen mindestens einmal im Jahre, am Karfreitage, rituell verrichtet, und muß der Gedanke, daß der Kaiser ewig verdammt sein soll, nicht allen den Katholiken, die ihn lieben, unerträglich sein?

Aufrichtig freundschaftlicher Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener Konfessionen und ihr friedliches Zusammenwirken wird nur dadurch möglich, daß auch die katholische Kirche, wie es die evangelische schon längst getan hat, die Lehre von einem alleinseligmachenden Glauben, einer alleinseligmachenden Kirche aufgibt, und daß die Kirchen einander als verschiedene Ausgestaltungen des einen Christentums anerkennen, als Ausgestaltungen, denen die Bedürfnisse verschiedener Zeiten und Völker die gleiche Berechtigung verliehen haben und zum Teil noch verleihen, Formen, die sich sämtlich im Laufe der Zeit geändert haben und sich auch in Zukunft noch ändern werden, wie sie denn gerade heute vor der Notwendigkeit einer gründlichen Änderung angelangt sind.

Wie die Erlösung zu denken sei, wurde eingangs angedeutet und kann hier nicht ausgeführt werden. Auf dem unannehmbaren Höllendogma beruht die Auffassung der Erlösung als der Rettung einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Auserwählten aus dem allgemeinen Verderben. Aus diesem Erlösungsbegriff ist der Glaube an den Sühnetod Christi entsprungen und bei weiterer theologischer Grübelei ein Heilsapparat ersonnen worden, durch den die vermeintlichen Früchte dieser vermeintlichen Sühne den Gläubigen zugeführt werden sollen. Damit wurden das mosaische Sühnewesen und die heidnische Theurgik in die Kirche eingeschleppt, die der Absicht Jesu direkt entgegengesetzt sind, denn dieser wollte eben diesen falschen Gottesdienst durch die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verdrängen. Und da der Sühne- und Gnadenspende-Apparat Priester forderte, die ihn handhabten, so ist gleichzeitig mit dem heidnisch-theurgischen das jüdisch-theokratische und hierarchische Element eingedrungen und in Wechselwirkung mit jenem unter der Mitwirkung geschichtlicher Einflüsse ausgebildet worden. Mit dem Höllendogma bricht natürlich auch dieser Apparat zusammen und das Dogmengebäude, das ihn vor der Vernunft zu rechtfertigen konstruiert worden ist. So erleidet die Orthodoxie den zweiten Stoß. Ging der erste von der Vernunft und der Humanität aus, so der zweite von der Geschichte, und diese Erschütterung reicht bis ins apostolische Zeitalter hinein, denn schon dessen literarische Niederschläge, die neutestamentlichen Schriften, bezeugen die Anfänge jener Verunreinigung, und die historische Kritik deckt in ihnen schwere Irrtümer auf.

Die beiden am leichtesten erkennbaren sind der Glaube an die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft Christi und den darauf folgenden Weltuntergang, und die Deutung der Epilepsie als Besessenheit. Der zweite, aus dem parsischen Dämonenglauben stammende Irrtum ist für die Christenheit verhängnisvoll geworden, sonderbarerweise erst nach anderthalbtausend Jahren, im 16. und 17. Jahrhundert. Die Erkenntnis dieses Irrtums nun würde für sich allein den Schlußstein des Dogmenbaues, das Papstdogma, hinwegfegen, wenn ihn nicht schon der Zusammenbruch der Grundlage, des Höllendogmas, zu Falle gebracht hätte. Unter allen Sünden des Papsttums (ich habe sie in den von Erzberger und Faßbender bekämpften Artikeln — in den vorjährigen Nummern 159 und 160 des „Tag" — kurz zusammengestellt) ist nämlich die Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. die unverzeihlichste, zugleich aber auch der schlagendste Beweis für die Unhaltbarkeit des Papstdogmas. Bei allen Maßregeln und Entscheidungen der römischen Kurie, die sich unter den heutigen Verhältnissen nicht aufrecht erhalten lassen, helfen sich die Kirchendiplomaten mit der Ausrede, das seien keine Entscheidungen ex cathedra. Nun betreffen die rein theologischen Entscheidungen, an denen der ex cathedra-Charakter zuletzt hängen bleibt, Gelehrtentüfteleien wie die über die Wirkungsweise der Gnade, die dem Volke unverständlich und gleichgültig und fürs Gemeinwohl wertlos sind, zu den charakterbildenden, bessernden, reinigenden, stärkenden, tröstenden Wirkungen des Christentums nichts beitragen. Wollte Gott die Christen der Mühe, mit ihrer eigenen Vernunft den wahren Sinn des Neuen Testaments herauszufinden, das Göttliche darin von menschlichen Zutaten zu sondern, durch Einsetzung eines unfehlbaren Interpreten überheben, so würde er diesen nicht für die Entscheidung von Gelehrtenstreitigkeiten um wertlose Hirngespinste inspirieren, sondern für die Leitung der Völker in wichtigen praktischen Angelegenheiten und für ihre Bewahrung vor groben Verirrungen auf dem religiösen und dem sittlichen Gebiete. Im 9. christlichen Jahrhundert haben die Prälaten des fränkischen Reiches den Glauben an Hexerei bekämpft, und am Ende des 15. verkündigt ein Papst diesen Aberglauben als einen christlichen Glaubensartikel, organisiert die Aufspürung und Aburteilung der vermeintlichen Hexen in einem Verfahren, das für sich allein schon eine ewige Schmach der abendländischen Christenheit bleiben wird, und verschuldet so den Feuertod von Hunderttausenden — meist Frauen und Mädchen, zum Teil auch Kindern —, die selbstverständlich im Punkte der Anklage sämtlich schuldlos gewesen sind. Herr Erzberger glaubt mich an die Hexenverfolgung in den protestantischen Ländern erinnern zu sollen. Nun, den lutherischen und den calvinischen Theologen, noch mehr den Hauptschuldigen, den Juristen, habe ich dieserhalb wohl ein Dutzend mal derb den Text gelesen; aber hier handelt es sich doch nicht um den Anteil der Konfessionen an der Schuld, sondern um die Absurdität, daß als unfehlbare Lehrerin göttlicher Wahrheiten eine Behörde empfohlen wird, welche die Christenheit zu Massenscheußlichkeiten verleitet und angetrieben hat, deren sich die edleren

Heidenvölker geschämt haben würden. Gegen das Papsttum an sich habe ich gar nichts einzuwenden; bis ins 12. Jahrhundert hinein haben die Päpste den europäischen Völkern und ihrer Kultur unvergeßliche Dienste geleistet, und als Leiter der menschenreichsten der christlichen Kirchen können sie heute noch und in alle Zukunft segensreich wirken. Nur daß die Stellung, die das Dogma dem Papste anweist, unhaltbar ist, muß zu allgemeiner Anerkennung gebracht, und der Bann, in dem die Ehrfurcht vor dieser falschen Autorität, dem „Heiligen Vater", (wie mag einen ehrlichen Mann auf dem päpstlichen Stuhle diese Bezeichnung anwidern!) die deutschen Katholiken (die romanischen gar nicht) gefangen hält, muß gebrochen werden.

Der Glaube unserer politischen Katholiken an das unfehlbare Lehramt des Papstes ist jetzt schon so wenig echt wie ihr Höllenglaube. Auf dem Aachener Katholikentage hat der Bischof Keppler u. a. gesprochen: „Aber wie? Kann denn wirklich der Fall eintreten, daß eine allgemeine Verfügung des Papstes gerade in Deutschland besonders hart wirkt, ja, undurchführbar ist, oder mehr Schaden anrichtet als Nutzen stiftet? Daß da und dort die eigenartigen deutschen Verhältnisse am Sitze der Kirchenregierung nicht in wünschenswertem Maße durchschaut und berücksichtigt werden? Gewiß, der Fall ist denkbar und möglich. Was dann tun? Blindlings sich fügen? Alles über sich ergehen lassen? Nein, das nicht. Aber noch weniger Lärm schlagen, in Zeitungen, gar in gegnerischen, seinem Ärger Luft machen. Das tut ein Katholik nicht, der auf Ehre hält. Vernunft und kirchlicher Sinn schreiben ihm sein Verhalten vor: sich nicht unnötig aufregen; ruhiges und besonnenes Urteil bewahren; vor allem nicht vergessen, daß es das Recht und die Pflicht der Bischöfe ist, in solchen Fällen aufzuklären, Schwierigkeiten zu beheben, Schaden abzuwehren. Der Episkopat hat hierin seine Pflicht getan, hat sie in letzter Zeit getan, wird sie auch ferner tun." Dazu schreibt der Antibachemit Nieborowski ganz richtig: „Mit blutendem Herzen wird das jeder „päpstliche" Katholik lesen. Diese Stelle in der Rede des hochwürdigen Herrn hat die Autorität des Heiligen Vaters mehr untergraben, als alle seine andern prachtvollen Worte gut machen können. Mit blutendem Herzen lesen wir in einem liberalen Blatte, daß diese Mahnung der Fehlbarkeit Roms die Wachsamkeit des Episkopats gegenüberstelle, was das Entsetzen aller Vertreter der Berliner Richtung herausfordern müsse. Jawohl! Daß so etwas vor dem katholischen Volke gesagt wurde, ist entsetzlich." Vor dem Volke! Unter vier, sechs oder auch sechzig Augen gestehen sich die Zentrumspolitiker schon seit langem ein, wie die Dinge liegen. Die katholischen Fanatiker aller Länder arbeiten im Sinne des Grafen de Maistre und der Jesuiten daran, mit dem römischen Dogmensystem, dessen Krönung sie auf dem Vatikanum durchgesetzt haben, in der Praxis vollen Ernst zu machen; des neunten und des zehnten Pius fromme Einfalt hat sich ihnen als Werkzeug bereitwillig dargeboten, und die Zentrumspolitiker haben in der klaren Erkenntnis, daß sich die Hierarchie durch diese Versuche, die Welt aufs Mittelalter zurückzuschrauben, un-

heilbar kompromittiert, alle Hände voll zu tun, ihren Unfehlbaren von weiteren groben faux pas zurückzuhalten und, ist trotzdem wieder einmal ein Unglück passiert, abschwächende und einschränkende Erklärungen zu erlangen. So sieht das unfehlbare Kirchenregiment aus.

Vor der Öffentlichkeit haben die deutschen Katholiken bis jetzt standhaft behauptet, Ultramontanismus, den gebe es gar nicht; was die Kirchenfeinde unter dem Namen Ultramontanismus bekämpfen, das sei die katholische Kirche, das sei das Christentum selbst; und die Kirchenfeinde berechtigen die Katholiken zu dieser Behauptung, indem sie den Ultramontanismus für das Wesen der katholischen Kirche und diese für die konsequente Ausgestaltung des Christentums erklären. Jetzt nun nötigt der Krieg der Berliner gegen die Kölner diese, einzugestehen, daß es doch zweierlei Katholiken gibt. Die Berliner ultramontan zu nennen, bringen die Bachemiten noch nicht übers Herz, weil sie damit sich selbst widerlegen würden; sie nennen die Fanatiker Überkatholiken. Aber diese Überkatholiken sind eben nichts anderes als die von allen unbefangenen Beobachtern ultramontan genannten Katholiken. Ultramontan, das ist orthodox-katholisch. Das orthodox Katholische wird Ultramontan genannt, weil die katholische Orthodoxie hauptsächlich von Italienern und im Interesse der Italiener ausgestaltet worden ist, ausgestaltet zu einem Gerüst von Bräuchen und Einrichtungen, die teils Reste heidnischen Aberglaubens der vorchristlichen Zeit, teils neu hinzugekommener Aberglaube der nordischen Völker, teils Erfindungen des hierarchischen Interesses sind. (Das letztere ist bei solchen Einrichtungen der Fall, die, wie die priesterliche Absolution und die Anbetung des „Altarsakraments", den Priester hoch über die Laien erheben und ihn zu einem Halbgott machen.) All das ist mit den altchristlichen Dogmen kunstvoll verwoben und in ein formvollendetes System gebracht worden, dessen festgefügte Logik dem Laien imponiert und namentlich auch dem lernenden Knaben und dem Jünglinge, der sich aufs Priesteramt vorbereitet. Diese naiven Seelen wissen noch nicht, daß der Teufel ein großer Logiker ist, d. h., daß ein selbstsüchtiger Wille, von einem Vorurteil als Voraussetzung ausgehend, ein in jedem einzelnen Gliede unangreifbares Geflecht von Schlußketten zustande bringen kann, dessen Nichtigkeit erst aus dem widersinnigen oder praktisch verderblichen Endergebnis erkannt wird, welches einzugestehen zwingt, die Voraussetzungen, von denen ausgegangen wurde, seien falsch. Vorläufig hält jedoch die Folgerichtigkeit des katholischen Glaubenssystems die meisten seiner Anhänger besonders dadurch gefangen, daß sie das Vorurteil erzeugt, wenn man aus diesem logischen Bau auch nur einen Stein herausbreche, dann stürze das Ganze ein, und es sei ums Christentum geschehen. Das erste ist richtig, nicht dagegen das zweite, obwohl das auch die Gegner des Christentums glauben; die Selbstzersetzung des theologischen Systems bedeutet noch lange nicht, obwohl das u. a. auch E. von Hartmann meinte, die Selbstzersetzung des Christentums. Die Dogmenfabrikation beruht auf dem Irrtum (Kant hat ihn zerstört, dabei freilich selbst in mehreren Bezie-

hungen geirrt), die jenseitigen Wesenheiten und Mächte, aus denen unser Diesseits quillt und von denen es beherrscht wird, könnten beschrieben, definiert und klassifiziert werden, wie man Berge, Flüsse, Pflanzen, Tiere und Fabrikate beschreibt, definiert und klassifiziert, die religiösen Ideen und Symbole könnten in Begriffe umgeprägt werden. Daß das Verhältnis Gottes zu seinen vernünftigen Geschöpfen unter dem Bilde der Vaterschaft vorgestellt werden könne, und daß Jesus in einem höheren und volleren Sinne ein Sohn Gottes sei als seine Menschenbrüder, das sind zwei Grundideen des Christentums, zwei Grunddogmen, wenn man's so nennen will. Nun sind aber die Theologen so töricht gewesen — die dogmatische Theologie ist eine der schwersten Krankheiten des Kirchenkörpers — zu glauben, sie müßten das Sinnbild als Wirklichkeit nehmen, den strengen Begriff der Zeugung auf das Verhältnis Gottes zu Jesus übertragen und jeden als Ketzer verdonnern, der ihnen nicht nachspricht: der in Jesus lebende Logos ist von Gott Vater gezeugt. Und weil Jesus seinen Jüngern geistige Erleuchtung und Trost versprochen hat mit dem bildlichen Ausdruck, auf seine Bitte werde ihnen der Vater den Geist der Wahrheit senden, so wird flugs aus dieser geistigen Betätigung Gottes eine dritte göttliche Person gemacht, die aber, weil sie im Neuen Testament nicht Sohn heißt, nicht vom Vater gezeugt sein darf, sondern vom Vater und vom Sohn ausgehen muß, beileibe nicht, wie die orientalischen Kollegen in der Philosophasterei wollen, vom Vater durch den Sohn. So maßt man sich an, die Naturgeschichte Gottes, des Unbegreiflichen, Unfaßbaren, Unvorstellbaren zu schreiben, und gleicherweise verfährt man mit den ebenso unerforschlichen Einwirkungen Gottes auf die Menschenseelen, mit den tatsächlichen wie mit den eingebildeten und erfundenen, die an sogenannte Sakramente und Sakramentalien, an Kulthandlungen priesterlicher Personen, geknüpft zu denken seien. Also dieser Bau von Einbildungen bricht freilich zusammen, wenn man die Nichtigkeit auch nur einer einzigen nachweist, aber das Christentum zersetzt sich nicht; es ist eine Lebensmacht, die mit ungeschwächter Kraft in allen Konfessionen und auch bei den Konfessionslosen fortwirkt.

Die Germania schrieb gegen den mehrerwähnten Tag-Artikel: „Die deutschen Katholiken sehen auch, daß, wer von Rom weggeht, recht schnell beim Atheismus landet, falls ihn nicht eine Frau auf einer Zwischenstation aufhält." Wenn die deutschen Katholiken erst einmal ihre Augen aufmachen, dann werden sie etwas ganz anderes sehen: daß es die äußerlich mit Rom verbundenen Romanen sind, deren Oberschicht dem Atheismus verfallen ist, während die Masse teils indifferent ist, teils einem christlich ausstaffierten Heidentum huldigt, daß die protestantischen Angelsachsen in überwiegender Zahl religiös gesinnt und gläubig sind; daß auch im protestantischen Deutschland die Zahl der ernstlich frommen gläubigen Christen in allen Volksschichten noch bedeutend ist; daß in Beziehung auf christliches Familienleben und christliche Caritas alle protestantischen Länder es mit den katholischen aufnehmen können; daß bei den Protestanten die Zahl

derer nicht klein ist, die einzeln, wie der Doktor Barnardo, oder in großen Organisationen, wie in denen der Heilsarmee und der innern Mission, heroische Nächstenliebe üben*). Selbstverständlich leugne ich nicht, daß auch innerhalb der katholischen Kirche echtes Christentum lebt und wirkt, besonders in den krankenpflegenden Orden, in den Missionen und in sozialer Tätigkeit moderner Art (die jedoch, so weit sie sich geistlicher Bevormundung nicht fügen will, von Rom schief angesehen wird; die sozialen Organisationen gläubiger Arbeiter in Italien und in Frankreich hat der Papst zerstört, und die großartigen deutschen Organisationen, die in München-Gladbach ihr Zentrum haben, werden des Modernismus verdächtigt). Auch halte ich nicht etwa die in Dogmen, Bräuchen und Einrichtungen bestehende Verkapselung des christlichen Geistes, aus der die Denkenden und die human Fühlenden jetzt hinausstreben, für etwas Böses. Nicht einmal das Bild der Puppenhülle, die den werdenden Schmetterling schützend umschließt, wird der Kirche gerecht. Sie ist mehr als eine schützende Hülle des langsam sich entfaltenden und emanzipierenden christlichen Geistes; sie ist mit allen ihren Vernunftwidrigkeiten das Organ, durch welches, wie auch Kant einräumt, dieser Geist — die Vernunftsreligion, sagt Kant — in die Welt eingeführt wurde und durch das allein er wirken konnte, ohne das er auch heute noch auf weite Massen nicht wirken könnte. Sogar das Höllendogma hat mitunter wichtige Dienste geleistet, so den Calvinisten und ihren Rivalen, den Jesuiten bei der Überwindung der zügellosen Liederlichkeit des ausgehenden Mittelalters. Demnach darf nicht verlangt werden, daß die Kirche ihre Irrtümer öffentlich abschwöre und den Volksmassen solche abergläubische Meinungen und Bräuche entreiße, die entweder harmlos oder bloß insoweit Aberglauben sind, als symbolische Formulierungen göttlicher Wahrheiten wörtlich verstanden und die Sinnbilder des Heiligen für das Heilige genommen werden. Was gefordert werden muß — im Interesse der bedrängten Gewissen der besten unter den Katholiken und der Kirche selbst — ist nur dieses, daß sie den Anspruch aufgibt, die alleinseligmachende zu sein, und daß sie die Denkenden und Fühlenden nicht zum Glauben an Dogmen zwingt, die nur den Gedankenlosen und Rohen erträglich und unter Umständen sogar heilsam sind. Zu den Gedankenlosen gehört auch der Bischof Keppler. Er hat ein Buch über die Freude geschrieben, das Tausenden Freude und Trost spendet. Das konnte er doch nur, indem er das Höllendogma aus seinem Bewußtsein auslöschte, so daß dieses Fundament des Dogmengebäudes für ihn nicht mehr vorhanden, praktisch geleugnet war. Denn wer an die Hölle ernstlich und mit klarem Bewußt-

*) Was meine Wenigkeit betrifft, so bin ich nach meinem Bruche mit dem Papsttum im Glauben an den persönlichen Gott und seine Offenbarung, ohne je von einer Frau beeinflußt zu sein, nie auch nur einen Augenblick wankend geworden und habe, bei jeder sich mir bietenden Gelegenheit die Hegelei und die Haeckelei (die Selbstvergötterung und die Selbstentgeistung des Menschen) bekämpfend, unausgesetzt (in den Grenzboten 20 Jahre lang) für die Erhaltung, Befestigung und Ausbreitung des christlichen Theismus gewirkt.

sein glaubt, für den gibt es keine Freude mehr, am wenigsten eine gemütliche Stunde im Kreise froher Zecher, wie sie so mancher wackere Dorfpfarrer und auch der durchschnittliche Zentrumspolitiker nach getaner Arbeit liebt, sondern nur Angstgestöhn im Gedanken an das Entsetzliche, das ihm, seinen Lieben, Tausenden von großen und guten Männern, die Ketzer oder Ungläubige waren, und Milliarden von hienieden schon genug geplagten menschlichen Arbeitstieren droht; die einzige bei solchem Glauben vernünftige Lebensweise ist das härene Bußgewand, die Nachtruhe auf nägelgespicktem Brett und strenges Fasten bei Wasser und verschimmeltem Brot.

Nicht gegen den Staat und das Reich sind die deutschen Katholiken unwahr, wie ihnen ungerechterweise vorgeworfen wird — ihre Vaterlandsliebe und ihre Treue gegen Kaiser und Reich sind keineswegs Heuchelei — sondern gegen ihre Kirche und gegen sich selbst. (Ungerechte Vorwürfe und überhaupt die ganze Kampfesweise der Protestanten gegen Rom sind ein Hauptbeweggrund für die Katholiken, jeden Zweifel an der Göttlichkeit ihrer Kirche zu unterdrücken. Ich habe in dem bei E. Haberland in Leipzig erschienenen Buche „Christentum und Kirche", S. 435 ff., gezeigt, wie diese unzweckmäßige Bekämpfung und Polemik keinen andern Erfolg haben kann, als daß sich die Katholiken sagen: wo so unverschämt gelogen und so ungerecht gehandelt wird, da kann die Wahrheit nicht sein. Um hier nur ein einziges Beispiel anzuführen: Ich bin kein Freund der Jesuiten; sind sie doch die Vertreter des starrsten Orthodoxismus und aller päpstlichen Anmaßungen. Aber was wahr ist, muß ich ihnen zugestehen: daß sie, vom uneigennützigsten Eifer beseelt, im 16. Jahrhundert erfolgreich an der Disziplinierung des verwilderten Volkes und Klerus und an der Besserung der Schulen gearbeitet haben, und daß sie sich noch heute bedeutende Verdienste um die Naturwissenschaften erwerben; deutsche Admiräle in den ostasiatischen Gewässern danken ihnen für die Sturmwarnungen ihrer Wetterwarten. Ich stehe ihnen genau so gegenüber wie jenen Naturforschern, deren monistische Dogmen ich bekämpfe, während ich ihre fachwissenschaftlichen Verdienste und ihre Personen hochschätze. Die Untaten der Jesuiten gehören ins Fabelreich, und der Kladderadatsch nasführt seine gläubigen Leser mit seinen Jesuitenbildern ebenso arg, wie er sie mit der angeblich langen Nase des tüchtigen, klugen und erfolgreichen Bulgarenkönigs 20 Jahre lang genasführt hat. Diese tüchtigen und keines Vergehens überführten Männer nun sollen nach dem Wunsche protestantischer Fanatiker einer Behandlung unterworfen werden, die sie auf eine Stufe mit Dirnen, Landstreichern und Verbrechern stellt!) Also gegen sich selbst und gegen ihre Kirche sind die gebildeten Katholiken — einzelne aufrichtig Bigotte ausgenommen — unwahr, und den Zwang zur Unwahrhaftigkeit hat der Papst durch den Modernisteneid auf die Spitze getrieben. Den Laien wird er ja nicht auferlegt. Und auftauchende Zweifel haben nicht viel für sie zu bedeuten, denn (das ist ein weiterer Erklärungsgrund der Festigkeit, mit der die Katholiken trotz allem noch immer ihrem Kirchen-

glauben treu bleiben) wer hätte im heutigen Drange der Berufsgeschäfte, der politischen und Vereinstätigkeit Zeit, ihnen nachzuhängen? Der durchschnittliche deutsche Katholik tut auftauchende Zweifel mit der kurzen Erwägung ab, daß sein Kirchenwesen schön und imposant ist, daß es ihm persönlich Befriedigung und seinen Kindern sittlichen Halt gewährt, daß er durch offene Bekämpfung der kirchlichen Autoritäten diesen, wertvolle Güter spendenden, Bau zerstören, die katholischen Massen dem Atheismus und der Sozialdemokratie in die Arme treiben würde, wo die protestantischen schon angelangt sind, und daß es sein Beruf nicht sei, sich über theologische Streitfragen den Kopf zu zerbrechen.

Aber für den Theologen ist das doch Berufspflicht, und der muß nun schwören, daß er alle Dogmen der römischen Kirche, auch die bedenklichsten, und die Verwerflichkeit aller der Wege, auf denen der Modernismus die Versöhnung des Kirchenglaubens mit dem Zeitbewußtsein anstrebt, nicht allein äußerlich, sondern mit innerlicher Zustimmung bekenne. Das bedeutet nichts geringeres, als in Beziehung auf die höchsten Fragen die selbständige Gedankenbewegung gänzlich unterdrücken, und da die sich in kräftigeren Geistern nicht völlig unterdrücken läßt, so werden diese den Eintritt in den Klerus scheuen, wagen sie ihn aber, zeitlebens von Gewissensängsten gepeinigt werden, da es ihnen nicht möglich sein wird, ihre Gedankenbewegung mit der durch den Eid übernommenen Pflicht in Einklang zu bringen. Manchem wird freilich Betäubung und Ablenkung durch praktische Tätigkeit oder durch Genuß über das Schlimmste hinweghelfen.

Solchen Gewissensängsten vorzubeugen, hat ja der Papst das altbewährte Rezept: Absperrung der angehenden Kleriker vom Knabenalter an, aufs neue verordnet. Wird die durchgesetzt, dann wird eben der deutsche Klerus so weltfremd werden, wie der französische ist, und gleich diesem seinen Einfluß aufs Volk einbüßen. Und daß auch die Laienwelt trotz den oben angedeuteten Umständen, die ihr Schutz verleihen, schon heute vom Modernismus nicht ganz unberührt geblieben ist, das beweist ja eben der verzweifelte Widerstand der Zentrumspolitiker gegen den Versuch der Fanatiker, mit der römischen Orthodoxie vollen Ernst zu machen. Sie wissen es ganz genau: gelingt dieser Versuch, wird es als Sünde gebrandmarkt, wenn die katholischen Lohnarbeiter Schulter an Schulter mit ihren evangelischen Kameraden ihre Standesinteressen wahrnehmen, wird in weiterer Ausnützung dieses Erfolgs das ganze bürgerliche Leben der deutschen Katholiken konfessionalisiert, dann ist der Vorwurf, der ihnen bisher zu Unrecht gemacht wurde, daß sie ihr politisches Verhalten und die Erfüllung ihrer Bürgerpflichten von Rom aus regeln ließen, vollauf begründet; sie degradieren sich damit selbst zu Bürgern zweiter Klasse, als welche ihre Gegner sie schon seit langem zu behandeln versuchen, und um die glänzende politische Stellung, die sie ihrer parlamentarischen Vertretung erkämpft haben, ist's geschehen. Das stolze Selbstbewußtsein aber, das den katholischen Männern in ihren erfolgreichen politischen Kämpfen erwachsen ist, wird sich in eine so unwürdige Lage nicht fügen, sondern

gegen die Hierarchie aufbegehren, die sie hineingebracht hat. Diese steht dann vor der Wahl, ob sie die Masse der deutschen Katholiken verlieren will, wie sie die Masse der Franzosen, der Italiener, der Portugiesen, vielleicht auch schon die Mehrheit der Spanier verloren hat, oder ob sie sich nicht doch lieber dazu verstehen will, noch nicht zwar selbst den Weg des Modernismus zu beschreiten, aber die noch nicht aus ihrem Schoß gedrängten Modernisten frei schalten zu lassen. Für den Augenblick haben die Vorstellungen des verstorbenen Kardinals Fischer das Ärgste, die Verdammung der christlichen Gewerkvereine und der Kölner Richtung, noch einmal abgewendet. Doch werden die Fanatiker ruhen? Und wird die immanente Logik des orthodoxen Systems nicht doch zuletzt die Schranken durchbrechen, die ihr von äußeren Rücksichten, im kurialistischen Stil gesprochen von der malitia temporum, gezogen werden? Damit ist das Stadium umschrieben, in welchem der Prozeß, der ein Zersetzungs- oder ein Umbildungsprozeß werden kann, zur Zeit angelangt ist.

* * *

Nachdem dieser Aufsatz schon korrigiert war, wurde die Enzyklika des Papstes vom 24. September über den Gewerkvereinsstreit veröffentlicht. Sie veranlaßt mich nicht, etwas von dem Gesagten zu ändern, kann vielmehr als vorläufige Festlegung der von mir beschriebenen Situation definiert werden. Indem der Papst ängstlich darauf bedacht ist, Schutzwehren zu errichten gegen die schrecklichen Gefahren, die dem katholischen Arbeiter aus dem intimen Verkehr mit seinen evangelischen Kameraden erwachsen können, stellt er als den Regulator des Verkehrs mit Andersgläubigen das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche in den Vordergrund, dieses Dogma, das allermindestens ignoriert, praktisch verleugnet werden muß, wenn es zu friedlichem Zusammenleben, zu gedeihlichem Zusammenwirken der Konfessionen kommen, wenn in einem konfessionell gemischten Staate ein Volkstum, ein Nationalbewußtsein entstehen soll.

Carl Jentsch.

J. von Pflugk-Harttung: Friedrich der Große als Förderer von Gewerbe und Handel.

Früher sah man in Friedrich dem Großen wesentlich den ruhmreichen Feldherrn, den Vertreter einer kühnen auswärtigen Politik, den „zu allen Zeiten Mehrer des Reiches". Da begann die Berliner gelehrte Schule für Preußische Wirtschaftsgeschichte sich den innern Verhältnissen und Vorgängen zuzuwenden und zu Ergebnissen zu gelangen, wonach der König nicht nur den Feinden, sondern auch seinen Bürgern gegenüber groß gewesen ist, groß im vollen Sinne des Wortes. Dies hat neuerdings auch M. Geitel durch fünf Nummern in der „Welt der Technik" vortrefflich ausgeführt. Uns sei nur vergönnt, den gewaltigen Gegenstand für Industrie und Handel kurz darzulegen.

Zu Friedrichs Zeit herrschte die Lehre des Merkantilsystems, wonach Reichtum auf barem Gelde beruht, also nur der Staat als reich erschien, der möglichst viel Edelmetall besaß. Demzufolge sollten sich die Regierungen bestreben, viel Ware aus-, aber wenig Ware einzuführen, weil durch die Ausfuhr Geld ins Land kam, durch Wareneinfuhr aber Geld als Bezahlung zum Lande hinausging. Diese Lehre war bei den einfachen Verhältnissen Preußens auch richtig, denn damals hatten seine Bürger keine Kapitalien im Auslande und keine Schiffe auf fremden Meeren.

Es galt demnach für eine gute Regierung, möglichst viel im Lande selber zu erzeugen, was nur durch Ausnutzung des Grund und Bodens und mehr noch durch Steigerung der heimischen Industrietätigkeit möglich war. Da nun der Staat für alles zu sorgen, jedes zu bevormunden und zu überwachen hatte, so besaß dieser ungemeine Mittel, um Gewerbe und Handel zu heben, und der König war gesonnen, diese Mittel zu benutzen, alle Kräfte seines Volkes anzuspannen, um den Volkswohlstand, d. h. zugleich das Glück seiner Untertanen zu vergrößern. Anderseits erstrebte er: Hebung der Kräfte des Staats durch Steigerung der Leistungen der Staatsbürger. Alles sollte und mußte arbeiten für den Staat, der als ein großartiges, philosophisch abgewogenes und ausgearbeitetes System erschien, mit dem König als erstem Diener an der Spitze.

Als Werkzeug zur Hebung der Volksleistung hatte die innere Verwaltung einzusetzen. Diese hatte bereits Friedrich Wilhelm I. in einer kollegialischen Zentralbehörde vereinigt, in dem Generaldirektorium. Es bestand aus vier Departements für Domänen und Steuerwesen, den Betrieb der Landwirtschaft und der Kleingewerbe, für die Wohlfahrt der Stadtgemeinden, die Kolonisation usw.

Friedrich fügte ein fünftes Departement für Fabriken und Kommerziensachen hinzu, das die Aufgabe hatte, neue Manufakturen zu schaffen, die bereits bestehenden zu fördern, für den Absatz zu sorgen und den Handel zu regeln. Die Einrichtung dieses Departements geschah nach Fächern. Der König widmete ihm besondere und persönliche Aufmerksamkeit, was eine gesteigerte Hingebung der Beamten bewirkte. Mit weitestem Blicke ging er an die Aufgabe, denn, meinte er, um vollkommene Kenntnis von einem Staate zu erlangen, muß man auch kennen: die Sitten und Bräuche, das Aufkeimen der Industrien und die Ursachen ihrer Fortbildung, die Gründe für die Entwickelung des Menschengeistes usw. Das neue Departement umfaßte: Kommerzien- und Fabrikensachen, Manufakturkassen, Woll-, Leder-, Seiden-, Baumwoll-, Leinen-, Papier- und Tapetensachen, Seifensiedereien, Graupen-, Öl- und Walkmühlen, Färbereien, Zuckersiedereien, Galanteriewaren u. v. a., selbst Hausier- und Postsachen.

Alles ließ sich anfangs gut an, als der siebenjährige Krieg ausbrach, den Staat finanziell an den Rand des Verderbens brachte und den größten Teil des Gewerbebetriebes zerstörte. Kaum aber war der Krieg beendet, als auch der König die durch ihn geschlagenen Wunden zu heilen suchte. Zu dem Behufe setzte das Fabrikendepartement mit neuen Kräften ein. Daneben wurde die Seehandlung gegründet, worüber der König in seinem Patente vom 14. Oktober 1772 sagte: Er sei „unablässig bemüht, für das Wohl und den Wohlstand seiner Untertanen" zu sorgen, und habe beschlossen, eine Gesellschaft zu errichten mit der Aufgabe, „Seeschiffahrt unter preußischer Flagge zu treiben und die Häfen von Spanien und alle andern Plätze zu beschiffen, wo sich vernünftige und sichere Aussichten zu einem tüchtigen Gewinn von Aus- und Einfuhren vorfinden möchten". Das Hauptziel war zunächst Polen, wo es galt, den Freistaat Danzig lahm zu legen, und das Land mit Salz zu versorgen. Am 1. Mai 1767 wurde auch die General Tabaks-Administration als besonderer Verwaltungszweig eingerichtet. Sie hatte sich mit den Tabaksangelegenheiten im weitesten Sinne zu beschäftigen, mit Tabaksbau, -Fabrikation und -Vertrieb.

Von größter Wichtigkeit war, daß Friedrich in dem durch und durch agrarischen Preußen den Geist der Großzügigkeit, den des großindustriellen, fabrikmäßigen Betriebes einzuführen verstand. Aber über das Bahnbrechende vergaß er keineswegs das Kleinste und Unbedeutendste; nichts entging seinem durchdringenden, emsig spähenden Adlerauge. Sowohl in Potsdam wie in Berlin errichtete er massenhaft Arbeiterwohnungen und sogenannte Fabrikenhäuser, in Potsdam z. B. Häuser für Seidenfärbereien, Nähnadel-, Hut-, Gewehr-, Uhren-, Bleistift- usw. Fabrikation. Überall, wo er es nötig erachtete, griff er selbständig ein. Er gab den Arbeitern Gerätschaften und Vorschüsse, stützte unverschuldet in Not geratene, suchte und erschloß Absatzgebiete, ja, schickte ihnen sogar Preiskurante zu. Als ein Papierfabrikant ihm aus Königsberg schrieb, er müsse an 8000 Taler auszahlen, sonst würde seine verheißungsvolle Fabrik eingehen, verfügte der spar-

same König an die Regierung: „Sie möchte die Kreditoren zur Nachsicht persuadieren, so lange, bis ich ihm was gebe. Ich sagte gut dafür, daß Er gewiß was kriegen würde, nur nicht gleich heute oder morgen. Eine Fabrique ist eine sehr gute Sache, die möchte nicht gern übern Hauff gehen lassen." Überall im Auslande, wo er Gesandte und diplomatische Geschäftsträger hatte, mußten sie über Waren und Handel Erkundigungen einziehen, um möglichst viel zu erfahren, was „seinen" Fabrikanten Nutzen bringen konnte. Mit Schutzzöllen, Monopolen, Einfuhrverboten und anderen Gewaltmitteln suchte er nachzuhelfen. Durch solche nie ruhende Tätigkeit brachte er die Industrie empor, er belebte den Unternehmungsgeist, gewöhnte eine große Menschengruppe an andauernde industrielle Leistungen und schuf sich tüchtige Arbeiter und geldkräftige, weitblickende Unternehmer.

Als wichtigste Werterzeuger galten damals die Woll- und Leinenindustrie. Jene betrieb man nicht in großen, sondern in kleinen Fabriken der Landstädte, in sogenannten „Manufakturen". Der König nahm sich ihrer an, gab ihnen Vorschüsse an Rohwolle, förderte den Verkauf u. a. Durch die Erweiterung Schlesiens war eine bedeutende Leinenindustrie hinzugekommen. Ein noch lebhafteres Interesse bekundete Friedrich für die Seidenindustrie, die als seine besondere Schöpfung zu gelten hat. Zunächst legte er den Grund durch Heranziehung von sachverständigen Meistern aus Holland, Frankreich, Piemont und andern Ländern, die er in Potsdam und Berlin ansiedelte. Um einheimische Lehrlinge zu gewinnen, zwang er die armen Jungen des Kgl. Waisenhauses zu Potsdam in den Dienst der Seidenindustrie zu treten, womit freilich deren Schulunterricht gröblich vernachlässigt wurde. Auch bewirkte die sitzende Lebensweise so schwere Gesundheitsschädigungen, daß die Sterblichkeit der Zöglinge von 3 Prozent auf 15 Prozent stieg. Wenn sie die Ausnutzung glücklich überstanden und ausgelernt hatten, erhielten sie einen Stuhl und einen kleinen Vorschuß zum Selbstbetriebe. Zur Ernährung der Seidenraupen wurden massenhaft Maulbeerbäume angepflanzt. Auch hier gestalteten sich das Potsdamer Waisenhaus und der Jägerhof in Potsdam zu Musteranstalten. Potsdam selber wurde in Seidenbausachen vorbildlich für das ganze Land. Im Umkreise einer halben Meile von der Stadt zählte man 20000 Maulbeerbäume ohne die Hecken. Durch Prämien und Medaillen wurden Privatleute zum Anbau angespornt. Noch größere Schwierigkeiten bereitete es, kaufmännische Unternehmer zu finden, die die Seidenwaren auf den Weltmarkt zu bringen verstanden. Der König hat über 2 Millionen Taler für die Hebung des Industriezweiges verausgabt, aber er brachte es auch dahin, daß sich 1785 fast 3000 Stühle in Tätigkeit befanden, und man teilweis in sieghafte Konkurrenz mit Frankreich treten konnte. Wie drastisch der Gestrenge bisweilen eingriff, zeigt die Antwort auf einen Bericht, der die Unterschriften sämtlicher Minister trug. Sie lautete: „Die Herrn ministres entschuldige ich mit ihrer ignorance; aber der impertinente und malitiöse Konzipient muß exemplarisch bestraft werden, sonsten krieg ich die Canaillen niemals in der Subordination."

Auch ein andrer Industriezweig genoß des Königs besonderes Wohlwollen, was etwas mit seinen künstlerischen Neigungen zusammenhing: es war die Herstellung des Porzellans. Seit dem Jahre 1767 stellte Gotzkowsky in Berlin Porzellan nach Meißener Art her. Der König kaufte dessen Werkstatt an und brachte sie als Königliche Porzellanmanufaktur mit Hochdruck zur Blüte. U. a. mußten Familien zur Hochzeitsausstattung königliches Porzellan kaufen, sie wollten oder wollten nicht.

Damals begannen Hand- und Maschinenarbeit um die Vorherrschaft zu ringen. Letztere wurde namentlich in der Textilindustrie angewendet, und zwar durch Webstühle, die mit dem Fuße oder mit der Hand in Bewegung gesetzt wurden. Besonders England tat sich hervor, wo auch die Dampfmaschine in Betrieb trat, die James Watt verbessert hatte. Friedrich erkannte bald, daß hierin Englands technische Überlegenheit beruhe. Deshalb ließ er englische Spinnmaschinen kommen: im Jahre 1784 allein für 10000 Taler. Er ging noch weiter. Um den westfälischen und schlesischen Bergbau, die Kohlen- und Metallgewinnung zu steigern, befahl er, Dampfmaschinen oder, wie man sie nannte, „Feuermaschinen" zur Hebung des Wassers aus den Gruben zu benutzen. Noch kurz vor seinem Tode erlebte er die Freude, daß die erste in Preußen erbaute Dampfmaschine in Betrieb gesetzt werden konnte.

Das Gesamtergebnis war gewaltig, in seiner Art so bedeutend, wie die Eroberung einer Provinz. Im Jahre 1785 wurden beschäftigt: in der Leinenindustrie 80000 Arbeiter, in der Wollindustrie ihrer 58000, in der Seidenindustrie 6000, in der Baumwollindustrie 7000, in der Lederindustrie 4000, in der Metallindustrie 2000, in der Tabakindustrie 2000, in der Zuckersiederei 1000. Es gab damals in Preußen 165 000 Industriearbeiter, die für 30 Millionen Taler an Werten erzeugten. Ende des 18. Jahrhunderts war Berlin als Industriestadt von verhältnismäßig größerer Bedeutung, als im Jahre 1866. Die Bevölkerung des Landes hatte sich in 100 Jahren je auf die Quadratmeile verdoppelt. Sie war bedürfnisvoller, zahlungskräftiger, und der Prozentsatz der Industriearbeiter ein ungemein großer geworden.

Für den Vertrieb der Waren dienten Wege- und Kanalbau, ein gesteigertes Postwesen und eine in seiner Art großartige Entwickelung der Handelsflotte. Während der Seekriege 1780 bis 1782 erreichte der Schiffbau seine Höhe. 1782 wurden allein in Pommern 99 Schiffe gebaut. In sechs Jahren konnten 113 Schiffe an das Ausland verkauft werden. Selbst auf Staatskosten baute man große Handelsfregatten zum Verkaufe. Das kleine Ostfriesland besaß 892 Seeschiffe. Die Ein- und Ausfuhr Stettins, die 1739 noch 300000 Taler betragen hatte, belief sich 1786 auf $4^1/_2$ Millionen. Stolz konnte der Minister Hertzberg 1786 sagen: „Wir haben fast alle erdenklichen Fabriken und Manufakturen, sowohl

für die Gegenstände des notwendigen Gebrauchs, wie für die Annehmlichkeiten und den Luxus".

Fünfzig Jahre früher war Preußen arm und industriell bedeutungslos gewesen, es hatte drei schwere Kriege ausfechten müssen, und doch dies glänzende Ergebnis! — es war wesentlich das Werk seines Königs: Friedrichs des „Einzigen", des Großen.

Dr. Raphael Levi: Faust und Hiob.

„Und es war eines Tages, und es kamen die himmlischen Scharen vor den Herrn, um Rede zu stehen; und es kam Satan, der Verführer mit ihnen. — Und es sprach der Herr zum Verführer: „Woher kommst du?" Und zur Antwort gibt Satan: „Von der Erde komm' ich, die ich durchstreift, durch die ich hingewandert bin." Da sprach der Herr zum Verführer: „Hast du dein Auge gerichtet auf Hiob, meinen Knecht; denn keiner gleicht ihm auf Erden an Redlichkeit und geradem Sinn, an Furcht vor Gott und Sünde?" — Und Satan erwidert dem Herrn: „Ist Hiobs Gottesfurcht umsonst? Hast du ihn nicht und all sein Hab und Gut von allen Seiten eingefriedet? Was er beginnt, führst segnend du zu Ende; sein Reichtum hat im Lande keine Grenzen! Rühr' doch — fürwahr ich bitt' dich! — mit deiner Hand an seine Habe, ob er dir nicht entsage ins Gesicht!" — Da sprach der Herr zum Satan: „Was er besitzt, es sei in deine Hand gegeben; — und nur er selbst sei dir versagt." — — Und Satan ging hinweg vom Angesicht des Herrn. — — —

Mit Beziehung auf diesen Prolog in Hiob sagt Goethe zu Eckermann: „Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."

Diese Bemerkung Goethes ist mehr als eine literarhistorische Notiz; sie ist ein Kunst-, ein Lebensbekenntnis. Sie stammt aus dem Jahre 1825, also einer Zeit, in welcher sein Leben und Faust, sein Lebenswerk, ziemlich abgeschlossen vor ihm lag. Als Jüngling hat er den Faust begonnen. Dann hat er ein Leben lang, Stein für Stein, die Trümmer seines Herzens zusammengetragen und, als Greis, wenige Tage vor seinem Tode, mit zitternder Hand den Schlußstein eingefügt. Was der Mund nur verworren zu sagen wagt, hier führt es die Kunst in die Klarheit. In solch innerer und äußerer Abgeschlossenheit ist der Faust wohl eines der großartigsten Menschheitsdokumente. Als Inschrift auf diesen seinen gigantischen Sarkophag bestimmte Goethe sich selbst — so wehmütig als prägnant — das eine Wort: Hiob.

Biblische Bezüge sind bei Goethe, dem die Bibel der „Urbeleg dafür war, daß alles Gescheite schon einmal gedacht worden ist", keine Seltenheit. Bekanntlich hat Riemer einzelne Stellen im 2. Teil mit Hinweisen versehen. Wollte man aber bei allen beabsichtigten und unbewußten Anklängen diese machen, so müßte man sie auf Schritt und Tritt anbringen. Der hier von Goethe selbst gemeinte ist der „Prolog im Himmel" zum 1. Teil. Auch hier erscheint der Herr den himmlischen Heerscharen und Mephistopheles gesellt sich zu ihnen:

Meph.: Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sah'st,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.

und beginnt gleich darauf seine Anklage gegen den Menschen.

Darauf der Herr:

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Meph.: Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr: Kennst du den Faust?

Meph.: Den Doktor?

Der Herr: Meinen Knecht!

Meph.: Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.

— — — — —
— — — — —

Der Herr: Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.

— — — — —
— — — — —

Meph.: Was wettet Ihr? den sollt Ihr noch verlieren!
Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der Herr: Solang' er auf der Erde lebt,
Solange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, solang' er strebt.

Meph.: Da dank' ich euch; denn mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen.

— — — — —
— — — — —

Der Herr: Nun gut! es sei dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Meph.: Schon gut, nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

— — — — —
— — — — —

Der Prolog stellt hier ebenso, wie bei Hiob, den bedeutungsvollsten Teil des Werkes dar. Er enthält die Problemstellung, und damit — wie immer, wenn sie treffend ist — den Weg zu ihrer Lösung. Gleicherweise sind die Verschiedenheiten der beiden Werke schon im Prolog gekennzeichnet.

Übereinstimmend ist die Grundidee:

Der Zwiespalt zwischen Endlichem und Unendlichem im Menschen:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

sagt Faust; und Hiob:

Hüllenlos glänzt dem Allmächtgen
Klar der Zeiten ewig dunkles Meer;
Und wer ihn fassen will, ist blind,
Wie schwarze Nacht, am hellen, lichten Tage. (Hiob XXIV, 1.)

Es ist der angeborne Drang im Menschen:

Zu erkennen, was die Welt
Im Innersten zusammenhält.

Der sichtbarste Ausdruck des Zwiespaltes in der menschlichen Natur ist das Übel. Die weitere Frage ist also die: Welchen Platz nimmt das Übel in einer gerechten Welt ein, wie kann es da überhaupt seinen Ort finden?

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
Im garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.

klagt Faust im Angesicht der Sorge. Hiob, dem dies die Hauptfrage ist, greift die Gerechtigkeit im Weltplan unverhüllt an:

Der (Böse) stirbt im Glück, geborgen, wohlgemut;
Der (Gute) vergrämt, verbittert, hat Gutes nie gekannt.
Der gleiche Staub grüßt beide; auf beide wartet der Wurm.
(Hiob XXI, 23, 25, 26.)

Wie nun kann der Mensch den dämonischen Mächten entgehen, daß er ihnen nicht erliege?

Die Lösung wird beiderseits auf intellegiblem Wege gesucht und auf religiösem gefunden. Volle Erkenntnis kann nur im Jenseits erlangt werden.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan.

Doch zu dem Teil der Erkenntnis kann der Mensch schon auf Erden kommen, daß auch das Übel einen Zweck hat und das Gute schließlich siegen muß; daß es ist „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft."

Der Weg zur Lösung freilich ist bei Hiob und Faust nicht der gleiche. Das kennzeichnet schon die äußere Form der Prologe. Mephisto ist der perfide Diabolus dem Herrn gegenüber gerade so wie auf der Erde. Der Herr läßt sich mit ihm eigentlich mehr ein, als es seiner Würde entspricht. Mephisto selbst gibt zu, daß er etwas zu „menschlich mit dem Teufel" spricht. Satan ist bei all seiner zermalmenden Dämonie gerader und ehrlicher als sein Gegenstück im Faust. Er vermag mit seinem Hauche die erhabene Ruhe der himmlischen Kreise nicht zu bewegen, und spricht zum Herrn kein Wort mehr, als seines Amtes ist.

Faust ist antik-christlichem Boden entwachsen. Dort ist das Böse eine Macht ebenso wie das Gute und befindet sich im Kampfe mit ihm von Anbeginn. Seit Ormuzd und Ahriman, dem Licht- und Nachtgott der Perser, dauert er fort, dieser Streit, bei den Olympiern gegen Giganten und Titanen, über die Asen und Ymir und die Götterdämmerung hinaus bis zur Katastrophe des Jüngsten Gerichts. Der Mensch, mit der Erbsünde geboren, ist längst nicht mehr frei. Er ist gewissermaßen der köstliche Preis, seine arme Brust der würdige Schauplatz für solchen Kampf.

Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

singt der Chor der Jünger.

Daran ändert nichts, daß der Dichter den Faust mit der ausgesprochenen Herrennatur ausgestattet hat. Mephisto hat es gar nicht besonders gut bei ihm. Und dennoch ist er vom ersten Augenblick an sein Sklave.

Erhab'ner Geist — — —

fleht Faust in Wald und Höhle

— — — Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt, — — —

und tut nicht den Schritt, der ihn retten könnte, nämlich: ihn und seine Höllenlüste zum Teufel zu jagen. Mephisto hat denn in der Tat keinen besonderen Respekt vor ihm:

Da seht ihr's nun!

sagt er, als er den ohnmächtigen Fausten auf die Schulter nimmt,

Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

Bei Hiob ist die Freiheit des Willens als Bedingung vom Herrn vorweggenommen:

Doch seine Seele, die bleibt ihm! (Hiob II, 6.)

Obgleich er niedergetreten ist wie ein „weggekrümmter Wurm", bleibt er Satan gegenüber doch frei. Nicht die Knechte machen den Herrn; frei ist, wer zu leiden versteht. Mit dem Ausruf:

„Dem Schandgesellen hat der Herr mich ausgeliefert."
(Hiob XVI, 11.)
„Einem Schurken ist die Erde hingegeben." (Hiob IX, 24.)

ist Satan für Hiob abgetan; er befaßt sich weiter nicht mit ihm. Was er zu sagen hat, sagt er dem Herrn. Sein Leiden macht ihn frei auch Ihm gegenüber:

Um mein Recht soll ich lügen! — — —
Wüßt' ich doch, wo man ihn findet, wie man zu seinem Thron
gelangt! — — (Hiob XXIII, 3 ff.)
Ich will mit dem Allmächtigen reden,
Und rechten will ich jetzt mit meinem Gott!
Mag er mich töten, nein ich hoff' nichts weiter,
Doch meinen Weg sag' ich ihm ins Gesicht!
Das allein muß mir den Sieg verschaffen;
Denn nur der Lügner bleibet seinem Antlitz fern. —
Sprich Du, und ich will Rede stehn;
Oder ich will reden, und Du steh Antwort! — —
(Hiob XIII, 3, 15, 16, 22.)
Hast Du denn Augen von Fleisch,
Und blickst, wie Menschen blicken?
Und lebst, wie Menschen leben,
Und vergehst wie Gebilde von Staub?
Daß meine Schuld Du suchest,
Nach meinen Sünden gräbst!? — — (Hiob X, 4 ff.)

Und der Herr achtet das Antlitz Hiobs.

Dieser Freimut, mit welchem der Staubgeborene mit seinem Schöpfer spricht, ist wohl das Gewaltigste, was die Weltliteratur je hervorgebracht hat. Nicht mehr furchtbar: „dämonisch" würde man es nennen, wenn ein Dämon hier sich neben den Menschen stellen könnte. Bei Hiob ist dem Menschen eben die absolute Freiheit gewährleistet; nicht das Gute liegt im Kampfe mit dem Bösen, sondern der Mensch.

Hiob wird also in der Tat zum Typus Mensch. Faust ist trotz seiner titanischen Dimensionen das Individuum. Faust sucht das Glück — selbst auf Kosten anderer Menschen, und erlangt die Erkenntnis als Gnadengeschenk:

Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt. — —

Hiob strebt nach Erkenntnis selbst auf Kosten seines Glückes, und versündigt sich wohl, aber nicht an anderen Menschen:

Wer möchte doch begreifen
Seines Walten Donnergang! — — (Hiob XVII, 14.)
Mag er mich töten! Nein ich hoff' nichts weiter. (Hiob XIII, 5.)

Doch:

Sah er einen wanken, so spendet er ihm Trost,
Und richtete gebrochne Knie wieder auf. (Hiob IV, 3.)

So kann Faust erst nach seinem Tode zu Glück und Erkenntnis gelangen, Hiob schon auf Erden. Wenn Faust, wiedergegeben der Erde und ihren Qualen, ausruft:

Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!

so klingt es bei Hiob:

Die Träne versiegt, der Himmel hat mich wieder.

Und trotz der Verschiedenartigkeit des Weges: in Richtung und Ziel bleiben Faust und Hiob vereint. Dem Irrtum und Staub zum Trotz sind sie verbunden in ihrer Sehnsucht nach höheren Sphären, die an allen entscheidenden Wendepunkten hervorbricht. Nicht in den Pharsalischen Feldern und den Schlachtebenen des Tigris werden die Geschicke der Menschheit entschieden, sondern in der Menschenbrust:

Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eig'nen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt.

und Hiob:

Sehne dich nicht nach der Nacht,
Die zum Hochgericht ladet die Völker!
Die Brust bewahre von Schuld;
Sie wählet und wendet Verderben! (Hiob XXVI, 20, 21.)

Hiob zeigt der Menschheit ihren göttlichen Plan, in dem Augenblick, da sie dem dunklen Boden der Urzeit entquillt; Faust ist das quod erat demonstrandum ihrer tausendjährigen Geschichte, der Leidensgang der Menschheit von den Altären des Dionysos und Aphroditens zum Tempel des Gottes der Liebe. — —

Vom Himmel, wo wir gewissermaßen den Menschen „sub specie aeterni"

sahen, geht also der Teufel, mit allen Vollmachten ausgestattet, hinab zu dessen irdischem Spiegelbild. In erster Berührung mit dem Bösen sehen wir Faust und Hiob in tiefer Verzweiflung, freilich in entgegengesetztem Sinn. Faust ist ein Dasein eine Last, das ihm

> Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
> Das selbst die Ahnung jeder Lust
> Mit eigensinn'gem Krittel mindert,

und greift zur Giftphiole. Er führt den Selbstmord nicht aus; aber seine Verzweiflung wird um so tiefer. Sein Aufschrei ist dem Verzweiflungsruf Hiobs im 3. Kapitel nachgebildet:

> Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
> Ein süß bekannter Ton mich zog,
> Den Rest von kindlichem Gefühle
> Mit Anklang froher Zeit betrog;
> So fluch ich allem, was die Seele
> Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
> Und sie in diese Trauerhöhle
> Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
> Verflucht voraus die hohe Meinung,
> Womit der Geist sich selbst umfängt!
> Verflucht das Blenden der Erscheinung,
> Die sich an unsre Sinne drängt!
> Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
> Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
> Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
> Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
> Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
> Er uns zu kühnen Taten regt,
> Wenn er zu müßigem Ergötzen
> Die Polster uns zurechte legt!
> Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
> Fluch jener höchsten Liebeshuld!
> Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
> Und Fluch vor allen der Geduld.

Da bietet ihm Mephistopheles die Welt und ihre Freuden an, und Faust greift darnach, in der Hoffnung — „die zerstörte Welt, die verlorene Schöne prächtiger in seinem Busen wieder aufzubauen".

Schlimmer als unerfüllter Wunsch ist erfülltes und gewohntes Glück verlieren. Hiob hatte das Leben alles gegeben. Da kommt Satan und zermalmt ihn. Sieben Tage und Nächte saß er stumm auf einem Aschehaufen und seine drei Freunde, die gekommen waren ihn zu trösten, wagten kein Wort an ihn. Endlich öffnete Hiob seinen Mund und verfluchte seinen Tag. Und Hiob hub an und sprach:

Vernichtung dem Tag, an dem ich geboren!
Der Nacht, die rief: ein Mann hat gefreit!
Im finstern Dust sei der Tag verschworen!
Dem Blick des Herrn auf ewig verloren!
Daß den unseligen ewig kein Frührot befreit!

Nacht und Tod seid seine Freier!
Höllenschatten seine Hochzeitsschleier!
Des Geschickes schwarze Mächte,
Geleitet ihn zum Schreckenspfuhl!

Jene Nacht, ihr dunklen Mächte,
Holt sie aus des Jahrs Geflechte!
Reißt sie aus der Monde Bund!
Komm und wirb, freudlos Geschlechte!
Friedlose Öde der Wüstennächte,
Die kein Lachen je durchklang!

Fluch und all ihr Höllengeister,
Die des Kampfes Schreckensmeister
Einst Leviatan aufgepeitscht!
Nacht euch Sternen, wenn sie dunkelt!
Blindheit, wenn das Frührot funkelt!
Sehnsucht nach des Morgens Licht!
Das deine Schatten nie durchbricht.

O, du fürchterliches Scheusal!
Was schlossest du den Leib nicht zu,
Der mein Aug' mit Nacht verhüllte,
Mein Jammerlos mit Grabesruh!
Warum mußte er gebären!
Krampfte sich nicht, gottverflucht,
Faulend mich ans Licht zu schwären,
Eine totgeborne Frucht!

Ihr Knie, ach! was tat ich euch,
Die mich ins Leben wiegten!
Ihr Brüste, dran ich Leben sog,
Daß sie mir nicht versiegten!

O seht! wie läg' ich jetzt so still
Und schlief' und hätte Ruh'!
Ein mächt'ger Fürst, der Völker lenkt,
Mit Schlössern, Palästen, Ruinen.
Ein König, mit Silber und Gold behängt,
Oder auch — gelüstete ich nach ihnen —
Eine tote Mißgeburt,
Ein nächtlich aufgescheuchtes Bild.

Wo Sünder endlich Ruhe finden,
Wo matte Hände nicht mehr sinken.

Wo ewiger Friede mächtig kettet,
Die Fessel ihre Kraft verliert,
Und der Gefangene, gerettet,
Nicht mehr des Treibers Schläge spürt.

Wo Klein und Groß zusammen schreitet,
Wo man einander Brüder nennt,
Und Herrn und Knecht nicht unterscheidet,
Weil man hier nur noch Freie kennt. —

Du gabst uns Licht zu unsern Leiden,
Zu unserm Gram Unsterblichkeit,
Sehnsucht nach Tod,
Statt seiner Ewigkeiten;
Und ihn, das Köstlichste der Kostbarkeiten,
Hält keine Finsternis bereit.

Sie wollten jubelnd sich bekränzen,
Im Tanze zu den Gräbern zieh'n;
Doch nirgends steht die Erde offen,
Kein Weg führt wieder zu ihr hin.

Als Brot gibst du mir Tränen,
Mein Labetrunk ist Stöhnen.

Zum Schreckensbild wird der Gedanke,
Und was ich fürchte, bricht herein;
Wovor mir bangt, das kommt zu wanken,
Und was ich flieh', das holt mich ein.

Nirgendswo kann Rast ich finden,
Frieden bietet mir kein Ort!
Möcht', ach! endlich Ruhe halten —
Doch es nahen Schreckgestalten,
Treiben, ach! mich wieder fort! (Hiob III, 3 bis 26.)

So spricht nicht die Verzweiflung; das ist das Gären der Elemente, die ihr Gesetz erfüllen, das ist die Tat. Alles hatte das Leben Hiob genommen. Für ihn gab's nur einen Ausweg, den Selbstmord. Die Stimme des berechnenden Verstandes, sein Weib, ruft ihm in der Tat zu:

Noch hältst du fest an deiner Unschuld?
Fluch' Gott und stirb! (Hiob II, 9.)

Und in diesem Moment, wo ihn das Leben aufgibt, wo der Tod ihm der herrlichste Besitz dünkt, greift er nach dem Leben. Hier liegt die Peripetie des Hiob-Dramas, der Menschheitstragödie. Es ist die Tat, die entscheidet: „Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt."

Faust steht diese befreiende Tat noch bevor. Aber er mußte sie tun — und er wird sie tun; wer dafür einsteht, ist — das Böse, Mephisto selbst, der sie mit aller Gewalt zu verhindern strebt. Mephisto nennt sich den

> Geist, der stets verneint! — —
> So ist denn alles, was ihr Sünde,
> Zerstörung, kurz das Böse nennt,
> Mein eigentliches Element.

Der Herr ist anderer Ansicht:

> Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.

Vom Himmel betrachtet ist eben das Böse nicht bös':

> Frommt's dem Allmächtigen, so du gerecht bist?
> Hat er Gewinn, so schuldlos dein Wandel auf Erden?
> (Hiob XII, 3.)

heißt es in Hiob und weiter:

> Schuld sproßt nicht aus Staube,
> Und Unheil treibt aus Erdreich nicht. — (Hiob V, 6.)
> Wer die Schuld sät, muß das Unheil ernten. — (Hiob IV, 8.)
> Schwanger mit Unheil gebären sie Schuld,
> Betrogen von des eignen Leibes Frucht. — (Hiob XV, 38.)

Einst lebte der Mensch glücklich und selig wie die Tiere des Waldes. Da wollte er frei sein und erkennend. Er bezahlte mit dem Paradies und besiegelte mit seiner Schuld. Der Mensch sündigt, nicht weil er muß, sondern weil er kann. Im Sechstagewerk ist nur das Gute angelegt. Den Teufel schafft der Mensch mit eigner Hand. Darum kennt er ihn auch so gut. Er beschwört ihn zu seinem Glück und flucht ihm zu seinem Unglück. Das Gute ist ihm verborgen. Seine Stimme in uns, die Vernunft, hat nichts von der kalten, zersetzenden, unabweisbaren Logik des Verstandes, der Stimme des Bösen (Mephisto), dem alles so klar und scharf umrissen vor Augen steht, die folgerichtige Notwendigkeit. Die Vernunft darf nur ein dunkles Gefühl sein, damit sie nicht irre; der Verstand irrt: es irrt der Mensch, so lang er strebt. Die Vernunft irrt nie. Sie ist unwandelbar und unbewußt, ohne tätig bewegende Kraft, wie das Gute. Der Herr enthält sich ja jeder Einwirkung; zugunsten der Freiheit des Menschenwillens. Die ganze Last der Erde, sie fortzubewegen, dem Guten entgegen, liegt also auf den Schultern des Bösen:

> Die Erde ist dem Bösen in die Hand gegeben (Hiob IX, 24.)

beklagt sich Hiob. Mephisto scheint sein Beruf manchmal in der Tat sauer zu werden:

> Bei wem soll ich mich nun beklagen?
> Wer schafft mir mein erworbenes Recht?
> Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,

Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan!
Aber die Erde darf nicht still stehn, und der Teufel bleibt.

Umsonst hast mich gereizt ihn zu vernichten! (Hiob II, 3.)

sagt der Herr zu Satan nach seiner ersten vergeblichen Sendung. Gewiß, solange das Böse nicht seine ganze Kraft am Menschen erprobt, solange noch ein „Besitz ihm schmeichelt", noch „Weib und Kind", noch „Knecht und Pflug", solange hat es seine Sendung eben nicht erfüllt.

Faust stellt Mephisto die Bedingung:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan! — —
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde geh'n!

Den Vertrag konnte Faust leicht eingehn; der Augenblick wird nie kommen; der Augenblick ist nicht schön. Er war oder winkt. In Wirklichkeit ist er schneller als wir. Er liegt diesseits oder jenseits von uns,

Ein Licht, das nicht leuchtet,
Ein Feuer, das nicht wärmt, (Hiob XVIII, 5.)

heißt er in Hiob.

Er stammt ja vom „Bösen"; und das Böse ist eben die Verneinung und kann als solche nicht schaffen:

„Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen";

— gesteht Mephisto ohnmächtig.

„Rette sie! — Wer war's, der sie ins Verderben stürzte?
Ich oder du?"

Seine Aufgabe ist auch gar nicht zu sein, sondern zu bewegen. Seine Schönheit besteht gerade darin, daß er nicht ist.

„Auf daß die Sättigung die Gier vermehre."

Oder wie es im Faust, anklingend an diese Bibelstelle, heißt:

Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben,
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn! — — —

Der Mensch muß also fort, dem fliehenden Augenblick entgegen, denn — erkennt Hiob —:

Die Höllenfeuer sorgen schon,
Daß du im Glück nicht Ruhe findest;
Zu jeder Zeit dem Fuß zur Seit',
Bereit, ihn in den Grund zu stürzen. (Hiob XII, 5.)

Wo aber findet der Mensch sein Glück „er unbefriedigt jeden Augenblick"?

Mit der Frucht der Erkenntnis, die er pflückte, hat der Mensch das Recht erworben, selbst der Schöpfer seines Geschickes zu sein. Die Biene bringt im Moment ihres Entstehens alle ihre Fähigkeiten mit zur Welt. Der Mensch „was er ererbt von seinen Vätern hat, erwerb er, um es zu besitzen".

Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Die einzige Münze aber, die bei diesem Erwerb gilt, ist der Schmerz.

Mit Schmerzen sollst du gebären!
Im Schweiße deines Angesichtes soll du dein Brot genießen!

Mit Schmerz ist der Mensch alles; ohne Schmerz nichts.

Faust taumelt von Begierde zu Genuß. In der Walpurgisnacht steht er unmittelbar am Abgrund, den ihm Mephisto gegraben hatte, da erfaßt ihn der tiefe Verzweiflungsschmerz. Mitten aus dem höchsten Sinnenrausch, aus dem Taumel der infernalischen Lust, stürzt er fort nach der Stätte, auf der „Blutschuld liegt von seiner Hand", wo „die rächenden Geister schweben und lauern auf den wiederkehrenden Mörder". Damit begeht er aber die Tat, die ihn rettet. Wie Hiob in dem Augenblick nach dem Leben greift, wo es ihn aufgibt, schleudert Faust das Leben von sich in dem Moment, da es ihm alles gibt, und zeigt damit seine Übermacht über das Schicksal. Und während er inmitten allen Glücks „im Genuß verschmachtete nach Begierde", steht er als hundertjähriger Greis, blind und gebrochen am Rand seines Grabes, das die Lemuren ihm schaufeln, und ruft verzückt beim Klang ihrer Spaten dem Augenblick zu: Verweile doch, du bist so schön. Und Mephisto bemerkt verständnislos:

Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünscht ihn festzuhalten. —

Der Mensch findet sein Glück; aber nicht auf dem Weg, den er meint, sondern den die Gottheit will.

Die endgültige Befreiung von Fausts Seele macht nun Schwierigkeiten. Mephisto meint, sie gehöre ihm, und ist sehr überrascht, als er sie verlieren soll. Man kann in der Tat im Zweifel sein; denn wo Gretchen als Büßerin wandelt, kann Faust nicht als Heiliger stehn. Wenn aber der Denker Faust-Goethe den Weg reinen menschlichen Denkens und eigener menschlicher Kraft zu gehen versuchte, die Kunst Goethes kann Unendlichkeit und Ewigkeit nicht entbehren. Den einzig möglichen Schluß führt er daher auf gewaltsame Weise dadurch herbei, daß er eine „Anleihe bei der Kirche" macht in der Gnade.

Gnade in dem Sinn erkennt Hiob nicht an. Bei seiner Idee von der Menschengleichheit erscheint sie ihm als Ungerechtigkeit:

Sind wir nicht eines Leibes Frucht,
Nicht einer Mutterliebe Sorge!? (Hiob XXXI, 15.)

Hiob braucht auch die Gnade nicht:

Und habe ich gesündigt, so trifft
Mein Schulden mich!

ruft er von sich aus, und verlangt als sein gutes Recht, was Faustens Eudaimonie auf dem Wege der Gnade wird. Nur sterbend kann Faust glücklich werden. Und sterbend bekennt er das Leben. Ewigkeit und Fortdauer nach dem Tode sind die selbstverständlichen Voraussetzungen der Tragödie, ihre einzige innere Motivierung. — Eine Tragödie bezeichnet seinen Faust der Dichter selbst. — Es ging Goethe hier nicht schlechter als Calderon in seinem Drama El magico prodigioso und den alten griechischen Schicksalstragödien des Sophokles und Euripides, oder gar den modernen Schicksalsdramen, die in ihrer rettungslosen Hoffnungslosigkeit der fluchbeladenen Menschheit und ihrer „Vererbungstragik" noch weit über den Fatalismus der Antike hinausgehen. Der Mensch aus eigener Kraft kann eben die Frage an das Schicksal nicht anders stellen, nicht anders lösen — beides will ja die Tragödie — als

Im dunkeln Gewirr der Nachtgesichte,
Wenn Todesahnen auf den Menschen fällt. (Hiob IV, 13.)

Im Hiob gelangt der Mensch lebend zum Glück zur Erkenntnis. In seinen reinen Schmerzenstönen erklingt nicht die Tragik, sondern die Symphonie des Lebens, mit der erfüllenden Fermate auf dem letzten vollen Dur-Akkord. — Die Lösung in Hiob ist die, die auch Faust-Goethe vorschwebte. In den „reinen Zügen" der „wirkenden Natur" wollte er (Faust) die „ird'sche Brust" gesund baden.

Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das inn're Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen? —

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Es sind dieselben Klänge, die wir in andrer Harmonie bei Hiob wieder hören. Faust aber verfehlt die lebende Spur und gerät in eine unfruchtbare Mystik.

Das Geheimnisvolle braucht der Mensch. Die Vernunft findet es im Religiösen; der Glaube des reinen Denkens ist die Mystik. Sie hat Faust nicht gegeben, was er fordern durfte, so wenig eben das Denken alles gewähren kann, was die Vernunft fragt:

> Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
> Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
> Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
> Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.

Der Weg ist allerdings gangbar. Das zeigt uns Hiob. Mit den Worten:

> Wer wagt's, mit menschlichen Verstandeskräften
> Die reine Klarheit meiner Waltung zu verdunkeln
> (Hiob XXXVIII, 2.)

führt ihn der Herr aus dem düstern Menschenbereich hinaus ins Freie und zeigt ihm die „unendliche Natur, die Brüste, die Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt". Und aus der Feuerwolke hebt er an: Gürte deine Lenden, sei ein Mann, ich will dich fragen, steh' mir Antwort:

> Wo warst du denn, als ich die Welt gegründet?
> Sag' an, du bist ja weise!
> Wer hat gezirkt sie und geründet,
> Wer zeigt ihr ihr Geleise?
> Wo wurzelt ihrer Säulen Hang,
> Wer waltet ihrer Kreise
> In der Morgensterne Wettgesang
> Beim donnernden Jubelgang der Sphären? —
> Da ich mit Sparren schloß und Winden
> Das Meer, das grausigen Schlünden
> Entschäumte, die Welt zu verheeren?
> Und gab ihm Wolkenflor zum Kleid,
> Des Nebels weiche Hüllen,
> Formt ihm Gesetz, Notwendigkeit,
> Ein Ziel, es zu erfüllen?
> Und sprach: Bis hierher und nicht weiter!
> Dein Trotz steh' meinem Willen!? —
> Kam dir des Morgens Wonnezittern?
> Warst du's, der nach dem Frührot rief?
> Machst unter Sündern du erschüttern
> Die Erde, da sie ruhig schlief?
> Daß sie in Krämpfen sich zerwühle
> Wie Siegelton den starren Leib,
> Neu mit Geschlechtern sich umspüle,
> Ein herrlich angegossen Kleid?
> Machst, daß der Frevler Licht verglüht,
> Ihr Arm sie dem Verderben weiht? —
> Bist du hinabgestiegen zu des Meeres Quellen,

Bist du gewandelt in der ewigen Nacht,
In jenen grundlos tiefen schaurigen Gefällen,
Wo in zerrissenen Gängen das Entsetzen wacht? —

Hat ungebrochen deine Hand
Das Tor des Todes aufgedrückt?
Ins Reich der Schatten ungebrochen
Dein Auge frei hinabgeblickt?
Ja nur der Erde Oberfläche!
Was kennst du denn von ihren Zonen?
Auf welchem Weg das Licht sich breche,
Nächtlich verborgene Kräfte wohnen?
Daß da kein Ding das andre drängte,
Sich Bildung nicht mit Bildung mengte? —
Jawohl, du weißt's, denn du bist urgeboren.
Kein Tag der Welt ging dir verloren. —
(Hiob XXXVIII, 4 bis 21.)

Und der Herr führte ihn weiter durch die Höhen und Tiefen der Schöpfung, an die Quellen des Lichts und die Knoten der Gestirne, an die verborgenen Geheimnisse der Weisheit, das Röhricht und die Düne, zu Réem und Leviathan, dem „König aller Söhne des stolzen Ganges".

Da antwortete Hiob zum Herrn:

Nun weiß ich, daß du alles kannst,
Und nicht geschieden seien in dir Sein und Denken.
Die Kunde hört' ich wohl,
Doch itzund seh' ich dich mit Augen. (Hiob XXXXII, 2, 5.)

Und auf seinem Aschehaufen „dünkt er sich nah dem Spiegel ewiger Wahrheit" und „fühlt eine Befriedigung aus dem Busen dringen, wie er sie nicht gekannt" in den „Monden der Vorzeit, da noch der Herr ihm seinen Weg beschirmte, und seine Lampe freundlich ihm zu Häupten schien". Der Herr aber segnete das Ende Hiobs mehr als seinen Anfang.

— — — — Daß der Dichtergenius Goethes aus den Katakomben der Menschheit keinen kostbareren Schatz heben konnte, um damit dem Gebilde seiner Kunst das Leben einzuhauchen, als die Manen Hiobs, das beweist mehr für den Zusammenhang des Menschengeschlechts als die Knochenreste in den Höhlen zu Neanderthal und Spa.

Sven Hedin:
Die ersten Menschen und das Weltall.*)

Die ersten Menschen.

Was hat der Mann im Monde nicht alles in seinem Leben gesehen! Wenn der reden könnte! Doch er ist still und stumm und verrät nichts von all den tausend Geheimnissen des Weltenraums. In ihren ersten Anfängen war die Erde eine gasförmige Masse. Dessen erinnert sich zwar der Mann im Monde kaum noch, denn damals war es, daß er selbst sich erst gleich einer reifen Frucht aus der Mutter, der Sonne, loslöste. Wohl aber weiß er noch, wie die Erde ehemals eine feuerrote, heißflüssige Kugel war, wie ihre Oberfläche erstarrte und zu einer immer härter werdenden Kruste gerann, und wie dann diese Rinde durch die Ausstrahlung in den Weltenraum allmählich erkaltete. Schließlich war die Erde genügend abgekühlt, um Leben tragen zu können. Zuerst zeigte es sich in sehr tiefstehenden Formen. Aber weshalb es kam, und woher es kam, und warum es sich unter Milliarden vorhandener Himmelskörper gerade die Erde zu seiner Heimat wählte — darauf kann Gott allein Antwort geben! Wer kennt die unzähligen Welten unter den Sternen, die vielleicht ebenfalls bewohnt sind, und auf denen das Leben vielleicht gar noch höher entwickelt ist, als auf unserer Erde?

Der Mann im Monde weiß auch, daß tausend Millionen Jahre verflossen sind, seit das erste keimende Leben sich im Schoß der Erde niederließ. Bei ihrem rastlosen Suchen nach Wahrheit haben die Menschen gefunden, daß die ältesten Tierformen, die versteinert im Innern der Berge erhalten geblieben sind, Pilze, Korallen, Schnecken, Muscheln, Seesterne, Krustentiere, Kopffüßler und andere, daß diese alle ehemals Bewohner der morgenfrischen Wellen des Urmeeres gewesen sind. Jene Zeit nennen wir das Kambrium. Seit diesen Anfängen hat sich das Leben zu immer höheren Formen entwickelt.

Während der Steinkohlenzeit wucherten auf Erden ungeheuer dichte, üppige Wälder, in deren Farngebüsch Dämpfe und Dünste feucht und stickigt schwebten. Während einer späteren Periode waren riesengroße Reptilien die Herren der Schöpfung. Einige von ihnen weideten die Blätter der Bäume ab, andere waren Raubtiere. Die einen glichen Delphinen, die anderen sahen aus wie Flugeidechsen, und viele wurden dreißig bis vierzig Meter lang. Solch ein Reptil mit kleinem Kopf, langem, schwanenähnlichem Hals, kurzem Leib und langen Schwimmflossen war z. B. der Plesiosaurus.

*) Der Beitrag wurde uns aus dem im Erscheinen begriffenen Werke Sven Hedins vom Verlage F. A. Brockhaus freundlichst zum Abdruck überlassen.

Damals war Land und Meer nicht so verteilt wie heute, und die Grenzen zwischen beiden erlitten beständige, wenn auch sehr langsame Veränderungen. Noch in unsern Tagen gehen solche vor sich, nur die Oberfläche des Mondes ist unveränderlich. Die ganze Nordhälfte Asiens, der größte Teil Europas und das nordwestliche Nordamerika lagen unter Wasser, während Südamerika und Afrika als ein einziger Weltteil zusammenhingen.

Während der Tertiärzeit bildeten sich die größten Bergketten der Erde durch die fortgesetzte Abkühlung und Faltung der Erdrinde. Daher finden sich in Tibet, im Himalaja und in den Alpen Europas Gesteine, die sich in einem Meere abgesetzt haben, das sich noch zu Beginn der Tertiärzeit quer durch Europa und Asien erstreckte. Damals verschwanden die Rieseneidechsen von der Erde, und die Säugetiere gelangten zu schneller, großartiger Entwicklung.

Ein weiterer Schritt in der Nacht der Zeiten — und Europa prangt in tropischer Vegetation. Palmen gediehen in Skandinavien und England, und linde Seewinde säuselten durch die Wälder Grönlands und Spitzbergens, da, wo jetzt nur Schnee und Eis heimisch sind. Aus Afrika wanderte das Mastodon über Europa und Asien nach Nord- und Südamerika. Durch Vergleich des Alters der Erdschichten, in denen seine Skelette gefunden wurden, kann man auf sein weites Umherwandern auf der Erde schließen.

Dann breitete sich die Eiszeit über die nördlichen Gegenden der Erde aus. Mammut und Rhinozeros zogen südwärts.

Es ist zweifellos, daß schon während der Eiszeit Menschen in Europa lebten, ja, daß es schon zu Ende der Tertiärzeit menschliche Bewohner der Erde gab. Aber wie lange es her ist, daß die ältesten Menschen lebten, diese Frage kann niemand beantworten. Einige Forscher sagen: mehr als zwanzig Millionen Jahre. Während einer späteren Periode lebten schon ziemlich hochentwickelte Menschen in Mitteleuropa, und seit dem Anfang dieser Zeit sollen nicht weniger als vierundzwanzigtausend Jahre verflossen sein!

Die ältesten Menschen, von denen sich versteinerte Skelette bis auf unsere Tage erhalten haben, waren sehr tiefstehende Geschöpfe. Aus der Form der Gaumenwölbung hat man schließen zu müssen geglaubt, daß sie kaum sprechen konnten, wenigstens nicht in deutlichen Worten. Sie besaßen keine andern Werkzeuge als die Steine, die sie auf dem Erdboden fanden, und erst weit später verstanden sie es, Feuerstein scharfkantig zu schleifen und ihn zu Messern und Waffen zu benutzen. Mit mangelhaften Gerätschaften versehen, zum Schutz gegen die Kälte in Tierfelle gekleidet, in Grotten und Höhlen ihr Obdach für die Nacht suchend, führten diese Menschen ein schweres Dasein im Kampf mit der Natur, miteinander und mit den Riesentieren der Wälder, dem Mammut, dem Höhlenbären, dem Bisonochsen, dem Urstier und andern. Aber sie verstanden sich schon darauf, diese Tiere zu erlegen, um sich ihr Fleisch als Nahrung zu verschaffen. Auf unübersehbare Herden wilder Pferde machte man Jagd, man verfolgte die Tiere auf

abschüssige Felsen hinauf und hetzte sie von da in die Tiefe am Fuße der steilen Wände. Das Mammut fing man in Fallgruben. Das Fleisch des Wildbrets wurde über dem Feuer geröstet, und an zerschlagenen Knochen, die sich gefunden haben, hat man erkannt, daß das Mark damals ein sehr beliebter Leckerbissen gewesen ist. Die Menschen jener Zeit verstanden es auch, Feuer anzuzünden, und brieten sich an seinen Flammen Schnecken und Muscheln. Auch waren sie Menschenfresser, und wenn sie mit Feinden in der Schlacht gekämpft hatten, verzehrten sie die gefallenen Gegner. —

Leisen Schrittes gehen die Jahrtausende dahin, und die schwere Erdkugel dreht ihre Masse unermüdlich um ihre Achse, durch ewige Gesetze an ihre Bahn gebunden. Nun schreiten die Menschen lichteren Zeiten entgegen. Gleich Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel benutzen sie, was die Erde ihnen bietet, zu ihrem Besten. Auch das Kunstbedürfnis erwacht in ihrer Seele, und sie schmücken sich mit durchbohrten Tierzähnen, die sie auf Sehnenstränge aufziehen und sich um den Hals binden. Aus Tierhäuten schneiden sie Riemen und fertigen sie Zelte an, aus Knochen und Horn stellen sie Werkzeuge und Geräte her, mit beinernen Nadeln und Sehnen lernen sie nähen, sie fangen sich wilde Pferde, um sie zu zähmen und zuzureiten, und können nun noch schneller und leichter als bisher umherwandern und das Wild verfolgen, ohne zu ermüden. Das Renntier spielt in ihrem Leben eine Rolle, wie kein anderes Tier. Mit scharf zugespitzten Steinen ritzen sie Renntier-, Pferde-, Mammut- und Bisonbilder in Knochen ein und malen gewaltige Tierbilder an die Innenwände ihrer Höhlen in dem Glauben, daß dies ihnen Glück auf der Jagd bringen werde.

Aus ihrer Urheimat verzweigen sich die Menschen nach und nach in die verschiedenen Weltteile und entwickeln sich zu weißen, gelben, roten und schwarzen Rassen. Erst spät treten die am höchsten stehenden Völker in die Periode ein, die wir die geschichtliche Zeit nennen, in das graue Altertum, das schon Urkunden besitzt, die auf Stein und Ton geschrieben sind. Diese Zeit beträgt nur sechstausend Jahre! Ein verschwindend kleiner Bruchteil der ganzen Unendlichkeit! Aber niemals haben sich die Menschen mit solcher Schnelligkeit entwickelt, wie in den letzten hundert Jahren!

Weltende.

Was ist unser Ziel? Wohin geht unsere Reise auf den dunklen Wegen der Zukunft? Das wissen wir nicht. Aber der Mann im Mond hegt große Befürchtungen über unser Schicksal. Er selbst ist ja einst ebenfalls eine glühende Masse gewesen, und jetzt ist er erstarrt. Bald erwärmt ihn die Sonne, bald durchdringt ihn die Kälte in der Nacht des Weltenraumes, und wie ein riesengroßes Denkmal seiner eigenen Vergangenheit schwebt er dahin. Er ahnt, daß auch der Erde das gleiche Schicksal bevorsteht, denn auch sie war einst glühend heiß, ehe

ihre Oberfläche erstarrte. Ihr Inneres ist noch jetzt weit über unsere Verstandesbegriffe hinaus erhitzt. Die Gelehrten haben ausgerechnet, daß vierhundert Kilometer unter dem Erdboden eine Hitze von zehntausend Grad herrscht! Kein Stoff vermag eine solche Temperatur anders als in Gasform zu ertragen, und man glaubt, daß der größte Teil dieses Erdgases Eisen sei. Aber die Abkühlung der Erde schreitet weiter, wie auch die der Sonne. Die Zeit ist ewig, ohne Anfang und ohne Ende, der Raum ist unendlich und hat keine Grenzen, und die Materie ist unzerstörbar; sie verändert sich wohl, aber sie vergeht nicht. Wohl aber ist die Erde als Heimat der Menschen, Tiere und Pflanzen vergänglich. Auch sie muß dereinst in Milliarden Jahren zu kalt werden, um noch Leben bergen zu können. Die letzten Menschen ziehen zum Äquator, um dort zu sterben, die Meere gefrieren bis auf den Grund, und die feste Erdrinde verwandelt sich in eine Sandwüste. Doch immer noch dreht sich die schwere Erdkugel um ihre Achse und immer noch umkreist sie die Sonne, die dunkler geworden ist und rot mit erlöschendem Lichte glüht. —

Nun ist die Erde tot und still. Sie schwebt wie ein Friedhof durch den Weltenraum. Alle ihre Sorgen sind vergessen — das ganze Leben war nur ein Traum, und der Mann im Monde wird sich verwundert fragen, wo Sonne und Erde geblieben sind, und ob man ihm, dem Trabanten, auf immer den Laufpaß gegeben hat. Er könnte glauben, erblindet zu sein, wenn er nicht sähe, daß die Sterne noch immer in der beständigen Nacht so klar wie ehemals funkeln.

Dr. J. v. Bülow: Kunsthandel.

Die Bedeutung des Kunsthandels geht infolge seines Einflusses auf eines der idealsten Güter weit über das rein national-ökonomische Interesse hinaus. Die bildende Kunst kann sehr wohl als Maßstab für die kulturelle Entwicklung einer Nation genommen werden, für die sie andererseits mitschaffend ist. Je weiter ein Volk sich vom Idealen entfernt, je merkantiler es wird, um so geringer ist seine Beziehung zur bildenden Kunst. Zurückwirkend mangelt ihm dann das Ausgleichende, Erfreuende, und der allgemeine Mißmut, wie wir ihn jetzt in sämtlichen Schichten unseres Volkes feststellen können, hat seinen Grund zweifellos darin, daß die Werte fehlen, die nur die bildende Kunst der Menge vermitteln kann. Einen großen Teil der Schuld hieran trifft zweifellos den Kunsthandel. Man muß zwischen dem Kunsthandel unterscheiden, welcher offiziell den Vermittler zwischen Künstler und Käufer darstellt, und jenem, der direkt vom Künstler zum

Käufer geht. Der letztere wäre der normale, wenn nicht unsere gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Zwischenhandel derart eingestellt wären, daß auch der Kunstkaufende den Vermittler nicht entbehren mag, auf dessen Rat und Urteil er sich verlassen kann. Nur die wenigsten Kunstliebhaber haben ein ausreichendes Zutrauen in ihr persönliches Verständnis, um ein Bildwerk vom Künstler direkt zu erstehen. Sie fürchten bei dem Erwerb eines solchen die Unsachlichkeit, die nicht kaufmännische Art des Künstlers, die sie veranlassen könnte, ein reines Kaufgeschäft in chevaleresker Weise zu ihrem Nachteil zu erledigen. Hieran mag manches richtig sein, Tatsache ist, daß die große Menge derer, die Bilder vom Künstler selbst kaufen, innerlich die Empfindung hegen, daß sie damit jenem ein Almosen gewähren und dies auch gern zum Ausdruck bringen. Der freie Beruf des Künstlers, das Fehlen jeder Notwendigkeit, Bildwerke zu erwerben, und der Mangel an künstlerischem Gefühl in unserem deutschen Volke haben es zuwege gebracht, daß der Künstler als Faulpelz, als verlorener Sohn betrachtet wird und infolge der Seltenheit eines Verkaufes tatsächlich jedes Abnehmen eines Kunstwerkes fast als Gnade und Barmherzigkeit auffassen muß. Auf diesem Umstand fußt der gewerbsmäßige Kunsthandel. Er weiß ganz genau, daß eine Überproduktion an Bildern vorhanden ist. Wenn er sich da zum Vermittler zwischen dem kaufenden Publikum und der Kunst aufwirft, so erspart er dem Künstler zwar die Erniedrigung eines vulgären Handelsgeschäfts mit dem Liebhaber, dafür spielt er seinerseits den Kunstfreund und drückt durch ein allzu häufig schamloses und unbarmherziges Berühren der wunden Punkte den Preis des von ihm zu vermittelnden Kunstwerkes herunter. Wir müssen in Deutschland sowohl wie anderswo scheiden zwischen dem hohen und dem niedrigen Kunsthandel. Der letztere steht dem Künstler gegenüber nicht so sehr auf dem Standpunkt der Ausnutzung wie der erste. Er handelt mit Werken, welche vor einer strengen Kritik nie bestehen könnten, aber der Menge des Volkes gegenüber den Anspruch auf Kunst machen, nämlich jenen Bildern (und entsprechend Skulpturen), welche zum Preise von 36 Mark inkl. Goldrahmen vertrieben werden. Bei diesen Arbeiten ist der Verdienst des Händlers kein unverhältnismäßig großer. Die Bilder werden durchweg im Auftrage hergestellt, so daß für den Verfertiger, Künstler mag ich ihn nicht nennen, das Risiko so gut wie ganz wegfällt. Erhält dieser auch nach der Größe des in Frage kommenden Bildes nur eine Entschädigung von 5—15 Mark, so ist damit die zumeist mechanische Kopistentätigkeit einigermaßen bezahlt und jedenfalls sind diese Leute vor materiellen Sorgen genau so geschützt wie jeder Handwerker, der zu arbeiten fähig ist. Der Umfang dieses Kunsthandels wird meistens unterschätzt. Seine Zentrale ist Wien und die Einfuhr nach Deutschland an sogenannten Wiener Bildern beträgt jährlich allein aus Österreich an 4 Millionen Mark. Die Schädigung, die der wahren Kunst hieraus erwächst, ist eine erhebliche, das Niveau des Geschmackes wird bedeutend verschlechtert, zahlreiche kleine Käufer gehen dem Künstler auf diese Weise

verloren. Denn für den Preis von 36 Mark, oder doch nicht wesentlich mehr, dürften die meisten jungen Künstler ihre Studien abzugeben in der Lage sein. Das weiß der sogenannte hohe Kunsthandel sehr wohl auszunützen. Sein Betrieb ist im wesentlichen spekulativ, er kauft Kunstwerke zu möglichst niedrigen Preisen, am liebsten im Ramsch, lagert sie dann Jahre und Jahrzehnte, bis der betreffende Künstler es zu einem Namen gebracht hat, und verkauft dann mit hundertfältigem Gewinn wieder. Bei diesem Kunsthandel muß man unterscheiden zwischen dem offenen und verdeckten, dieser liegt in den Händen sogenannter Kunstsammler, zu denen letzteren Endes auch die Museen gezählt werden müssen. Solche erstehen Bildwerke in der doppelten Absicht, sich daran zu erfreuen und, nachdem sie subjektiven Genuß gehabt haben, die Werke weiter zu veräußern. Die Sammler kaufen oft beim Künstler, wenn auch nur zumeist im Anschluß an eine öffentliche Ausstellung, häufiger noch beim eigentlichen Kunsthändler. Der Verkauf ihrer Sammlungen, der durchweg auf dem Auktionswege statthat, dient heute dazu, den Marktwert eines Künstlers, soweit dies überhaupt möglich ist, festzustellen. Insofern sind diese Sammler für den bildenden Künstler ein zweifelloser Nutzen, wenn auch das, was sie für Kunst aufwenden, ebenso wie der erzielte Erlös solcher Versteigerungen dem Künstler nur im geringen Maße oder garnicht zu Nutzen kommt. Sammler haben zumeist ein künstlerisches Gewissen, sie stellen ihre Kollektionen nach einem bestimmten persönlichen Geschmack zusammen und nicht mit Rücksicht auf die Meinung des kaufenden Publikums, von der sie vielmehr überzeugt sind, daß sie sie beeinflussen und schaffen.

Umgekehrt der Kunsthändler, der naturgemäß von den Wünschen seiner Kunden abhängt. Er nimmt in erster Linie die Werke in seinen Vertrieb, von deren Richtung er überzeugt ist, daß sie Abnehmer findet, einerlei ob sein künstlerisches Gewissen damit in Einklang steht. Dennoch hat der Kunsthändler es geschickt verstanden, sich dem Publikum gegenüber als scheinbar uneigennütziger Berater einzuführen und auf seine Autorität hin werden mehr Bildwerke erstanden wie im Vertrauen auf eignen Geschmack. Wir werden weiter unten im Zusammenhang auf diese für das deutsche Kunstleben interessanteste Seite des Kunsthandels näher eingehen, nachdem wir hier die wirtschaftlichen Fragen erledigt haben. Der Kunsthandel besteht entweder im Vertrieb von Werken, die der Händler erwirbt, um sie weiter zu veräußern, oder solchen, die er zu kommissionsweisem Verkauf hat. Der Händler, der Bilder auf sein eigenes Risiko ersteht, bezahlt naturgemäß dem Künstler einen äußerst geringen Betrag. Ein solcher Kauf ist für ihn stets Spekulation, der Wert eines Kunstwerkes ist niemals auch nur annähernd festzustellen, nur bei ganz zweifellos eingeführten Künstlern gibt es eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß ihre Werke sich in absehbarer Zeit zu den und den Preisen weiter veräußern lassen. Wie ich schon hervorhob, ist die öffentliche Versteigerung der einzige Anhaltspunkt, den die Allgemeinheit hierfür besitzt. Wenn Bilder eines Malers regelmäßig in den großen Versteigerungen gehan-

delt werden, so ergibt sich leicht der Durchschnittswert seiner Arbeit, wie sie heute eingeschätzt wird. Eine Gewähr, daß die Werke die Preise halten oder sich gar steigern, besteht nicht. Sobald der betreffende Künstler stirbt, pflegen seine Arbeiten im Preise in die Höhe zu gehen, wird die von ihm verfolgte Richtung jedoch im Geschmack der Käufer durch eine andere abgelöst, so tritt alsbald ein Rückschlag ein, der unvorsichtige Spekulanten arg schädigen kann. Ein Beispiel hierfür ist Lenbach, dessen Werk die einst erreichte Höhe im Preise nicht zu halten vermag. Auf der anderen Seite ist es möglich, daß ein bereits eingeführter Künstler durch ein boshaftes Manöver um die errungene Stellung gebracht wird. So warf vor einiger Zeit ein Kunsthändler in Paris die Arbeiten Girieuds bei einer unbedeutenden, nicht beachteten Auktion auf den Markt, die Bilder wurden zu kleinsten Preisen verschleudert und damit das Interesse des kaufenden Publikums an diesem Künstler auf Jahre, wenn nicht für immer vernichtet.

Für Künstler, deren Arbeiten noch nicht auf Auktionen erschienen sind, besteht ein Maßstab überhaupt nicht, diesen gegenüber kann der Kunsthändler jeden Preis bieten, und es wird lediglich von der materiellen Lage des Einzelnen abhängen, ob er darauf eingehen muß. Der Kunsthändler verfolgt hierbei ausschließlich seine kaufmännischen Interessen, sein Angebot berechnet er derart, daß bei einem späteren Verkauf nicht nur Zins und Zinseszins herauskommt, sondern der Ausfall einer mißglückten Spekulation durch eine andere erfolgreiche gedeckt wird. Das Mißverhältnis zwischen bezahlten Preisen und tatsächlicher Bewertung ist ein außerordentlich hohes. Als Beispiel sei folgender Fall angeführt: Ein Berliner Kunsthändler stellte verschiedene Werke eines jungen Malers aus, riet ihm, sie mit 350—500 Mark anzubieten, und kaufte selbst nach Schluß der Ausstellung eines der Bilder zum Preise von 50 Mark. Er berechnete sich also seine Gewinnchancen mit 1 zu 7. Bei kommissionsweisem Vertrieb sind die Möglichkeiten des Kunsthandels noch weit andere. Das Risiko für den Händler ist hier gleich Null. Seine Spesen, die ihm durch etwa gezahlte Fracht, Versicherungen und Hergabe des Lokales erwachsen, werden regelmäßig durch die erhobene Eintrittsgebühr gedeckt, wenn nicht bei weitem überholt. Der Künstler wird für die Anziehung, die er auf das Publikum zugunsten des Händlers ausübt, nur dann entschädigt, wenn er auf der Ausstellung etwas verkauft; hierfür ist die Wahrscheinlichkeit jedoch gering. Der Händler erhebt eine Provision von 10—20 Prozent und hat infolgedessen kein großes Interesse am Verkauf kommissionsweise übernommener Werke. Im Gegenteil, sobald er erkennt, daß ein Käufer für das eine oder andere Werk da ist, wird er in erster Linie Versuche machen, Arbeiten, die er im Eigenbesitz hat, vorzuschieben, oder er bietet dem Künstler vorweg einen Preis, der unter dem von ihm geforderten bleibt, mit dessen Annahme er jedoch rechnen kann, und erreicht auf diese Weise einen hohen Gewinn. Ein Beispiel hierfür teilt die Werkstatt der Kunst in ihrem Heft vom 7. Oktober 1912 mit: Der Maler T. hatte der Firma Commeter in Ham-

burg ein Bild zum Preise von 300 Mark zum Verkauf übergeben. Ein Liebhaber bot für das Bild 500 Mark, worauf der Händler den Künstler bewog, ihm das Bild für 200 Mark zu überlassen. Zufällig war der Käufer ein Freund des Künstlers. Zur Rede gestellt, erklärte die Firma Commeter dies Vorgehen offiziell für ihre Geschäftspraxis. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hieraus Schlüsse auf das Verhalten anderer Händler zieht.

Zu einem bekannten Berliner Händler kam ein Liebhaber und wünschte ein Gemälde eines bekannten Künstlers zu erstehen, er würde hierfür gern 10 000 Mark anlegen. Der Beauftragte begab sich zu dem betreffenden Künstler, erstand bei ihm ein Werk für 2000 Mark, an dem er dann ohne die geringste Mühe 8000 Mark verdiente.

Derartige Geschäftspraktiken sind im allgemeinen Handelsverkehr durchaus üblich. Ein geschickter Kaufmann muß alle Konjunkturen ausnützen und niemand wird hierin unfaires erblicken. Entdecke ich z. B. bei einem Althändler einen echten Tizian, den dieser mir für 50 Mark zu verkaufen bereit ist, so habe ich weder rechtlich noch moralisch die Verpflichtung, ihm seinen Irrtum vorzuhalten, dennoch hinkt dieser Vergleich, denn in diesem Falle ist der Übervorteilte ein Kaufmann, der von Berufswegen auf der Hut gegen solche Vorgänge sein muß und sich seinerseits nicht anders benommen hätte. Dort steht der Händler, der gewiegte „businessman" dem geschäftsunkundigen Künstler gegenüber und dadurch wird dies Verhalten zum Wucherischen, er nutzt den Leichtsinn, die Unerfahrenheit und zumeist auch die Notlage des Künstlers in einer Weise aus, die ihm mehr als üblichen Gewinn verschafft. Dennoch wäre es ungerecht, den Kunsthändler hierfür allzu hart zu tadeln, tatsächlich ist er durch die Schwierigkeiten seines Geschäfts auf derartige Manipulationen angewiesen, nur müßte der Künstler gegen Übervorteilung bis zu einem gewissen Grade geschützt werden, ohne daß jener die Liebe zu seinem Geschäft verliert, die hier, wie überall, durch den Magen geht. Eine solche Möglichkeit liegt in der schon oft geforderten Wertzuwachsbeteiligung des Künstlers an Werken, die er bereits veräußert hat. Denn schließlich ist rein theoretisch der Kunsthandel für den Künstler eine nicht nur notwendige, sondern auch eine erfreuliche Erscheinung, er braucht Leute, welche ihm das Trivial-Kaufmännische des Vertriebes abnehmen, die ihm hierbei zur Seite stehen. In der Praxis ist jedoch der Kunsthandel gerade derjenige Faktor, demgegenüber der Künstler kaufmännische Kenntnisse brauchte, der Verkehr mit dem Kunsthändler beruht nicht auf Bundesgenossenschaft, sondern durchaus auf dem Standpunkte des bitteren Kampfes, der Künstler unterliegt hier stets dem gewitzigten Geschäftsmann. Das bedeutet, wenn auch ein augenscheinlicher Gewinn für den letzteren entsteht, für ihn zugleich einen großen Nachteil. Denn der Nutzen des Kunsthändlers ist es, wenn der Künstler Gutes schafft, und hierzu ist er nur dann in der Lage, wenn er frei und unabhängig seine volle Persönlichkeit einsetzen darf. Soll, wie es das Natürliche wäre, der Kunst-

handel der Kunst nützen, so muß er mit ihr und nicht gegen sie arbeiten. Hierzu gehört ein Entgegenkommen auf beiden Seiten, die bisher feindlichen Mächte müssen zusammen wirken. Daß dies möglich ist und gedeihliche Folgen nach sich ziehen kann, beweisen die Berliner Verhältnisse. Hier hat eine kleine Künstlergruppe, „die Sezession" in Paul Cassierer einen Vorkämpfer gefunden, der dank einer hervorragenden kaufmännischen Begabung und einem sicheren Instinkt für das, was von der Produktion dieser Gruppe verkäuflich war, die meisten, wenn nicht alle ihr angehörenden Künstler zu einer materiell gesicherten Basis geführt hat. Die Einheitlichkeit, die hierbei verfolgt wurde, und die konsequente Weise, die bis zur Einseitigkeit getrieben ist, wird in ihrer Art anerkannt werden müssen. Eine Tatsache ist unbestreitbar: Cassierer hat der schönsten Kunstepoche des letzten Jahrhunderts, dem französischen Impressionismus und den an ihn sich anschließenden drei größten Künstlern: Cezanne, van Gogh und Gauguin, die ihm folgten, in Deutschland ein verständnisvolles Publikum geschaffen. Daß er die deutschen Künstler, die er vertrat und vertritt, unter jenen wählte, welche sich zu gleicher Kunstrichtung bekannten, ja sie sogar hierauf hinaufzwang, war begreiflich, aber wie das Ergebnis zeigt, ein Irrtum. Der Impressionismus hat in Deutschland keine Bekenner gefunden, die etwas Selbständiges und zugleich Überragendes geschaffen hätten. Da, wo deutsche Künstler wertvolle impressionistische Werke zeitigten, geschah es immer nur in Paris selbst, oder im allerengsten Zusammenhang mit einem Aufenthalt dort, deutsche Luft, deutsche Anschauung decken sich mit dieser Kunstrichtung augenscheinlich nicht. Um so interessanter ist es festzuhalten, daß der Kunsthandel und hier ein einziger Mann, dem die anderen Händler und Sammler auf Grund seiner durch Erfolg befestigten Autorität nachstrebten, fast bewußt Kunstgeschichte gemacht hat. Diese Erscheinung entspricht der Entwicklung auf allen Gebieten der Wirtschaftspolitik. Das Kapital, das sich ursprünglich vorhandene Werte zu eigen machte, erzeugt sie heute oder zwingt ihre Entstehung in ganz bestimmte Bahnen. Der Wert eines Kunstwerkes, einerlei ob es der bildenden Kunst oder einer anderen angehört, wird lediglich danach bemessen, ob das Kapital es wünscht. Die bedeutendste künstlerische Erscheinung würde heute gleich Null sein, wenn das Kapital für sie kein Verständnis hätte. Daß dies praktisch wird, ist allerdings erfreulicher Weise unwahrscheinlich, denn der spekulative Geist des Kapitals wird an keiner neuen Erscheinung interesselos vorüber gehen. Im Gegenteil, seiner snobistischen Ader folgend, wendet es seine Förderung am liebsten solchen Produkten zu, die ungewöhnlich und überraschend sind. Die Erfahrung im Kunsthandel hat gelehrt, daß gerade die Bildwerke, welche zur Zeit ihrer Entstehung den stärksten Widerspruch fanden, am schnellsten im Preise gestiegen sind. Beispiele hierfür muß ich wieder aus den französischen Verhältnissen nehmen, weil der moderne Kunsthandel sich im großen ganzen auf französische Kunst beschränkt: Manet'sche Bilder, die jetzt mit Hunderttausenden bezahlt werden, erregten den

Zorn der Kaiserin Eugenie derart, daß sie ihnen mit dem Sonnenschirm zu Leibe wollte. Henri Matisse, dessen Extravaganz noch heute und vielleicht nicht mit Unrecht Kopfschütteln hervorruft, ist in der kurzen Zeit von drei Jahren aus einem sich mühselig ernährenden kleinen Künstler zum Rittergutsbesitzer geworden, die Van Gogh'schen Werke wurden, als aus dem Nachlaß eines armen Irrsinnigen stammend, wenn ich recht unterrichtet bin, für ein Butterbrot an Cassierer verkauft und erzielen heute auf dem Markt die höchsten Preise, abgesehen davon, daß die Meinung aller ästhetisch Gebildeten über ihren Wert die gleiche ist. In allen diesen Fällen ist es der Kunsthandel gewesen, der dem Kunstverständnis die Wege wies. Aus diesem Grunde ist das Vorgehen der Sezession, die augenscheinlich durch allzu strenges Festhalten an der einmal eingeschlagenen Richtung sich verfahren hat und in ihrer Art genau so akademisch, d. h. schematisch und damit langweilig geworden ist, wie die, welche sie bekämpfte, durchaus logisch, wenn sie sich nun zu ihrer Rettung mit dem Kunsthändler, der sie bisher, wenn auch in den letzten Jahren hinter den Kulissen, geleitet hat, wieder offiziell verbündet und dabei die äußerste Konsequenz zieht, indem sie ihn zu ihrem Vorsitzenden erwählt.

Man muß mit dem Herzen denen Recht geben, die sagen, zur Leitung einer Künstlergruppe sei nur ein bildender Künstler berufen, das klingt durchaus plausibel, aber praktisch hat die Erfahrung eigentlich das Gegenteil gelehrt. Alle die Künstler, welche auf Grund ihrer hervorragenden Leistung an die Spitze privater oder öffentlicher Organisationen getreten sind, haben eine künstlerische Benachteiligung erlitten. Man hat noch nie von einem Präsidenten der Königlichen Akademie oder der Hochschule gehört, der wesentliches geleistet habe. Der bedeutendste Führer der Sezession, Liebermann, hat sich genau so wie jetzt Corinth von seinem Amt zurückgezogen, weil er allzu deutlich die Einbuße in seiner eignen Arbeit spürte. Die Zeit, die ein solches Amt beansprucht, die Erwartungen, die man ihmzufolge von dem Künstler hegt, gestatten demselben kein unabhängiges und uneingeschränktes Schaffen. Einen minderwertigen Künstler darf keine Organisation an ihrer Spitze haben, ohne sich selbst zu schaden. So ist die Entwicklung, einen Kunsthändler, bei dem die Präsidententätigkeit zum Beruf wird, hierfür zu wählen, durchaus verständig. Kommt hinzu, daß es sich um eine Persönlichkeit wie Cassierer handelt, der einen sicheren Geschmack bewiesen hat, so wird man der Zukunft der Sezession mit einem gewissen Vertrauen entgegensehen können. Jedenfalls ist dies der Weg, wie zwischen Künstler und Kunsthandel ein gedeihliches Zusammenwirken möglich werden kann.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Den Übertritt zum Glauben ihres künftigen Gemahls hatte Luise in aller Stille vorgenommen. Die Zeremonie hatte sie weniger erregt, als sie vorher lange gefürchtet hatte. Sie glitt wie eine Äußerlichkeit von ihr ab. Eine Förmlichkeit, nichts weiter, und eine lügenhafte dazu. Denn so wenig Luise sich in ihrem Herzen von ihrem alten Bekenntnisse losgerissen hatte, so wenig hatte sie dem neuen sich zugewendet. Also zwei Lügen lagen auf ihrem Gewissen, zwei falsche Eide. So fing es an, das neue Leben, mit Unehrlichkeiten, Falschheit und Betrug. In Bitterkeit bedachte sie das und harrte der weiteren Selbstentäußerungen, die jetzt gebieterisch von ihr verlangt wurden. Freilich bot der monarchische Mummenschanz und Festtrubel, diese endlosen Empfänge, Paraden, Einzüge und Galatafeln, die die Vermählungswoche einleiteten, freilich bot das alles ein Übermaß von Ablenkung, Betäubung und Selbstentfremdung, als wäre es darauf abgesehen, die Nächstbeteiligten gar nicht mehr zur Besinnung kommen zu lassen. Jede Minute ihres Tagesprogramms war besetzt, und kamen sie spät in der Nacht endlich zur Ruhe, so sanken sie, von Müdigkeit übermannt, sogleich in tiefen, bleiernen Schlaf. Aber in allen diesen Betäubungen blieb Luisen ein Gedanke wach. Er ließ nicht ab, sie zu martern und zu quälen. Sie wollte, sie mußte wissen, wie es um Alfred stand, ob er sie wirklich so gelassen und eisern-ruhig aufgab, wie es den Anschein hatte. Denn kein Lebenszeichen war in all den endlosen Wochen und Monaten von ihm zu Luisen gelangt, seitdem sie seinen letzten Brief ohne Antwort gelassen. Es konnte ja sein, daß auch er inzwischen Bande geknüpft und gewählt hatte. Weshalb sollte sie, falls das geschehen, nicht darum wissen? Freilich — schon der bloße Gedanke daran tat ihr bitter weh, aber h ä t t e sie diese Gewißheit, so würden die Dornenwege, die sie jetzt gehen mußte, ihr mindere Qual bereiten. Es wurde Luisen nicht schwer, in Erfahrung zu bringen, daß unter den geladenen königlichen Hochzeitsgästen Herr Dr. jur. Freiherr Alfred von Ingelheim in den Listen verzeichnet stand, und daß das Oberhofmarschallamt, in Ansehung der Überfüllung des Schlosses mit Hochzeitsgästen, diesem wie anderen Geladenen im Hotel Royal Wohnräume belegt hatte. Drei Tage vor der Doppelhochzeit im Abenddämmern eines regnerischen Septembertages fuhr ein geschlossenes einfaches Kupee vor dem Portal des Hotel Royal vor. Eine tief verschleierte Dame gab dem Diener, der den Schlag öffnete, einen geschlossenen an Dr v. Ingelheim adressierten Brief — und wenige Augenblicke darauf stand

die Prinzessinbraut im Halbdunkel eines großen Salons der zweiten Etage vor ihrem vor Überraschung und Staunen fassungslosen Jugendfreunde ... Er wollte, noch immer sprachlos, das elektrische Licht einschalten, sie griff aber hastig nach seiner Hand und wehrte ihm. Sie zog den Freund zum hohen Fenster hin, durch das die Straßenbeleuchtung kräftig hereinfiel, und sah ihm dort starr ins Gesicht, als gälte es vor allem zu sehen und festzustellen, ob er sich verändert habe. Seine Hand fest in der ihren haltend, sah sie ein glattrasiertes, rötlich-blondes Jünglingshaupt, auf dem die Jahre des Lernens, Studierens und Forschens scharfe und tiefe Spuren hinterlassen hatten. Eine durchdringende Vergeistigung hatte diese Züge umgeformt. Der weiche, etwas frauenhafte schmallippige Mund zeigte Spuren von Gram. Aber die großen ausdrucksvollen, bedeutenden blauen Augen, die sonst wohl zumeist nachdenklich und forschend blickten, strahlten jetzt in freudiger Überraschung und glänzten wie von einem ganz unwirklichen Glücke erhellt ...

„Luise — —", sagte er endlich, und der Ton allein schon, in dem ihr Name jetzt erklang, griff der Prinzessin ans Herz ... Was alles hörte sie daraus!! Ganze Akkorde von Staunen, Freude, Seligkeit.

Das Staunen sagte: Du kommst zu mir?! ... Du suchst mich auf, drei Tage, bevor du dem Großfürsten dich antrauen läßt!?! Du kommst zu mir — du — von der ich dachte, du hättest dich ganz, ganz von mir gewandt, mich vergessen, mich aufgegeben in dieser langen schrecklichen Zeit! Die Freude sagte: Da bist du — du — die ich so grausam entbehrt hatte! Da bist du! Gibt es nicht noch wunderholde, holdselige Wunder in dieser trüben Welt des Scheidens und Meidens, des Fernseins und der Geschiedenheiten?!! Da bist du! Da bist du! Es ist kein Traum — es ist Wirklichkeit ...

Sie hatte seine Hand jetzt freigegeben, ging langsam zur Tür, schaltete das Licht jetzt selbst ein und ging dann wieder zum Fenster, die Vorhänge zu schließen. In dem nun erhellten wohnlichen Salon schweiften ihre Augen von der Tür zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch. Über diesem hing in matt goldenem Rahmen ein altes Bild. Luise stürzte hin, es war das Werk ihrer Kinderhand, der Abendsonnenschein in Frau Ambrosius' Dachstube und die beiden Kinder, an die Schulter der Greisin gelehnt. Das war sie selbst, die Braut des fremden Fürsten. Das war der Mann, der dort vor dem dunklen Fenstervorhang gesenkten Hauptes jetzt wie ein Ertappter stand. Luise neigte sich zu dem Bilde an der Wand und sah vor sich auf der Platte des großen, eichenen Diplomatenschreibtisches unter vielen Büchern, Zeitschriften und Papieren ein einziges Bild im schmalen Goldrahmen, den die Königskrone überragte — ihr eigenes Kinderporträt — im neunten Jahre ihres Lebens aufgenommen und von kindischen Schriftzügen mit der Widmung versehen: In Liebe — Luise. Eine Weile stand sie stumm und ganz bewegungslos genau wie er. Nur ihre Brust ging hoch unter dem geschlossenen Jackett des dunklen Straßenkostümes. Ihre dunkel behand-

schuhte Rechte zerknüllte das kleine Taschentuch, dann, wie in dem mächtigen Entschlusse sich zu fassen, kämpfte sie ihre ungeheure Bewegung nieder und trat auf den Freund zu, dem sie in alter Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter legte. In einem ruhigen Tone, der sie selbst staunen machte, sagte sie: „Was dachtest du von mir, Alfred, daß ich dir nicht mehr schrieb?"

Er antwortete nicht gleich. Es war, als sammle er sich. Dann sagte er ruhig gefaßt und sicher in einem Ton, aus dem auch nicht das Leiseste von einem Vorwurf herausklang: „Ich dachte, du seist sehr glücklich, Luise."

Jetzt schluchzte sie auf. Ein weher Ton rang sich aus ihrem Herzen, ihre Züge verzogen sich zum Ausdruck eines so erschütternden Schmerzes, daß der Mann im Innersten erschrak. Entsetzt packte er ihre Hand. — Da brach es aus — aus ihr — ihr ganzes ungeheures Leid. Wie eine jähe und hoch schäumende Flut prallte ihr Weh gegen die Dämme ihres Willens an und zerbrach und zerschmetterte alles, was sie an Fassung ihm entgegenzutürmen entschlossen gewesen. Ein Tränenstrom schoß aus ihren Augen. Sie weinte wie ein tief unglückliches Kind, das keine Scheu und kein Bedenken hindert, seine Leiden mitzuteilen. Ihre Hände hatten die seinen erfaßt und klammerten sich wie im Krampf an ihnen fest. Er wurde totenbleich. Seine Lippen zitterten. Ein Zug namenloser Qual trat auch in sein Gesicht, seine Augen irrten hilfesuchend umher, dann richteten sie sich auf irgend einen bestimmten Punkt im Raum, an dem sie haften blieben. Sie weiteten sich groß. Der Kampf war schrecklich. Er durfte, durfte nicht erliegen. Dies war die schwerste Stunde, die sein Leben bis dahin ihm gebracht hatte. Ja — aber es galt, es galt alle Kräfte daran zu setzen, um sie so zu bestehen, daß er in alle Zukunft ohne Beschämung an sie würde zurückdenken können. Das galt es. Das war es, was der Augenblick von ihm erforderte. Er löste sanft seine Hände aus den ihren, führte die noch heftig Schluchzende zu einem Sessel, in den sie niedersank, und setzte sich ihr gegenüber. Mit sanfter Stimme, in der aber doch ein fester Unterton mitschwang, sagte er: „Ich bin betroffen, Luise, dich in solcher Verstörung zu finden, ich hätte nie geglaubt, daß eine Lebenslage dich so überwinden könne. Dich, die Klare, Ruhige, Pflichtbewußte. Ich hatte geglaubt, du wärest schon vertrauter mit dem, was man das Leben nennt. Wüßtest schon, daß es ein harter Forderer ist. Nun erst euch gegenüber, die ihr auf der großen Höhe steht. Weine dich aus! Weine dich aus, Luise, denn morgen schon mußt du lächeln. Der König, der Großfürst, der Hof, die Presse, das Volk, die ganze Welt erwartet das von dir. Aber dein Lächeln darf nicht gezwungen sein. Es braucht nicht gezwungen zu sein, Luise. Erkenne deine Stellung, deine Sendung, und du wirst frei lächeln können, dich mit Freude und Stolz erfüllen dürfen, daß gerade du es sein darfst — du — der es vergönnt ist, Hoffnungen von Millionen zu erfüllen und Forderungen auf dich zu nehmen, die eine Art Heldentum bedingen."

Sie horchte hoch auf, und unter Tränen sagte sie: „Ich sehe nichts auf meinem Wege, nichts als Enttäuschungen, Entsagung und Demütigung."

„Das liegt an deinem Sehen, Luise. Erschließe deinen Blick! Das ist not. Mich dünkt, es war dein guter Stern, der dich in dieser letzten Stunde zu mir geführt hat, denn niemand, so scheint es, hat dich darüber belehrt, welcher hochbedeutsamen Sendung du auserſehen wurdest."

Luise trocknete ihre rotgeweinten Augen, sah mit halb überraschten, halb ungläubigen Blicken auf den Freund und sagte zweifelvoll, das Haupt schüttelnd: „Ich bin begierig, zu hören, welche Tröstungen dein erfinderischer Geist mir auf diese grauenvolle Reise mitgeben wird, von der für mich keine Rückkehr zu hoffen ist . . ."

Eine Falte trat auf seine Stirn, seine gerade gezogenen im Verhältnis zum Haupthaar dunkleren Brauen zogen sich fast unwillig herab. Er sagte das Folgende sehr bestimmt: „Luise, ich wiederhole es dir, es ist eine segenvolle Fügung, daß du gerade zu mir in dieser letzten Stunde flüchtetest... Ich hatte als sicher angenommen, daß man dir die ganze Bedeutung deiner Sendung in der neuen Heimat klar gemacht hätte."

„Das ist nicht versäumt worden, Alfred."

„Und dennoch sprichst du von Enttäuschung und Demütigung, die deiner warten? Entsagung nanntest du auch. Ich gebe zu, die wirst du üben müssen, wie jeder, der lebt, er sei, wer er wolle. Aber wie du von Demütigung und Enttäuschung reden kannst, das geht über meinen Begriff. Du begibst dich in das fremde Land als Sprossin eines ungleich höher kultivierten Volkes, als jenes ist, in dessen Mitte du fortan leben sollst. Dein großfürstlicher Wirkungskreis in jenem halb barbarischen Lande, dessen Bewohner zum überwiegenden Teile noch Analphabeten sind, wird unermeßlich sein. Dein Einfluß dort ist im Kultursinne um so notwendiger, als die Gemahlin des Kaisers, deine Landsmännin und Stammesgenossin, von passivem Wesen, leidend und kränklich ist und ihren landesmütterlichen Pflichten nur wenig nachkommen kann. Du wirst in ihre Sphäre greifen und im Sinne der Zivilisation sehr tätig sein können. Die öffentliche Wohlfahrt, die dort schwer im Argen liegt, fördern, vielleicht erst in Gang bringen, und allen dort besonders starken Einflüssen einer volksverdummenden Bestrebung mit Entschiedenheit entgegentreten!"

„Darf eine Fremde dort solche Dinge wagen?"

„Es wird ihre Pflicht sein, das mit Takt zu versuchen. Es gilt vor allem, den Großfürsten-Gemahl vorerst für solche Ziele zu gewinnen. Was ich von ihm weiß, läßt das durchaus als möglich erscheinen, denn er ist heute nicht mehr als ein unbeschriebenes Blatt, ein junger Mensch mit einigen Schwächen, aber von ziemlich biegsamem Charakter. Er wird der erste sein, an dem dein kultivierender Einfluß wird wirksam werden müssen. Durch ihn, mit ihm kannst du viel, kannst du alles erreichen. Es ist, im Kultursinne, man könnte fast sagen,

jungfräuliches Land, was du betrittst. Wie wirst du da herrlich wirken können. Jeder Fortschritt, der dir in der Wohlfahrtsförderung des Reiches gelingen wird, muß es den Einflüssen unserer höheren Kultur breiter öffnen, und diesem vornehmsten Zweck wird als weitere hocherwünschte Folge für unser Land, so hoffe ich, ein Bündnis folgen, das unserer auswärtigen Politik die eisernste Stütze sein, unserer Volkswirtschaft aber neue, ihr so überaus notwendige Ausfuhrwege zollfreundlich öffnen wird. Unübersehbar, Luise, ist der breite Strom goldigen Segens, der deinem Wirken folgt, wenn ihm Gelingen beschieden ist. Die Aufgabe ist groß, ist ungeheuer. Bist du nicht stolz, wenn du alle diese unendlichen Hoffnungen überblickst, die sich an deine Fersen heften?"

Sie hatte hoch aufgehorcht, mit großen Augen seine Darlegungen angehört und nickte nun im ersten leisen Einverständnis. Sie sah sinnend vor sich hin, als dächte sie dem soeben Gehörten noch einmal tief und hingegeben nach, dann sagte sie leise: „Niemand hat mir's so dargelegt. Keiner mich's so sehen lassen. Ist das deine Meinung, Alfred, deine wahrhaftige Ansicht?"

„Glaubst du, Luise, daß ein Mann in der Abschiedsstunde dem, der seinem Herzen am teuersten von allen Menschen ist, etwas anderes sagen kann, als seine heiligste Wahrheit?"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff sie und küßte ihre Rechte.

„Wie danke ich dir," sagte sie, „wie danke ich dir! Du lehrtest mich jetzt, den Sinn des Lebens erfassen."

„Er ist einfach, Luise. Er heißt: Leisten. Vieles, das Möglichste leisten und das Geringste fordern. Nichts fordern. Nichts erwarten. Aber mit allen — mit allen Kräften schaffen. Tu das — Luise — und dann versuch's einmal — unglücklich zu sein."

Sie sah mit einem vollen prüfenden Blick in seine Augen.

„So bist d u also glücklich?"

Er zuckte zusammen.

„Alfred," mahnte sie, „ich frage dich wieder und mahne dich daran, daß du auch mir Wahrheit schuldig bist, nach deinem eigenen Wort. Sag, bist d u glücklich?"

Er sah sie fest und entschlossen an. Etwas Ehernes klang in seiner Stimme. „Ich hoffe, es zu werden."

„Wann?" fragte sie.

Eine furchtbare Spannung trat in ihre Züge. Luise hing an seinen Lippen, als sollte sie jetzt von ihnen ihr ganzes Urteil empfangen.

„Ich werde glücklich sein, Luise. Ich werde glücklich sein, denn ich erwarte und wünsche nichts für mich selbst. Ich habe alle Hoffnungen auf persönliches Glück im herkömmlichen Sinne von mir abgetan und habe mir gelobt, nie nach solchem zu greifen. Im Dienste der Idee und nur für sie will ich leben und schaffen. Ich werde glücklich sein, Luise, wenn der große Plan, den ich mir zur Lebens-

aufgabe gestellt, vollendet und durchgeführt sein wird. Ich stehe erst im Beginn dieses Werkes. Die Aufgabe ist groß, so groß fast wie deine, und von nicht viel geringerer Wichtigkeit. Ich bin glücklich, schon heute, wenn ich bedenke, daß ich mein Ziel am Ende einmal erreichen muß. Ich bin glücklich, Luise, wenn ich sehe, daß jeder Tag meines Lebens mich ihm um eine Spanne näher bringt. Ich möchte vor Stolz jauchzen, wenn ich bedenke, wie gewaltig die Arbeit ist, die uns beiden die Vorsehung auferlegte. In diesem Sinne, Luise, sind wir beide, bin ich wie du — Auserlesene des Glückes . . ."

„Darf ich wagen, Alfred, dich zu bitten, mir auch von deinem Werke zu reden, nachdem du das meine mir gezeigt hast."

„Ja, Luise. Mein Leben gehört der Lösung des Problems, das eine Um- und Neuformung unseres Strafrechtes anstrebt. Im Namen der Gerechtigkeit gilt es, das Los derer, die das Gesetz aus eigener oder fremder Schuld verletzt haben, zu ändern — und wie ich vertraue, zu bessern."

Sie verstand ihn nicht ganz. Er sah es am Ausdruck ihrer Züge und sagte: „Laß dir an dem für heute genügen, Luise. Du hörst von mir bald Weiteres. Das Eine halte dir vor: Schaffende werden wir beide sein, ein jeder an seinem Werke. Und jede Stunde harten Werkelns, die unserem Ziele diente, soll uns im Geiste einander grüßen lassen. Wir werden fern sein — eins vom anderen — und doch geeint, geeint im Stolz — verwandten Strebens. In dieser hohen Gemeinschaft mit dir reiß' ich mich jetzt von dir los, nicht leicht, das weißt du. Aber getrennt im Leben, bleiben wir im Streben Eins, zwei Dienende am Wohle der großen Menschengemeinschaft. Jetzt, Luise, jetzt lächelst du so, wie die Welt dich lächeln zu sehen ein Recht hat, voll Mutes und Zuversicht in deine hohe Kraft. Du wirst keine Hoffnung enttäuschen."

Sie sprang auf, sie legte beide Hände um seinen Hals, und für einen Moment fühlte er ihre heißen Lippen auf den seinen. Es überwältigte ihn. Er schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete — — — war er allein . . .

13.

Blendender Hofprunk, rauschende Feste, im steifsten Zeremoniell abgehaltene Feierlichkeiten, Empfänge, Defiliercouren, Gottesdienste, Straßenilluminationen, Riesenzapfenstreich, Galaoper, Volksjubel und — Gedränge einer in Schaulust unersättlichen Menge, das alles rauschte an Alfred von Ingelheim wie ein bunter bewegter Traum vorüber, der ihm das Gefühl des Abschlusses einer wichtigen Lebensperiode mit Wehmut erfüllte. Es war ihm wie ein Abschied — und dieser Abschied währte so trostlos lange. Die Feste wollten nicht enden, und seine Beziehungen zum Hofe forderten von ihm, daß er an diesen Feierlichkeiten in Person teilnahm. Er hätte gewünscht, nach dem unerwarteten Zusammentreffen mit der Prinzessin sich in Stille und Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, um diese

ernste Stunde lange noch in sich nachklingen lassen zu können. Er war in eigentümlich zerrissener Stimmung. Nie im Leben hatte er auch nur mit einem sehnsüchtigen Wunsche daran zu denken gewagt, daß die Prinzessin, das einzige junge Weib, zu dem er in seinem Leben Beziehungen gehabt, sich ihm je derart nähern könnte, wie sie das in jener Abschiedsstunde getan. Er hatte dieses überraschend Wunderbare erlebt — und war durch Pflicht, Ehre und Vernunft gezwungen gewesen, diese Beseligung in abwehrender Kühle zu empfangen und der Freundin den Weg zu weisen, den ihr Schicksal sie führen mußte. Aber ihr Kuß brannte auf seinen Lippen. Lenaus süß-wehmütiger Vers „Kaum gegrüßt, gemieden", wollte ihm nicht aus dem Sinn. Sein junges Blut sang und klagte in seinen Adern. Er verschloß seine Seele vor dieser lockenden Stimme. Er hatte seinen Teil dahin. Eine verwandte Seele liebte ihn und tauschte Gedanken des Sehnens fernher und fernhin mit ihm. Er war so glückgesegnet, daß ihm ein junges Weib auf Erden lebte, zu dem hin seine suchenden Gedanken schweifen konnten, und von dem auch ein Gegenstrom des Sehnens verloren zu ihm drang. Er hatte eine Heimstatt in der großen Welt, wußte ein Herz, das für ihn, mit ihm fühlte — war es nicht wie eine unerhoffte und ungeahnte Glückskrönung, daß ihm solches geworden, ihm, dem körperlich Mißgestalteten, dem Weibesliebe und Gunst als von Jugend auf ganz selbstverständlich vorenthaltene und versagte Gaben des Glücks erschienen sein mußten? Er hatte bis dahin die Prinzessin verschwiegen angebetet, hatte nie — nie — dem verwegenen Gedanken auch nur für eines Augenblicks Dauer Raum gegeben, auch sie empfinde mehr für ihn, als von Kindertagen her überkommene Kameraden-Neigung — und jetzt durfte er erfahren, daß sie sich schwer von ihm losriß, daß auch er ihr etwas mehr war, als der Jugendgespiele, ja, daß sie, weit entfernt, körperliche Abneigung gegen ihn, den Krüppel, zu empfinden, seine Lippen beim Abschied geküßt hatte. Hätte er selbst nicht, im eisernen Dienst der Pflicht und der Selbstbemeisterung geübt und erprobt, ihrem hilfesuchend andrängenden Ungestüm die starre Gefaßtheit entgegengesetzt, er hätte sie sicherlich in seine Arme schließen, an seine Brust drücken und alle Geschenke ihrer Zärtlichkeit erhalten können. Er erzitterte bis ins Mark, wenn er das bedachte, und dünkte sich namenlos reich in diesem Bewußtsein. Nun war ihm auch dieses höchste Geschenk geworden, von Weibesgunst war er geweiht. Und jetzt gedachte er für all dieses Übermaß unerhofften Glückes mit seinem ganzen Ich zu zahlen. Nichts fordern, nichts für sich erwarten, das war die Lebensparole, die er dem geliebten Wesen mit auf den Weg gegeben, aber leisten, schaffen, der Welt erstatten. Er war für sein Teil fest entschlossen, dieser Forderung im höchsten Maße zu genügen, und für all das Herrliche, das ihm in der Welt geworden, dieser und den Menschen unter Einsatz aller Kräfte, aller, den Dank nicht schuldig zu bleiben. Er fühlte sich geweiht und gestärkt zu seiner großen Arbeit, die in klaren Linien vor ihm lag, und erharrte mit Ungeduld den Abschluß der Hoffeste, um über die ver-

wirrenden Schmerzen des Abschieds hinweg endlich in voller Ruhe und Entschlossenheit seinem Ziele sich zuzuwenden. Diesem gehörte er fortan ganz ausschließlich. Das hatte er Luisen gelobt — so würde er es erfüllen . . .

Der König, der bei den Hoffesten Alfred mehrfach in gnädigste Unterhaltung gezogen hatte, befahl nach Beendigung der Vermählungsfeierlichkeiten den jungen Doktor Ingelheim zur Audienz. Dieser wußte bereits, welche Eröffnungen ihm dort gemacht werden sollten. Er war während seiner gesamten Studienzeit mit Doktor Geßner, der jetzt bereits zum Ministerialdirektor in der Kultusabteilung aufgestiegen war, in Verbindung geblieben. Nachdem Geßner die Doktordissertation seines Schützlings gelesen, in der das Problem der Willensfreiheit vom Standpunkte der Kriminalistik behandelt war, hatte er die Anregung gegeben, den jungen Forscher von Staats wegen auf eine Studienreise zu senden, auf der es ihm ermöglicht werden sollte, die Kriminalrechts- und Strafformen der hauptsächlichsten Staaten der alten und neuen Welt zu studieren. Die Reise war auf einen Zeitraum von achtzehn Monaten festgesetzt und sollte der Habilitation Ingelheims als Privatdozent an der Landesuniversität der Hauptstadt vorangehen. Diese Vorschläge, zu denen Geßner den Justizminister veranlaßt hatte, waren durch Seine Majestät gutgeheißen worden. Der König hatte sich die Freude ausbedungen, seinem Pflegesohn, dem jungen Gelehrten, in Privataudienz diese schönen Mitteilungen selbst zu machen. Der König setzte hinzu, daß es ihn sehr glücklich mache, von allen Seiten zu hören, daß in seinem Schützling eine Kapazität heranreife, auf welche besonders die junge Schule der Kriminalreformer große Hoffnungen setze. Er freue sich, hier mit Staatsmitteln fördernd zu einem großen Zwecke eingreifen zu können, und hege die Hoffnung, daß dem Lande aus Alfreds Studien Heil und Segen dermaleinst erwachsen werde. Alfred wurde mit allen Zeichen väterlicher Huld vom Könige entlassen. Und nun begann er seine Pilgerfahrt durch zahlreicher Herren Länder. Verweilte in vielen Hauptstädten, besuchte von hohen heimischen Ministerialempfehlungen und durch die Gesandtschaften und Botschaften seines Landes unterstützt, die Gefängnisse, Zuchthäuser, Strafanstalten und — Kolonien, wohnte den Verhandlungen von Strafkammern und Schwurgerichten bei und studierte den Stand der Strafrechtspflege in fast allen kultivierten Reichen. Er machte da sehr seltsame und verwunderliche Erfahrungen. Er kam in Länder, die auf politischem Gebiete ein höchstes Maß bürgerlicher Freiheit aufwiesen. Der Konstitutionalismus herrschte dort ganz einwandsfrei, und die Verwaltungen gingen jene Wege, die ihnen Wille und Befehl der Mehrheit der Volksvertretungen vorgeschrieben hatten. In diese stark kultivierten Länder kam Alfred von Ingelheim mit besonders hochgespannten Erwartungen, denn er lebte in dem Glauben, auch dort die vollkommensten und einwandfreiesten Formen der Strafrechtspflege zu finden. Er fand sich aber in diesem Punkt oft bitter enttäuscht.

Denn diese politisch so vorgeschrittenen Reiche wiesen häufig eine vollkommen rückständig gebliebene Strafrechtspflege auf, in der geradezu mittelalterliche Formen noch herrschten. Dort waren Gepflogenheiten aus fossilen Zeiten des Strafrechts noch im Schwange. Dort fand man das schriftliche Verfahren in Strafsachen, in dessen Verlauf der Angeklagte seinen Richtern nicht vor Augen kam und selbst die Verteidigung nur schriftlich zu den Akten ging. Ja, Alfred mußte es erleben, in einem dieser als besonders freiheitlich gerühmten Königreiche einen Atavismus wie die Prügelstrafe für Erwachsene noch vorzufinden. Es war, als hätte man in diesen Reichen alle Gedanken des Fortschrittes nur auf die wirtschaftlich und bürgerlich Gesunden konzentriert und die in Strafe Verfallenen als im sozialen Sinne Tote oder gänzlich Aufgegebene ihrem furchtbaren Geschicke anteillos überlassen. Schreckliches war noch zu sehen, allüberall, wohin er auch kam, die neue Heilslehre von der grundlegenden Reform der Kriminalpolitik, deren oberste und leitende Idee der Glaube an die Verbesserungsfähigkeit der Menschen ist, des einzelnen sowohl, wie der Gesamtheit, — dieser Erlösergedanke war noch fern, weltenfern seiner Erfüllung. Gewiß, er lebte hie und da in einem aufgeklärten Strafrechtslehrer, in einem menschenfreundlichen Richter, fand Förderung und Verkündigung in manchem genialen und berühmten Verteidiger. Aber die noch in Kraft stehenden Strafrechtsformen zeigten seines Geistes kaum einen Hauch, wenngleich das neue System in den gelehrten Fachschriften der Strafrechtswissenschaft nicht mehr aus der Debatte schied. Furchtbar — furchtbar war die Schuld, welche in der Überzahl der Staaten an den jugendlichen Verbrechern gewohnheitsmäßig begangen wurde. Die Jugendlichen erhielten kurzzeitige Freiheitsstrafen in Gefängnissen, welche diesen Lehrlingen auf der Bahn der Verbrecherschaft gleichsam zu Hochschulen des Verbrechens wurden. Sie verließen die Strafanstalten in viel verwilderterem sittlichen Zustande, als sie sie bezogen hatten. An ihnen beging die Gesellschaft Todsünden, welche der von ihr selbst auf solche Weise gezüchtete Gewohnheitsverbrecher späterhin gewissenhaft heimzahlte. Diese himmelschreienden Zustände erinnerten Alfred an jenen Entrüstungsschrei, den Dostojewsky im Angesichte der sibirischen Kerker ausgestoßen, jener große Bekenner, der in seinem Raskolnikow so etwas wie eine Bibel der Kriminalpsychologie der denkenden Welt vermacht hatte.

„Und wieviel Jugend," klagt der Dichter, „ist nicht in diesen Wänden umsonst begraben worden! Wieviel große Kräfte sind hier nicht zugrunde gegangen! Man muß doch immerhin sagen, diese Leute waren ungewöhnliche Leute. Vielleicht die Begabtesten, die Kräftigsten aus unserem ganzen Volke. Aber umsonst untergegangen sind diese mächtigen Kräfte, untergegangen in nicht normaler, in ungesetzlicher, in unwiederbringlicher Weise."

Wenngleich Dostojewsky hier vornehmlich von den politischen Verbrechern seines Landes spricht, so gilt doch manches von dem hier Gesagten

nicht minder auch von den Kriminellen überhaupt. Es sind Wesen unter ihnen von starken Leidenschaften und einer sehr gehobenen Vitalität, die oft hoch über den Durchschnitt sich erhebt. In falsche Bahnen geleitet, prallte ihr elementarer Lebenstrieb gegen die Hemmungen des Staates an und ließ sie schuldig werden, nicht immer ohne daß auf Staat und Gesellschaft ein Teil ihrer Schuld entfiel. Die Kriminellen waren oft tragische Naturen, denn die Grenze zwischen Schuld und Nichtschuld ist schmal, und die schlecht oder gar nicht Erzogenen, die unehelich Geborenen, die Armen überschritten sie am leichtesten. Es ist tief gedacht, daß zu Faust, dem Reichen, wohl die Sorge, aber weder die Not noch ihre Tochter, die Schuld hineingelangen können. Es war also vornehmlich die Sache der Armen, die es bei der Neuformung des Strafrechtes zu führen galt. Wie dem soziologisch Geschulten ohne Frage klar war, daß der Verbrecher zum Teil ein Produkt seiner Umgebung war, wie Statistiker, als Erster Quételet, festgestellt haben, daß Notstandszustände, Jahreszeiten, Kornzölle und zahllose andere Ursachen auf die Frequenz der Verbrechen stark einwirken, so kam als zweites entlastendes Moment das schwere Problem der Willensfreiheit hinzu, dem schon in alten Gesetzbüchern sein Recht insofern geworden war, als die im starken Affekt begangene Untat ungleich leichter bestraft wurde, als die kaltblütig überlegte. Je tiefer man der Sache nachsann, um so mehr mußte von der Schuld des Verbrechers auf andere direkt und indirekt an ihr mitbeteiligte Umstände abgetragen werden. Und nun galt es, diesen neuen tiefen Erkenntnissen Einwirkung auf Form, Art und Maß der Strafe zu verschaffen, sollte die Strafjustiz dem Ideal der Gerechtigkeit wieder näher gebracht werden, von dem sie so unendlich weit abgerückt war. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftspolitische Rundschau
von
H. Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

„Sturmvögel! — —"

Ein Gespräch.

Ein alter Staatsmann,
Alexander, sein jüngerer Freund,
Erich, Großindustrieller,
Dietrich, Arbeiterführer,
Hermann, ein hoher Beamter.

Es ist um die Jetztzeit.

Das Wirtschaftsleben Deutschlands hat eine ausgesprochene Neigung zur Baisse, Kriege anderer Völker haben die Kaufkraft des Weltmarktes geschwächt, Versuche, neue Absatzgebiete zu erschließen, finden ihre Schwierigkeit in dem gereizten und wachsamen Interesse einer Mächtegruppe, die Hemmnisse schafft, ohne als feindselig angesprochen werden zu können.

Der Leiter einer der größten wirtschaftlichen Unternehmungen ist Erich, gleichzeitig Führer des betreffenden Syndikats, in dessen Betrieben über eine halbe Million Angestellte arbeiten. Er hat bei vorzüglicher Straffheit der Organisation und Leitung Bedeutendes erreicht und bewirkt, daß sich in seinen Betrieben durch verständnisvolle Anwendung sozialhygienischer Mittel Gegensätze entspannten.

Erich erfreut sich großen öffentlichen Vertrauens.

Im Interessentenkreis der Unternehmer muß allerdings die Hochachtung vor der Reihe seiner wirtschaftlichen Erfolge mit der ausgesprochenen sozialen Sinnungsart Erichs versöhnen. Häufiger ist dort betont worden, daß schwierige Zeiten böse Reaktionserscheinungen wecken müßten als Folge eines sozialen Programms, das eine nüchterne Realpolitik nicht zugelassen hätte. —

Der augenblicklichen Baisselage entsprechend hat Erich die Parole größter Zurückhaltung ausgegeben.

Da trifft ihn aus Amerika die Nachricht einer sensationellen Entdeckung, die den Exportabsatz der Syndikatswerke auf das empfindlichste schädigen wird.

Die Mitteilung ist ganz zuverlässig, der Ernst der Lage unzweifelhaft.

Die amerikanische Kapitalistengruppe hat politische Gründe, noch gewisse Zeit mit der Veröffentlichung zurückzuhalten. Ein mit Erich befreundeter Gelehrter orientierte ihn auf eigene Gefahr dahin, daß er schützende Maßnahmen für seine Werke treffen kann, ehe Paniken einsetzen.

Die indirekten Folgen sind zurzeit nicht zu übersehen.

Nur für seine Syndikatswerke schätzt Erich bei teilweiser Liquidation die Zahl der zu entlassenden Angestellten auf etwa 50 000 Menschen.

Er bespricht die Angelegenheit mit seinem Freunde, dem Staatsminister, und auch Alexander erfährt davon. Erich kann sonst niemand einweihen.

Alle Möglichkeiten werden durch die drängende Zeit stark beschnitten.

Es gelingt Erich in einer Verhandlung des Syndikats, wo er die Befürchtung einer Verschlimmerung der Baisse mit starkem Nachdruck vertritt, den Beschluß durchzusetzen, 10 000 Angestellte in Rücksicht auf die allgemein drohende weitere Schwächung des Marktes zu entlassen, unter unauffälliger Verteilung auf die einzelnen Betriebe.

Er hofft, daß es unter indirekter Anwendung großer Mittel gelingen

wird, diese Masse in die Auswanderung abzuschieben, und daß die innere Kolonisation eine weitere Hilfe bietet.

Durch das Ungeschick eines Beamten erfährt jedoch der „Verband der Arbeitnehmer", daß die Entlassungen auf eine starke Anregung Erichs zurückzuführen sind. Bei seiner bekannten Gesinnungsart erscheint die Maßnahme in dieser schweren Zeit höchst auffallend.

Die Verhältnisse spitzen sich innerhalb von Stunden zu.

Der Verband stellt das Ultimatum:

„Das Interesse des Kapitals hat jetzt vor den vitalen Interessen so vieler Einzelner zurückzutreten!"

Der große Streik steht vor der Tür.

* * *

Bei dem Staatsminister findet eine Besprechung statt zwischen Erich, dem Arbeitersekretär Dietrich, der ihm trotz innerer Gegensätze bisher willig zur Hand gegangen ist, und dem Staatskommissar Hermann.

Alexander, der Vertraute des Ministers, ist zugegen. Ihn verbindet mit den übrigen nicht nur persönliche Freundschaft, sondern auch tiefgehendes Interesse an der Sache und ein durch langjähriges Zusammenarbeiten mit seinem älteren Freunde erprobtes Verständnis.

Zunächst sind der Staatsmann, Erich und Alexander allein und sprechen sich ohne Rückhalt aus.

Der Minister äußert sich skeptisch über die Lage:

Der Staatsmann: Ich erwarte bestimmt den Krieg zwischen Ihnen und Ihren Leuten.

Die Wucht dieses elementaren Ereignisses wird die alten inneren Gegensätze zwischen Unternehmer und Arbeiter heraustreiben.

Der Klang Ihrer Worte hat keine Wirkung mehr.

Ihr altes Programm macht Ihre jetzigen Handlungen noch unerträglicher.

Dietrich muß Ihr Feind werden, weil er der Diener seiner Idee ist, weil er der organisierten Masse dient, die er zur Fortentwicklung bringen will. Eine große Vielheit von Lebenswillen braucht ihn.

Der Gegensatz zu Ihnen ist unerbittlich.

Trotz allem, was Sie für die Allgemeinheit erstrebten, sind Sie das Organ des Unternehmertums und bedienen die Maschine des Kapitalismus.

Erich: Ohne unsere besten Absichten und Kräfte zu schwächen, kann ich hier nicht anders als die Grenzen des Realen, des Möglichen, aufs schärfste ziehen.

Ein Schritt vom Boden des Wirklichen hat schwerere Folgen, als die große Naturkraft jener Entdeckung.

Die Maßnahmen, die hier getroffen werden sollen, erscheinen so hart wegen der augenblicklichen politischen und wirtschaftlichen Lage. In anderer Zeit könnte die Operation der Ausscheidung dieses Prozentsatzes unserer Arbeiter so durchgeführt werden, daß sich das Gefühl des Tragischen durchaus nicht einstellen würde.

Allein die Operation muß stattfinden.

Der Chirurg hält das Messer in einer kalten Hand, und das Eintreten einer Komplikation darf ihn nicht außer Fassung bringen. Er übt seine Technik, und sein Verantwortungsgefühl ist sein Richter.

Opfer des Kapitals kommen erst später bei offener Sachlage in Frage.

Der Staatsmann: Sie wissen, daß ich Sie verstehe.

Ich bin jedoch schmerzlicher bewegt, als Sie ahnen, als es die schwere Sache allein macht. Ich sehe Verschiebungen, die Sie nicht erblicken, sehe die Probe auf alte Exempel. Ich sehe einen Strom, auf dem Sie fahren, zwar ein Steuer in der besten Hand und ungetrübten Auges, jedoch treibend — — —

* * *

Dietrich und Hermann kommen von der Verhandlung des Verbandes der Arbeitnehmer, der Hermann offiziell beigewohnt hat.

* * *

Dietrich (zu Erich): Nachdem die Verbandsleitung erfahren hatte, daß die Entlassungen, welche angesichts der allgemeinen Verhältnisse zwar nicht ihrer Stärke und Plötzlichkeit nach erklärbar, aber doch in Frage kommen konnten, auf eine starke Anregung Ihrer Person in eigentümlicher Form zurückzuführen sind, mußte die Leitung mit der Möglichkeit weiterer Entlassungen rechnen. Sie mußte sich mit Ihnen über das Motiv auseinandersetzen. Ich selbst habe das Gefühl, daß ein besonderer Grund außerhalb der allgemeinen Wirtschaftslage Sie bewegt. Der Verband mußte, da Sie sich hinsichtlich der Motivierung nicht befriedigend äußerten, weitere Erklärungen von Ihnen unter Anwendung von Druckmitteln zu erreichen suchen.

Denn der Verband handelt in Notwehr.

Sie wissen, daß jene 10 000 nur zu einem Teil unterkommen können. Wir fürchten, daß die Möglichkeit äußerst gering ist.

Ich vertrete nicht nur den Verband Ihnen gegenüber, Herr Erich, ich stehe auch für mich hier.

Ich spreche als ein langjähriger Mitarbeiter, den Sie auch Ihren Freund nannten.

Ich frage: Womit verantworten Sie diese Handlung? —

Welcher Zwang diktiert diesen Schritt?

Erich: Sie kennen mich, Dietrich, und ich verlange von Ihnen: Stellen Sie Ihr Auge auf das Wirkliche ein, werden Sie mit der Tatsache fertig und verschärfen Sie nicht die Schwierigkeit durch persönliche Momente!

Die Baisse rechtfertigt die Maßnahme völlig! Ich wiederhole meine Erklärung. —

Die Gelegenheit, in anderen Betrieben unterzukommen, ist für die Arbeiter zwar nicht günstig. Doch das Mittel der Auswanderung nach Kolonie und Ausland steht offen, und besondere Maßnahmen werden den Weg ebnen. Der Verband wählt den Streik als Gegenmittel. Ich sage: Er bietet keine Hilfe, er ist ein Verbrechen, eine Waffe, die sich gegen Sie, die Ihnen Anvertrauten, so scharfschneidig kehrt, wie sie uns, den Unternehmern, der Wirkung nach zugedacht ist. Ich behaupte, daß der Verband die Lage unverantwortlich verschärft.

Ich fordere von Ihnen, Dietrich, daß Sie sich zu äußerst dagegen setzen.

Der Streik darf nicht sein.

Hermann: Zu den heutigen Verhandlungen im Verband bemerke ich, daß sich die Führer von Affekten bewegen ließen, daß ihr Verantwortungsgefühl nicht stark genug ist, um sich in der Entscheidung einer schweren Stunde zu bewähren.

Ich gebe zu, daß die Stunde ungemein schwer, daß nicht nur der zur Demagogie neigende Arbeiterführer, auch der streng methodisch geschulte Mann in der Wahl des Schrittes fehlgehen könnte.

Der Staatsmann: Ich will nicht den Eindruck der Worte Erichs zu verstärken suchen.

Dietrich weiß, wie er handeln muß.

Ich sage nur: Wir haben uns immer gefunden in dem Bestreben, das Spiel der Kräfte zur Förderung des Ganzen entwickeln zu helfen, dem Einzelnen sein Recht zu geben, dabei dem Ganzen zu dienen.

Es wird nicht aufhören, daß die Menschen Schwierigkeiten gegenüberstehen, denen sie nicht gewachsen sind. In einer solchen Zeit ist ein gegenseitiges Vertrauen noch immer die sicherste Grundlage, um zu dem menschlich Bestmöglichen zu gelangen.

Dietrich: Ich kann durchaus Ihre Willensrichtungen würdigen.

Der Wille und die Erkenntnis Einzelner sind aber nicht die ausschlaggebenden Faktoren der Geschichte. Die organisierte Masse, ihr Instinkt und der Instinkt ihrer Führer, denen sie sich anvertraut, hat ihr Recht und soll ihr Recht haben.

In dieser kurzen Stunde ist mir eins klar geworden, daß ein Unerbittliches Ihren Willen zwingt, und es heißt: das Interesse des Kapitals!

Verweisen Sie mich nur auf das Reale!

Ich weiß, was Sie damit sagen wollen; nichts anderes, als daß Sie die Unterwerfung unter eine Macht verlangen, für die Sie eintreten. Und das Wohl des Einzelnen, mag es Ihnen persönlich noch so sehr am Herzen liegen, findet seine Grenze in Ihrer eigenen Abhängigkeit vom Kapital.

Ich weiß nicht, wann wir uns von diesem Irrsinn befreien werden, wann die Vielheit so weit ist, daß sie selbst den Weg der Werte vorschreibt.

Ich weiß auch nicht, wann wir die Führer haben werden, welche die Vielheit braucht.

Aber ich weiß, was die — Not bedeutet und rechne auf ihre zeugenden Kräfte.

Ich helfe nicht, die Vielheit, die vielgebeugte, auch hier zu beugen, und ich muß die Not verantworten, die uns der Streik schafft.

Ihr aber habt die Verantwortung dieses unmenschlichen Zwanges.

———

Dietrich verläßt die anderen.

Hermann schlägt Erich vor, ihn zur Besprechung im Syndikat zu begleiten.

Der Staatsmann und Alexander bleiben allein.

———

Alexander: Du schweigst!

Erich steht an der Grenze des Möglichen. —

In welcher Beleuchtung zeigen sich Menschen und Verhältnisse!

Dein Fazit — Dein oft gezogenes Fazit —, wie bestätigt es sich?

Der Staatsmann (schwer): Ich kann meine Bitterkeit nicht überwinden.

Wenn ich das Unzulängliche sehe — seine Gründe — Erich, der begabte Mensch — mit großen Möglichkeiten, und doch wie begrenzt!

So hochstrebend und doch niedergedrückt durch eine Macht, die schließlich vor nichts zurückschreckt, da der Schein gelang als ein Naturgesetz zu fungieren. Sein Unternehmertum, es ist die Kraft, die ihn in der Gewalt hat.

Und drüben Dietrich, ein rechtschaffener Mann, anderer Art, gebannt durch die mystische Vorstellung, daß das Heil der Masse von der Masse kommt.

Er meint, daß ihr entwickeltes Verantwortungsgefühl eine Folge der Selbstbestimmung ist, die man ihr gibt.

Der alte gefährliche Traum.

Dann Hermann, beengt von der Methode seit jeher! Gedrängt von einer Fülle von Aufgaben, die ihn ohne Wahl überfluteten.

Geschmiedet an ein Ruder!

Er, der Beamte, ein Diener der Gerechtigkeit, jedoch einer kalten Gerechtigkeit, die nicht mit den Dingen verwächst, nicht Zeit und auch nicht Kraft dazu hat. Und Kollege Banause nimmt ihm mit Dummheit und Paragraph seine letzte Sachfreude.

Ich kann meine Bitterkeit nicht überwinden.

Wie Wenig genügt, um so Vieles zu vernichten!

Eine Woge hebt ihren Kiel, fährt ihr leichtes Boot in rasender Fahrt zur Klippe.

Sie verstehen nicht zu retten, da ihre Herzen den freien Schlag verlernt haben.

Unsere Führer, unsere Verantwortlichen!

Die Tragödie des Unzulänglichen!

Alexander: Ich sehe mit Dir!

Ich sehe die Gegend, sehe die Bewegung der Elemente und Menschen.

Ich sehe Persönlichkeiten an jenen Drähten gezogen, Drähte, die man allerdings leichtfertig genug: Naturgesetze nannte.

Und diese sogenannten Gesetze fordern die Unterwerfung! —

Gesetze des Wirtschaftslebens!

Zwang und Mechanik.

Mechanik des Werdens, Mechanik des Fortschritts! — —

Überhaupt Fortschritt?

Fortschritt war stets das Schlagwort der Zeitdiener! Nicht genug kann man die Zeit zum Mißtrauen gegen sich selbst verwarnen.

Ewig das Prinzip der Trägheit und das blöde Glück der Willenlosigkeit!

Jeder Hügel, den eine Technik erklomm, verlockt zum Ausruhen, schmeichelt zum Genuß der Entspannung.

Der Staatsmann: Die Neigung zur Abhängigkeit, die Flucht vor der Verantwortung machte Tyrannen und Götterpriestern von jeher das leichte Spiel.

Alexander: Nicht das Werk schlauer Einzelner machte das Maß voll: Die Masse!

Sie schleppt sich dahin und fängt jedes wertvolle Wort auf, das ihr der Einzelne überlassen muß. Und wälzt sich über Sklaven und Freie und frißt ihre Kraft. Und in ihrer feuchtwarmen Gärungsatmosphäre haust die Selbstinfektion, und es wuchern die Beulen, für die die Geängstigten das Wort „Sünde" haben: die Furcht des Todes, die Bleisucht der Lüge und die Herzwassersucht. —

Und der Einzelne will flüchten.

Aber der Moloch flößt ihm sein Gift ein und verheißt ihm Gewinn.

Arme Getäuschte, die ihr den Wahnsinn nicht begreift, die ihr nicht wißt, an welchen Betrug ihr die heiße Phantasie eurer Jugend verschwendet, welches schale Alter euer Lohn!

Ersehnter Besitz, ersehnter Erfolg, euer Sklaventum! —

Und immer wieder ist der Ruf durch die Lüfte gegangen: Menschen, wehrt euch gegen dies Sklaventum, gegen das Tier „Masse" und seine Moral!

Denkt, fühlt, wacht als Menschen!

So oft gerufen!

Da war Einer, der kam herunter aus dem Kreise der Lust, wo der Mensch für ein geringes Tier galt, und die Götter den Schmerz nicht heilig wußten.

Ihnen brachte er das Feuer, das Feuer, zum Leben, den Brand und das Licht.

Und er sagte den Sklaven: Es ist höher ein Mensch zu sein als ein Gott.

Und Einer kam und verjagte die Angst des Todes.

Und führte zur Liebe.

Und befruchtende Wärme schien diese Sonne.

Aber seine Worte und Werte wurden gegriffen, und Kluge fühlten die Wirkung und machten sich Macht, verfälschten den Sinn und betrogen die Menschen. —

Und Einer ging in die Einsamkeit, und verbrannte in seiner großen Liebe zum Unbedingten im Menschen.

Und er hatte kein Erbarmen mit ihren Bedingtheiten, und sie waren sein Tod. —

Und so viele Andere! Einzelne!

Sie hatten Alle die Botschaft:

Erhebe dich!

Sei Mensch!

Und ihr Geschick war, daß sie ein neues Symbol des Sklaventums wurden, daß man sie Götter nannte. Könnt ihr nicht Grade, Stufungen sehen, ihr Halbmenschen? Könnt ihr eure Entwicklungsmöglichkeit nicht erkennen und stark daran glauben?

O, jene Betäubung der eigenen Entwertung!

Der Staatsmann: Ja, Menschen in Unmittelbarkeit mit den Elementen, mit ihren starken und anhaltenden Wirkungen hörten den vollen Klang, fühlten den starken Pulsschlag, im Besitz des ungeschwächten Instinkts. —

Aber darnach die Aufrechnung der Geschehnisse, die Durchdenkung des Ganzen.

Und der Mensch löst sich von der Natur und ihrer Umarmung. —

Kultur und Herzschwäche!

Alexander: Dennoch schlägt der stärkere Puls immer wieder im Einzelnen, wenn ihn auch schwere Bedingungen hemmen.

Der Staatsmann: Doch greifen jene Hemmnisse früh schon den Menschen.

Dem Kinde versagt man den breiten Standraum des Bodens. Und kann dem Kinde das Recht werden, da die Instinkte der Mutter geschwächt wurden?

Dünnhalmig geschoßte Jugend wird zu technischem Spezialistentum anderen Warmhäusern der Kultur übergeben. Einseitige Schulung des Verstandes — jenes zweischneidige Messer der Seele — hilft zu billigen Dienern, die sich willig dem altbewährten Joche beugen und froh sind der Asphaltstraßen, deren Glätte ungehärteten Gliedern behagt.

Alexander: Ja, die Zeit, die eine Methode geprägt hat, deren Mechanik geräuschlos und gefällig ist, deren Mechanik aber versagt, wenn das Tal zu eng wird und die Flut von den Bergen bricht, diese Zeit sollte mit Bangen erkennen, was sie mit den Instinkten verlor, sie sollte die persönlichsten Kräfte unabhängig gestaltender heftig vermissen und den Verlust klar und bewußt fühlen!

Wollen etwa Ästheten Türmer und Wegweiser sein? Mit nervösen feingliedrigen Händen pflücken, zerpflücken sie, warm und kalt, käuflich und gleichgültig, wertlos in jeder Gefahr!

Der Staatsmann: Beruhigt trieb die Empfindung der Masse in den Hafen der sogenannten historischen Notwendigkeit. Sie fühlt sich sicher, gesichert durch Gesetze, ererbte, erprobte und gefälschte Gesetze!

Alexander: Wo sind die Türmer, wo sind die Weiser des Weges in der Gefahr? Wo sind die Freien?

Der Staatsmann: Das schöne Wort „Freiheit"!

Wer versteht es? Wer verlangt nicht mit dem Ruf „Freiheit": Widerspruch gegen jede Bindung, Willkür? (Zornig) Warum ist der Begriff der Freiheit einer Nation, die ihren Kant, ihren Schiller besitzt, verloren gegangen? Kann die Freiheit überhaupt mit Willkür verwechselt werden? Und warum mußte die Verdummung durch das Gefühl der Überschätzung des technischen Fortschrittes, durch den Mißverstand naturwissenschaftlicher feiner Beobachtungen soweit gehen, daß man die Kraft und den Wert der Freiheit zum Opfer brachte — für welch seltsames Ideal: Die Vorstellung mechanischer Entwicklung?

Ein Ideal, das die Verantwortung nimmt!?

Jedoch kein Ruf würde die Kraft haben, geschwächte Instinkte zu stärken und Kräfte zu lösen, die eine Masse und Zeiten festbanden.

Alexander: Doch! Die alte Freundin des Menschen, die Not, sie hat die Kraft.

Kommt die Not ins Land, läßt sie brennen und wehen, verjagt sie schwelende Dämpfe, öffnet sie verdeckte Wunden mit scharfem Stich, dann greift sie an die besten und treusten Herzen, und der Einzelne findet sich zurück, wenn die Not ihm den Weg weist!

Die Not ließ immer noch den Einzelnen die Erhebung versuchen und den Wert der Höhe begreifen, die er mit einfachsten Kräften erreicht.

Und die Not führt die Einzelnen dann zusammen,

läßt die Persönlichkeiten sich auf sich selbst besinnen und setzt den Verband ihres freien Willens einer wildgewordenen Mechanisierung entgegen.

Der Staatsmann: Ja, in der Not zeigte der Mensch von jeher sein Bestes und Gewaltigstes, als Pionier und treuer Sachwalter. War der Einzelne dem wandernden Volke ein Pfadfinder, durch heftige Ströme, über hindernde Gebirge, das Herz allein bewegt von der Sehnsucht des Ziels, oder gehörte er zu den Königen des Lebens, deren Herrschaft ein Dienen war und deren Besitz darin bestand, anderen die Fülle zu geben, — die Not schuf ihm die mächtigste Wirkung. —

Und das Heute inmitten der Ruhe, Sicherheit und Selbstzufriedenheit des Tals verlor die Erinnerung. —

Alexander: Was die Not erzwingt, könnte wohl eine hohe Erkenntnis schon vorzeitig bereiten, und ein ernstes Wort würde vorahnend die Notwendigkeit nennen:

Daß sich Einzelne, Beste aus der Spannung lösen, in die ein Massewille ihre Kräfte widerwillig preßte, daß sie klar und stark empfinden, was wirklich nottut, den Wert großzügiger Sachwalterarbeit!

Der Staatsmann: Wenig vermag der Gedanke und das Wort in einer Zeit, wo der Erfolg den Mann macht, und der greifbare Zufallserfolg seinen Träger heiligt.

Alexander: Kann der Erfolg die Idee entbehren?

Drüben in Amerika lockt am stärksten die Höhe phantastischer Erfolge, und die Originalität des Einzelnen wird zu kräftigstem Tun angespannt.

Frei von autoritativer Bevormundung wächst dort eine Fülle sich aus, und, nicht der Gewohnheit ergeben oder beim Spiel der Erscheinung verweilend, ruht die Kraft nicht, bis sie sich mächtig den Dingen vermählt.

Doch der Wille, die Tat braucht den zeugenden Gedanken, braucht die gestaltende Fähigkeit.

Und diese Fähigkeit holt sich das Land von uns: Nicht die trockene Form des nahe Ziele sich setzenden Engländers, nicht die spielerische Lebhaftigkeit des Romanen ist der Grund seiner Entwicklung, unseres Volkes einfache Kräfte mit inneren stärksten Gärungsmomenten bringen, in die dortige Erde verpflanzt, ihm die reichste Frucht. Es ist eine hohe Gabe der Deutschen, weich sich vergessend, die Erscheinung, das Fremde ganz in sich aufzunehmen, und in eines heftigen und anspannenden Lebens härtendem Feuer werden sie Männer. —

Aber wie matt brennt in der Heimat die Flamme der Sachfreude?

Der Staatsmann: Daß der Wille des jungen Körpers gepreßt wurde und die Wahl der Entscheidung aufgab, ist ein schweres Erbe seiner Geschichte.

Alexander: Selbstzuversicht zu gewinnen, sollte demgegenüber ein stetes Ziel sein, und Alles, was sie stärkt, muß erstrebt werden.

Unbekümmert um die unfruchtbare Kritik derer, die keine Entwicklung sehen können oder wollen, müssen Männer in freiem, mutigem Zugehen das praktische Ziel erreichen und die unabhängige Tat und Hilfe sichern.

Der Staatsmann: Freudige Einzelne versuchen den Schutz und die Förderung der Arbeit des Forschers und des Künstlers in besonderer Form*), und der Friedenspreis hebt den heraus, welcher der Kultur schöne Früchte gepflückt hat**).

Auch Carnegie handelt als Pionier des langsam keimenden starken Gedankens, daß der Mensch sein Recht

*) Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

**) Nobel.

nimmt, die Werte höher und unabhängig zu setzen, als der Lärm und der Trubel und der Unsinn des Marktes gestattet.

Alexander: Die Unabhängigkeit der besten Kräfte muß gewährleistet werden. Es muß auf jeden Fall der Macht eines Kapitals, dessen Superiorität keine Grenzen mehr kennt, die starke Front gegenübergestellt werden.

Die Abhängigkeit der Gestaltenden darf nicht das Letzte sein!

Bei aller Höhe fehlt Erich die Freiheit. Behemmt geht er dem Sinne seiner Arbeit nach.

Und Hermann setzt sich nicht ein, vollbeseelt von dem Wunsch, die Möglichkeiten bis zum äußersten auszunutzen, und unbekümmert jeglicher Schwierigkeiten. Hier fehlen sie, die Männer der unerbittlichen Zielfreude, hier fehlen die Helfer und Weiser, die das Programm des Möglichen, Bedingten mit Unbedingtheit vertreten!

Hier fehlen die Führer der Freiheit bewußt ihrer eigenen Würde, nicht wahllos und mit Vorschrift gewählt.

Hier fehlen die Lotsen der Gefahr!

Und das Schiff, dessen Steuer eine Mechanik bewegte, zerschellt in der Woge der Brandung.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Wer einen unterweisenden Eindruck von dem Kunstringen in der Seele eines Dichters gewinnen will, der bemühe sich, schürfend einzudringen in die zeitlichen Schichtungen seiner Entwickelung, wie stets eine übersichtliche Werkgesamtheit sie darstellt. Gerhart Hauptmanns Entwickelung, demonstriert an seinen Gesamtwerken[1]), in einer Biographie, die Paul Schlenther[1]) mit der sinnfälligen Bildrundung eines plastischen Kunstwerkes geschaffen, belehrt unser nachgehendes Interesse zunächst darüber, daß Hauptmann keineswegs zu jenen Mühelosen gehört, die die steile, ungesicherte Treppe zum Erfolg hinauffallen. Schlenther erzählt mit unverkennbar eigener Ergriffenheit, wie sehr im Gegenteil Hauptmanns Entwickelungsweg ein Höhwärtskämpfen, ein unabläſsiges Ringen war — zuvörderst um Klarheit in der eigenen Seele. Das war ein jahrzehntlanges Schwanken in selbstunberatener Unsicherheit; ein Retardieren, Zweifeln, Zaudern; ein fressender Zwiespalt zwischen unumgrenztem Ideal und gesetzharter Wirklichkeit; zwischen weitgespanntem Sichausgebenwollen und eng bedingtem Schaffenszwang; ein andauernd Suchen der eigenen Richtung in der eigentlichen Begabung. Erst nach mancherlei vergeblichem Anstieg, vergleichsweise spät, folgte er dem Geiste der Dichtung, dessen machtvoller Ruf ihn festhielt. Und es ist sicher mehr als bloßer Zufall, daß alle seine Versuche: in epischer Form sich auszusprechen, verſplittern — so stark, fest und zwingend gravitiert sofort seine dichterische Begabung nach der Bühne. Sicher nicht nur deshalb, weil ihm etwa das Äußere, die technische Form, besser „liegt", sondern in dem vorerst vielleicht nur instinktivem Gefühl, daß keine Dichtungsart in so hohem Grade ihm die Möglichkeit einer unmittelbar übertragenen Aussprache und Wirkung auf die weitesten Kreise der Gesellschaft

[1]) Verlag von S. Fischer, Berlin: Gerhart Hauptmann „Jubiläums-Gesamtausgabe" in 6 Bänden, die, bis auf einiges Fragmentarische, alle Werke Hauptmanns enthalten. Mit dieser Ausgabe zugleich ist der Hauptmann-Roman „Atlantis" in sehr eleganter Einzelausgabe herausgekommen. Worauf unsere Leser hingewiesen seien. Zugleich erschien, in demselben Verlage: Paul Schlenther „Gerhart Hauptmann, Leben und Werke".

bietet. Denn von der ersten Stunde seiner einmal erkannten und fest gezogenen Richtung an hat Hauptmann ja nur geschrieben, wenn und weil er „etwas zu sagen hatte". Und für den, der unter dem Zwange der Genieforderung steht: der Welt sich mitteilen zu müssen, um der Weltordnung willen, ist das Erste, Wichtigste: Zuhörer zu haben. Ein Dramatiker, der das Leben, die Seele der Wirklichkeit, in Hand und Herz trägt, ist auf der Bühne eine Macht, die die Welt erschüttern kann in hohem und reinem Geiste, in der Klarheit seiner Ideale. Und das letzte Glück wie die höchste Vollendung des ringenden Künstlers bleibt: eine solche unmittelbare Zwiesprache zwischen Genius und Welterfolg zu finden — der übrigens mit jenem Veitstanz blinder Anbetung nicht zu verwechseln ist, wie unsere lorbeerkranke Gesellschaft ihn so gern zu eigener Beräucherung anhebt.

Mit diesem ihn unwiderstehlich beherrschenden Verlangen nach Mitteilung von der Bühne aus hängt wohl auch der sehr beachtenswerte Zug zusammen, daß Hauptmanns Inspiration fast niemals von eigenem Innen- und Ich-Erleben ausgeht, sondern immer von Beobachtungen oder Anregungen der Außenwelt. Und hier ist es, wie begreiflich, die Welt seiner nächsten Umwelt, die seiner entflammten Empfindung in unverwischbaren Bildern sich einprägt. Und seiner schmiegsamen Leid-Empfindung wieder mußte nichts so qualvoll werden wie das furchtbare soziale Elend um ihn her, mit all seinen Unstimmigkeiten, Ungerechtigkeiten und Erbärmlichkeiten. Schlenther geht mit Innigkeit, Vertiefung und verstehendem Eindringen in seine keusch verschlossene Seelenwerkstatt, der jungen Menschlichkeit Gerharts nach, die noch so garnichts von ihrem stillen, großen, fürstlichen Reichtum ahnt. In methodischer Untersuchung legt Schlenther unserm Verstehen klar, wie die vielartigen Eindrücke und Einflüsse seiner frühen Jugend, bis hinab in Hauptmanns erste Kinderjahre, ihre verschollenen Spuren in den Wurzelboden seiner Empfänglichkeit eingraben. Und wie sie bald den Mitleit-Erfaßten jene Bitterkeit des Herzens lehren, die den Verstand so klar und scharfsinnig macht. In seinen ersten Dramen „Vor Sonnenaufgang", „Das Friedensfest", „Einsame Menschen", „Die Weber" finden wir die Früchte dieser ersten Jugendeindrücke wieder. Und alle die Gestalten, die sein Erinnern beleben, sie feiern hier eine wehmütige Urstädt. Auch in seinen späteren Dramen „Biberpelz", „Hannele", „Fuhrmann Henschel", „Der rote Hahn"; ja selbst in seinen Märchenspielen „Versunkene Glocke", „Und Pippa tanzt", sowie in der Groteske „Schluck und Jau" läßt Hauptmanns erweckende Kunst jene befruchtenden Gestalten seiner Jugendeindrücke wieder lebendig werden.

So tief ist der Dichter in seiner Heimaterde verwurzelt, daß ihm immer wieder, und seine besten Lebens- und Kunst-Früchte aus ihr erwachsen.

Noch andere Einflüsse aus jungen Tagen haben den Dichter bis heut nicht losgelassen: seine Erfahrungen an den Breslauer Schulen, deren Oberbonzen ihm hart genug mitgespielt. Die Prachtgestalten seines „College Krampton" und seines „Michael Kramer" sind aus den Lehrjahren an der Kunstschule Breslaus hervorgegangen. Und Breslauer Jugendeindrücke sind es, die auch in seiner einzigartigen Bekenntnisdichtung „Emanuel Quint" ganze Kapitel füllen. Indessen, da ist noch ein bedeutsames analytisches Element: der herrenhutische Geist häuslicher Bibeltreue und Lebensfrömmigkeit, der in Hauptmanns beiden Heimstätten, dem Hause der Eltern und dem einer Tante, ihn eng umfriedet. Die Hälfte jener oft befremdlichen Doppelstimmung von Religionswärme und nackt realistischem Bildleben „Weltweh und Himmelssehn-

sucht" — wird von diesen Reminiszenzen erklärt.

Weiter geht Schlenther Schritt für Schritt mit der Erläuterung der Werke Hauptmanns in seinem Wesen — und des Dichters aus diesen Werken. Wir erfahren so systematisch von Werk zu Werk, bis über „Schillings Flucht" hinaus, wie sich in seiner Seele die Wege zu seinen Ideen und von diesen zur Entfaltung der Dichtung geebnet, bis das Werk als ein Fertiges in allen Einzelheiten seines Auf- und Ausbaues dasteht. Interessant insbesondere sind die Abhandlungen über „Florian Geyer", „Der arme Heinrich", „Michael Kramer" und (als Nachtrag des Buches) zu dem Roman „Atlantis". Die Würdigung zu „Gabriel Schillings Flucht" ist ein Kabinettstück intimster Einfühlung. Im übrigen: bei alledem kommt das kritisch-ästhetische Moment, wie scharfsinnig und fein durchgedacht es wirkt, dennoch erst in zweiter Linie. Auch nicht einmal das überaus wertvolle Dramaturgische möchte ich zuhöchst stellen. Das Eigentliche — nach meinem Gefühl — ist das Menschlich-Persönliche, das die Analyse des Biographen mit seines Dichters Werken organisch verwebt und verwachsen läßt zu einem einheitlichen Ganzen! Im Vortrag von einer sinnköstlich mitschwingenden Sprachbehandlung, deren Ton alle Entwickelungsstadien des Gegenstandes sozusagen in wandelnde Melodie setzt, von dem beschwichtigten Rhythmus der Kinderzeit, über das Sturmwehen der vielen Kämpfe, bis in den Frieden der beruhigten Gegenwart. Durchsichtig klar im Gedanken; tief eingehend bis in den Kern der Gestaltung, bis an die Wurzel der Werkentwickelung, ist aller Dichtungen methodische Untersuchung. Und von unbestochener Gerechtigkeit. Schlenther, der aufrechte Mann, ist nicht gemacht, seine kritischen Bedenken in die Hülse bedingungsloser Bewunderung zu verkapseln. Und keiner weiß besser als er, daß ein dichterisches Problem in Bewußtheit aufstellen, lange noch nicht heißt: mit Gewissenhaftigkeit oder auch nur mit Glück es lösen. Aber er weiß auch, daß keine Tragik vernichtender die Künstlerseele anfällt, als die unerfüllt bleibende Sehnsucht nach höchster Vollendung eines groß in sich getragenen Kunstwerkes. Darum geht der Seelenkundige lieber der Wahrheit des Wollens als dem Irrtum des Vollbringens nach. „Irrtum ist Farbe, Wahrheit Licht." Und wenn wir (nach Properz) „Jeden seinen eigenen Weg gehen lassen sollen", so gilt das ganz besonders vom Künstler und für seinen Biographen wird es Pflicht. Dennoch liegt sein skeptisch analysierender Verstand beständig auf der Lauer, gegen den warmen Herzensanteil, der ihn mit Hauptmanns Dichtungen verwurzelt. Ich stehe nicht an, es auszusprechen: daß der unbefangene Leser diese Dichtungen mit ihrer Weltsehnsucht, ihrem Mitleid-Erleiden, ihren mannigfachen Lebensbeziehungen, ihrer Schönheitfülle, Wahrheitnot und Werktapferkeit erst ganz verstehen lernt in der Schlentherschen Analyse. Ferner: daß diese von jener garnicht zu trennen ist in innerer, eng organischer Zusammengehörigkeit. Und bei neuen Werkauflagen wird es nicht mehr — wie bei der jetzigen Jubiläumsgelegenheit — zu heißen brauchen: „zugleich" ist Schlenthers Hauptmann-Biographie neu herausgekommen. Sondern sie wird, unlöslich verbunden, dem Hauptmann-Gesamtwerk angegliedert werden müssen. Nach dem Vorgehen der mustergültigen Tempel-Klassiker-Ausgaben, die gleichfalls jedem ihrer „Gesamtwerke" eine Biographie, als zum Werke gehörig, beifügen — als letzten Band der Ausgabe.

Noch ist in dem behutsamen Überwinden innerer Hemmungen und starker Wandlungen für Hauptmann der Höhepunkt seiner Möglichkeiten kaum erreicht. Noch ist in dem Exempel seines Lebens

nur ein vorläufiges Fazit aufstellbar. Möchte es beiden Faktoren, dem Dichter und seinem verständniserschließenden Analytiker, vergönnt sein, noch manches edle Werk der Welt zu schenken. Jeder an seinem Platze. Die Gerhart Hauptmann unter den Dichtern und die Paul Schlenther unter den Ästhetiker-Kritiker-Dramaturgen sind ja bei uns in Deutschland und wohl auch in andern Landen nicht allzu dicht gesät.

* * *

Wenn man von Hauptmann sich zu Lily Braun wendet, so darf man das, ohne die Befürchtung, ins Banale zu verfallen. Lily Braun gehört nicht nur zu den begabtesten Literaten, sondern zu den interessantesten Erzählern — um ihrer Beziehungen willen, die von der Mäntelarbeiterin bis an die Stufen des Thrones und in die Boudoirs gekrönter Frauen vieler Länder führen. In diesen Tagen ist (bei Albert Langen, München) ihr neuestes Buch herausgekommen: „Die Liebesbriefe der Marquise". Liest man jene übersonnten Briefgebilde, von dem krausen, bunten, strahlenden Geiste des Rokoko überflutet, dessen Grazie und puckhaft übermütige Unbekümmertheit so gar keine Brücke zu den linienharten, lichtgrellen Eckigkeiten unserer Zeit finden, so erkennt man, wie sehr für jene Menschen und ihre Anschauungen die bloße Dauer der Tage eine Wertrechnung des Pöbels war. Gebunden an eine beglückende Enge traulicher Beziehungen, haben jene unwahrscheinlich zartsinnigen Menschen, Männer und Frauen, in einer vornehm verschlossenen Welt und Werkstatt knospenhafter Gefühle und anbetenden Schönheitkultes gelebt, die sie für alle Zeit der Welt zu einem Gegenstand intimster Bewunderung und des Neides der Verstehenden machen. In diese Zeit und Sphäre, kurz vor der großen Revolution, deren grollendes Drohen schon vernehmbar wird, in die große Gesellschaft und an den Hof von Paris und Versailles, in das Milieu der Enzyklopädisten und der geistreichelnden Kreise um Voltaire, führen uns diese Briefe, deren rein ästhetischer Genuß entzückend ist. Von allen Zeiterscheinungen auf politischem, auf geistigem und gesellschaftlichem Gebiet geben sie authentische Kunde und sind so in aller lockenden, lachenden Anmut zugleich eine zuverlässige Quelle der Zeitgeschichte. Liest man diese Briefe, so lernt man weiterhin erkennen, daß nur eine ungemein geschickte Hand sie so künstlerisch fein und zugleich sachlich klug und geschichtlich gerecht verteilen und zu einem abgerundeten Ganzen zusammenschließen konnte, wie Lily Braun es getan.

Wie anders zeigt sie sich uns in dieser ihr angemessenen Sphäre als in ihrem vorher erschienenen II. Bande der „Memoiren einer Sozialistin". (Alb. Langen, München.) Die Erfahrungen, die sie nach ihrer Schilderung mit ihrer unveräußerlich aristokratischen Persönlichkeit in der Arbeiterpartei der Frauen-Radikalen gemacht, sind trotz alledem interessant und von ihrem Persönlichkeitsstandpunkt aus auch lehrhaft. Aber das, was man von Lily Braun erwartet hatte, das weitausschauend Prophetische, der Extrakt, den der überlegene Intellekt aus den Ereignissen des Tages für die Bedingungen der Zeit ziehen würde, das, — ich kann mir nicht helfen — das habe ich in diesem Buche nicht gefunden. Dessenungeachtet ein Buch von sicherem Persönlichkeits- und Gedankengehalt und von prickelnd nervöser, feingestaltender Hand geschaffen. Dennoch ist mir ihr I. Band „Memoiren" weitaus der liebere. Diese Ich-Erkenntnisse auf dem groß angelegten Hintergrunde einer Zeit- und Familiengeschichte über Generationen hin; die vornehme Kunst, mit der alle die zahlreichen bedeutsamen, ihrem Leben verstrickten Menschen so plastisch und lebendig hingestellt werden; mit der alle Beziehungen klärend gesondert, alle

Geschehnisse und Geschicke souverän geschildert werden; die unaufdringlich gereichte Lebensweisheit und Erfahrung, die klug und bedachtsam gruppierten Ereignisse — das alles macht das Buch nicht nur zu einer äußerst interessanten Unterhaltungslektüre, sondern zeitgeschichtlich beachtenswert. Vor allem ist Lily Braun darin die Voll-Aristokratin, die wir nun einmal nicht entbehren können — auch in der Sozialistin.

* * *

„Das Salonblatt" bringt in der Nr. 47 ihres 7. Jahrganges eine literarische Schönheitkonkurrenz in einer Anzahl wertvoller Aufsätze, die das Thema „Menschliche Schönheit" von allen Seiten her beleuchten. Ferner ein Preisausschreiben über das Thema: „Was ist schön; warum und wodurch muß ich mich schön erhalten." Die Preise sind vergleichsweise namhaft, die Bedingungen aus dem Heft ersichtlich. Der bildliche Inhalt des Buches, reich und verschiedenartig genug, ist von jenem Geschmack redigiert, über den sich streiten läßt — aber seine technische Ausführung ist vortrefflich. Einige erste Namen, wie Gleichen-Rußwurm und Oppeln-Bronikowski, geben dem literarischen Teil Glanz und Wert. Im übrigen enthält auch sonst noch die sehr umfangreiche Nummer Interessantes die Fülle. Ein besonderes Lob verdient vornehmlich der prachtvolle, große Druck.

* * *

Ich möchte meine heutige Plauderei nicht schließen, ohne meine Leser auf ein dankenswertes literarisches Unternehmen mit Wärme hinzuweisen. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, gibt eine „Kollektion deutscher Meisterromane" heraus, die neben ihrem Innenwert eine würdige, äußere Gewandung und erfreulichen Druck aufweisen. Von dem rühmlichen Charakter der Kollektion zeugen einige Proben, wie sie aufs Geratewohl herausgegriffen seien: Da ist vor allem der prächtige einzige Roman, den der Papst der deutschen Ästhetik geschrieben: Fr. Th. Vischer „Auch Einer". Jene humorvolle Dichtung über „die Tücke des Objektes", mit welcher der ewig verschnupfte Held A. E. zeit seines katarrhalischen Lebens jenen erbitterten Kampf führt, in dem er natürlich unterliegt. Denn der Mensch ist in all seiner Gottähnlichkeit sterblich — das „Objekt" aber dauert ewig, in seinen vielmillionenfachen Erneuerungsmöglchkeiten. Heut noch über diese vieldeutige Humordichtung, dieses beschauliche Stück Leben und Reisen, samt der eingefügten, entzückend phantastischen Pfahlbauer-Novelle, eine Analyse, ein Lob zu wagen, hieße die Literaturreife unserer verehrten Leser in Mißkredit bringen. Ebensowenig wird für Wilhelm Jordans „Die Sebalds" aus dieser Kollektion ein Loblied nötig sein. Jenen Roman aus dunklen geistigen Streitwirren und deren Ausstrahlungen in die Gebiete der Zeitgeschichte, Entwickelungswissenschaft und Vererbungslehre, die den Hintergrund für ziemlich ungewöhnliche romantische Vorgänge bilden.

Danach möchte ich noch Julius Rodenbergs Berliner Roman „Die Grandidier" nennen, der nach 70—71, unmittelbar unter dem Eindrucke dieser großen Ereignisse geschrieben wurde. Mit feinstichelndem Griffel zeichnet der Autor Bild um Bild von den zeitbeeinflußten Vorgängen in der Familie Grandidier, die zu den französischen Refugiés gehören, die vormaleinst unter dem großen Kurfürsten in Berlin sich ansiedelten. Einer der bedeutsamsten Romane — nicht bloß aus jener Zeit, sondern der gesamten deutschen Romandichtung. Und schließlich noch der dankenswert ausgegrabene Roman von Richard Voß „Dahiel der Konvertit". Ziemlich lange verschollen, ist diese Dichtung hier uns neu gewonnen. Eine Geschichte der seelischen Selbstentfremdung,

in die der, dem Judentum gewaltsam entrissene, dem katholischen Priestertum zugeführte, reichbegabte, reine, edle Jüngling gedrängt wird, der durch alle Fegefeuer irdischen Grames, durch Versuchung, Irren, Zweifeln, tragische Schuld und Sühne geht, alles Elend des Vaterlandlosen kostet und in tiefer Verkommenheit endet. Die unvergleichlich reiche Pracht seiner phantastischen Erzählungskunst, seiner Schilderungen und seiner vibrierenden Seelenmelodien gießt Voß über dieses Lebensbild aus, das wohl zu seinen besten Dichtungen gehört.

Last not least noch aus dem gleichen Verlage ein Buch von Rudolf Presber: „Der Tag von Damaskus". Fünf Humoresken von ungleicher Kunstpotenz, ungleich in der Intimität der Ausgestaltung und Materie. Übereinstimmend aber in der mitteilsam frohen Laune, dem prickelnden Humor, der so ziemlich vor nichts Halt macht, und in der Behaglichkeit des lebenswarmen Vortrages. In der ersten, der Titel-Novelle, findet sich die köstliche Geschichte einer Ehe, die unter bedenklichen Voraussetzungen geschlossen und in der unbedenklichsten Misere der Unstimmigkeiten geführt wird, deren spöttische Psychologie meisterlich zu einem Schlusse von witzigem Aplomb gedeiht: wie Hugo unter der spitzen Stimme, den spitzen Sticheleien seiner spitznasigen „lieben Alma" leidend lebt, ohne zu lieben, wie er durch die unglaublichsten Verwickelungen, Schicksale, Abenteuer, Erlebnisse und Träume sein unruhverstricktes Dasein schließlich doch noch in ein leidliches Fahrwasser bringt, das muß jeder selbst lesen.

Auch wie „Fridolin", der Vaterlose, auf Grund einer vermeintlich fehlenden Lunge, von aller Welt verwöhnt wird, sein „Geschick" aber wie ein Held trägt. Ferner das launige Capriccio „Die Nachtwache", dann das Novellchen „Der Taler der Tante Sidonie" und die Satire „Vom blonden Herrn Guttentag, seinem Herzen und seinem Blinddarm". Das alles haarklein zu erzählen, hieße den Reiz der Frische davon streifen. Das Gleiche gilt von seiner Lyrik, deren edle, gefeilte Verskunst in seinem neuen Gedichtband „Spuren im Sande" (J. G. Cotta, Stuttgart) wieder Triumphe feiert. Nicht minder die sichere Intuition, mit der er für jeden poetischen Vorwurf den schicklichen Rhythmus des Versbaues findet und den fein eingefühlten Wohlklang des Wortes.

Rudolf Presber ist in der Besonderheit seiner vielseitigen Begabung, die von ernster Arbeittreue und profundem Wissen getragen wird, längst gewohnt, eine beachtete Einzelstellung in unserer Literatur einzunehmen. Im Grunde genügt es, neue Arbeiten von ihm nur eben anzuzeigen. Er braucht heute nicht mehr erklärt zu werden.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Richard Meszlény, Genf.

Aus Ferdinand Hodlers Werkstätte.

Die Leinwand, auf welche Ferdinand Hodler die letzte gewaltige Spiegelung der nur ihm eigenen geschichtlichen Vision hingezwungen, ist 15 Meter lang und 5 Meter hoch, sie ist, derzeit noch in Arbeit, von unzähligen Kartons, Entwürfen, Studien umringt, im salle électorale, einem Riesenraum in Genf, aufgestellt. Das gewaltige Fresko ist für den Sitzungssaal des neuen Rathauses zu Hannover bestimmt und stellt eine Schwurszene aus der lokalen Reformationsgeschichte dar. In der Mitte der Bildfläche steht in Dunkelrot der Held, die Rechte zum Schwur erhoben, die Linke auf dem Herzen, die Beine in geräumigem Schritt weit gespreizt, ergibt seine Gestalt ein riesiges Multiplikationszeichen. Rechts und links von ihm steht eine kleine Gruppe führender Männer, die in $^4/_5$ Höhe die Helden-

gestalt elliptisch umschließt und wieder ihrerseits in die bedeutend längere Ellipse der Volksmasse eingeschlossen ist. Die obere Kontur dieser größeren Ellipse ergibt sich durch eine Unzahl schwarzer Käppchen in den verschiedensten Winkellagerungen. Über diese Linie hinaus ragen in der Mitte die Heldengestalt Arnsburgs, rechts und links von ihm die Heerschar schwörender Hände, in großartigem Parallelismus aneinander gereiht. Die ideelle Verbindungslinie, die die Fingerspitzen dieser gleichförmig hochgestreckten Hände verbinden würde, liefe mit der Ellipsenkontur parallel, den Scheitel Arnsburgs gerade streifend. Wie die Hände die obere, so durchbrechen die Füße die untere Ellipsenkontur. Das offene, zuweilen mit dem rechtwinkeligen Dreieck gekrönte Parallelogramm ist die vorherrschende Form der Fußmengen. Sie stehen alle, als wollten sie die Erde kaput stehen, eine Orgie des Stehens, des wuchtigen Beharrens.

Daß die Einzelgestalten, wie die Formen zusammengeballter Menschenmengen den unermeßlichen Reichtum der menschlichen Gliedersprache zu erschöpfen scheinen, ist man bei Hodler zu bewundern gewöhnt. Neu an dem neuen Werke ist eine Gegensätzlichkeit der Wirkungen selbst, die Hodlers Historienmalerei zum erstenmal einander gegenüberstellt.

Hodler's historische Darstellung erstrebte bisher die farben- und linienmäßige Darstellung der Wechselbeziehung zwischen Masse und Individuum, Volk und Held. In dieser Zweiheit sprach sich bisher sein historisches Problem aus im Marignano, im Jenenser Bild, im Tell. Was er bot, war die auf dem rhythmischen Gefühl beruhende, durchgreifende Dualität der geschichtlichen Lebensbewegung. Das zweigegliederte historische Material, Volk und Persönlichkeit, übersetzte Hodler in seine Linie primärer, ornamentaler Form; durch die Farbe aber, etwa durch ein gleichgewichtiges Gelb, rechts und links, auf durchgehendem stahlblauen Grund, wurde Getrenntes kraftvoll geschieden und zugleich im Kosmos des Bildes verbunden, ornamentale Absichtlichkeit mit der überzeugenden Unmittelbarkeit jeder Stellung und jeder Gebärde versöhnt.

Diese Grundlagen der Hodler'schen Geschichtsbetrachtung haben sich im Hannoveraner Bild erweitert. Der geschichtliche Vorgang ist zugleich aus der nächsten Nähe und aus der fernsten Ferne der Betrachtung gesehen, als könnte unser Auge, mit einem Märchenmikroskop versehen, die unendliche Verschärfung der Sehkraft, statt mit der Einschränkung des Gesichtsfeldes, mit dessen großartigster Erweiterung vereinen. Die Bewegtheit des Details und die Ruhe des Ganzen erschließt sich e i n e m Blick. Die Achse des Gemäldes, die Heldengestalt, die ihre Formen breit auseinandertreibt, weil sie die entfernten Pole der großen Ellipse nur so zusammenhalten kann, die kleine Ellipse der Auserwählten, die große der Masse, der Händeschar oben, die geometrischen Formen des Stehens unten, — das alles ist strenge Fassung, ist die Ruhe ewig unveränderlicher Grenzen. Doch ausgefüllt sind die unveränderlichen geometrischen Formen von flutender Bewegung: im Heldenangesicht, das bereits im Augenblick des Sieges von der Furcht, vom Schmerz der auf ihn hereinbrechenden Einsamkeit gezeichnet ist, im Wogen, Stemmen, Drängen der aufgewühlten Menschenmasse in einer Entbindung alles Gefestigten, ein Moment neuer Rollenverteilung zur ewigen, dreifältigen Ordnung von Held, Aristokratie, Volk.

Wie die Linie Nähe und Ferne der Anschauung in eine nur künstlerisch mögliche Synthese vereinigt, so auch die Farbe. Den Vordergrund bestrahlt ein starkes Sonnengelb, die Achse ruht

in dunklem Rot. Ein helles Lila und helles Karmin schlagen als verbindende Töne den lauten Stimmungsakkord der erregten Masse an. Ultramarin und Purpur huschen belebend durch, — alles zweiseitig rechts und links von der Achse aus balanciert. Doch einseitig, links von der dunkelroten Heldengestalt schweigt ein schwarzer Mantel seine große Dunkelheit hinein ins Farbengetön, — als klänge mitten in die neunte Symphonie das tiefe Dröhnen einer uralten Domglocke hinein, ungefüg, sinnlos — störend und dennoch notwendig verwandt, kraft der unerforschlichen Harmonie, die alles Große, noch so fremd, verbindet.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Zu den vornehmsten Betätigungen weiblichen Wollens und Könnens gehört von alters her der Samariterdienst, dem andere, den verschiedensten Formen menschlicher Not und menschlichem Elend sich widmende Wohlfahrtsaktionen sich anschlossen. Zumeist von Frauen unternommen, sobald erweiterte Ausblicke und Einblicke in die sozialen Lebensbedingungen sich ihnen öffneten. In freier Liebestätigkeit suchten sie zu ergänzen, was staatliche und städtische behördliche Einrichtungen allein nicht schaffen konnten. Den gesetzlichen Bestimmungen,. der Notwendigkeit und Notwehr, den Anordnungen, die das allgemeine Interesse, gewissermaßen von Amts wegen, erforderlich machte und wohl auch nach besten Einsichten herzustellen bemüht war, gesellten sich das Mitleid, die feineren Gemütsbewegungen und -Erreger sanfter, milder Frauenart, und erweckten Hilfsbereitschaft und Schaffenskraft in gütigen Frauenherzen. Nicht planvoll und organisiert konnte das sich zunächst kundgeben, aber es war vorhanden. Immer und überall, wo es galt Hilfe zu spenden und Leiden zu mildern, waren Frauen zur Stelle. Von den allerprimitivsten Anfängen aus entwickelten sich z. B. aus den charpiezupfenden Frauengemeinschaften des vorigen Jahrhunderts die vaterländischen Frauenvereine bis zur imposanten, einzigartigen Wohlfahrtsorganisation des roten Kreuzes. Ich erinnere mich, und mit mir wohl viele, mit welchem Stolz es uns erfüllte, als wir, die Schülerinnen der oberen beiden Klassen der Töchterschule in meiner Vaterstadt — und sicherlich war es so allerorten — zum Charpiezupfen während der Kriegsjahre 70/71 herangezogen wurden. Jede freie Minute wurde dazu verwendet. Vergessen waren die Spiele und Zerstreuungen unserer Jugend, wie oft sogar die Schularbeiten sonst fleißiger Schülerinnen vernachlässigt, um nur möglichst große Quantitäten des schmerzstillenden, heilenden, zerfaserten Linnen herbeizuschaffen. In der Frauennatur liegt einmal dieses Streben zu Liebestätigkeit und Hilfsbereitschaft, und diese haben sich zu dem Begriff jener Wohltätigkeit geformt, die heute — leider — alle Veranstaltungen decken soll, die „zum Besten" der Armen und Enterbten unternommen werden.

Immer sind Frauen am Werk, wo Hilfe not tut, und sie haben im Laufe der Zeiten sogar die führende Rolle in allen Wohlfahrtsbestrebungen übernommen. Sie sind die energisch Werbenden und Handelnden. Das entspricht durchaus den Wesenseigenschaften, die ihnen eine ganz bestimmte Stellung in der modernen Welt erobert haben. Und so wesentlich verschieden die Wohltätigkeit von heutzutage sich von der früherer Zeiten unterscheidet, darf man doch nicht verkennen, daß die guten Absichten geblieben sind, wenn auch Formen und Physiognomie der freien Liebestätig'eit sich gewaltig verändert haben. Ehedem hüllte die Fürsorge für Arme und Bedrängte sich in

ein schlichtes, heimliches, diskretes Gewand, und die Linke durfte kaum wissen, was die Rechte tat. Dies ist in den letzten Jahrzehnten einer auffälligen, unheimlichen, indiskreten Öffentlichkeitssucht gewichen, und man kommt manchmal in die Versuchung, statt von verschämten Armen, von unverschämten Helferinnen zu sprechen. Besonders in den Großstädten und ganz besonders in Berlin hat dieses Wohltätigkeitsunwesen ungeheuerliche Dimensionen angenommen. Während in kleineren Orten, soweit verderbliches Beispiel diese noch nicht erreichte, sich die Hilfsaktionen auf eine mehr persönliche, das Öffentliche vermeidende Tätigkeit beschränkten und gütige Frauen sich vereinten, um in stiller, gemeinsamer Arbeit für das Wohl ihrer leidenden, in Bedrängnis lebenden Mitmenschen zu wirken, ist es hier die große Glocke, die weithintönend geläutet wird, und ein wahrer Exhibitionismus der Wohltätigkeit gibt sich kund, dessen krankhafte Merkmale Eitelkeit, Wichtigtuerei, Vergnügungssucht und der unerfreulichen Dinge mehr sind. Unterstützt wird diese Öffentlichkeitssucht durch die illustrierten Blätter und Zeitschriften, die die Damen der Komitees ihren Lesern vorführen; mir sagte vor einigen Jahren eine sogenannte „Dame“, die bei allen Wohltätigkeitsfesten mittut, ebenso naiv, wie ernsthaft, das geschehe hauptsächlich darum, weil sie dann zusammen mit allen Aristokratinnen in . . — na, der Titel des Blattes ist ja gleichgültig — abgebildet würde. In der Tat saß sie auch immer vorn an, auf allen solchen Bildern. Das gab mir damals die Anregung, mit Frau Dr Eliza Ichenhaeuser, einer unserer tatkräftigsten Frauenrechtlerinnen, darüber zu sprechen, ob nicht eine Abhilfe für diese Art Schaustellung heiligster und edelster Pflichten, wie es die Wohltätigkeit eigentlich ist und sein sollte, zu finden wäre, und wir suchten allerhand Abwehrmittel, ohne zu festen Formen dafür zu gelangen. Damals schon ließ ich in meinem, in den Monatsheften von „Nord und Süd“ veröffentlichten Roman: „Die Einsiedlerin“, nach der Schilderung eines Wohltätigkeitsfestes, diese an ihre Enkelin schreiben:

„Glaubst Du, daß jemals auf einem solchen Wohltätigkeitsfeste so viel eingenommen wird, wie ausgegeben? Nicht der zehnte Teil, und so kommt den Bedürftigen nur ein kleiner Bruchteil von dem zugute, was in wenigen Stunden verschwendet, vergeudet wird. Und dieser Aufwand an Zeit für die Vorbereitungen und Arrangements! Diese Menge von Geist und Geschmack, die verzettelt werden, endlich die Fülle menschlicher Schwächen, die ans Tageslicht kommen, aus kleinen Seelchen, wo sie bis dahin anständig verborgen ruhten. Eitelkeit, Neid, Empfindelei, Kleinlichkeit, Intrigen jeder Art. . . das alles, damit für die Armen ein paar Groschen abfallen. Irgend ein kluger Kopf müßte das einmal herausrechnen und beweisen, wie viel verloren geht, wie wenig gewonnen wird. Leider bin ich es nicht, Rechnen war nie meine starke Seite, aber Dein Urgroßvater, der „alte Rüdiger“, der hätte es gekonnt. Der hat schon dazumal, wenn man zu ihm mit solch vergnügter Wohltätigkeit kam, gesagt: „Tanzen und springen, damit die Armen was zu brocken kriegen, mag ich nicht, aber hier sind 1000 Taler für eure Bettelsuppen, gebt etwas Schmalz rein, und wenn welche unter euren Schützlingen sind, die arbeiten wollen, schickt sie zu mir.“

Es sind 7 Jahre her, seit ich dies schrieb. Die Stimmen der Einzelnen verhallten, aber die klugen Köpfe, willensstarke Männer und Frauen, scheinen sich endlich gefunden zu haben, diesem „Wohltätigkeitsunfug“ zu steuern, der in den letzten Jahren an Ausdehnung ganz horrend zugenommen hat.

Dr Albert Levy, der Vorsitzende des Vereins für ethische Kultur, hat soeben in den Schriften des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit" den Hauptbericht erstattet über „Die Beschaffung der Geldmittel für die Bestrebungen der freien Liebestätigkeit". An der Hand bedeutsamer statistischer Aufstellungen enthüllt er ein äußerst unerfreuliches, vielfach geradezu verletzendes und beschämendes Bild dieser Bestrebungen. Richtiger müßte man sagen: Strebereien. Ein grelles Licht fällt auf die jeder Rücksicht und jedes Anstands spottenden Anzapfungen und Ausnutzungen für diese Wohlfahrtsarrangements, endlich auf die jeder Klugheit und Einsicht entbehrenden Kalküle derartiger Unternehmungen, deren Resultat zumeist ein klägliches ist. Kaum jemals die Worte Lügen strafend: „Ein großer Aufwand unnütz ward vertan!" Die Stelle des Berichts, die davon spricht, enthält eine durch eine Umfrage bei 1500 Vereinen in hundert deutschen Städten, darunter 140 Berliner Vereinen, erzielte Antwort, die in Zahlen beweist, wie groß das Mißverhältnis zwischen Leistungen und Erträgnis ist. Die Einnahme dieser Vereine aus Mitgliederbeiträgen, Zinsen, Kollekten, einmaligen Beiträgen, Subventionen, Büchsen — also aus der einfachen Werbetätigkeit, — beträgt bei der Gesamtheit dieser Vereine das Achtfache der Einnahmen aus besonderen Veranstaltungen, wie Festen, Bazaren, Lotterien, Konzerten und dergleichen. Noch beweiskräftiger sind die Antworten auf die Fragebogen, die an die Berliner Vereine gerichtet waren.

Es ergibt sich dort, daß die Einnahme durch die Werbetätigkeit im gewöhnlichen Sinne und die normalen Einnahmequellen 94 Prozent betrug, während nur 0,6 Prozent durch Konzerte, 0,18 Prozent durch Theateraufführungen, 2,36 Prozent durch Feste und Tees, 0,45 Prozent durch Basare und Tombolen, 0,44 Prozent durch Blumentage — zusammen 5,50 Prozent durch besondere Veranstaltungen aufgebracht wurden. Diese Zahlen sprechen in Flammenschrift gegen die Art der Geldbeschaffung, wie sie in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft beliebt ist. Ohne weiteres wird man zugestehen müssen, daß nur Unkenntnis der ökonomischen Voraussetzungen und Tatsachen die Ausbreitung dieser fundamentalen Irrtümer herbeigeführt hat. Aber, wie Unkenntnis nicht vor dem Gesetz schützt, schützt sie auch in diesem speziellen Falle nicht vor einer Verurteilung, die eine hoffentlich gründliche Abänderung dieser Zustände herbeiführen wird. Es wäre zunächst wünschenswert, daß dieser Bericht nicht nur den Mitgliedern des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit zugänglich gemacht werde, sondern daß das 98. Heft in den weitesten Kreisen der Gesellschaft Verbreitung fände, und der Verlag von Duncker & Humblot — München und Leipzig — durch die Sortimentsbuchhandlungen, in denen es in diesen Tagen nur auf direkte Bestellung zu haben war, dafür Sorge trüge, daß es durch billige Preisabgabe in denkbar viele Hände gelangte. Die Anschaulichkeit der Darstellung ist von höchster Überzeugungskraft und wird die Aufmerksamkeit moderner, sozial empfindender, nachdenklicher und gebildeter Menschen auf einen wunden Punkt lenken, der richtig behandelt, zur Gesundung dieser unhaltbaren Zustände führen müßte. Noch ist kein sicher zu beschreitender Weg gewiesen für eine Änderung, aber die dankenswerte, interessante, pfadweisende Schrift von Dr Levy wird zu Vorschlägen führen, sobald sie, der Allgemeinheit zugänglich gemacht, in dieser wirksam werden wird. Gedankenlos kann dieser Angelegenheit kaum ein Gebildeter gegenüberstehen. Schon hat der Verein der Berliner Kaufleute durch Begründung einer Wohltätigkeitszentrale Stellung genommen gegen das Aus-

beutungs- und Erpressungssystem, das mit diesen Veranstaltungen vielfach verknüpft ist, und in diesen Tagen folgten die Vortragskünstler, indem sie sich zu einem Schutzverbande zusammenschlossen, der gleiche Ziele im Auge hat. Bedeutende und gemeinnützige Frauen, wie Dr Alice Salomon, Anna Brunnemann, Hedwig Götze u. a. haben das Wort in dieser Frage genommen, und sowie das Arrangieren dieser Wohltätigkeitsfeste meist Frauenarbeit ist, muß es auch die Arbeit energischer, zielbewußter, klardenkender Frauen sein, das Gestrüpp zu beseitigen und die Wege zu ebnen, die zu würdiger und fördersamer Hilfsbereitschaft führen. Wir werden deshalb in der „Frauenrundschau" uns mit dem statistischen, ökonomischen, ethischen und sozialen Material, das Dr Albert Levy in seiner ausgezeichneten Arbeit vorlegt, zu beschäftigen haben, und wir werden es tun unter dem von ihm eröffneten Gesichtspunkt: „Wie ist die Wirkung dieser Veranstaltungen auf die Hilfsbedürftigen, denen sie letzten Endes dienen sollen? Neben der sozialen Erziehung unserer Gebildeten und Besitzenden ist nichts so wichtig wie die Rücksichtnahme auf die Empfindungen, welche durch die Fürsorgearbeit bei unseren hilfsbedürftigen Mitmenschen hervorgerufen werden. Sobald diese Anlaß bekommen daran zu zweifeln, daß unsere Hilfsbereitschaft rein auf sachlichen, ehrlichen Motiven beruht, ist eine der wesentlichsten Rücksichten verletzt, die wir zu nehmen haben. Die Frage der Beschaffung der Geldmittel für die Wohlfahrtspflege bedarf auch unter der Beleuchtung dieses Grundsatzes subtilster Überlegung."

Wirtschaftliche Rundschau.

Als der Balkankrieg nach ein paar Wochen bangen Harrens ausgebrochen war, tat ein witziger Finanzier an der Börse den gescheiten Ausspruch: Bei diesem Krieg ist nicht der Krieg das Schlimmste, sondern der Frieden. Wie sehr und wie schnell dieser Finanzier Recht behalten sollte, hat er wohl selbst damals nicht geahnt. Schon nach ein paar bestürzend verlaufenen Kriegswochen ist die Friedensfrage akut geworden, und zwar unter den ungünstigsten Bedingungen, die man sich denken konnte. Dieser Krieg hat eine Situation geschaffen, die den bei den Diplomaten so beliebten status quo nicht konservierte, sondern ihn völlig über den Haufen warf. Für die Börse und das Wirtschaftsleben ist diese Situation schlimm, weil sie sich in einer unendlichen Kette von latenten Krisen, Zweifeln, Geheimnissen, Spannungen und Entspannungen entlädt und jene beiden Gefühle auslöst, die von je die Todfeinde jeder industriellen Aufwärtsentwickelung, jeder animierten Börsenstimmung gewesen sind: Ungewißheit und Furcht. Zu allem Überfluß ist dieser ewig brodelnde Krisenherd in einer Zeit angefacht worden, in der sich die Geldzirkulation schon unter normalen Verhältnissen am stärksten zu stauen pflegt. Diesmal treten zu den Summen, die der um das Jahresende besonders starke Zahlungsverkehr den geldlichen Reservoirs entzieht, noch sehr erhebliche Beträge, die aus den öffentlichen und privaten Depositenkassen zurückgezogen und in den Strumpf gesteckt werden. Und es ist nicht nur das kleine Sparervolk, das den Banken und Sparkassen mißtraut, es sind „moderne Kapitalisten", die noch eben mit dem Scheckbuch in der Tasche die Segnungen des hochkultivierten bargeldlosen Zahlungsverkehrs gepriesen haben, sich noch vor kurzem rühmten, keinen Pfennig Zinsen unnötig zu verlieren, und große Teile ihres Vermögens in waghalsigen Börsenspekulationen mutig einsetzten. Nun da eine ernste Belastungsprobe die großzügige moderne Organisation zu

prüfen droht, machen sich bei dem kühlen Rechner von vordem die „Nerven" fühlbar, und er hat zu den alten primitiven Methoden mehr Vertrauen als zu all dem fein durchdachten und durchbildeten Raffinement.

Es soll hier die Frage, ob unser staatliches und gewerbliches Finanzsystem, das ja von Auswüchsen und Übertreibungen gewiß nicht frei ist, ein solches Mißtrauen wirklich verdient, nicht untersucht werden. Tatsache ist, daß sich infolge der politischen Beunruhigung der internationale Geldmarkt, der sonst trotz Hochkonjunktur und Börsenspekulation ein normales Gepräge tragen würde, kritisch zugespitzt hat. Zu einem solchen Eindruck kommt man wenigstens, wenn man die Geldsätze an den europäischen Hauptplätzen betrachtet. Tägliches Geld und Privatdiskont wurden in der letzten Zeit in Berlin mit etwa 6% notiert, und der Ultimogeldsatz streifte hart an die Rekordgrenze von 9%. Trotzalledem ist die Stimmung an den Geldmärkten nicht so fieberhaft wie in Jahren, in denen reine Geldkrisen das Wirtschaftsleben der Völker erschüttert haben. Das Gefühl, daß in wenigen Wochen, wenn der politische Horizont sich aufhellt und die Würfel nach der Friedensseite fallen sollten, eine Entspannung eintreten kann, mahnt allenthalben zur Reserve. Dazu kommt, daß fast alle größeren Notenbanken vorzüglich gerüstet in die kritische Situation eintreten und eine Politik verfolgen konnten, die sich die notwendigen Maßregeln gewissermaßen nur mit Widerstreben abringen ließ und von drakonischen Maßregeln überhaupt bisher absehen konnte.

Wenn später einmal ein rückschauender Historiker die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit schreiben wird, so wird er inmitten all' der ungestüm vorwärts dringenden Entwickelungen und Temperamente, die unserem Zeitalter ihren Stempel aufdrücken, die unerhört meisterhafte Taktikerkunst eines Mannes mit allem Nachdruck des Kontrastes akzentuieren müssen, dem Deutschland es in erster Linie verdankt, daß es bisher von schwereren Katastrophen verschont geblieben ist. Die Leistung (an Erkenntnis und Tatkraft), die der Reichsbankpräsident v. Havenstein in einigen wenigen Jahren, ohne das Wirtschaftsleben mehr als nötig zu revolutionieren und zu beunruhigen, vollbracht hat, ist heute noch nicht in allen ihren Wurzeln und Zielen übersehbar. Uns fehlt die Distanz, und dem Manne, der wie selten einer den oft mißbrauchten Namen eines „Steuermannes" verdient, wird vielleicht selbst manches an seinem Tun und Erfolg nicht so bewußt geworden sein, als man zu glauben geneigt ist. Die Festigung der Reichsbank ist dabei nur ein — gewiß nicht zu unterschätzender — Teil seiner Leistung. Bei aller Würdigung seines großen Lehrmeisters Koch, der in der Verteidigung gegen die furiosen, jetzt so ruhig gewordenen Silberapostel die Prinzipien der Goldwährung vielleicht hier und da etwas zu eigensinnig betonte und überspannte, — seine Reichsbank hätte diese große Belastungsprobe nicht so unerschüttert ausgehalten. Der Schüler hat den Meister hier übertroffen. Aber die Festigung der Reichsbank war nur der eine Teil der Havensteinschen Politik. Der zweite schwerere war die Festigung, die Einschränkung des Kreditverkehrs, der unter der Ägide der Privatbanken über die Ufer seines natürlichen und gesunden Bettes zu treten drohte. Es mag vielleicht nicht bewußte Absicht gewesen sein, daß Havenstein seine vielgeschmähten „Restriktionen" gerade rechtzeitig vor dem Zeitpunkte bewerkstelligte, in dem die Krisis akut wurde. Ein Prophet ist auch der Reichsbankpräsident nicht, wenngleich ein ruhig denkender Mensch damit rechnen konnte und mußte, daß in absehbarer Zeit einmal die politische Gefahr an irgend

einem Punkte Europas düsteres Gewölk zusammenballen würde. Tatsache ist es, daß Havensteins Reinigungswerk, das die Banken bemurrt und dann aber doch wohl oder übel unterstützt hatten, schon bis zu einem gewissen Grade gewirkt hatte, als der Sturm hereinbrach. Dem Manne, der solches geleistet hat, kann Deutschland, auch wenn die Zeiten noch schlimmer werden sollten, sein finanzielles Wohl und Wehe getrost anvertrauen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I. Domgasse 4. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

in Kissingen an dem Tage, an dem er Staatssekretär wurde.

(Nach seiner Meinung das beste Bild.)

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Berlin W. 10 — Budapest — Kopenhagen
— — Hasselbalch.

Christiania — London

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 144. Heft 461 Februar 1913

[illegible] Aufnahme [illegible] dem Tage [illegible] der Staats[illegible]

([illegible] seiner [illegible] das beste Bild.)

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
London — Williams & Norgate.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 144. Heft 461 Februar 1913

Sultan Abdul Hamid II.: Gedanken und Erinnerungen.

Tagebuchblätter, herausgegeben von Ali Vahbi Bey.

Vorwort.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Auf niemand passen diese Worte besser als auf den Sultan Abdul Hamid II. So viel Schwächen er auch besessen, unter allen Herrschern des Osmanenreiches war er doch einer der Klügsten und diplomatisch Begabtesten. Hat er es doch verstanden, die Türkei aus dem Staube wieder emporzuheben, in den sie nach dem unglücklichen Kriege gegen die Russen gesunken war. Ja, es gelang ihm, seinem Reiche ein Ansehen zu verschaffen, wie es zuvor lange nicht besessen hatte. Jahrzehnte hindurch hat sich Abdul Hamid mit beispiellosem Geschick gegen das Sturmlaufen der Mächte verteidigt und der inneren Zersetzung seines Staates mit Zähigkeit entgegengekämpft. Rastlos war sein Geist darauf bedacht, die Interessengemeinschaft aller Moslems der Welt zu wahren — er hat den Panislamismus geschaffen und damit die Türkei zu einer Großmacht ersten Ranges erhoben. Die innere Schwäche seines Reiches wußte er geschickt zu verbergen, um dasselbe nach seinen eigenen Ideen einer langsamen, aber sicheren Erstarkung von innen heraus zuzuführen. Die folgenden Blätter, welche die „Gedanken und Erinnerungen" des Sultans Abdul Hamid II. widerspiegeln, und die wir einigen, dem Herrscher einst nahestehenden Männern verdanken, dürften gerade heute angesichts des Zusammenbruches des Osmanischen Reiches mehr denn je das Interesse weitester Kreise beanspruchen. Sie werden uns den entthronten Padischah menschlich näher bringen und uns zeigen, daß die größere Hälfte seiner Schuld der Ungunst der Verhältnisse zur Last fällt und dem unseligen Stern, unter welchem die Türkei nun einmal steht. Gleichzeitig hofft aber der Herausgeber dieser „Tagebuchblätter", daß sie, insbesondere bei allen Osmanen, Gehör finden, daß diese Nutz und Lehre daraus ziehen für die Zukunft, für die Wiedergeburt des Osmanenreiches!

Ali Vahbi Bey.

Äußere Politik.

Deutsche Politik im Orient.

Man behauptet immer, daß Bismarck nicht wie andere Diplomaten seine Gedanken hinter seinen Worten verberge, sondern stets alles ausspreche, was er denke. Möglich — aber sein Ausspruch von den Knochen des pommerschen Grenadiers, welche für den Orient zu schade seien, kann unmöglich seine wahre Meinung gewesen sein. Ich müßte ihn sonst für einen kurzsichtigen Staatsmann halten. Vielleicht hielt er damals den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, seine Augen vor aller Welt auf den Orient zu richten. Hätte er rechtzeitig erkannt, daß es für Deutschland geradezu eine Lebensfrage ist, die Türkei stark zu erhalten, so wäre das für beide Teile besser gewesen. Es ist schade, daß uns Bismarck nicht in die Triple-Alliance aufnehmen wollte. Damals wäre es möglich gewesen! Auch Kaiser Wilhelm hätte es ruhig wagen sollen, uns dem Dreibund einzuverleiben. Anstatt seine überschüssige Kraft in der ganzen Welt zu zersplittern und Kolonien zu erwerben, von denen niemals Früchte geerntet werden, hätte Deutschland seinen Einfluß zielbewußt bis zum Persischen Meerbusen vorschieben sollen. Die Deutschen hätten dabei gewonnen, aber auch wir!

Deutschland, die Türkei und Anatolien.

Es ist wirklich höchste Zeit, daß wir den deutschen Einfluß endlich wieder zurückdrängen. Dem „Grandseigneur" (Botschafter Marschall von Bieberstein) müssen wir zeigen, daß wir gegen ihn und die deutsche Politik Mißtrauen hegen. Der Plan des deutschen Kaisers, so berichtet mir mein Botschafter aus Berlin, soll dahin gehen, eine deutsche Einflußsphäre in Kleinasien zu schaffen. Nun, gegen eine wirtschaftliche Belebung Anatoliens durch die Deutschen habe ich gewiß nichts einzuwenden, deutsche Zeitungen jedoch verlangen eine deutsche Kolonisation längs der Bagdadbahn. Was denken sich diese Zeitungsschreiber? Glauben sie, daß wir die von unseren Vätern mit schweren Opfern erkauften anatolischen Gaue deutschen Ansiedlern preisgeben werden? Von jeher haben wir leider versäumt, uns fremde Elemente vom Halse zu halten — daher kommt unser ganzes Unglück. In Anatolien wollen und müssen wir allein bleiben. Allah sei Dank, daß uns wenigstens dieser letzte Zufluchtsort für unsere von allen Seiten bedrängten Volks- und Glaubensgenossen geblieben ist.

Die Balkanländer und die Türkei.

Mein alter Gärtner im Yildiz hatte recht, als er mir über die politischen Wirrnisse des Balkans seine Meinung folgendermaßen offenbarte: Ein Apfelbaum, ein Birnbaum, ein Pflaumenbaum, eine Eiche und eine Pinie standen nebeneinander, sodaß ihre Zweige sich fast berührten. Hoch überragte die Eiche

die andern Bäume, dennoch nahmen diese den unteren Ästen des Baumriesen Luft und Licht, sodaß dieselben morsch wurden und abfielen. Und es begab sich, daß diese Bäume, alle um ihren Platz an der Sonne ringend, in Streit gerieten; das Gezänk und Gezeter ward so groß, daß es schließlich Allah im Himmel hörte. Da erschien er unter ihnen und sprach: „Weshalb streitet ihr? Ihr habt alle Daseinsberechtigung, kein Baum ist besser als der andere, jeder ist groß an seinem Platze!" — So ist es auch auf dem Balkan. Der Apfelbaum sei Rumänien, der Pflaumenbaum Serbien, die Pinie Griechenland und der Birnbaum Bulgarien, unsere Türkei aber ist die Eiche, welcher manche morsche Ast bereits abgefallen ist — wie ich glaube, nicht zum Schaden des Stammes; denn diese hohlen, morschen Äste, die wir verloren haben, bildeten eine Gefahr für die Gesundheit unseres Stammes.

England am Nil.

Der Rapport meines Paschas in Ägypten (Moukthar Pascha, der Kaiserliche Kommissar) preist das, was die Engländer im Nillande geleistet haben. „Die materielle Wohlfahrt des Landes hat dort angeblich einen großen Umfang genommen; die geistige Erhebung des Volkes macht von Tag zu Tag Fortschritte." — Moukthar ist ein Tor, er ist selbst von dem englischen Gifte angesteckt. Wie kann er die Engländer loben, die doch nur aus Egoismus handeln, die lediglich das Nilland ausquetschen, die es zu einer englischen Provinz machen wollen. Um das besser zu können, verderben sie den Charakter des Volkes, suchen sie die mohammedanischen Tugenden zu untergraben. Was sollen uns all diese Fortschritte der europäischen Kultur? Sie blenden die Unwissenden und betrügen das Volk, das ehedem so still und glücklich dahinlebte. Nein, die Zivilisation des Abendlandes ist für uns ein tötliches Gift, das man uns unter gleißnerischem Lächeln darbietet. Gastlich nahmen wir die Fremden auf, und das ist der Dank, daß sie uns vernichten, daß sie an unserem Ruin arbeiten.

Kreuzzug gegen die Türkei.

Der Kreuzzug gegen uns hat noch niemals ganz aufgehört! Gladstone, dieser alte Heißsporn und Schwätzer, wandelt in den Fußstapfen des Papstes Pius II. Trotzdem ist das den Christen so verhaßte Reich der Osmanen schon im Mittelalter, als im Abendlande die grausamsten Religionsverfolgungen in Szene gesetzt wurden, das Asyl aller um ihres Glaubens willen Verfolgten gewesen. Als in Spanien die heilige Inquisition waltete, welche die Juden verbrannte oder ins Exil trieb, da haben wir ihnen Hilfe gewährt und sie aufgenommen. Der Halbmond hat zu allen Zeiten den ihrer Religion und ihrer politischen Ansichten wegen Verbannten eine sichere Zufluchtsstätte geöffnet. Wer aber im Abendlande kennt unsere Geschichte? Wer gibt sich überhaupt dort die Mühe, sie kennen zu lernen?

Was versteht beispielsweise der „grand old man Gladstone“ von orientalischen Dingen? Wenn ich seine Auslassungen richtig charakterisieren will, seine Angriffe auf meine Regierung, „die sich nicht auf Gesetze, sondern auf Gewalttätigkeiten stützen soll“, so kann ich dieselben nur eine Roheit nennen! Ist es mit den armenischen Greueln nicht ebenso, wie mit den „Bulgarian horrors“ — ist es nicht längst erwiesen, welche Lügenberichte die englischen Zeitungen damals veröffentlichten?! Sie berichteten über die Zerstörung christlicher Dörfer und Ausrottung ihrer Bewohner, während sich herausstellte, daß diese Ortschaften in Blüte dastanden und ihre Bevölkerung mit den mohammedanischen Nachbarn in ungetrübter Harmonie lebte. Ich glaube, daß jeder, der im Orient längere Zeit gelebt und sich Objektivität bewahrt hat, sagen wird, daß wir Moslems doch bessere Menschen sind — im Vergleich zu den orientalischen Christen. Was für Greueltaten haben übrigens die Spanier begangen, als sie ihre Entdeckungsfahrten unternahmen, wie grausam verfuhren die Franzosen bei der Eroberung Algeriens, die Engländer bei den indischen Aufständen, die Belgier im Kongostaat, von den Russen mit ihren sibirischen Greueln ganz zu schweigen! Soll man sich wundern, wenn dem geduldigen Türken, der die Armenier bis heute verhätschelte und als Dank dafür von diesen im eigenen Hause überfallen wurde, — die Galle ins Blut tritt! Haben nicht die Armenier, wie richtige Anarchisten, mit Dolch und Dynamit gewütet? Die Mächte lassen es nicht zu, daß wir Herr im eigenen Hause sind, stets kommen sie uns mit ihren Anträgen, Kapitulationen usw. Was irgend einem anderen Staate der Welt, und wäre es Monaco, recht und billig ist, gewähren uns die christlichen Mächte noch lange nicht. Der Kreuzzug gegen die Türkei wird von ihnen im geheimen immer noch fortgesetzt.

Frankreich und die Türkei. 1899.

Unser Verhältnis zu Frankreich läßt leider sehr zu wünschen übrig. Es ist offenbar, daß die Franzosen wegen des Besuches des deutschen Kaisers bei mir verstimmt sind! Wir haben in den letzten Jahrhunderten unsere Blicke zu sehr auf Frankreich gerichtet — seit den Tagen, da Ludwig XIV. erklärte, daß die anderen christlichen Fürsten Europas seiner Unterstützung im Kriege gegen die ritterlichen Osmanlis nicht wert seien, datiert die türkisch-französische Freundschaft. Gewiß, wir schulden jenen französischen Offizieren, welche unsere Armee und vornehmlich unsere Artillerie reformierten, großen Dank und haben ja oft auch noch später französische Offiziere in unseren Reihen gesehen; der Krimkrieg schuf endlich eine gewisse Waffenbrüderschaft zwischen beiden Nationen. Das letzte Säkulum unserer Geschichte kann man mit Recht das französische nennen. Die wichtigsten Reformen meines erhabenen Vorgängers Abdul Aziz und meines seligen Vaters Abdul Medschid sind französischen Ursprungs. Armee, Schule und Sprache waren bei uns bis neuerdings fast ganz französisch, die ersten

Eisenbahnen wurden von Franzosen gebaut. Natürlich ist es bitter für diese empfindlichen Messieurs, daß jetzt Deutsche unsere Instruktoren sind, daß in unseren Ministerien Deutsche sitzen — kein Wunder, daß sie die Erstarkung des germanischen Einflusses in der Levante mit Mißbehagen sehen. Noch vor zwei Jahrzehnten waren wir einem Bismarck die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht wert, und trotzdem hat Deutschland vermocht, alle anderen Nationen im Orient ohne Kampf zu besiegen. Ich muß sagen, daß der französische Botschafter Constans in sehr energischer Weise gearbeitet hat, um den französischen Einfluß im Orient zu stärken, er hat die französischen Missionen, diese Pioniere französischer Art, sehr unterstützt, er hatte ebenfalls Glück mit verschiedenen Konzessionen. In der Kaifrage war es wirklich ein Fehler von mir, die alten Privilegien der Franzosen zu vernichten. Von einem Konflikt treiben wir leider seit einiger Zeit in den andern hinein; erst hatten wir einen Postkonflikt, dann den mit dem internationalen Sanitätsrat, mit der Dette-Publique usw. Es ist schlimm, daß wir uns mit unseren alten Freunden entzweit haben. Ja — das ist „bela" (Verhängnis); es treibt nun einmal den Menschen dazu, das zu tun, was verkehrt ist. Was soll man dabei tun? Jedenfalls stehen wir uns dafür mit unserem Erbfeind, Rußland, heute besser denn je.

Bulgarien. 1903.

Ein interessantes Dokument hat mein Kaiserlicher Kommissar Nedschib (in Sofia) in seine Hände gebracht. „Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen," so schreibt der russische Botschafter (Sinowjew) meinem Vasall Ferdinand — „um Bulgarien selbständig zu machen. Warten Euere Königliche Hoheit eine bessere Gelegenheit ab; Rußland kann zurzeit keine Versprechungen machen. Vor allem wird es sich empfehlen, Österreich-Ungarn geneigter zu machen" usw. Der schlaue Nedschib hätte nicht so große Summen auszugeben brauchen, um sich diesen Brief zu beschaffen. Daß Ferdinand auch in Wien alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um dort Unterstützung für die Losreißung Bulgariens von der Türkei zu erlangen, hat mir mein Wiener Botschafter schon lange gemeldet. Trotz aller seiner Liebenswürdigkeit und Unterwürfigkeit zu uns ist dem Fürsten Ferdinand nicht zu trauen! Möge er es nur wagen, sich zum König auszurufen! Das können und dürfen wir niemals gestatten, wenn wir nicht unser Prestige als Großmacht einbüßen wollen. Die Adrianopler Truppen sollen in diesem Falle sofort nach Sofia marschieren. Rußland wird es sich überlegen, einzugreifen; Österreich würde einen groben Fehler begehen, wenn es Bulgarien in seiner Großmachtssucht unterstützen wollte.

Bulgarien und der Balkanbund. 1903.

Was helfen alle Beteuerungen des Fürsten Ferdinand, alle Beschwichtigungsversuche der bulgarischen Regierung! 20 000 Komitadschis stehen in Ru-

melien und beunruhigen unsere Grenzen. Nun tun die Mächte verwundert, daß wir mobilisieren, daß wir endlich den Bulgaren den Krieg machen wollen, um uns Ruhe zu schaffen. Schon hat sich Rußland mit Österreich verständigt, um gemischte Korps gegen uns zu entsenden, und ein französisches Geschwader erscheint auf Rußlands Geheiß in unseren Gewässern. Die russischen Zeitungen verkünden die Idee der Einigung aller Balkanvölker! Serbien, Bulgarien, Rumänien und Griechenland, zusammen mit den Christen Mazedoniens, Bosniens und der Herzegowina sollen einen Bund bilden, für den die russische Presse über 18 Millionen Seelen zusammenrechnet. — Zwietracht und gegenseitiges Mißtrauen verurteilen die Balkanstaaten zur völligen Ohnmacht, zur Rolle von Werkzeugen anderer. Es ist wahr, unsere Herrschaft in Europa gründet sich auf dieses Nichtverstehen der Balkanvölker! Wie denken sich die russischen Journalisten einen Zusammenschluß der Balkanländer? Serben und Bulgaren lieben sich nicht, letztere hassen die Rumänen, Griechen und Bulgaren sind bekanntlich Todfeinde. Die Bulgaren behaupten, daß in Makedonien die bulgarische Rasse vorherrsche, die Griechen behaupten, daß Makedonien eine griechische Bevölkerung habe und mit Gewalt bulgarisiert worden sei. Der Kirchenzwist (1870) hat die Griechen und Bulgaren auf ewig getrennt.

Die Engländer in Ägypten.

Die Engländer sind mehr zu fürchten wie jede andere Nation. Kein Versprechen ist ihnen heilig! Noch im November vorigen Jahres äußerte Lord Granville, daß die englische Politik in bezug auf Ägypten kein anderes Ziel verfolge, als es durch unsere Firmane vorgezeichnet sei. Im Juli 1882 erklärt der Admiral Seymour, daß Britannien nicht daran dächte, Ägypten zu erobern, noch in irgend einer Weise den Freiheiten der Ägypter nahe zu treten. Gleichzeitig versichert der englische Botschafter in Stambul (Dufferin), daß Großbritannien keine Sondervorrechte, nicht einmal Handelsvorrechte, in Ägypten anstrebe. Im August behauptet General Wolseley, daß die englischen Truppen nur in Ägypten erschienen seien, um die Autorität des Khediven wieder herzustellen. — All diese Versprechungen hat das perfide Albion nur zu bald vergessen. Der Einfluß meines Ober-Kommissars in Ägypten wird von den Engländern systematisch untergraben; wir sind dort einfach an die Wand gedrückt. Ich verstehe nicht, wie die Franzosen so schlapp sein können, dem allem ruhig zuzuschauen!

Englische Aspirationen auf das Kalifat.

Die Briten tun ihr Möglichstes, um unsere Autorität in Ägypten zu untergraben, und die ägyptischen Moslems sind von dem englischen Geiste bereits vergiftet. Die Ägypter glauben, daß die englische Kultur die allein seligmachende sei; sie setzen die Nationalität über die Religion. Sie glauben, daß die europäische

Zivilisation mit der eigenen verschmolzen werden kann. Aber lassen sich zwei so grundverschiedene Weltanschauungen wie die des Islams und die des Christentums je vereinen? Auch der Khedive ist bei aller seiner Rechtschaffenheit, die ich an ihm schätze, fast ein Giaur geworden. Wie sollte es auch anders sein? Erst seine Erziehung in Genf, dann auf dem Theresianum zu Wien — mußte er da nicht zum Europäer werden? Die Engländer möchten ihm gern das Kalifat in die Hände spielen, um den Einfluß des Islams zu brechen und um dasselbe in ihre Gewalt zu bringen. Kein rechtschaffener Moslem würde aber den Khediven als Herrscher der Gläubigen anerkennen. Ebenso könnten die Engländer auch Lord Cromer zum Kalifen proklamieren!

Bulgarien und der Panslavismus.

Was will Rußland anderes, als den Panslavismus bis zum Bosporus vorschieben! Die Bulgaren sind nur die Seibs, die Vorreiter dieses russischen Ansturms, sind und bleiben des Zaren gefügige Werkzeuge. Nur das Griechentum vermag dem Slaventum auf dem Balkan Paroli zu bieten. Allah sei Dank, daß sich Bulgaren und Griechen hassen wie Feuer und Wasser. Bulgarien ist nicht allein der Schützling Rußlands, sondern auch der Englands. Ist es nicht eine erwiesene Tatsache, daß das Balkankomitee in London enorme Summen hergibt für die Unterhaltung der bulgarischen Banden, welche unsere Grenzen überschreiten und seit Jahren keinen Frieden in unseren Grenzprovinzen aufkommen lassen? Stände Bulgarien finanziell nicht am Rande des Abgrunds, so hätte es uns schon längst mit Krieg überzogen. Der Krieg mit Bulgarien wird und muß kommen. Noch vor 7 Jahren hätten wir mit diesem bösen Gesellen abrechnen sollen, aber Rußland und England fallen uns jedesmal in den Arm, wenn wir zu einem Streiche gegen diese Balkanräuber ausholen. England und Rußland wühlen in unserem Hause, gleich zwei Ratten. Frankreich war uns ehedem ein zuverlässiger Rattenfänger, den wir im geeigneten Moment auf die beiden unliebsamen Nager loslassen konnten. Aber Frankreich versagt immer mehr. Allah sei Dank, daß wir in Deutschland Ersatz gefunden haben. Um sie alle in Schach zu halten, können wir unseren „ehrlichen Makler" gebrauchen.

Tripolis.

Der Besitz von Tripolitanien ist für uns sehr undankbar. Alljährlich kostet uns dieses Wilajet viel Geld, und die Intrigen der Italiener dort nehmen kein Ende. 54 Millionen Lire wollen uns die Italiener angeblich geben, wenn wir ihnen Tripolis „wirtschaftlich" öffnen und es ihrem Protektorat überlassen. Es ist zu überlegen, ob wir ihrem Drängen nicht nachgeben sollen? Da hätten wir dort unsere Ruhe, bekämen Geld, um andere Aufgaben zu erfüllen, und jedenfalls wäre es besser so, als daß uns das Land später mit Gewalt entrissen wird. Der beste

Verteidiger meiner Rechte in Tripolis bleibt der Scheich ul-Mahdi der Senussi. So leicht wird er die Italiener nicht hereinkommen lassen, soll er doch 30 000 Mann auf die Beine stellen können. Außerdem sind den Senussis fast alle Derwischorden der Welt mit einigen Hunderttausenden angegliedert. Stehen die Senussis auf, so gibt es für die Italiener einen Krieg, blutiger, wie der seinerzeit mit dem Mahdi im Sudan; genügend Gewehre und Kanonen haben wir ihnen zur Verfügung gestellt, sodaß sie sehr achtbare Gegner sind.

Deutschland und Frankreich im Orient.

Die Franzosen sind sehr ungehalten, daß ich die Deutschen bevorzuge. Nun, das hat seine guten Gründe! Der Kaiser würde es schon allein fertig gebracht haben, daß ich den Deutschen meine ganze Sympathie zuwende. Das ist ein Mensch, zu dem man Vertrauen und Liebe haben muß. Er ist ein bewundernswerter Mann und wie hat er sein Land hochgebracht! — Aber der Deutsche selbst an und für sich ist mir viel lieber wie der Franzose. In seinem Charakter steht er dem Osmanli viel näher, er ist wie dieser etwas langsam und schwerfällig, aber treu und ehrlich. Der Deutsche ist fleißig und arbeitet nachhaltig, der Franzose ist auch sehr arbeitsam, aber er arbeitet nicht mit der germanischen Energie, er verzettelt vielfach seine Kräfte durch unfruchtbares Politisieren. Der deutschen Beharrlichkeit haben die Franzosen nur ihre große Begeisterungsfähigkeit entgegenzusetzen, die nur zu bald, einem Strohfeuer gleich, verschwindet. Vor allem aber ist der Deutsche — was dem Franzosen meist abgeht — über alles, was er anfaßt, gründlich unterrichtet. Daß uns Osmanen die Franzosen gegen früher weniger sympathisch sind, erklärt sich auch daraus, daß sie uns Tunis genommen haben, sowie daß wir uns mit einer republikanischen Regierungsform nicht befreunden können. Dort, wo das Zepter des Monarchen fehlt, kann auf die Dauer keine Ordnung herrschen!

Rußland.

Die Erfolge Japans gegen die Russen müssen uns mit großer Freude erfüllen — die japanischen Siege sind auch unsere Siege! Es ist ein Glück für uns, daß sich Rußland mit seiner überschüssigen Kraft dem fernen Osten zuwendet, denn dadurch wird seine Stoßkraft am Schwarzen Meere geschwächt. Sobald sich die Russen etwas erholt haben, werden sie ja allerdings ihre Tätigkeit gegen uns wieder aufnehmen. Können sie die Ostsee nicht zu einem russischen Meere machen, so streben sie danach, das Schwarze Meer als solches zu gewinnen. Es ist das begreiflich und natürlich: Die Hauptwasseradern Rußlands, der Dnjestr, Dnjepr, Don und indirekt durch Kanäle auch die Wolga münden in das Schwarze Meer; die russische Kraft drängt nun darüber hinaus

durch die Meerengen dem Mittelmeer zu. Es mag ja eine bedeutsame Frage für Rußland sein, die Fessel der Dardanellen zu zersprengen, aber ebenso ist es für uns eine Lebensfrage, die Meerengen in unserem Besitz zu halten. Ständen wir uns mit Rußland in diesem Punkte nicht als unversöhnliche Gegner gegenüber, so könnten wir in der Tat die besten Freunde der Welt sein. In der ganzen Anlage des Staates ist zwischen dem Reiche des Zaren und meinem Reiche zu viel Gleiches und Verwandtes, nicht weniger auch im Charakter der beiden Völker selbst; das alles ist darauf zugeschnitten, die beiden Staaten eher zu Bundesgenossen, wie zu Erbfeinden zu machen! Hinzu kommt die Wechselwirkung, daß wir in Rußland viele Millionen Mohammedaner haben, während Rußland wiederum der Schützer der Orthodoxen Kirche in meinem Reiche und der Protektor keinen modus vivendi mit Rußland finden können!

Eine Konkurrenz des Suezkanals.

Ein interessantes Kanal-Projekt unterbreitet uns ein preußischer Offizier a. D.; er schlägt uns vor, den Suezkanal zu umgehen und ihm eine Konkurrenz zu schaffen. Die Höhenverhältnisse im Wadi-El-Araba ließen darauf schließen, daß das Tote Meer und der Golf von Akkaba einstmals durch Wasser verbunden gewesen seien. Die Durchstechung von kaum 90 km Land zwischen dem Toten Meer und dem Roten Meer würde genügen, um das ganze Gebiet in einer Breite von 25—30 km wiederum unter Wasser zu setzen. An Stelle des Jordantales und des Ghor — so führt der Herr weiter aus — wird dann ein großer Binnensee entstehen, an dessen Gestaden, wie in uralter Zeit, Handel und Wandel wieder erblühen dürften. Durch genaue topographische Aufnahmen müßte festgestellt werden, ob sich nicht von diesem weiten Binnensee, der mir zu Ehren „Abdul Hamid-See" genannt werden soll, eine Verbindung nach dem Mittelmeer herstellen ließe. Die politische Bedeutung dieser Kanäle dürfte nicht geringer sein, als die wirtschaftliche; ein Teil des Suezkanal-Verkehrs würde auf den Syrischen Kanal abgelenkt werden, die Türkei und deren befreundete Staaten werden dann unabhängig vom Suezkanal sein. Die Kosten sollen 120 Millionen nicht überschreiten. Diese Ausführungen des preußischen Offiziers verdienen unsere Beachtung; eine Spezialkommission soll sich damit beschäftigen und das Projekt nachprüfen.

* * *

Die „Tagebuchblätter" des Sultans Abdul Hamid II. werden in den nächsten Nummern von „Nord und Süd" fortgesetzt; das Märzheft wird die Äußerungen des Ex-Sultans zur „Religion und Geisteskultur", das Aprilheft die zur „Innern Politik der Türkei" bringen.

Diese „Memoiren" sind mir von durchaus vertrauenswürdiger Seite zugegangen, welche die Verantwortung für deren Authentizität übernimmt.

Mögen sie uns Europäer noch so sonderbar anmuten, so bilden sie doch einen bemerkenswerten Beitrag zur Psychologie dieses, trotz seiner Einseitigkeit, und vielleicht gerade wegen ihrer, bemerkenswerten Selbstherrschers.

Ich halte mich nicht für befugt, durch redaktionelle Randglossen und Vorbehalte das einheitliche Bild dieser in sich geschlossenen Weltanschauung und Staatsauffassung zu beeinträchtigen.

Der orientalische Despot von eigenem Gesichtsschnitt soll so zu Worte kommen, wie er sich seinen Treuesten gegenüber im engsten Kreise gegeben hat.

Ich übergebe daher diese Ausschnitte aus den „Memoiren" des Ex-Sultans ohne jeden Kommentar der Öffentlichkeit. Ludwig Stein.

(Fortsetzung folgt.)

König Nikolaus I.: Sonnenuntergang in Montenegro.

Erinnerung an den 1860 zu Cattaro ermordeten Fürsten Danilo, seinen Vorgänger.

Deutsch nachgebildet von Axel Lübbe.

In das weiche Meer
Will die Sonne sich legen . . .
Auf dem harten Land
Steht der tapfere Degen
Danilo, der Fürst.
Steht einsam am steinigen Strand,
Blickt wie gebannt ins Licht,
Hebt die Hand und spricht:
„Allmächtiges Gestirn!
Du bist von Gott gesandt;
Kehrst jetzt zu Ihm zurück,
Sprich Ihm von meinem Land,
Vom unglücklichen Land,
Darin ein armes Volk
Noch wartet auf das Glück . . .
O, ew'ge Sonne du!

Wenn morgen Gottes Hand
Dir's Osttor öffnen tut,
Du auffsteigst aus der Flut,
Dann jauchzen dir in jedem Land
Die Völker zu
Und Lieder voller Glut
Begleiten dich auf deiner Bahn,
Bis wieder gehst zur Ruh . . .
Ein Volk nur sang dir nicht — —
Es wohnt auf öden Steinen,
Muß seufzen und weinen . . .
. . Sahst du das nicht?!
Du schautest Gottes Angesicht,
Kennst ewige Gerechtigkeit,
Und meines Volkes bittres Leid
Empört dich nicht? — —

Und wenn zu Gott du davon sprichst,
Hört er dich nicht?! . . .
. . . . Gewiß verschwiegst du's Ihm . .
Sonne!!
Ich fluche dir und Ihm!"

Komm herauf vor Gottes Thron!
Sprich Ihm selbst von deiner Schmach,
Von dem Unglück der Nation!
Bist du deiner Berge tapf'rer Sohn,
Hilf dir selbst in deinem Ungemach!"

* * *

Das letzte rief der Fürst gar laut,
Dann blickt er scharf
Und sieht, der Sonnenball,
Der eben in die Fluten tauchen wollte,
Steht still mit einem Mal.
Und über ihm hebt an ein Zauberwesen,
Es flammen feurige Buchstaben auf,
Und folgende Worte sind zu lesen:
„Fürst Danilo, komm herauf!

Das Gestirn verlischt im dunklen Meer.
Fürst Danilo greift ans Herz.
Von den finstern Büschen her
Kam die Kugel,
Endet seinen Schmerz . . .
Und auf schwarzen Schwingen sinkt die Nacht
herunter . .
Unserm Lande — — gingen heut' zwei
Sonnen unter.

Wilhelm Georg:
Erinnerungen an Alfred von Kiderlen.

Als ich Alfred Kiderlen (das Wörtchen „von" und das Beiwort „Wächter" ließ er in Privatbriefen regelmäßig fehlen, vielleicht nicht ganz ohne Absicht!) kennen lernte, war er im 9. Jahre Gesandter in Bukarest. Er, der Fähigsten und Tüchtigsten einer, ertrug diese Art „Verbannung" in dem Balkanneste mit jener Dosis goldenen Humors, den ihm der Herrgott bis ans Lebensende gegeben. Daß er schließlich doch aus Bukarest herauskam, hat er Herrn von Bethmann Hollweg zu verdanken, der von Berliner Finanziers immer und immer wieder auf diesen Mann, der sich in der bosnischen Krise kurz vorher so glänzend bewährt hatte, aufmerksam gemacht wurde. Leicht war es für den Reichskanzler nicht, die Berufung Kiderlens durchzudrücken. (Fürst Bülow hatte es versucht, war damit aber ausgerutscht!) Zunächst mußte Paris freigemacht werden, wo Fürst Radolin behaglich saß. Der Botschafter dachte nicht daran, Herrn von Schoen, der aus der Gartenvilla Königgrätzerstraße 136 herauswollte, den Platz zu räumen. Als Fürst Radolin es schließlich doch tat, geschah es unter der von Radolin stipulierten Bedingung: Es dürfe nicht in der offiziösen Presse gesagt werden, daß er aus „Gesundheitsrücksichten" ins Privatleben gehe. Ein wenig Bosheit, an die man sich nicht störte . . .

Beim Kaiser setzte Herr von Bethmann Hollweg, der nicht nur ein philosophischer Träumer, sondern auch ein sehr energischer Staatsmann sein kann, die

Berufung Kiderlens schon in der ersten Audienz durch. Es ist falsch, was neulich durch süddeutsche Zeitungen ging, der Reichskanzler hätte im Falle einer ablehnenden Antwort des Kaisers demissionieren wollen. Nein, so war es nicht. Demissionieren wollte ein Anderer: Herr von Kiderlen. Er, der jahrelang mit Galgenhumor in den Wäldern Sinajas auf den Anstand ging und mit zuschauen mußte, wie sich die Mittelmäßigkeit immer breiter in der Politik machte, bekam es schließlich doch satt, ewig im Salon der Zurückgewiesenen zu sitzen. Nicht ohne Bewegung sagte er mir eines Tages, daß er dem Kanzler erklärt habe: „Wenn ich jetzt wieder zurückgewiesen werde, will ich meinen Abschied nehmen." Ein Jahr vorher hatte er mir noch, als in den Zeitungen sein Name als zukünftiger Staatssekretär laut wurde, ins Ohr geflüstert: „Sie, das glaub' ich nit, dann würden sie in Berlin aus der Not eine Tugend machen . . . . ."

In dem Jahr, das zwischen diesen beiden Äußerungen lag, war die Marokkokarre so gründlich verfahren worden, daß zu ihrer Liquidation eine erste Kraft notwendig wurde. Und eine andere erste Kraft wie v. Kiderlen gab es (außer dem Biebersteiner, der sich für die Rolle des Liquidators höflich bedankte,) bei uns nicht. Ich behaupte heute, daß der heiße Marokkosommer 1911, der an die Kraft des damals 59jährigen, der eben knapp die anstrengende Kissinger Kur beendet hatte, aus der man ihn zum dritten Male telegraphisch weggerufen hatte, ungeheuere seelische und physische Anstrengungen stellte, die Schuld an dem viel zu frühen Ableben dieses sonst so robusten Mannes trug.

Auch die Berufung zum Staatssekretär erreichte Herrn von Kiderlen beim Abschluß des Kuraufenthaltes an der Quelle des Rakoczy. Er hatte mir einige Tage — nachdem in den Zeitungen allerlei von der bevorstehenden Ernennung v. Kiderlens durchgesickert war, Andeutungen gemacht, was bevorstehe. Als mir dann ein Berliner Telegramm den Namen Kiderlens als den des neuen Staatssekretärs meldete, hatte ich mit v. K. gerade ein Rendez-vous im Kissinger Kurgarten verabredet. Schnell kaufte ich ein Dutzend Nelken und drückte sie ihm, der damals noch so elastischen Schrittes freudig erregt auf mich zukam, in die Hand: „Gottlob, Exzellenz, Bukarest liegt hinter Ihnen!" Noch sehe ich ihn, wie er die lange Zigarre aus dem Munde nimmt, wie die ursprüngliche Erregung einer stillen Resignation wich, die in die Worte ausklang: Lieber Freund, in Bukarest war's auch ganz schön . . . Wer, wie ich, die Entwickelung dieses Landes verfolgte und mit ihm so eng verwachsen ist, scheidet nach zehn Jahren nicht so leicht aus einem Kreis guter Menschen! Eins freut mich jetzt, wenn ich Abschied nehme, daß mein günstiges Prognostikon, das ich dem rumänischen Thronfolger gestellt, in Erfüllung geht. Sie haben ihn skeptisch aufgenommen, als er kam, weil sie ihn nicht erkannten, weil ihnen seine reichen Geistesgaben und edlen Charaktereigenschaften fremd waren. Ich habe für ihn eine Lanze gebrochen und ich freue mich dessen . . .

Nachts fuhr Kiderlen dann auf dringendes Ersuchen des Kanzlers nach

Berlin. Der Kaiser wollte noch allerlei mit dem neuen Staatssekretär besprechen. Als ich am anderen Morgen in die „Villa Germania" kam, um Herrn von Kiderlen zum Spaziergang abzuholen, war das Eckzimmer leer.

Nachstehender Brief, den ich im Hotel vorfand, brachte die Lösung:

Kissingen, Dienstag Nachmittag.

Lieber Herr Georg!

Ein Berliner Telegramm veranlaßt mich, noch heute Abend zu fahren. Leider sehe ich Sie nun hier nicht mehr und mit dem schönen Photographieren wird es zu meinem Bedauern auch nichts. Ich hoffe Sie aber recht bald in Berlin begrüßen zu können — wir werden dann sehen, ob mir Ihre Nelke Glück gebracht.

Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau und grüßen Sie den jungen Photographen, dem ich sehr — gegen meinen Willen — durch die Lappen gegangen bin.

Mit besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Kiderlen.

Der entzückende Humor, der aus allen Worten und Briefen Kiderlens spricht, der diesen Schwaben mit dem goldenen Herzen mir von Jahr zu Jahr lieber gemacht, klingt auch aus einem anderen Brief, den ich beim Niederschreiben dieser Zeilen nicht ohne das Gefühl der Wehmut lese. Er lautet:

Berlin, 2. Juli 1910.

Lieber Herr Georg!

Ich fahre zwar heute nach Sinaja, Briefe erreichen mich aber noch immer am sichersten unter der Adresse Berlin, Auswärtiges Amt, Wilhelmstraße 76, von wo sie mir täglich nachgesandt werden. Photographie hatte ich keine, sah zufällig die beifolgende in einem Schaufenster, ich sende sie Ihnen, bis ich eine bessere habe.

Besonders ähnlich muß sie nicht sein, da das Ladenfräulein auf meine Frage: Wer ist das? — — — ohne zu mucken, erwiderte: „Das soll so ein neuer Minister sein. . . .!"

Ihr Photograph kann es jedenfalls besser.

In großer Hetze

Ihr aufrichtig ergebener

Kiderlen.

Der Zug der Franzosen nach Fez drängte unsere Diplomatie zur Entscheidung, wenn die Scharte von Algeciras wieder ausgewetzt werden sollte. Hätte man Holsteins Rat damals befolgt und die Konferenz abgebrochen — dann war es besser für uns.

Kein anderer hätte die Marokkoaktion so geschickt einleiten können, wie Kiderlen, Holsteins Freund, es tat. Als ob er auf dem Anstand stehe, die Büchse in der Hand, verfolgte er jede Phase der französischen Marokkoexpedition. „Nur nicht stören, jetzt sind sie dort, wohin ich sie haben will ...." Eines Vormittags erschien der Staatssekretär bei mir im Hotel. Ich werde diese denkwürdige Stunde nie vergessen. Wir trafen uns im Vestibül. „Ich habe ein Attentat auf Sie vor! Begleiten Sie mich zur Bahn, Cambon kommt heute. In der Hand trug er die Depesche des Unterstaatssekretärs, die die Ankunftszeit meldete. Als wir nachmittags zur Bahn fuhren, war er in bester Laune. Er scherzte und erzählte mir von Paul Lindaus Aberglauben, der nur in Droschken mit bestimmten Nummern fahre. Nichts deutete in seinem Äußeren darauf hin, daß er vor einem historischen Moment, vor einer hochwichtigen Begegnung stehe. Bei der Begrüßung zwischen Cambon und Kiderlen, die einen sehr herzlichen Charakter trug — mir scheint, die beiden Männer verstanden sich besser, als die Chauvinisten hüben und drüben — stand ich in Sehweite. Nach fünf Minuten brachte der Botschafter seine Gemahlin ins Sanatorium, Kiderlen und ich fuhren zurück. Über die Geschäfte war in der Konversation nur mit einem Satze, den mir der Staatssekretär auf französisch wiederholte, die Rede. Am anderen Morgen traf ich beide Herren zufällig in der Salinenpromenade. Cambon sah ich schon von weitem gestikulieren, Kiderlen war ruhig — ein wandelndes Erzbild. Mittags kam der Staatssekretär zu mir ins Hotel. „Herr Cambon fährt nach Paris, sonst hätte sein Hierherkommen ja gar keinen Zweck gehabt!" meinte Kiderlen, mit den klugen Augen zwinkernd. Im Lesezimmer des „Hotel Büdel" entwarf ich dann das Telegramm, das der Staatssekretär durchsah, kurz redigierte und das zum ersten Male der Öffentlichkeit Kunde davon gab, daß in Kissingen eine Begegnung der beiden Staatsmänner stattgefunden habe.

Ich glaube 14 Tage später — vielleicht irre ich mich auch um einige Tage — ging der „Panther" nach Agadir. — —

Als ich Kiderlen im nächsten Jahre wiedersah, fand ich ihn merklich gealtert. Der Marokkosommer war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. „Wenn ich heute daran denke, dann kommt es mir vor, als ob alles so sehr weit zurückliegt ....", setzte er das Gespräch fort, das ich mit einem Hinweis auf unser letztes Zusammensein in Kissingen begann. Dann zeigte er mir auf der Promenade die Stelle, wo zum ersten Male aus Kiderlens Mund das in Paris so viel umstrittene Wort „Kompensation" — fiel. Man sollte einen Gedenkstein an jener Stätte errichten; die Kompensationen, die uns Frankreich gab, sind es wert. Die Zukunft wird darüber objektiver urteilen, als es die deutsche Presse im Sommer 1911 getan hat.

Als zum letzten Male im Juli 1912 meine Hand in der des Staatssekretärs zum Abschiednehmen ruhte, war er ernst und der Sorgen voll. Wir sprachen über

Bosnien, den Potsdamer Vertrag, über Baltischport, von dem man ihn, der doch die Fäden dieser Entrevue geknüpft, ferngehalten. Er war von dem Ergebnis dieser Entrevue, so wie sie in dem offiziösen Communiqué geschildert worden war, nicht sehr erbaut und er erblickte mit Recht in der Abfassung dieses Communiqués, das er, nebenbei bemerkt, für ganz überflüssig hielt („ich hatte s. Zt. über unsere Marienbader Begegnung trotz allem Drängen auch nichts veröffentlichen lassen und es ging auch so . . . .") eine Verbeugung vor der Tripleentente. Er hat mich damals auch autorisiert, es zu publizieren. . . . „Ich habe gar nichts dagegen, wenn meine Auffassung bekannt wird . . . ."

Er liebte es überhaupt nicht, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Und gerade das zeichnete ihn vor so vielen Diplomaten aus. Es steckte nichts Falsches in ihm. Er war aufrichtig und unerschrocken gegen jedermann. Das bewies er wahrlich nicht nur einmal in der Marokkoaffäre, wo er an einem sehr heißen Tag in seinem Arbeitszimmer einen stürmischen kriegslustigen Prinzen abkanzelte . . . . .

Wäre es nach ihm gegangen, das Endresultat von Agadir wäre ein anderes gewesen. Daß damals Fehler auch von der deutschen Diplomatie gemacht wurden, hat er später selbst eingesehen und zugestanden. Aber sie waren längst nicht so groß und so schwerwiegend, wie der — „Algecirasfehler!"

Die Marokkotage hatten Herrn von Kiderlen das Renommée eines „brutalen Diplomaten" eingebracht. Dieses Konterfei stammt von einem gewissen Zirkel im Berliner diplomatischen Korps, der jahrelang gewöhnt war, daß er mit faden Schmeicheleien von deutscher Seite traktiert wurde. Empört schrieb man aus diesem Zirkel einem mir befreundeten bundesstaatlichen Gesandten, den man (mit Unrecht) nicht auf Kiderlens Seite wähnte: „Les brutalités de Mr. Kiderlen ne sauveront pas l'Allemagne." Herr Cambon hat mit jenem Zirkel nichts zu tun. Er war während der Marokkotage ein ebenso aufrichtiger wie anständiger Gegner. (Ein anderer Berliner Botschafter hätte sich daran ein Beispiel nehmen können!) An einer Verständigung mit England hat Kiderlen nie gezweifelt. Als ich mich skeptisch dazu äußerte, hielt er mir vor: „Die Engländer sind viel zu kluge Geschäftsleute, als daß sie nicht einsehen sollten: So kommen wir beide nicht weiter . . . . . Glauben Sie sicher, die Sache wird, — egal, wer in London als Botschafter wirkt!" Weniger egal war's ihm, als Herr von Wangenheim nach Konstantinopel kam. „Mit meinem Willen geht er nicht hin . . . .!"

Daß der Staatssekretär — als Gesandter in Bukarest und Kenner des Orients — nicht in den Jubelhymnus auf das Jungtürkenregime in Konstantinopel einstimmen wollte, dessen politische Kanäle er aus jener Zeit, da er Herrn v. Marschall vertrat, sehr gut tarierte, hat man ihm — — verdacht. Und doch hat er Recht behalten! Die neueste Phase der politischen Lage — so

wie sie sich jetzt unserem Auge in Konstantinopel zeigt — ruft mir seine Worte ins Gedächtnis, die er mir am 11. August 1909 aus Sinaja schrieb:

„Ein bedenkliches Symptom für die Türkei sehe ich in der Wiedereinmischung von allerlei jungtürkischen Elementen in die Regierung, namentlich der sogen. Freiheitshelden à la Niazi Bey. In der Negative, dem Sturz des Abdul Hamidschen Regiments waren sie alle einig; ich kann den Boden noch nicht erkennen, auf dem sich Jungtürken, Alttürken, Parlament, Christen, Araber und Albanesen und das kleine Häuflein erfahrener und klarsehender Männer der Regierung, wie Gilmi Rifaat, Ferid etc. sich auch zu positivem Tun vereinigen sollen . . . ."

Dieser Brief ist heute bald vier Jahre alt. Ist er nicht mit wahrhaft prophetischem Blick geschrieben? — Ist Kiderlen nicht ein besserer Seher gewesen wie Herr von der Goltz? —

Ebenso scharfblickend zeigte sich der damalige deutsche Gesandte in Bukarest v. Kiderlen in der Kretafrage, in der er in einem Brief an mich meint:

„Die Verhätschelung der kretensischen Agitatoren durch die Herren „Schutzmächte" mußte natürlich ihre Früchte tragen. Auch hat sich wieder einmal die Schwierigkeit gezeigt, sein Versprechen zu halten, wenn man zwei Leuten denselben Gegenstand verspricht." —

Der tote Kiderlen hatte eine bessere Presse als der lebende. Heute sieht man, was wir an ihm hatten. Ein tragisches Schicksal reißt ihn in dem Moment aus seinem Wirken, wo er mit dem Schlußstein ein Friedenswerk krönen wollte, wie es aufzubauen nur einem Genie beschieden war! Daß ihm die Orden dafür entgangen sind, wird Kiderlen, so wie ich ihn kenne, dort droben im Himmel nicht schmerzen. Ein Minister, dem am 60. Geburtstag ein Briefchen eines alten armen Feldzugskameraden lieber ist als hundert Fürstentelegramme, kann nicht lüstern nach Sternen auf der goldgestickten Brust sein.

Max Roloff:
Der Panislamismus.

Der Zusammenbruch der europäischen Türkei ist vielen Kreisen, auch solchen, welche sonst über die Verhältnisse im nahen Orient gut unterrichtet zu sein pflegen, völlig unerwartet gekommen. Wie war das möglich? Man hat in den letzten Jahren in Deutschland das Studium des Islam, der nicht nur eine Religion, sondern auch ein politisches System darstellt, im Großen und Ganzen gröblich vernachlässigt und Dilettantenarbeiten mehr Wert zuerkannt, als sie in Wirklichkeit verdienen. So hat der Islam schließlich jene idealisierte Form angenommen, als welchen man ihn heute in Deutschland kennt; in Wirklichkeit besteht jedoch dieser idealisierte Islam nirgends. Daß die Islamkunde, d. h. die Erforschung der religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Zustände der Islamwelt, in Deutschland vernachlässigt worden ist, haben namhafte Orientalisten erkannt und, um diesem Mangel abzuhelfen, im letzten Frühjahr eine „Deutsche Gesellschaft für Islamkunde" gegründet.

„Unerwartet" ist der Zusammenbruch des letzten selbständigen muhamedanischen Staatswesens von einiger Bedeutung nur für den gekommen, der mit den Geistesströmungen im türkischen Volke unbekannt war. Professor Dr. M. Hartmann, welcher im Jahre 1910 ein Buch herausgegeben hat, „Unpolitische Briefe aus der Türkei", richtete am 1. Mai 1910 folgende Zeilen an den Schreiber dieser Studie: „Besonders wichtig ist mir Ihr Urteil über die Bulgaren. Für mich ist kein Zweifel, daß es vor dem 1. Januar 1915 (ich setze das Späteste, sonst vor dem 1. Januar 1913!) zur Eroberung Macedoniens durch die Bulgaren kommt, und die Osmanlis dann freiwillig nach Asien verduften. Die Ferdinandreise war nur eine Inspektion (die 50 Begleiter werden die Augen offen gehabt haben). Eine kleine Verzögerung könnte durch schleunige Thronfolge Jusuf Izzeddin's entstehen: der fähige und energische Mann könnte für eine Weile Ordnung schaffen in beschränktem Maße; es wäre aber nur eine Galgenfrist."

Mit dem Panislamismus und der muhamedanischen Propaganda hat man sich in Deutschland offiziell zum ersten Male auf dem II. Kolonialkongreß im Jahre 1910 beschäftigt, und zwar speziell mit der „Ausbreitung des Islam in Afrika und deren Bedeutung und Gefahren für die deutschen Kolonien". Der Referent, Lic. Arenfeld (Berlin), führte etwa folgendes aus: „Die Gefahr, welche die Früchte deutscher Kulturarbeit in unseren afrikanischen Schutzgebieten bedroht, wird in unseren Tagen immer deutlicher erkannt. Seit dem Eintreten der europäischen Kolonialherrschaft dringt der Islam zwar nicht mehr mit Feuer und Schwert vor, aber seine Propaganda unter den heidnischen Negerstämmen ist

nicht geringer geworden, ja, die neuere Zeit mit ihrer Erschließung der Landstriche für Verkehr und Handel bahnt dem Islam die Wege. Der wirtschaftliche Aufschwung zieht Hunderte von muhamedanischen Indern in's Land und Schutztruppe und Verwaltungsapparat haben Tausenden von Muhamedanern eine angesehene und machtvolle Stellung gegenüber den Eingeborenen geschaffen. Es gilt in Afrika das Wort: wohin der Europäer kommt, dahin kommt der Islam. Der Islam kommt dem Bedürfnis der Neger nach einem neuen innern Halt in den veränderten Verhältnissen entgegen, er paßt sich sehr geschickt ihren bisherigen Bedürfnissen an, läßt ihren Geisteskult und Polygamie bestehen und übt so zunächst eine viel größere Anziehungskraft aus, als das Christentum mit seinen ernsten sittlichen Forderungen. Die nächste Zeit wird entscheiden, ob Islam oder Christentum in Afrika herrschen soll. Der Sieg des Islam würde für die deutsche Kultur verhängnisvoll sein. Der Islam hat noch niemals zur Arbeit erzogen, wie es das Christentum tut. Der Moslim steht dem christlichen Herrn immer feindlich gegenüber, weil es ihm ein Glaubenssatz ist, daß die Ungläubigen nicht über ihn herrschen dürfen. Auch die ostafrikanischen Muhamedaner fühlen sich als Teile der großen islamischen Welt, deren Fanatismus nur auf die günstige Gelegenheit wartet, gegen die Christen die Fahne des Aufruhrs zu entfalten. Wir fordern nicht, daß die Regierung das Christentum begünstige oder den Islam unterdrücke, aber wir wünschen volle Religionsfreiheit und die Vermeidung des Anscheins, als ob die Kolonialregierung den Muhamedaner dem Christen vorzöge. Man gebe der christlichen Mission in wohlwollender Weise freie Hand, damit der Geisterkampf zwischen beiden Religionen ausgekämpft werden kann mit den geistigen Waffen."

In den deutschen Schutzgebieten in Afrika dürfte die Zahl der dort wohnenden Muhamedaner annähernd 3 Millionen betragen; freilich im Vergleich zur Gesamtbevölkerung dieser Gebiete ein geringer Prozentsatz, — annähernd eine halbe Million Muhamedaner dürften übrigens nach Abtretung eines Teiles des französischen Kongos noch hinzukommen; — aber wenn man bedenkt, daß der größte Teil der übrigen einheimischen Bevölkerung nahezu aus heidnischen Negern besteht, welche noch auf einer sehr tiefen Kulturstufe stehen und demnach in kolonial-politischer Hinsicht nicht mitzählen, dann bekommt die Zahl der Muhamedaner einen anderen Wert. Nun kann nicht geleugnet werden, daß von diesen drei Millionen Moslim ein großer Teil den in ihrem Gottesdienste herrschenden Geistesströmungen durchaus gleichgültig gegenübersteht; hiermit sind nicht etwa diejenigen gemeint, für welche die Religion nur ein Kleid ist und die man demzufolge Namen-Moslim nennen kann (wie man ja solche Leute in allen Religionen antrifft), sondern diejenigen unserer schwarzen Untertanen, welche wohl religiös gesinnt sind, aber allerlei heidnische Begriffe in den Islam mit hinübergenommen haben. Der, in theologischer und juridischer Hinsicht sehr strenge orthodoxe Islam, dem sie doch angehören, wird diese ehemaligen Heiden nie-

mals so beeinflussen, wie dies bei rein muhamedanischen Völkern der Fall ist; dennoch hat auch bei ihnen die Überzeugung feste Wurzel gefaßt, daß sie einem Gottesdienst angehören, der einmal zur Weltherrschaft berufen ist. Es würde demnach von einer politischen Kurzsichtigkeit und Gleichgültigkeit zeugen, wenn man einer Bewegung, wie sie der Panislamismus darstellt, jede praktische Bedeutung absprechen wollte.

I.

Der Panislamismus wurzelt in der Lehre des orthodoxen muhamedanischen Rechts, daß alle Muhamedaner, zu welcher Nation sie auch gehören, welche Muttersprache sie auch sprechen mögen, von Rechts wegen einem einzigen, idealen Staate angehören, und daß die verschiedenen muhamedanischen Fürsten nicht Souveräne sind, in dem Sinne, welchen wir diesem Worte beilegen, sondern daß sie alle einen der ihren als Oberhaupt anerkennen müssen. Es ist hierbei nicht nötig, daß alle muhamedanischen Fürsten, was die Regelung der inneren Angelegenheiten ihres Landes betrifft, von diesem Oberhaupt abhängig sind; ihre Autonomie kann so weit gehen, daß sie ihre Untertanen nach eigener Ansicht regieren, so weit dies das heilige und universale Gesetz des orthodoxen Islam erlaubt (arab. Schariah, türkisch Scheriet, nämlich: die Vorschriften des Korans [Allahs Wort], die Sunnah [geweihte Tradition von Muhameds Handlungen und Meinungsäußerungen], Idjmah [übereinstimmende Vorschriften von Muhameds Genossen und Mitarbeitern]). Es ist nicht einmal nötig, daß alle Fürsten ihrem Oberhaupte einen Tribut bezahlen. Eins ist aber unbedingt erforderlich: sie alle müssen ihn als den Bannerträger der Gemeinschaft der gläubigen Moslim den Ungläubigen gegenüber anerkennen und ihn als ihren Lehnsherrn betrachten; außerdem sind sie verpflichtet, diesem Oberfürsten ihre Streitigkeiten untereinander behufs friedlicher Regelung vorzutragen. Andere Ziele verfolgt im Grunde auch der Panislamismus nicht.

Das muhamedanische Recht verteilt die Erde in zwei große Teile: das Gebiet (dâr) des Islam, und das der Ungläubigen; das letztere wird auch im Arabischen genannt „Gebiet des Krieges (dâr-ul-harb)", weil es eine der ersten Pflichten ist, welche auf der muhamedanischen Gemeinde ruht, dies Gebiet, nötigenfalls mit Waffengewalt, zu erobern und die Bewohner desselben entweder zum Islam zu bekehren oder, wenn es Christen und Juden betrifft, diese dem muhamedanischen Herrscher zu unterwerfen. Dies letztere kann auf zweierlei Weise geschehen: das eroberte Land kann als Vasallenstaat dem muhamedanischen Reiche einverleibt und den Bewohnern eine gewisse Autonomie belassen werden, oder diese unterwerfen sich individuell den Moslim und behalten ihren Gottesdienst und zum großen Teil auch ihre eigene Rechtspflege. Dieser Grundgedanke einer staatlichen Einheit aller Gläubigen wird von den alten arabischen Juristen, deren Werke

heute noch in der islamischen Welt als Autorität gelten, so konsequent durchgeführt, daß sie nur zwei Arten von Krieg kennen; nämlich auswärtige Kriege, gegen Ungläubige, und Kriege zur Wiederherstellung der Ruhe im Innern, welche letzteren wieder verteilt sind in Kriege gegen Abtrünnige vom Islam, gegen Räuberbanden und gegen Rebellen. Wenn im Laufe der Zeiten muhamedanische Fürsten untereinander Krieg geführt haben, dann wurden stets die Vorschriften für diese letztere Art von Krieg, gegen Rebellen, befolgt; weil in solchen Fällen der eine kriegführende Fürst nach der Schariah die Autorität des andern nie anerkennen konnte, ohne sich selbst als Rebell zu brandmarken. Zwei Stellen im Koran [II, 28*) und XXXVIII, 25**)] schreiben ausdrücklich vor, daß stets ein muhamedanischer Oberfürst auf Erden anwesend sein müsse, nämlich der Statthalter Allahs auf Erden; außerdem besteht noch eine Tradition von Muhamed, welche sagt, daß, wenn sich neben diesem Oberhaupte noch eine zweite Person als solches aufwerfen sollte, diese als Rebell betrachtet und getötet werden müsse. Aus Obengesagtem geht demnach logisch hervor, daß ein nicht-muhamedanischer Fürst von den gläubigen orthodoxen Moslim prinzipiell n i e m a l s als ihr rechtmäßiger Souverän angesehen werden darf, höchstens können der eigene Vorteil oder die Tatsache, daß der ungläubige Fürst der stärkere ist, die Moslim dazu zwingen, sich diesem örtlich und zeitlich zu unterwerfen. Eine Stelle im Koran (IV, 140)***) weist übrigens ausdrücklich darauf hin, daß es den Ungläubigen unbedingt verboten ist, über Muhamedaner zu herrschen.

Es ist überflüssig, zu beweisen, daß die hier umschriebene Bewegung des Panislamismus eine ganze andere ist, als ähnliche Bestrebungen bei einigen europäischen Völkern, welche, obwohl einer Rasse angehörend, staatlich dennoch von einander geschieden sind. Ein Pangermanist z. B. kann wohl behaupten, die Niederländer, Flamländer und deutschsprechenden Schweizer seien verirrte Brüder des großen germanischen Stammes, aber es wird nicht in ihm aufkommen, in Paris oder in Madrid pangermanistische Propaganda zu treiben. Ebenso verfolgen die Ultra-Panslavisten wohl das Ziel, Bulgaren, Polen, Serben, Czechen und andere slavische Stämme unter das Zepter e i n e s slavischen Herrschers zu vereinigen, aber der Gedanke, auch Germanen dieser Wohltat teilhaftig werden zu lassen, liegt ihnen fern, es sei denn, daß ihre Wohnplätze durch eine slavische Bevölkerung umgeben oder begrenzt sind, wie dies z. B. bei den Deutschen der Ostseeprovinzen und den Finnen der Fall ist. Die Ausbreitung der russischen Herrschaft in Asien über größere und kleinere Staaten, die doch auf die Dauer ihre Selbständigkeit nicht behalten können, hat ebenfalls mit dem Panslavismus

*) „Da sprach dein Herr zu den Engeln: Ich will auf Erden einen Statthalter setzen."

**) „O David, wir haben dich zum Statthalter (wörtlich Chalifah) auf Erden eingesetzt."

***) „Und Allah wird nicht zugeben, daß die Ungläubigen etwas über euch vermögen."

nichts gemein. So ist es auch mit dem Panhellenismus und dem Panbritanismus. Diese und ähnliche Bestrebungen nach nationaler Einheit beruhen auf einer ethnologischen Grundlage, sie sind beschränkt auf ein geographisches Gebiet, von stammverwandten Völkern bewohnt. Wohnt man außerhalb dieses Gebietes, so kann man wohl manchmal Unannehmlichkeiten haben von diesen Chauvinisten, aber das Volkstum fremder Stämme ist nicht im geringsten bedroht. Anders verhält es sich mit dem Panislamismus; er beruht nicht auf einer in der Natur begründeten, sich organisch entwickelnden ethnologischen Einheit, sondern auf einer religiösen Einheit, welche einen rein mechanischen Charakter trägt, und gründet sich auf das Dogma der Ausbreitung des Islam mit dem Schwerte, vor allem aber auf das Dogma der verpflichteten staatlichen Unterwerfung aller Ungläubigen unter den idealen Herrscher der muhamedanischen Welt, auch ohne daß sie den Islam annehmen. Dieser Charakterzug des Panislamismus ist die Ursache, weshalb er sich an alle diejenigen Moslim wendet, welche noch nicht Untertanen des großen idealen muhamedanischen Reiches sind, namentlich aber an die Gläubigen, welche in den Kolonien christlicher Mächte leben. Sind in unseren Tagen die Machtverhältnisse zwischen christlichen und muhamedanischen Staaten auch solche, daß an eine Ausbreitung des Islam mit dem Schwerte oder an eine Massenerhebung der Moslim in den christlichen Kolonien nicht mehr gedacht werden kann, so ist dennoch die Besorgnis, mit welcher man in Europa den Panislamismus beobachtet, nicht ohne Grund, namentlich, wenn man im Auge behält, daß der gläubige Muhamedaner die gesamte panislamitische Bewegung auf einen ausdrücklichen Befehl Allahs zurückführt. Solange Muhamedaner unter dem Zepter eines christlichen Fürsten leben, wird die Kluft, welche die Gläubigen von den Ungläubigen trennt, nicht eher überbrückt sein, bis die ersteren das Christentum angenommen haben; materielle Vorteile, die wir unseren muhamedanischen Untertanen gewähren, können uns behilflich sein, daß die scharfen Ecken und Kanten etwas abgeschliffen werden, aber die Kluft bleibt dennoch bestehen.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand: die Art und Weise, auf welche der Panislamismus seine Propaganda betreibt, steht in engem Zusammenhang mit der Behauptung der türkischen Sultane, gerade sie seien als die Nachfolger der Chalifen des großen muhamedanischen Reiches im Mittelalter die zur Weltherrschaft berufenen Fürsten aller orthodoxen Muhamedaner. Hierdurch wird die Sache viel bedenklicher, denn hierdurch bestreitet der Panislamismus grundsätzlich und theoretisch europäischen Mächten das Recht, über Muhamedaner zu herrschen, und arbeitet geradezu im Interesse eines bestimmten fremden Souveräns. Nun kann man unmöglich von den türkischen Sultanen verlangen, daß sie auf Grund ihrer politischen Antecedentien die von gläubigen Muhamedanern gemachten Versuche, sie als die einzigen rechtmäßigen Herrscher aller Moslim zu betrachten, öffentlich ignorieren; eine europäische Regierung, welche über

Millionen Muhamedaner herrscht, kann aber auf der anderen Seite auch nicht zugeben, daß ein Teil ihrer Untertanen einem fremden Fürsten huldigt. Es ist dies eine der heikelsten orientalischen Fragen, die man — im Interesse beider Parteien — am besten ruhen läßt, in der Hoffnung, daß sie sich später, bei der Handhabung eines status quo, einmal von selbst lösen wird. Die Bedeutung dieser Frage wird noch heikler, wenn man im Auge behält, daß es sich für die eine Partei nicht nur um politische, sondern auch um religiöse Zukunftsideale handelt; deshalb ist es das Beste, daß sich die Diplomatie hier nicht einmischt. Die Prediger des Panislamismus scheinen oder wollen nicht begreifen, daß sie dem türkischen Sultan eigentlich einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie diesen als den Bannerträger des Panislamismus in den Vordergrund stellen, denn sie können hierdurch die Hohe Pforte nur in Verwicklungen mit andern Mächten bringen, ohne doch für die Sache des Islam selbst irgendwelchen Vorteil zu erlangen. Jeder, welcher es wirklich gut mit der Türkei meint und ein aufrichtiger Muhamedaner ist, sollte im Gegenteil so wenig wie möglich über das Chalifat, oder besser das eingebildete Chalifat der türkischen Sultane sprechen, sodaß die Chalifenwürde langsamerhand ein einfacher geistlicher Titel wird. Daß die türkischen Sultane, und auch die Jungtürken, diese Auffassung der Dinge nicht teilen, sondern sich im Gegenteil an der panislamitischen Propaganda eifrig beteiligen, ist zur Genüge bewiesen.

II.

Zum besseren Verständnis des Panislamismus ist es nötig, zunächst einmal festzustellen, wie sich das Religionsgesetz (Schariah) der orthodoxen Muhamedaner den idealen Souverän aller Moslim vorstellt; am ausführlichsten wird dies Thema behandelt von dem arabischen Juristen Mâwerdi (gest. 1058) in seinem Buche „al-Ahkâm as-Soltânijah", welchem Werke die folgenden Ausführungen zum größten Teile entnommen sind.

Obgleich die arabischen Juristen nicht einstimmig sind in der Beantwortung der Frage, ob die Souveränität im allgemeinen ein Begriff des Naturrechts oder des religiösen Gesetzes ist, welchem die Moslim im besonderen unterworfen sind, so sind sie sich doch darin einig, daß die Muhamedaner einen Anführer (Imâm) haben müssen, welcher sie in Friedenszeiten regiert und in Kriegszeiten an der Spitze der Armee marschiert. Das Naturrecht (arab. hokm) entspringt aus dem menschlichen Verstande ('aql), während das Schariah-Recht göttlichen Ursprungs ist und auf Koran IV, 62*) beruht. Die Gemeinschaft der

*) „O, ihr Gläubigen, gehorchet Allah, seinem Gesandten und denen, welchen Autorität über euch gegeben ist. Bringt eure Streitigkeiten vor Allah und seinen Gesandten."

gläubigen Moslim ist Allah gegenüber dafür verantwortlich, daß stets ein solcher Imâm auf Erden anwesend sei; von dieser Pflicht ist die gläubige Gemeinde nur dann entbunden, wenn die Übermacht der Ungläubigen dies nicht zuläßt. Um zu verhindern, daß in der Folge die von unseren Ausdrücken „Souverän" und „Souveränität" abweichende arabische Bedeutung für „Imâm" und „Imâmat" Veranlassung zu Verwechslungen gibt, sollen hier nur die letzteren beiden arabischen Ausdrücke gebraucht werden. Dieser Imâm ist der „Herrscher aller Gläubigen" (Emir-al-mominin) und der „Statthalter Allahs auf Erden" (Thill-Allah fî l'-ardh). Sein Titel ist „Chalifah", wovon unser Chalif, ein arabisches Wort, welches sowohl „Statthalter" wie „Nachfolger" bedeutet. In ersterem Sinne ist er „Chalifat-Allah" d. h. Statthalter Allahs, in letzterem Sinne „Chalifat-Rasul-Allah" d. h. Nachfolger des Propheten Allahs, nämlich Muhameds. Er ist verpflichtet, dem Schariah-Gesetz gemäß zu handeln, ist aber im übrigen nur Allah Verantwortung schuldig. Im Koran wird ihm geraten, in allen wichtigen Angelegenheiten, bevor er einen Entschluß faßt, die Meinung der frömmsten und klügsten seiner Untertanen zu hören, aber er ist nicht verpflichtet, nach der Stimmenmehrheit zu handeln. Eine Art Staatsrat ist demnach in einem muhamedanischen Reiche selbst im Koran, wenn auch indirekt, vorgeschrieben; aber eine Volksvertretung in unserem Sinne ist nach dem muhamedanischen Recht vollkommen ausgeschlossen. Der Imâm ist nicht nur oberster Verwaltungsbeamter, Haupt der Rechtspflege und oberster Kriegsherr, sondern auch der erste Geistliche, der pontifex maximus in seinem Reiche.*) Seine gesetzgeberische Befugnis ist beschränkt auf diejenigen Angelegenheiten, über welche das Schariah-Gesetz keine Vorschriften enthält, oder ausdrücklich auf lokale Gebräuche und das Gewohnheitsrecht hinweist. In Glaubenssachen hat er nicht den geringsten Einfluß, es sei denn, daß er persönlich ein Theologe von so eminenter Bedeutung ist, daß er sich in dieser Hinsicht Ansehen zu verschaffen weiß. Unrecht und Willkür sind dem Imâm aufs strengste verboten; ja, was noch mehr sagt, alle seine Handlungen müssen davon Zeugnis ablegen, daß er einzig und allein auf das Wohlsein der Gemeinschaft der Gläubigen bedacht ist, und zwar mit vollständiger Zurücksetzung seiner eigenen persönlichen Interessen und die seiner Familienangehörigen und Freunde. Obwohl Fürst von Gottes Gnaden, so ist das Volk doch nicht für ihn, sondern er für das Volk da. Befolgt er die Vorschriften des Schariah-Gesetzes nicht, oder zeigt er sich aus anderen Gründen zur Regierung

*) Da der Islam keine „Geistlichen" kennt in unserem Sinne, ist es nicht richtig, wenn in den europäischen Sprachen das Wort „Chalif" mit „geistliches Oberhaupt" übersetzt wird; demnach würde der Chalif eine Art Papst des Islam sein. Die geistlichen Funktionen des Chalifen haben wohl viele Übereinstimmung mit dieser Idee, aber der Chalif hat, wie oben erwähnt, auch noch andere Funktionen zu verrichten. Jeder fromme Moslim, ist er auch Privatmann, darf im Islam die Funktion als Geistlicher verrichten.

untauglich, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden, ihm noch ferner Gehorsam zu leisten; umgekehrt aber sind diese dem Imâm zu striktem Gehorsam und Beistand verpflichtet, solange er als rechtmäßig gilt und im Interesse der gläubigen Gemeinde des Islam regiert. Dort, wo er nicht persönlich dem Gottesdienste beiwohnt, wird sein Name in dem öffentlichen Freitagsgebet in allen Moscheen von der Kanzel herab erwähnt, und zwar an der Stelle, wo um Allah's Segen für die gläubige Gemeinde und die Ausbreitung des Islam gefleht wird. Weigerung, seine Befehle auszuführen, ist nicht nur strafbar als Rebellion gegen das Staatsoberhaupt, sondern auch Sünde gegen Allah. Man könnte die im Schariah-Gesetz beschriebene ideale Regierungsform als einen gelinden Despotismus bezeichnen, da die Untertanen das Recht haben, den jeweiligen Imâm zu beseitigen, wenn seine Handlungen nicht mehr mit den Vorschriften der Schariah übereinstimmen. In Koran IV, 62 heißt es wörtlich: „O ihr Gläubigen, gehorchet Allah, gehorchet seinem Gesandten und denen, welche unter euch ein Amt bekleiden, und seid ihr in irgend einer Sache untereinander uneins, so bringt es vor Allah und seine Gesandten." Der Koran-Kommentator Baidhâwi (gest. 1286) erklärt diese Stelle folgendermaßen: „Die Worte „welche unter euch ein Amt bekleiden" beziehen sich auf die Obrigkeiten der Moslim, sowohl zu Zeiten Muhameds, wie auch später. Hierzu gehören die Chalifen, die Richter und die Kriegsobersten. Der Befehl, diesen Personen Gehorsam zu leisten, wird hier gegeben, nachdem ihnen Allah im vorhergehenden Verse Redlichkeit und genaue Gesetzeserfüllung vorgeschrieben hatte. Der 62. Vers enthält demnach die Ermahnung, es sei nötig, den Obrigkeiten zu gehorchen, solange diese auf dem Boden des muhamedanischen Rechts stehen. Manche meinen, daß sich dieser Vers auch auf die Rechts*gelehrten* bezieht, weil sie unter diejenigen gehören, welche „ein Amt bekleiden". „Und seid ihr in irgend einer Sache untereinander uneins", d. h. die Gläubigen mit ihren Obrigkeiten, „so bringt es vor Allah", d. h. zieht sein Buch, den Koran, zu Rate, „und seinen Gesandten", d. h. fragt Muhamed um Rat, als er noch lebte, aber nach seinem Tode die Sonnah, d. h. die geweihte Tradition." So weit Baidhâwi.

Im übrigen ist der Imâm ein gewöhnlicher Mensch, der sich gerade deshalb, weil ihn Allah so hoch gestellt und ihm so große Macht gegeben hat, um so mehr durch treuere Pflichterfüllung auszeichnen muß, als seine Untertanen. Seine Würde ist heilig, nicht aber seine Person. Als Mensch ist er nicht mehr, als jeder andere Gläubige, der dasselbe Maß von Glauben und Frömmigkeit besitzt. Seine Frauen und sonstigen Familienmitglieder sind gewöhnliche Menschen ohne irgendwelchen Titel oder sonstige Vorrechte. Selbst die Söhne des Imâm haben als solche kein Recht auf die Thronfolge; sie müssen als Thronfolger vom regierenden Imâm bei dessen Lebzeiten angewiesen werden, oder nach dessen Tode von den angesehensten Männern der muhamedanischen Gemeinde zum Imâm gewählt werden. In beiden Fällen können sie übrigens nur dann zur Würde eines

Imâm oder Thronfolgers erhoben werden, wenn sie persönlich den in der Schariah dafür gestellten Bedingungen entsprechen; d. h. sie müssen volljährig, freie, orthodoxe Moslim männlichen Geschlechts sein, es darf nichts Nachteiliges über sie bekannt sein, sie müssen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sein, und sie dürfen keine körperlichen Gebrechen haben, welche an ihrer äußeren Haltung oder ihren Manieren erkennbar sind. Was die anderen sittlichen Eigenschaften betrifft, wie Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Gesetzeskunde, hierüber wird in der Schariah keine scharfe Grenze gezogen, welchem Umstande es zuzuschreiben ist, daß die Beurteilung dieser Eigenschaften dem subjektiven Ermessen des Imâm, welcher seinen Nachfolger anweist, oder der Notabeln, welche einen neuen Imâm wählen, überlassen bleibt. In beiden Fällen ist die Annahme des Imâmats oder der Thronfolge nichts anderes als ein Kontrakt, und zwar im ersteren Falle mit dem regierenden Imâm als Bevollmächtigter der gläubigen Gemeinde, und im anderen Falle mit der Gemeinde selbst.

Die hier in kurzem besprochene im höchsten Grade merkwürdige, und im Grunde echt demokratische Auffassung der fürstlichen Würde wird jedoch logisch nicht mehr befolgt hinsichtlich der Vorschrift, daß der Imâm dem arabischen Stamme der Koraischiten angehören muß. Dem Schariah-Gesetz zufolge ist nämlich die arabische Nation die edelste der Welt. Die gewöhnlichste arabische Frau, welche einen Mann heiratet, der einer anderen Nation angehört, wäre er auch ein Fürst, schließt eine Mesalliance, welche in den meisten Fällen schon die Schariah unmöglich macht oder doch erschwert. Der gewöhnliche arabische Kameltreiber jedoch kann jede Frau anderer Nationalität heiraten, da das muhamedanische Recht für den Mann keine Mesalliance kennt. Reichtümer und äußere Ehren sind in den Augen des Sohnes der Wüste nichts im Vergleich mit einer unantastbaren und auf viele Geschlechter fußenden Genealogie. Das Schariah-Gesetz versteht jedoch unter „Araber" allein die Angehörigen der rein arabischen Stämme, aber nicht das Gemisch von allerlei Nationalitäten, woraus sich u. a. die Bevölkerung von Mekka zusammensetzt; Mekka ist die am wenigsten arabische Stadt in Arabien. Muhamed selbst hat wiederholt erklärt, daß das Oberhaupt aller gläubigen Moslim seinem eigenen Stamme, dem der Koraischiten, angehören müsse, welcher Stamm von jeher bei den Arabern als der edelste galt. Spätere Juristen gingen selbst noch weiter, indem sie als die edelste Familie dieses Stammes die von Hâschim bezeichneten, welcher der Prophet selbst entsprossen war. Diese Familie zählt heute noch zahlreiche Glieder, welche alle in direkter männlicher Linie abstammen vom Chalifen Ali und Muhameds Tochter Fatimah. Sie führen den erblichen Titel Scharif oder Sajid. Man kann demnach die Mitglieder dieser Familie Hâschim als eine Art Erbadel im Islam betrachten, und zwar erblich in dem Maße, daß keine Fürstengunst imstande ist, jemand von weniger hoher Herkunft in diesen Adel aufzunehmen. Um Imâm zu werden, ist es jedoch nicht nötig, Scharif oder Sajid zu sein, es genügt, wenn

der Betreffende Koraischit ist; wohl dient es als eine Art Empfehlung für diese Würde. Gewöhnlich wird von Europäern dieser nationale Hochmut der Araber damit in Verband gebracht, daß der Prophet Muhamed ihrer Nation angehörte, jedoch mit Unrecht; bereits in der vor-islamischen Zeit hielten sich die Araber für ebenso vornehm wie heute, und von jeher galt der Stamm der Koraischiten als der edelste unter ihren Stämmen. Nur die Titel Scharif und Sajid hängen mit dem Islam zusammen.

Oben wurde schon angedeutet, daß der Imâm das Recht hat, seinen Nachfolger anzuweisen. Hierfür kann er seinen Sohn, ein anderes Familienglied oder einen Fremden wählen, wenn derselbe nur Koraischit ist. Der zum Nachfolger Bestimmte muß aber auch den Vorschriften entsprechen, welche das Schariah-Gesetz in dieser Hinsicht gibt, er muß u. a., wie schon erwähnt, volljährig sein, und zwar bereits am Tage der Anweisung. Dies ist der Schlüssel für die sonst fremdartig scheinende Tatsache, daß in den Chalifendynastien des Mittelalters nicht immer der Sohn vom Vater als Nachfolger bestimmt wurde. Ein Chalif, welcher bei seiner Thronbesteigung nur minderjährige Söhne hatte, zog es vor, namentlich im Hinblick auf die Unsicherheit und die Lebensgefahr eines orientalischen Fürsten, das Imamat dadurch seiner Familie zu erhalten, daß er sofort bei seiner Thronbesteigung z. B. seinen volljährigen Bruder als Nachfolger bestimmte; er wartete nicht ab, bis sein ältester Sohn volljährig war, da er seines Lebens nie sicher war und bei einem plötzlichen Tode nicht wissen konnte, ob dann nicht ein Koraischit aus einer anderen Familie zum Imâm gewählt werden würde. Hat der als Nachfolger Bestimmte die Thronfolge einmal angenommen, so hat er auch ein kontraktliches Recht darauf, welches Recht ihm durch etwaige spätere, jedoch einseitige Willensänderung des regierenden Imâm nicht mehr verloren gehen kann.

Wird der Thron vakant, und ist kein Nachfolger angewiesen, dann wird ein neuer Imâm gewählt, und zwar von den Notabeln des Volks, den Juristen, oder eigentlich den Schriftgelehrten, „die Personen, welche entbinden und binden können" (arab. ahl al-hall wa 'l-aqd). Dies sind die angesehensten Gelehrten, Kriegsobersten, Stammeshäuptlinge und andere angesehene Personen, vorausgesetzt, daß sie die Befugnis haben, als Zeuge vor Gericht auftreten zu können. Das Gesetz fordert, daß die Versammlung, welche die Wahl verrichtet, als eine würdige Vertretung der muhamedanischen Gesamtgemeinde gelten kann; doch es betrachtet die Frage, ob dies auch wirklich der Fall ist, als eine quaestio facti. Soviel ist gewiß, daß es nicht nötig ist, alle Notabeln des Reiches in die Hauptstadt zu berufen, und es ist selbst mit der Möglichkeit gerechnet, daß in verschiedenen Teilen des Reiches verschiedene Personen als Imâm gewählt werden können. Es bestehen wohl Vorschriften darüber, welche Wahl in solchen Fällen als gültig zu betrachten sei, aber diese Vorschriften stehen alle auf sehr

schwachen Füßen. Natürlich ist immer nur der wählbar, welcher den für die fürstliche Würde vorgeschriebenen Bedingungen entspricht.

Wenn der Thron vakant wird, ohne daß ein Nachfolger angewiesen worden ist, und keine Gelegenheit besteht, einen neuen Imâm zu wählen, dann kann jemand, nach dem Urteil späterer Juristen (u. a. Nawawi, gest. 1278), auch Imâm werden durch das Recht des Stärkeren (arab. istîlâ, wörtlich: „sich der Regierung bemächtigen"). Der Islam soll ja doch nie ohne ein sichtbares Oberhaupt sein, man muß demnach in solchen Fällen die Sache als ein Fait accompli betrachten und den Imâm als solchen anerkennen; es ist dann auch nicht nötig, daß das neue Oberhaupt den vom Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen entspricht. So kann unter Umständen z. B. auch eine Frau oder ein Minderjähriger als rechtmäßiger Imâm den Thron besteigen. Wohl ist es erforderlich, daß wirklich ein Fait accompli besteht, d. h. die Person, welche sich des Imamats bemächtigt, muß auch wirklich die Macht besitzen, sich auf dem Throne zu halten, sie muß die Regierung führen im Interesse der Moslim, wie es die Schariah vorschreibt, und endlich, der neue Imâm darf kein Ungläubiger sein. Ein neuerer Jurist, Baidjuri (gest. 1844 in Kairo), äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen: „Drittens kann jemand Imâm werden durch das Recht des Stärksten. Wenn sich nämlich ein Moslim mit Gewalt des Thrones bemächtigt hat, muß er als gesetzmäßiger Imâm anerkannt werden, fehlen ihm auch die Eigenschaften, welche das Gesetz fordert, er kann selbst minderjährig oder weiblichen Geschlechts, eine Person von schlechtem Lebenswandel oder nicht im Vollbesitz seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit sein, wenn seine Regierung nur dient zur Förderung der Sache des Islam. Seine Befehle und Anordnungen müssen befolgt werden als ein Gesetz der Notwendigkeit. Was einen Ungläubigen betrifft, so kann dieser niemals als Imâm anerkannt werden, hat er sich auch wirklich durch Gewalt des Thrones bemächtigt. Denn der Allerhöchste sagt im Koran: ‚Allah wird niemals die Ungläubigen über die Gläubigen stellen.'" Es ist selbstredend, daß sich eine Person, welche den gesetzlich angewiesenen oder den gewählten Imâm vom Throne gestoßen und die Regierungsgewalt an sich gerissen hat, niemals auf das Fait accompli berufen kann, wenn der vom Throne Gestoßene den in der Schariah geforderten Bedingungen für das Imamat entsprach.

Außer durch den Tod, durch Abdankung, durch Kriegsgefangenschaft, aus welcher der Imâm voraussichtlich in absehbarer Zeit nicht befreit werden kann, wird der Chalifenthron auch vakant, wenn, wie schon erwähnt, der Imâm die Vorschriften des Schariah-Gesetzes nicht befolgt, oder die körperlichen und geistigen Eigenschaften verliert, welche für das Imamat gefordert werden. In beiden Fällen ist ein positiver Beweis nötig, doch das Urteil hierüber ist der öffentlichen Meinung unter den gläubigen Moslim überlassen, oder besser, den Männern, welche als Organe und Führer der öffentlichen Meinung gelten. Jedenfalls beschließt bei jedem einzelnen Gläubigen in letzter Instanz das eigene Gewissen darüber, ob

das Schariah-Gesetz erlaubt, einem Imâm noch länger Gehorsam zu leisten oder nicht. Keine einzige sichtbare Macht vermag in dieser Hinsicht, nach den Dogmen des orthodoxen Islam, das Gewissen der gläubigen Gemeinde sittlich zu beeinflussen.

Zum besseren Verständnis des Imamats sei hier Erwähnung getan von zwei Kategorien hoher Staatsbeamter, welche dem Imâm in der Verwaltung des Reiches zur Seite stehen, nämlich die Wesire und die Gouverneure der verschiedenen Provinzen. Der Wesir ist ungefähr dasselbe, was im Abendlande ein Minister ist, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht dem Volke, sondern nur dem Imâm Verantwortung schuldig ist; er ist der Trichter, durch welchen alle Befehle des Fürsten zur Ausführung kommen. Ein solcher Wesir kann für alle Angelegenheiten ernannt sein, es kann ihm aber auch nur ein bestimmtes Ressort, z. B. das des Innern, anvertraut sein. Der Imâm kann einen oder mehrere Wesire zugleich ernennen, in letzterem Falle führt der eine als Groß-Wesir den Vorsitz und ist demnach eine Art Ministerpräsident oder Reichskanzler. Neben diesem begrenzten kennt man noch das unbegrenzte Wesirat, wobei der Imâm einem Wesir unumschränkte Vollmacht erteilt, um in seinem Namen, doch nach eigenem Gutdünken die Regierungsgeschäfte zu erledigen, ähnlich wie dies der Fall war mit den Hofmeiern der Merowinger und bis im Jahre 1868 in Japan mit den Schugun's. In diesem Falle ist der Imâm nur noch das theoretische Oberhaupt der Moslim, eine Art Mikado vor der Abschaffung der Schugun's in Japan. Dieser unumschränkte Wesir vertritt den Imâm sowohl in seinen gottesdienstlichen, wie in seinen weltlichen Funktionen; er ist dann eigentlich nur noch dem Namen nach Fürst. In einer Hinsicht jedoch steht der Imâm über dem unumschränkten Wesir: dieser braucht kein Koraischit zu sein. Bei den Gouverneuren der Provinzen findet man einen ähnlichen Unterschied. Der gewöhnliche Gouverneur, arabisch W â l i oder E m i r genannt, ist ein Beamter, welcher für die Ausführung der Befehle des Imâm oder des unabhängigen Wesirs zu sorgen hat. Außer diesen kennt aber das muhamedanische Staatsrecht auch noch unabhängige Gouverneure, welche ihr Gebiet als Unterteil des großen muhamedanischen Reiches nach eigenem Gutdünken verwalten, und welche nur in solchen Angelegenheiten, welche die allgemeine Wohlfahrt des Reiches berühren, von der Zentralregierung Befehle und Anweisungen empfangen. Diese unabhängigen Gouverneure können ernannt werden vom Imâm oder dessen unabhängigem Wesir, sie können aber auch in gewissen Fällen rechtmäßig Anspruch haben auf ihre Unabhängigkeit, muß dies auch erst durch den Imâm bestätigt werden, was jedoch in den meisten Fällen nicht geweigert werden kann, also eine Art Investitur. Einem Feldherrn z. B., welcher ein Gebiet von den Ungläubigen erobert und dem muhamedanischen Einheitsstaat einverleibt hat, kann niemals das Recht geweigert werden, nun auch unabhängiger Gouverneur dieser neuen Provinz zu sein. Diese unabhängigen Gouverneure führen neben den schon erwähnten Titeln Wâli und Emir auch häufig den Titel „S u l t a n"; die Gouverneure derjenigen Pro-

vinzen, welche an das Land der Ungläubigen grenzen, nannte man früher Dâ'i (Dey), wie z. B. die Dey's von Algier.*)

Aus Obengesagtem geht deutlich hervor, daß die Bewegung des Panislamismus nicht, wie oft angenommen wird, nur religiöse Zwecke verfolgt, sondern vor allem ein politisches Ziel im Auge hat: die Unterwerfung aller Moslim unter den Statthalter Allahs auf Erden, die Gründung eines muhamedanischen Weltreiches. Eine direkte Gefahr für die europäischen Staaten, welche über Millionen Moslim in ihren Kolonien herrschen, besteht freilich nicht; aber die Ausbreitung des Islam als Religion hat in neuester Zeit solche Dimensionen erreicht, daß, wenn einmal in der islamitischen Welt „the right man on the right place" an die Spitze der Bewegung treten sollte, ein Mahdi, der nicht ein Fanatiker, sondern ein Politiker mit weit sehendem Blick ist, alles zu erwarten und zu fürchten ist. Aus diesem Grunde läuft auch das Streben der britischen Regierung, welche diese Gefahr längst vor Augen hat, seit Jahren darauf hinaus, das Kalifat in die Hände eines ohnmächtigen Fürsten arabischen Bluts zu spielen; dieser würde dann nur eine Drahtpuppe sein in der Hand seiner Gönner, und allen zentralistischen Bestrebungen des Panislamismus wäre ein Ende gemacht.

Lord Courteney of Penwith: Nationen und Nachbarn.

Ein Brief an einen deutschen Freund.

Ich möchte mich gern über einen Punkt, auf den ich Sie im vergangenen Monat hingewiesen habe, etwas ausführlicher auslassen. Ich bat Sie, zu erwägen, was Italien vor etwa mehr als einem halben Jahrhundert gewesen, und was es jetzt sei. Im Jahre 1858 war Italien noch ein „geographischer Ausdruck", und nichts mehr; der König von Sardinien war Herr Piemonts; die Lombardei und Venedig waren Teile des österreichischen Kaiserreichs; ein Österreicher war Großherzog von Toscana, ein Bourbone König der beiden Sizilien; der heilige Vater besaß die Kirchenstaaten; kleinere Fürsten stoppelten den Rest der Halbinsel zusammen. Es gab kein gemeinsames, kein freies Leben. Die machthabenden Herrscher waren von verschiedenen Herrschereignungen; einer oder zwei waren ziemlich gut, andere unerträglich schlecht, alle als der Sehnsucht nach einem freien Italien für Italiener Fremde und feindlich Gesinnte angesehen. Politische Freiheit war ein Traum; Handelsverkehr und ökonomische Entwicke-

*) Die genaue Bedeutung dieser verschiedenen Titel ist folgende: Wâli = Herrscher; Emir = der Befehle gibt; Sultân = Machthaber; Dâ'i = derjenige, welchem die Dawah aufgetragen ist, d. h. der die Ungläubigen zu ermahnen hat, sich zum Islam zu bekehren oder dem Imâm zu unterwerfen.

lung waren erdrosselt. Geächtete Phantasten prophezeiten das Herannahen einer italienischen Nation, die ihre Rolle unter den Nationen spielen würde, und ihre Freunde lächelten mit gutmütiger Ungläubigkeit über jene eitlen Träume. So standen die Dinge im Jahre 1858. Wie steht der Fall jetzt? Ich will Ihnen mein Bedauern über manche der letzten Offenbarungen der italienischen Einigkeit nicht verhehlen; aber ich glaube zu wissen, daß Sie, gleich mir, den eingetretenen Wechsel als einen gewaltigen Gewinn erklären dürften. Das materielle Anwachsen steht außer Frage. Trotz des rückständigen Südens ist der Fortschritt Italiens als eines Ganzen ein gewaltiger gewesen. Auch in bürgerlicher Freiheit hat sich eine ergiebige Stärkung erwiesen. In Stadt und Land, in Städteverwaltungen und im Parlament sind die Italiener mit der Ausarbeitung ihrer eignen, heimischen Probleme beschäftigt. Und haben Sie nicht im internationalen Leben seit langen Jahren Italien als ein Mitglied der Triple-Alliance willkommen geheißen? Wenn wir alles, was im Vergleich für und wider gesagt werden kann, abwägen, muß sicherlich anerkannt werden, daß die Umbildung Italiens nicht nur in Hinsicht auf die Italiener selbst, sondern auch im Interesse Europas und der Zivilisation ein großer Gewinn ist. — Wie ist diese Umbildung vollzogen worden? Ich will nicht in die Geschichte des Altertums zurückgehen; ich will nur von dem sprechen, was sich während meiner Arbeitsjahre ereignet hat. Vor 1859 schmiedeten italienische Verbannte viele Pläne und entwarfen viele Unternehmungen; aber diese alle kamen zu nichts. Das Versprechen von 1848 war in einen Zusammenbruch ausgelaufen. Mazzini kam und ging, aber lebte zum größten Teile in England, wo ihn eine kleine Gefolgschaft von Schülern als einen inspirierten Heiligen und Weisen verehrte. Ein oder andrer Gläubige lebt noch, für den die Vergangenheit eine heilige Erinnerung ist. Sympathie mit italienischen Aspirationen wurde von vorgeschrittenen Liberalen lebhaft empfunden, blieb aber untätig. Die Rede, die Napoleon III. am Neujahrstage 1859 an den österreichischen Gesandten richtete, verursachte einen plötzlichen Wechsel; und eine gänzlich neue Situation wurde sichtbar, als eine französische Armee mit dem ausgesprochenen Zwecke in die Lombardei marschierte, Italien von den Alpen bis zum Adriatischen Meere zu befreien. Wie war unsere Stimmung in England? Liberale Enthusiasten liebten Italien, mochten aber Louis Napoleon nicht. Engländer aus allen Volksschichten und Parteien waren wenige Monate vorher zum Unwillen gegen ihn erregt worden und hatten sich eiligst als Freiwillige zur Abwehr einer nationalen Gefahr gestellt. Beim Rückblick auf die Vergangenheit müssen wir nach meiner Meinung gestehn, daß Louis Napoleon etwas mehr, als der geschmähte Charlatan, der so viele im Jahre 1859 verletzt hat, gewesen ist, und seine italienische Expedition einem, wenn auch mit selbstischen Motiven vermengten, doch anerkennenswerten Wunsche zur Beförderung des Wohls Italiens gefolgt ist. Indessen! Seiner Vorkämpferschaft wurde weithin mißtraut, und Sie werden sich, wenn Sie die vor einigen Jahren veröffentlichten „Briefe der

Königin Viktoria" gelesen haben, erinnern, mit welch' starker Verurteilung der Hof der Tat des französischen Kaisers begegnet ist. Die Königin — und vielleicht noch mehr der Prinzgemahl — glaubte natürlich sehr stark an die Heiligkeit der Besitzrechte der Herrschenden und ging leicht über Fragen der Stimmung der Untertanen hinweg. Nach meinem Wissen hatten wir in jenen Tagen nicht viel von einer Offenkundigkeit einer deutschen Meinung. Deutschland war tatsächlich noch nicht organisiert. Aber der Kaiser von Österreich war noch das Haupt des Norddeutschen Bundes, und der Marsch der mobilisierten Preußen nach der französischen Grenze darf jetzt als die geheime Ursache des Friedens von Villa Franca angenommen werden, jenes Friedens, der, wie Lord Brougham zurzeit sagte, wie ein über alles Verstehn kommender Gottesfrieden zustande kam. Er beendete den Krieg nicht, bevor die Lombardei befreit war, was keine Kleinigkeit war, aber doch bevor die Hälfte des größeren Zieles dieses Krieges verwirklicht worden war. Die Bewegung Italiens war indes den Händen entglitten. Die Intervention Napoleons III. fand ihr Ende, aber die Kühnheit Garibaldis und die staatsmännische Kunst Cavours und ebenso jene völlige Fäulnis einer gouvernementalen Autorität in Mittel- und Süditalien, ohne welche Verwegenheit, Staatskunst und selbst volkstümliche Begeisterung ohne Nutzen gewesen wären, blieben in Kraft. Die Bewegung nahm ihren Fortgang und ruhte nicht, bis Italien tatsächlich frei und das Heim eines sich selbst regierenden Volkes wurde. Venedig war zwar erst nach Sadowa miteinbegriffen und Rom bis nach Sedan zurückgehalten — die Einigung Deutschlands brachte in beiden Fällen die Einigung Italiens einen weiteren Schritt vorwärts — aber die Halbinsel war befreit, nach Napoleons eigenen Worten, von den Alpen bis zum Adriatischen Meere. Er setzte die Bewegung in Gang. Ist etwas über das Eingreifen oder Nicht-Eingreifen der fremden Mächte in ihren ferneren Fortgang und endlichen Vollzug zu sagen? Im großen und ganzen genommen darf gesagt werden, Italien habe sich selbst geschaffen. Europa war Zuschauer und hatte den Takt, nicht einzugreifen. Wenn irgend eine Ausnahme zu verzeichnen war, war's vielleicht auf Seiten Groß-Britanniens. Ich habe von der Eifersucht, mit der unsre Nation das Unternehmen Napoleons betrachtete, gesprochen; aber trotz dieser Eifersucht fehlte es nicht an mancher Sympathie für Italien. Während Napoleon und Viktor Emanuel noch ihren Feldzug fortsetzten, fand bei uns selbst eine allgemeine Wahl statt, und die Frage unsrer Auslandspolitik mit besonderer Berücksichtigung derselben zu Italien wurde während dieser Wahl mindestens zur Debatte gestellt. Lord Derby war das Haupt der konservativen Regierung zur Zeit dieses Wahlgangs, und seine persönliche Ansicht über den italienischen Charakter mag aus der Tatsache festgestellt werden, daß er sich erlaubte, auf diese Nation die Ihnen sicherlich bekannten Worte Macbeths anzuwenden:

„Ja, ja, ihr lauft so auf der Liste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heißen

Die eigne Rasse aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den fleiß'gen Jäger. So auch mit den Menschen."

(Nach Schiller III. Aufz. 4. Auftr.)

Die Mittelklasse Englands war damals liberal, und das Ergebnis der Wahl war der Eintritt einer liberalen Regierung ins Amt; Lord Palmerston als Premier-Minister, Lord Russel als Minister fürs Auswärtige und Mr. Gladstone als Finanzminister; alle von starker Sympathie für Italien. Die neue Regierung griff allerdings nicht ein, aber ihre Haltung versicherte vielleicht das Nicht-Eingreifen Anderer, und das Auftreten unsrer Admirale im Mittelländischen Meere war von sehr wohlwollender Neutralität. In einem kritischen Augenblick lehnte es Lord Russel ab, mit Frankreich zum Aufhalten Garibaldis zusammenzuarbeiten, und diese Ablehnung verhinderte es wahrscheinlich, daß die Befreiung wiederum zu einem Fiasko wurde. Der so von unserm Minister für's Auswärtige gefaßte Entschluß wurde in der Folge mit emphatischem Nachdruck aufrecht erhalten, und Italien schuf sich selbst. Aus welchem Grunde habe ich Sie gebeten, die Erinnerung an die Geschehnisse von 1859 und 1860 wachzurufen? Die Geschichte scheint mir einige Wahrheiten hervorzutreiben, die grade in der gegenwärtigen Zeit der Erinnerung ganz besonders wert sind. Sind sie auch nicht neu, dürften sie deshalb sehr wohl auf's neue auf die Gedankenplatte geätzt werden. An erster Stelle erscheint es zu klar, daß die Wiederherstellung der italienischen Einheit erst nach ungekannten Verzögerungsmomenten erreicht worden wäre, wäre nicht die Intervention Napoleons erfolgt. Die Tatsache ist für mich nicht schmackhaft, aber ich kann sie nicht ableugnen. Die Kräfte innerhalb Italiens waren der Anstrengung nicht gewachsen und außerhalb gab es keine Autorität, welche mit Erfolg hätte angerufen werden können. Kein, wie auch immer fest begründeter, Schiedsgerichtshof — und solchen gab's damals nicht — konnte mit solchen Streitpunkten, wie sie in Frage standen, abhandeln. Ein Gerichtshof oder ein Kongreß der europäischen Mächte hätte nach Prinzipien internationaler Politik die Situation Italiens beraten können, aber wer, der sich die Reihen diplomatischen Gedankens und Gefühls jener Zeit vergegenwärtigt, kann den Traum hegen, daß dann irgend ein gutes Resultat aus solcher Diskussion hätte kommen können? Tatsächlich war der Gedanke an einen europäischen Kongreß vor dem Ausbruch des Krieges angeregt worden, aber Österreich lehnte es ab, am gleichen Tisch mit Sardinien zu sitzen; und wir dürfen vielleicht dafür Dank wissen, daß nach dem Frieden von Villa Franca keine nördliche Macht unter Beziehung auf vorherbestehende Verträge eine Konferenz zur Revision und Ratifizierung der Friedensbedingungen verlangt hat, denn wir können sicher sein, daß der Erfolg irgend einer solchen Versammlung eine Niederdrückung der ferneren Bewegung, wenn nicht eine Bekürzung des bisher Er-

reichten bedeutet hätte. Das Konzert Europas ist ein großes Instrument, dessen Wert innerhalb seiner eignen Sphäre zu unterschätzen, ich der Letzte sein würde. Aber wir müssen die Grenzen seiner Wirksamkeit erkennen. Es wirkt im Rat, nicht nach Majoritäten; und wenn seine Beschlüsse Aufforderungen darstellen, denen gehorcht werden muß, sind sie doch nur durch den Meinungsdruck, der auf eine widerstrebende Einheit ausgeübt werden kann, machtvoll. Dieser Druck kann durch Feststellung vollendeter Tatsachen ausgeübt werden, kaum aber die Erzwingung eines Wechsels der Haltung der betreffenden Einheit auf Grund unvollendeter. Bei der Übersicht des Einigungswerks Italiens habe ich, und auch Sie, wie ich hoffe, an die im Entstehen befindliche Umbildung in Süd-Osteuropa gedacht. Als wir uns trafen — wie lange ist's her? — fragte ich Sie, wie die Stimmung Deutschlands über die Balkanfrage sei; und Sie antworteten mir, sie sei stark — nein, man könne sagen, leidenschaftlich-pro-türkisch; und ich fürchte, Sie sagten dies in einem Tone, der andeutete, daß Sie selbst nicht ganz von ihr abweichen. Die Volksstimmung ist hier nicht pro-türkisch gewesen, aber auch die Sympathie mit den verbündeten Balkanmächten war in vielen Kreisen nur eine mäßige. Ein Schätzungsurteil über den Charakter der Balkan-Rassen, nicht immer von einflußlosen Personen stammend, dürfte umgegangen sein, das dem ähnelt, welches nach Ihren Worten Deutsche nach persönlichem Verkehr mit jenen geformt haben. Mit Bezugnahme auf solche Urteile, wie sie hier und unter Ihren Landsleuten umgegangen sind, habe ich an Lord Derbys Zitat aus Macbeth erinnert. Nichts indessen hat den Erfolg wie der Erfolg, und die Anwendung verächtlicher Worte auf die Balkan-Rassen hat in England mit dem Fortgang des Krieges stark nachgelassen. Möglicherweise ist in Deutschland eine ähnliche Modifikation eingetreten. Wir jedenfalls haben gelernt, den Bulgaren als einen nüchternen, geduldigen und fleißigen Bürger anzuerkennen, der sowohl die Fähigkeit besitzt, einen weitangelegten Plan zum Handeln zu entwerfen und diesen pflichtbewußt zur Ausführung zu bringen, wie auch vorsichtig in großen und kleinen Dingen ist; und nach und nach dürften wir auch unser Urteil über Serben und Griechen überprüfen müssen. Männer mit offenen Augen, ob in London oder Berlin, müssen Notiz von neuen Tatsachen nehmen und alte Vorurteile beiseite schieben. Und die neuen, sich uns erweisenden Tatsachen ergeben sich als eine Folge und Fortsetzung von schon wohl begründeten Tatsachen. Ich erinnere mich, wie ich vor 40 Jahren in Budapest sinnend auf ein Moskowitergrab schaute, das weiß aus den Weinbergen an den Hügelhängen Ofens als ein überlebendes Merkmal einer vergangenen Herrschaft des Türken über Ungarn hervorblinkte. Das ist lange her; aber was ist nicht alles während der letzten 60 Jahre geschehn? Die teilweise und dann völlig vollzogene Emanzipation der Donau-Fürstentümer, in ein Königreich unter einem Hohenzollern geschmiedet; eine gleiche Umbildung Serbiens und dann der gehinderte und verzögerte, aber mit sicherem, wenn auch

langsamem Schritt vollzogene Wiederaufbau Bulgariens. Ich bin kühn genug, zu glauben, daß Sie, als Deutscher, diese Bewegung mit ungemischter Genugtuung ansehen. Kein offener Akt Deutschlands hat einen Fortschritt gehindert, den zu hindern auch kein geheimer Wunsch vorlag, so viel ich weiß. Ein Engländer muß andere Gefühle hegen. Er kann sich nur mit gewissem Verdruß Lord Salisburys Geständnisses erinnern, daß wir im Krimkriege „unser Geld auf das falsche Pferd gesetzt haben". Er muß mit noch bittererem Gefühl daran denken, daß auf Veranlassung der englischen Regierungskunst halb Bulgarien unter türkische Herrschaft zurückgeliefert wurde, nachdem es durch russische Intervention zurückgefordert worden war. Wir sind verantwortlich für die Taten unsrer Nation, selbst für jene, zu denen wir nie zugestimmt haben; und das Unrecht der Vergangenheit, das nicht vergessen werden kann, verstärkt den Wunsch, daß dieser letzte Akt des Befreiungsdramas sich als vollständig und endgültig, von keiner Feindseligkeit von außen durchkreuzt und von keinen unglückseligen Eifersüchteleien innerhalb seiner Grenzen befleckt erweisen möge. Was sind also die Beschlüsse, über die Deutschland und Britannien sich sicherlich einigen müssen und in deren Anerkennung und Durchführung sie sogar sich zusammenfinden könnten zur Besserung ihrer Verhältnisse unter sich selbst? Die Staaten des süd-östlichen Europa haben sich aus eigner Tat als einen Bund ad hoc gegründet. Der Sultan hat um Frieden nachgesucht und würde sich offenbar zufrieden geben, wenn Konstantinopel und ein begrenztes Gebiet um die Stadt unter türkischem Gebot bleiben würde. Wenn die Verbündeten willens sind, dieses zuzugestehen, würde Europa kaum zur Erweiterung des Verhandlungsgebiets eingreifen, obgleich es ebenso im Interesse des Türken, wie des Christen besser sein würde, wenn die Herrschaft des Sultans gänzlich nach Asien überführt und Konstantinopel mit seiner Umgegend als eine Freistadt bei Neutralisierung der Dardanellen unter internationalen Garantien organisiert werden würde. Das ist eine Aufgabe, die große Anforderungen an die ganze Weisheit aller Kongreßmächte stellen würde, und es mag im Augenblick genügen, auf sie hinzudeuten. Was erreicht worden ist, sollte schnelle, ja weitherzige Anerkennung finden. Wir selbst sollten unsere Politik im Krimkriege und beim Kongreß von 1878, und Deutschland den Rat und die Hülfe vergessen, die es in den jüngsten verflossenen Jahren der Regierung der Türkei geleistet hat; aber beide sollten wohl ein Gefühl der Erleichterung darüber empfinden, daß sie der undankbaren, fruchtlosen, wenn nicht schlecht beratenen Arbeit enthoben sind, das wieder einzurenken zu versuchen, was nicht eingerenkt werden kann. Ein gewichtiger Grund scheint mir dafür zu sprechen, daß Deutschland und Britannien sich darin einigen sollten, die Vergangenheit zu vergessen und sich an die Gegenwart zu halten. Beide dürfen, wenn sie überhaupt eingreifen, mit Recht behaupten, daß sie es als leidenschaftslose Freunde einer bessern Gestaltung der Dinge im südöstlichen Europa tun. Unser Premier-Minister sagte in seiner wohlbedachten Rede beim Lord-Major-

Bankett: wir haben kein direktes Interesse an der endgültigen politischen und territorialen Aufteilung des locus in quo; und dasselbe darf wohl, wie wir annehmen, von dem Deutschen Reiche gesagt werden. Wir beide sind uninteressiert und stehen doch beide als die Freunde, wenn nicht als die Vorkämpfer der Außenmächte da, welche am stärksten an der Entwickelung des Problems interessiert sind. Der Kreisel der Zeit schleudert Britannien als den Freund Rußlands hervor, und Deutschland ist der Halbbruder und Verbündete Österreich-Ungarns. Das sind in der Tat die formalen Beziehungen beider; aber die Situation ist durch die Tatsachen erleichtert, daß man sich schwerlich Deutschland vom Freundschaftsband mit Rußland getrennt vorstellen kann, und daß zwischen Österreich-Ungarn und Britannien seit Generationen keine ernstliche oder andauernde Entfremdung eingetreten ist. Wenn Italien als eine dritte stark interessierte Macht angesehen werden muß, dürfte es sicherlich auf den Ratschlag gemeinsamer Freunde vertrauen. Wenn Britannien und Deutschland die gegenseitigen Verdächtigungen, welche unsere letzten Jahre beunruhigt haben, beiseite schieben könnten, ist die vor ihnen liegende Gelegenheit zur segensreichsten Ausübung gemeinsamen Einflusses gegeben. Ebenso ist die Richtung ihrer wertvollen Tätigkeit nicht weniger offensichtlich. Die zu erreichenden Zielpunkte sind: eine freundschaftliche Ordnung der künftigen Beziehungen zwischen den jetzt im Kriege verbündeten Mächten und eine Beschwichtigung der ganz offenbar erregten Besorgnisse zwischen den Nachbarstaaten, welche den Erfolg der Verbündeten verfolgen. Wir dürfen wohl hoffen, daß die Ordnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Balkanstaaten keine außenstehende Hilfe erheischen wird. Sie können diese Angelegenheiten, wenn Sie wollen, für sich selbst ordnen, wenn auch ein hier und da von einem wohlwollenden Freunde kommendes gutes Wort die Aufgabe erleichtern dürfte. Wenn der bestehende Kriegsverein sich in einen Zollverein entwickeln würde, dürfte Deutschland mit dieser wirklich schmeichelhaften Nachahmung wohl zufrieden sein, und Britanniens Zustimmung würde nur die eine Hoffnung hegen, daß die neue Union dem Freihandel zugetan sei. Hier ist eine Linie natürlicher Zusammenarbeit zwischen uns. Ich würde herzlichst gern die unglückliche Krisis des Juli letzten Jahres aus meinem Gedächtnisse verbannen; aber ich kann nicht vergessen, daß Deutschland in dieser unglückseligen Episode für die offene Tür in Marokko eingetreten ist, während wir, die Freihändler der Welt, ihr indifferent oder feindselig gegenüberstanden. Erlauben Sie uns, diesen Fehler in Süd-Ost-Europa gut zu machen. Indem wir unser Bestes dazu täten, den Freihandel dort zu fördern, würden wir offenbar zugleich unser Bestes dazu tun, die Gefahren, welche auf seiten Österreich-Ungarns drohn, zu beseitigen. In manchen Kreisen war eine beklagenswerte Tendenz vorhanden, diese Gefahren zu vergrößern oder gar anzufachen. Österreich-Ungarn wurden unwiderrufliche Ultimata zugeschrieben — die nach meiner Kenntnis in keiner Erklärung der gemeinsamen Regierung, noch selbst in der offiziellen Presse Ausdruck

fanden. Ein leidenschaftsloser geschichtlicher Überblick über die wirklichen Tatsachen würde zu dem Urteil führen, daß das Kaiser-Königreich eine der Mächte ist, die sich vorzüglich mit friedlicher Heimpolitik begnügen. Länger als eine Generation hat es sich in keiner Weise nach außen gedrängt, es sei denn, daß wir die Annektierung Bosniens als eine Ausnahme ansähen; auch sie war indes mehr eine nominelle als eine wirkliche Umbildung. Ja, wenn wir uns erinnern, daß sie mit einer Aufgabe des Sanjak von Novi Bazar verbunden gewesen ist, dürfen wir sagen, daß sie einen Rückzug und nicht einen Angriffsakt bedeutete. Auch hier muß ich wieder die Hoffnung ausdrücken, daß wir gern dazu zustimmen werden, die Erinnerung an manches unbedachte Geschwätz, das der Annexions-Erklärung folgte, absterben zu lassen. In der gegenwärtigen Krisis ist das Auftreten der kaiserlichen und königlichen Regierung mehr als korrekt gewesen; es war gemäßigt. Graf Berchtold hat manche feurigen Freunde enttäuscht, und doch gibt es offensichtliche Gründe, die ihn bewegen, zu sprechen, wie er gesprochen hat. Wenn das Kaiser-Königreich unter seinen Völkerschaften manche aufweist, die eifersüchtig oder gar feindselig auf die serbischen Aspirationen blicken, umfängt es doch auch andere, welche mit diesen selbst bis zur Brüderlichkeit sympathisieren, während noch ein dritter Bestandteil dagegen protestiert, in irgend eine kriegführende, ob günstige oder ungünstige, Haltung gedrängt zu werden. Kein Wunder also, daß die Erklärung erfolgte, daß das Interesse Österreich-Ungarns an der Balkan-Entwickelung ein ökonomisches, kein territoriales sei, und darum kein anderer Wunsch obwalte, als der des Schutzes der eigenen ökonomischen Zukunft. Möge Deutschland und ebenso Britannien diese Erklärungen annehmen und beherzigen und nach Analogie derselben eine Politik verfolgen, die nutzbringend für sie selbst, günstig für Österreich-Ungarn und nicht nachteilig für die Balkan-Verbündeten ist — eine Politik der offenen Tür, offener Häfen und offener Straßen. „Jus transitus innoxii" ist jedem deutschen Juristen in Phraseologie und Praxis geläufig; so könnten Rechtslinien, die der Art nach den schon bestehenden entsprechen oder ihnen streng analog sind, als eine friedliche Lösung der gerüchtweise drohenden Schwierigkeiten in die Ordnung der Balkanangelegenheiten übertragen werden. Die Rechte freier Durchfuhr, welche den Handelsverkehr am Rhein, der Meuse, der Schelde und der Donau zwischen den Landwirtschaftsgebieten und der See sicherstellen, könnten auf den Transitverkehr von den Hinterländern der Balkanstaaten zu den Häfen, sei es am Schwarzen, dem Ägäischen oder dem Adriatischen Meere angewandt werden. Für Männer guten Willens liegt in all dem nichts Unerreichbares; nichts, das sich denen, die, als Zuschauer ab extra der vorüberziehenden Kriege, stetiges Interesse an Handelsfreiheit haben, nicht empfehlen würde. Es mag einer Aussprache vorbehalten bleiben, ob ein europäischer Kongreß dazu nötig ist, besondere Regulative über die Handelsstraßen nach den Zweiggebieten des Mittelländischen Meeres aufzustellen, wie frühere Kongresse die Bedingungen des „jus transitus innoxii" nach

andern Meeren festgelegt haben; aber irgendwie kann und sollte das Ziel erreicht werden. — Sie dürften fragen, welche Hoffnung oder Aussicht dafür vorhanden sei, daß die Stimmung eines eventuell einberufenen europäischen Kongresses sich so einmütig und weitsichtig erweisen würde, wie ich annehme. Es wäre natürlich eine wundervolle Beendigung des Krieges, wenn ein Kongreß für unnötig befunden werden würde. Ich gebe Ihnen aber die Berechtigung der Annahme zu, daß der Kongreß, der angerufen werden sollte, die Fähigkeit erweisen würde, Schwierigkeiten zu glätten, wie ehrliche Makler gehandelt haben und handeln sollten. Ich habe die Haltung Frankreichs nicht erwähnt; wir dürfen indes m. E. darüber einig sein, daß die Sprache und das Auftreten Mr. Poincarés die beste Deutung französischen Einflusses darstellen. Sie in Berlin wissen wahrscheinlich mehr von der italienischen Politik, da doch der Marquis de San Giuliano erst kürzlichst in Ihrer Mitte geweilt hat; aber sein Besuch darf wohl als Maßgabe für die Art angesehen werden, in der Italien von der Autorität Deutschlands geleitet werden würde. Österreich-Ungarn und Rußland haben sich, wie ich mir zu wiederholen erlaube, in spannenden Verhältnissen sehr vernünftig gezeigt. Ich hoffe, über unser eigenes auswärtiges Amt nichts sagen zu müssen. Ich habe mein Urteil über seine Politik bei anderen Gelegenheiten abgegeben, glaube aber, daß sie während der ganzen gegenwärtigen Krisis von ausgesprochenem guten Willen war. Ich gewahre, daß ein erdichteter Wunsch, Suda-Bai zu erwerben, der vor wenigen Jahren die Eifersüchteleien des Quai d'Orsay immer aufs neue entflammt hatte, jetzt Beunruhigung in andern Kreisen zu erwecken scheint; ich bin aber überzeugt, daß er als eine boshafte Erfindung unnatürlichen Verdachts abgewiesen werden darf. Es ist an Deutschland, das Versprechen wohlwirkender Mitarbeit einzulösen; und es ist, wie ich glaube, eine Illustration unserer kleinlichen Eifersüchteleien, daß wir etwas im unklaren über die Rolle des deutschen Vertreters beim Kongreß zu sein die Empfindung haben sollten. Er würde dort erscheinen, um die Politik seines Souveräns zu vertreten, und diese Politik darf sicherlich als eine des Friedens angesprochen werden. Ihr Kaiser ist allerdings von Zeit zu Zeit eine Bestürzung erregende Persönlichkeit im europäischen Drama gewesen; es ist aber die Eigenart des Genies, unberechenbar zu sein; und seine Individualität hat sich allmählich den Beobachtern als einen Freund freundschaftlicher Empfindungen unter allen Nationen klar gestellt. Dem Kaiser, der vollendete Tatsachen und die Bedingungen, die dauernden Frieden und Ordnung gewährleisten, schnell erfaßt, darf zugetraut werden, daß er seinen Vertreter beauftragen wird, seinen Einfluß, der leicht von ausschlaggebender Bedeutung sein kann, für eine Ordnung der Dinge einzusetzen, die, weil auf Rechtlichkeit und guten Willen gestellt, von Dauer sein wird.

G. H. Perris:
Mehr Licht über die Agadir-Krisis.

Die Agadir-Krisis von 1911 muß den intelligenten und weitsichtigen Deutschen, Franzosen und Engländern in gleicher Weise von dauerndem Interesse sein. Sie brachte diese 3 großen Nationen in absehbare Nähe eines Krieges von unabsehbaren Umfängen. Sie ist immer noch in manchen ihrer Gesichtspunkte und Umstände rätselhaft. Die meisten ihrer Hauptmitwirkenden sind noch auf ihrem gleichen hohen Posten; und wer weiß, ob sie nicht eines Tages die Welt mit einer neuen Leistung gleicher Art in Staunen versetzen dürften. In jedem Falle wird die Behandlung der Krisis durch die betreffenden großen Minister für lange Zeit eine klassische Beleuchtung der Abwege der alten Diplomatie bleiben, ebenso wie der Verlauf der „Tunizifierung" Marokkos, aus der die Krisis entstand, neben der britischen Besetzung Ägyptens ein Arbeitsvorbild des modernen Imperialismus bleiben wird. Deshalb bedarf ich keiner Entschuldigung, wenn ich dieses Thema wieder aufnehme, über das ich zur Zeit in Ihren Spalten schreiben durfte. Seit jener Zeit hat man in England und Deutschland sehr wenig neuer Aufklärung durchsickern lassen; aber das soeben veröffentlichte französische Gelbbuch enthält frisches Material von bedeutendem Interesse und Gewicht. Ich habe es passend gefunden, daß ein Engländer die Arbeit der Analyse und Synthese der Masse der jetzt zugänglichen Informationsbruchstücke übernehmen solle; erstens, weil m. E. von den drei Regierungen die englische, wenigstens soweit es ihre Tätigkeit in dem Höhepunkt der Krisis angeht, die schärfste Kritik erheischt, und zweitens, weil ein Engländer, der zugleich ein Freund Frankreichs und Deutschlands ist, hoffen darf, die Gesichtspunkte, die zwischen den Ministern dieser Staaten zur Geltung kamen, unparteiisch zusammenstellen zu können. Das ist eine Art journalistischen Vermittelns und Schiedsprechens, die sicherlich häufiger versucht werden sollte. In der sehr erfolgreichen englisch-deutschen Freundschafts-Konferenz, welche diesen Sommer im Rathause der City of London abgehalten wurde, hat ein hervorragender Redakteur vorgeschlagen, daß z. B. der Redakteur der „Kölnischen Zeitung" gelegentlich Leitartikel in der Londoner „Times" schreibe und umgekehrt. Natürlich muß bei irgend einem solchen Versuch ein Wunsch nach Freundschaft und unparteiischer Gerechtigkeit sowohl bei den Lesern wie bei den Verfassern vorhanden sein. Glücklicherweise darf ich annehmen, daß die Leser dieses Blattes sowohl Weltbürger wie Patrioten in engerem Sinne sind und meinen eigenen Wunsch teilen, die Tatsachen des Streitfalles mit ruhigem Gerechtigkeitssinne zu prüfen, um alle drei Nationen in der Zukunft von einer Wiederholung der Fehler und Torheiten der Vergangenheit retten zu können. —

Das französische Gelbbuch ist ein gewaltiger Band von 671 Seiten und enthält 690 Telegramme, die die marokkanischen Angelegenheiten vom September 1910 bis März 1912 umfassen. Es ist sehr weit davon entfernt, uns alles über die Ereignisse dieser Zeit zu erzählen. Es sagt nichts über die geheimnisvollen Verhandlungen, welche bekanntlich privat in Berlin und Paris von Herrn Caillaux unter Mithilfe des Herrn Fondère, Direktors der Congo-Schiffahrtsgesellschaft, des Bankiers Henroot und Dr. Semler's, Präsidenten der Süd-Kamerun-Gesellschaft, gepflogen worden sind und die Pariser Presse während der Untersuchung des französischen Senats-Komitees im vorigen Jahre mit Gerüchten gefüllt haben. Es enthält weder die Reden der Herren v. Bethman Hollweg und v. Kiderlen-Wächter, gehalten vor dem Komitee des Reichstags für Auslandspolitik, noch die sensationelle Feststellung, die Mr. Lloyd George im Namen Sir Edward Grey's im Mansion-House Juli 1911 gemacht hat, und ebensowenig die Rede Sir Edward Grey's im House of Commons vom 27. November. Wir werden sehn, daß nichts im Gelbbuch zeigt, daß die französische Regierung die britische ersucht habe, die Rolle zu spielen, welche letztere tatsächlich in der Juli-Krisis gespielt hat, und daß auch nicht ein Titel von Beweis für die zurzeit in England verbreitet gewesene und geglaubte Feststellung vorhanden ist, daß die deutsche Regierung es während 14 Tagen versäumt habe, eine wichtige englische Depesche zu beantworten. Dies sind Teile der Geschichte, die noch in ein Mysterium gehüllt sind; manche von uns werden sich nicht zufrieden geben, bis das Mysterium nicht völlig enthüllt sein wird. Auch anderes von Belang ist übergangen worden. Zum Ausgleich finden wir viel Aufklärung, die, verglichen mit dem andern oben besprochenen Material, zu einer sehr bedeutsamen wird. Indem ich daran erinnere, daß wir es mit zwei Hauptteilen des Themas zu tun haben, nämlich der langen Kontroverse zwischen Deutschland und Frankreich und sodann der Britischen Intervention, welche jene für einen Augenblick verschärfte, stelle ich nun die hauptsächlichen Tatsachen in chronologischer Folge zusammen. —

Die Verdauung der Beute, welche England im Jahre 1904 Frankreich und Spanien überlassen hatte, wurde nur für den Augenblick durch die Algeciras-Konferenz gestört. Selbst das direkte französisch-deutsche Abkommen vom 4. Februar 1909, das bei Anerkennung des besonderen politischen Interesses Frankreichs ein ökonomisches Zusammenarbeiten der Franzosen und Deutschen vorsah, unterbrach nicht ernstlich den Fortgang zu einem französischen Protektorat. Im Herbst 1910 befestigte die französische Regierung ihr Joch über den Maghzen durch Verstärkung ihrer militärischen Mission und Spanien suchte Sicherheiten für seine Schadloshaltung in seinem Rifkriege. Im Dezember lenkt der Besuch eines französischen Kreuzers in Agadir die Aufmerksamkeit auf diesen seltsamen Platz. Agadir, dieser alte, vielleicht beste Hafen an der marokkanischen Küste, unter gegebenen Verhältnissen ein guter Markt und Regierungssitz, war schon im Jahre 1776 von der Mohrischen Regierung dem Handel verschlossen worden;

teilweise war's geschehen, um die Bewohner des umgebenden Landstrichs, die Sous, wegen fortwährender Aufstände zu bestrafen, zum andern zugunsten Mogadors, der „künstlichen Stadt", wie der französische Konsul sie nennt. Der Landstrich ist von Natur aus reich, aber der Mangel an einer Ausflußmöglichkeit hat das unglückliche Volk in große Armut versetzt. Britische Kaufleute hatten die Öffnung Agadirs beantragt; ein offensichtlich vernünftiger Handelsschritt; angesichts dieser Möglichkeit vielleicht hatten dann gewisse deutsche Firmen, insbesondere die Mannesman-Gesellschaft, Konzessionen für Erzabbau erlangt und Handelsbeziehungen in diesem Umkreise eröffnet. Auf eine Anfrage des Berliner auswärtigen Amts (Dezember 1910) wurde erwidert, der Besuch eines französischen Kreuzers in Agadir diene nur der Unterdrückung des Waffenschmuggels; und hiermit kam die Angelegenheit zur Ruhe. Im Anfang letzten Jahres wurden zwischen Paris und Berlin Verhandlungen über französische Pläne zur Anlage von Eisenbahnen eröffnet, die von Oujda an der algerischen Grenze, resp. Casablanca nach den Fez-Linien führen und nach ihrer Vereinigung Algerien mit der atlantischen Küste verbinden würden. Die Deutschen forderten Sicherheiten für einen angemessenen Anteil an deren Bau. Wenn Frankreich diese Linien unter seinen eigenen Bedingungen bauen würde, würde es ihm ein ökonomisches Monopol verleihen. Wir brauchen die Einzelheiten der darauffolgenden Kontroverse nicht in Erinnerung zu bringen; zwei Dinge müssen indes gesagt werden: Wäre einerseits das französische auswärtige Amt zu einem schnellen und großherzigen Abkommen über diese Angelegenheit gekommen, statt zu schachern, wie ein Marktweib, hätte keine Agadir-Krisis erfolgen müssen. Während andererseits Deutschland am Ende wesentlichen Ersatz für die Aufgabe seiner Rechte erhielt, gab England die seinigen auf, ohne irgend einen Ersatz erhalten zu haben. Herr Jules Cambon, der französische Gesandte in Berlin, der eine ganz hervorragende Rolle in diesem Drama spielte, warnte seine Regierung, daß eine kleine Wolke sich am Horizont erhebe. „J'ai la ferme conviction que les Puissances ne se plaindront jamais si en vue de l'ouvrir davantage au commerce, nous faisons quelque chose au Maroc. Si, du reste, nous donnions à penser à l'Allemagne que, nous redoutons de nous entendre au Maroc avec elle, ainsi que l'exécution de notre accord du 9 février 1909 le comporte, ce serait de nature à nous créer beaucoup de difficultés." (4. März.) Dennoch lehnte Mitte März das Monis-Kabinett das Zustandekommen des französisch-deutschen Kongo-Konsortiums ab, das einen Monat früher von dem Briand-Ministerium provisorisch unterzeichnet worden war. Was uns in gewissem Maße überrascht, ist die hier festgestellte Tatsache, daß parallel zu den Verhandlungen mit Deutschland eine auf beiden Seiten in viel steiferen Tönen geführte Aussprache mit Spanien lief. Ein Vorschlag, eine spanische Militär-Mission in Fez zu errichten, beunruhigte stark das französische auswärtige Amt, das offen erklärte, es würde

solche Rivalität nicht dulden. März 1911 wurde Mr. Cruppi, Mr. Pichons Nachfolger am Quai d'Orsay, benachrichtigt, daß nach Meinung der spanischen Regierung die neue marokkanische Anleihe und die Reorganisation der Armee des Sultans „eine neue Entfaltung französischer Macht in Marokko" darstelle und die spanische öffentliche Meinung hierdurch ernstlich beunruhigt sei. Nach einer prophetischen Warnung von seiten des Sultans Mulay Hafid, die darauf hinwies, daß eine Strafexpedition gegen den Zair-Stamm, der eine französische Wache in den Hinterhalt gelockt hatte, „das Signal zu einem großen, schwer niederzuschlagenden Aufstande in Marokko sein könnte", zog die deutsche Regierung Erkundigungen über diese Frage ein und bemerkte, daß „Frankreich durch aufeinanderfolgende kleine militärische Operationen allmählich zu einer Art dauernder Okkupation geführt werden könnte, welche den Vertrag von Algeciras aufzuheben geeignet sei". Klagen strömten nun von Madrid; Frankreich böte Deutschland Eisenbahnrechte an, die Spanien gehörten; es monopolisiere den Befehl über die scherifische Armee, was den Abkünften von 1904 und Algeciras widerspräche; es mache mit dem Sultan ein finanzielles Geschäft, das unvereinbar mit den Verträgen und Freundschaft sei. Vergeblich wies der französische Gesandte in Madrid darauf hin (7. April), daß der Skandal eines französisch-spanischen Streites zu „einer neuen Algeciras-Konferenz, die in der Internationalisierung Marokkos endigen würde", auslaufen würde. Gerade in diesen aufregenden Verhältnissen erfuhr anfangs April die französische Regierung, daß die Berbern Fez belagerten, und entschloß sich zu einer Entsatzexpedition. „Die Einnahme von Fez", sagte die spanische Regierung, „würde eine große Veränderung des Gleichgewichts in der Einflußmacht in Marokko bedeuten"; und Spanien müsse also Frankreichs Beispiel folgen. Es ist offenbar, (Telegramm No. 160), daß diese Gesichtspunkte in Berlin bekannt waren. Obgleich nun die deutsche und französische Presse ihren Einfluß fühlbar machten, begnügte sich die deutsche Regierung zunächst mit milden Vorhaltungen. Aber hier finden wir das Herz des Problems. „On ne vous croira en Allemagne", sagte Herr v. Kiderlen-Wächter zu Herrn Jules Cambon, si vous parlez d'occupation temporaire. Quand a-t-on vu finir une occupation de ce genre? Est-ce en Égypte? À mes yeux, l'Acte d'Algésiras pêche par un point; il reposa sur l'idée fausse que le Maroc est un État organisé. Quoi qu'il en soit, les choses sont ainsi; si la souveraineté du Sultan venait à disparaître, l'Allemagne vous laisserait libres de faire ce que vous voudriez du Maroc, pourvu qu'on lui y fit sa part. En attendant, il faut maintenir l'état de choses actuels." Zwei Tage später wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen. „Soyons sincères, je vous pre", rief Herr Kiderlen aus, „et jouons cartes sur table. Quand vous serez à Fez, vous n'en sortirez plus." Im Bericht über diese Gespräche drückte Herr Cambon den Glauben aus, daß „L'Allemagne, pourvu qu'on lui donnât une part, nous abandonnerait le Maroc"; aber er gibt

keinen Beweis zur Unterstützung der von Sir Edward Grey aus der Jingo-Presse wiederholten Vermutung, der entsprechend Deutschland auf eine Teilung Marokkos hinziele; auch das Gelbbuch enthält keine solchen. Daß Deutschland nach einem Gebiet irgendwohin Umschau hielt, mag zugegeben werden; und nur ein wirklich dummer Mensch kann sich darüber freuen, daß Deutschlands Ausblick nach Besitzungen immer durchkreuzt worden ist, nicht am wenigsten auffällig in Algeciras. Die Streitfrage über die Eisenbahnen nahm ihren Fortgang; Klagen über die ungerechte Behandlung deutscher Untertanen von seiten der französischen Beamten liefen ein; die französische Okkupationsarmee wurde um 4 Bataillone verstärkt; Spanien erhob Einspruch gegen „flagrante" Verletzungen des Abkommens von 1904 und „die offensichtliche feindselige Stellung gegenüber spanischen Interessen". Am 19. April berichtete Mr. Jules Cambon dem deutschen Reichskanzler über die projektierte Expedition nach Fez, indem er hierbei folgende kühne Analogie vorbrachte: „J'ai insisté sur la lourde responsibilité qui pèserait sur ceux qui empêcheraient la France de prendre des mesures de salut. Je lui ai même rappelé les accusations que Lord Cromer avait jadis portées contre Mr. Gladstone, à qui il reprochait d'avoir été cause, en temporisant, de la mort de Gordon et des Européens renfermés avec lui dans Khartoum." Der Kanzler erwiderte mit nahezu den gleichen Worten, wie sein Kollege, Herr von Kiderlen: „Si vous allez à Fez, vous n'en sortirez pas; et, dans ce cas, c'est la question qui se posera tout entière, ce que, à tout prix, je voudrais éviter." „Je ne dois pas vous dissimuler" — schrieb Mr. Cambon an Mr. Cruppi am 21. April mit Bezug auf die Eisenbahnfrage — „qu'il m'eût paru préférable de donner une satisfaction plus générale à l'Allemagne pour une période déterminée. Quoi que puissent penser certaines personnes, le Chancelier, à mon sentiment, ne recherche pas d'aventures au Maroc; il veut maintenir les interêts économiques de l'Allemagne." Wie dem auch sei, er denke, daß Petersburg und London nunmehr befragt werden sollten. London gab sofort seinen Segen zur Fez-Expedition. Wiederholt und klarer warnte Herr von Kiderlen, daß er, falls die Macht des Sultans mit französischen Bajonetten aufrechterhalten werden sollte, die Bedingungen von Algeciras als nicht innegehalten werde ansehen müssen und „wir werden dann unsere Freiheit wieder aufnehmen". Spanien sprach in ungefähr ähnlicher Sprache, schlug ein neues französisch-spanisches Abkommen vor, appellierte an Sir Edward Grey und erhielt eine Reihe von Douchen für seine Schmerzen. (N. 289, 319 und 377.) Die Expedition brach am 26. April auf und entsetzte die Stadt am 21. Mai. Spanien schritt zur Besetzung von Tetuan und Larache unter heftigem Protest Frankreichs und des Sultans. Während einiger Wochen war die französische Macht mit der „Pacifizierung" des Landes beschäftigt. Während dieser Pause hatte Mr. Cambon am 11. Juni eine andere Unterredung mit dem deutschen Kanzler. Auf des letzteren Bemerkung hin, die deutsche Ansicht der An-

gelegenheit befinde sich in wachsender Beunruhigung, entwarf der kühne Gesandte Vorschläge, die wir als Anfänge eines dramatischen Handelsgeschäfts ansehn würden, wüßten wir nicht, daß Mr. Caillaux, der seit Ende Februar im Finanzministerium in Paris gewesen war, schon Privatverhandlungen, die auf eine französisch-deutsche Bahn im Kongo-Kamerungebiet hinzielten, in Berlin eingeleitet hatte. „Personne", sagte Mr. Cambon, „ne peut empêcher les fruits de mûrir, ni le Maroc de tomber un jour sous notre influence." Indes, wenn gewisse alte Erinnerungen eine Entente cordiale verhinderten, wie sein Bruder eine solche zwischen London und Paris zu schaffen mitgeholfen habe, „il me semble, que nous pourrions examiner les questions qui nous intéressent les uns et les autres, et chercher à donner à l'opinion allemande les satisfactions qui lui permettraient de voir sans inquiétude le développement de l'influence politique française au Maroc." Das war der erste formelle und offizielle Vorschlag zur „Compensation", und er kam von der französischen, nicht der deutschen Seite. Mit dem Bemerken, Deutschland verlange wohl einen Anteil in der Teilung der Welt und lasse sich aus keinem neuen Lande ausschließen, habe aber keine Animosität gegen Frankreich, bat der Kanzler Mr. Cambon, mit Herrn von Kiderlen zu konferieren. Die Kissinger Unterredungen folgten. Am 21. Juni bemerkte Herr von Kiderlen, es sei offenbar unmöglich, die Risse in der Marokkanischen Streitfrage zu verkleistern; man kam überein, irgendwoanders Umschau zu halten. „Bringen Sie uns etwas aus Paris." „Ich werde es versuchen", antwortete Mr. Cambon; und seiner Regierung gegenüber fügte er zu, wenn sein Weg auch riskant sei, sei es jetzt zum Rückzug zu spät. In diesem kritischen Punkt fällt der Vorhang über die diplomatische Szene wieder. Die „Endursache" des Agadir-Zwischenfalls ist genügend klar; die unmittelbare Ursache ist noch nicht festgestellt. Am 23. Juni kam Mr. Cambon nach Paris, am 25. fiel das Monis-Kabinett; zwei Tage später folgte Mr. de Selves dem Mr. Cruppi im Amt am auswärtigen Amt; und am 28. Juni wurde Mr. Caillaux Premier. Mittlerweile hatten der deutsche Kaiser, der Kanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen in Kiel eine Zusammenkunft, und am 1. Juli wurde in Paris, London und anderen Hauptstädten die die Mitteilung enthaltende Note übergeben, die deutsche Regierung habe sich auf die Bitte deutscher, in Südmarokko etablierter Häuser entschlossen, ein Kriegsschiff nach Agadir zu senden. Möglicherweise unterschätzten sie in der Wilhelmstraße die Wirkung der Reise des „Panther". Möglicherweise fühlten sie, sie könnten und würden sofort einen Druck auf die neuen französischen Minister ausüben. Mr. Caillaux's Privatunterhandlungen werden wohl einige Tage früher abgebrochen worden sein. Das mag das Signal für eine deutsche Demonstration gewesen sein. Bei Übergabe der Note an Mr. de Selves sagte Baron von Schön, „er wünsche nicht, zu untersuchen, ob die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir in Übereinstimmung mit dem Akt von Algeciras sei oder nicht;

tatsächlich habe dieser Akt schon zu viele Stöße erfahren, als daß dessen Bedingungen sich noch mit Autorität anrufen lassen. Deutsche Auffassung sei sehr nervös; und zu deren Beruhigung hauptsächlich habe die kaiserliche Regierung gehandelt. Er hoffe, die Angelegenheit würde nicht so „dramatisiert" werden, daß die Beziehungen der beiden Länder berührt werden würden." Das hieß, von den Zeitungen zu viel verlangen. Aber das französische Ministerium scheint seine Stellung auffallend gut gewahrt zu haben. Mr. de Selves war persönlich für eine französisch-britische Flotten-Demonstration. (N. 429.) Die Tatsache aber, daß er mit Präsident Fallières auf einen Höflichkeitsbesuch vom 4. bis 7. Juli nach Holland abging, spricht Bände. Mr. Caillaux war offen gegen jede Flottendemonstration; und die hervorstechende Tatsache ist, daß die Unterredungen zwischen dem französischen Gesandten und dem deutschen Staatssekretär fürs Auswärtige am 7. Juli in Berlin wieder aufgenommen wurden. Sir Edward Grey hatte in der Zwischenzeit den französischen und deutschen Gesandten in London gesprochen. Dem ersteren sagte er: Die britische Regierung hält eine diplomatische Aussprache über Marokko zwischen Frankreich, Deutschland, Spanien und England und nicht allein zwischen den drei ersten Mächten für nötig. Vor derselben aber sollte die britische Regierung wissen, welche Lösung die französische Regierung für die praktischste, vernünftigste, und den französischen Interessen am meisten zutunliche halte. Eine solche könnte z. B. die Rückkehr zum status quo ante nach Rückzug der Deutschen aus Agadir, der Spanier aus El Ksar und Larache und der Franzosen aus Fez und dem Innern sein. Oder es könnte ein neues Arrangement sein, welches die Stellung Frankreichs in Marokko unter Zustimmung Deutschlands, dem einige Kompensationen zu gewähren seien, befestigen würde. In letzterem Falle müßte die britische Regierung erwägen, welche Bedingungen es für sich selbst zur Garantie der Interessen Groß-Britanniens fordern müsse. Dem deutschen Botschafter sagte Sir Edward Grey, britische Interessen seien jetzt mehr direkt als bisher berührt und „wir können deshalb kein neues Arrangement, das außerhalb unsrer selbst getroffen würde, anerkennen". Die französische Antwort ist merkwürdig; sie liegt in einem einzigen von Mr. Caillaux an Mr. Cambon in London gerichteten Satze: „Ich halte es jetzt für nötig, die britische Regierung von der Unmöglichkeit von Kompensationen in Marokko zu unterrichten", sowie in einer einzelnen Tatsache: die Wiederaufnahme direkter Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland. Sir Edward Grey's Alternative, ein status quo ante oder eine Vier-Länder-Konferenz — war schnell beiseite geschoben worden. Ein deutlicher Kontrast in der Stellung St. Petersburgs und Londons ist bemerkbar, erstere kühl im Extrem, letztere wachsend warm. Die Berliner Unterredungen schritten langsam vorwärts. Am 9. und 10. Juli wurde Kompensation im französischen Kongo beraten; und am 11. versprach Mr. de Selves ernste und weitblickende Erwägung der deutschen Vorschläge. Am 13. Juli schlug Herr v. Kiderlen vor: eine Be-

richtigung der Grenzen, in der Deutschland Frankreich den nördlichen Teil des Kamerun geben würde; eine Revision des französisch-deutschen Abkommens von 1909, in der Frankreichs Stellung in Marokko vollere Anerkennung finden und eine Garantie für das Zugangsrecht der Deutschen zu den Erzlägern der Sous gegeben werden solle. Am 16. Juli kam er zu der großen Forderung, welche kurz hernach von den französischen Jingoes und der Londoner „Times" als beleidigend unmöglich verschrien wurde. „Il m'a répondu, sagt Mr. Cambon, qu'il n'avait que des indications très générales, et, ayant fait venir une carte, il m'a montré le Congo français entre l'Océan et la Sangha" hinzufügend, Deutschland würde Nord-Kamerun und Togoland aufgeben. Mr. Cambon erklärte dieses Tauschgeschäft für unmöglich. Mr. de Selves war „sehr überrascht", meinte aber, die Angelegenheit sollte im Detail diskutiert werden. Hier war aber noch eine andere Partei zu befragen — die Presse und besonders der Teil derselben, der bei dem britischen auswärtigen Amt den größten Einfluß genießt. Gerade an diesem Tage, dem 16. Juli, hatte sich Mr. de Selves Mr. Jules Cambon gegenüber darüber zu beklagen, daß „in Berlin die ernstesten Indiskretionen zugunsten französischer Zeitungskorrespondenten begangen worden seien" und „das strikteste Stillschweigen" zu gebieten. Am 20. indessen begann die Londoner „Times" die Kriegstrommel in bezug auf die deutschen „Forderungen" zu rühren. Am folgenden Tage sandte Sir Edward Grey nach dem deutschen Botschafter in London und sagte ihm, Englands Stillschweigen solle nicht falsch ausgelegt werden, die Zession des französischen Kongo sei „offenkundig unmöglich für die französische Regierung" und es habe den Anschein, als ob Deutschland im letzten Grunde auf eine Flottenbasis in Agadir hinziele. Und am selben Nachmittag wurde Mr. Lloyd George beordert, den Bankiers der City of London zu sagen, „wenn Friede nur dadurch gewahrt werden könne", daß Britannien „seine große und wohltätige Stellung" aufgebe, so erkläre er „emphatisch, daß ein Friede um diesen Preis eine nicht zu ertragende Erniedrigung sei". Zu gleicher Zeit wurde die Nachricht in London verbreitet, daß das Berliner Auswärtige Amt seit zwei Wochen die Antwort auf eine britische Depesche verabsäumt habe. Offenbar war diese Nachricht, wenn sie auch im Parlament und außerhalb desselben geglaubt wurde, eine absolute Mache. Wozu der Trompetenschall? Wer bedrohte Englands „große und wohltätige Stellung"; wer hatte das auswärtige Amt in Schrecken gesetzt? Während Mr. Lloyd George sprach, fragte Sir Francis Bertie Mr. de Selves, ob, falls die Verhandlungen mit Deutschland fehlschlagen sollten, Frankreich zu einer internationalen Konferenz zustimmen würde. Die Antwort erfolgte, die Verhandlungen „seien nicht fehlgeschlagen und würden sich allem Anschein nach für einige Zeit hinziehen". — Trotz der so seltsam erzeugten Verstimmung wurden die Verhandlungen fortgesetzt; und zweifellos trug die veränderte Stellung Englands, die in der Rede Mr. Asquith's vom 27. Juli, in der er sagte, „daß wir außerhalb Marokkos, in andern Teilen West-

afrikas an keinen Versuch der Einmischung in die von den mehr direkt Betroffenen als vernünftig angesehenen Gebietseinteilungen denken", ihren Ausdruck fand, zum schließlichen Erfolg bei. Die französischen Minister hatten sich als hartnäckige und waghalsige Unterhändler erwiesen. Als Mitte August die Verhandlungen ihrem Abbruch nahekamen, wurde Sir Edward Grey, wahrscheinlich in der Hoffnung, eine neue sensationelle Intervention zu gewinnen, wiederum um Rat gefragt. Dieses Mal war die Antwort sehr eisig — England wolle eine Konferenz vorschlagen. Frankreich wünschte kein zweites Algeciras. Schließlich wurde am 3. November das Abkommen abgeschlossen; am nächsten Tage wurde es unterzeichnet; und der deutsche Kreuzer verließ sofort den Hafen von Agadir. — Was ist das hauptsächlichste Resultat unseres Überblicks? In erster Reihe finde ich die britische Intervention verstimmt, schlecht unterrichtet, im ganzen unklug und gefährlich, wie überaus ungerecht Deutschland gegenüber. Mit diesem Urteil gebe ich nicht allein meine persönliche Meinung wieder, sondern die einer großen und anwachsenden Zahl von Engländern. Es hatte sich eine sehr bedeutende Gelegenheit für freundschaftliche Intervention ergeben — und das britische auswärtige Amt wurde ein heftiger Parteigänger, indem es für einen Augenblick noch weiter als die französische Regierung selbst ging. Im Verlauf dieser Parteinahme brachten gewisse Gruppen und Organe des britischen Jingotums so lügenhafte und boshafte Nachrichten in Umlauf, wie den Schrecken der „Flottenbaubeschleunigung" von 1908. Zweitens finde ich die deutsche Behandlung des Falles, wenn auch unglücklich in ihrer Unbestimmtheit und von nicht sehr großem Geschick, in ihrer Wesenheit gerechtfertigt; und diese Tatsache ist in der materiellen Kompensation, die am Ende errungen wurde, niedergelegt. Nur Narren sind's, die noch jetzt, in irgend einem Lande, wünschen, das deutsche Volk seines „Platzes an der Sonne" zu berauben. Es wäre aber ein Fehler, anzunehmen, daß die gegenwärtige Kaiserliche Regierung geeignet ist, das deutsche Volk in seinem Verhältnisse zu anderen Völkern so gut zu vertreten, wie es vertreten werden könnte. Drittens: Frankreich, das dem Beispiele Englands folgte, hat die Saat gesät und muß die Ernte des kolonialen Abenteuers gewärtigen. Noch eine andere Morallehre ergibt sich, die alle drei Länder zu Herzen nehmen sollten. Die alte Mode diplomatischer Intrigue ist in der modernen Welt eine teure und gefährliche Torheit. In England ist eine starke Bewegung — hauptsächlich vertreten durch das Komitee für auswärtige Politik unter dem Präsidium des Lord Courteney, mit der Tendenz am Werke, folgendes sicher zu stellen: 1. die Befreiung der britischen auswärtigen Politik von verwickelnden Allianzen und 2. die Kontrolle über diese Politik durch die progressiven und demokratischen Kräfte des Landes. Es ist ein großes und schwieriges Ziel, das nicht leicht zu erreichen ist, aber viele fähige Männer haben sich in den Dienst desselben gestellt, und es hat die tätige Unterstützung der Führer der organisierten Arbeit.

Professor Dr. Ernst Sieper: Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.

II.

Die Pressefrage.

Von allen Faktoren, die auf die Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen entscheidend gewirkt, ist die Presse der bedeutungsvollste. Was man auch immer planen und unternehmen mag, und was immer auch theoretisch als richtig und vernünftig erwiesen werden mag — ob die Dinge die gewünschte und vorberechnete Entwicklung nehmen, das hängt in erster Linie von dem Verhalten der Presse ab. Die Presse bestimmt, wie die Dinge nun einmal liegen, die öffentliche Meinung, und von der öffentlichen Meinung ist die Gestaltung aller politischen Verhältnisse mehr oder minder abhängig — in Deutschland allerdings weniger als in England.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die deutsch-englische Frage eine Pressefrage gewesen ist. Damit ist ausgesprochen, daß der Einfluß der Presse zeitweilig kein guter war, ja vielfach direkt unheilstiftend gewirkt hat. Kein Wunder, wenn auch verständige und verantwortungsbewußte Männer sich absprechend über die Presse äußern. Noch wenige Tage vor der Londoner Konferenz sagte mir ein süddeutscher Gelehrter, mit dem ich die Schwierigkeit der deutsch-englischen Verständigung besprach — er ist eine internationale Berühmtheit und ein Mann von ruhiger, gerechter Denkart — „Die Presse ist an allem Unheil schuld." — Sicher läßt sich dieses Urteil in seiner Allgemeinheit kaum aufrecht erhalten, wenn sich auch begreifen läßt, warum gerade gerecht abwägende Männer der Wissenschaft zu solchen Äußerungen gedrängt werden.

Ein genaues Studium der Pressefrage läßt nun freilich erkennen, daß an vielen der Übelstände in letzter Linie das Publikum selbst schuld ist. Ich erinnere mich hier eines denkwürdigen Augenblickes: Im Frühjahr 1911 sprach ich in London vor einem ausgewählten Kreise, dem der Lord-Kanzler vorstand, über das Problem der deutsch-englischen Verständigung. Nach mir kam Lord Courtenay zu Wort. Er schilderte in beredten Worten das wachsende Mißbehagen auf beiden Seiten der Nordsee, um plötzlich zu fragen: „woher all diese Verwirrung?" Aus dem Auditorium rief eine Stimme: „Die Presse!" Schlagfertig erwiderte der alte Parlamentarier: „Nein, mein Freund, es ist nicht die Presse; die Presse ist eine soziale Sekretion, die Presse ist, was Sie sind und was ich bin, die Presse ist genau das, was wir aus ihr machen. Wären

wir nicht mit so vielen Vorurteilen und mangelnder Kenntnis behaftet, wir würden eine bessere Presse haben." Lord Courteney ist vollkommen im Recht, doch ist mit dieser Erkenntnis noch wenig gewonnen. Solange die überwältigende Mehrheit der Zeitungsleser nicht aus Wissenden und Erleuchteten besteht, wird die Spekulation auf die Vorurteile und Unwissenheit der Leser immer eine gewisse Rolle spielen; und für denjenigen, der positive, praktische Arbeit tun will, wird die Frage lauten, wie trotz alledem auf eine Besserung im Pressewesen hingearbeitet werden kann.

Wenn man daran geht, die nächsten Ursachen der Mißstände im Zeitungswesen aufzudecken, so ergibt sich, daß nicht immer, wie häufig behauptet wird, Boshaftigkeit, Skandalsucht und chauvinistische Beschränktheit die Wurzeln des Übels sind, sondern daß die Gründe mancher Unzulänglichkeiten durch die Natur der Presse bedingt sind. In einer Redaktion, die schnell und ausreichend über das Gesamtgebiet des öffentlichen Lebens unterrichten soll, kann unmöglich dasselbe Maß von Kritik, Vorsicht und ruhiger, besonnener Überlegung walten, wie in der stillen Stube des Gelehrten. Dazu kommt die ungeheure Weite des Gesichtskreises, den das Arbeitsfeld einer Zeitung umfaßt; auch bei der denkbar besten Besetzung des Redaktionsstabes können unmöglich für alle Nachrichten und Mitteilungen geeignete Experten zur Stelle sein, Männer, die eine kritische Sichtung des Materials gewährleisten. —

Vielleicht noch größeren Schaden, jedenfalls größere Erbitterung als einseitige oder direkt unwahre Berichte stiften die sogenannten Preßfehden. Die Presse des einen Landes gibt durch ihre Ausführungen derjenigen des anderen Landes Anlaß zu wütenden Ausfällen; darauf folgen noch heftigere Gegenäußerungen, und so geht der Streit hin und her, keinen befriedigend, und nachhaltige Erregung hinterlassend.

Es lassen sich solche Preßtreibereien nicht immer durch die „berechtigten Wallungen eines patriotischen Gefühls" erklären. Mir war es wie eine Art Offenbarung, als ich, von den Andeutungen englischer Freunde geleitet, feststellen konnte, daß die Journalisten und Politiker, die sich in der Hetze gegen Deutschland besonders hervortun, deutsche Juden sind. Ich nenne Mr. Goldsmid, der auch als Kandidat für das Parlament aufgetreten ist. Ferner Mr. Ellis Barker, der mit seinem guten deutschen Namen Eltzbacher heißt. Man vergleiche über diese beiden Leute die Westminster Gazette vom 10. Januar und die Daily-News vom 13. Januar 1910. Auch die Namen Schlesinger, Binswanger, Hirsch und Wertheimer, mehr oder minder schamhaft verhüllt durch anglisierte Formen, erscheinen in der Liste derjenigen Einwanderer, die an Patriotismus den waschechten Engländer turmhoch übertreffen.

Ein besonders delikates Kapitel ist das Verhältnis der Presse zu den verantwortungsvollen Regierungsstellen, namentlich soweit das Gebiet der auswärtigen Politik in Frage kommt. Natürlich wäre es falsch zu behaupten,

daß sich die Zeitungen ganz und gar von den auswärtigen Ämtern gängeln lassen, aber ebenso töricht wäre es zu glauben, was mitunter behauptet wird, daß namentlich die großen, führenden Blätter gegenüber den Regierungsinstanzen vollkommen unabhängig sind.

Die Regierungen brauchen die Presse, brauchen sie gerade dann, wenn sie ihre diplomatische Position gefährdet glauben und durch Erregung der öffentlichen Meinung eine gewisse Rückendeckung zu gewinnen hoffen. Gerade die Marokko-Wirren haben uns hierfür klassische Beispiele geliefert.

Indem die Regierungen die Presse-Organe zeitweilig dirigieren, zeitweilig aber ihre eigenen Wege gehen lassen oder auch, wenn es ihnen notwendig erscheint, desavouieren, geht beiden Seiten das Gefühl für Verantwortung und Kritik bis zu einem gewissen Grade verloren. Es gehört zu den Bedingungen des ewigen Sittengesetzes, die auch die Politik nicht ungestraft verletzen darf, daß überall da Verwirrung und Zuchtlosigkeit eintreten, wo Bundesgenossenschaft und Fehden sich in lieblichem Wechsel ablösen.

Die Sache wird dadurch noch komplizierter, daß nicht bloß die auswärtigen Ämter als solche, sondern auch die auswärtigen Gesandtschaften mehr oder minder intime Beziehungen zu den Vertretern der heimischen Blätter unterhalten. Und der Fall ist gar nicht so selten, wo die Andeutungen, welche diese oder jene Gesandtschaft hinauszugeben für gut findet, in schrillem Mißklang stehen zu der Weisheit, die die zentrale Instanz den Preßvertretern übermittelt. Sir Fairfax Cartwright in Wien und in allerjüngster Zeit der russische Vertreter v. Hartwig in Belgrad haben hierfür klassische Beispiele geliefert. Das Schlimmste ist, wie auch bei den Londoner Verhandlungen von englischer Seite nachdrücklich hervorgehoben wurde, daß man im Ausland die heimischen Preßleistungen fast samt und sonders als inspiriert von den Vertretern der heimischen Regierung ansieht, und daß die literarischen Streifzüge irgend eines Journalisten in Zusammenhang gebracht werden mit den „tief verborgenen Plänen" der verantwortlichen Leiter der Politik.

Besserung kann hier nur entstehen, wenn sich die Änderung in den bestehenden Zuständen alle beteiligten Instanzen angelegen sein lassen.

Wirksame Maßnahmen werden deshalb im Einvernehmen und unter Mitwirkung der beteiligten Regierungskreise ergriffen werden müssen. Das deutsch-englische Verständigungskomitee ist bereits vor länger als Jahresfrist an die Reichsregierung mit dem Ersuchen herangetreten, der Reichskanzler möge eine Kommission aus Vertretern aller beteiligten Kreise einsetzen, um in eine spezielle Prüfung und Behandlung der Pressefrage einzutreten. In einem umfangreichen Exposé, das später auch durch den Druck veröffentlicht worden ist, wurde versucht, die Unzuträglichkeiten, Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten, die dem Pressewesen anhaften, auf ihre Gründe und tieferen

Zusammenhänge hin zu untersuchen und Mittel und Wege, die zur Abhilfe geeignet erscheinen, zu erörtern.*) Die Schrift wird der kulturellen Bedeutung der Presse gerecht und hält sich von billigen Anklagen und oberflächlichen Anschuldigungen durchaus fern.

Vor allen Dingen muß die Presse selbst von dem Gefühle durchdrungen sein, daß sie in erster Linie berufen ist, an der Beseitigung der Übelstände mitzuwirken. Diese Überzeugung war maßgebend, als bei den Vorverhandlungen für die Londoner Konferenz beschlossen wurde, für die Behandlung der Presse in erster Linie führende Journalisten zu Wort kommen zu lassen.

Eingeleitet wurde die Diskussion durch ein Referat des geistvollen und sympathischen Herausgebers der Westminster Gazette, Mr. J. A. Spender, dessen Ausführungen es verdienen, ihrem wesentlichen Inhalt nach wiedergegeben zu werden.

„Es ist kaum möglich," so führte der Redner aus, „die Wichtigkeit des Gegenstandes, der heute zur Betrachtung steht, zu übertreiben, denn der tägliche Nachrichtendienst über Fragen der auswärtigen Politik wird, soweit die große Masse des Publikums in Frage kommt, fast ausschließlich von Zeitungen und Zeitungskorrespondenten bestritten. Wir sind den Blättern vollkommen ausgeliefert in betreff der Auswahl der Tatsachen, die sie für das Bild, das sie von den fremden Nationen entwerfen, bedeutungsvoll halten, desgl. in betreff des Charakterbildes, das nach und nach das eine Land fast unmerklich von dem andern erhält. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Zeitungen im wesentlichen auf einander angewiesen sind. In dem Sinne kann man von dem Journalismus sagen, daß er in hohem Maße parasitisch ist. Ein großer Teil dessen, was von dem einen Land dem andern telegraphiert wird, besteht aus Auszügen aus Zeitungsberichten. Man darf einem Journalisten nicht zumuten, diese Methode zu verdammen. Der auswärtige Korrespondent, der sich ein Bild von der öffentlichen Meinung zu machen wünscht, wird naturgemäß die Zeitungen des Landes daraufhin prüfen und das Resultat dieser Prüfung seiner eigenen Zeitung mitteilen. Aber natürlich hängt alles von der Auswahl ab, die er trifft. Wenn er immerfort nach Gehässigkeiten oder unangenehmen Nachrichten über sein eigenes Land Ausschau hält oder auch nach solchen Neuigkeiten, die nach seinem Urteil sensationell wirken, so wird er gewiß Material genug finden. Aber es ist kein Zweifel, daß er dadurch eine vollkommen falsche Vorstellung von der Ansicht des vernünftigen Durchschnittsmenschen gibt. Wie oft habe ich mich nicht geärgert, wenn ich auf meinen Auslandsreisen ein Blatt zur Hand nahm und darin mit gewichtiger Miene, als handle es sich um die Meinung einer erstklassigen Zeitung, irgend

*) Vergl. Artur Böninger, „Die Presse und die internationale Verständigung, München 1911."

ein böswilliges Geschwätz eines ganz obskuren englischen Journals, dem man hierzulande nicht die geringste Bedeutung beimessen würde, verzeichnet fand. In ähnlicher Weise, fürchte ich, wird sich der Fremde ärgern, der in diesem Lande reist und die Ansicht irgend einer absolut bedeutungslosen Zeitung seiner Heimat in einer Weise wiedergegeben und besprochen findet, daß man glauben könnte, es handle sich um die Durchschnittsansicht seiner Landsleute. Nach meinem Urteil haben die Zeitungen in dieser Hinsicht eine viel größere Verantwortung, als sie ihnen gewöhnlich zum Bewußtsein kommt. Aber selbst wenn wir einmal zugeben, daß man bei der Anführung auswärtiger Preßstimmen die größtmögliche Sorgfalt übt, wird sich die Tatsache nicht wegleugnen lassen, daß das Bild, das uns durch die Zeitungen über ein anderes Land vermittelt wird, bis zu einem gewissen Grad verschoben ist. Das tägliche Leben und Treiben der soliden und korrekten Bürger, die die große Mehrheit der Staatsgemeinschaft bilden, hat kein Interesse für den Nachrichtensammler. Sein Standpunkt zwingt ihn, immerfort seine Augen gerichtet zu halten auf Gezänk, Verbrechen, Skandal, Katastrophen, das unnormale und seltsame Ereignis, das unter einem geeigneten Stichwort einen guten Beitrag für seine Zeitung liefert. Dies ist in bezug auf auswärtige Angelegenheiten mehr der Fall als bei heimischen Vorkommnissen, denn von den Ereignissen des Auslandes muß all das streng ausgeschieden werden, was nicht den Charakter des ungewöhnlichen Geschehnisses hat und infolgedessen die teuren Telegraphenspesen nicht lohnt. Auf diese Weise erhalten wir übermittelt: die deutschfeindlichen Preßäußerungen in England und die englandfeindlichen Äußerungen in Deutschland. Aber wir hören nichts von der friedlichen und beständigen Entwicklung des Handels, dem Austausch von Ideen, der immerfort zwischen den Nationen vor sich geht und von einem rein menschlichen Standpunkt aus der bedeutungsvollste Teil ihrer Beziehungen ist.

Es ist verhältnismäßig leicht, das Übel im Pressewesen zu beschreiben. Die Schwierigkeit beginnt, wenn man nach einem Heilmittel gefragt wird. Man könnte mit ebensoviel Recht nach einem Heilmittel fragen, das uns gegen die Unzulänglichkeiten der Menschennatur schützt: denn im Pressewesen begegnet uns tatsächlich viel von den Eigenheiten und den Fehlern der menschlichen Natur.

Ich vermute, daß gegenwärtig in allen Ländern eine ungeheuer übertriebene Ansicht herrscht über den Umfang, in dem die Presse von denjenigen Beamten, die man als ihre Meister betrachtet, beeinflußt und dirigiert wird. Wenn ich ein einfaches Beispiel aus meiner Erfahrung wählen darf, so finde ich, daß man, wenn immer ein Artikel aus meinem Journal in einer ausländischen Zeitung erwähnt wird, fast unweigerlich hervorhebt, daß er zweifellos die Ansicht irgend eines Ministers wiedergibt, mit dem der Redakteur eine Unterhaltung gehabt haben muß, bevor er es wagte, seine Feder aufs Papier

zu setzen; in ähnlicher Weise wird auf unserer Seite fast jedes deutsche Blatt, das man zitiert, als offiziell, offiziös oder offiziös inspiriert bezeichnet. Auf diese Weise werden unsere beiderseitigen Regierungen zu Mitschuldigen, wenn wir gegenseitig Komplimente oder auch das Gegenteil von Freundlichkeiten austauschen. Was Deutschland und England anbetrifft, so wurde ein solcher Verdacht bedeutend verstärkt durch die Publikation von Buschs „Geheimgeschichte des Fürsten Bismarck", ein Buch, das — man möge mir das Urteil zugute halten — eine der Quellen des Unheils und Mißtrauens zwischen den beiden Völkern war."

Das Verhalten der Presse gegenüber dem Kriege oder den Möglichkeiten des Krieges streifend, führte der Referent folgendes aus: „Es ist vollkommen richtig, daß der Krieg als solcher den Interessen der Zeitung eher schädlich ist. Aber jener Zustand, in den uns die lebendige Erwartung des Krieges versetzt, ist im Gegenteil für die Presse ganz einträglich. Er schafft eine Atmosphäre, in der die Zeitungen gerne gekauft und gelesen werden, und ist bis zu einem gewissen Grade nicht schädlich für das Geschäft. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Erwartung, wenn sie allzu klug und allzu eifrig genährt wird, die Tendenz hat, sich zu erfüllen. Eine kriegerisch gesinnte Presse, die den Zustand der Erwartung des Fürchterlichen schafft und nährt, mag sich ganz außerstande sehen, die Konsequenzen zu verhüten. Der Journalist wird in Augenblicken der Ereiferung fortgetrieben von den Impulsen, welche die Allgemeinheit beherrschen, fortgetrieben von etwas, das wie eine uns feindliche Macht uns so oft dem Verderben zutreibt. Wir müssen offen zugeben, daß die Presse, die ein Echo der Bewegungen ist, welche das Volk durchzittern, und diese Bewegungen verstärkt, anderseits auch das Risiko fürchtet, das in solchen Tagen eine unpopuläre Politik mit sich bringen würde, und infolgedessen kaum imstande ist, einer öffentlichen Meinung, die entschieden zum Kriege drängt, zu widerstehen.

Wenn die Presse einen wohltätigen Einfluß ausüben soll, so muß sie es in den Zeiten des Friedens tun, indem sie friedliche und freundschaftliche Gefühle gegenüber den benachbarten Völkern nährt, indem sie die kritischen Momente mit kluger Voraussicht erfaßt und geschickt umgeht, so daß das Publikum nicht überrumpelt wird, indem sie weiterhin alle jene Bestrebungen fördert, die der Sache des Friedens dienen, anstatt alles zu glorifizieren, was dem Kriege günstig ist." — —

Es gewährte einen eigenen Reiz, auf der Londoner Konferenz nach den vorsichtig abgewogenen, scharf pointierten und teilweise sehr sarkastischen Bemerkungen des feinsinnigen, von vornehmer Reserve geleiteten Mr. Spender den Ausführungen des temperamentvollen, von frischem Leben und starken ethischen Impulsen bewegten Vertreters der „Yorkshire Post" zu lauschen. Es wird in Deutschland zu wenig beachtet und verstanden, daß es in England

eine große Zahl bedeutender Menschen gibt, die, von starken religiösen und ethischen Überzeugungen erfüllt, das Gebot der Sittenlehre und des öffentlichen Rechts, das unser privates Leben beherrscht, auch auf das Leben der Völker, auf die internationale Politik übertragen sehen möchten. Männer und Frauen dieser Art verabscheuen den Chauvinismus und die internationale Verhetzung aus keinem anderen Grunde, als weil sie moralisch verabscheuungswürdig sind.

Wie ein Individuum, so führte Mr. Phillips aus, das der Aufreizung zur Gewalt überführt ist, bestraft und unschädlich gemacht wird, so sollte ein internationales Tribunal existieren, das diejenigen Leute zur Rechenschaft fordert, die den Haß und den Abscheu gegen fremde Nationen predigen und nähren und dadurch direkt oder indirekt zum Kriege treiben. Der Redner geißelte in schärfsten Worten das Gebaren der gelben Presse, deren Vertreter entweder den Militärjahren entwachsen oder überhaupt von militärischen Verpflichtungen befreit sind und, ohne irgend ein Risiko zu laufen, zum Kriege predigen, der, was auch immer zu seinen Gunsten gesagt werden mag, allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spricht. Eine Vaterlandsliebe — so hieß es wörtlich — welche die Regierungen verhetzt, in den Krieg zu ziehen, aber selbst zu Hause bleibt, anstatt ihre Stelle in den Reihen der Fechter einzunehmen, ist verabscheuungswürdig. Mr. Phillips ist der Überzeugung, daß das Gebaren der Jingo-Presse vielfach auf Unwissenheit zurückzuführen ist. Er schlägt einen Austausch vor: „Laßt uns alle schriftstellernden Germanophoben auf ein Jahr nach einer der schönen deutschen Städte — München, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Berlin — oder anderswohin verbannen. Wir wollen ihnen ein gutes Einkommen gewähren, sie außerdem bei jenen deutschen guten Freunden einführen, die uns bei den Journalistenbesuchen so gut empfangen haben. Dann werden wir bei unsern deutschen Freunden anregen, daß sie ihre deutschen Kollegen, die sich als Anglophoben hervortun, nach London, Oxford, Cambridge, Brighton oder Scarborough schicken, wo wir ihnen gegenüber die deutsche Gastfreundschaft gebührend erwidern wollen. Das Geld, das wir für dieses Experiment verwenden, würde sich reichlich bezahlt machen."

Ein Umstand, der bei der Beurteilung englischer Presseverhältnisse nicht übersehen werden darf, wurde von Mr. Phillips in gebührende Beachtung gerückt: In England gilt bei der Diskussion innerpolitischer Fragen der Grundsatz unbedingter Offenheit und Rücksichtslosigkeit. Diese entschiedene Stellungnahme im politischen Kampf hält sich aber unter allen Umständen fern von persönlicher Geringschätzung des Gegners. Die Achtung vor anders gearteten, vor anders denkenden Persönlichkeiten, auch in den erbittertsten politischen Kämpfen, ist etwas so Selbstverständliches, daß niemand auf den Gedanken

kommen würde, sich persönlich durch die Äußerungen eines politischen Antipoden getroffen zu fühlen.

Indem die englischen Journalisten nun dieselbe Offenheit und Rücksichtslosigkeit bei der Diskussion über die internationale Politik zur Anwendung bringen, wirken sie auf unser anders geartetes deutsches Gefühl verletzend und abstoßend.

Die Ausführungen der deutschen Referenten, die den englischen Rednern folgten, ließen unschwer erkennen, daß die Bedeutung und Organisation des Zeitungswesens in Deutschland wesentlich anders geartet ist als in England. Neben zwei Angehörigen der Zunft kam ein Universitätslehrer, Professor Mendelssohn-Bartholdy aus Würzburg zu Wort. Er war in der Lage, an konkreten Beispielen zu zeigen, daß auch vonseiten der sog. kleineren Presse — Zeitungen und Zeitschriften — in größeren oder kleineren Provinzstädten die ungünstige Stimmungsmacherei und Verhetzung zwar unmerklich und langsam, aber nicht minder wirksam betrieben wird.

Aus den Referaten der beiden Vertreter der Journalistik — Dr Trefz, Hamburg, und Dr Gutmann, Frankfurt a. M. — gewann man die wohltuende Überzeugung, daß auch in der deutschen Presse das Gefühl ihrer ungeheuren Verantwortung lebendig ist. Dr Trefz hob die Notwendigkeit hervor, bei der Auswahl der Vertreter der großen Zeitungen im Auslande die größtmögliche Sorgfalt walten zu lassen. Auch eine genaue kritische Sichtung des einlaufenden Nachrichten-Materials erklärte er für eine unabweisliche Forderung. Die Vertreter der großen Blätter im Auslande sollten nicht bloß gebildete und kenntnisreiche Männer sein, sie sollten eine klare Vorstellung ihrer Pflichten und Verständnis für die Eigenart eines Volkes besitzen. Sie sollten — so möchte ich mir gestatten hinzuzufügen — auch die historische Entwicklung des fremden Landes zu beurteilen imstande sein und nicht bloß in jenen Kreisen verkehren, die professionsmäßig Politik machen. In London bemühen sich seit Jahren jene Zirkel, denen die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt, vor allem Lord und Lady Courteney, auch deutsche Journalisten in ihren Gesellschaftsverkehr zu ziehen.

An welcher Stelle ein Journalist auch stehen mag, er sollte immer das feinste Gefühl für die Bedeutung seines Berufes und die Schwere seiner Verantwortung besitzen: „Tauche deine Feder zuerst in dein Gewissen und dann in die Tinte!" (Abraham a Santa Clara). „Ärgere dich niemals über das, was du n i c h t geschrieben hast!"

Zeitgemäß erschien mir die Forderung Trefz', daß sich die Regierungen, wenn sich die Notwendigkeit ergibt, zu prompten Dementis verstehen sollen. Hätten sich das Auswärtige Amt in Berlin und das Reichsmarineamt einige Monate früher dazu verstanden, das törichte Geschwätz des Hauptmanns Faber

zu desavouieren, so hätten sie dadurch viel Erregung, ja Erbitterung verhüten können.

Auch die englische Regierung hätte hin und wieder durch ein rasches Dementi Gutes wirken können. In manchen englischen Köpfen spukt noch immer die unglaublich alberne Geschichte von dem Toast „the day" (Tag der Abrechnung mit England), der bei allen Offiziersmessen und Universitätsfesten in Deutschland ausgebracht werden soll.

III.

Unverletzlichkeit des Privat-Eigentums im Seekriege.

Politische Fragen im engeren Sinne waren von den Verhandlungen der Londoner Konferenz ausgeschlossen. Es wurde in den Vorverhandlungen mit Recht betont, daß es zwecklos sein dürfte, diese Fragen dem Forum der beteiligten Regierungen zu entziehen. Namentlich erschien es uns unangebracht, die Frage des maritimen Wettrüstens der beiden Nationen in London zu erörtern. Diese Frage ist freilich der nächste schwierigste Anlaß für die Verwicklung der deutsch-englischen Beziehungen; aber wie die Dinge nun einmal liegen, erscheint es zur Zeit ausgeschlossen, daß die delikate Angelegenheit durch Erörterungen und Resolutionen einer befriedigenden Lösung nähergebracht wird. Auch die Regierungen haben eine Erörterung über dieses Thema aus den zur Zeit schwebenden Verhandlungen ausgeschieden.

Wenn also die Rüstungsfrage selbst aus dem Programm der Londoner Konferenz ausschied, so erschien es uns andrerseits doch angebracht, einige Fragen zu erörtern, die nachweislich mit dem Rüstungsproblem im engsten ursächlichen Zusammenhang stehen. Das ist vor allen Dingen die Frage der Unverletzlichkeit des privaten Eigentums im Seekriege. Ist diese Frage befriedigend gelöst, so schwinden mit einem Schlage eine ganze Reihe von Gründen und Bedenken, die einem Abkommen in betreff der Seerüstungen entgegenzustehen scheinen. Auf diesen Punkt wurde nicht bloß von den deutschen Referenten, insbesondere von Dr Spiecker, sondern auch von den englischen Rednern, namentlich von Dr Lawrence, mit gebührendem Nachdruck verwiesen. Es wurde dabei erinnert an eine Erklärung, die der frühere Premier Sir Henry Campbell-Bannerman am 12. März 1906 im Unterhause abgegeben hatte und in der er aussprach, was jedem Deutschen geläufig ist, daß die Vermehrung der deutschen Flotte einzig und allein durch die Bedürfnisse des Deutschen Reiches, seiner Kolonien und seines Handels bedingt wird. „In dem Augenblicke," so wurde unter allgemeiner Zustimmung ausgeführt, „wo die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege durch ein internationales Übereinkommen von allen Mächten anerkannt wird, würde uns Deutschen

die nationale Pflicht, unseren Seehandel zu schützen, diese Pflicht, die uns schon das einfache Gebot der Selbsterhaltung auferlegt, bedeutend erleichtert werden, und die Frage der Abrüstung oder besser gesagt: die Einschränkung unserer Seerüstung würde alsdann nach meiner Meinung wirklich in ein praktisches Stadium treten können."

Durch das einleitende Referat des Abgeordneten Eickhoff, der als Vorsitzender der Interparlamentarischen Union Fragen dieser Art nahe steht, wurde in geschickter Weise eine Grundlage für die weiteren Verhandlungen dadurch geschaffen, daß in einem historischen Rückblick die Stellung dargelegt wurde, die die verschiedenen Mächte gegenüber diesem wichtigsten Problem des Seekriegsrechtes eingenommen haben.

„Daß die deutsche Nation", so führte Prof. Eickhoff aus, „bereit ist, an diesem Werke mitzuarbeiten, weil das Seebeuterecht dem modernen Rechtsbewußtsein geradezu ins Gesicht schlägt, das darf ich Ihnen zunächst mit einigen Worten darlegen.

Da wird es Ihnen denn nicht uninteressant erscheinen, daß schon der Staat Friedrichs des Großen auf dem Standpunkte stand, daß, wie das Privateigentum im Landkriege nicht der Plünderung anheimfallen dürfe, auch im Seekriege der gleiche Grundsatz durchgeführt werden müsse. So schloß Friedrich der Große im Jahre 1785 mit der erst 2 Jahre zuvor als selbständige Macht anerkannten nordamerikanischen Union, die auch heute noch die Führung in dieser Frage hat, einen Staatsvertrag, dessen Artikel 23 für den Fall eines zwischen den beiden Vertragschließenden ausbrechenden Krieges die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See aussprach. Diese Bestimmung scheint auch heute noch gültig zu sein. Einen ähnlichen Vertrag schlossen dann 1792 die deutschen Hansastädte mit Frankreich. Die Frage hat darauf Jahrzehnte lang geruht. Aber als sie auf dem Pariser Kongreß, der den sogenannten Krimkrieg im Jahre 1856 beendigte, aufs neue aufgerollt wurde und die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika den förmlichen Vorschlag machte, die Mächte sollten das Prinzip der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege einmütig anerkennen, kam es leider nicht zu einem solchen Beschlusse, obwohl Preußen und auch Rußland ihm zustimmten. Immerhin wurde insofern ein gewisser Fortschritt erzielt, als feindliches Gut auf neutralen Schiffen — mit Ausnahme der Kriegskonterbande — in Zukunft vor der Wegnahme gesichert sein sollte.

Damit war durch diese Pariser Seerechtsdeklaration die Kaperei abgeschafft.

Bei uns in Deutschland hat diese Frage seitdem nicht aufgehört, die öffentliche Meinung zu beschäftigen. So faßte am 2. Dezember 1859 eine Versammlung von Reedern und Kaufleuten in Bremen einen Beschuß zugunsten der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege, dem die Kaufleute

von Hamburg, Stettin und Breslau, sowie die Handelskammer von Oberbayern beitraten. (Vergl. Meurer, Die Haager Friedenskonferenz, II. Band, S. 262, München 1907.)

Aber auch die deutsche Volksvertretung hat sich von jeher zu der gleichen Auffassung bekannt. Am 18. April 1868 wurde im Norddeutschen Reichstag ein Antrag des Abgeordneten Dr Aegidi, den auch Herr Delbrück, als Vertreter der Regierung, sympathisch begrüßte, so gut wie einstimmig angenommen. Der Antrag hat folgenden Wortlaut: Der Reichstag wolle beschließen, den Bundeskanzler aufzufordern, zu veranlassen, daß bei dem gegenwärtigen friedlichen Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten Verhandlungen eingeleitet werden, welche zum Zweck haben, durch Übereinkunft von Staat zu Staat die Freiheit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten zu einem vertragsmäßig anerkannten Grundsatz des Völkerrechts zu erheben. (Vergl. das amtl. Protokoll des Nordd. Reichstages 1868.)

Dieser Antrag wurde im Jahre 1892 wiederholt. Am 4. März dieses Jahres kam es im Reichstag zu einer eingehenden und interessanten Erörterung, bei der kein prinzipieller Gegner des Antrags aus dem Hause das Wort ergriff. Wenn der Abgeordnete Dr Baumbach den Antrag in jener Sitzung zurückzog, so geschah es besonders aus dem formellen Grunde, weil dem Reichskanzler Grafen von Caprivi, der allerdings auch prinzipielle Bedenken äußerte, die in dem Antrage geforderten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten damals nicht opportun erschienen (Vergl. das amtl. Protokoll der Reichstagsverhandlungen). Unterm 30. November 1892 erneuerte derselbe Abgeordnete mit seinen Freunden den Antrag in der etwas abgeänderten Form, daß der Herr Reichskanzler ersucht werden solle, „dem Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten auf einer internationalen Konferenz die völkerrechtliche Anerkennung zu verschaffen".

Zwar sind weder dieser Antrag noch die von meinen politischen Freunden unterm 1. Dezember 1909 und 9. Februar 1912 gestellten gleichlautenden Anträge aus formalen Gründen bisher zur Abstimmung gelangt, aber die Abschaffung des Seebeuterechts ist im Laufe der Jahre immer wieder von einzelnen Rednern gefordert worden, ohne daß sich auch nur eine einzige Stimme dagegen erhob. So unterliegt es denn für mich keinem Zweifel, daß die deutsche Volksvertretung, wenn nicht einmütig, so doch in ihrer überwiegenden Mehrheit noch auf demselben Standpunkt steht, den einst Friedrich der Große und Benjamin Franklin in einem Staatsvertrage feierlich zum Ausdruck gebracht haben.

Daß Preußen selbst diesen Standpunkt niemals verlassen hat, dafür mögen Ihnen zwei Tatsachen als Beweise dienen. Im Jahre 1866 hat Preußen ausdrücklich auf die Wegnahme von Privateigentum auf hoher See

verzichtet, und in unserer Gesetzsammlung vom Jahre 1870 finden Sie eine Verordnung, welche in dem deutsch-französischen Kriege den Grundsatz proklamierte, daß feindliche Handelsschiffe durch Kriegsschiffe des Norddeutschen Bundes nicht weggenommen werden dürfen. Leider wurde in diesem Falle die Reziprozität durch Frankreich nicht gewährt und infolgedessen die Verordnung im Anfang des Jahres 1871 zurückgezogen.

Daß aber auch die deutsche Reichsregierung in dieser Frage der preußischen Tradition folgt und zugleich mit dem Reichstage völlig Hand in Hand geht, dafür möchte ich Ihnen doch ein klassisches Zeugnis anführen.

Es war im Jahre 1900, wo aus Anlaß des Burenkrieges an der Ostküste Afrikas deutsche Schiffe durch Organe der englischen Regierung beschlagnahmt worden waren. In der Sitzung des Reichstages vom 19. Januar 1900 stand diese Frage auf der Tagesordnung, der damalige Reichskanzler, Fürst von Bülow, äußerte sich nach dem amtlichen Berichte (vergl. Reichstag, 10. Legislaturperiode, 1. Session 1898—1900, 130. Sitzung, S. 3600) wörtlich folgendermaßen:

„Das Deutsche Reich würde seine Zustimmung und Unterstützung nicht versagen, wenn unter Mitwirkung anderer Mächte sich die Aussicht böte, auf dem Wege internationaler Vereinbarung einer internationalen Regelung der strittigen Punkte des Seerechts näher treten zu können, als dies bisher der Fall ist."

In der Tat hat das Deutsche Reich seine Zustimmung auch nicht versagt, als auf der 2. Haager Konferenz von 1907 von amerikanischer Seite der erneute Versuch unternommen wurde, die noch so sehr umstrittenen Fragen des Seekriegsrechts international zu regeln.

Der jüngst verstorbene Botschafter am britischen Hofe, Freiherr von Marschall, der Deutschlands erster Vertreter auf der zweiten Friedenskonferenz von 1907 war, führte damals aus: „Deutschland hat von jeher dem Gedanken der Abschaffung des Rechts der Wegnahme feindlicher Kauffahrteischiffe sympathisch gegenüber gestanden. Die uns vorgelegte kategorische Frage: Soll das Seebeuterecht abgeschafft werden oder nicht? kann jedoch offenbar nicht für sich allein beantwortet werden, denn sie bildet nur einen Teil der Gesamtheit des Problems, die der großartige Gedanke der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege in sich schließt. Der Vorschlag der Vereinigten Staaten selbst läßt zwei Ausnahmen zu:

1. Die Wegnahme eines Kauffahrteischiffes ist gerechtfertigt, wenn es mit Konterbande beladen ist.

2. Das Prinzip der Unverletzlichkeit findet keine Anwendung im Falle des Blockadebruchs.

Diese beiden Ausnahmen führen auf eines der bestrittensten Gebiete. Es genügt u. a. auf die relative Konterbande und auf den Begriff „voyage contenu" hinzuweisen. Nur nach Lösung einer Reihe von Streitfragen, die sich an die Worte „Konterbande" und „Blockade" knüpfen, wird eine Sicherheit dafür geschaffen werden, daß die Beseitigung des Wegnahmerechtes einen tatsächlichen Wert erhalten wird."

Nun, Englands eigener Initiative ist es zu verdanken, daß diese Streitfragen, die der Abschaffung des Seebeuterechts hindernd im Wege standen, wenn ich recht sehe, eine Lösung gefunden haben, daß dem Privateigentum im Seekriege künftig tatsächlich völliger Schutz zuteil werden kann. Auf die Einladung der britischen Regierung tagte hier in London vom 4. Dezember 1908 bis zum 26. Februar 1909 eine Seekriegsrechts-Konferenz, der es gelang, die auf der zweiten Haager Konferenz zurückgebliebene Lücke auszufüllen und in 71 Artikeln Vereinbarungen zu treffen, die — um mit den Worten des deutschen Weißbuches vom 30. November 1909 zu reden, — wenn sie auch für den Fall eines Krieges getroffen sind, doch mittelbar im Interesse des Friedens wirken werden, — da sie eine Reihe schwerwiegender, völkerrechtlicher Streitigkeiten zwischen Neutralen und Kriegführenden, insbesondere über die Ausübung des Prisenrechtes, ohne weiteres abschneiden oder der friedlichen Erledigung durch den internationalen Prisenhof überweisen.

Vor allem haben die Fragen der „Blockade" und „Konterbande", die einer internationalen Regelung bisher die größten Schwierigkeiten bereiteten, in der Londoner Konvention eine solche Lösung gefunden, daß die Vorbedingungen für die Abschaffung des Seebeuterechts nunmehr erfüllt zu sein scheinen. Mit vollem Recht sagt einer unserer ersten Völkerrechtslehrer, Professor Philipp Zorn, die Londoner Seekriegsrechts-Konvention sei einer der größten Fortschritte des Völkerrechts und reihe sich ebenbürtig den beiden großen Werken der ersten Haager Konferenz, der Landkriegs- und der Schiedsgerichts-Konvention an.

Wenn ich nunmehr an die Erörterung der Bedingungen herantrete, unter denen England und Deutschland zu einem gegenseitigen Verzicht auf das Prisenrecht gewonnen werden könnten, so zeigen sich unseren Blicken sofort die großen Schwierigkeiten, die der Erreichung dieses Zieles heute noch entgegenstehen. Zunächst und vor allem: keiner der Großstaaten hat bisher die auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 und der Londoner Konferenz von 1908/09 über die Frage des Seekriegsrechts getroffenen Vereinbarungen ratifiziert. Noch steht also diese — man darf ohne Übertreibung sagen — großartige Kodifikation der wichtigsten Bestandteile des Seekriegsrechts gewissermaßen auf dem Papier. Wann die britische

Regierung in der Lage sein wird, die Londoner Deklaration zu ratifizieren, kann heute noch niemand mit Bestimmtheit voraussagen, nachdem die Naval Prize Bill, die das Unterhaus am 7. Dezember v. Js. mit 175 gegen 125 Stimmen angenommen hatte, am 12. Dezember 1911 vom Oberhause mit 145 gegen 53 Stimmen abgelehnt worden ist. Denn daß diese Deklaration im englischen Volke eine große Gegnerschaft gefunden hat, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; der frühere Lordkanzler, Lord Loreburn, der sich schon im Jahre 1905 in einem Briefe an den Herausgeber der Times für die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege aussprach (Commerce and Property in Naval Warfare. A letter of the Lord Chancellor. Edited with introduction, notes and appendice by Francis W. Hirst, London, Macmillan & Co. 1906), die Handelskammern von Liverpool und — last not least — zahlreiche liberale Parlamentarier, wie Mc. Robertson, der auf der 15. Interparlamentarischen Konferenz von 1908 in Berlin mit den deutschen Rednern völlig übereinstimmte, bilden, so glaube ich, dabei nur rühmliche Ausnahmen. Vielleicht darf ich den Gedankengang ins Gedächtnis zurückrufen, von dem Lord Loreburn sich damals leiten ließ. (Vergl. L. v. Bar, Die Nation 24. Jahrgang, S. 135.)

Lord Loreburn geht zunächst von der einer Ausübung des Beuterechts günstigen Annahme aus, daß in einem etwaigen Seekriege Englands Flotte der feindlichen Flotte durchaus überlegen sei. Was würde nun im besten Falle der Erfolg einer Jagd auf Handelsschiffe der Untertanen des Feindes sein? Diese würden einfach in den Häfen bleiben, und einerseits würde durch das unendlich vervollkommnete Landtransportwesen, andererseits durch neutrale Schiffe dem feindlichen Lande alles, dessen es bedürfte, zugeführt werden; auch der Export würde auf neutralen Schiffen und Eisenbahnen erfolgen, sodaß die Industrie des feindlichen Territoriums keineswegs zum Stillstand gezwungen wäre. Der hieraus für den Feind resultierende Schaden würde zwar fühlbar und für manche Person empfindlich sein — aber für das Schicksal des Krieges fiele er nicht ins Gewicht. Es verhielt sich anders, als es noch keine Eisenbahnen gab, und als feindliches Eigentum auf neutralen Schiffen noch der Sicherheit entbehrte. Dagegen könnten feindliche Kreuzer, aus nicht blockierten Häfen hervorbrechend, dem englischen Handel empfindliche Verluste beibringen, gerade bei der enormen Ausdehnung des englischen, sich auf allen Meeren bewegenden, Schiffsverkehrs, und jedenfalls würde die Unsicherheit die Seeversicherungen zu enormer Höhe treiben und der Seeverkehr zum erheblichen Schaden Englands für längere Zeit größtenteils der Reederei neutraler Staaten zugewendet werden.

Würde aber England der feindlichen Seemacht nicht völlig überlegen sein, würde es im Seekriege Schlappen zu verzeichnen haben, oder würde der Seekrieg längere Zeit unentschieden sein, so würde England, wenngleich

eine effektive Blockade der britischen Inseln unausführbar sein würde, da es zu seiner Ernährung wie für seine Industrie eines höchst bedeutenden Importes gerade seiner insularen Lage wegen bedarf, den schwersten Nachteilen ausgesetzt sein.

Lord Loreburn ist daher der Meinung, daß England im eigenen Interesse die Unverletzlichkeit des Privateigentums anzunehmen allen Grund habe.

Wir, die wir uns hier zusammengefunden haben, um die Bedingungen zu untersuchen und festzustellen, unter denen England und Deutschland zu einem gegenseitigen Verzicht auf das Prisenrecht gewonnen werden könnten, müssen uns auf den Ausdruck des Wunsches beschränken, daß die öffentliche Meinung sich in allen Ländern zugunsten der Ratifizierung der 1907 im Haag und 1909 in London getroffenen Vereinbarungen wandeln möge; dieser Wunsch ist nicht unerfüllbar: dürfen wir doch mit Genugtuung feststellen, daß auch im englischen Unterhause eine Mehrheit dafür vorhanden ist. Daß dieser Wunsch aber in höchstem Maße berechtigt ist, darüber kann gar kein Zweifel bestehen — denn diese Ratifizierung ist der erste und unerläßliche Schritt auf dem Wege zu dem Ziele hin, das wir gemeinsam erstreben. Ohne ihn werden wir nicht zu der Abschaffung des Seebeuterechts gelangen, das mit unserem modernen Rechtsbewußtsein nun einmal in einem grellen Widerspruch steht. Ist aber diese Bedingung einmal erfüllt, so wird Deutschland sicherlich in die dargebotene Hand einschlagen und den Verzicht auf das Prisenrecht für alle Zeiten aussprechen, wie es dies schon 1866 und 1870 aus Anlaß des damaligen Krieges getan hat.

Ich stelle diese Behauptung mit voller Zuversicht auf, mag auch seinerseits Graf Caprivi — mehr vom Standpunkt des Militärs, der immer einseitig ist, als von dem eines leitenden Staatsmannes — gewisse Bedenken gegen die Abschaffung des Beuterechts geäußert haben, mögen auch heute noch bei uns in Deutschland vereinzelte Gegner der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege vorhanden sein: die große Mehrheit des deutschen Volkes und mit ihr die deutsche Regierung steht unter der Bedingung, die ich dargelegt habe, auf dem Standpunkt, daß es sich hier um eine grundsätzliche Frage handelt, deren Lösung die fortschreitende Kulturentwicklung dringend erheischt."

Die auf Professor Eickhoff folgenden Referenten betonten gleichfalls die Richtigkeit der von Lord Loreburn vertretenen Ansicht, daß das Kaperrecht im Grunde für das Schicksal eines Krieges belanglos ist, also letzten Endes auf eine sinnlose Schädigung privater Interessen und damit des nationalen Wohlstandes hinausläuft. Lord Avebury wies darauf hin, daß die Kosten des Kaperrechts, das immerfort als im Interesse des Insellandes liegend hingestellt wird, in vielen Fällen von England selbst getragen wurden. Der

berühmte Bankier hat als Vorsitzender des Aufsichtsrats verschiedener Versicherungsgesellschaften genugsam erfahren müssen, wie die durch Beschlagnahme privaten Eigentums verursachten Schäden von englischen Kapitalisten getragen wurden.

Aus den Londoner Verhandlungen ging hervor, daß die offizielle Stellungnahme Englands gegenüber dem Kaperrecht in teilweise recht schroffem Gegensatz gestanden hat zu den Erklärungen seiner führenden und verantwortlichen Männer. Auch Palmerston hat sich, wie Lord Weardale nachzuweisen in der Lage war, unzweideutig für die Unverletzlichkeit des privaten Eigentums auf See ausgesprochen.

Fast alle Argumente der Gegner des Kaperrechts vermögen einer scharfen kritischen Prüfung nicht standzuhalten. Eines der seltsamsten Argumente will uns begreiflich machen, daß gerade die furchtbaren Möglichkeiten der Vernichtung des Privateigentums, also jenes ungeheueren Reichtums, der in Handel und Schiffsverkehr investiert ist, den Ausbruch eines Seekrieges in gewissen Fällen verhüten dürften. Es war Lord Weardale, der das Absurde dieses Standpunktes treffend beleuchtete.

Den Gegnern des Kaperrechts ist es nicht besser ergangen wie jenen Menschenfreunden, welche die Möglichkeiten eines Krieges einzuschränken und die Greuel der Kriegsführung zu mildern sich bemühten. Leute, die ihre Fähigkeit, für das Vaterland sterben zu können, noch erst nachweisen müssen, haben sie einer schwächlichen und dekadenten Gesinnung bezichtigt. Daß es sich in Wirklichkeit der Mühe nicht lohnt, solche Vorwürfe zurückzuweisen, kam in London zu entschiedenem Ausdruck.

Erfreulich war die Diskussion über das Problem der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege auch insofern, als der deutsche Standpunkt, daß zum Schutze unseres enormen Handels eine große Flotte notwendig ist, von Männern wie Weardale, Lamington und Strachey bedingungslos anerkannt wurde.

Dr. J. von Ferenczy,

ordentlicher Hochschulprofessor in Budapest:

„Krieg dem Kriege"*).

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Magyarischen vom Königlichen Rat Dr. Adolph Kohut.

Motto: „Ehre sei Gott in der Höhe
und Friede den Menschen auf Erden."

Allerdings paßt dieses mein Motto zu dem nicht, was ich gleich zum besten geben will; es wäre vielleicht besser, wenn ich die Worte Schillers: „Der Mensch ist zum Kampfe geboren" mir als Devise gewählt hätte. Doch wollen wir jetzt nicht die Motti auf die Wagschale legen, die doch im Grunde nur Formalitäten sind. Der Kern der Sache dreht sich um die Frage: Was wollen wir und was tun wir, um unseren Willen zu verwirklichen? Denn auch das klangvollste Motto ist nur Wortgepräge und doch haben wir eine Tat vonnöten!

Doch bevor wir unsere Diskussion beginnen, sei es mir gestattet, eine längere und vielleicht langweilige Revue über die Weltereignisse und ihre Kriegsschöpfungen zu halten.

Nehmen wir die Bibel zur Hand, und was finden wir in ihr? Gleich im Anfang lesen wir, daß Kain seinen Bruder Abel erschlug, dann, daß Abraham seinen Sohn Isaak zu opfern bereit ist. Ferner: bei der Einnahme Jerichos hat das Volk Josuas die ganze Stadt verbrannt und Mann, Weib und überhaupt jedermann getötet. Das 9. Kapitel des Buches der Richter beschreibt die Tötung der Kinder Jeroboams und die Ermordung Abimelechs. Das 15. Kapitel erzählt, wie Simson tausend Philister erschlug. Später lesen wir, daß Samuel den König der Amalekiter Agag umbrachte, daß David den Kopf Goliaths abschnitt sowie Judith den des Holofernes und daß Saul eine Lanze nach David warf, damit er ihn aufspieße.

Blättern wir ein wenig in der Weltgeschichte. Dort finden wir, daß die orientalischen Völker: die Syrer, Phönizier, Assyrer und Ägypter jahraus jahrein im Kriege miteinander standen. Die Pharaonen schleppten im Triumph in ihr Vaterland ihre Gefangenen, wie dies später auch die Perser, Macedonier und

*) Der als Literar- und Kunsthistoriker rühmlichst bekannte Verfasser, der ordentliche Hochschul-Professor in Budapest, Dr Josef von Ferenczy, hielt seine Rede in magyarischer Sprache in der Friedensversammlung der Länder der heiligen Stefanskrone am 8. April 1911. Er hat mir das Manuskript seiner geistvollen Ausführungen freundlichst zur Verfügnng gestellt und verdienen diese infolge ihres Inhalts und ihrer Form hier in der Übersetzung auszugsweise wiedergegeben zu werden. Der Übersetzer.

Römer taten. Der König der Assyrer, Tiglath-Pilasar, sagt: „Ich habe mich mit der 20 000 Mann betragenden Armee des Feindes in den Krieg eingelassen und sie alle besiegt.“ Von dem gegen die Armenier geführten Feldzug sagt Assur-nazir-habal: „Ich habe jeden zweiten vom Feinde getötet; vor den Toren des Feindes ließ ich eine Mauer aufführen. Ich habe seine Häuptlinge schinden und mit ihrer Haut die Wand bedecken lassen.“

Von dem Feldzug Davids, des Königs von Juda, lesen wir, daß er unter der Führung Joabs die Moabiter und Ammoniter angegriffen und beide Völker in blutigem Kriege besiegt habe. Nach Herodot bedeckten das Schlachtfeld von Marathon 6400 persische Leichen. In der Schlacht von Thermopylae haben die Soldaten des Xerxes die Widerstand leistenden griechischen Krieger bis auf den letzten Mann niedergemäht. In der Schlacht von Plataä ging, weil Pausanias den Befehl gegeben, daß niemand Pardon gewährt werden solle, ein solch entsetzliches Gemetzel vor sich, daß man nach der Angabe griechischer Schriftsteller 100 000 Mann gemordet habe. Thukydides berichtet, daß in dem peloponnesischen Kriege die grauenhaftesten Dinge in Corcyra vor sich gingen, wo man die Flüchtlinge zum Schafott schleppte und andere bei den Altären hingemetzelt wurden. Der Feldzug in Sizilien kostete Athen 50 000 Menschen und 200 Schiffe. — In dem Gefecht von Chäronea töteten die macedonischen Soldaten 1000 Athener und machten 2000 zu Gefangenen. — Als Alexander der Große Theben einnahm und niederriß, war das Schlachten furchtbar, ihm fielen 500 macedonische Soldaten und mehr als 6000 Thebaner zum Opfer. — In der von Alexander dem Großen gegen die Perser geführten Schlacht neben dem Fluß Granicus bedeckten nach dem Bericht von Arrhianus 25 000 Perser das Schlachtfeld.

Die große französische Revolution und die Kriege des ersten französischen Kaiserreichs haben mindestens 2 Millionen Menschen das Leben gekostet. Bei Arcole haben im Jahre 1796 die Österreicher 1000 Tote und Verwundete und 5000 Gefangene verloren. Bei Tivoli und Mantua büßte die österreichische Armee, die insgesamt 30 000 Mann betrug, an Toten ca. 20 000 Mann und überdies sehr viel Gefangene ein. In der Schlacht am Fuße der Pyramiden ertranken 1500 Muselmänner im Nil und in der Seeschlacht bei Abukir ging die gesamte aus 15 000 Mann bestehende türkische Armee zugrunde. In der Schlacht bei Marengo verloren die Österreicher 8000 und die Franzosen 6000 Mann. Bei Echlingen ließen die Österreicher 2000 Tote und Verwundete zurück. Bei Austerlitz blieben auf dem Schlachtfelde 21 000 Tote. In der Schlacht bei Jena starben und wurden verwundet 21 000 Preußen. In der Schlacht bei Auerstädt deckten 9000 Leichen das Feld. In der Schlacht bei Eylau büßte die feindliche Armee 40 000 Mann an Toten und Verwundeten ein. Die Revolution von Rio Secco kostete Spanien 10 000 Tote. Bei Eßlingen betrug die Zahl der österreichischen Toten und Verwundeten 25 000 Mann und der Verlust der Franzosen bezifferte sich auf 15 000 Mann. Soviel Menschen verschlang auch die

Schlacht bei Wagram. Von der halben Million Menschen, die Napoleon I. 1812 nach Rußland führte, kehrten nur 50 000 nach Frankreich zurück; folglich sind rund 450 000 Mann vernichtet worden. In der Schlacht bei Moskau gingen 50 000 Russen und 20 000 Franzosen zugrunde. Die Schlacht bei Waterloo kostete die feindliche Armee 60 000 Mann. Der Feldzug in der Krim forderte 95 615 Mann, der Krieg Frankreichs gegen China verschlang Tausende von Menschen. Die Opfer des deutsch-französischen Feldzuges bezifferten sich auf 339 556 Tote, die Verwundeten nicht mitgerechnet. Ungefähr soviel machten auch die Verluste im russisch-japanischen Kriege aus.

Eine Entsetzen erregende Statistik, eine grauenerweckende Geschichte! Während die Gesellschaft und die Behörden die Verbreitung von Mordgeschichten und von Schund-Literatur streng verfolgen, lehrt man in unseren Schulen obligatorisch die Geschichten der Massenmorde. Der Mensch kämpft gegen den Menschen, die Rasse gegen die Rasse, die Religion gegen die Religion einen Vernichtungskrieg und zwar durch alle Zeitalter der Weltgeschichte. Die Rivalität zwischen Cäsar und Pompejus, die Eifersucht auf die Macht zwischen dem Kaiserreich und dem Papsttum, die Konkurrenz der lateinischen Rasse gegen die germanische, die Niederlassung der Barbaren im südlichen Reich, der gegenseitige Haß der katholischen Spanier und der mohammedanischen Araber, der Gegensatz zwischen dem Christentum und dem Heidentum hat blutige Kriege und mörderische Gemetzel unter den Völkern und Nationen hervorgerufen zum ewigen Schaden der Zivilisation, zur Schmach der im Ebenbilde Gottes und der Gottähnlichkeit erschaffenen menschlichen Würde.

Man unternimmt Kreuzzüge aus Rassenhaß und führt Religionskriege aus Glaubensfanatismus. Man unterdrückt, verfolgt und tötet die Ketzer, die Reformatoren. Die römischen Imperatoren werfen die Christen den wilden Tieren zur Beute hin. Die römische Inquisition richtet mit den grausamsten Qualen die Ungläubigen oder die des Unglaubens Verdächtigen hin, schleppt die Hussiten auf den Scheiterhaufen, läßt die Hussiten über die Klinge springen, verfolgt blutig die Protestanten, und gegen die Juden veranstalteten Progrome diejenigen, die sich als Beschützer der Balkanchristen aufwerfen. Wahrlich, es hat den Anschein, als wenn die Weltgeschichte nicht so sehr die Entwicklung der Nächstenliebe und der Zivilisation als vielmehr deren Entartung und eine ununterbrochene Kette des Menschenhasses und der Brutalität zeigen würde.

Noch eine kurze Revue will ich in das Weltreich der Literatur und der schönen Künste werfen. Der Gegenstand aller Heldengedichte einer jeden Nation sind die jeweilig geführten Kriege. Schon bei den alten orientalischen Völkern besingt das eine große Epos der Sanskrit-Literatur, die „Ramajana", jene Heldentaten, die Rama in dem Feldzug gegen Rawanas vollführt hat. Das zweite in der Sanskrit-Sprache verfaßte indische Epos, die „Maha Bharata", beschreibt die Kämpfe zwischen den Kuruiden und den Penduiden, wie Homer in

seiner Ilias den Kampf zwischen den Griechen und Trojanern und Tasso in seinem befreiten Jerusalem denjenigen der Christen gegen die Saracenen und Mohammedaner besingt. Die Handlung des Nationalepos der Perser, des Schahname des Epikers Firdusi, macht die Kriegsführung des Feridon aus, gerade wie die „Flucht des Zalán" des magyarischen Epikers Vörösmarty die Eroberung Ungarns durch Arpád dartut. Die Äneide Vergils beginnt mit den Worten: „Ich besinge die Waffen und die Männer". Auch das Heldengedicht der Deutschen, „Die Nibelungen", ist erfüllt von Kampf und Tötung, wie denn überhaupt jedes Nationalepos eines Volkes mit Blut geschrieben ist.

Aus der Tragödiendichtung hört man das Todesröcheln von Äschylos bis Shakespeare und von diesem bis in unsere Tage; denn die Triebfedern des Trauerspiels sind die menschlichen Gefühle und Leidenschaften. Namentlich die Rache und die zu deren Befriedigung angewandten Mittel, nämlich die offene Gewalttätigkeit oder der heimlich gebrauchte Dolch und der Giftkelch. Ebenso begegnen wir auch in den Gestaltungen der bildenden Künste in den ältesten Epochen, aber auch in den neuesten Zeiten, den Darstellungen von Mord, Totschlag und Krieg. In den bei den pergamenischen Ausgrabungen zutage gekommenen plastischen Werken begegnen wir Kriegern in schwerer Waffenrüstung, an denen wir auf den ersten Augenblick sehen, daß sie nicht zu einem freundschaftlichen Mahl, sondern zur blutigen Menschenschlächterei sich begeben. Die Gruppenmonumentwerke auf der Akropolis zu Athen stellen nicht die unsterblichen Gestalten der hellenischen Zivilisation, sondern massakrierende Krieger dar, die das Leben ihrer Mitmenschen vernichtet haben. Im Kapitolinischen Museum in Rom gibt es eine antike Statue des sterbenden Gladiators, der einen zusammengebrochenen römischen Krieger uns zeigt, auf der Brust mit einer klaffenden Wunde, aus der fortwährend Blut strömt. In Florenz sehen wir in der Loggia dei Lanzi das Perseusdenkmal des Benvenuto Cellini, in der rechten Hand ein scharfes Schwert und in der Linken den abgeschnittenen Kopf der Medusa haltend, aus dem das Blut strömt, ebenso fließt das Blut auch aus dem Halse des auf der Erde Liegenden. Überall Blut, Tod, Vernichtung!

Im Nationalmuseum zu Neapel gibt es ein Mosaikgemälde; es stellt die Schlacht Alexanders des Großen bei Issus mit mit Lanzen bewaffneten Kriegern, toten Kämpfern und verendenden Kriegspferden dar. Unter den Fresken des Vatikan erblicken wir das große Gemälde Raphaels „Die Schlacht Konstantins". Ein erschütterndes Bild. Als hörten wir das Todesröcheln der Niedergemetzelten, der zum Tode verurteilten Kämpfer und das Geschrei der im Wasser Erstickenden! Die Galerie zu Bologna schmückt das Gemälde von Guido Reni „Die Tötung der Säuglinge". Die im Blute schwimmenden Leichen der Kleinen, die Todesfurcht ausdrückenden Gesichter der flüchtenden Mütter und die mordenden Dolche der wilden Söldner erwecken in dem Beschauer Grauen und Ent-

setzen. In der königlichen Galerie zu Dresden befindet sich das Gemälde Wouvermans „Der Reiterkampf". Die in Flammen stehende Windmühle und die mörderische Arbeit der am Fuße der brennenden Gebäude und in unmittelbarer Nähe aufeinanderschießenden Krieger, das fast hörbare Todesröcheln der ihren letzten Atem aushauchenden Pferde oder das Wiehern der in wilder Flucht dahinrasenden Rosse erschüttern selbst das stärkste Nervensystem des Beschauers. Im Prado zu Madrid hängt das Ölgemälde „Der Lanzenreiter" von Velasquez. Die Menge der mit Lanzen bewaffneten Kämpfer beweist, daß sie nicht sich der segenbringenden friedlichen Arbeit, sondern der menschlichen Vernichtung gewidmet haben.

Also überall in der Welt, wohin wir nur blicken, in der Bibel, in der Geschichtswissenschaft, in den schönen Künsten, überall sehen wir Blut, Vernichtung, Gewalttätigkeit und Tod.

Und nun denken wir nach. Die erste Frage, die wir aufwerfen können, ist die: Hat der Krieg eine ethische Berechtigung? Der diese Frage bejahte, würde mit dieser seiner Behauptung jede Judicatur auslöschen. Wenn die Weisheit der gebildeten menschlichen Gesellschaft es für notwendig erachtet, die unter den Menschen entstandenen Differenzen durch richterliche Rechtsprechung zu begleichen, so ist die logische Schlußfolgerung dieser Tatsache, daß auch die zwischen den Völkern und Nationen entstandenen Differenzen auf richterlichem Wege entschieden werden müßten. Denn wenn der Krieg zwischen den Nationen ein berechtigter ist, dann ist auch der Faustkampf unter den Einzelnen berechtigt. Und doch finden wir niemand in der zivilisierten Menschheit, der sowas in Ordnung fände.

Wenn alle gebildeten Nationen darin übereingekommen sind, daß sie ihre gemeinsamen Angelegenheiten der Leitung und der Erledigung ihrer Weisesten übertragen, so ist es unverständlich, warum gerade die Soldaten die das Lebensinteresse der Völker, Länder und Reiche berührende Frage des Krieges entscheiden sollten. Nicht ohne Grund stellte im Jahre 1868 der Abgeordnete Richard im englischen Parlament den Antrag, daß der Herrscher nicht das Recht zur Kriegserklärung haben solle, und nur mit einer Minderheit von sieben Stimmen wurde dieser Antrag abgelehnt.

Übrigens müßte man nicht das Unterlassungsrecht der Kriegserklärung seitens des regierenden Hauptes, sondern die Erledigung der schwebenden Fragen unter den Völkern auf dem Wege des Schiedsgerichts verlangen. Und diese Idee ist keineswegs so absurd, wie sie von vielen hingestellt wird, wenn wir bedenken, daß sie von so hervorragenden Männern wie Washington, Franklin, Cavour, Gladstone, Cobden, Manteuffel, ja sogar von Bismarck für gut geheißen wurde. Hat doch letzterer den Antrag gestellt, daß die zwischen Deutschland und Spanien entstandenen Differenzen wegen der Karolineninseln durch das Schiedsgericht des Papstes Leo XIII. spruchreif werden sollten.

Das Schiedsgericht ist ja auch keine neue Einrichtung, denn, wie der englische Übersetzer des Werkes von Arnoldson: „Pax Mundi", der Bischof B. F. Westcott, sagt, sind seit 1794 in 67 Fällen die Kriegsdifferenzen durch Schiedsgerichte friedlich geschlichtet worden. Hochgeachtete Versammlungen haben 1887 in Amerika und 1888 in Frankreich dem Verlangen Ausdruck gegeben, daß die zwischen den einzelnen Nationen auftauchenden Differenzen durch das Schiedsgericht ihre Lösung finden sollten. An dem Zustandekommen dieser Idee mühen sich die interparlamentarischen Konferenzen ab. Diesem menschlichen Gedanken der Welt suchen die allerorten entstandenen und eine eifrige Wirksamkeit entfaltenden Friedensligen und Friedensvereine Geltung zu verschaffen. Und wenn wir sehen, daß nach dem Kriege den Friedensschluß der betreffenden kriegführenden Nationen ein internationales Gericht erwägt, beendet, modifiziert und verbürgt, so sehen wir nicht ein, warum nicht ein internationales Gericht die Differenzen schon vor dem Kriege hätte schlichten können!

Daß dieses Bestreben Heerführer, Generäle, Admirale, ja sogar sehr viele Staatsmänner, Schriftsteller, Gelehrte und sogar praktisch tätige Bürger als einen frommen Wunsch und als eine nicht zu verwirklichende Utopie betrachten, tut nichts zur Sache. Sie hätten aus der Geschichte lernen können, daß, was große Autoritäten gestern noch für unmöglich erklärt haben, morgen schon als nützliche, praktische Tatsachen gelten kann. Große philosophische Intelligenzen, Staatsmänner und Gelehrte haben seit Jahrhunderten, ja sogar seit Jahrtausenden die verschiedensten Formen der Staatsorganisation ausgedacht und ins Leben treten lassen. Und wenn sie auch bis heute nicht die vollkommenste Form gefunden haben, — denn die Vollkommenheit ist nur theoretisch denkbar —, so setzt doch das fortwährend tätige menschliche Gehirn seine Grübeleien fort und sucht das Gute durch das Bessere zu ersetzen. Ebenso dürfen und können diejenigen, die darauf bedacht sind, daß Frieden unter den Nationen herrsche, ihre Bemühungen nicht einstellen, unbekümmert um das geringschätzige oder verächtliche Lächeln der Ungläubigen, denn es ist unmöglich, daß ein solches Bestreben, das eine so alte Vergangenheit hat, keine Zukunft haben sollte.

Seitdem der Ruhm der französischen „Grande armée" sich verdüstert hat und neuerdings die Germanen sich mit dem Rufe der Kriegsherrlichkeit brüsten, hat Deutschland die führende Rolle in der Frage des Kriegskultus übernommen. Es ist wahr, ihm gebührt der Ruhm, das Schießpulver erfunden zu haben, aber nicht minder Deutschlands Ruhm ist auch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Wenn es auch mit selbstbewußtem Stolz die Namen seiner großen Heerführer, eines Blücher und eines Moltke, erwähnt, so kann es nicht minder darauf sich was zugute tun, daß es unter seinen großen Geistesheroen einen Kant und einen Goethe nennen darf, unter denen der Erstere ein Buch geschrieben hat über die Idee des Friedens, unter dem Titel „Zum ewigen Frieden".

Im Anfang seines Buches hat er in 6 Punkten aus dem natürlichen Zustand

des Krieges die Bedingungen des Überganges in den Kulturzustand des bleibenden Friedens zusammengefaßt. Unter diesen ist besonders in unserer Zeit, wo die Frage der Entwaffnung eine so aktuelle ist, der dritte Punkt wichtig, worin er die Abschaffung des stehenden Heeres verlangt, weil es den Frieden bedroht, die Ausgaben erhöht und mehr kostet als der Krieg selbst.

Mit Bewunderung erweckender Weisheit überblickt er, der Weise von Königsberg, 100 Jahre voraus die jetzige Lage Europas, die man als einen bewaffneten Frieden zu bezeichnen pflegt. Ein französisches Tagesblatt hat erst kürzlich ausgerechnet, daß innerhalb 25 Jahren von 1883 bis 1908 der bewaffnete Friede 145 Milliarden Frcs. gekostet hat. Ich führe hier die auf die Großstaaten bezüglichen statistischen Daten an. Deutschland gab für seine Armee

1883 504 Millionen und
1908 1504 Millionen, also

rund 1 Milliarde Frcs. aus, d. h. erhöhte sein Kriegsbudget um 193 Prozent. England von 702 Millionen auf 1487 Millionen (112 Prozent), Rußland von 894 Millionen auf 1501 Millionen (69 Prozent), Frankreich von 789 Millionen auf 1100 Millionen (39 Prozent), Österreich und Ungarn von 318 Millionen auf 529 Millionen (66 Prozent), Italien von 311 Millionen auf 457 Millionen (47 Prozent). Diese Zahlenreihe beweist deutlich den Weg, auf welchem die Staaten bestimmt und nicht einmal schwankend dem Staatsbankerott entgegengehen. Zeigte sich in der Direktion irgendeiner Aktiengesellschaft oder eines anderen Geldinstituts eine derartige Wirtschaft, wie wir sie im militärischen Gebaren gewahren, würde gewiß die ganze Direktion vor den Staatsanwalt kommen.

Doch es scheint, daß die Völker ohne jede größere Erregung die ihnen im Interesse der Aufrechterhaltung der imperialistischen Politik aufgelegten Lasten tragen, als wenn sie sich damit trösten würden, daß es ihnen gleich sei, ob sie die steuerzahlenden Vasallen eines fremden Eroberers oder aber die Sklaven ihrer eigenen Götzen sind. So ist das unabänderliche Schicksal der Untertanen die Ergebung in den Fluch des bewaffneten Friedens.

Wir sprachen vorhin von dem den ewigen Frieden behandelnden Werke Kants, doch auch der Abt von St. Pierre verdient es, daß wir seines „Projet de paix perpétuelle" betitelten Werkes, das ein Jahrhundert vor Kant erschien, gedenken. Er war der erste, der eine ernste Arbeit über die Sicherung des ewigen Friedens geschrieben hat. Auch er faßte die den Frieden verbürgende Organisation in bestimmte Punkte zusammen, auch er wünschte die Beweggründe des Krieges der Völker wie die der Bürgerkriege vor ein Schiedsgericht zu bringen. Und wenn man auch gegen diese Vorschläge einzelne Einwendungen erheben kann, so hat er doch nicht jenen spöttischen Hohn verdient, dem er seitens eines Leibniz und Voltaire ausgesetzt war.

Unter allen Umständen bekundete sich in der Wirksamkeit des edelgesinnten Geistlichen mehr Weisheit, als in sämtlichen leitenden Staatsmännern und Armeeführern Rußlands und Japans anläßlich des mörderischen Ringens des letzten Feldzuges. Betrachten wir nur die Ergebnisse dieses mörderischen Krieges. Rußland gab für den Feldzug 6300 Millionen Frcs. und Japan 5 Milliarden aus. Dagegen verloren sie gemeinsam etwa 300 000 Menschen, und was war das Resultat dieser erschrecklichen Menschen- und Vermögensvernichtung? Der durch den Zaren und den Mikado gern angenommene Alliance-Vertrag. Dieses Ergebnis hätten sie ohne den Verlust von vielen Milliarden Vermögen und vielen Hunderttausend Menschenleben für einige Hunderttausend Frcs. Kosten auf dem Wege des Haager Friedenskongresses erreicht. Oder hätte der Krieg zwischen England und Transvaal die $5^1/_2$ Milliarden Frcs. betragenden Kriegskosten und das Opfer des Verlustes von eben so vielen tapferen englischen Männern verdient, die England dieser Feldzug gekostet hat, nur deshalb, damit eine mit autonomer Machtbefugnis ausgestattete südafrikanische föderative Republik unter englischer Oberhoheit entstehen konnte? —

Kann uns daher jemand tadeln, wenn wir laut ausrufen: „parva sapientia regitur mundus!"

Daß ohne Krieg die Welt in Fäulnis übergehen würde, wie Moltke, der berühmte Heerführer, einst an Professor Bluntschli, den großen Juristen, schrieb, können wir nicht glauben. Fäulnis ist aber eine Folge des Krieges, der in Wochen oder Monaten all das zerstört, was die Menschen in Jahrhunderten geschaffen haben.

Wir wissen nichts davon, daß je ein Feldzug der Weltgeschichte großartige Schöpfungen der bildenden Kunst zutage gefördert hätte; wohl aber wissen wir, daß die Zerstörung des schönsten Fresko-Gemäldes der Welt, „das letzte Nachtmahl" von Leonardo da Vinci, durch die Soldaten Napoleons bewerkstelligt wurde. Auch soviel ist bekannt, daß die spanischen Soldaten ihre Pferde an die Jaspis- und Porphyrsäulen der weltberühmten Moschee zu Cordowa gebunden, und daß ihre Rosse die künstlerischen Mosaiks der Moschee zerstampft hatten, deren jedes Stückchen heutzutage eine wertvolle Erinnerung an den dereinstigen arabisch-maurischen Kunstgeschmack ist.

Ist es vor einem Jahrhundert, im Jahre 1815, gelungen, die heilige Allianz zur Sicherung der Legitimität der Herrscherrechte zustande zu bringen, so leben wir der Zuversicht, daß es auch gelingen werde, die zur Sicherstellung der Völker dienende, noch heiligere Allianz des ewigen Friedens ins Leben zu rufen. Diese unsere Zuversicht wird noch durch solche Kundgebungen bestätigt, die berühmte amerikanische Bürger kürzlich machten, von denen die Anhänger des ewigen Friedens sehr viel zu erwarten haben. Carnegie, der im Jahre 1911 eine halbe Million für den Weltfrieden gestiftet hat, sagte: „Ich glaube, daß wir an die Schwelle der Herrschaft des Friedens gelangt sind, und daß das Zeitalter, in

welchem die Menschen sich nicht mehr wie wildgewordene Bestien töten werden, nahe ist."

In der ständigen Erhöhung der Rüstungen sehe ich nicht das sicherste Mittel der Erhaltung und der Notwehr des Staates, sondern im Gegenteil dessen größte Gefährdung, denn wir sind schon dahin gelangt, daß wir bis an die Zähne bewaffnet zusehen müssen, wie die Länder infolge des Staatsbankerottes zugrunde gehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Staatsschulden Europas innerhalb 25 Jahren von 107 Milliarden Franken sich auf 151 Milliarden erhöht haben.

Durch die ganze Weltgeschichte zieht sich wie ein roter Faden der Kampf der Völkerrassen gegeneinander hindurch. Der Weiße hat fast schon die rothäutigen Indianer ausgerottet. In den mörderischen Kriegen zwischen Weißen und Negern ist schon ein Meer von Blut geflossen, und jetzt ängstigt man uns mit den Schreckensnachrichten von der gelben Gefahr. Wahrlich, es ist endlich Zeit, daß wir ein neues, menschlicheres und wahrhaft gebildetes Motto proklamieren, nämlich: Wir wollen alle Brüder sein.

Dr. Franz Ledermann:
Der Krieg als Kultur- und Wirtschaftsereignis.

Vorschläge zur Begründung eines Zivilarchivs des Krieges.

Wenn wir von „Kriegsliteratur" sprechen, denken wir regelmäßig an Schilderungen rein militärischen Charakters. Das ist um so merkwürdiger, als wir nebenbei genau wissen, daß ein Krieg die beteiligten Staaten den schwersten kulturellen und wirtschaftlichen Erschütterungen aussetzt, ja daß grade in unserer Zeit diese „Nebenwirkung" sowohl für den Ausbruch des Krieges als auch für seinen Ausgang entscheidend ist. In der Literatur aber ist diese nicht militärische Seite des Krieges bisher recht stiefmütterlich behandelt. Auf dem Gebiet der Fachliteratur mag einer der Hauptgründe darin liegen, daß die Grundlage jeder wissenschaftlichen Arbeit, die Statistik, regelmäßig die Beobachtung längerer Zeiträume aus Gründen der Zuverlässigkeit zur Voraussetzung hat, während die Kriege der Neuzeit sich verhältnismäßig rasch abspielen, so daß es schwer halten wird, innerhalb einer Wirtschaftsperiode einzelne Erscheinungen als unzweifelhafte Kriegswirkungen zu bezeichnen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Wirkungen eines Krieges auf den Staat zeitlich keineswegs mit dem Zeitraum der militärischen Operationen zusammenzufallen brauchen, sondern sich ganz unabhängig davon über längere oder kürzere Zeiträume erstrecken können. In erhöhtem Maße gilt dieses von den seelischen Wirkungen des Krieges, die

einen immer weiteren Umfang annehmen müssen, je mehr der Krieg zum Ausnahmezustand wird, und deren letzte, feinste Wirkungen vielleicht erst nach Jahrzehnten in guter oder schlechter Form ans Tageslicht treten. Auch die sachliche Scheidung, die Frage, welche letzten kulturellen und wirtschaftlichen Erscheinungen noch, wenigstens mittelbar, auf den Krieg zurückzuführen sind, bietet große Schwierigkeiten. Endlich darf man ein psychologisches Moment nicht außer Acht lassen: Wie bei einer mündlichen Debatte über den Krieg der ehemalige Feldsoldat das große Wort führt, der Bürger, der die Wirkungen des Krieges in der Heimat nicht minder stark erlebt hat, bescheiden schweigt, so scheint auch die Wissenschaft bisher die „zivile" Wirkung des Krieges gewissermaßen als bloße Reaktion auf ein Hauptereignis — eben den Krieg selbst — betrachtet zu haben, ein Nebenereignis, das unzweifelhaft den Staat — mag der Krieg als solcher glücklich oder unglücklich verlaufen — in seinen Grundfesten erschüttert, das aber seinem Charakter gemäß nicht geeignet ist, unabhängig von seiner Ursache als selbständige Erscheinung durchforscht zu werden.*)

Teilweise kann natürlich die vorhandene militärische Literatur als Ersatz herangezogen werden. Auch der im Felde stehende Soldat ist nicht nur Soldat, sondern hat ein gut Teil bürgerliche Anschauungen und Sorgen mit ins Feld genommen, die sich in seinen Berichten spiegeln müssen. Selbst die rein militärische Fachliteratur wird hier und da gewissermaßen zwischen den Zeilen Material bieten. Vollkommen nutzbares Material bieten aber doch nur die bisher vorliegenden Monographien über Einzelwirkungen des Kriegsrechts sowie die zivile Memoirenliteratur in jenen speziellen Kapiteln, die die Kriegszeiten behandeln.

Alle diese Materialien wird man mit größerem oder geringerem Nutzen gebrauchen können, dem eigentlichen Thema aber genügen sie nicht nur quantitativ, sondern vor allem der Tendenz nach nicht, da sie nicht nur von Einzelerscheinungen ausgehen, sondern auch sich ausschließlich die Erzielung von Einzelresultaten zum Thema gestellt haben.

Selbstverständlich wird, auch bei dem, was ich erstrebe, für die Anerkennung als Material kein Thema zu speziell, kein Zusammenhang zu flüchtig sein, aber dort, wo die Arbeit der anderen aufgehört hat, wird dann die eigentliche Arbeit erst beginnen. So wie die Einzelzahl in der Statistik als Zufall betrachtet wird, ihre Häufung uns positive wissenschaftliche Resultate gibt, so wird auch dieses „Rohmaterial" erst Leben gewinnen, wenn seine Vergleichung uns die Möglichkeit gibt, alles Zufällige, Persönliche, nur im Spezialfall geltend auszuscheiden, bis

*) In Dänemark erschien vor einigen Jahren unter dem Titel „Ein modernes Volk im Kriege" ein Buch, das — nach der Kritik, ich hatte leider keine Gelegenheit, es zu lesen — in einer Reihe von Briefen, die Stimmung der im Lande Gebliebenen widerspiegelt, also auf speziellem Gebiet als eine Vorarbeit meiner allgemeinen Sammlung zu betrachten ist.

uns schließlich als letztes Resultat „der Krieg als Kultur- und Wirtschaftsereignis" sich enthüllt. —

Die großen Schwierigkeiten, die die Sammlung, Sichtung und Verarbeitung des Materials in Aussicht stellt, machen die Frage zu ernster Pflicht, ob selbst bei Erreichung des Zieles das Resultat in wirtschaftlicher wie in rein wissenschaftlicher Beziehung der Arbeit entsprechen wird. Ich glaube beide Fragen bejahen zu können, möchte aber eine Begründung meiner Ansicht bis auf den Schluß des Aufsatzes verschieben, wo der Leser in der Lage ist, sich über die von mir empfohlene Methode der Sammlung und Sichtung des Materials ein abschließendes Urteil zu bilden.

* * *

Ich habe bisher immer vom Kriege im allgemeinen gesprochen und will vorausschicken, daß das von mir erstrebte Endziel vollständig nur erreicht werden kann, wenn die Sammlung sich weder auf einen einzelnen Krieg noch auf ein einzelnes Volk beschränkt, sondern ähnlich wie es bei dem Generalstab der größeren Staaten schon heute geschieht, alles nur zugängliche Material über den Krieg überhaupt verarbeitet wird. Denn auch ein Millionenvolk bietet in seiner nationalen Kultur wie wirtschaftlichen Struktur noch zu viel des Speziellen, Temporären, als daß die Destillation des Kriegsbegriffs aus diesem Material allgemein gültige Resultate geben könnte.

So das Endziel! Für den Augenblick aber müssen wir uns mit dem Erreichbaren begnügen. Da möchte ich vorschlagen, zunächst einmal das Material des Krieges 1870/71 zu sammeln. Er ist unter den deutschen Einheitskriegen jedenfalls der geeignetste: Er umfaßte die ganze Nation entgegen 1864, er erfaßte die ganze Nation unter gleichen Bedingungen (entgegen 1866, wo es Sieger und Besiegte gab), er erstreckt sich endlich in seinen Ausläufen über fast ein ganzes Jahr, schaltet also die Besonderheit der Jahreszeit einigermaßen aus. Freilich er liegt über ein Menschenalter zurück, die Zahl derjenigen, die ihn als Erwachsene erlebt haben, schmilzt immer mehr zusammen, unschätzbares Material privater oder amtlicher Herkunft geht Jahr für Jahr zugrunde. Will man ein Wirtschaftsbild dieses letzten großen Krieges gewinnen, so ist es die höchste Zeit.

* * *

Wir kommen nun zur wichtigsten praktischen Frage, der Sammlung des Materials. Ich bin mir wohl bewußt, mit den folgenden Vorschlägen keine festen Richtlinien geben zu können. Dieses Eingeständnis basiert nicht auf der üblichen Autorenbescheidenheit, sondern auf der nüchternen Erfahrung, daß man an eine derartig neue Sammlung nicht mit einem festen Arbeitsplan herangehen kann, sondern daß das Fortschreiten der Arbeit selbst die beste Methode gebären muß. In diesem unverbindlichen Sinne bitte ich die folgenden Vorschläge aufzufassen.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß das Material zwei großen Quellen entströmen muß: den Einzelpersonen, wie dem Staat. Sie stehen in einer vollständigen Wechselwirkung, wobei es denkbar ist, daß jeder Teil im Einzelfall Ursache oder Wirkung ist. Ein Beispiel: Wir stellen fest schlechte Zeiten für den Handel (als vielfaches Einzelmaterial) — Rückgang des Eisenbahnfrachtverkehrs (Staatsmaterial). Nun ist es sowohl denkbar, daß, weil der Handel darniederliegt, der Frachtverkehr zurückgegangen ist, als auch daß — etwa mit Rücksicht auf den Truppen- und Proviantransport — der Güterverkehr wochenlang gestockt hat, und dadurch der Handel in Schwierigkeiten geraten ist.

Diese Wechselwirkung bietet zugleich eine äußerst wirksame Kontrolle. Nur wenn jede private Anormalität in einer entsprechenden staatlichen Rubrik ihr Gegenstück findet, werden wir sie als echte Kriegswirkung registrieren können, fehlt das Gegenstück, so muß doppelt sorgfältig geprüft werden, ob hier nicht Einzelfälle ohne Grund verallgemeinert sind.

Die oben gegebenen allgemeinen Betrachtungen gelten sowohl für wirtschaftliche als auch für psychische Wirkungen, wie sich überhaupt diese Unterscheidungen im einzelnen schwer durchführen lassen.

Ich gebe nun Vorschläge zu einem Schema:

I. Durch Einzelpersonen zu erlangendes Material.

A.

Die wertvollste Quelle würden auch hier, wie für das militärische Studium des Krieges, Tagebücher, Briefe etc. aus jener Zeit bilden, soweit in ihnen häusliche Fragen die Hauptrolle spielen. Bei dieser Materialsammlung würden also die Frauen im Gegensatz zu mancher anderen eine sehr wichtige Rolle spielen. Daß auch die Militärliteratur zu berücksichtigen ist, habe ich schon oben erwähnt. Der Erfolg einer solchen Sammlung, die am besten wohl durch öffentlichen Aufruf geschehe,*) hinge nicht am wenigsten davon ab, daß den Einsendern absolute Diskretion gewährleistet würde. Es gibt Wunden, die auch nach 40 Jahren noch nicht verharscht, geschäftliche Situationen, die man auch heut

*) Ich möchte erwähnen, daß ein Versuch, militärische Literatur auf diesem Wege zu gewinnen, ganz guten Erfolg gehabt hat. Vergl. die nachf. Zeitungsnotiz. „Vor einiger Zeit erging infolge einer Anregung des früheren Direktors des Berliner Zeughauses Geheimen Regierungsrats Major Dr. v. Ubisch ein Erlaß des preußischen Kultusministers, der bestimmte, daß die königliche Bibliothek in Berlin und die preußischen Universitätsbibliotheken Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten sammeln sollen. Zum Zwecke dieser Sammlung wurde bei der Königlichen Bibliothek eine Kommission eingesetzt, die aus Geheimrat v. Ubisch, dem Historiker der Kriegskunst, Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Hans Delbrück und dem Abteilungsdirektor Geheimen Regierungsrat Dr. Perlbach besteht. Im ersten Halbjahr sind 1196 Briefe und Postkarten, 38 Tagebücher, 9 Notizbücher und 10 Lieder und Gedichte eingeliefert worden, von denen sich die Mehrzahl auf den Krieg 1870/71 bezieht."

noch nicht ohne Zwang der Öffentlichkeit preisgibt. Es handelt sich weder darum, sensationellen Klatsch, noch romantische Abenteuer zu kodifizieren, sondern das eingehende Material soll restlos einem höheren Zwecke dienen. Selbstverständlich müßten auch die eingesandten Beiträge nach Benützung zurückgegeben werden.

B.

Eine allerdings mit großer Vorsicht zu benützende Ergänzung würden nachträgliche Aufzeichnungen, Niederschriften mündlicher Berichte etc. bilden. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß nach 40 Jahren doch vieles im andern Licht erscheint, andrerseits, daß grade stark wirkende Erlebnisse, wie psychologisch bekannt, im Laufe der Jahre häufig noch eine Verstärkung erfahren.

Alles unter A und B Gesagte gilt sowohl für Erlebnisse rein familiärer als auch geschäftlicher Natur. Es kämen also auch Geschäftsbriefe, Rechnungen, Prozesse, der gesamte Verkehr des Bürgers mit den Behörden etc etc. in Frage.

C.

Gewissermaßen den Übergang von den privaten zu den öffentlichen Quellen würde die Presse darstellen, wobei nicht der politische, sondern im Gegenteil der lokale, Handels- und Annonceuteil etc. das wichtigste Material verspricht. Dasselbe gilt vom Bank- und Börsenwesen, das teils privaten, teils öffentlichen Charakter trägt, dem Immobilienwesen etc. Auch die Ärztejournale, Rechtsanwaltsakten könnten, soweit als Material zugänglich, benützt werden.

II.

Für die Bearbeitung des öffentlichen Materials kann selbstverständlich nicht die heutige Verwaltung im weitesten Sinne zugrunde gelegt werden, sondern die von 1870 unter möglichster Berücksichtigung der Verschiedenheiten der einzelnen Staaten und innerhalb der Staaten selbst. Überhaupt bildet die Basis der ganzen Arbeit — das gilt auch für das Material der Einzelpersonen — die Feststellung eines Wirtschafts- und Kulturbildes unmittelbar vor Beginn des Krieges, deren Vergleich erst die durch den Krieg entstandenen Anormalitäten ergibt. Man kann im übrigen wohl sagen, daß das große Ereignis eines Krieges alle staatlichen und städtischen Behörden in Mitleidenschaft zieht, in diesem Sinne sollen die nachfolgenden Vorschläge gewissermaßen ein Beispiel geben.

A. Gerichte.

Zivilsachen.

1. Wirtschaftl. Material: Konkurse, Zahlungsstockungen, Moratorien, Ermissionen etc. — 2. Persönlichen Charakters: Ehe-

scheidungen. Eine ebenso psychologisch interessante wie wichtige Frage die Wirkung des Krieges auf die Ehe: lange Trennung des Mannes etc. — Adoptionen, Todeserklärungen.

Strafsachen.*) Beleidigungen, Körperverletzungen, Eigentumsvergehen, Sittlichkeitsverbrechen, Duelle. —

Alle diese Delikte — natürlich nach Abzug ihrer normalen Anzahl, würden interessante psychologische und kulturelle Schlüsse gestatten. — Z. B.: Beleidigungen und Duelle die Folge eines krampfhaft gesteigerten Selbstbewußtseins (Säbelregiment). — Sittlichkeitsverbrechen die Folge der anormalen Verhältnisse zu Hause und im Felde. — Körperverletzungen die Verrohung im Felde. — Eigentumsvergehen: Das Elend der Zurückgebliebenen.

B. Die Verwaltung.

1. Staat und Kommune als wirtschaftliche Unternehmer. Hier wäre in gleicher Weise wie bei den Privatbetrieben eine wirtschaftl. Untersuchung der Einwirkung des Krieges auf die einzelnen Zweige Post, Telegraphie, Eisenbahn, Kranken- und Armenhäuser, Schulen, Universitäten, Irrenanstalten etc. etc. vorzunehmen.

2. Staat und Kommune als reine Verwaltungsbehörde. Hierher gehören die vom Bürger zu entrichtenden Abgaben, Zölle, Steuern, auch Naturalleistungen, Gespanndienste (Stellung von Kriegspferden. Einwirkung auf die Landwirtschaft etc.)

* * *

Für alle Betrachtungen gelten noch einige allgemeine Gesichtspunkte.

1. Wie wurde die fehlende Männerarbeit während des Krieges bekämpft?

Möglichkeiten: 1. Einschränkung des Betriebes. — 2. Zuziehung von Ausländern resp. Verlegung von Fabrikationszweigen ins Ausland. — 3. Heranziehung älterer Männer (Invaliden, pensionierte Beamte) etc. — 4. Frauen- und Kinderarbeit.

* * *

Nach dieser Entwicklung meiner Vorschläge möchte ich noch einmal die Frage stellen, ob die ganze Untersuchung in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung lohnt. Zur Frage des wissenschaftlichen Nutzens glaube ich, daß, wenn es uns gelingt, bisher nur einzeln gewertetes Material in Beziehung zu einander zu setzen, auch tatsächlich neue Werte geschaffen werden, wissenschaftliches

*) Auf diesem Gebiete existieren schon eine Reihe von Einzelstudien.

Neuland sich uns erschließt, dessen rationelle Ausnutzung in seinen letzten Konsequenzen garnicht abzusehen ist.

Rascher und stärker noch wird der praktische Nutzen in Erscheinung treten.

Wie liegen die Verhältnisse heute? Die militärischen Leiter der einzelnen Staaten sind über die ihnen zur Verfügung stehenden Hilfskräfte jeder Art aufs genaueste orientiert. Nicht weniger genau kennen sie die ihrer Gegner. Gewiß bleiben immer noch Imponderabilien, die den Krieg im letzten Grunde zu einem Glücksspiel machen, aber der rein technische — wenn ich so sagen darf — Verlauf des Krieges läßt sich ziemlich genau voraussehen und — vorausbestimmen.

Ganz anders die Bürgerschaft. Mögen einzelne große staatliche und finanzielle Institute gewisse wirtschaftliche Vorbereitungen treffen, die große Masse des Volkes sieht im Krieg eine Art Elementarereignis, dessen Gestaltung man nicht voraussehen und auf das man sich daher in keiner Weise rüsten kann.

Mit Unrecht!

Auch der Krieg folgt Wirtschaftsgesetzen, die sich erforschen und dann in ihren Folgen mildern lassen. Gelingt es, den von mir entwickelten Plan zur Ausführung zu bringen, so kann auch der Einzelne auf Grund des ihm gebotenen Materials sich auf den Krieg wirtschaftlich vorbereiten. Der einzelne Kaufmann kann sich *vorher* schlüssig werden, ob sich der Betrieb aufrecht erhalten läßt, resp. ob es lohnt, den Betrieb aufrecht zu erhalten. Auch Tod und Blitzschlag sind *unvorhergesehene* Ereignisse, wir haben aber im Laufe der Zeit gelernt, uns wirtschaftlich dagegen zu wappnen. Das gleiche gilt vom Kriege!

Liegt eine sorgfältige Wirtschaftsstatistik des Krieges vor, so wird die *Kriegsversicherung* aus ihrem Dornröschenschlaf erwachen und einen wichtigen Teil unserer Volksversicherung bilden.

Und noch eine letzte Konsequenz:

Wie die genaue Kenntnis der eigenen und gegnerischen Kräfte unzweifelhaft manchen Krieg verhindert, so wird auch die klare Abschätzung der durch den Krieg gefährdeten Werte in manchem Falle da zum Frieden raten lassen, wo man das unklare Gefühl von der Furchtbarkeit des Krieges im allgemeinen als Schwäche bekämpft.

So bleibt der letzte Erfolg der Erforschung der Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse des Krieges die Einschränkung des Krieges in der Zukunft unter dem Druck des gewonnenen Materials.

Für dieses Ziel erscheint mir keine Arbeit zu groß!

Werner Bloch:
Vom Wesen der Kritik.

Die Kritik, so wie sie heute allgemein geübt wird, ist der Gegenstand vielfacher Angriffe, Vorwürfe und Anfeindungen. Man kann sich nun mit seiner Kritik der Kritik entweder gegen die Personen richten, die heute das kritische Amt verwalten, oder gegen die herrschenden Theorieen und überkommenen Formen. Sicherlich wird man in beiden Fällen auf bestimmte Übelstände stoßen. Vorliegende Zeilen nun wollen sich nur auf diesen letzten Teil beschränken. Wir werden zu zeigen versuchen, daß Mißverständnisse der Aufgabe und Absicht der Kritik wesentlich an ihrer Minderwertigkeit Schuld tragen. Insbesondere beschränken wir unsere Ausführungen auch noch auf die literarische Kritik. Es wird aber dem Leser leicht sein, mutatis mutandis, die gleichen Grundsätze auf alle anderen Arten der Kritik zu übertragen.

Dreierlei Verschiedenes ist es, was heute unter dem Begriff der Kritik zusammengefaßt wird, dreierlei nach seiner Absicht, seinen Mitteln und dem Leser, an den es sich wendet. Wir unterscheiden diese drei Arten der Kritik — wenn auch den gewählten Worten nach etwas willkürlich, so doch der Sache nach desto strenger — als Referat, Besprechung und Beurteilung.

Unter einem Referat verstehen wir eine sich jeder „Kritik" enthaltende Mitteilung über ein vorliegendes Werk, d. h. meistens eine inhaltliche Wiedergabe desselben eventuell unter Erwähnung der dazu gehörigen sachlichen Umstände. Solche sachliche Umstände wären z. B. bei einer Theateraufführung der Beifall oder die Mißbilligung des Publikums, Angaben über den Regisseur u. dgl., bei einem Buch etwa Mitteilungen über besondere Anordnungen oder Ausstattungen. Zu diesen sachlichen Umständen gehört aber nicht, oder jedenfalls nur in sehr beschränktem Maße die Billigung oder Mißbilligung durch den Referenten. Solche Referate richten sich ihrem Wesen nach an ein großes Publikum, das einfach über die Vorgänge oder etwa über die Neuerscheinungen orientiert sein will.

Hiervon unterschieden ist die Besprechung. Sie muß zwar unter Umständen auch ein Referat enthalten, aber nicht als wesentliches Moment, sondern nur als Grundlage zu ihren weiteren Ausführungen. Aufgabe der Besprechung ist es vielmehr, die Gegenstände unter den ihnen gebührenden Gesichtspunkten zu betrachten und zwar vom Standpunkte des mitschaffenden Zeitgenossen aus. Sie begnügt sich nicht Mitteilungen zu machen, sondern sie will selbst bildend wirken, will dem fremdartigen aber gehaltvollen Werk den Weg bahnen und den Kampf gegen alles Seichte aber leicht Zugängliche aufnehmen. Sie will den Schaffenden wie den Genießenden Beraterin, Helferin und Führerin sein. Sie wendet sich

also nicht mehr an das große Publikum, sondern an einen engeren Kreis Interessierter, insbesondere auch an alle die, die an der Schaffung oder Verwirklichung des Werkes beteiligt waren.

Die Beurteilung endlich ist die Kritik sub specie aeternitatis. Sie richtet sich nicht mehr an den Zeitgenossen, um ihn in seinem Werk zu fördern. Sie will ein abschließendes Urteil über den Mann oder das Werk geben. Hier wird keine Rücksicht mehr auf die Entwicklungsmöglichkeiten eines Mannes genommen, sondern alles wird so beurteilt, wie es vorliegt. Ein Jugendwerk ist unter diesem Gesichtspunkt, wenn es auch die Ansätze zum Höchsten zeigt, — eben ein Jugendwerk. Diese Art der Kritik nun wendet sich wiederum, wenn auch in anderer Weise, an ein weiteres Publikum.

Eine Vermischung dieser drei Prinzipien ist es, die wir heute unter dem Namen der Kritik in allen Zeitungen, Zeitschriften, Literaturgeschichten und, wo immer literarische Kritik geübt wird, finden. Und doch besteht sozusagen eine prästabilierte Harmonie zwischen diesen drei Arten zu kritisieren und den drei hauptsächlichsten Arten von Druckerzeugnissen, der Zeitung, der Zeitschrift und dem Buch.

Die Zeitung wendet sich mit einer Fülle von Nachrichten aus allen Gebieten des Lebens, denen aber eine gewisse Leichtigkeit und — ohne Tadel gesagt — Oberflächlichkeit innewohnt, an ein sehr breites Publikum. Was man von ihr in erster Linie erwartet, ist Schnelligkeit und Vollständigkeit. Sie ist nur für den Tag berechnet. Morgen ist sie meistens schon vergessen, überwunden. Aus diesem ihrem allgemeinen Charakter scheint uns für sie die Aufgabe des literarischen und künstlerischen Referats zu entstehen. Es ist ja heute allerdings üblich geworden, daß der Zeitungskritiker, der seine Theaterkritiken z. B. zwischen 12 und 1 Uhr nachts verfaßt, eine kunstverständige Miene aufsetzt und seinen distanzlosen Serienartikeln das Ansehen einer zeitgenössischen Kunstgeschichte geben möchte. Es fehlte nur, daß er sie „zu einem Bande vereinigt" in Seide gebunden herausgibt. Dies scheint uns aber eine grobe Verkennung der Aufgabe und Möglichkeit der Zeitung. Um es etwas kraß auszudrücken: Dem Zeitungsleser liegt nicht daran zu wissen, ob der Referent das Werk für künstlerisch wertvoll oder nicht erachtet, sondern, ob er hingehen soll, ob er sich amüsieren wird oder gerührt wird, ob er ein Taschentuch oder Schokolade mitnehmen soll. Nun ist es ja gewiß richtig, daß manche der großen Zeitungen in der Lage sind, neben ihren allgemeinen Zielen, meist in Beilagen, sich mit spezielleren Aufgaben zu befassen. In dieser Form der Beilage liegt aber schon ein Übergangsglied zur Zeitschrift. Die Beilagen verfolgen nicht mehr allein die Ziele der Tagespresse. In einer richtigen Erkenntnis dieser Sachlage hat sich denn bei manchen Zeitungen auch die Übung ergeben, z. B. über Theateraufführungen zweimal zu berichten, einmal in der Art des Referats und einmal im Stile der Besprechung.

Den eigentlichen Boden für die Besprechung aber wird immer die Zeitschrift abgeben. Sie wendet sich meist mit einer deutlichen Tendenz an eng umschriebene Gruppen. Sie will auch vor allem ihrer ganzen Anlage nach Kulturarbeit leisten und ist nicht in gleicher Weise nur für den Augenblick bestimmt wie die Tagespresse. Sie hat Zeit und Muße, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen, Distanz zu ihnen zu gewinnen. Hier wäre der geeignete Boden, mit Gründen den Streit mit dem und für den schaffenden Künstler zu führen. Hier wird auch zu einem Publikum gesprochen, das in der bestimmten Materie über eigenes Urteil verfügt, oder — verfügen sollte! Insbesondere hat der Leser auch mit seiner Zeitschrift einen viel innigeren Kontakt, als mit seiner Zeitung.

Daß sich für diese Art der Kritik gerade der Zeitschrift gewisse praktische Schwierigkeiten in den Weg stellen, ist richtig, darf uns aber an der Aufstellung der Norm nicht hindern. Sicherlich hat der Verleger, der seine Bücher zur Besprechung einsendet, und der Theaterdirektor, der Pressekarten verschickt, nur ein Interesse daran, daß für ihn eine möglichst gute Reklame gemacht werde, und zeigt seine Enttäuschung zuweilen sehr drastisch durch „Entziehung" dieser „Freiexemplare". Es ist aber nicht so schlimm mit diesem Einwand gegen eine aufrichtige und eingehende Kritik in der Zeitschrift bestellt. Denn der gute Verleger wird dadurch nicht geschädigt, daß man ihm öffentlich attestiert, daß er sich auch einmal geirrt hat, und die Kritik wird, wenn sie ihn vielleicht auch im Augenblick verstimmt, ihm auf die Dauer von Vorteil sein. Und der Verleger, der sich immer „irrt", dem das regelmäßig bezeugt wird und der dann vorsichtshalber keine Rezensionsexemplare mehr schickt — ja schadet es etwas, wenn der unbesprochen bleibt?

Das endgültige Urteil aber über Künstler und Kunstwerk wird auch nicht von der Zeitschrift gefällt, die doch immer noch im Tagesgetriebe steht und abhängig ist von vielen Zeitströmungen und dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten. Das abschließende Urteil bleibt der Literarhistorie vorbehalten, die sine ira et studio den Menschen wie den Werken gegenübersteht. Hier sprechen Rücksichten auf die Entwicklungsmöglichkeiten nicht mehr mit, und deshalb werden von ihr auch nur die reifen Kunstwerke geschätzt und der Mensch nur als Schöpfer seiner Werke, während die zeitgenössische Kritik auch die Werke wertet, aus denen eine starke, zu Hoffnungen berechtigende Persönlichkeit spricht. Das Publikum, an das sich aber die Literaturgeschichte wendet, ist nun wieder ein weiteres als das, auf welches die Zeitschrift zu wirken vermag. Nicht jeder kann und will sich am Kampfe der Meinungen und Bestrebungen beteiligen, der gleichwohl der Literatur und ihren Schöpfungen nicht verständnislos, nicht gleichgültig gegenübersteht. Nicht jeder ist Künstler oder kunstverständig, der sich doch gern zu den Meisterwerken führen und leiten lassen will. An alle diese, ein weit größeres Publikum als die Interessenten einer Zeitschrift, ein kleineres als der Leserkreis

einer Zeitung, wendet sich in der Form des Buches die literarische Beurteilung, die somit einen integrierenden Bestandteil der Literaturgeschichte bildet.

Wollte sich unsere gegenwärtige Kritik auf diese ihre Aufgaben besinnen, so würden viele der Vorwürfe, die gegen sie erhoben werden, gegenstandslos werden. Sie braucht sich deshalb nicht sklavisch an diese Regeln zu binden. Es wird niemandem einfallen sich zu beklagen, weil hie und da ein Berichterstatter seine eigenen Kunsturteile in ein Referat einfließen läßt. Das Leben ist viel zu beweglich, als daß es sich in Kategorien pressen ließe, aber die großen Gesichtspunkte müssen sich durchsetzen und Klarheit über Wesen und Aufgabe der Kritik muß allmählich Platz greifen.

Geheimrat Dr. K. Koppin: Hellenisches Lachen.

(Eine ganz unmoderne literarische Epistel.)

Als ich Ihnen, verehrte Freundin, diese „Lustigen Lieder und Geschichten der alten Griechen" vorwies, welche Gustav Eskuche zu einem schmucken Bande mit zierlichen Titelvignetten „ausgewählt und verdeutscht" hat*), und aufs Geratewohl das Epigramm aufschlug:

„Endlich allein

Ich traf es jüngst so glücklich bei Prodika wie nie:
sie war allein! — — Ich rührte an ihre ambrosischen Knie
und rief: „Es bricht mein Herze, wenn du mich, ach, nicht liebst!
Ich sterbe, wenn mein Leben du mir nicht wiedergibst!"
Sie weinte. Darauf wischte sie sich die Äuglein aus,
Dann mit den rosigen Händen — warf sie mich aus dem Haus" —

da vernahm ich auch Ihr hellenisches Lachen mit dem lakonischen Kommentar: „Ganz mein Fall!", und dann die gewohnten hastigen Fragen: „Ist das ganze Buch so lustig? und ein Buch für mich? überhaupt für Frauen? Was ist uns Hekuba? sagt man doch. Wer will denn heut überhaupt noch etwas von den alten Griechen wissen? Ich höre, daß sie sogar an unseren Gymnasien bereits einen Thermopylenkampf kämpfen."

„Allerdings," mußte ich zugeben, „man hört mancherlei; aber Sie glauben doch auch nicht alles, was Ihre Anbeter und Ihre Rivalinnen Ihnen sagen. Die

*) Hannover 1911, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. (280 S. 8⁰ gebd. 3 M., auf Büttenpapier in Halbpergament 5 M.)

alten Griechen werden von ihren modernen Rivalen vielleicht gerade deshalb so tot gesagt, weil sie noch so lebendig sind und verführerischer als je in unsere angeblich so materielle, mechanistische und ernste Zeit mit ihrer heiteren Schönheit hineinschauen, selbst drüben in „Dollarika". Das Wiederaufleben der Antike, ihrer Gestalten und Motive bestätigt deren unverwüstliche Lebenskraft und ist eine der interessantesten Erscheinungen unserer Zeit. Was holt sich neuerdings nicht alles die moderne Bühne aus dem — — ?"

„Schon gut, mein Mentor! Ich habe selber v. Hofmannsthals Sophoklesdramen, Zweigs und Schmidtbonns Iliasdramen gelesen."

„Also vielleicht auch Stowassers „Griechenlyrik" und die „Hellenischen Sänger" von Preisendanz und Hein und Meklers „Hellenisches Dichterbuch"?" wagte ich zu ergänzen.

„Vielleicht!" klang es zurück, „Sie wollen mich doch nicht examinieren?"

„Pardon! Sie wissen also, wie zahlreiche neue Übersetzungen antiker Klassiker namhafte Verleger in den letzten Jahren herausgebracht haben, wie sie sogar ältere in modernem Büchergeschmack verneuen. Etwas auffallend, da eigentlich jedes Zeitalter seine besondere Form der Ausgleichung zwischen dem Alten und Neuen, dem Fremden und Eigenen beansprucht. Gleichviel, diese Sachen werden gekauft und gelesen, nicht zum wenigsten von Frauen, den Geschmacksmeisterinnen unserer Tage. Ist auch kein Wunder im Zeitalter der Lyzeen und Oberlyzeen, wo in deutschen Lesebüchern für höhere Töchter sich bereits Stücke finden aus Xenophons Anabasis, aus Plato und Aristoteles' Poetik, aus Theophrasts Charakteren und Lukians Göttergesprächen, aus Epiktet und Marc Aurel. Haben Sie nicht selbst, Verehrteste, dessen „Selbstbetrachtungen" jüngst für sich entdeckt, — ausgerechnet in Neapel und in englischer Übersetzung! — und mir ganz hingenommen von der Ruhsamkeit dieser Lektüre berichtet?"

„Ja ja, ich weiß", zürnten Sie. „Als ob es keinen deutschen Reclam gäbe! Aber das englische Buch sah wirklich viel geschmackvoller aus. Und hatten Sie mir nicht selber gesagt, daß unser unersättliches Zeitalter sich die unentbehrlichen Übersetzungen aus weitester F e r n e hole? Also?! Wir lesen den Hafis und die Chinesische Flöte, sogar von Übersetzern, die weder des Persischen noch des Chinesischen mächtig sind, lesen mongolische Märchen, finnische und japanische Novellen oder Lieder, selbst alte Isländergeschichten, den Koran und das türkische Papageienbuch. Warum also nicht auch Griechisches? Ich bin längst einverstanden. Aber was ich wissen möchte: ist Ihr Buch wirklich so lustig, wie sein Titel glauben machen will? Ist es für Frauen? Sind die Stücke geschmackvoll und charakteristisch gewählt, und sind sie gut und zeitgemäß übersetzt? Also bitte! Sie als Philologe müssen das doch wissen."

„Nur teilweise, Verehrteste," mußte ich mich bescheiden. „Zunächst also der T i t e l. Unser Wilhelm Raabe hielt das Lachen für eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit, von der man viel zu leichtfertig in der Welt spreche.

Sehr richtig! Daß es das wirksamste Schönheitsmittel ist, wissen Sie selber fast zu gut. Und daß es eine höchst gesunde Lebensäußerung ist, kann Ihnen Ihr Arzt beweisen. Aber es ist auch eine Offenbarung, die das Innere der Menschen wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Wie verschieden lachen sie doch, nach Anlaß, Alter, Geschlecht und Charakter! Selbst nationale Verschiedenheiten sind bemerkbar, und der Verfasser will uns vielleicht daran erinnern, daß die Hellenen anders lachten als wir Germanen, anders auch als die heutigen Franzosen. Schauen Sie nur die griechischen Marmorköpfe daraufhin an: welche innige Verschmelzung von Ernst und Heiterkeit! Oder das Bild des Sokrates, wie ihn in seinen Gesprächen uns Plato zeichnet, auch in Eskuches Buch. Was man so eigentlich ein „lustiges" Buch nennt, das ist es allerdings nicht, sogar ein ganz ernsthaftes, aber auch ganz durchsonnt von hellenischer H e i t e r k e i t. Und so sei ihm denn sein Titel gegönnt, der vor hundert Jahren vielleicht etwas preziöser gelautet hätte: Duftige Blüten aus dem Lustgarten der griechischen Literatur. Dergleichen wäre nicht mehr nach dem Geschmack unserer Damen. Ein Buch aber auch für Damen ist das „Hellenische Lachen" zweifellos, und wenn auch nicht geradewegs für Frauen geschrieben, so doch mit zarter Rücksichtsnahme auf sie; der Verfasser hat es seiner eigenen Frau gewidmet. Ihre weiteren Fragen indessen, wißbegierigste Freundin, fordern etwas viel, wie Sie denn überhaupt — —"

„Jawohl, ich weiß schon", fielen Sie ein. „Aber Sie werden doch wohl für mich diese noch nicht dreihundert Seiten etwas genauer mit den Originalstellen vergleichen und dann meine paar Fragen sämtlich beantworten können!"

Und damit war ich für diesmal entlassen. — —

Nun, ich verhehle Ihnen nicht, Gestrenge, mir war ein wenig zumute wie der armen Psyche im Märchen des Lateiners Apulejus, das der Übersetzer nebst Catulls „Hochzeit des Peleus und der Thetis" und einem bacchischen Bruchstück aus Ovids Verwandelungen unter seine griechischen Stoffe eingeschmuggelt hat: die sollte aus dem wirren Haufen Linsen, Mohn und allerlei Gekörn fein säuberlich herauslesen. Ich war heilfroh, daß Ihre ausgedehnte Orientfahrt mir zu ähnlichem Geschäfte bequemere Muße ließ. Der Übersetzer hat nämlich seinen Lesern alle Unbequemlichkeit gelehrten Ballastes erspart, weder eine Einleitung noch ein Schlußwort geliefert, nur Überschriften den einzelnen Stücken beigefügt und darunter die Verfasser genannt ohne nähere Angabe der Fundstellen. Diese Namen, 64 im ganzen (es sollten nur 63 sein, denn den „ungezogenen Liebling der Grazien" finden Sie nur im Verzeichnis, nicht im Text) sind in einem Anhang mit kürzesten Notizen über ihre Träger zusammengestellt. Für dieses Verfahren läßt sich einiges sagen: diese literarischen Blüten sollen eben durch sich selber wirken, durch Farbe, Form und Duft. Was geht Sie die wissenschaftliche Bestimmung der Gewächse an, ihr natürlicher Standort oder der Stil des Gartens, durch den Sie lustwandeln? Gut denn. Aber die Fundstellen jener 250 Stücke

und Stücklein auftragsmäßig zu suchen ist vielleicht etwas umständlich. Allerdings nicht solcher, die schon längst als Perlen der griechischen Literatur gewertet sind, und auch für die meisten andern beschwert den Philologen wenigstens das Aufsuchen nicht sonderlich. Aber die Originale der 114 Epigramme aufzuschlagen, welche Eskuche den über 4000 der Palatinischen Anthologie entnommen hat, das ist für den Nicht-Spezialisten allerdings eine Art Aschenbrödelaufgabe, die ihm zwei Ziffern neben den Autoren erspart hätten, während jetzt ein paar Fehlangaben sie ihm noch nüancieren. Der sehr belesene Verfasser hat nicht nur aus der „althellenischen" Zeit, sondern auch aus der „alexandrinischen" und aus der „römischen" geschöpft: Agathias, der die Geschichte des byzantinischen Kaisers Justinian schrieb, macht den Schluß des chronologischen Namensverzeichnisses. Woraus Sie ersehen, daß dieses „Hellenische Lachen" viel weiter ausklingt, als unsere Gymnasialabsolventen sich träumen lassen; auch d i e also und ihre realistischen Kommilitonen können ihre Vorstellung vom hellenischen Schrifttum hier mühelos erweitern. Selbst die neuesten Funde zu Bakchylides, Menander, Herondas hat Eskuche sich nicht entgehen lassen.

Kein Zweifel, daß uns solchergestalt, auch im Sinne der heutigen Philologie, die Alten wesentlich näher gerückt werden: schon Herondas, Theokrit, Lukian schlagen eine Brücke; der Moderne fühlt sich nicht mehr so ganz in der Abgeschiedenheit einer zwar klassischen, aber doch fremden Welt. Und unbesorgt! auch von Ihren wohlbekannten Klassikern werden Sie nicht viele vermissen. Freilich, die Erhabenheit eines Pindar, die Tiefgründigkeit eines Thukydides, die Gelehrsamkeit eines Aristoteles würden eben nicht zum Charakter des Buches passen. Ebensowenig die großen Tragiker, von denen nur Sophokles mit dem tief empfundenen Heimatsbild aus dem Ödipus auf Kolonos vertreten ist; von denen haben Sie ohnehin gute Übersetzungen in Ihrer Bücherei, und sie kommen auch nur als ganze Dramen zu ihrem Recht. Ähnlich Homer, von dem auch nur das kleine Bruchstück „Bei der Zauberin Kirke" Aufnahme gefunden hat, ganz ausnahmsweise in fremder Übersetzung, der ehrwürdigen unseres Joh. Heinr. Voß. Auch von der wuchtigen Beredsamkeit des Demosthenes finden Sie natürlich nur eine Kostprobe, der ihr scheinbar harmloser Titel „Parteipolitische Grobheiten aus einer Gerichtsverhandlung" hier Einlaß erwirkte, so daß die berühmten neun attischen Redner wenigstens in ihrem Meister vertreten sind. Leichter hätte sich vielleicht aus Lysias ein Genrebild gewinnen lassen, der z. B. in seiner Rede „Für den Gebrechlichen" eine Persönlichkeit vorführt, die durch beißenden Witz und robust-gesunde Lebensphilosophie ins Milieu gepaßt hätte. Ernstlicher vermissen werden Sie wohl die Ode Ihrer berühmten Geschlechtsgenossin Sappho „An Aphrodite", und Ihr feiner Geschmack, kritische Freundin, hätte ihr vielleicht, nun sagen wir das etwas theatralische Stück „Jung Theseus" von und n a ch Bakchylides geopfert.

Indessen wir wollen die A u s w a h l nicht unter die Lupe nehmen, am

wenigsten die der beiden spätern Perioden. Aus der Fülle des Vorhandenen sind eben viele verschiedene Sammlungen herauszuholen, und man muß dem Sammler das Recht seiner Persönlichkeit lassen, wenn diese nur eine so geschmackvolle ist wie im vorliegenden Fall; muß ferner bedenken, daß der (mutmaßliche) Zweck des Buches die Auswahl zu beeinflussen hatte, — auch, daß der Übersetzer offensichtlich alles ausschließen wollte, dessen Verständnis speziellere Kenntnisse des Altertums voraussetzte oder — empfindlichen Leserinnen allzu „lustig" erscheinen konnte. Nicht alle, Teuerste, sind so weitherzig wie Sie! —

Mit der Anordnung aber wird Ihr aller pedantischer Symmetrie abholder Geschmack wohl einverstanden sein. In die 271 Textseiten teilen sich Prosa und Poesie zu annähernd gleichem Umfange und in buntem Wechsel, nach loserem Zusammenklang der einzelnen Stücke. Das ordnende Fachwerk bilden nur die 9 Abschnitte: Lenz und Liebe, Wein, Kinder, Frauen, Landschaften und Reisebilder, Tiere, Allerlei Käuze, Kunst Wissenschaft und Politik, Sokrates, — zweifellos die für das Buch zweckmäßigste Gliederung. Denn die einzelnen literarischen Gattungen, Persönlichkeiten oder gar Zeiträume ließen sich bei seinem immerhin beschränkten Umfange durch den beigebrachten Stoff doch nicht hinreichend charakterisieren; wohl aber erhalten wir jetzt eine Art Gemeinbild der griechischen Denkweise innerhalb der bezeichneten Gebiete, wobei es wenig verschlägt, wenn die Ferne unseres Standpunktes individuelle Unterschiede weniger wahrnehmbar macht. Denken Sie an den kunstvollsten Ihrer Fächer, Verehrteste: jede Faltfläche ein reizvolles Einzelbild, ihre Vereinigung aber ein harmonisches Gesamtblid des „bekränzten Jahres".

Jedes Stück oder Stücklein hat seine Überschrift, und — ein wichtiges Moment — diese Überschriften treffen zumeist den Kern oder geben eine Beleuchtung. Sie möchten einige Proben davon? Kaum rätlich; indessen pour faire d'une pierre deux coups, will ich die umfangreichsten Stücke namhaft machen. Das Märchen „Eros und Psyche", dessen Schluß selbst einen Raffael inspirierte und dessen Motive wir in mehreren unserer Volksmärchen wiederfinden, während die breite Darstellung des phantastischen Afrikaners nicht mit Grimmscher Schlichtheit, eher noch mit unserm gesprächigen Musäus sich vergleichen läßt, umfaßt trotz der Verdichtung auf ein Viertel seines ursprünglichen Umfangs 13 Seiten. Es folgt mit deren 12 als „Ein Flug nach dem Monde" die freie und gleichfalls stark eingedämpfte Nacherzählung von Lukians „Ikaromenippos", voller Witz und Spott über menschlichen Größenwahn, naturwissenschaftliche Theorien, philosophische Lehrmeinungen und beschränkte Religionsvorstellungen, die ungeachtet ihrer Vorahnung moderner Aviatik und drahtloser Telephonie Sie weniger an Jules Verne als an Swifts Gulliver erinnern dürfte. Auf ganze 10 Seiten hat es trotz aller Kürzungen „Das Märchen vom Wein" aus des schwülstigen Nonnos spätem Epos „Dionysos" gebracht, während der mit reizendem Humor übersetzte „Froschmäusekrieg" glücklicherweise nur um ein

Fünftel beschnitten ist. Ihm ganz nahe stehen mit je 9 Seiten „Der berühmte Redner“ und „Ein Herrenmensch in der Klemme“, die uns den äußeren Rahmen der Platonischen Dialoge „Protagoras“ und „Gorgias“ zeigen, und mit 7 Seiten „Die junge Hausfrau“ aus Xenophons Gespräch von der Haushaltung. Den Reigen führt übrigens mit ihren 15 Seiten dessen „Athenische Herrengesellschaft“, die sehr anschauliche Schilderung eines feinen griechischen Gelages. Nehmen wir hierzu noch die Stücke „Das Meer, das Meer!“, „Bei einem Thrakerhäuptling“ und „Ein Offiziersessen bei den Eingeborenen Nordkleinasiens“ aus der allen Gymnasiastenmüttern wohlbekannten Anabasis, so ergibt sich beiläufig zu unserer fast freudigen Überraschung, daß der gute Xenophon es schließlich noch zum Favoriten gebracht hat. Auch Äsops Fabeln und Theophrasts Charaktere sind in glücklicher Auswahl reichlicher vertreten. Der vielen Epigramme habe ich bereits gedacht. Von der Fülle und Art der kürzeren Stücke läßt sich hier nur sagen: reizvolle Lyrik, lebensvolle Veduten und Genrebilder (Theokrit hat deren 7 beigesteuert), Volkslieder, Kinderreime, Sinnsprüche, Anekdoten, Witzworte, die man aus Diogenes Laertius, jedenfalls aus Athenäus und Plutarch gern noch gemehrt sähe; denn möchten Sie, Gabefrohe, auf fein geschliffener Platte mir wohl eine oder zwei Erdbeeren präsentieren? Ich aber habe Ihnen heut schon zu viel präsentiert; die moderne Frau ist ja so „namenlos“ beschäftigt! Also a rivederla e con molta stima!

II.

Also nicht zufrieden gestellt, Verehrteste! Nun wollen Sie mich auch noch über Art und Kunst der Verdeutschung verhören. Ach, ich dachte es wohl, Ihre Gründlichkeit läßt mich nicht entwischen. Wenn Sie also aus meinen letzten Andeutungen bereits das Bedenken geschöpft haben, ob nicht durch jene Kürzungen der Charakter der Originale alteriert werde, so kann ich dem nicht widersprechen. Indessen was wollen Sie? Der modischen Hast unterliegt auch der Leser von heut; man verfährt mit älteren deutschen Autoren in gewissen Neuausgaben bereits ähnlich. Bedenklicher schon ist es, daß auch kleinere Stücke, selbst poetische, solche Verdichtungen sich gefallen lassen mußten und daß hier wie dort viele kleinere Streichungen erfolgt sind, deren Notwendigkeit nicht immer einleuchtet, andererseits auch wohl erklärende Zusätze, die, wie diskret auch immer, doch besser in die leidige Fußnote verwiesen wären. Aber werden wir auch der schwierigen Aufgabe des Übersetzers gerecht!

Wenn man vom Ideal einer Übersetzung gefordert hat, daß sie heut auf uns denselben Eindruck mache, den das Original auf die Menschen seiner Zeit gemacht hat, so ist diese Aufgabe restlos nicht lösbar: in zwei verschiedenen Sprachen haben wir zwei nie ganz zur Deckung gelangende Volksseelen. Aber die gute Übersetzung soll freilich die fremde Sprachseele, dazu die Eigenart des Autors möglichst treu widerspiegeln, ohne dabei gegen den Geist der Mutter-

sprache zu sündigen. Diese Aufgabe gestaltet sich natürlich um so schwieriger, je kunstvoller und stimmungsfeiner ihr Objekt ist und je mehr dessen Stimmung auch von der äußeren Sprachform, von Klängen und Rhythmen getragen ist. Je sklavischer die Übersetzung ist, um so weniger wird sie ein spontanes Mitklingen unserer eigenen Seele wecken. Anderseits, je freier wir das Fremde in die Form unseres eigenen Empfindens und Denkens umzugießen wagen, um so mehr werden wir ihm seine nationale Färbung abstreifen. Und das wollen Sie doch auch nicht. Es handelt sich bei Verdeutschungen nicht um eine Bereicherung unserer eigenen Literatur, sondern um eine Reise in die Ferne zur Erweiterung unseres geistigen Gesichtskreises. Das haben unterweilen schon Kritiker vergessen, ähnlich gewissen Reisenden, die auf Capri sich nach blonden Germanenmädeln sehnten, — wissen Sie noch? Also wir fordern Kostümtreue, wollen Alexander und seine Paladine nicht mehr, wie vorzeiten, im mittelalterlichen Gewande schauen, wie Sie ja selber den Ödipus und die Elektra nicht seelisch modernisiert und kompliziert sehen mögen. So bleibt denn der Weisheit letzter Schluß auch hier ein taktvoller Kompromiß zwischen photographischer Genauigkeit, die heut nur noch von skrupellosen Schülern in sogenannten „Schmökern" geschätzt wird, und jenen überfreien Übersetzungen, welche deutsche Originale vortäuschen wollen. Je nach dem Zweck der Übertragung, der Individualität des Übersetzers und dem Zeitgeschmack wird das Werk mehr dem einen oder dem andern Pole sich nähern. Auch die Besonderheit der literarischen Gattungen fällt ins Gewicht: Prosaschriften z. B. werden mehr Worttreue vertragen als Dichtungen.

Zum erwünschten Ziele leiten hier keine sicheren Regeln, nur sprachkundiger Takt und feines Nachempfinden. Der Verfasser besitzt beides: er versteht nicht nur sein Griechisch, er ist auch vom Geiste der Originale innerlich berührt und zugleich ein Meister der Sprache, zumal der poetischen. Im übrigen weiß er fast zu gut, daß der moderne Geschmack die freiere Nachbildung bevorzugt und dem Übersetzer eher in dieser als in der entgegengesetzten Richtung ein Zuviel nachsieht. Ich verkenne nicht, daß die besonderen Zwecke einer fragmentarischen Anthologie manche Freiheit fordern, welche die Übertragung ganzer Schriftwerke ablehnen müßte. Es gilt Bruchstücke abzurunden, das Interesse des Lesers in der Enge zu konzentrieren, entlegene Beziehungen abzustoßen, hie und da dem Verständnis eine Handreichung zu gewähren und dergleichen. Gewiß ist es auch zu billigen, wenn Eskuche in den Äsopischen Fabeln die pedantische „Moral" durch bezeichnende Überschriften ersetzt oder aus Theophrasts Charakteren die vorausgeschickten „Definitionen" der „Schwatzhaftigkeit", „Eitelkeit" usw. streicht. Aber das griechische Kolorit sollte doch öfters vorsichtiger geschont sein. Warum sollen z. B. die griechischen Kinder (S. 208) durchaus „dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten" sein und nicht „so ähnlich wie eine Feige der andern"? Warum muß (S. 211) der Ballspielplatz just zum „Tennisplatz" werden? Warum müssen (S. 209) „Götterbilder" bekränzt werden und nicht die „Herm-

aphroditen" des Originals? Sollten hier vielleicht gar sittliche Bedenken walten? Der Übersetzer ist nämlich so vorsichtig, daß sein „Hellenisches Lachen" selbst den höheren Töchtern unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, geschweige denn unseren Schuljünglingen. Ob das im Zeitalter der „sexuellen Aufklärung" de rigueur war, überlasse ich Ihrer Weisheit, Verehrteste, zu entscheiden. Was die Frauen selber betrifft, so könnte ihnen der sonst so moderne Verfasser in seiner strengen Zurückhaltung vielleicht etwas unmodern erscheinen. „Die lesen heut alles", sagte mir ein auch in Fremdsprachen wohlassortierter Leihbibliothekar. Wovon ich so viel glauben will, daß manche manches Buch besser ungelesen lassen könnte. Meinen Sie nicht auch, Belesenste? Aber wer würde Ihnen unsere heutigen Autoren zu „säubern" wagen, wozu selbst die besten Gelegenheit gäben? Warum also die Griechen in einer ohnehin und mit Recht vorsichtigen Auswahl? — Beispiele? Nun, in der Fabel S. 90 hatte der „Mann in mittleren Jahren" bei Äsop nicht „zwei Frauen" (Monogamie war bei den Griechen durchaus die Regel!), sondern zwei „Geliebte", von denen die ältere ihm die schwarzen, die jüngere die weißen Haare ausriß, bis er kahlköpfig ward; die „zarte" Kürzung lasse ich eher gelten. S. 135 wird aus dem Kordax, also etwa „Cancan", mit dem Silenos die schon etwas „beträufelten" Götter Lukians beim Mahle unterhält, ein „wilder Tanz", — S. 164 aus dem verliebten Mädchen des Äsop ein verlobtes, aus dem Schlafgemach ein „Hochzeitszimmer", und die Jungfer, welche als verwandelte Katze das Mäusefangen nicht lassen kann, vergißt in der Verdeutschung nicht die „gegenwärtige Situation", sondern „alle Anwesenden". Hellenisches Lächeln der Auguren! Ich will diese leichteren Fälle nicht häufen. Schwerer fällt ins Gewicht, wenn aus der „Athenischen Herrengesellschaft" (und nicht aus der allein!) alle Beziehungen auf die griechische Knabenliebe entfernt worden sind; denn des Sokrates Vortrag über die sinnliche und die geistige Knabenliebe bildet ja geradezu die Höhe des Tischgesprächs. Wir sind über ungeschichtliche Überschätzung und Verschminkung des Hellenentums wohl nachgerade hinausgewachsen und zeigen auch unserer Jugend heut die Griechen, wie sie wirklich waren, wenn wir sie auch nur in deren edelsten Schöpfungen heimisch machen wollen. Wer also aus solchen Übersetzungen auch ein Stück Griechentum kennen lernen will, der mag auch von der griechischen Knabenliebe hören, zumal so Edles wie aus Sokrates Mund. Was unsere Frauen und jungen Männer, selbst Mädel leider, heut von Homosexuellen zu lesen bekommen, ist nicht von so keuscher Art. So macht denn z. B. Seite 249 mit ihren sechs größeren und kleineren Lücken (nicht immer sind solche durch Punkte bezeichnet) doch einen etwas verdunkelten Eindruck. Denn dieser Sokrates, dem alles genommen ist, was er in der Gegenüberstellung der edlen und der unedlen Knabenliebe zur Charakterisierung der letzteren schlechterdings sagen mußte, scheint fast gegen Windmühlen zu kämpfen. Auch der ironische Einfall des Weisen, daß der Sieger im Schönheitsstreit zwischen seiner Silenengestalt und

dem jungen Kritobulos statt der üblichen Kopfbinden Küsse von den Richtern empfangen solle, ist (S. 247) unterdrückt. Unverständlich durch ihre — übrigens sehr geschickte! — Abschwächung wird auch die drastische Wirkung, welche am Schluß das von einer Tänzerin und ihrem Partner dargestellte Liebesspiel des Bacchus und der Ariadne auf einen Teil der weinerregten Gäste ausübt. — Wo bleibt da das hellenische Lachen? Aber ich glaube, Sie lachen jetzt dennoch, schöne Freundin, da ich weiß, daß Sie in einem reizenden Novellenbande v. Leitgebs auch die wenig sokratische, aber psychologisch feine Skizze „Ein Herrenabend" mit reichlichem Vergnügen und ohne sonderlichen Schaden für Ihre Sittsamkeit gelesen haben. Und dennoch, ich rechte nicht mit Herrn Eskuche über seinen Standpunkt, halte nur dafür, daß dieser besser zur Ausscheidung des Stückes geführt hätte, wenn es mir auch leid darum wäre. Und ganz ebenso denke ich über die 27. Idylle Theokrits (S. 6). Die 26 Zeilen, welche uns von dessen 70 unter allerlei feinen Kürzungen gelassen sind, lesen sich allerliebst; aber es ist doch etwas ganz anderes aus der freilich ziemlich offenherzigen Naivität (schlimmer ist's nicht!) des Hirtenliedes geworden, daß ich es lieber ganz missen würde, zumal die Autorschaft nicht völlig feststeht. — Sie als verdiente Rechtschutzdame wissen ja auch Juristisches aufs Leben anzuwenden. Also: Du darfst deinen Sirenen, auch wenn du sie noch so sehr bezahlt hast, nicht nachträglich Kleider auf die nackten Glieder malen, sprach jüngst das Reichsgericht, sondern sollst rechtzeitig überlegen, ob du sie in deinem Treppenhause sehen lassen willst oder nicht. Entscheidungsgründe: Das Recht der Persönlichkeit des Künstlers, — — an dem auch die Freiheit, welche man dem Übersetzer reichlich zu gewähren hat, eine Schranke findet, sollte der auch selber ein Künstler sein.

Und das ist der unsrige zweifellos. Er vereinigt feine Nachempfindung mit müheloser Formgewandtheit und weiß solchergestalt die griechische Ausdrucksweise so umzubilden, daß der deutsche Leser wie im eigenen Elemente schwimmt und die Seelenverwandtschaft hellenischer Poeten genießen kann, ohne sich fremdartig berührt zu fühlen; und dabei vermag er doch auch sehr treu zu übersetzen, wenn es ihm just behagt. In seinen lyrischen Übertragungen zumal schwingen auch die seelisch bedeutsamen Klänge voll mit, und die Reime fallen ihm wie Goldregen in den Schoß. „Reime?" fragen Sie. Nun freilich! Eskuche steht natürlich auf dem modernen Standpunkt, die dem Deutschen fremdartigen antiken Metra nicht nachzubilden, sondern durch mehr oder weniger freie Reimstrophen zu ersetzen. Daß er daran, im allgemeinen, recht getan hat, braucht man heut nicht mehr zu erweisen. Wenn einer, so ist Rudolf Westphal, gleich anerkannt als griechischer Metriker wie als deutscher Sprachmeister, in dieser Sache kompetent, und die Gründe, die ihn bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert zu ähnlichem Verfahren bestimmten, könnten Sie schon in der Einleitung seiner Verdeutschung „Humoristischer Lyrik des klassischen Altertums" nachlesen. Leider muß ich mir

auch sonstige Vergleichungen hier versagen; immerhin mögen Sie, da Sie's ja zur Hand haben, aus Geibels „Klassischem Liederbuch" (S. 25) die doch auch sehr schöne Übersetzung eines Dithyrambus von Bakchylides mit der Eskuches (S. 29) zusammenhalten. Aber Westphal hat jenes Verfahren weislich beschränkt auf die künstlichen Formen der Lyrik, beim Epigramm dem Distichon treu bleibend, und ich weiß nicht, ob man in der Ausschaltung des epischen Hexameters, bei Übersetzungen meine ich, heut nicht zu weit geht. Der gemessenen Vornehmheit der Antike gibt er doch einen unvergleichlichen Ausdruck, und selbst Goethes Römische Elegieen würden Sie selber kaum in einer andern Form sich denken können. Aus dem Distichon wenigstens ist auch im Deutschen noch immer viel herauszuholen, wofern man auf seine Feinheiten sich versteht. Aber freilich, wem diese Form nicht liegt, der mag sie lassen; es wäre lächerlich, hier verallgemeinern zu wollen. Wenn Eskuche also auch den epischen Hexameter ablehnt und meist durch die gereimte neuere Nibelungenstrophe, die ihm trefflich entfließt, durch fünf- und sechsfüßige Jamben, durch Oktaven und Stanzen freierer Form ersetzt hat, so lasse ich auch das gelten. Aber warum mußte der sonst so treu übersetzte „Junge Taugenichts" des Herondas (S. 60) aus den sechsfüßigen Jamben in vierfüßige schlüpfen, die sog. Accentversen sich nähern? Sie passen ihm sehr gut, gewiß; aber der Eindruck des Originals wird dabei doch zu fühlbar geändert. Und so öfter. Ich bekenne auch, daß ich der sehr anmutigen Verdeutschung von Theokrits Kyklop (S. 8) die Moerikesche namentlich deshalb vorziehe, weil ihre Hexameter ein treueres Echo der griechischen Klänge geben. Das jedenfalls werden Sie mir wohl zugestehen: wer die Anakreontischen Verse so zierlich und treu nachbilden kann wie Eskuche (der übrigens von den echten die sog. Anakreonteen im einzelnen nicht scheidet), hatte keinen sachlichen Grund, uns statt ihrer so reizende Reime zu bringen wie S. 4

„Frühling! — Sieh, den Charitinnen
Rosen aus den Händen rinnen" usw.

Aber gerade dieser Reiz entwaffnet die Kritik. Das „Hellenische Lachen" ist eben ein sehr persönliches Buch, und dieses Moment gibt selbst Übersetzungen, die es nicht auf Philologen abgesehen haben, einen Eigenwert. So schicken wir uns denn darein, daß Eskuche sogar dem Epigramm seine angestammte Form, die auch die Distichen unserer Größten in ihren Xenien uns lieb machten, genommen hat. Ich kann nicht einmal leugnen, daß die Reime des hier recht passenden neueren Nibelungenverses dieses sinnreiche und graziöse Spiel mit Gedanken und Worten reizvoll pointieren. Auch Lessing hat ja einzelnes aus der Anthologie mit Reimen übersetzt, in Trimetern; vergleichen Sie, bitte, Nr. 114 seiner Sinngedichte mit Eskuches „Fresser" (S. 196).

Überhaupt, wenn der stärkere Reiz des „Hellenischen Lachens" doch wohl von den poetischen Stücken ausgeht, so fällt den Epigrammen hierbei nicht das

kleinste Verdienst zu; manches unter ihnen hat das Original noch verfeinert, am augenfälligsten vielleicht S. 225 „Schlechte Lehrer". Herr Eskuche wäre wohl der Mann dazu, der Gegenwart die reichen Schätze der Anthologie, die unter allerlei Spreu doch auch viele Goldkörner bergen, von neuem zu erschließen, trotz Herders „Blumen aus der griechischen Anthologie gesamlet", anderer Verdeutscher zu geschweigen. Hier wäre dann freilich eine Sondersammlung für Damentees, eine andere für Herrenabende geboten, und die letztere bliebe am besten wohl — ungedruckt.

Eine so lange Epistel, mia cara, konnte ich nur für Sie fertig bringen. Nun ist's an Ihnen, meinem galanten Gehorsam seinen ungalanten Eifer zu verzeihen. Oder wünschen Sie zu dessen Bestätigung gar noch die übliche Ergänzung des Erratenverzeichnisses? Ich weiß nicht; unsere telepathische Verbindung funktionierte neuerdings nicht immer ganz tadellos. Also wage ich wenigstens eine Andeutung. Ergänzen Sie, um bei unsern Epigrammen zu bleiben, die Autorennamen Seite 8 Palladas, Seite 191 Lukillios, Seite 217 denselben, dann Nossis (?), Seite 219 Rufinos, Seite 220 Neilos Scholastikos, dann Demetrios Bithynos (?), Seite 229 Agathias (?), — und lesen Sie Seite 33 Antipatros aus S i d o n, Seite 57 (sog.) Homerisches E p i g r a m m, Seite 85 und 110 Antipatros (aus Thessalonike?), Seite 110 Leonidas von T a r e n t, Seite 222 Alkaios M i t y l e n a i o s (?), Seite 223 Antipatros a u s T h e s s a l o n i k e. — Ihr Entsetzen löst nun auch m e i n hellenisches Lachen: tout se paie! Sie hatten ja an den „Philologen" appelliert, und ich kann wirklich nicht dafür, daß der Übersetzer die Namen seiner Epigrammatiker überhaupt verraten hat, und wenn schon, so wäre ein Fragezeichen noch manchem dienlich gewesen. Übrigens Ihnen sagen, daß „Simonides"*) (S. 219) schon aus chronologischen Gründen nicht den „Eros des Praxiteles" bedichtet haben kann, auf dessen marmorne Nachbildung in Ihrem Allerheiligsten Sie so stolz sind, hieße Eulen nach Athen tragen. Mögen Sie deren lieber getrost sich holen, auch aus den neuumgrünten Ruinen des „Hellenischen Lachens"! Ich wünsche der „Genießerin" reichen Genuß und schließe unbeschadet meiner unentwegten Ehrerbietung mit dem Epigramm des Palladas (S. 8):

„E i n Feuer hat uns Prometheus, Zeus hat das andre beschert,
das Weib. Ach, wäre beiden die Erde doch verwehrt!
Zwar Flammenfeuer löscht man, das Weibesfeuer jedoch,
das flackert allerorten, gelöscht brennt's immer noch."

---

*) Der Übersetzer hat denn auch im Schriftstellerverzeichnis S. 274 Z. 8 v. o. dem Namen nachträglich ein Fragezeichen beigegeben.

Sigmar Mehring: Philomelens Klagelaut.

. . . . φεῦ, ταλαίναις φρεσὶν
Ἴτυν, Ἴτυν στένουσ' ἀμφιθαλῆ κακοῖς
ἀηδὼν βίον.

Im „Agamemnon", dem ersten Teil der „Orestie" von Aischylos, klagt Kassandra, die von Agamemnon aus Troja nach Argos verschleppte Königstochter, ihren Tod vorausschauend:

> Hast du nach Argos mich
> Arme hierher geführt —
> wozu? Um mit zu sterben! Ja, wozu auch sonst?

Und vorwurfsvoll erwidert der Chor ihr:

> Von Sinnen bist du.
> Im Seherrausch
> singst du dir selber
> mit Trauertönen
> das Schicksalslied.
> So unersättlich klagt
> leidvoll ihr Leben lang
> Itylos, Itylos rufend
> die braune Nachtigall.

Wilamowitz-Moellendorff, der Übersetzer, erklärt in seiner Einleitung, daß Aischylos mit den Versen von der Itylos rufenden Nachtigall das Schluchzen der Kassandra ausmalen wollte.

Warum aber ruft die Nachtigall: „Itylos" oder, wie es im Urtext heißt: „Itys"?

Der griechische Dichter durfte die Bedeutung dieses Rufes bei seinen Zuhörern als bekannt voraussetzen. Wilamowitz-Moellendorff hätte, wenn er seine Nachdichtung aufmerksamen Lesern so verständlich machen wollte, wie den Athenern die Urform war, eine Erklärung des Itylos nicht unterlassen sollen.

Der Name weist auf eine der düstersten Sagen der griechischen Mythologie hin. Horaz spielt im vierten Buch seiner Oden darauf an, in der Ode an Vergilius:

> Itys klagend in Gram, bauet die Nachtigall
> Mitleidswürdig ihr Nest, sie, des cekropischen
> Hauses ewige Schmach.

Ovid erzählt davon in seinen Metamorphosen unter dem Titel: „Prokne und Philomela."

Prokne war die Gattin des Thrakerfürsten Tereus. Dieser verging sich an der jungen Schwester seiner Gattin, an der Philomela, der er dann noch grausam die Zunge verstümmelte, damit sie seine Schandtat nicht verrate. Philomela verstand es aber, durch purpurne Zeichen, die sie in ein Linnengespinst webte, der Schwester alles zu entdecken und sie zur schrecklichsten Rache anzustacheln. Prokne tötete ihren eigenen kleinen Sohn Itys, wobei ihr Philomela half, zerstückelte und briet den Leichnam und gab dem ahnungslosen Vater, ihrem Gatten Tereus, davon zu essen. Mit grimmigem Hohn enthüllte sie nach dem Mahl dem Thrakerfürsten, was er genossen. Wahnsinnig vor Wut, „mit blinkendem Schwert verfolgt er die Töchter Pandions".

Und weiter heißt es in der Wiedergabe von Voß:

Fittiche scheinen den Lauf der cekropischen Weiber zu heben;
Fittiche hoben den Flug. Die flieht in die Wälder, die andre
Schwingt sich unter das Dach . . . .

So wurde Philomela, die in die Wälder flog, zur braunen Nachtigall und Prokne, die unter das Dach sich schwang, zur Schwalbe. Und so weiß man, was das schluchzende Lied der Nachtigall zu bedeuten habe. Itys, Itys ruft sie, sie klagt um den unschuldigen Sohn ihrer Schwester Prokne, dessen gräßlichen Tod sie veranlaßt hatte.

Wilamowitz-Moellendorff verwandelte den griechischen Namen Itys, den nach Ovid auch Voß beibehielt, in Itylos:

. . . unersättlich klagt
leidvoll ihr Leben lang
Itylos, Itylos rufend
die braune Nachtigall.

Diesen Namen greift auch ein neuerer Dichter auf, Algernon Charles Swinburne, und setzt ihn über eine Dichtung, worin die Nachtigall ihre längst getröstete Schwester, die Schwalbe, an den dahingeopferten Itys und an die Schaudertat, die mit ihm verknüpft ist, erinnert.

Es sei hier in eigener Übertragung wiedergegeben.

Itylus.

Schwalbe, o Schwalbe, du meine Schwester,
Wie ist dein Herz des Lenzes so voll?
Tausend von Sommern gingen dahin.
Warum frohlockst du im Frühlingsorchester,
Jubelst Lieder, so freudentoll?
Scheidet der Sommer, was ist dein Gewinn?

Schwalbe, o Schwester, so hurtig im Jagen,
Denkst du zum wärmenden Süden zu fliehn,
Wenn hier verdorrt sind Blumen und Gras?
Folgt nicht ein Leid dir aus früheren Tagen,
Wird nicht ein Klagelaut mit dir ziehn?
Hast du vergessen, was ich nicht vergaß?

Schwester du mit dem zierlichen Flügel,
Weit ist dein Weg in das südliche Land.
Ich indessen, von Sehnsucht entfacht,
Gieße mein Lied über Täler und Hügel,
Setze das Herz der Nacht in Brand
Mit meiner Stimme bezwingender Macht.

Ich, die Nachtigall, schluchze mein Leid, —
Hör' mich, Schwester, du unbeständige,
Schluchzen, so lange der Frühling währt!
Nächtiger Tau glänzt weit und breit,
Während ich scheue Vögelein bändige,
Bis sie den Flug zur Sonne gekehrt.

Schwalbe, du Schwester, so leicht beweglich, —
Wenn allen der Lenz Huldgaben bot,
Hast du das Herz, dich zu freuen des?
Ich bleibe zurück und leide unsäglich,
Bis das Leben erlischt und auftaucht der Tod
Bis du dich erinnerst und ich vergess'.

Schwalbe, o Schwester, du sangesbereite,
Woher nimmst du zum Singen den Mut?
Fühlst du dein Herz nicht von Kummer zernagt?
Folgst du dem neuen Herrn in die Weite,
Folgst du dem Sommer, wie machst du das gut,
Wenn dich dein Liebster, der Lenz dich verklagt?

Schwalbe, o Schwester, du schwunggewandte,
Mein Herz, zu Asche verglommen, hält Ruh',
Mein Haupt ward von rüttelnden Stürmen erfaßt.
Doch wär' ich der Wandrer und du der Gebannte,
Vergäße dann ich, und gedächtest du,
Stieg' dir ein Bild auf, und mir wär's verblaßt?

O süße Schwester, du ruhelose,
Es gibt ein Gefühl, das uns trennen muß.
Dein Herz, wie ein Blättlein, schwankt hin und her.
Doch meines drängt durch des Strudels Getose
Hin, wo erschlagen liegt Itylus,
Zum Festplatz von Daulis, zum thrakischen Meer.

Schwalbe, o Schwesterlein, flink ohnegleichen,
Laß dich erweichen, singe du nicht!
Siehe, wie feucht sind Riegel und Dach!
Das Linnengespinst mit dem heimlichen Zeichen,
Der erschlagene Leib, das Blumengesicht — —
Wird keine Erinnerung in dir wach?

O Schwester, du hast einen Sprößling besessen —
Fest klammert die Hand sich, es zittert der Fuß,
Aus des Kindleins Blut laut jammert es:
Wer denket mein? Wer hat mich vergessen?
Du hast vergessen! Wie konntest du's!
Die Welt geht unter, eh' ich vergess'!

Vergleicht man dieses rührende Lied mit der Schaudermär des Ovid, so staunt man, wie der englische Dichter aus einer so bluttriefenden, uns anekelnden Begebenheit die zarteste Regung seelischer Empfindungen herauszuholen wußte, und wie er es verstand, eine uns garnicht mehr faßbare Untat in so lieblich versöhnender Form ausklingen zu lassen. Algernon Charles Swinburne hat seinen griechischen Vorgänger Aischylos gut erfaßt, und so gibt er uns den Widerhall, den die Verse des griechischen Klassikers in der Brust des englischen Klassikers weckten:

. . . . . . unersättlich klagt
leidvoll ihr Leben lang
Itylos, Itylos rufend
die braune Nachtigall.

Gräfin L. Uxkull:
Das Haus des Hasses.
Novellette

Das Deckengebälk lastet niedrig auf dem weiten, düstern Gemach. Durch das einzige Bogenfenster, das die Umfassungsmauer durchbricht, kriecht ein scheues Licht. Doch es traut sich nicht in die Ecken hinein, wo graue, spinnwebverschleierte, unbestimmbare Formen zu hocken scheinen. Ab und zu kracht es im Holz der altersdunkeln Schränke und Truhen und Stühle, durch deren Schnitzerei sich seltsame Ungeheuer winden: Löwen mit Adlerschnäbeln und Fledermausflügeln, bocksfüßige Männer mit Hörnern im Stachelhaar, Frauen, die in Drachenschweife auslaufen. Aber das ganze Gemach hängt voll Rosenduft, der den strengen Geruch uralter Gegenstände und Räume niederkämpft.

Und wundersam, wie aus einem sehr fernen Paradiesesgarten herverirrt, wirkt dieser Duft an diesem Orte. Wundersamer noch die üppigen Sträuße dunkelpurpurner Sammetblumen, rosig seidener Zentifolien, gelber, schwerköpfig hängender Rosen und weißer, wie zu Schneeballen zusammengedrängt. Sie blühen abenteuerlich aus den tönernen Gefäßen und lachen der Feindseligkeit, die ihnen aus den gespenstischen Ecken, aus den geschnitzten Grauengestalten, aus den Gesichtern der Menschen entgegenstarrt.

In der Mitte des Raumes am runden Tisch sitzt die junge Frau Agnete Rudbeck im schwarzen, pelzberänderten Tuchkleid, unter dem ihr schattenhafter Körper zu frieren scheint. Ihre von glattem Scheitel umrahmte, gelblich wie Elfenbein glänzende Stirn neigt sich über eine sonderbare Arbeit. Sie schneidet aus Papier die Figuren lächerlicher Ritter und Damen aus. Indes Sören Rudbeck, ihre Gatte, mit gierigen Fingern die papierenen Herrschaften ergreift und sie in langem Zug vor sich aufreiht. Ein tierisch grausamer Zug lauert um seine hängenden Lippen. In seinen unbeweglichen Augen glitzert ein Funken. Mit den eingesunkenen Wangen, der fliehenden Stirn, der vorschießenden Nase und dem zurückweichenden Kinn gleicht er einem häßlichen, blöden, halb verhungerten Raubtier.

Zwei neue Ritter mit Wasserköpfen und krummen Beinen sind unter Agnetes Schere entstanden. Sie reicht sie ihm hin. Er stellt sie hinter den andern auf. Und er stößt ein unheimlich albernes Lachen aus. Dann flüstert er mühsam gebildete Worte, die nur Agnete versteht.

„Ich bin der König — ja — ja — der König bin ich — ihr müßt gehorchen. Ihr wollt nicht? Ihr habt euch gegen mich empört? Rebellen — ich verurteile euch zum Tode — — Aufs Schafott mit euch, Rebellen — —“ und er schneidet ihnen die Köpfe ab.

Geduldig bildet Agnete immer neue Opfer für ihn, die er nicht müde wird hinzurichten. Durch den großen Raum geht kein Laut als das Klappern der Scheren und Sörens Flüstern und Lachen, das sich wie im Widerhall eines allerfeinsten Gekichers in den gespenstischen Ecken verliert. Und die Rosen duften und leuchten unbekümmert darüber.

Gegen die Helle des Bogenfensters zeichnet sich die Gestalt Frau Mette Rudbecks ab. Etwas erhöht, im hochlehnigen Sessel sitzt sie unbeweglich, wie eine gemeißelte Königin. Ihre stahlscharfen Augen spannen hinaus. Und selten nur wenden sie sich auf die Rosensträuße, doch dann, als wollten sie jede einzelne Blüte tötlich durchbohren. Und ihre Nasenflügel beben dabei, als treffe der Duft sie wie ein beleidigender Schlag. Zuweilen auch, wenn Sörens Gelächter durchdringender schrillt, wirft sie einen Blick der Verachtung und des Ekels auf Agnete.

Von dieser frierenden, körperlosen Frau hat sie ein Wunder erwarten können! Die Rettung Sörens, ihres Sohnes! Freilich — wenn schon des reichen Herrn Olaf Rudbecks Ältester — so ist's doch nicht leicht gewesen, ihm eine Frau zu finden, nachdem er, von wilden und lasterhaften Jünglingsjahren erschöpft, stumpf dahin zu dämmern begann oder manchmal zu Ausbrüchen zornigen Tobens oder verzweifelter Weinkrämpfe erwachte. Aber Agnete, aus einem ganz verarmten Geschlecht und mit wenig Reizen ausgestattet, die mochte sich glücklich preisen, noch hier in ein reiches Herrenhaus unterkriechen zu dürfen. Und es wäre Pflicht ihrer Dankbarkeit gewesen, aus Sören wieder einen gesunden, vernünftigen Menschen zu machen. So hatte Frau Mette Rudbeck sich's vorgestellt. Statt dessen muß sie nun Tag für Tag ansehn, wie ihr Sohn tiefer in sein tierisches, albernes Wesen versinkt, wie sein Gang unsicherer, seine Sprache unverständlicher wird.

Und täglich auch wächst ihr Abscheu gegen diese Schwiegertochter, die nichts kann, als Puppen ausschneiden und den Rastlosen durch leise eintönige Lieder einschläfern. Ach die! Ist sie nicht jedes Übels Wurzel? Hat sie nicht auch Gurli Lindegren mit ins Haus gebracht, ihre Base, wie eine Schwester neben ihr aufgewachsen — dies zart aus kümmerlichem Boden gesprossene Pflänzchen, das auf der üppigen Erde des Herrenhofs plötzlich zur strahlenden Königskerze emporgeschossen ist und ihr goldenes Haupt über alle reckt? Wenn's auch Agnete nun reut — was hilft das? Niemand entwurzelt den Eindringling mehr.

O, diese Rosen! Diese schrecklichen Rosen!

Frau Mettes Herz schreit: Gunnar! Gunnar! Wo bleibst du, Retter, nach dem ich in meiner Verzweiflung rief?

Und schärfer durchforscht ihr Blick die Ferne.

Eine Seeräuberburg mag dies Herrenhaus einst gewesen sein, das von der Höhe wuchtig, mit uralten, wie durch Riesen zusammengefügten Steinmauern das Meer beherrscht. Drunten nach links zu schwingt sich eine sichelförmige Bucht mit einer kleinen Hafenanlage. Darüber hinaus erstreckt sich flaches Weideland. Indes nach rechts die Höhen steiler und mächtiger schwellen, mit finstern Hängen

zum Meere abstürzen, trotzige, zernagte, abenteuerlich gestaltete Klippen ins strudelnde Wasser hinaussenden. Bis sie ganz draußen in einer Spitze münden, um deren zerklüftete Felsenmassen die Wogen in wilden Wirbeln branden, von einem Leuchtturme überragt.

Mette Rudbeck starrt hinaus auf die Flut, die sich regungslos, wie eine gespannte, silbergraue Seide breitet. Gleichmäßig grau liegt auch der Himmel darüber. Flatternde Möven werfen einzelne leuchtend weiße Punkte in den Silbergrund. Und ferne, gegen den Horizont stehen als dunkelgrauere Schattenrisse ein paar große Segler, in der wunderlichen Beleuchtung wie vom Wasser gelöst, unwirklich, gespenstisch in der Luft schwebend. Und Mettes Augen heften sich in ungestümem Verlangen an sie, wollen sie mit magnetischem Willen heranziehen: Gunnar! Gunnar!

Schrill klingt Sörens Gelächter hinein. „Weg! Weg!" Er streift die Papierpuppen mit hastigen, zitternden Händen vom Tisch, daß sie zu Boden wirbeln. Und eine grausame Gier bricht aus seinem Stammeln. „Die Rosen! — — Ich will die Rosen! — — die Rosen!"

Ein schreckhaft freudiges Aufleuchten zuckt zwischen Agnete und Mette. Dies eine Mal haben sie sich innerlich verstanden im Haß. Mette nickt. Agnete stellt eilig ein Gefäß voll glühender Rosen vor Sören.

Und wieder flüstert er: „Ich bin der König — ich . . . ich verurteile euch zum Tode . . . Wenn ihr eure Köpfe auch noch so stolz tragt — hinunter mit euern Köpfen — hinunter . . ." Und dicht am Stil schneidet er die Rosenhäupter ab, die sich wie Blutflecke auf die dunkle Decke ergießen. Und als alle gefallen sind, streift er sie den Papierpuppen nach zu Boden, und zitternd strecken sich seine Finger: „Mehr! Mehr! Mehr! Alle Rosen! Ich will alle Rosen."

Und wieder nickt Mette. Und Agnete trägt einen Strauß um den andern herbei, und während die Blumenhäupter unter der unermüdlichen Schere sinken, begegnen sich wieder die Blicke der Frauen, und ihre Lippen lächeln.

Auf geht die Tür. Eine plötzliche Helle erleuchtet das Gemach. Es geht von Gurlis schneeweißem Kleide aus, von Gurlis Locken, die wie ein goldener Schaum ihr lichtes Gesicht umkräuseln, von Gurlis strahlenden Augen, von Gurlis rotem Mund, der sich über blitzenden Zähnen öffnet — von Gurlis glanzvollem Sonnenwesen.

Mettes und Agnetes Gesichter sind im gleichen steinernen Ausdruck erstarrt: streng sind ihre Lider gesenkt, eng zusammengepreßt ihre Lippen.

Eben fällt das letzte Rosenhaupt unter Sörens knappem Schnitte. Und mit weit aufgerissenen Augen umfängt Gurli mit eins das ganze Gemetzel. Da stürzt sie auf Sören zu, und an ihrer Empörung erstickend, kann sie nichts herauswürgen als: „Du! du! du!"

Verängstigt stammelt er: „Der König . . . der König hat es befohlen . . ."

Doch Gurli hat sich bereits gegen die beiden Frauen gewandt und wirft ihnen

ihren Zorn ins Gesicht: „Und ihr habt es gelitten! Was denn? Ihr habt ihn dazu angestiftet! Ihr — ihr! Ihr sollt es mir büßen!"

Und plötzlich bricht sie in ein wildes, kindliches Schluchzen aus: „O, meine Rosen! Meine schönen, schönen Rosen!"

Sie ist auf einen Sessel gesunken. Die Arme auf den Tisch verschränkt, das Haupt hinein vergraben, schüttert ihr ganzer Körper unter heftigem Weinen.

Sören wendet sich hilflos von Agnete zu Mette, die beide verbissen, mit niedergeschlagenen Augen schweigen. Mette erhebt die ihren zuerst und läßt sie im Triumph gesättigter Rache über das schluchzende Mädchen gleiten. So leicht ist dieses Geschöpf zu verwunden! Und trotzdem weiß sie: jeder Schmerz, den sie ihr antut, wird ihr hundertfältig vergolten werden. Doch was! Vielleicht ist der Retter schon auf dem Weg. Vielleicht trägt ihn eines der Schiffe schon her. Und er bringt den Sieg für sie, für sich selber. Denn er ist jung und stark. Gunnar!

Doch es ist nicht Gunnar, der in der Türe erscheint. Das ist die große Gestalt Olaf Rudbecks, der das Haupt aufrecht trägt, dessen Blick hart und herrisch sticht, wie der eines Seeadlers, dessen Bart noch der Altersreif nicht gestreift hat, dessen feste Hände und breite Brust den Jüngsten in Kampf und Liebe gewachsen scheinen.

Agnete und Sören drücken sich furchtsam zusammen. Mette ist bis in die Lippen erbleicht.

Unter Olaf Rudbecks Fuß knackt die Diele, als er zu Gurli tritt. Schwer und zärtlich sinkt seine Hand auf ihre Schulter, und seine tiefe Stimme klingt seltsam weich: „Gurli! Gurli, mein Kind! Warum weinst du?"

Sie hat sich schnell zu ihm gewendet. Dann mit einer hilflosen Gebärde weist sie auf die Blumenhäupter, die über Tisch und Boden verstreut liegen.

„Meine Rosen! Sieh doch, meine Rosen! Die du mir geschenkt hast, Olaf Rudbeck! Sie haben sie mir getötet, meine schönen Rosen!"

Es kränkt Olaf Rudbeck nicht, daß sein Bote viele Stunden hat ins Land reiten müssen, daß er um endlose Mühen und schweres Geld die Rosen beschafft hat, nach denen Gurlis Laune gegangen ist. Aber die Tränen, unter denen er das Sonnenantlitz gebadet findet!

Ein grimmer Richter steht er den Drei gegenüber, die er der Missetat für schuldig erkennt. Sören und Agnete verkriechen sich in sich selbst als ertappte Sünder. Nur Mette trägt ihr königliches Haupt hoch und hält mit stählernem Blick den seinen aus, der sich haßerfüllt in sie verbohrt. Da zwingt er das brausende Wort in die Brust zurück. In stummer Mißachtung wendet er sich von seinem Weibe und streichelt über Gurlis goldenes Kraushaar.

„Gurli, mein Kind, diese Rosen sind deines Schmerzes nicht wert. Mein Bote soll wieder hinaus und dir schönere holen."

Gurli seufzt: „Doch diese — wer macht diese wieder lebendig? O, es war eine grausame, grausame Tat!"

Mette denkt: Grausam dünkt dich's ein paar Rosen vernichten. Und du mischst täglich ätzendes Gift in die Becher und lächelst dazu!

Indes Olaf Rudbeck dem Mädchen zärtlichen Trost zuspricht: „Hast du nichts Besseres zu wünschen als Blumen? Das ganze Haus erfüllst du mit Glanz und Licht. Was kann denn ich dir dagegen geben? Gurli, sprich doch! Kann ich dich mit gar nichts erfreuen?"

Da bricht der Sonnenschein wieder aus Gurli hervor, und über den blinkenden Zähnen öffnen sich ihre Lippen.

„Olaf Rudbeck, weißt du, was ich möchte? Aus weicher, maiengrüner Seide, mit goldgestickten Säumen möcht' ich ein Kleid. O ja, das möchte ich, Olaf Rudbeck!"

„Die Mägde sollen morgen daran beginnen."

Aber Mette wirft ein: „Die Mägde haben Arbeit in Fülle. Sie weben Linnen für Tisch und Bett. Und müssen zur Wiese, um es zu bleichen. Das Linnen ist nötiger als ein seidnes Kleid."

„Ist das wahr, Olaf Rudbeck?" fragt Gurli schmollend.

Agnete streicht mit den knöchernen Händen an ihrem Tuchrocke längs: „Was für uns gut ist, kann dir lange genügen."

Aber Olaf fährt herrisch dazwischen: „Wer ist hier befragt? Morgen beginnen die Mägde das Kleid."

Gurli findet nicht Zeit zum Danke. Da draußen hinter dem Bogenfenster hält etwas ihre Aufmerksamkeit fest. Und sie ergreift Olaf bei der Hand und zieht ihn an die Scheiben.

„Sieh doch, Olaf Rudbeck! Ein Schiff legt an! Sie lassen schon ein Boot herunter."

Ein Schiff legt an! Ein Schiff! Was kümmert Mette nun noch das Kleid? Mit wogender Brust späht sie über Gurlis Kopf hinweg. Was bringt das Schiff? Wen bringt es? Ach — die kleinliche Neugier der andern! Wenn sie wüßten, daß sie einen berufen hat, um hier vieles zu ändern! Wenn sie wüßten, daß sie ihn mit jedem Schiffe erwartet: Gunnar! Gunnar!

Doch Gurli zwitschert: „Ob es Kaufleute sind? Ob sie aus fernem Morgenland Wohlgerüche bringen, die schwüler duften als Jasmin in der Sommernacht? Ob sie Schleier mit sich führen, wie aus Regenbogen und Mondenstrahlen gewoben, die durchsichtig Schultern und Arme umschmiegen? Oder Ketten mit Aquamarin und Opalen durchsetzt? Oder Spangen, die silberig um zarte Gelenke klirren? Oder Geräte aus köstlichen Metallen getrieben und andere zart wie Spitzen aus Elfenbein geschnitzt, über welche die schlanken Finger einer orientalischen Fürstin geglitten sind?" Und plötzlich umschlingt sie Olafs Hände und dicht vor seiner Brust hebt sie das strahlende Antlitz empor: „Ach, Olaf Rudbeck! Vielleicht auch bringen sie weiche, maiengrüne Seide und Goldfäden für mein Kleid! Willst du nicht mit mir hinabgehen, Olaf Rudbeck?" — —

Nun liegt der düstre Raum wieder in Schweigen versunken. Olaf und Gurli sind zum Hafen davon. Auf Mettes Geheiß hat Agnete den Gatten zur Kammer geleitet, wo sie ihm singen mag, bis er schläft. Und Mette hört nur noch ihr Herz in der Brust, das dröhnend schlägt wie ein Hammer auf einen eisernen Ambos.

Sie starrt hinaus nach dem Schiff, von dem die Boote sich, mit Leuten und Ladung befrachtet, lösen. Doch die winzigen Ameisengestalten drunten sind nicht zu erkennen. Sie sucht auch den Weg ab, der in steilen Windungen zum Ufer hinabläuft und sich zuweilen hinter Felsen und Buschwerk verbirgt. Aber dort ist niemand zu sehen, als die hohe langausschreitende Gestalt Olaf Rudbecks, die kleiner wird, je weiter sie sich entfernt, und neben ihm Gurli, die ihn tanzenden Schrittes begleitet. Keiner kommt die Höhe hinan.

Mette zerringt sich die Finger. Wieder hat sie vergebens gehofft. Froh lebt Gunnar draußen in der Welt und denkt nicht daran, in den düstern Herrenhof zurückzukehren. Wenn sie flügge sind, schwingen sich die Jungen hinaus, unbekümmert um die Schmerzen derer, die sie einmal im warmen Nest betreuten und ihre Flügel brauchen lehrten.

Ha — wie schrickt Mette plötzlich zusammen! Und es ist doch nichts als ein lauterer Krach, der durch's Gebälk gegangen ist. Aber sie meint, das ganze Gebäude ihrer Erwartung sei in sich zusammengestürzt. Und aus den Ecken, wo die Düsternis grauere und geheimnisvollere Schatten webt, glaubt sie ein leises, leises Kichern zu hören. Ach — was sitzt sie doch hier und wartet mit schmerzlich gespannten Nerven auf jedes Schiff, wovon keines den Ersehnten bringen wird?

Ja. Lange wird sie hier gewiß nicht mehr sitzen. Und wenn Gunnar dann kommt — er findet sie nicht. Er geht sie alsdann so wenig an, wie alle Rudbecks vom Herrenhof. Ausgetilgt ist ihr Dasein fortan füreinander. Oder nein — etwas von ihr bleibt bei ihnen, solange sie lebt: ihr Haß, ihr tötlicher, unversöhnlicher Haß.

Ah! — — Was ist das? Dieser fliegende Schritt auf den Stiegen. . . . Er ist's! Sie erkennt ihn nach langen Jahren gleich wieder. Er ist es doch — Gunnar! Gunnar!

Und nun liegt sie am Hals ihres jüngsten, ihres blonden, schlanken Sohnes Gunnar. Und staunend sieht er ihre stählernen Augen zum ersten Male von Tränen erfüllt.

Dann ist sie zurückgetreten und mit dem Blicke liebkost sie ihn.

„Gunnar! Wie braun du bist! Wie seltsam deine hellen Augen aus dem verbrannten Gesichte leuchten! Wie licht sich dein Haar dagegen hebt! Wie breit sind deine Schultern, wie fest deine Haltung! Ein Mann bist du geworden, Gunnar! Gottlob, du bist ein Mann geworden!"

Er lacht: „Mutter, ist's wirklich so? Ist's denn auf einmal anders geworden? Hast du verlernt, nur immer den kleinen Buben in mir zu sehn?"

„Jetzt brauch' ich den Mann." Und dann fragt Mette schnell: „Bist du dem Vater nicht begegnet? Wie war's, daß ich dich auf dem Wege nicht kommen sah?"

„Den Vater habe ich nicht getroffen. Und auf dem Wege konntest du mich nicht erspähen. Hat mich dein Ruf nicht zu äußerster Eile gedrängt? Wie hätt' ich da einen Augenblick unnütz vergeuden sollen? Ohne Pfad, steil empor, durch Busch, über Felsen bin ich geklettert! Hei! Wie ein Falke bin ich zum Herrenhaus aufgeflogen!"

Sie sitzen dicht beieinander am Bogenfenster. Und Mette flüstert: daß nur ja der Vater kein Wort erfährt! Niemand darf darum erfahren, daß sie den Sohn zu sich beschieden hat.

Tiefer sinken die Schatten über das Gemach. In den Ecken weben sich die grauen Spinnwebschleier undurchdringlich. Und die Mutter berichtet schnell, um nur ja zu Ende zu kommen, bevor der Vater zurückkehrt.

Olaf Rudbeck ist toll geworden, seit das Mädchen im Hause weilt. Gurli Lindegren beherrscht ihn, beherrscht den ganzen Herrenhof. Ihr Wort ist Befehl für alle geworden: für die Knechte und Mägde, für ihre Base Agnete. Und Mette, Mette sogar, die fast drei Jahrzehnte hindurch unumschränkt hier geboten hat, ist nichts mehr als die erste Dienerin einer, die sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen hat.

In starrem Schrecken vernimmt Gunnar das Unfaßbare. Olaf Rudbeck — der unbeugsame Olaf Rudbeck soll Knecht eines fremden Mägdleins geworden sein? Und seine stolze Mutter zu ihrer Magd herabwürdigen?

„Mutter! Mutter! Du irrst! Der Vater, der keinen über sich, keinen nur neben sich duldet, hat dich allein, so lange ich denke, mit Verehrung umgeben. Was sagst du? Eine andre sollte dich aus seinem Herzen verdrängt haben? Mutter, sieh dich doch an! Du bist heute noch königlich schön."

Mette lächelt bitter. „Nichts besteht mehr vor ihm neben der Elfenschönheit Gurli Lindegrens. Und ich bin nicht nur aus seinem Herzen verdrängt — das könnt' ich vielleicht ertragen, vielleicht! — doch in Monaten, Wochen, wer weiß ob nicht in Tagen schon, bin ich's aus diesem Hause."

Gunnar schreit auf, wie ein verwundetes Tier: „Mutter!"

Aber Mette wehrt ihm mit den Händen. „Stille! Stille, Gunnar, wie ich dir sage, so ist es. Olaf Rudbecks Begier nach dem Mädchen wird nicht rasten, bis er sie als sein Weib in die Arme drückt. Über alles schreitet er weg, ganz gleich, was er zertritt. Glaub es. Der Tag ist nicht fern, wo er mich aus diesem Haus wird verstoßen wollen. Ich aber warte die Schmach nicht ab. Ehe ich mir die Tür weisen lasse, eher geh' ich aus eigenem Willen hinaus."

Gunnar schluchzt in Frau Mettes Schoß.

„Das kann ja nicht sein! Das darf nicht geschehen! Mutter, ist deine herrliche Kraft denn gebrochen?"

„Noch nicht", sagte Mette. „Nein. Bevor ich weiche, wage ich noch den

äußersten Kampf. Gunnar, weine nicht! Gunnar, sei ein Mann! Sieh, zu diesem Kampf hab' ich dich gerufen. Du sollst ihn an meiner Seite ausfechten, du sollst mich retten, Gunnar."

Er schlägt mit einer trostlosen Gebärde die Hände zusammen.

„Was kann denn ich — ich gegen Olaf Rudbeck? Sein Wille ist härter und schneidender als die Klippen in der See. Nicht mehr als das Stammeln eines Schoßkindes würde er meine Worte achten. Vermäße ich mich, ihm entgegenzutreten, meinst du, er würde mir nicht seine Schwelle verbieten, er, der sich nicht scheut, dich hinauszuweisen?"

„Gunnar, du verstehst mich falsch. Was können deine Worte mir helfen? Er bläst sie fort wie leichte Spreu. Deine Tat brauche ich." Und ganz nahe an seinem Gesicht flüstert sie: „Du sollst ihm Gurli abwendig machen. Du sollst ihr Herz für dich gewinnen. Unerreichbar wird sie ihm sein als dein Weib."

Wie erstarrt sitzt er da mit schreckweiten Augen. Mette spannt auf seine Antwort, die endlich aus seinen Lippen bricht: „Wie kann ich das, Mutter? Nie habe ich Gurli gesehen, aber ich hasse sie."

Mette lächelt ein Lächeln des Spottes und der Erfahrung.

„Sieh sie erst an. Du hast das heiße Blut deines Vaters. Du hast die Jugend, die wie eine Scheune unter dem Blitzschlag entbrennt. Wenn du Gurli Lindegren siehst, so wirst du sie lieben."

„Mutter, beschwöre auf ein Unheil nicht ein schwereres herauf. Verlasse dies Haus mit mir. Ich will für dich schaffen und dich mit Ehrfurcht umgeben, dein liebender Sohn und dein ergebenster Diener sein. Ich will dich vergessen lehren, was hinter dir liegt. Aber laß uns hinweg, eh' ich Gurli begegnet bin. Mir ist, als stünde sie hinter einem Vorhang, und ich dürft' ihn nicht heben, denn mein Verhängnis trüge sie mir in den Händen entgegen. Und bedenke auch, Mutter: was soll denn ich ihr bedeuten? Olaf Rudbeck ist reich und ein Herr. Er legt ihr den Hof, er legt ihr die Herrschaft, legt ihr Geschmeide und Kleider und allen Tand, woran Weiber hängen, zu Füßen. Was besitze denn ich, das nicht aus Olaf Rudbecks Gnade fließt?"

„Gurli liebt Kleider und Schmuck und Blumen und Tand. Doch Olaf Rudbeck ist auch ein stattlicher Mann. Du aber, Gunnar, bist blühend und schön wie ein Gott. Und wenn sie euch nebeneinander erblickt, so wird sich ihr Herz von dem Alternden lösen. Ja sie wird fühlen, daß deine Jugend der ihren näher verwandt ist, daß deine Lippen, daß deine Umarmung süßeren Rausch verheißen."

Gunnar schüttelt zweifelnd das Haupt. „Wenn sie klug ist, wird sie abwägen, wo für sie der sichere Vorteil liegt."

Aber Mette lacht auf. „Glaubst du, sie wird nicht, wie andere Weiber, lieber die Magd eines jungen Mannes, als eines alten Königin sein?"

Gunnar ist aufgesprungen. „Führe mich nicht in diese Versuchung, Mutter! Führe mich nicht in diese Gefahr! Olaf Rudbeck ist nicht einer, der sich seine

Beute aus den Pranken entwinden läßt. Er wird sich auf mich stürzen wie ein verwundeter Bär. Er wird mich zerfleischen."

Mettes Mundwinkel senken sich verachtungsvoll. „Bist du mein Sohn? Bist du Olaf Rudbecks Sohn? Und kennst die Furcht? Und gehst dem Kampf aus dem Wege?"

„Gegen den Vater", spricht Gunnar ernst.

„Und für die Mutter!" schreit Mette auf. „Peitscht dich der Gedanke denn nicht empor, daß ich schmachbeladen das Haus verlassen soll, wo Olaf Rudbeck meine Liebe genoß, wo ich ihm seine Söhne gebar, wo ich viele Jahre in unbestrittener Herrschaft lebte? Willst du, der mir das Leben verdankt, dem ich Tage und Nächte und ungemessene Sorgen opferte, willst du mich hinweg ziehen lassen, wie eine unnütze Magd? Gunnar! Gunnar! Muß ich mich auch vor dir erniedrigen? Muß ich vor dir um meine Errettung betteln? So mag auch dies letzte noch geschehen! Gunnar, hier lieg' ich vor dir: kämpfe für mich! errette mich!"

Bleich wie ein Geist sieht Gunnar das Unmögliche sich vollziehen: Frau Mette zu seinen Füßen, ihm flehend die Kniee umschlingen.

„Nicht das! . . . Nicht das, Mutter . . . " stammelt er. „Was du befiehlst, will ich tun! Auf dein Geheiß will ich blind, ohne eigenen Gedanken handeln. Nur laß mich das Furchtbare nicht länger schauen, dich, meine Mutter, knieend vor mir!"

Da richtet Frau Mette sich auf und steht wieder vor ihm, eine Königin. „Ich habe dein Wort, Gunnar?"

„Mein Wort, Mutter." Und gesenkten Hauptes, blaß, mit blutlosen Lippen legt er seine Rechte langsam in ihre ausgestreckte Hand. —

* * *

(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Kleine Ansätze zu solchem Geschehen waren hier und da in der Welt wohl schon zu entdecken. Es gab hier und da die Reform der „bedingten Verurteilung", die dem Zufallsverbrecher, der weit von dem Gewohnheitssünder zu scheiden war, die Möglichkeit schenkte, in den Stand der Unbestraftheit zurückzukehren und durch tadelloses Verhalten den vollkommenen Erlaß der Strafe zu erreichen. Es wurden Jugendgerichte eingerichtet, in deren Bereich der Richter eher die Rolle des mahnenden und bessernden Erziehers, als die des strafenden Rächers übernahm. Aber das Größte und Meiste blieb noch zu leisten, ehe davon die Rede sein konnte, daß das Strafrecht mit dem Stande der psychologischen und soziologischen Erkenntnisse auf eine Stufe gebracht erscheinen durfte. Es regten sich allerorten die mächtigen Vertreter des Überkommenen, die Anbeter der Überlieferung, die all' ihren schwerwiegenden Einfluß anwendeten, um jedem Fortschritt auf diesem Gebiete Hindernisse zu bereiten. Vor allem war es das Problem der Willensunfreiheit, das sie, als vollkommen ungelöst, nicht in der Gesetzgebung vertreten wissen wollten. Weil Kant gesagt hatte, daß Jahrtausende an seiner Auflösung vergeblich gearbeitet hätten, weil Wilhelm Windelband geschrieben hatte, daß über diese Frage seit den Tagen des Plato und Aristoteles die Menschen mit so leidenschaftlicher Heftigkeit gestritten haben wie über keine andere Frage, die nach dem Begriff der Gottheit vielleicht ausgenommen, deshalb setzten die Konservativen des Strafrechts mit einem harten Ignorabimus der Diskussion ein Ziel und verwiesen diese in das Gebiet der Philosophie und Psychologie. Wenn aber im weiten Umkreise sämtlicher Rechtssätze Einer von unzweifelhafter Wahrheit und Unantastbarkeit zeugt, so ist es der, der „in dubio mitius" lautet. Zweifelhafte Schuld soll milder bestraft werden oder besser gar nicht. Da nun aber jede Schuld, im Lichte der Willensunfreiheit gesehen, von Zweifeln erschüttert wird, so galt es, die Strafen danach einzurichten. Was verschlug es, daß sie an Härte verloren, wenn sie an Zweckmäßigkeit gewannen? Das Prinzip der Abschreckung hatte sich in endlosen Jahrhunderten als ohnmächtig erwiesen. Die Millionen und aber Millionen, die man für Zuchthäuser, Gefängnisse und Strafanstalten jeder Art geopfert hatte, verhinderten nicht, daß die Frequenz der Verbrechen unaufhaltsam stieg und stieg. War es da nicht geboten, andere Pfade zu suchen,

die vielleicht d o ch eine Besserung brachten, weil sie von einem lichten, freundlichen und menschenwürdigen Gedanken, dem der Besserungsfähigkeit ausgingen. Jetzt hieß das Prinzip: Schutz vor dem Gewohnheitsverbrecher, Rettung und Besserung des Zufallsverbrechers. Die sozialen und soziologischen Erkenntnisse, so jung sie waren, wirkten dennoch mächtig bei der Förderung dieser neuen Gedanken, denen in allen Ländern der Welt Männer von wissenschaftlichem Weltruf zu Hilfe kamen, die die von ihrem Schöpfer Lombroso stark übertriebenen Folgerungen auf ihre rationellen Maße zurückdrängten und in der Körperschaft der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung einen hochansehnlichen Mittelpunkt schufen, der Jahr für Jahr Kongresse in den Weltstädten veranstaltete. Auf diesen kamen unter Teilnahme der gesamten gebildeten Welt höchst wichtige Dinge zur öffentlichen Debatte. An den größten und angesehensten Hochschulen des Erdkreises saßen bereits die Verfechter der neuen Strafrechtslehre in ordentlichen Professuren und bildeten eine werdende Generation, in der die Lehren Quételets, Lombrosos, Garofalos, Liszts und vieler anderer Neubildner des Strafrechts starke Wurzeln schlugen.

Seine große Studienreise brachte Alfred von Ingelheim mit einer stattlichen Zahl von Vertretern der neuen Strafrechtsschule in persönliche Berührung und schenkte ihm reiches Erfahrungsmaterial, das er bei den Besuchen der fremdländischen Strafanstalten zu sammeln Gelegenheit fand. Nach Beendigung der weiten und langen Fahrt erstattete Alfred seinen Bericht auf dem Kongreß der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, woselbst er tiefsten Eindruck hervorrief, arbeitete eine Denkschrift über die Materie aus, die er dem heimischen Justizministerium als Rechenschaftsbericht seiner im Staatsauftrage ausgeführten Reise einreichte, und erhielt die Privatdozentur an der Universität der Hauptstadt, an der ihm sofort eine zahlreiche Hörerschaft zuströmte, der er bald darauf als außerordentlicher Professor und schon nach zwei Jahren als Ordinarius der juristischen Fakultät — jetzt ein knapp Sechsundzwanzigjähriger, anregende und weithin berühmte Vorlesungen hielt. Es fehlte natürlich nicht an mißgünstigen Fachgenossen, welche diese außergewöhnlich rasche Laufbahn hämisch den Hofverbindungen des blutjungen Professors zuschrieben. Wenn auch ihre tadelnden Bemerkungen sicherlich nicht grundlos waren, so empfing dennoch jeder, der den so überaus rasch beförderten Strafrechtslehrer in seinem Kolleg hörte, den Eindruck eines Mannes, der seinen Stoff ganz souverän beherrschte, von tiefem Ernst getragen, seine Sache behandelte und ein erlesenes pädagogisches Talent bedeutete. Die Jugend hat hierfür einen sehr feinen Spürsinn und fühlt sich sogleich von dem mächtig angezogen, der sie am geschicktesten über die Lernpfade führt. Es mochte auch des Lehrers eigene Jugend wie ein Magnet auf die Studentenschaft wirken, die in diesem Professor viel von dem eigenen Sturm und Drang wiederfand und von seiner Weltgläubigkeit ganz besonders sich bezaubert fühlte.

Hier sprach und lehrte kein müder grauer Mann, dem Erfahrung und Enttäuschungen den Schuß in die Schwingen schon gegeben, und der erdgebunden seine Scholle ackerte. Hier riß ein von seiner guten zukunftgesegneten Sache wie von einem tröstlichen Glauben durchdrungener und überzeugter Bekenner seine Hörerschaft mit Ausblicken in ein Neuwerden und Entstehen eines jungen Rechtsbegriffes hin, der Erlösung zu den ärmsten Söhnen der Volksgemeinschaft zu bringen bestimmt war und ausersehen zu dem heiligen Werke, das Menschtum derer zu retten, die in die Scylla der bürgerlichen Verfehlung und der sozialen Entwurzelung geraten waren. Es sprach sich bald in akademischen Kreisen herum, welch ein Feuergeist da in der juristischen Fakultät die deterministische Schule vertrat, und häufig sah man weißhaarige Richterhäupter der jungen Weisheit dieses Hochschullehrers mit Ergriffenheit lauschen. Es war aber auch etwas schier Heiliges um den Rechtsbegriff dieses jungen Forschers, der es liebte, Friedrich Schillers Wort auf die Rechtsprechung anzuwenden, jenes Wort, in dem der Dichter beklagte, daß „Menschen nur, nicht Wesen höherer Art, die Weltgeschichte schreiben." Alfred von Ingelheim meinte, es müßten Wesen höherer Art Recht sprechen. Da wir aber leider nur Menschen auf die Richterstühle zu setzen vermögen, so wäre es heiligste Pflicht der Rechtsprechenden, sich ihrer Menschlichkeit in jedem Augenblick der Amtsführung zu entsinnen. Das indische Weisheitswort tat twam asi — das bist du — solle dem Richter — dem Strafrichter vor allem beständig vorschweben. Denn den er richtet, der ist sein Bruder, in einer Schicksalslage, vor der kein Sterblicher durchaus geschützt sei. An und für sich sei es eine Überhebung, daß e i n Mensch über den anderen zum Richter sich aufwerfe, da alles Menschentun Stückwerk sei und so auch der menschliche Richtspruch, der naturgemäß zu irren imstande sei, selbst bei äußerster Anstrengung, die Wahrheit und das Rechte zu treffen. Die Strafrechtsform, wie sie geschichtlich sich entwickelt habe, gebe die geringsten Gewährleistungen für das Finden des richtigen Urteilspruches. Zahlreiche Fehlsprüche und Justizmorde seien dessen Beweis, und keine vernichtendere Kennzeichnung des Strafverfahrens gebe es, als Voltaires beißendes Wort: „Wenn man mich bezichtigte, die Türme von Notredame gestohlen zu haben, so würde ich außer Landes flüchten." Der geistvolle Philosoph hat damit sagen wollen, daß die sophistischen Dialektikerkünste eines mit allen Hunden gehetzten Juristenhirns selbst diesen Beweis wagen könnten, diesen Beweis einer Straftat, deren Unmöglichkeit jeden Augenblick erwiesen werden konnte. Für den gesunden Menschenverstand natürlich. Aber dieser pflegt im Irrgarten der Strafjustiz so zu versteinern, daß Weltkenner schon seit Jahrzehnten zu der Ausflucht griffen, das Laienelement zur Richtertätigkeit heranzuziehen. So entstanden die Schwur- und Schöffengerichte, die vor allem der Todsünde der Rechtsprechung — der Klassenjustiz einen Riegel vorzuschieben bestimmt sind. Die soziale Zerrissenheit der

modernen Gesellschaft bringt es mit sich, daß der in höheren Schichten Geborene den Proletarier oft nicht begreifen kann. Die beiden sind einander im Fühlen, Anschauung und Lebensführung so fremd geworden, daß der gelehrte Richter notwendig ein schiefes Bild vom Wesen des Delinquenten und somit von seiner Tat und deren Anlässen bekommen müsse. Und so komme das falsche — zumeist zu strenge Urteil zustande. Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Von jedem Verständnisse ausgeschlossen bleiben, heißt also alles zu streng beurteilen. Dem Schichtgenossen fühle man sich näher, und so konnte es oft zur Beschämung aller Rechtsfreunde in diesem Rechtsstaate geschehen, daß adligen Corpsbrüdern jugendliche Unfugsvergehungen im Strafprozeß mit lächerlicher Milde angerechnet wurden, während man junge Arbeiter für ähnliche Vergehen mit drakonischen Strafmaßen belegte. Wie groß und wie begründet die Angst vor der Klassenjustiz sei, beweise die Existenz der Militärgerichtsbarkeit, welche nichts anderes besage, als daß der in sich abgeschlossene Kriegerstand vom bürgerlichen Element, als von einer gänzlich anders fühlenden und denkenden Schicht, sich nicht wolle Recht sprechen lassen. Mit einem bis dahin an akademischer Stelle nie gewagten Freimut ging der junge Rechtsforscher an die Kritik der bestehenden Strafrechtsformen, in deren Verwerfung er mit dem revolutionärsten Teil der Presse fast übereinstimmte. Aber die von Ingelheim geübte Kritik war deshalb eine durchaus schöpferische, weil sie die Wege zu einer Verbesserung der Strafrechtspflege deutlich wies und nur niederriß, um besser und zweckmäßiger aufbauen zu können. Wer immer diesen Vorlesungen beiwohnte, der hatte das erhebende und befreiende Gefühl, als säße er vor einem Pfadfinder. Als höre er das Wort eines Mannes, der dazu ausersehen schien, nicht nur in abstraktem Wissen zu wühlen und die überkommene Weisheit der Epochen den Nachfahren weiter zu übertragen. Hier sprach und lehrte vielmehr ein Geist, der die Vererbung abgestorbenen Rechtes, jene ewige Krankheit, über die Mephisto spottet, ausrotten und vernichten wollte. Ihm galt es auszuroden und das Neuland zu bereiten für die Pflege eines Strafrechts, das mit den Errungenschaften der neuen Soziologie und Psychologie sich auseinanderzusetzen und mit ihnen zu rechnen vermöchte.

Diese Ideen verkündete Alfred von Ingelheim, der jetzt äußerlich für seine Jahre stark reif erschien. Auffällige Blässe bedeckte die bartlosen Züge. Die hellen blauen Augen lagen tief wie bei einem Schwärmer. Es war viel von einem solchen in diesem Universitätslehrer. Aber sein Vortrag schien wie von erkämpfter Ruhe getragen. Es siedete und kochte stets in dieser Seele, aber der ganze Wille wurde angespannt, um die Dinge ruhig und in abgeklärter Kühle zu erwägen und darzustellen. Dieser junge Professor sprach stets frei und hielt die lebhaft sprechenden Augen stets auf seine Hörer gerichtet. Während des Vortrags schlichen sich dann seltsame Lichter in diese mageren bleichen Asketenzüge. Um Mund und Augen zuckte es, und in der schweren

Gedankenarbeit, welche die möglichste Präzision des zu gestaltenden Ideenganges erforderte, gruben sich tiefe Furchen in diese hohe Stirn. Die Hände trieben währenddessen ein erregtes Spiel mit einem silbernen Bleistift. Es war, als wolle der Vortragende sie daran hindern, mit allzu reicher Gebärdenhilfe das Bild des gefaßten ruhigen Lehrers zu stören. Aber dann kamen Augenblicke, in denen dieser Bekenner, von seinem Gegenstande dahingerissen, mit starken und heftigen Gebärden sprach. Dann schossen Gluten in seine brennenden Wangen, seine Stimme schwoll zu Tönen an, in denen etwas Erzenes grollte, und aus den Augen schoß der Strahl der Begeisterung, der in den jugendlichen Herzen Feuerbrände entfachte. So lehrte kein Zweiter an der berühmten alten Karola Alberta — was Wunder, daß die größten Auditorien der Universität nicht hinreichten, die Ströme der Hörer zu fassen, die um diesen einzigen Lehrer sich scharten? . . .

14.

In den drei Jahren ihrer Ehe, die nun verstrichen waren, hatte die Großfürstin Luise am Hofe ihres Vaters in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl einen Besuch abgestattet, währenddessen Alfred von Ingelheim in Amerika auf seiner Studienreise gewesen war. Als er selbst zur Frühlingszeit in der neuen Heimat der Jugendfreundin seine Studien vornahm, weilte diese mit ihrem Gemahl und dem Töchterchen, das ihr vor Jahresfrist geboren worden, auf ihrem Schlosse in der Krim.

Der Briefwechsel, den beide, Alfred und Luise, mit einander unterhielten, beschränkte sich jetzt auf Neujahrs- und Geburtstagsbriefe, die freilich recht eingehend gehalten und von der alten Herzlichkeit der Jugendbeziehungen ganz erfüllt waren. Der Eindruck, den Alfred von den Schicksalen der Großfürstin erhielt, war der, daß sie und ihr Gemahl sich aneinander gewöhnt hatten, daß Luise nach und nach mancherlei gute Seiten im Wesen ihres Lebensgefährten zu entdecken das Glück hatte, und daß er sich, von kleinen Schwächen abgesehen, als ein Durchschnittsmensch von nicht übler Anlage erwies, gutartig, kindlich, genuß- und lebensfroh, von starken Leidenschaften materieller Art bewegt, die aber von der allmählich erstarkenden Hinneigung zur Gemahlin gemeistert und in Zaum gehalten wurden. Als er sah, in wie hohem Grade seine Trinklust die Lebensgefährtin betrübte, machte er sich fast ganz von ihr frei. Vollends seitdem das Kind zur Welt gekommen, wurde dieser ehedem so Unerzogene fast zu einem Mustermenschen, der in der Liebe zu Frau und Tochter ganzes Genügen fand und glücklich war, wenn er im Kreise der Seinen friedliche Tage verbrachte. Eine Leidenschaft behielt der Großfürst, es war die zur Untätigkeit. Er war von klassischer Faulheit, wälzte, was immer ihm sein hoher militärischer Rang an Pflichten auflud,

nach Möglichkeit auf Adjutanten und spielte am liebsten mit seinen Hunden und seinen Kakteen, von denen er auf dem Lande wie in der Stadt reichhaltige und wertvolle Sammlungen pflegte. Luise klagte in ihren Briefen an Ingelheim nur über zwei Dinge. Über ihr stetes Heimweh und über die Unmöglichkeit, sich in ihrer neuen Umgebung irgendwie in großem Stile betätigen zu können. Ihr Heimweh entsproß der Tatsache, daß ihr Sitten, Gebräuche und Lebensart dort fremd und wenig anziehend blieben. Die Hoffnungen, die Alfred in ihr erweckt hatte und die darauf gerichtet waren, gleichsam eine Kulturmission im fremden Lande auszuüben, waren grausam enttäuscht worden. Luise stieß damit an allen Enden auf Widerstand und blieb durchaus zur Untätigkeit verdammt, da schon die ersten schüchternen Schritte, die sie in solcher Richtung gewagt hatte, ihr höchsten Ortes verübelt worden waren. Dort schrieb man ihr äußerste Zurückhaltung vor und striktes Fernhalten von jeder irgendwie öffentlichen Betätigung. Damit waren alle die großen Pläne, mit denen sie ins Land gekommen, vernichtet und vereitelt. Sie mußte sich darauf beschränken, im engsten Kreise wohltätig zu sein, und beneidete in ihren seltenen Briefen den Jugendfreund um seinen großen und bedeutenden Wirkungskreis.

Auch des Kronprinzen Ehe hatte sich allem Anschein nach besser angelassen, als seine Schwester befürchtet hatte. Die Geburt eines Enkelsohnes erfreute den alten König hoch, und die Königstreuen im Lande waren von dieser Sicherung der Erbfolge begeistert. So waren die Lebensschicksale der drei Menschen, die einst als Kinder im alten grauen Schlosse vereint gewesen, in gerade Bahnen gekommen.

Als Alfred von Ingelheim am 15. November seinen neunundzwanzigsten Geburtstag beging, empfing er am Morgen mit einem gnädigen Handschreiben des Königs den Verdienstorden, der für erlesene wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen verliehen zu werden pflegte, den aber sonst nur Gelehrte wie Künstler in vorgeschrittenen Jahren erhielten. Auf seinem mit reichem Blumenflor von Schülern und Verehrern geschmückten Tische vermißte Alfred aber in diesem Jahre zum ersten Male das Glückwunschschreiben der Großfürstin. Das berührte ihn höchst schmerzlich, denn es mochte ihm beweisen, daß die Jugendbeziehungen am Ende, selbst wenn sie noch so innig gewesen, verblaßten und erstarben. Als Alfred von dem Mittagsmahl, zu dem er alljährlich zur Feier seines Geburtstages vom Ministerialdirektor Geßner geladen wurde, heimkam, meldete der Diener, daß eine Dame im Salon auf ihn warte. Auf dem Arbeitstische fand er eine Karte. Gisela, Gräfin von Dornenburg, Hofdame Ihrer kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Maria Feodorowna. Ein Lächeln umspielte Alfreds Mund. Maria Feodorowna war niemand sonst als Luise. Sie hatte den Geburtstag also nicht vergessen, statt des Briefes in diesem Jahre die Freundin geschickt. Alfred hatte die goldblonde Begleiterin Luisens früher einigemal flüchtig bei Hofe gesehen, zuletzt bei der Doppelhochzeit.

War ihr vorgestellt worden, hatte mit ihr aber nur die allgemeinen Höflichkeitsformen ausgetauscht. Er beeilte sich, den Besuch zu begrüßen. Nie im Leben vergaß er den Eindruck wieder, den der nächste Augenblick ihm brachte. Aus dem Halbdunkel des Empfangszimmers erhob sich eine Frauengestalt in schwarzem Straßenkostüm und großem schwarzen Federhut — eine Dame in Trauerkleidung, von der der leuchtende Teint und das flammende Gold der Haare in einem bezaubernden Kontrast sich abhoben. Die Erscheinung wirkte so überwältigend auf den Eintretenden, daß er wie erstarrt einen Moment stehen blieb, das Fest dieses Anblicks genießend. Gewiß, es war jene Dame, die er vor Jahren mehrfach flüchtig, ein blutjunges Mädchen, in Luisens Umgebung gesehen hatte. Aber was war aus dem zarten schmächtigen anmutigen Kinde in diesen wenigen Jahren geworden! Eine blonde Juno, eine majestätische Frauengestalt von einem Ebenmaß und einer Pracht des Wuchses, wie Alfred es nie gesehen hatte. Seine Augen waren selten auf Frauenreiz geheftet. Er hatte wohl das Schönste wenig beachtet im Leben an sich vorüberziehen lassen, weil er so vollauf mit ernstesten Dingen befaßt gewesen und seinen Blick fast ausschließlich auf diese gerichtet hielt. Was er sonst an Frauenschönheit im Leben erschaut hatte, mochte wohl sein fernes Bewundern erregt haben, aber nie seine Sehnsucht nach Besitz und Erringen. Er hatte vielleicht seine Empfänglichkeit für Frauenreize auf so begrenzte Empfindungen eingestellt und reguliert, wie im unbewußten Schutze seiner Seelenruhe, deren er zu seiner mit voller Kraft betriebenen Arbeit unbedingt bedurfte. Sein körperliches Gebrechen ließ ihn vollends scheu und schüchtern jeder Frauenlockung fern bleiben, weil sein Stolz die Zurückweisungen einer Annäherung nicht erdulden mochte. Das war es, was ihn an seiner Jugend- und Kinderfreundschaft mit der Prinzessin so fest hatte halten lassen, daß er nicht mehr hoffen konnte, in eine zweite Verbindung mit einem jungen Weibe jemals wieder zu kommen. Aber hier — hier war etwas Seltsames, was ihn sofort beim ersten Anblick seines Besuches wie ein Blitz durchfuhr. Hier strömte ihm etwas entgegen, heiß, stark, stürmisch und unwiderstehlich. Hier hauchte ihn etwas an, ziehend, lockend, fortreißend — etwas seltsam Geheimnisvolles, etwas, das ihn mit Furcht und Glück zu erfüllen schien — ein mystischer Strom von elementarer Anziehungskraft, der seine Nerven betäubend überflutete und eine schmerzhaft süße Spannung in ihm weckte — eine Spannung von Zagen und Erwartung — er fühlte klar — — er stand vor seinem Schicksal — — —

Jetzt riß er seinen Willen zusammen, verneigte sich und kam mit seinen hilflosen hinkenden Schritten heran. Eine Stimme von so weichem schmeichelnden Klange, daß sie ihm das Herz pochen machte, sagte: „Ich komme im Auftrage Ihrer Kaiserlichen Hoheit, dem Herrn Professor die Glückwünsche meiner Herrin zu überbringen und dieses Geschenk.“ Sie reichte ihm die

schwarz behandschuhte schmale Rechte, die er dankend drückte, und dann nahm er einen prachtvollen edelsteinbesetzten Tscherkessendolch in Empfang.

„Eine herrliche Waffe," sagte Alfred, das Messer prüfend. Beide ließen sich dann in tiefen braunen Klubsesseln nieder. Nach den ersten Erkundigungen, die das Befinden der Großfürstin betrafen, berichtete die Gräfin, daß sie selbst anläßlich des Todes ihres Oheims, des Generalleutnants Grafen Dornenburg, in die alte Heimat für kurze Zeit zurückgekehrt sei. Sie müsse sich nach einem Rechtsbeistande umsehen, da ihr als Erbin das Palais des Generals in der hiesigen Residenz, sowie ein kleines Gut des Oheims zwei Stunden von der Stadt entfernt, zugefallen seien. Den zu erledigenden Formalitäten, Grundbucheintragungen und ähnlichen Dingen stehe sie hilflos gegenüber. Ihr sei der Notar Quenstedt empfohlen worden. Alfred drückte seine Teilnahme aus und erbot sich zu jeder Hilfeleistung in diesen Dingen. Die Gräfin wehrte ab und meinte, der Herr Professor werde wohl bei seiner Arbeitslast für solche Sachen keine Zeit übrig haben. Er werde sie sich nehmen, entgegnete Alfred und fragte, ob die Gräfin das Gut bereits besichtigt habe. Sie verneinte. Es sei bisher nur die Eröffnung des Testaments geschehen. Der verstorbene Oheim sei ihr Vormund gewesen, und obschon sie nun längst großjährig sei, auch ihr Berater in allen Dingen. In seinem Testament rate der Erblasser ihr, Stadthaus und Gut zu verkaufen.

Alfred hörte diesen Bericht etwas zerstreut an und sagte dann, seine Gedanken gewaltsam sammelnd: „Übergeben Sie diese Dinge getrost dem Notar Quenstedt. Ich bin in praktischen Angelegenheiten zwar nicht sehr erprobt, stehe Ihnen jedoch als juristischer Beirat jederzeit gern zur Verfügung. Quenstedt hat einen vorzüglichen Namen, aber es beruhigt Sie vielleicht, in mir einen zweiten Berater zur Verfügung zu haben."

„Das hat die Großfürstin auch gesagt", bemerkte die Gräfin. „Aber ich konnte nicht hoffen, daß Sie, Herr Professor, an so profanen Dingen Interesse nehmen könnten."

„Sie gehen Ihre Person an, und deshalb sind diese Dinge für mich nicht profan."

Er hatte es ernst und bestimmt gesagt und sah seine Besucherin prüfend an, als wollte er die Wirkung dieser Worte an ihr erkunden. Sie errötete und sagte mit einem befangenen Lächeln: „Ein so leichtes Kompliment aus so ernstem Munde klingt seltsam."

„Es war kein Kompliment", sagte Alfred wieder mit einem Nachdruck, der eine seltsame Spannung in diesen ersten Besuch brachte. Ein scheuer Seitenblick aus den blauen Augen streifte ihn prüfend. Alfred wurde betreten. Es mußte doch den Eindruck der Leichtfertigkeit erregen, wenn er gleich bei diesem ersten Zusammensein merken ließ, wie tief sie auf ihn wirkte. Er warf etwas hastig ein: „Darf ich das Testament einmal prüfen?"

„Gern, Herr Professor. Ich habe aber leider die Abschrift nicht bei mir. Wenn Sie es ermöglichen könnten, morgen vormittag um 10 Uhr mir im Hause meines Onkels die Ehre zu schenken. Der Notar wird auch zur Stelle sein. Er läßt das Inventar aufnehmen."

„Ich werde kommen."

Die Gräfin hatte sich erhoben. „Und darf man fragen, wie der Herr Professor seinen Geburtstag heute noch feiern wird?"

Alfred lächelte. „Gnädigste Gräfin, ich habe mich in meinem Leben bisher nur schlecht auf Feste verstanden. Ich habe nachmittag noch zwei Stunden Kolleg, abends eine Sitzung in der Akademie der Wissenschaften, und wenn ich gegen elf Uhr heimkomme, so wartet hier mein Sekretär auf mich, dem ich dann noch einige Stunden diktiere."

„Arbeit, Arbeit," die Gräfin lächelte — „und wann lebt der Herr Professor?"

„Eben in der Arbeit, Gräfin."

Sie sah ihn schalkhaft an, ein wenig ironisch, wie es Alfred schien, dann reichte sie ihm die Rechte, die diesmal vom Handschuh entblößt war. Sie wurde für einen Höflichkeitsabschied etwas heftig geküßt. In namenloser Verwirrung blieb Alfred zurück. Er sank in den Sessel, in dem soeben noch die schöne Frau geruht hatte, und drückte sein Gesicht in die Lederpolsterung, als könne er dort einen Hauch, einen Duft dieses Weibes noch finden und trinken. Ja — er spürte ein Parfüm, das süß, schwer und betäubend von ihr zurückgeblieben war. Er zog es ein wie ein berauschendes Gift. Dann sprang er auf und stampfte zornig mit dem Fuß. Was für Blödsinnigkeiten für einen Erwachsenen! Er war doch kein schwärmender Gymnasiast! Ja, was war zu tun? Er hatte die Angel geschluckt und spürte ihren Haken. Ja, das war Tollheit. Ein Frauenzimmer, von dem er vor zwei Stunden noch — — was? vor dreißig Minuten nicht geahnt, daß es lebe. Und wenn vielleicht selbst das, so war ihm die Existenz bis dahin unsäglich gleichgültig gewesen. Und nun? Wenige Minuten nur hatte er mit ihr gesprochen und war schon wie angefüllt von ihrem Wesen. Sie spukte in seinem Blut, das sie stürmisch peitschte bei jedem Gedanken an ihre gleißende Schönheit. Fürwahr, dies Gift wirkte rasch. Er hätte nun und nimmer geglaubt, daß er so rapider Empfindungen fähig sein könnte. Er sah auf die Uhr. Zeit zum Kolleg. Worüber mußte er reden? Was sonst im Nu in scharfen klaren Umrissen sogleich vor ihm stand, heute mußte er es weither heranholen. Verbrecherkolonien, das war das Thema. — Hatte er ein solches Blond je vorher gesehen? Ein Blond, das wie Gold flammte, wie rotes Gold. Ihre Augen waren so wasserklar. Es schimmerte feucht in ihnen. Was waren das für abgrundtiefe Augen! Aber das Gefährlichste — das war der Mund. Er war von geradezu aufreizender Form, ein purpurnes weiches schwellendes Bett für Küsse. Und

diese Wölbung der Brust — wie hoch und stolz! Er seufzte tief, seine Wangen brannten, dann stampfte er wieder auf, ergriff rasend vor Wut eine Bronzeschale, die auf dem Tisch stand, und spürte einen Moment den Drang, sie an die Wand zu schmettern. Er läutete. Der Diener eilte herbei. In herrischem Tone, den er nie sonst anschlug, forderte Alfred Mantel, Hut und Stock. Und während der Diener ging, das Gewünschte zu holen, stieß Alfred hinter zusammengebissenen Zähnen hervor: „Unsinn! Unsinn!!" Dann fuhr er ins Kolleg. Er bedurfte seiner gesamten Willenskraft, um seine Gedanken zu ordnen. Es wurde ihm namenlos schwer, und mit Grauen sah der sonst so kühle Denker, welch eine Verstörung ihm in Arbeit und Leben gedrungen war. Wie eine Krankheit war das. Das konnte er nicht brauchen. Er mußte Schutz dagegen suchen. Das mußte wieder heraus, heraus aus seinem Blute — dieses Unrastgift, diese Fieberhitze — er bedurfte eines ruhigen Pulses für sein Schaffen und seine Arbeit. Er war nun gewarnt, gewarnt durch die Natur selbst. Es galt, sich zu hüten. Er wollte die Gräfin nicht wiedersehen. Nie — nie wiedersehen. Es war etwas wie Grauen um sie her. Er fürchtete sie. Es war, wie er herausfand, die Angst davor, in fremde Gewalt zu kommen, in Knechtschaft und Hörigkeit. Einem Menschen über sich Macht zu geben. Er wollte ihr nicht anheimfallen. Es sollte nicht sein. Er wollte sein eigen bleiben. Hier drohte ein Abirren von seinem Wege, eine Verletzung seines Planes, eine Störung seines Programms. Viel leisten, wenig begehren, — das hatte er selbst Luisen als Lebensparole mit auf den Weg in die Fremde gegeben. Das sollte auch sein eigenes Losungswort sein. Dem wollte er treu bleiben zeit seines Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsident Dr Flügge.

Seitdem ich zum letzten Male an dieser Stelle berichtet habe, sind drei Monate vergangen, und diese drei Monate sind angefüllt gewesen mit dem Getöse des Balkankrieges, für die Sozialpolitik haben nur die unmittelbar an ihr beteiligten Kreise in diesen Monaten Interesse gezeigt, nicht aber die große Masse unseres Volkes. Ich muß das als natürlich ansehen. Am letzten Ende entscheidet — das haben diese Tage von neuem bewiesen — über die Geschicke der Völker ihre kriegerische Eignung, nicht, trotz aller wohlmeinenden Wünsche und Hoffnungen, die Werke friedeliebender Gesittung. Und darum will ich auch heute wiederholen, was ich schon einmal an dieser Stelle ausgesprochen habe: im Rahmen der Gesamtpolitik eines Volkes hat nur diejenige Sozialpolitik ein Recht auf Existenz, die das Volk tüchtig macht für jene letzte Entscheidung oder doch zum mindesten es nicht hindert, daß das Volk für jene letzte Entscheidung tüchtig bleibe. Politik ist Staatskunst, ist die Kunst, den Staat nach außen und nach innen zu behaupten, und will die Sozialpolitik Politik sein und sich nicht auflösen im günstigen Fall in eine Menge an sich höchst lobenswerter, aber unpolitischer Wohlfahrtsbestrebungen, im ungünstigen in eine Menge egoistischer Sonderbestrebungen, so muß sie sich diesem letzten Ziele aller Politik unterordnen, es fördern, wo es geht, und darf niemals ihm schaden.

Zu den Mitteln, die bei uns in Deutschland die Ziele der Staatspolitik fördern, gehört an erster Stelle die Erhaltung einer starken, gesunden Landwirtschaft. Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, in der man dicke Bücher über Sozialpolitik schreiben konnte, ohne der sozialen Verhältnisse und Bedürfnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu gedenken. Man darf wohl sagen, daß das heute anders ist, daß die Erkenntnis weit und tief verbreitet ist, daß für ein Land in unserer geographischen Lage und unter unseren sozialen

Verhältnissen die landwirtschaftliche Bevölkerung der Jungbrunnen ist, aus dem der Staat für seine Aufgaben immer von neuem zu schöpfen hat. Die Erhaltung und die Vermehrung der seßhaften landwirtschaftlichen Bevölkerung erscheint als die wichtigste Aufgabe der innern Politik. Mit großer Freude wird man es deshalb begrüßen, daß die Preußische Regierung zu Zwecken der inneren Kolonisation in den Etat für 1913 die Summe von 25 Millionen Mark eingesetzt hat: die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften sollen daraus eine Verstärkung ihrer Mittel erhalten, fiskalisches Hochmoor soll kultiviert werden, Domänen zu Ansiedlungszwecken aufgeteilt werden. Und im Zusammenhange mit allen diesen Maßnahmen ist die Frage aufgeworfen worden, wie man denn überhaupt so viel Land beschaffen könne, als nötig sei, um die innere Kolonisation im großen zu betreiben. Der freikonservative Abgeordnete von Dewitz hat vorgeschlagen, der Regierung zum Zwecke der Beschaffung des Landes das Enteignungsrecht zu verleihen, von anderer Seite, so viel ich sehe, öffentlich zuerst von einem schlesischen Grundbesitzer, dem Freiherrn von Thielmann, ist angeregt worden, dem Staate ein Vorkaufsrecht auf den landwirtschaftlichen Großgrundbesitz zu geben, der nicht im Wege der Erbteilung zum Verkauf komme, und diese Anregung hat Anklang auch in landwirtschaftlichen Kreisen gefunden. Landwirtschaftliche Kreise sind es auch gewesen, die sich besonders zahlreich an einer Konferenz im November v. J. beteiligt und unter dem Vorsitz des Grafen v. Schwerin-Löwitz, des Präsidenten des Abgeordnetenhauses und Vorsitzenden des Preußischen Landwirtschaftskollegiums, die Maßnahmen zur geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Förderung der Landarbeiter und die Frage der Teilnahme der Landarbeiter an den auf dem Lande wirkenden Organisationen erörtert hat. Vielleicht steht irgendwie im Zusammenhang damit, daß sich unter Führung des christlich-sozialen Abgeordneten Behrens eine christliche Gewerkschaft für ländliche Arbeiter gebildet hat. Die konservativen Zeitungen, denen ich diese Nachricht entnehme, begleiten die Bildung dieser Organisation freilich mit Äußerungen des Bedenkens. Sei dem, wie ihm wolle — alle diese Tatsachen beweisen, wie lebhaft das soziale Interesse für das Land und auf dem Lande ist.

Aber auch das sozialpolitische Interesse, das sich vornehmlich oder allein dem industriellen Arbeiter und Angestellten widmet, ist in den letzten Monaten nicht zu kurz gekommen. Um Weihnachten hielt die Frage, ob es im Saar-Kohlenrevier zu einem verderblichen Streike kommen werde, weite Kreise in Spannung. Bei den Verhandlungen, die beim Drohen des Streikes geführt wurden, haben die christlichen Gewerkschaften den guten Ruf mäßigender Besonnenheit gewiß nicht verloren, den sie sich im Frühling vorigen Jahres im Ruhrrevier erworben hatten, aber auch die Regierung kann einen nicht geringen Teil des Verdienstes dafür, daß der Streik vermieden worden ist, für sich und ihre ruhigen wohlüberlegten Maßnahmen in Anspruch nehmen. Diese Geschehnisse im Saarrevier waren im gewissen Sinne ein praktisches Beispiel für die Verhandlungen, die wenige Tage vorher im Reichstage über die Beschränkung der Koalitionsfreiheit der in öffentlichen Betrieben beschäftigten Arbeiter stattfanden. Zwar den Bergleuten der fiskalischen Gruben ist die Betätigung der Koalitionsfreiheit und das Recht, nach ordnungsmäßiger Kündigung die Arbeit einzustellen, nicht bestritten worden — wobei freilich über den Begriff der ordnungsmäßigen Kündigung in concreto Meinungsverschiedenheiten bestanden. Aber den

Arbeitern zahlreicher anderer öffentlichen Betriebe, wie der Eisenbahnen, der Post, der Betriebe des Heeres und der Flotte, ist diese Freiheit ohne weiteres bisher nicht zugestanden worden und wird ihnen schwerlich zugestanden werden. Daß das für diese Arbeiter ein Minus von Rechten bedeutet gegenüber den Rechten der Arbeiter anderer Betriebe, muß man zugeben, und man kann es, bei der großen Bedeutung, die die Koalitionsfreiheit in unserem wirtschaftlichen Leben nun einmal hat, durchaus verstehen, daß die Arbeiter jener Betriebe das Fehlen der Koalitionsfreiheit lebhaft empfinden. Aber nicht minder ist es zu verstehn, daß diejenigen Staatsbehörden, die diese staatsnotwendigen Betriebe zu leiten haben und die die Verantwortung für das ordnungsmäßige Funktionieren dieser Betriebe vor dem ganzen Volke zu tragen haben, diese Verantwortung nur dann übernehmen wollen, wenn sie nicht durch die Koalitionsfreiheit der Arbeiter in ihrer Verfügung über die Betriebe beschränkt werden. Hier ist eben einer der Fälle, in denen eine für andere Betriebe durchaus zulässige und vielleicht sogar gebotene Berechtigung der in ihnen tätigen Arbeiterschaft für die staatsnotwendigen Betriebe unzulässig und sogar vielleicht gefährlich werden würde — einer der Fälle, in denen eine unter anderen Umständen berechtigte, soziale Norm in Konflikt mit der Gesamt-Staatspolitik gerät oder doch möglicherweise geraten kann. Wer einen solchen Konflikt entscheidet, wie ich es tun würde, wird sich um so eher dem Wunsche anschließen, daß die Verwaltungen der staatsnotwendigen Betriebe ihren Arbeitern für den Verzicht auf die Koalitionsfreiheit besondere Vorteile zuwenden mögen, wie das z. B. der Preußische Eisenbahnminister im Jahre 1907 getan hat, als er beim Nachlassen der Konjunktur nicht etwa die zirka 40000 Arbeiter, die seine Verwaltung nun zu viel hatte, gekündigt, sondern sie durchgehalten hat, bis der natürliche Abgang in seinem fast 350000 Mann zählenden Arbeiterheer und das allmähliche erneute Ansteigen der Konjunktur die volle Beschäftigung der überzähligen wieder ermöglicht hat — ein vorbildliches Beispiel von Sozialpolitik in Staatsbetrieben.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr E. Hurwicz, Schmargendorf-Berlin.

Geburtenrückgang und staatliche Maßnahmen.

Im vorletzten Heft des „Nord und Süd" hat ein geschätzter Mitarbeiter dieser Zeitschrift eine allseitige wissenschaftliche Erforschung der jetzt aktuellen Frage des Geburtenrückganges angeregt (vergl. in jenem Heft die „Sozialwissenschaftliche Rundschau" von Dr M. Kupperberg). Gegen diese zunächst rein theoretische Lösung des Problems kann nichts eingewandt, ja sie kann nur begrüßt werden. Zugestimmt muß meines Erachtens dem Verfasser auch darin werden, daß er, im Gegensatz zu einer nur optimistischen Auffassung, auch auf das Bedenkliche des fraglichen Prozesses aufmerksam macht. Wenn er aber des weiteren meint, daß jene wissenschaftliche Ergründung des Problems uns zu bestimmten praktischen Maßregeln hinführen wird, die dann eben auch ergriffen werden können und müssen, so muß jedem Denkenden die Frage auftauchen, ob hier (und die wiedergegebene Auffassung wird meines Wissens von vielen, auch Maßgebenden — geteilt) denn doch nicht eine Überschätzung der Kraft der Theorie gegenüber dem wirklichen

Leben vorliegt. Der Geburtenrückgang, so wie er uns gegenwärtig in Deutschland gegenübertritt, erscheint mir nämlich als ein Prozeß von tiefgreifender kulturphilosophischer Bedeutung: Dies ergibt sich schon daraus, daß hier die in psychophysiologischer Hinsicht einschneidendsten Triebe auf dem Spiele stehen. Den sexuellen Trieb pflegt man auch als Gattungstrieb zu bezeichnen. Wollen wir indessen nicht einer biologischen Teleologie verfallen, die als eine völlig aprioristische Annahme von der positiven Richtung dieser Wissenschaft abgelehnt werden muß und auch (z. B. insbesondere von Wundt) abgelehnt wird, dann kann jene Bezeichnung, wie in allen analogen biologischen Tatbeständen, lediglich im Sinne einer tatsächlichen Koinzidenz der individuellen und gesellschaftlichen Zwecke oder, wenn man besser will, im Sinne einer indirekten Teleologie aufgefaßt werden. Analysieren wir nämlich den konkreten psychologischen Bewußtseinsinhalt des Sexualtriebes — und dies erscheint mir unumgänglich, soll dem interessierenden Problem auf den Leib gerückt werden — so finden wir im Falle seiner lediglich physiologischen Äußerung nur individuelle Motive; geht aber jener Inhalt zugleich auf die Gründung eines eigenen sozialen Kreises, einer Familie und namentlich auf die Kinderzeugung, so erscheint er als ein Komplex individueller und sozialer Momente ganz eigener Art: denn das individuelle zielt hier auf die Erweiterung des eigenen Ich ab, und das soziale kann hier — eben infolge dieser Verknüpfung mit dem individuellen — nur in einem beschränkten Sinne aufgefaßt werden. (Unsere Sprache ist nicht reich genug, um diese psychologischen Unterschiede auszudrücken). Diese sozialen Komponenten aber führen jene Koinzidenz der individuellen und der gesellschaftlichen Zwecke (ein von Ihering, Zweck im Recht, geprägter Ausdruck) herbei. Der Prozeß des Geburtenrückganges bei fortdauerndem geschlechtlichen Verkehr welcher Form auch immer bedeutet mithin das Fortfallen der sozialen Komponenten oder die Individualisierung des Sexualverhältnisses. Und hier offenbart sich uns jener Punkt, wo das Sexualleben sich in die allgemeine Kulturentwicklung einordnet: der fragliche Prozeß hängt mit dem allgemeinen kulturpsychologischen Prozeß der Individualisierung aufs innigste zusammen. Der hier eingenommene Standpunkt ist übrigens von der Verkennung der wirtschaftlichen Faktoren weit entfernt. Im Gegenteil die Wirkung der letzteren ist darin zu erblicken, daß mit dem zunehmenden Wohlstand auch diejenigen Motive, die wir als persönliche zu bezeichnen pflegen, überhand nehmen, und daß hierin auch die vielgenannte Einschränkung der Kinderzahl ihren letzten Grund hat (so auch Philippovich, Grundriß der Nationalök. B. I. 9. Aufl. S. 89 ff.). Die Geschichte gibt dieser Auffassung jedenfalls recht. In Rom z. B. begann der Prozeß des Geburtenrückganges mit der Zersetzung des alten Lebensstils unter der Einwirkung mächtiger politischer und ökonomischer Faktoren. Und daß in gegenwärtigem Deutschland — wie vielfach und mit Recht betont wird — der fragliche Prozeß mit der Urbanisierung aufs engste verbunden ist, ist nur eine Bestätigung der oben geäußerten Anschauung. Verstehen wir doch unter Urbanisierung einen ökonomisch — geistigen Prozeß der Ansammlung von Menschen und Gütern in Großstädten, der Hand in Hand mit der Entwicklung der persönlichen (das Wort im niederen wie im höheren Sinne verstanden) Kultur geht. Nach Philippovich (a. a. O.) wohnten im Deutschen Reich von 100 Einwohnern in Groß-

städten (über 100 000 Einw.) im Jahre 1871 4,8; 1880 7,2; 1890 12,1; 1900 16,2; 1905 19,0. Nach dem statistischen Jahrbuch von 1908 (XXI. Jahrg.) betrug die sog. eheliche Fruchtbarkeitsziffer in Berlin auf 1000 Ehefrauen: 1857 224,7 Geburten; 1860 206,8; 1870 222,2; 1880 205,6; 1890 163,7; 1900 127,0; 1904 113,0; 1906 111,9. Nach den Berechnungen von Ballod fielen im Jahre 1896 auf 1000 gebärfähige Frauen auf dem Lande 166 Lebendgeborene, in Klein- und Mittelstädten 134—140, in Großstädten 123, in Berlin 91. Damit stimmen z. B. die Berechnungen von Kiaer für Norwegen überein, der in den Städten eine um $15^1/_2$% kleinere Geburtsfrequenz konstatiert, als auf dem Lande. —

Trifft aber unsere Auffassung zu, sind bei dem fraglichen Phänomen in letzter Linie die psychischen Kräfte maßgebend, die mit dem innersten Kern des menschlichen Wesens, mit der Persönlichkeit untrennbar verwoben sind, dann mag billig bezweifelt werden, ob staatliche Maßnahmen welcher Art auch immer imstande sind, dem um sich greifenden kulturpsychologischen Prozeß Einhalt zu tun. Der Mensch mag dem Staate seine Steuern zahlen, als Soldat dienen usw. Daß er aber seinen geschlechtlichen Verkehr nach staatlichen Grundsätzen einrichtet, erscheint doch als eine den psychologischen Tatbestand verkennende Annahme. In Rom mußte die Lex Julia et Pappia Poppaea, die den letzteren Zweck mit dem Geist damaliger Zeit entsprechenden Mitteln verfolgte, als wirkungslos nach und nach außer Kraft gesetzt werden. In unserer Zeit ist die Einschränkung des freien Handels mit Präservativen erwogen worden (Naumann). Ist aber die letzte Ursache des Geburtenrückganges eine Tatsache der angegebenen psychologischen Ordnung, dann muß auch die Wirkung dieser und anderer Maßregeln bezweifelt werden. Die Juristen wissen davon ein Lied zu singen, wie die Gesetze umgangen werden. Sie wissen überhaupt — was eben das Wichtigste ist — daß das ganze Recht nur etwas Sekundäres darstellt, etwas, was ohne es unterstützende lebendige Kräfte nur ein Gebäude auf tönernen Füßen ist.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Am sichersten und deutlichsten offenbart sich der Charakterkern einer literarischen Zeitströmung in den Erscheinungen ihrer Liebesdichtung. Man sehe darauf hin die klass'sche Epoche, die romantische, vor allem die neuromantische an; man sehe sich in unserer Moderne um. Wobei ich von der Lyrik, als intimstem Ausdruck der Liebesempfindung, hier ganz absehen und nur den Roman ins Auge fassen will. Es will mir interessant genug scheinen, die vielartigen Strahlenbrechungen dieses unerschöpflichen Themas, soweit sie sich im Roman sammeln, in der Lupe der Kritik aufzufangen und unsere Leser solchermaßen mit einigen in irgend einem Sinne markanten Richtungen einiger unserer Liebesdichter bekannt zu machen. Natürlich soll auch hier wieder von dem vorhandenen Guten das Beste gewählt werden.

Da möchte ich vor allem auf einen ungemein begabten, still und intim schaffenden Dichter, auf Richard Huldschiner hinweisen, der vor Kurzem einen Band Novellen[1]) geschrieben, „Narren der Liebe", darin urwüchsige Kraft von romantischer Grazie und rokokohafter Zierlichkeit abgelöst wird. Vier komponierte Schicksale, alle in Tirol, in den Gauen der Etsch gelebt: „In der

[1]) Verlag von Albert Langen, München.

Kartause zu Allerengelsburg" ist es das Verhängnis eines Malers, von mittelalterlicher Kriegsraserei dahin verschlagen; in dem alten Bozen („Jakob und Rahel") der Liebesschiffbruch eines glutherzigen Italieners; auf den Berghalden („Hirtenlied") ein Touristen-Abenteuer der geprellten Sehnsucht; in Trient die Tragödie eines von Liebesglut gesehrten jungen Mönches, des „armen Don Martino", den seine vorgesetzte geistliche Behörde an Strafversetzungen verbluten läßt.

Diesen Erzählungen geht unmittelbar ein Roman voran „Die Nachtmahr"[1]), in dem alle guten Gaben des Dichters in hellster Beleuchtung sich zeigen: Das tragische Geschick einer stolzen, anscheinend lebensgleichgültigen Bäuerin, die von ihrer heimlichen, unersättlich sündigen Liebe zu dem liederlichen Bruder ihres gehaßten Gatten zu pathologischen Verbrechen, zu Brandstiftung, Mordversuch und Kindesmord getrieben und ins Zuchthaus gebracht wird. Dieser Vorwurf müßte durch seine rohe Gewalt, seine lodernde Liebesgier eher abschrecken als ergreifen, wäre nicht die meisterlich abgeklärte, ruhig gestaltende Kunst des Erzählers, die selbst diesen Stoff, ganz wie seine feinen Novellen, mit allen Schönheitelementen zu durchlichten verstände.

Auf gleicher Kunsthöhe, aber durchaus gegensätzlich geartet, ist eine neue Dichtung von Jakob Wassermann „Faustina", ein Gespräch über die Liebe.[2]) Was er hier zwei Plaudernden in den Mund legt, gehört zu den zartesten Ausdeutungen der Liebe, der himmlischen wie der irdischen. Ein Dialog — nichts mehr. Aber er liest sich wie die reizvollste Novelle: Faustina, die Freundin des Erzählers, von guten gesellschaftlichen Aspekten, gibt ihrer abenteuerlichen Natur zügellos nach, läßt sich von Zufall, Verhängnis, Trotz oder Laune in der Welt hin- und herwerfen, kommt ein letztesmal mit ihrem Freunde zusammen, erzählt ihm — eine Ausgebrannte — ihre letzten Herzensaffären und entschwindet für immer seinem Gesichtskreis. Gerät man von dieser gedämpften Ruhe des dichterischen Schaffens und Gestaltens auf einen jener ganz rücksichtslos Unverhüllten, wie z. B. Heinrich Mann[3]) mit seinen „Göttinnen", drei Romane der Herzogin von Assy, so möchte man der deutschen Sprache zürnen, die sich dem Einen wie dem Andern zum Werkzeuge macht.

Heinrich Mann, dieser Dichter mit den aufgepeitschten Nerven der Sinnenschilderung, schreckt vor keiner Gewagtheit zurück. Ihm ist alles — letzte Enthüllung. Die ganze Reihe der Ereignisse dieser 3 Bände — historisch und chronistisch verquickte Erlebnisse einer Frau — ist ein ununterbrochenes Erstehen und Vergehen von Sinnesabenteuern und Abenteurern, in deren Mitte die Heldin, Herzogin von Assy, ihre ursprüngliche Herzensreinheit und kindliche Unberührtheit allmählich veräußert. Als 16-jährige Waise, ein armes, wunderbar schönes, kluges Mädchen, wird sie die Gattin ihres alten Oheims, eines unermeßlich reichen, dalmatinischen Magnaten, und läßt sich hier nach dessen Tode zunächst in revolutionäre Händel verstricken. Abgedrängt von deren Aussichtslosigkeit, ergibt sie sich mit Leidenschaft großangelegten Kunstinteressen und — in der Luft Venedigs! — dem Künstlerheischen verwilderter Liebe. Enttäuscht zugleich und von entflammtem Glücksuchen, sinkt sie, nach abgründigen Irrungen des Herzens, in die häßlichsten Verirrungen der Perversion — unaufhaltsam, unerlösbar. Denn das ist das Geschick der Erdgeborenen: daß

[2]) Verlag von S. Fischer, Ber.

[3]) Verlag von Paul Cassirer, Berlin.

Niemand den Heimweg zu seiner verratenen Reinheit wiederfindet, insbesondere von der Erniedrigung und der Schule solcher vernichtenden Enttäuschungen. In dieser Konsequenz der Schicksalsentwickelung liegt der umfangreichen Dichtung Verdienst, ihre einzige Größe. Hinsichtlich des Darstellerischen aber ist nicht abzusehen, wie man die Folgenotwendigkeit der Nacktheit schonungsloser behandeln könnte. Dagegen darf man sich auflehnen, bei einem Autor, dessen Talent so groß und stark, der ein Sprachbeherrscher ist, wie der Dichter Heinrich Mann. Er kämpft und streitet, er baut und malt mit dem Wort, er hat es ganz in der Gewalt. Und er mißbraucht es! Und er hat kein Recht zu diesem Mißbrauch. Denn er ist ja doch ein großer Künstler vor allem! Unzweifelhaft liegt in dem Vorwurf der Dichtung, dieser dreibändigen Geschichte eines in die Irre gezerrten, kaltfühligen sinnenhungrigen Frauenherzens, ein außerordentliches Wollen. Aber das unerläßliche Fundament jeglichen Künstlerwerkes, der sittliche Ernst der Durchführung, verläßt ihn zu oft. Und an dessen Stelle huscht es zwischen den Zeilen wie der Hohn der verletzend nackten Absicht.

Wie anders weiß die Anmut der französischen Wortprägung vornehmlich in der Liebesdichtung selbst ein an sich „Anstößiges" auszudrücken. Man lese die literarisch köstlichen Gebilde der „Briefe der Ninon de l'Enclos"[4]) — mit welcher untadeligen Finesse wird hier ausgesprochen, so ziemlich alles, was die Natur dem Menschen gegeben und nicht gegeben hat. Aber man müßte schon ein grauer Pedant sein, um in dieser Fassung die Bereitwilligkeiten und die Gebundenheiten eines natürlichen Wollens zu beanstanden. So wenig wie etwa die Delikatesse der Mitteilungen eines Feydeau, in seiner Dichtung „Fanny", zu beanstanden ist.

Wie hier das mehrfach gebundene Liebesleben der Heldin erzählt wird, verstrickt in den Wünschen zweier Männer und von Sehnsüchten des eigenen Herzens bedrängt, das ist von vorbildlich verhaltener Kunst. All die hundert gefühlten Unwägbarkeiten, die von dem Einen zum Andern Brücken bauen oder einreißen, je nachdem; all die hundert feinen, immer zu Verknüpfungen geneigten Fäden, die zu Schicksalsbanden werden können, wenn sie Seelen aneinander ketten — mit sublimer Werkverwaltung werden sie angedeutet und das psychologische Geheime in der Liebesverbindung von Seele zu Seele damit erklärt. So schrieben die großen Künstler unter den Franzosen von gestern. Die Heutigen sind nicht immer von gleicher Dezenz. Einzelne freilich, und zum Glück die Begabten, wandeln die gepflegte Straße der vornehmen Tradition auch heut noch. Da ist z. B. der ungewöhnlich reich talentierte Alexander Castell, der vor kurzem einen höchst bemerkenswerten Roman „Bernards Versuchung" geschrieben hat[1]). Eine Dichtung, an der das psychologische Moment als anregendes Motiv der Handlungen zurücktritt hinter der zwingenden Logik der Natürlichkeit in dem Geschehen des Augenblickes. Und das scheint mir das Kunstpersönliche Castells: wie das Handeln der Menschen, so läßt er die Verschlingungen ihrer Geschicke ganz aus dem Zufall des Augenblickes erwachsen. Nichts Vorbereitetes, nichts Beabsichtigtes, nichts von Konsequenzen eines Unausbleiblichen! Ein merkwürdiges Buch: Bernard Curjel kommt nach Paris, um dort seine Mutter zu erwarten, die getrennt von seinem Vater und stetig auf Reisen lebt. Jeder Tag in Paris wird ihm zum Abenteuer der Seele oder der Sinne, ohne daß eigent-

---

[4]) Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

lich sein „Mensch", sein Intimstes, daran so recht beteiligt ist. Wie das Natürlichste der Welt findet er sich heut zu der Einen, morgen zu der Andern: Mädchen ohne Verbindlichkeit, Freundinnen seiner Freunde, die Gattinnen seiner Gastgeber. So gehen ein paar Monate hin, bis er eines Abends seine langersehnte Mutter in einem Restaurant an der Seite eines verlebten Geigers findet: selbst verlebt, verschminkt, verfärbt und dennoch — seine Mutter, die sein ganzes Herz mit Rührung, mit heißem Mitleid füllt, der er fortan sein leergewordenes Leben weihen wird . . . Castells Art zu erzählen ist geborene Meisterschaft, an der Strenge einer unnachsichtigen Selbstkritik zu bemerkenswerter Kultur gewachsen. Und seine Sprache ist von jener Schlichtheit, wie nur der bewußte Großbesitz sie verleiht. Sein Buch aber ist eine jener Liebesdichtungen, die überall, auch als Fremderscheinungen, heimisch werden, wo man feinfühlig versteht, und dankbar empfängt. Castell hat 2 Bände Novellen[1]) „Der seltsame Kampf" und „Die mysteriöse Tänzerin" seinem Roman vorausgehen lassen, in denen er Stoffe der Wirklichkeit vorzüglich beobachtet, ohne grelle Beleuchtung natürlich darstellt und, nicht ohne Humor oder Ironie, „den Kern der Sache" hervorhebt. Auch hier ist die Liebe, ihre Lust und ihr Leid, das vielvariierte Thema, dessen Behandlung zuweilen an Peter Nansens geniale Kleinmalerei der Seelenvorgänge mahnt. Ich denke hier an Nansens „Drei Romane des Herzens", an „Maria", „Gottesfrieden" und „Juliens Tagebuch", vor kurzem in einem prächtig ausgestatteten Bande vereinigt herausgekommen.[2]) Diese drei Kleinode der Liebes-Literatur, deren Ruf und Ruhm einer vollendeten Kunstschönheit heute keines Heroldes mehr bedarf.

Dagegen ist ein junger Wesensverwandter Nansens, ein junger Elsässer: René Schickele[3]) neuerdings aufgekommen, der seiner Jugend wegen des Heroldes sehr bedarf und seiner Potenzen wegen ihn sehr verdient. Ein Liebesdichter nach dem Herzen Nansens und Castells! Also: „Auch Einer", auf den man achten muß, der sehr bald genannt sein dürfte! Nach dieser seiner ersten Erzählung „Meine Freundin Lo" zu schließen, ist seine Begabung keine Alltagsware. Vorausgesetzt, daß er sie auf die notwendige künstlerische Selbstzucht stellt, die nicht rastet im Höhwärtsstreben, bis ein leuchtendes Ziel erreicht ist. Sein Buch sei jedem Freunde einer werdenden Persönlichkeit warm empfohlen.

Auch Henry Bordeaux[5]) sei hier erwähnt mit seiner neuen Dichtung „Die Geschichte einer Ehe" (Les yeux qui s'ouvrent). Ein garnicht alltägliches Problem und mit garnicht alltäglichem Talent behandelt. Die junge, flatterhaft oberflächliche Frau eines modernen Gelehrten von ausschließendem Arbeitfanatismus bringt mit ihrem Welttreiben den Gatten endlich zu dem Entschlusse, von ihr sich zu trennen. Erst nur wenig davon berührt, öffnen sich ihr allmählich — und sobald eine Rivalin in Sicht kommt — die Augen für das, was an dem Gelehrten, dem Gatten und Lebenskameraden ihr verloren gegangen. Und nun wird mit überlegen psychologischem Raffinement der Übergang in der Seele der jungen Frau geschildert. Der Übergang von Salonleichtsinn zu Herzenswärme, von Interessenleere zu vertieftem Wissensverlangen, von galantem Gesellschaftsrausch zu dem neuaufgebauten häuslichen Herde, an welchem sie dem langsam wiedergewonnenen Gatten ein höheres, innigeres Glück

---

[5]) Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

zu schaffen weiß. Mit jener artistischen Grazie, die den französischen Vortrag so reizvoll macht, läßt Bordeaux diese ereignisarme, geistreiche Liebesgeschichte sich entwickeln. „Geistreiche Liebesgeschichte" — das ist wohl die bezeichnendste Kritik dafür — mehr gedacht als empfunden, aber außerordentlich fein gedacht.

Ganz nur empfunden, stark, innig, schmerzbeteiligt empfunden, ist eine Liebesdichtung „Sara" von Johan Skjoldborg[6]), einem der jüngsten und begabtesten Dichter Dänemarks. Die Gretchen-Geschichte eines kleinen frühlinghaften Bergmädchens, das in seiner gläubig-selbstentäußerten, natursinnlich-starken Liebe zu dem verführerischen Sohn der Dienstherrschaft ihr selig junges Magdtum hingibt; ihren Seelenfrieden, zuletzt ihren inneren reinen Lebenshalt verliert und nach all den Leiden der Verirrung dem Gericht ausgeliefert wird von dem eigenen, in weher Liebe blutenden, unbestochen redlichen Vater. In diesem Buche steckt ein Dichtergeist von starker, freier Schwingenkraft, von bewußt unabhängiger Lebensgestaltung. Erwägt man dabei, daß der Dichter, ein Volkskind, das Leben mit seinem bitteren Bodensatz ganz gewiß nicht als Lustbarkeit kennt und auffaßt, so wird die Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen, zugleich auch die zartsinnige Liebe zur Scholle und zur Heimat von erhöhter Bedeutung. Schade nur, daß gelegentlich eine süßlich lyrisierende Sentimentalität, vornehmlich in der Gestaltung des alten Häuslers und seines Familienlebens, den frischen Eindruck schwächt und beschwert.

Schließlich noch ein Liebesproblem von ganz eigen persönlicher Note. Eva Lotting[7]) erzählt in einem schmächtigen Büchlein „Vor den Toren" von der Liebe zweier Galizier in Amerika. Aus unerträglicher Not kommend, will der Mann als Kolonist „drüben" in einer neuen Heimat für Weib und Kinder ein besseres, ein sorgloses Leben gewinnen. Er findet zunächst nur unermeßliches Elend. Und er gerät unfreiwillig in Sünde, von der sein zärtliches Gewissen eines fanatisch frommen Chassid unerlöslich belastet wird. Da ist nämlich ein einsames, reines, entzückendes Mädchen, gleich ihm streng gläubig, das in verzehrender Liebe zu dem Hilfreichen entbrennt. Obschon er diese Liebe von ganzer Seele erwidert, versucht er, sie zu bekämpfen, und entzieht sich der Unglücklichen. Das Mädchen aber klammert sich flehend an ihn, läßt ihn garnicht zu Erklärungen kommen — sie fürchtet nur, ihn zu verlieren. So folgt er ihr zum Traualtar. Und seltsam: in der geheiligten Sünde dieser Ehe überschüttet ihn das Glück mit äußern Gütern. Das lange vergeblich ersehnte Stück Land in der Kolonie fällt ihm unerwartet zu. Ernteglück und Zuwachs steigern sich unablässig; sein blühendes Weib schenkt ihm zwei herrliche Knaben; Ansehen und Ehren mehren sich. Da kommt jählings die Katastrophe: Sein legitimes Weib, das er jahrelang überreichlich mit Mitteln versehen und hingehalten, stirbt plötzlich. Seine legitimen Kinder kommen zu ihm. Und dem Bußauftrag seines greisen Seelsorgers muß er seinen erwachsenen Söhnen, so wie seiner jungen Gattin die Wahrheit bekennen. Aber während sein ältester Sohn, zwar mit blutendem Herzen, dennoch Verzeihung findet, bricht sein Weib unter der Erkenntnis ihrer Schmach zusammen . . .

Das Milieu der darbenden Galizier in ihrem Arbeit-Ghetto in New York,

---

[6]) Verlag der „Nordischen Bücherei" von Georg Merseburger, Leipzig.

[7]) Verlag von Erich Reiß, Berlin.

die Seelenqualen der Heimatflüchtigen, ihre täglich neu getäuschten Hoffnungen; die lebendige Gestaltung der mannigfachen Charaktere, die Bilder des Landlebens — das alles ist mit Wärme und starkem Lebensanteil, mit viel tapferer Erkenntnistreue geschildert. Ein Buch, das man sobald nicht vergißt. Es gehört zu den literarischen Impressionen unserer Tage.

Kunstgeschichtliche Rundschau.

Von Georg Malkowsky.

Die Kunst im Dienste der Staatsidee. Hohenzollerische Kunstpolitik vom Großen Kurfürsten bis auf Wilhelm II. Von Georg Malkowsky. Mit 96 Illustrationen. Patria-Verlag, Berlin C. 2. Selbstanzeige.

Wenn ich, von der freundlichen Erlaubnis des Herausgebers Gebrauch machend, meinem Buche einige Geleitworte auf den Weg gebe, so geschieht es nicht in der Absicht, einer berechtigten sachgemäßen Kritik vorzugreifen. Es handelt sich für mich darum, dem etwa durch den Titel hervorgerufenen Vorurteil zu begegnen, als solle in meiner Arbeit der dynastischen Bevormundung künstlerischen Schaffens das Wort geredet werden. Es kam mir vielmehr darauf an festzustellen, in welcher Ausdehnung und in welchen Grenzen die bildende Kunst innerhalb des modernen Staatsorganismus auf Unterstützung und Förderung zu rechnen hat, ohne in ihrer freien Entwickelung gehemmt zu werden. Statt mich in theoretisch-doktrinären Auseinandersetzungen zu ergehen, habe ich es vorgezogen, an der Hand der Geschichte Hohenzollerischer Kunstpolitik nachzuweisen, wie freigewordene nationale Energie naturgemäß zum künstlerischen Bilden drängt und wie dieses selbst zum körperhaftesten Machtausdruck sich gestaltet. Daß der preußische Staat eine Schöpfung der Hohenzollern ist, kann nicht geleugnet werden, daß aber auch die gesamte borussische Kulturentwickelung und mit ihr der prägnanteste Ausfluß ihres Wesens, das künstlerische Schaffen in allen seinen Zweigen unter der konsequenten Einwirkung dieses hochbegabten Fürstengeschlechtes gestanden hat, bedurfte des lückenlosen Beweises. Nur eine Herrscherreihe, deren jeder nach dem Ausmaß seiner Kräfte dazu beigetragen hat, aus widerstrebenden Bestandteilen ein Staatsgefüge zu gestalten, dürfte sich als Repräsentant des so entstandenen Gemeinwesens fühlen und im Vollbewußtsein der Pflichterfüllung seinem kulturellen Werdegange den Stempel aufprägen. Kunst und Künstler zu züchten, die Architektur, die Skulptur und Malerei, das Kunstgewerbe in eigenwilligem Mäzenatentum ihrem Prunkbedürfnis unterzuordnen, ist niemals Sache der Hohenzollern gewesen. Sie haben sich stets als erste Diener des Staates betrachtet und den Zusammenhang mit dem erstarkenden Volksbewußtsein zu wahren gewußt. Ihre folgerichtige Kunstpolitik wurde zu einer nationalen Angelegenheit, in deren Verfolgung sie Männer von dem Range eines Schlüter, Knobelsdorff, Schinkel, eines Schadow und Rauch, eines Chodowiecki, Cornelius und Menzel in den Bann ihrer kunstpolitischen Zwecke zogen, ohne ihrer künstlerischen Unabhängigkeit Abbruch zu tun. Dabei kam ihnen eine jener scheinbaren Zufälligkeiten zu Hilfe, von denen die Triebfedern der Weltgeschichte einen neuen Anstoß zu erhalten pflegen. An der Wiege des preußischen Königtums hatten die Oranier, die berufenen Vertreter eines freien, mitten im Ringen um seine Existenz den höchsten kulturellen und künstlerischen Zielen zugewandten

Volkes gestanden. Daher der Einschlag demokratischer Wesensart, der wie ein roter Faden das ganze Gewebe Hohenzollerischer Kunstpolitik durchzieht.

Geschmacksfragen und ästhetische Wertbemessungen gehörten ebensowenig in den selbstgewählten Rahmen meiner Arbeit wie die Einschätzung der Einflüsse und Unterströmungen, deren Wellenschläge auch hier Neuland anspülten. Ihnen hoffe ich in einer späteren Darlegung gerecht werden zu können, deren Hauptaufgabe es sein wird, die unterscheidenden Merkmale borussischer Kunstentwickelung in ihrer Eigenart wie in ihren Zusammenhängen zu schildern.

Die Illustration meines Buches ist im wesentlichen als Buchschmuck zu betrachten, da eine annähernde Vollständigkeit des Anschauungsmaterials weder erreichbar noch erstrebenswert erschien. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung fällt ungefähr mit der fünften Säkularfeier des Einzuges der Hohenzollern in der Mark und mit dem Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. zusammen. Wenn meine Arbeit dadurch den Charakter einer Festschrift erhalten sollte, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, da ihr Inhalt spontaner Ausdruck meiner Überzeugungen ist, die ich „niemand zuliebe und niemand zuleide“ zu äußern pflege.

Musik-Rundschau.

Von Walter Dahms.

Das meistbesprochene und wichtigste musikalische Ereignis der letzten Zeit hatte nicht Berlin zum Schauplatz, sondern die württembergische Residenz. Hier fand die Uraufführung des neuen Bühnenwerkes von Richard Strauß „Ariadne auf Naxos“, zu spielen nach dem „Bürger als Edelmann“ des Molière, statt. Aus den unzähligen Berichten wurde man den Eindruck nicht los, als wäre der neue Strauß eine Enttäuschung. Das Studium des Klavierauszuges (Verlag Fürstner) und die an sich glänzende Erstaufführung im Hoftheater zu Braunschweig, der ich beiwohnen konnte, bestätigen mir die Vermutung. Ariadne ist sozusagen ein totgeborenes Kind; das Experiment zweier großer Artisten, des allzuliterarischen Hofmannsthal und des allzuskrupellosen Strauß. Hier sind musikalische Perlen in eine Talmifassung geraten, oder künstlerisch gesprochen: eine Musik von glänzendster Virtuosität des Könnens und Nachfühlens ist an ein schlechtes, ganz unwirksames Libretto hingeworfen worden. Das ist für den Textdichter noch sehr milde ausgedrückt. Da die Ariadne ohne Zweifel sehr bald vom Spielplan der Bühnen wieder verschwinden wird, wäre es angebracht, das Vorspiel zum zweiten Komödienakt und die Ouvertüre zur Ariadne in den Konzertsaal zu retten, wo sie sicher gute Figur machen werden.

Hält man sonst Umschau nach bedeutenden musikalischen Werken, so schweift der Blick ins Öde. Er streift vielleicht das nachgelassene Werk Gustav Mahlers, „Das Lied von der Erde“. Oskar Fried machte uns damit bekannt, konnte uns aber weder begeistert noch ergriffen stimmen. Was für eine merkwürdige Unproduktivität liegt in unserer Zeit! Die Sucht zur Kompliziertheit wirkt verheerend in den Partituren. So erleben wir tausend Tast- und Gehversuche und finden keinen, der gerade und auf eigenen Füßen steht. In der Lyrik fängt die Unkultur an. Man schreibt keine Lieder mehr, sondern schwülstige Klavierstücke mit mehr oder weniger passender Gesangsbegleitung. Die Kammermusik erstickt in orchestralen Wucherungen. Die Orchestermusik ver-

liert die Konturen und wird zur musikalischen Farbenmischerei. Da ist es verständlich, daß alle halbwegs musikalischen Menschen sich zu Brahms retten, dessen Verehrung jetzt geradezu ein Kultus wird. Und nicht ohne innere Berechtigung darf man wohl der jetzt auftauchenden schaffenden Generation zurufen: In diesem Zeichen wirst du siegen!

Damit soll nicht ein Todesurteil über die musikalische Produktion unserer Zeit ausgesprochen werden. Wir haben auch heute noch Komponisten, die kraftvoll eigenartige, auf gesundem Boden stehende Werke schaffen. Aber sie kommen nicht an die Oberfläche, weil die Mode das Sensationelle um jeden Preis will. Der Umschlag ist vielleicht garnicht mehr allzu fern. Denn der bessere Teil des Publikums sehnt sich nach der Melodie, nach einer Kunst, deren Name von innerem Können und nicht von spekulativen Künsteleien kommt. Daher erleben wir überschäumenden ehrlichen Enthusiasmus in den vielen Beethoven-Zyklen, vor allem in den herrlichen Sinfoniekonzerten in Fürstenwalde unter des genialen Felix Weingartners Leitung, oder in den sieben Abenden von Schnabel, Flesch und Gérardy oder beim Streichquartett-Gesamtwerk, wie es das Brüsseler Streichquartett uns in idealer Weise vorführt. Wir überzeugen uns, wie das Publikum die Werke der Klassiker demonstrativ bejubelt und bei den Novitäten (die in Schwulst und Unnatur wie ein Ei dem andern gleichen) kalt bleibt. Zeichen der Zeit!

In unserer Epoche, deren Schaffen im irrenden Experiment aufgeht (soweit wir es kontrollieren können), blüht mehr als je die Forscher- und Aufklärer-Arbeit des Historikers und Ästhetikers. Die Musikliteratur bewegt sich in einer erfreulich aufsteigenden Linie. Da haben wir unter den Neueren den geistvollen Dr. Adolf Weißmann, der uns ein Buch über Chopin gedichtet hat. Ich sage: gedichtet. Denn dieses Chopinbuch ist lyrisch von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist ein unnachahmlich zart schwingendes Poem, in dem die kapriziösen und pikanten Rhythmen Chopinscher Musik nervös vibrieren und die zerfließenden kühnen Harmonien des Polen berauschend flimmern. Dies Buch zu lesen ist ein Genuß. Es vermeidet die Phrase und das Herkömmliche und ist so seltsam neu und überraschend, wie das Werk des Genius, den zu feiern es geschrieben wurde. Chopins Geist lebt in diesen 200 Seiten. Das ganz unschablonenmäßige und wie der Verfasser mit Recht sagen darf: erlebte Buch wird bei den Schriftgelehrten ebensoviel Achselzucken wie bei den Chopinverehrern und überhaupt allen künstlerisch empfindenden Menschen Entzücken erregen. Ein besseres Zeichen für den Wert eines Buches über Musik gibt es aber nicht.

In demselben Verlag (Schuster & Loeffler) hat Dr. Julius Kapp, der vielgenannte ausgezeichnete Wagner- und Liszt-Biograph, ein hochinteressantes Buch „Richard Wagner und die Frauen" veröffentlicht. Das Buch ist viel besser, viel ernster und viel sachlicher, als der etwas rosagefärbte Untertitel „Eine erotische Biographie" vermuten läßt. Es wird Aufsehen erregen wegen der zahlreichen neuen unbekannten Tatsachen, Briefe und Dokumente, die es der Öffentlichkeit über das Liebesleben Wagners mitteilt. Es ist ohne Pikanterie geschrieben von einem, der mit dem ganzen glänzenden Rüstzeug des großzügig gestaltenden Historikers an seine Sache herantritt. Es ist vorurteilsfrei und im besten Sinne des Wortes populär. Man gewinnt aus ihm neue Gesichtspunkte

und heißt es deshalb freudig und gern willkommen.

Von der Produktion zur Reproduktion ist nur ein Schritt. Wenn wir uns in Bezug auf das musikalische Schaffen unserer Zeit leider von allem Enthusiasmus frei halten müssen, so haben wir umso mehr Grund auf das hohe Niveau unserer ausübenden Künste stolz zu sein. Hier begegnet uns namentlich in der Reichshauptstadt eine solche Fülle von Bemerkenswertem, daß es fast unmöglich ist, alle hervorragenden Ereignisse zu registrieren. Mit größter Spannung hatte man die Eröffnung des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg erwartet; und man wurde nicht enttäuscht. Dieses auf solidem Boden stehende Unternehmen scheint endlich das langempfundene Bedürfnis nach einem zweiten großen Operntheater zu erfüllen. Die bisherigen Aufführungen klassischer Werke zeigten ernstes Streben und erfreuliches Können. Die Kurfürstenoper unter Palfis Direktion hat in dem prächtigen „Kuhreigen" von Wilhelm Kienzl ein Kassenstück gefunden. Kienzls Werk gehört zu dem besten, was die musikdramatische Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat. Es zeigt den Mut zur Melodie und Form und packt, dank des wirkungsvollen Textes von Batka, den Hörer im Innersten.

Im Konzertleben stehen unter den vielen Sinfoniekonzerten die Philharmonischen jetzt an erster Stelle. Arthur Nickisch hat wieder einen prachtvollen frischen Aufschwung genommen. Seine Interpretationen sind jetzt ausnahmslos von herrlicher Vollendung. Dagegen gehen die Sinfonieabende der Königlichen Kapelle unter Richard Strauß immer mehr zurück. Man konnte dort z. B. eine Wiedergabe der D-dur-Sinfonie von Brahms hören, für die die Bezeichnung schlampig noch milde ist. Nach solchen Leistungen sollte man eigentlich erwarten, daß der auf Strauß eingeschworene Teil der Kritik endlich die stereotypen Verherrlichungsphrasen unterdrückt und sich dem schon mehrfach und nachdrücklich geäußerten Urteil der unparteiischen Kritik anschließt, die stets betont hat, daß Richard Strauß kein großer Dirigent ist. An seine Stelle gehörte ein Stabmeister wie Max Fiedler, Mucks Vorgänger in Boston, der an der Spitze des Philharmonischen Orchesters mit zwei Brahms-Abenden unvergeßliche Eindrücke hinterließ. Siegmund von Hauseggers Konzerte treten mehr in den Hintergrund. Dagegen hat Oskar Fried die modern Gesinnten für sich durch seine sezessionistisch angehauchten Programme. Er ist der Ehrgeizigsten und Strebsamsten einer, besitzt aber anscheinend gar keine Urteilskraft über Wert oder Unwert neuer Kompositionen; denn seine Novitäten erleiden regelmäßig Fiasko. Damit wären die Hauptgeschehnisse im Berliner Musikleben gestreift.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)

Zur Ergänzung der „Wohlfahrtsaktionen", über die ich im Januarheft dieser Zeitschrift berichtete, möchte ich heute zunächst beweisende Zahlen erbringen, die gegen die Form der „Wohltätigkeitsfeste" und „Arrangements zum Besten der Armen und Hilfsbedürftigen" beredtes Zeugnis ablegen. Dr. Albert Levy, auf dessen aufklärenden, führenden, bedeutsamen Hauptbericht „über die Beschaffung der Geldmittel für die Bestrebungen der freien Liebestätigkeit" nicht oft und eindringlich

genug hingewiesen werden kann, gibt über die Resultate derartiger Vereinsveranstaltungen, und wie diese Art von Einnahmen vom wirtschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten sind, nachfolgende höchst interessante und lehrreiche Aufschlüsse:

„Ein Wohltätigkeitsverein einer sächsischen Stadt hat bei der Veranstaltung eines Sommerfestes 612,10 Mk. Einnahmen, 609,52 Mk. Ausgaben, also im ganzen 2,62 Mk. Reingewinn zu verzeichnen", es kommt dabei noch nicht in Betracht der Aufwand an Zeit und der persönlichen Ausgaben, die die Veranstalter opferten, die eigentlich auf das Verlustkonto zu buchen wären, und im letzten Grunde auch das Eintrittsgeld, das die Festteilnehmer zu erlegen hatten, wofür sie allerdings das sogenannte Vergnügen eintauschten. Aber dies doch nur zu ihrem eigenen „Besten", nicht zu dem der Armen, denen nichts als der Reingewinn von 2,62 Mark zugute kommt. Welches Verhältnis zur aufgewendeten Mühe! Und so geht es weiter: „Bei der Veranstaltung eines Konzertes ergab sich sogar ein Defizit von 66,15 Mark. Ein Wohltätigkeitsverein einer großen süddeutschen Stadt berichtet, daß ihm durch ein alljährlich am ersten Weihnachtsfeiertage stattfindendes Wohltätigkeitsfest große Kosten verursacht würden. Es sei dies aber das einzige Vergnügen im Jahre, das der Verein seinen Mitgliedern bieten könne und welches zur Erhaltung seines Mitgliederbestandes beibehalten werden müsse." Heilige Armut, wie ganz besonders segensreich wirkst du in diesem Falle zugunsten der vergnügten Vereinsmitglieder! Entschuldigend für diese Zustände wird dann gewissermaßen ausgeführt: „daß mit dem Feste übrigens ein großer Bazar verbunden sei, dessen Erträgnisse ein Defizit aus der ganzen Veranstaltung nicht aufkommen ließen". Die für die Unterstützungs- inkl. der Verwaltungsausgaben durch diesen Verein verwendeten Summen betrugen im Berichtsjahre 747 Mark. Zu dieser bedeutsamen Leistung bilden die Festausgaben mit 526 Mark und die Bazarausgaben mit 796 Mark einen eigenartigen Hintergrund. Ein großer Berliner Verein, dessen soziale, segensreiche Wirksamkeit nicht unterschätzt werden soll, der aber auch durch die Veranstaltung von Festlichkeiten eine gewisse Lokalberühmtheit erlangt hat, klagt schon vor etwa 20 Jahren, „daß die Kosten der festlichen Veranstaltungen stets einen erheblichen Teil seines Ausgabenetats in Anspruch nehmen". Wer könnte da ein mitleidsvolles Lächeln unterdrücken. Aber die Sache ist zu ernst, um ihr in dieser Form nahe zu kommen. Die Abwehr- und Verbesserungsmittel müssen ganz andere sein. Von ethischen und wirtschaftlich-praktischen Gesichtspunkten muß man dem Übel auf den Leib rücken, und die kritische und heilungbringende Sonde mutig und energisch einführen. Einer höchst eigenartigen Erscheinung tut der Berichterstatter schließlich noch Erwähnung, „welche zeigt, zu welchen Konsequenzen die Tatsache führen kann, daß die Unkosten, welche durch ein Fest verursacht werden, nicht in einem angemessenen Verhältnis zu seinem Erträgnis stehen, oder daß die Unternehmer gar mit einem Defizit abschließen müssen".

„Ein Berliner Verein für Säuglingspflege veranstaltete, wie alljährlich, auch im Jahre 1910 ein großes historisches Maskenfest. Dieses Fest, für welches die weitgehendste Reklame gemacht wurde und für welches die vornehmsten Gesellschaftskreise Berlins sich interessierten, endete mit einem Defizit von über 9000 Mark. Abgesehen davon, daß schon die nicht unbeträchtlichen Summen, die von den Festteilnehmern in Form von Eintrittsgeldern oder an den Büfetts und Verlosungsbuden für Wohltätigkeitszwecke bezahlt werden, infolge des

Defizits nicht der Wohlfahrtspflege zugute kamen, sondern lediglich dazu beitrugen, die Kosten eines Vergnügens zu decken, welches sich Angehörige der wohlhabendsten Gesellschaftsschichten geleistet hatten, muß es als etwas geradezu Ungeheuerliches bezeichnet werden, daß man dazu überging, zur Deckung des Defizits vom Vermögen des Vereins ca. 10000 Mark abzuheben. Man darf wohl sagen, daß ein Gefühl starker Entrüstung hier berechtigt ist, wenn man bedenkt, daß dieses Geld, welches richtig und den Intentionen der Geber entsprechend verwendet, für zahlreiche bedürftige Kinder zum Segen hätte werden können, eine solche Verwendung gefunden hat." Wenn das am grünen Holz geschieht! Am grünen Holz der wirklich regen, freien Liebestätigkeit des führenden Berlins, einer Liebestätigkeit, der man sicherlich nicht den guten Willen absprechen kann, aber leider eine gewisse Gedankenlosigkeit zur Last legen muß. Denn solche Fälle stehen bedauerlicherweise nicht vereinzelt da, so erzählt Dr Levy unter anderm auch von einem durch die sogenannten „Regiekosten" entstandenen Defizit einer festlichen Veranstaltung, die geradezu erschreckend klingt: „Eine Berliner Zeitung berichtete über ein im bekannten Etablissement von Kroll stattgehabtes großes Fest, über welches sie unter anderen interessanten Details auch die Mitteilung brachte, daß von den reichen Einkünften des Festes für dessen eigentlichen Zweck nichts hätte abgeführt werden können, weil ein Defizit vorhanden war. Dieses Defizit war zum Teil dadurch entstanden, daß der Hauptleiter der Veranstaltung während 8 Wochen für seine außerordentliche Tätigkeit 30 Mark pro Tag bezahlt bekommen hatte!" Man höre und staune! Versuche mit dieser schier unglaublichen Tatsache sich vertraut zu machen ... multipliziere sogar Summe und Zeitdauer an seinen zehn Fingern, und addiere dann dazu, was für den Zeitaufwand freiwilliger und unbezahlter Kräfte, die sich bei den Arrangements beteiligten, zu berechnen wäre, und überlege endlich, wie segensreich all dies, richtig angewendet, für die Hilfsbedürftigen wirksam zu machen wäre?! „Diese Art Wohltätigkeitsfeste bieten statt eines ernsten, erzieherischen Aktes, welcher fast nirgends so nötig ist, als auf dem sozialen Arbeitsgebiete, nichts anderes als oberflächliche, spielerische Maßnahmen, die günstigsten Falles insofern eine schädigende Wirkung nicht auszuüben brauchen, als sie nicht die Absicht haben, den an ihnen Beteiligten mit Abneigung gegen die soziale Interessensphäre zu erfüllen. Keinesfalls aber wird durch diese Veranstaltungen irgend etwas dazu beigetragen, den Beteiligten in diese Sphäre hineinzuführen oder gar ihn zu einem wertvollen Mitarbeiter auf dem sozialen Felde zu machen ..." Also in jedem Falle liegt die Gefahr vor, daß statt einer Förderung und einer zweckdienlichen Erhöhung und Erweiterung der Wohlfahrtspflege und der freien Liebestätigkeit die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen wird.

Ich muß es mir versagen, aus der Fülle des vorliegenden Materials noch weitere Beispiele hervorzuheben. Es würde zu weit führen, und im übrigen stehen sie fast alle unter demselben Zeichen kleinster, engster Resultate, wenn das Wort dafür überhaupt anwendbar ist, und man nicht klar und deutlich, ohne jede Beschönigung sie aufrichtig als Mißerfolge bezeichnet. Es ist geradezu schmerzhaft, wenn es nicht gleichzeitig beinahe lachhaft wäre, welche minimalen Sümmchen da aus all diesen Arrangements als Überschüsse herausgerechnet werden. Sümmchen, die die meisten der Festgenossen, mit leichter Hand, jeder einzeln, wohltätigen

Zwecken aus dem Portemonnaie heraus opfern könnte. Und es ist wahrhaft beschämend, daß die edelsten Bestrebungen gewidmete Tätigkeit nicht ernstlich auf Abhilfe sinnt. Denn zu der Oberflächlichkeit und mangelnden Großzügigkeit dieser Unternehmungen gesellt sich das Traurigste und Verwerflichste, was bei solchen Anlässen sich ereignet und das ich gern verschwiege, wenn Wahrheit und Licht nicht als eine dringende Notwendigkeit in der Behandlung dieser Dinge erschiene. Dr Levy sagt darüber: „Die Chronik der Wohltätigkeitsfeste hat aber noch Schlimmeres zu verzeichnen, denn es ist in den beteiligten Kreisen wohlbekannt und wird auch allgemein zugegeben, daß selbst Betrügereien schlimmster Art nicht etwa nur ganz vereinzelt vorgekommen sind. Daß ganze Braten, gefüllte Weinflaschen, Mayonnaisen und dergleichen verschwunden waren und später an anderen Stellen gesehen worden sind, wird von den Eingeweihten authentisch, aber leider nur vertraulich erzählt, ohne daß es zur Charakterisierung dieser Veranstaltungen der breiten Öffentlichkeit kund getan wurde" . . . Der Berichterstatter macht im Interesse der eminent wichtigen Frage den Versuch, weiteren Kreisen von diesen Ungeheuerlichkeiten ein Bild zu geben, und weiß leider sogar von 20 Markstücken zu erzählen, die nicht den vorgeschriebenen Weg gewandert waren, und deren Verschwinden zunächst durch eine Ohrfeige gesühnt wurde, die die eine der veranstaltenden Damen von einer Kollegin erhielt. Welcher Abgrund von Gemeinheit und Gewissenlosigkeit eröffnet sich da dem erschreckten Blick! Es ist unmöglich, allen Einzelheiten der aufgeführten Fälle zu folgen, aber wir werden uns noch mit der Kritik und den Vorschlägen zu befassen haben, die von Männern und Frauen ausgehen, welche unablässig mit sozialer Arbeit beschäftigt, prüfend und wägend in ehrlicher Begeisterung sich dem Werke der Wohlfahrtspflege, Hilfsbereitschaft und freien Liebestätigkeit widmen. Diese Stimmen sollten nicht ungehört verhallen, und sehr erfreulich und erwünscht wäre es, wenn diese Anregungen auch zu Vorschlägen aus unserem Leserkreise führten.

Wirtschaftliche Rundschau.

Das neue Jahr mit der ominösen Zahl 1913 hat für seine Verhältnisse nicht ungünstig begonnen. Die Depression an den Börsenmärkten, die genau am 1. Oktober 1912 mit der akuten Zuspitzung der Balkankrise begann und das ganze letzte Jahresviertel hindurch, verschärft durch die überaus angespannten Geldverhältnisse, fortdauerte, schien verschwunden zu sein, als die Silvesterglocken das neue Jahr eingeläutet hatten. Die Geldsätze sanken fast rapide wieder auf einen einigermaßen normalen Stand zurück, der Konflikt zwischen Österreich und Serbien, der die schlimmste Gefahr für den europäischen Frieden gebildet hatte, wurde in aller Stille erledigt, und die Friedenskonferenz in London ist trotz aller Ultimatums und Kollektivnoten bisher nicht wieder abgebrochen worden.

Die Berliner Börse hatte das neue Jahr mit dem Willen zur Hausse begonnen und abgesehen von ihren alten „Favoritpapieren", den schweren Aktien des Kassaindustrieaktienmarktes, namentlich die Aktien der Eisen- und Kohlenpapiere bevorzugt. Eisen und Kohle, diese beiden Worte, die häufig die Phantasie der Börse beflügelt hatten, bildeten auch diesmal wieder die Triebkräfte für eine recht animierte Börsenbewegung. Allerdings waren diese beiden Industrieen auch diejenigen Gewerbe, denen

es am sichtbarsten gut ging. Die Kohlenzechen haben trotz des für sie zwar günstig beendeten, aber doch betriebsstörenden Bergarbeiterstreiks ein glänzendes Jahr hinter sich, ihre Betriebsausweise zeigten erheblich gesteigerte Gewinnziffern. Nun hat das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat seinen Mitgliedern noch bekanntgegeben, daß es ihnen 5% über die Beteiligungsziffern abnehme. Dadurch sowie durch die erst am 1. April des laufenden Jahres in Kraft tretenden Preiserhöhungen sind die Verdienstchancen der Kohlenwerke weiter beträchtlich gestiegen. So kam es, daß fast alle Kohlenaktien in der zweiten Januarwoche die Kurse, die sie vor der Börsenderoute innegehabt hatten, wieder erreichten. Ein Papier, die Aktie des Eschweiler Bergwerksvereins, vermochte diesen Kurs sogar noch erheblich zu überschreiten. Den Grund dafür bildeten immer bestimmter auftretende Gerüchte, daß dem Eschweiler Verein ein vorteilhafter Antrag, zu dem großen luxemburgischen Eisenkonzern Burbach-Eich-Düdelingen in Beziehungen zu treten, vorgelegt worden sei. Der Eschweiler Verein, dessen Bergwerke sehr weit nach Westen, bis in die Aachener Gegend, vorgeschoben sind, hat von seiner besonderen geographischen Lage, von seiner Unabhängigkeit zum Kohlensyndikat keinen Vorteil mehr gehabt, seit sich der Aachener Hüttenverein Rote Erde, sein früherer Hauptabnehmer, mit der Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft fusioniert hatte. Der Eschweiler Verein war, um nur seine Kohle einigermaßen los werden zu können, gezwungen gewesen, mit den Röchling'schen Eisen- und Stahlwerken einen Lieferungsvertrag einzugehen, der die Kohlenpreise an die Roheisenpreise kettete und in einer Zeit, in der die Roheisenpreise viel niedriger standen als die Kohlenpreise, für den Verein naturgemäß nicht sonderlich günstige Erfolge zeitigte. Die Interessengemeinschaft Burbach-Eich-Düdelingen gehört zu den wenigen ganz großen Eisenkonzernen Deutschlands, die bisher eigene Kohlenzechen nicht in größerem Maßstabe besaßen. Er würde seine Montanmacht durch die Fusion mit einer großen, zu seinen Werken günstig gelegenen Kohlenzeche nicht unbeträchtlich stärken.

Dafür, daß die Bäume der Haussespekulation nicht in den Himmel wachsen, sorgte schon die internationale Politik. Nach einigen Wochen zweck- und ziellosen Hin- und Herredens haben sich die Balkanstaaten und die mit ihnen konform gehenden Großmächte zu einer Aktion aufgerafft, die ein paar Tage lang das Wiederaufleben des Krieges wahrscheinlich machte. Für die Börse gab das Veranlassung zu einem Katzenjammer, der durch manche Erscheinungen in der Industrie noch verstärkt wurde. Die Stimmen mehrten sich, die von einem Zurückgehen des Bedarfs an Eisenfabrikaten, von Preisunterbietungen usw. sprachen. Wirklich ernsthafte Zeichen eines Konjunkturrückganges sind allerdings noch nicht wahrnehmbar gewesen, aber immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß der andauernd niedrige Stand der amerikanischen Roheisenpreise über lang oder kurz auf Europa übergreifen wird. Die lange Dauer und die Intensität der jetzigen Konjunktur kommt vielen sowieso schon unheimlich vor, und ein Nachlassen der Spannung ist sowieso nur eine Frage der Zeit. Zu neuen Haussebewegungen liegt aber für die Börse auch dann kein Anlaß vor, wenn die Konjunktur nicht nur bis zum Frühjahr, sondern bis zum Herbst vorhält.

Horatio.

Notiz.

Der im Januarheft abgedruckte Beitrag von **Sven Hedin**: „Die ersten

Menschen und das Weltall" ist dem soeben erschienenen Werke Sven Hedins „Von Pol zu Pol", letzte Folge (Durch Amerika zum Südpol), Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, entnommen.

Berichtigung.

Januarheft S. 79, 10. Zeile v. u. statt „über das Bahnbrechende" lies: „über dem Bahnbrechenden". S. 80, die 15. Zeile v. o. statt: „durch die Erweiterung Schlesiens" lies: „durch die Erwerbung Schlesiens".

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

A Pansa

Berlino 1907-13

Bildnis und Unterschrift des scheidenden italienischen Botschafters
Exzellenz Alberto Pansa.

Professor Dr. Ludwig Stein

37. Jahrgang. Band 144. Heft 462 März 1913

R. [illegible]

[illegible] 1907

[illegible] des [illegible]ender [illegible]
[illegible]ellenz Albert[illegible] [illegible]anfa.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg:
Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 144. Heft 462 März 1913

Sultan Abdul Hamid II.: Gedanken und Erinnerungen.

Tagebuchblätter, herausgegeben von Ali Vahbi Bey.*)

II. Teil.

Religion und Geistesleben.

Die hohe Lehre des Islams.

Mit welchem Rechte gestatten sich die unberufensten Nichtkenner, welche das Abendland besitzt, unsere Religion schlecht zu machen!

Wohl scheinen einige der Lehren des Propheten voll Härte zu sein, aber solche Lehren gibt es auch in den Religionsbüchern der Christen und Juden — die Praxis mildert sie und läßt da manches in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Überall im Koran wird Tugend gepredigt, und die schöne Lehre, welche er verkündet, steht der christlichen und jüdischen wahrlich nicht nach, daß aber der Islam die kraftvollere und hehrere Religion ist, zeigt sich überall da, wo er mit den anderen in Wettbewerb tritt — da ist er der unbedingte Sieger! Was nun die Religionsfreiheit anbetrifft, so wird sie bei uns Moslems höher geachtet, als irgendwo auf der Welt. Auch die Gastfreundschaft wird nirgends mehr geübt, wie bei uns; haben wir nicht ehemals die heimatlosen Spaniolen, dann die Polen usw. bei uns aufgenommen? Letztere haben wir in Schutz genommen selbst auf die Gefahr hin, in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu werden! Unser ganzes Unglück ist, daß unser Reich kein abgeschlossenes Ganze mit einem einheitlichen Religionselement darstellt, daß wir eben die vielen Christen im Lande haben. Es muß das unbedingt zersetzend wirken, wie wir das gleiche Schauspiel auch in anderen Staaten sehen. Verschiedene Religionen oder Konfessionen in einem Lande sind vom Übel — das sieht man beispielsweise am Deutschen Reiche. Die Festigkeit des Staatsgebäudes muß notwendig leiden, wenn in seinem Innern wegen der Religionsbekenntnisse erbitterte Zwistigkeiten ausgefochten werden.

Zurück zum Islam.

Erinnern wir uns jener Zeit, da der Prophet Allahs auf Erden erschien, der Welt Finsternis erleuchtete, die rohen Sitten der Völker in Edelsinn, Milde und

*) Die Übertragung und Bearbeitung dieser Memoiren verdanke ich dem Kaiserlich Ottomanischen Konsul in Berlin, Herrn Heinz Bothmer. Ludwig Stein.

Liebe verwandelte, das Menschengeschlecht zu Friede, Freude und Weisheit führend! Vergessen wir nicht die hehre Zivilisation des Islams, die unvergleichliche Blütezeit aller mohammedanischen Länder — damals, als noch Europa in tiefster Barbarei lag. Wie groß standen wir da, zur Zeit, als die beutegierigen Christenhorden, unter dem heuchlerischen Vorgeben, Jerusalem zu befreien, sengend und brennend in unser Land fielen, um uns zu berauben. — Wollen wir uns wiederfinden, wollen wir die alte Kraft wiedererlangen, wollen wir die alte Blütezeit wiedererstehen lassen, so müssen wir uns der Quellen unserer Kraft erinnern; nicht im Nachäffen der sogenannten europäischen Kultur, die mit gefährlicher Beulenpest behaftet ist, liegt unser Heil, sondern wir müssen zur Grundlage der alten Blütezeit des Islams, zum scheryat-i-scherife (göttliches Gesetz des Korans) zurückgehen. „Preis sei Allah, dem Weltenherrn; ihm wollen wir dienen und ihn anflehen: Führe uns den richtigen Weg und nicht den der Irrenden!"

Wandlung des Islams — Vambéry.

Der Professor Vambéry interessiert mich außerordentlich. Er sagt sehr treffend, daß nur Ignoranz oder Intoleranz, die fanatische Voreingenommenheit der Christen unseren Islam kulturfeindlich schelten kann. Vambéry weist mit Recht darauf hin, daß die Behauptung von der Kulturfeindlichkeit des Islams keiner ernstlichen Widerlegung würdig sei. Es heißt in der Tat sich der Wahrheit verschließen, sich geradezu lächerlich machen, wenn man dem Islam, der im Mittelalter in allen Künsten und Wissenschaften so Großes geleistet hat, und welcher damals der ganzen Welt voranleuchtete, wenn man dieser Religion nachsagt, daß sie sich dem Fortschritt der Zivilisation verschließe. Vambéry steht mit seinen Ausführungen nicht allein. Ich kenne noch andere Schriftsteller des Abendlandes, welche sowohl die islamitische Kultur im allgemeinen, wie die osmanische im besonderen gründlich durchleuchtet haben und Vambérys Urteil völlig teilen. Zugeben muß man, daß der Islam mancherlei Wandlungen im Laufe der Jahre durchgemacht hat. Sind auch seine ursprünglichen Tendenzen dieselben geblieben, so macht er seit einigen Dezennien den langsamen Prozeß einer geistigen Erneuerung durch. Weder von einer Kulturfeindlichkeit des Islams, noch von einem Stillstand unserer religiösen Entwickelung kann die Rede sein.

Islam und Nationalitätsprinzip.

Das internationalste Reich der Welt ist unser Osmanisches Reich. Zu uns gehören Türken, Araber, Kurden, Arnauten, Bulgaren, Griechen, Neger usw. Trotzdem sind wir eine durch unseren Glauben geeinigte große Familie. Niemals darf das Osmanentum zu sehr herausgekehrt werden, sondern vor allem, daß wir Moslems sind; überall und stets soll betont werden, daß ich der Emir-ül-Mumi-

nin (der Fürst der Rechtgläubigen), Herrscher der Osmanen erst in zweiter Linie bin, denn die Grundlage unseres ganzen Staatswesens ist unsere Religion. Leider hat es England mit seiner perfiden Politik fertig gebracht, das Nationalitätsfeuer in meinem Reiche zu entfachen. Arabien ist aufgestanden und ebenso Albanien, die Hochburg des Islams in Europa, auch in Syrien flammt der Aufruhr empor. — —

Weltstellung des Islams.

Unser Reich ist und bleibt ein Reich des Geistes und der Religion — geht die Einheitsidee des Islams in die Brüche, so ist es auch um seine Macht geschehen! Traurig ist es, daß so viele Länder, von unseren Gläubigen bewohnt, in die Gewalt christlicher Mächte gefallen sind. Nur noch 20 Millionen Gläubige sind dem Osmanischen Reiche verblieben, aber trotzdem richten sich die Augen aller Moslems gen Stambul. Wenn sie uns auch unser irdisches Reich zertrümmern, unser geistiges Reich zu vernichten vermögen sie nicht. — Die Bande der Religion, welche uns alle umschlingen, müssen von Jahr zu Jahr fester geknüpft werden — darin liegt unsere Zukunft! England, Frankreich, Rußland und Holland, sind sie nicht alle in meiner Hand? Ein Wort von mir, dem Kalifen, genügt, um den Dschihâd (den heiligen Krieg) zu entfachen! Wehe dann den christlichen Mächten! Noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, aber er wird kommen, zu dem sich alle braven Moslems erheben werden wie ein Mann, um die Knechtschaft der Giaurs abzuschütteln — die 85 Millionen Moslems in den englischen Besitzungen, die 30 Millionen der holländischen Kolonien, die 10 Millionen in Rußland usw. Beten nicht 250 Millionen Moslems tagtäglich zu Allah, ihre Augen zu ihrem Kalifen, dem Nachfolger des Propheten, erhebend? Kann man da behaupten, daß wir ein nur schwaches Instrument im Konzert der Mächte sind?

Fanatismus.

„Der furchtbare Fanatismus der Mohammedaner" ist ein beliebtes Schlagwort, welches uns Europa entgegenschleudert, wenn es sich darum handelt, uns herabzuwürdigen und zu verdammen. In Europa denkt man dabei an blutige Grausamkeiten gegen die Andersgläubigen. Was ist aber unser Fanatismus anderes als der Patriotismus bei den christlichen Völkern? Bei diesen ist es die Liebe zum Vaterlande, welche sie zu großen Taten begeistert, bei uns herrscht dagegen die Liebe zur Religion, die unsere Gegner als „Fanatismus" brandmarken. Fürwahr, der Moslem kann stolz sein auf seine Religion und wird stets voller Begeisterung für Mohammeds hohe Lehre schwärmen, die da verkündet: die Gleichheit aller Gläubigen, Mildtätigkeit, Schutz den Schwachen, Respekt vor den Gesetzen; wir kennen keine Dogmen, Symbole, und Aberglaube ist uns verhaßt. — Ja, der Fanatismus, die Liebe zu unserer edlen Religion, hat uns groß gemacht!

Patriotismus.

Immer und immer wieder beginnen einige europäisch angehauchte junge Männer Patriotismus zu predigen. Niemals soll und darf in unserem Reiche der „Patriotismus" die Oberhand gewinnen. Die Liebe zum Glauben und zum Kalifen kommt an allererster Stelle, dann die Liebe zum Heimatland (hübb ül-wathan). Ist es bei den Katholiken in Europa nicht ebenso? Erst kommt die katholische Religion und der Papst, dann das Vaterland. — — Die Engländer suchen in den Ländern des Islams die Nationalitätsidee zu verbreiten, um mein Ansehen zu schwächen. Weit ist es schon in Ägypten gekommen! Die ägyptischen Patrioten besorgen, ohne daß sie es ahnen, die Geschäfte Englands, sie untergraben die Macht des Islams und das Ansehen unseres osmanischen Kalifats.

Fatalismus.

„Kismet-Kismet", welch ein Unglückswort! Welches Malheur hat dasselbe bei uns schon angerichtet! Nirgends ist der Fatalismus im Koran verkündet, und erst im Laufe des letzten Jahrhunderts haben Faulheit und Dummheit ihn allmählich zu dem unglückseligen Höhegrad von heute anwachsen lassen. Es ist ja sehr bequem unser „insch-Allah", um Schwachheit und Trägheit dahinter zu verbergen. Mohammed wollte Gottergebenheit, aber nicht in dem Sinne eines blöden Fatalismus. Groß ist die Güte Allahs, aber um die menschlichen Bedürfnisse jedes einzelnen auf dieser Welt kann er sich nicht bekümmern, dafür muß jeder selbst denken und arbeiten! „Wer da nicht säet, wird auch nicht ernten; wer nicht arbeitet, hat auch kein Brot zu essen —" das hat unglückseligerweise unser türkisches Volk nicht begreifen können. Anders der Syrer, anders der Araber, die lassen sich nicht so gehen! Die Christen haben das besser erfaßt. Die Bibel sagt auch: „Sorget nicht für den folgenden Tag, denn der Herrgott wird schon für euch sorgen, wie er auch für die Vögel unter dem Himmel und die Tiere auf Erden sorget." Dennoch sorgen die Christen und arbeiten. Sie kommen vorwärts — wir bleiben zurück!

Gegen die christliche Mission.

Weshalb gibt das Christentum alljährlich Millionen aus, um das Kreuz gegen den Halbmond zu predigen? Man hätte schon längst erkennen müssen, daß eine Mission der Christen in mohammedanischen Ländern nie und nimmer ernstlichen Erfolg haben kann. Gelingt es den christlichen Missionaren wirklich, hin und wieder einen Moslem für das Christentum zu gewinnen, so handelt es sich dabei im besten Falle um einen verkommenen Bettler, der eines Bakschischs wegen äußerlich Christ wird, oder um einen Geisteskranken. Muß dem Moslem nicht schon die Lehre von der Dreieinigkeit eine Beleidigung der Majestät Allahs

dünken? Sagt nicht unser Koran klar und deutlich, daß es eine Blasphemie ist, Allah den „Sohn“ Jesus Christus anzudichten? Wahrlich, Gott ist zu groß, zu unfaßbar erhaben! Nein, all' das muß einem gesund denkenden Menschen als Gotteslästerung erscheinen. Götzendienst ist der „Wunderglaube“ der Christen, nicht minder ihre Anbetung der von Menschenhand geformten Bildwerke der Heiligen. Überall auf dem Erdenrund, besonders in Afrika, macht der Islam schnelle Fortschritte. Warum? Weil Mohammeds Lehre eine Lehre der Vernunft und Menschlichkeit ist. Ja, der Koran ist ein klares Buch, eine Richtschnur und frohe Botschaft für alle Gläubigen.

Toleranz.

Wenn unserem Islam Intoleranz vorgeworfen wird, so zeugt das von völliger Unkenntnis der Verhältnisse. Wäre unsere Religion in den früheren Jahrhunderten nicht so tolerant gewesen, stände es heute um die Festigkeit unseres Reiches jedenfalls besser; wir hätten dann alle Andersgläubigen gezwungen, den Islam anzunehmen, und hätten jetzt nicht die Zersplitterung zu beklagen, welche infolge der in unseren Reichsgrenzen vorhandenen verschiedenen Religionen besteht. Auch heute noch kommen wir den anderen Religionsgemeinschaften viel zu sehr entgegen, räumen ihnen viel zu große Rechte ein. — Daß wir duldsam sind, zeigen auch die häufigen Mischehen bei uns. Haben nicht die höchsten Würdenträger des Reiches christliche Frauen geheiratet, ohne daß ihnen deshalb der geringste Vorwurf gemacht wird? Tewfik-Pascha (der frühere Minister und Großvezier, jetzt Botschafter in London) hat eine Schweizerin zur Frau, Rifaat (jetzt Botschafter in Paris) ist mit einer russischen Generalstochter verheiratet, und solcher Beispiele gibt es noch Dutzende. Auch unsere Offiziere, die nach dem Auslande abkommandiert waren, haben sich oftmals ihre Frauen von dort mitgebracht. Alle diese Damen sind aber des Lobes voll über die Aufnahme, welche sie in den Familien ihrer Männer gefunden haben — ganz abgesehen davon, daß sie an der Seite derselben ein volles Eheglück gefunden haben. — Nein, wahrlich von einer Intoleranz des Islams kann nicht gesprochen werden! Wenn hin und wieder das niedere Volk, durch die dünkelhafte Überhebung der Giaurs im Lande gereizt, sich hinreißen läßt, so ist das nicht zu verwundern, und findet sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern. Wie befehden sich doch in krasser Unduldsamkeit die Christen selbst untereinander, keine Konfession achtet die andere! Ich meine, die alljährlichen Vorkommnisse in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem beweisen zur Genüge, wo die Toleranz zu suchen ist. Fast regelmäßig kommt es dort bei den hohen Festen zu blutigen Schlägereien unter den Priestern der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse, sodaß meine Soldaten einschreiten müssen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Islamitische Propaganda.

Unser General-Konsul auf Java (Sadik) übertreibt anscheinend seine Propaganda für den Panislamismus; zum mindesten ist er ungeschickt, denn die holländische Regierung hat sich über ihn beschwert. Ich finde allerdings, daß etwas Agitatorisches oder Revolutionäres in seinem Verhalten nicht gefunden werden kann. Seine häufig aufgestellte Forderung, daß die Moslems auf Java weniger unterdrückt werden mögen, ist durchaus loyal, und, wenn er deren rechtliche Gleichstellung mit den Europäern verlangt, so hat er damit nur seine Pflicht getan. Ein großer Teil des dortigen Handels liegt in den Händen von Arabern, und da diese zur Steuer stärker herangezogen werden als die Europäer, so ist es nur recht und billig, wenn sie mindestens Gleichberechtigung mit ihnen verlangen. — Gegen die geplante Entsendung einer Abordnug arabischer Notabeln von Batavia an mich, ihren Kalifen, ist schließlich nichts einzuwenden. Es wird das gerade einen guten Eindruck in der ganzen Welt machen und den Giaurs wieder einmal vor Augen führen, wie stark das Band ist, welches alle Mohammedaner umspannt. Jedenfalls werden wir unseren Glaubensgenossen auf Java für ihre gerechten Forderungen nachdrückliche Unterstützung gewähren.

Das Kalifat und die Schiiten.

Die Solidarität der Moslems muß viel mehr gepflegt werden; es ist so sehr nötig, daß wir zusammenhalten — alle Mohammedaner der Welt — sowohl die im Herzen Afrikas, wie in China, in Indien und allüberall! Betrübend ist es, daß wir keinen engeren Zusammenschluß mit den Persern erreichen können. Hätten diese nicht auch große Ursache, sich fester an uns anzuschließen, damit sie nicht ein Spielball Rußlands und Englands werden? Said Djemaleddin (ein am Hofe von Yildiz beliebter Gelehrter) hat mir Mut gemacht und hofft, daß bei ernstem Willen von beiden Seiten das Schisma zwischen uns (den Sunniten) und den Schiiten beseitigt werden könne. Das wäre ein ideales Werk für den Islam! O, daß es uns gelingen möge! Auch der Persische Konsul (Hadji Mirza Hassan Chan in Stambul) hat seine Mitwirkung an diesem großen Werke zugesagt. Djemaleddin hat ebenfalls eine Reihe von persischen Würdenträgern und Schriftgelehrten dafür gewonnen. Selbst wenn es nicht zu einer völligen Vereinigung käme, wäre immerhin viel gewonnen, eine Annäherung zwischen den beiden Lagern des Islams herbeizuführen. Wir müßten zu jedem Opfer bereit sein, um diese große Idee der Verwirklichung näher zu bringen. — „Es wird ihnen nichts anderes geboten — so steht in der erhabenen 98. Sure — als Gott zu verehren und sich im rechten Glauben zu einer Religion zu bekennen, die Gebete treulichst zu verrichten und Almosen zu geben. Dieses ist die rechte Religion!"

Türkischer Pessimismus.

Was bei uns geschehen mag, es wird, besonders von den jungen Efendis, bekrittelt; alles wissen sie besser. Gerade unsere führenden Kreise, die Beamten und Offiziere, leiden an einem heillosen Pessimismus; alles sehen sie schwarz, verschließen sich dem Guten, was wir schaffen, und sehen nicht mit ihren dunkel umflorten Augen, daß wir trotz aller Misere, trotz aller Zwischenfälle, trotz aller Gegenanstrengungen der Mächte, vorwärts kommen. Diese Schwarzseher, welche auf alles schimpfen und alles bei uns schlecht machen, wirken hemmend und lähmend auf unser Vorwärtsschreiten, sind unser größtes Unglück. Wenn sie den Zustand unseres Staates richtig erkennen wollten, so müßten sie sich sagen, daß es besser ist, Optimist zu sein und mitzuhelfen, als sich solcher unfruchtbaren Nörgelei und verderblichen Passivität hinzugeben. Ich weiß es dank meiner guten Überwachungsorganisation ganz genau, wie, wo und wer bei uns schimpft. Die Jungen schimpfen auf die Alten, und die Alten auf die Jungen; keiner gönnt dem anderen seinen Platz und seinen Rang, von kindischer Eitelkeit und Eifersucht getrieben, spinnen sie untereinander die scheußlichsten Intrigen. Die Efendis à la franca aber sind die Schlimmsten. Unserem Volke liegt solcher Pessimismus, Gott sei Dank, fern, denn ein rechtschaffener Moslem ist immer Optimist.

Sklaverei.

(Der Antisklavereikongreß sendet dem Sultan eine Petition, um ihn zur Aufhebung der Sklaverei im Osmanenreiche zu veranlassen.) Der Sultan bemerkt dazu: „Es ist erstaunlich, wie man in Europa so ganz und gar unsere Zustände und Sitten verkennt; man denkt immer an den traurigen Zustand der amerikanischen Sklaven, wenn man von der sogenannten Sklaverei im Orient spricht. Wie kann man das patriarchalische, familiäre Verhältnis, welches bei uns zwischen Herrschaft und Gesinde besteht, überhaupt Sklaverei nennen? Nach den Geboten des Korans müssen wir unsere Bediensteten stets gut behandeln; wohl stehen dieselben in einem gewissen Hörigkeitsverhältnis, aber unsere Gesetze sind so streng, daß diese „Sklaven" gegen jeden Übergriff seitens der Herrschaft geschützt sind. Jedenfalls kann von der Existenz einer „Sklaverei" in unserem Reiche nicht die Rede sein. Eine „dscharijeh" (Magd) bei uns hat es zweifellos viel besser als ein Dienstmädchen in Europa. Daß diese Mädchen an das Haus gefesselt sind, liegt in unseren Gebräuchen und Gesetzen begründet — liegt auch im Interesse der Mädchen selbst. Man verdammt die Sklavenhändler. In Wirklichkeit ist es nur bedingungsweise ein „Handel". Denn diese Leute vermitteln Dienstpersonal für längere Zeit gegen Pauschalpreise; der Erlös fällt teils den Eltern, Verwandten oder der betreffenden Person selbst zu. Manches Waisenkind, welches auf der Straße verhungern müßte, das nicht weiß, wie es fortkommen soll, findet durch diese Leute gute Stellungen in den Familien, und

fast wie ein Kind des Hauses wird es dort gehalten. Wie häufig werden solche Sklaven späterhin große Efendis oder Sklavinnen werden „chanums" (Ehefrauen) von Paschas.

Kalenderreform.

Es wäre an der Zeit, bei uns den gregorianischen Kalender einzuführen. Ich glaube kaum, daß solches, wenn es richtig angefangen wird, undurchführbar ist, wie unser Schejch ül-Islam behauptet. Eine große Erregung würde es ja hervorrufen, aber wie bedeutend sind die Vorteile, die sich durch Annahme des gregorianischen Kalenders bieten! Findet nicht schon das Fest meiner Thronbesteigung nach moderner Zeitrechnung (am 31. August) statt, ohne daß dagegen von unseren Gläubigen ernstlich protestiert worden ist! Der Unterschied von 12 Tagen, welcher zwischen unserer Mondrechnung und dem Sonnenjahr besteht, bringt allmählich eine unangenehme Differenz, sodaß der Jahrestag einer Geburt, die im Sommer stattfand, schließlich mitten im Winter gefeiert wird. Es dürfte das Beste sein, die Kalenderfrage dem gründlichen Studium einer Kommission zu überweisen.

Arbeit.

Das Grundübel von allem ist, daß kein Osmanli arbeitet, um wirkliche Werte zu schaffen. Er ist es gewohnt, den Herrn zu spielen und andere sich mühen zu lassen. Er lebt und genießt! Der Schejch ül-Islam hat auf mein Geheiß erst wiederum verkündet, daß die Arbeit Allah wohlgefällig sei, daß Arbeit nicht schändet; auch in allen Schulen ist solches fortgesetzt zu lehren. Unsere jungen Leute glauben, daß sie nichts anderes werden können als Beamte oder Offiziere, vielleicht zur Not noch Ulemas. Warum wird kein Türke einmal ein weitsichtiger Kaufmann, ein Techniker oder ein tüchtiger Handwerker? Ich selbst ging mit gutem Beispiel voran und betreibe das Tischlerhandwerk! Wie schwer ist es nur, mit solchen Vorurteilen aufzuräumen — es ist beklagenswert, daß dem so ist!

Müßiggang.

Der Müßiggang ist den weitesten Schichten unseres Volkes so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man wohl mit Recht sagen kann: „Unser ganzes Unglück kommt aus dieser Quelle." Das süße Nichtstun wird als höchstes Glück betrachtet, sodaß jeder danach strebt, dieses vermeintlichen Glückes teilhaftig zu werden. Auch an mich trat in der Jugend die Verführung heran, mich dem Nichtstun hinzugeben. Aber als ich erkannte, was der Müßiggang verschuldet, als ich gesehen, wohin mein Bruder Murad damit gekommen — zum völligen Stumpfsinn und zur Unzurechnungsfähigkeit — habe ich mich von dem Joche des Müßiggangslasters freigemacht. Die Verständigen unseres Volkes, insbesondere die Lehrer und Priester sollten nachhaltig auf die heranwachsenden Generationen einwirken, auf

daß dieselben dem süßen, aber verderblichen Nichtstun entsagen, daß sie arbeiten für sich selbst sowie für ihre Glaubens- und Volksgenossen. Nur wenn es gelingt, diese Schlaffheit unseres Volkscharakters niederzukämpfen, aber auch wenn wir die Verweichlichung bannen, welche ein übertriebenes Haremsleben gebiert, vermag unser Osmanisches Reich wieder gesund zu werden.

Geistige Entwickelung und Reformen.

„Die geistige Stagnation“ in unserem Reiche hat ganz andere Motive, als man in Europa glaubt. Von einem wirklichen Stillstand in unserer Entwickelung kann ganz und gar nicht die Rede sein, wenn man bedenkt, was alles während meiner Regierungsperiode geschaffen worden ist. Es geht zwar alles etwas langsam, aber sicher; nur von innen heraus kann die Entwickelung bei uns erfolgen, freiwillig, und nicht unter einem Fortschrittszwange. Unser Staatswesen gleicht einem durch zu schnelles Wachstum geschwächten Körper, mit dem wir keine großen Sprünge machen können, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, dabei zu Fall zu kommen. Die sogenannten „Reformen“ sind sicherer Ruin für uns! Warum werden sie uns von den Mächten, unseren Erbfeinden, aufgezwungen? Weil sie wissen, daß die „Reformen“ Bazillen der Zerstörung in sich tragen, die uns den Untergang bringen. Alle Welt bedauert den angeblichen Tiefstand unserer Kultur, und scheinheilig verlangen die Völker Europas, die alle so viel vor der eigenen Tür zu kehren haben, daß zu unserer Hebung etwas geschehen müsse. Nun gut, ich gebe zu, daß die Fortschritte der Technik in Europa und Amerika bewundernswert sind, daß wir wohl um 100 Jahre gegen den Westen in unserer äußeren Entwickelung zurückblieben — aber, wenn man unparteiisch das Heute mit der Zeit vergleicht, in der ich den Thron bestieg, so kann man nur sagen, daß wir eine den Verhältnissen entsprechende normale, vielleicht sogar etwas zu schnelle Entwickelung durchgemacht haben.

Bildung der Osmanen.

Was die „große Unwissenheit“ unseres Volkes betrifft, so wird mir jeder Recht geben, welcher unsere Verhältnisse kennt, daß dasselbe es an Charakter und Sittlichkeit, nicht minder an gesundem Menschenverstande es mit den anderen Nationen der Welt aufnehmen kann. Wenn ein großer Prozentsatz unseres Volkes weder lesen noch schreiben kann, so ist solches nicht verwunderlich. Der Bildungstrieb bei unseren Volksgenossen ist zwar ebenso groß wie anderswo, sie möchten gern die Kunst des Lesens und Schreibens erlernen, haben aber keine Gelegenheit dazu oder lassen sich durch die Schwierigkeiten abhalten; denn schwer ist es, in die Geheimnisse unserer Schrift einzudringen. Vielleicht sollte man es unserm Volke durch Einführung der lateinischen Buchstaben erleichtern! Die Schwierigkeiten sind allerdings bei einigen Lauten unserer Sprache sehr große, dennoch

würde sich wohl ein Ausweg finden lassen. — Gegen Bildung kann kein vernünftiger Mensch etwas haben. Auch ich will das Neue meinen Glaubensgenossen zuführen, soweit es heilsam ist, und sobald es mein Volk verdauen kann. Das Neue jedoch, welches seinen Charakter verdirbt, werde ich bekämpfen bis zum letzten Atemzuge.

Reformbewegung.

Wenn wir unserem Reiche „Reformen" bringen wollen, so dürfen wir nur den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen! Wir müssen den wirklichen Kulturzustand unserer Völker, nicht aber das Bildungsniveau einzelner führender Geister in Betracht ziehen, wir müssen auch mit unseren Ulemas rechnen, welche alles, was vom Abendlande kommt, mit Mißtrauen betrachten — nur zu oft schütten sie das Kind mit dem Bade aus. Ich glaube, daß die Langsamkeit, mit welcher ich, Schritt für Schritt tastend, der Reformbewegung begegne, durchaus berechtigt ist — erst unsere spätere Generation dürfte imstande sein, einer neuen Zivilisation Herr zu werden, welche das Gute des Okzidents mit der Kultur des Orients richtig verbindet und auch verschmelzt. Es ist eine Überhebung der Völker Europas, wenn diese glauben, im Besitz einer alleinseligmachenden Kultur zu sein — unsere islamitisch-osmanische ist ebenso existenzberechtigt, wie die christlich-abendländische. Zahlreiche Gelehrte haben dies anerkannt. Allerdings der Weg unserer Entwickelung ist ein anderer, wie jener der westlichen Nationen. Wir vermögen uns nur durch eine naturgemäße Entwickelung von innen heraus vorwärts zu bringen und dürfen uns die fremden Einflüsse nur insoweit dienstbar machen, als sie uns nützlich sind. Es ist ein purer Unsinn, daß wir allen Neuerungen des Abendlandes feindlich gegenüberstehen. Nein, auch wir wollen vorwärts, — aber die Eile ist vom Teufel, die Ruhe und Bedächtigkeit von Allah!

Völkerrecht — Roter Halbmond.

Was bedeuten die Vorschriften des „heiligen" Völkerrechts? Wenn man unsere Geschichte betrachtet, dann muß man sagen: Sie sind eine Ironie! Einzelne gewiß recht kluge Köpfe haben das Völkerrecht ausgearbeitet, aber die geschichtliche Entwickelung der Völker lacht demselben Hohn; für sie gibt es nur das eiserne Naturgesetz. Der Kräftigere ist der Feind des Schwächeren. Weil wir schwächlich geworden sind, werden wir von Europa fortgesetzt ungestraft vergewaltigt. Wenn man zurückschaut, so muß man bekennen, daß uns unser status quo von den Mächten oft genug durch heilige Verträge garantiert worden ist; aber trotzdem, trotz aller dieser heiligen Versicherungen und Verträge haben sie uns, das Völkerrecht mit Füßen tretend, eine Provinz nach der anderen fortgenommen. Auch mit unserem Roten Halb-

mond ist es nicht viel anders. Der Rote Halbmond hat sich der Genfer Konvention angeschlossen, im Ernstfalle aber, so fürchte ich, wird er von den Christen nicht respektiert werden. Die Aufwendungen, die wir für ihn machen, sind allerdings ziemlich bedeutend, aber es fehlt uns die Hilfe der Frauen, die in anderen Ländern wertvolle Bundesgenossen gegen die Schrecken des Krieges sind. Bei uns macht das Gesetz der Abgeschlossenheit der Frau ihren Hilfsdienst im Felde und im Lazarett unmöglich.

Schulwesen.

Eine große Gefahr für unseren Staat bilden die Privatschulen. Wir haben in unverzeihlicher Schlaffheit allen möglichen Nationalitäten gestattet, zu jeder Zeit und überall Schulen zu errichten; welche Gefahr darin liegt, hat sich häufig gezeigt. Wie oft ist es erwiesen, daß diese Schulen — als Dank für unsere Toleranz — Haß gegen unsere Religion und Haß gegen unseren Staat gelehrt haben. Dieses laissez faire unseres Unterrichtsministers ist unverzeihlich. Immer fehlt ihm der Mut zum Handeln — ich selbst kann doch nicht alles machen!

Richtig ist es, daß es manchmal schwer ist, dem Treiben der Lehrer dieser Privatschulen beizukommen; immer stecken sie sich hinter die Konsuln und Gesandten, die ihnen nur zu gern Schutz gewähren, um sich wichtig tun zu können. Der Rüchdies (Volksschulen) haben wir leider nach wie vor zu wenig, wenn sich auch ihre Zahl im Laufe der Jahre meiner Regierung verzehnfacht hat. Nicht genug können wir Volksschulen im Lande haben, um die Allgemeinbildung zu heben. Daß unsere Lyceen erstklassig sind, wird von allen Seiten zugegeben, doch weitere Gymnasien wollen wir nicht bauen, dafür lieber Realschulen. Beamte und Offiziere haben wir genug im Reiche — eine gesunde Realbildung soll Schüler heranziehen, welche uns später auch Ingenieure, Baumeister usw. sein können. — Schwierig ist es, unsere alten Hochschulen neuzeitlich umzugestalten; unsere Ulemas sollten nicht zu stark im Konservatismus verharren. Warum übt El-Azhar (Universität in Kairo) noch immer solch einen Zauber auf unsere Theologiestudenten aus? Nur, weil sie sich den fortschrittlichen Fragen anzupassen versteht. So lange wir hier nicht wirklich bedeutende Kräfte haben, die unserer großen Lehre Ehre machen, solange wird Stambuls Universität immer hinter der Kairenser zurückstehen.

Ausbildung junger Türken im Auslande.

Anstatt unsere jungen Leute auf „lange Jahre" nach Europa zu schicken, könnte für das schwere Geld, das dieses kostet, wahrlich Ersprießlicheres geleistet werden, wenn wir Schüler aus allen Schichten unseres Volkes, nicht nur Paschakinder, hinausschickten nach Frankreich oder Deutschland, damit sie dort etwas

lernen und ihren Horizont erweitern. Sie sollten nur „kurze" Zeit dort bleiben und nur einen Blick in die Kultur des Abendlandes tun, um zu sehen, was dort Gutes zu lernen ist, und das Gute mit nach Hause bringen. Bei einem kurzen Aufenthalt wäre die Gefahr der Ansteckung mit dem europäischen Zivilisationsgifte weniger groß. Ich glaube, es geschieht jetzt zuviel des Guten in bezug auf die europäische Ausbildung unserer jungen Leute. Wir haben allein in Deutschland 15 Ärzte, ca. 2 Dutzend Offiziere, ferner so und so viele Studenten des Ackerbaues, der Hüttenkunde und was weiß ich noch mehr. Nach Frankreich entsandten wir ebenfalls allerlei Studenten. Ich muß den Eifer meiner Minister in dieser Beziehung zügeln! Auch ist bei dem großen monatlichen Zuschuß, den diese lernbegierigen Jünglinge vom Staate erhalten, die Belastung unserer Kasse eine zu bedeutende.

Landwirtschaftlicher Unterricht.

Der Ackerbau, diese Urquelle jedes menschlichen Wohlbefindens, steht im Osmanischen Reiche an erster Stelle, denn alles andere lebt von ihm. Unsere Hauptsorge soll deshalb sein, die Erzeugniskraft des Bodens — und was für fruchtbare Landstriche nennen wir unser eigen — nach Kräften zu entwickeln. Unsere Landwirte sollen sich die Resultate der modernen Ackerbaukunst bestens zunutze machen, damit sie auf der Höhe sind. Zum Studium der gegen die Phyllorera zu ergreifenden Maßnahmen sollen einige junge Leute nach Frankreich geschickt werden, ebenso sind verschiedene Jünglinge zum Studium der Viehzucht nach Deutschland zu entsenden. Zurückgekehrt, sollen sie dann unsere Landleute unterrichten. Die Ackerbauschule des Wilajet Saloniki (die erste der Türkei, von Vitalis Efendi gegründet) hat, wie ich höre, Versuchsfelder eingerichtet, an denen die Schüler viel lernen können. Es hat lange gedauert, bis auf mein Drängen nun endlich (1890) die Ackerbauschule in Chalkali ($1^1/_2$ Stunden von Konstantinopel entfernt) errichtet worden ist. Allen Schülern soll der Unterricht dort unentgeltlich erteilt werden, auch Versuchsfelder, gute Laboratorien usw. müssen zur Verfügung stehen. Es soll nichts gespart werden, damit etwas geleistet werde. — Hoffentlich vermag dieses Institut einen Stamm von Schülern heranzubilden, die später in ihren Ämtern, in unseren Gestüten, in der Verwaltung meiner Zivilliste usw. gute Dienste leisten können. Unserem Seidenbau im Wilajet von Brussa hat nach dem letzten Bericht die dortige Seidenbaustation größten Nutzen gebracht, auch die Obstbauschule in Brussa hat sich sehr bewährt. Es sollten in jeder Provinz Acker- und Obstbauschulen gegründet werden; von Rechts wegen müßte die Dette Publique diese Anstalten einrichten, da sie den größten Nutzen davon hat. Es ist wahr, daß unsere Bauern langsam und schwerfällig sind; es wird noch lange dauern, bis sie die Lehren unserer landwirtschaftlichen Anstalten in die Praxis umsetzen, aber vorwärts kommen sie trotz alledem!

Die Frauen.

Von der Stellung, welche die Frauen bei uns einnehmen, insbesondere von unserer „Vielweiberei“ haben die Europäer ganz falsche Vorstellungen. Über die Polygamie hat man in Europa selbst, wie auch in Amerika, verschiedene Ansichten. Die zahllosen Ehescheidungen und Skandale dort beweisen, daß viele Männer der Polygamie zuneigen. Auch soll es ja die Sekte der Mormonen geben. — Hat unser erhabener Prophet nicht gesagt: „Ehret die Frau, die Euch geboren hat“, und „Allah hat uns Liebe und Zärtlichkeit gegenüber den Frauen zur Pflicht gemacht“ — das spricht gewiß nicht für den angeblichen Tiefstand, für eine untergeordnete Stellung unserer Frauen! Wohl bestimmt der Koran, daß die Frau dem Manne untertan sei, aber dasselbe tut auch die Bibel. Ebenso wie die Frau in Europa, hat auch die mohammedanische einen je nach ihrer Begabung größeren oder kleineren Einfluß auf ihren Kreis, vor allen Dingen auf ihre Familienmitglieder, dann auf ihre Freundinnen usw. Wenn die Frau — glücklicherweise kann man wohl sagen — bei uns daran gehindert wird, sich in das öffentliche Leben zu mischen und sie hier alles den Männern überläßt, so ist sie doch unumschränkte Herrscherin in ihrem Hause. Die Mutter nimmt bei uns im Herzen ihrer Kinder stets den allerersten Platz ein. Ihre Söhne aber stehen im öffentlichen Leben, und da glaubt man im Abendlande, daß sie jedes Einflusses entbehre?! Gewichtige Stimmen großer Männer auf der ganzen Welt werden häufig laut und bezweifeln, daß es für die Nation ein Glück sei, wenn die Frauen zu viel Freiheit haben, wenn sie die Straßen und Salons beherrschen, während die Herren der Schöpfung zu ihren gehorsamen Dienern werden — besonders in Amerika soll es der Fall sein. Wenn ich beim Selamlik die strengen, herrschsüchtigen Gesichter der zuschauenden Damen beobachte, so fällt der Vergleich leicht zugunsten der unsrigen aus. Warum schelten die Okzidentalen über unsere Frauen? Hat wohl die europäische Frau dieselbe Sittlichkeit wie die unsrige, ist die Frau des Orients treuer, hingebender und schöner, oder ist es die europäische? Bei uns gehört die Frau ins Haus, gehört einem Manne allein, in Europa hat sie viel zu viel Freiheit, um noch weiblich zu bleiben. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was über die Frauenwelt des Abendlandes in den Zeitungen und Büchern zu lesen steht, so kann man wahrlich den Mann dort bedauern.

Das Gift der europäischen Zivilisation.

Wehe über diese neuen Ideen, welche zu uns aus dem Westen kommen! Sie sind eine große Gefahr für unser Land! Wenn ich sehe, wie glücklich sie sind, diese gläubigen Moslems, glückliche Kinder auf dieser Erdenwelt, dann kann ich mich nur mit aller Kraft dem neuen Geist, den uns Europa bringt, entgegenstemmen. Dieser europäische Geist vergiftet Seele und Gemüt unserer Gläubi-

gen. Bedauern muß man unsere Jungmannschaft, welche das Fieber der Zivilisation erfaßt hat und die in den fragwürdigen Gütern derselben ihr Heil sehen. Nur Skeptiker und Pessimisten vermögen diese Jungen mit ihren neuen Ansichten aus ihren Volks- und Religionsgenossen zu machen. Wahrlich der Islam ist dem Fortschritt nicht feindlich — aber von außen läßt sich keine Neuerung, so sie Wert haben soll, einpflanzen; es muß alles von innen heraus kommen.

Der Osmane und der Deutsche.

Wir „Türken" werden bisweilen die „Deutschen des Orients" genannt — im Gegensatz zu den „Franzosen der Levante", den lebhaften Griechen. Es ist wohl zutreffend, daß wir mit den Deutschen viele Charaktereigenschaften gemeinsam haben, und ist das ein Hauptgrund, weshalb wir uns zu ihnen immer wieder hingezogen fühlen. Ruhiges, zurückhaltendes Wesen, Langmut und Geduld sind beiden Völkern zu eigen, beide sind etwas schwerfällig; es dauert lange, bis wir warm werden, wir lassen uns mit Geduld lange „tortüren", dann schlagen wir aber umso kräftiger drein. So war es beispielsweise im letzten Kriege gegen Griechenland. Mut und Ehrlichkeit, Ritterlichkeit und Gastfreundschaft sind sowohl bei uns, wie in Deutschland zu Hause. Auch die Geschichte beider Völker weist so manches Gemeinsame auf. Die alten Kaiser der Deutschen wollten ihre Macht über die Alpen tragen und ersehnten ein Römisches Reich — meine Ahnen wollten ein Weltreich gründen, das von Indien bis nach Wien hinaufreichen sollte. Die Deutschen sowohl wie die Osmanen verzettelten dabei ihre Kräfte.

Osmanische Kunst und Literatur.

Wir Osmanen sollten uns bewußt werden, daß wir eine große alte Kultur besitzen, wir sollten weniger nach dem Westen schielen. Es ist nicht wahr, daß es uns an Originalität, wie in der Kunst, so in der Literatur, mangelt. Wir haben die Perser vielfach imitiert, aber trotzdem haben wir unseren eigenen Geist bewahrt. Die schönen Bauwerke unserer Architekten beweisen es; auch über 2000 Dichter und Dichterinnen zählt unsere Literatur. Wie reif und schön sind die Verse unserer großen Poeten wie Fasli, Lamii, Baki, dann der neueren — Galib, Pertew — bis zu Abdul Hakk-Hamid und Kemal, wenn ich auch letzteren nicht immer anerkennen kann. — Auf dem naiven Alten müssen wir fortbauen und das Neue damit kunstvoll verschmelzen; unsere Kunstgewerbeschule, auch meine Teppichfabrik in Hereke soll sich hüten, fremde Formen in mißverstandener Weise nachzuahmen. Unsere Dichter sind ebenso auf falscher Fährte, wenn sie die französischen Werke als Vorbild nehmen. Nur aus dem Volke heraus, nur auf nationaler Basis müssen wir unsere Kunst und unsere Literatur aufbauen.

Schluß folgt.

Professor G. A. Leinhaas,

Bibliothekar im Ehrenamt weiland I. M. der Kaiserin Friedrich:

Kaiserin Friedrich im Lichte der Wahrheit.

Eine Entgegnung auf die „sensationellen" Enthüllungen in Gustav Freytag's Briefen an seine Gattin.

Hochgeehrte Redaktion!

Würde es mir vielleicht gestattet sein, in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu den „sensationellen" Enthüllungen in dem soeben erschienenen Buche „Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin", über gewisse Vorgänge am Hofe des Kaiserpaares Friedrich das Wort zu ergreifen, um die vielen darin enthaltenen Irrtümer und Schmähungen etwas unter die Lupe zu nehmen und dafür die Wahrheit an das Licht zu bringen.

Als die Kaiserin Friedrich im Jahre 1893 ihre Residenz dauernd in dem von ihr neuerbauten Schlosse Friedrichshof aufschlug, wurde ich gebeten, ihr bei der Neuordnung ihrer Kunstsammlungen und Bibliothek behilflich zu sein, aus welchem Auftrag dann bald eine ehrenamtliche Vertrauensstellung wurde, welche mich bis zum Tode der Kaiserin fast täglich in das Schloß Friedrichshof führte, wo ich dann regelmäßig längere oder kürzere Zeit, wie es die vorliegenden Arbeiten mit sich brachten, mit der hohen Frau zusammenarbeitete. — Ich hatte schon ältere Beziehungen zum Kaiserpaare Friedrich, zunächst in meiner früheren Stellung im Direktorium des Königl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin, welches ja eine Schöpfung des damaligen Kronprinzenpaares war. Auch hatte mir Kaiser Friedrich im Jahre 1883 gestattet, seine Reise nach Spanien von Genua aus in seiner Gefolgschaft mitzumachen.

Bei meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof nun ergab sich fast täglich auch die Veranlassung und Gelegenheit, die vorkommenden Tagesereignisse zu besprechen. Und da ich kein angestellter Beamter war, sondern vollkommen unabhängig nach jeder Richtung hin, so hat die Kaiserin Friedrich mir gegenüber auch wohl Gegenstände im Gespräch berührt, welche außerhalb meiner eigentlichen Tätigkeit im Schlosse lagen. Das Vertrauen, welches die Kaiserin Friedrich mir schenkte und welches sie mir unter anderem auch dadurch bewies, daß sie mir ihr Testament diktierte, war begründet, denn bis heutigen Tages habe ich geschwiegen, wenn ich auch Beweise dafür hatte, daß die meisten bitteren Anklagen und Schmähungen, sowie die leidenschaftliche Voreingenommenheit gegen die Mutter unseres Kaisers aus maßlosen Übertreibungen übelgesinnter Kreise entstanden waren. Denn im Laufe dieser vielen Jahre habe ich bei fast täglichem

Zusammenarbeiten das wahre Wesen dieser Kaiserin wohl studieren können, welches so wesentlich verschieden ist von der landläufigen Beurteilung. Man könnte einwenden, wessen Brot ich aß, dessen Lied ich singe. Davon ist aber bei mir nicht die Rede, da ich niemals auch nur den allergeringsten Gewinn aus meinem Ehrenamt bezogen habe und auch nie einen Dank dafür in irgend einer Form erbat, sondern ich zog mich nach dem Heimgang der Kaiserin Friedrich still zurück, ohne irgend etwas zu ambitionieren. Es gibt aber Fälle, wo Schweigen eine Schande wäre, und ein solcher Fall liegt hier vor.

Dieser Tage gelangte ein Buch in meine Hände, betitelt: „Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin". Über die 600 Seiten beanspruchenden Liebesbriefe des 70jährigen Freytag will ich hinweggehen und nur die ganz absonderliche Gesinnung Gustav Freytags gegen fast alle deutsche Fürsten und Fürstinnen, deren er in seinen Briefen Erwähnung tut, an den Pranger stellen. Ein Sozialdemokrat hätte nicht geringschätziger und wegwerfender schreiben können. — Die wiederholten Schmähungen gegen die Kaiserin Friedrich aber, welche sich wie ein roter Faden durch alle Briefe der Jahre 1887 und 1888 hindurchziehen, überschreiten jedes Maß. Man kann sehr wohl ein bedeutender, auch berühmter Dichter und Journalist sein und trotzdem bedenkliche Vorurteile haben. Fürstlichkeiten betrachten es wohl als eine Ehrenpflicht, Männern und Frauen, welche durch ihre Werke, sei es welcher Art, Anspruch auf allgemeine Anerkennung haben, Gunst- und Ehrenbezeugungen zuteil werden zu lassen, welche sich in Einladungen zu Hofe, in Ordens- und Titelverleihungen, auch wohl in gelegentlichen Handschreiben bei Jubiläen und dergl. kundgeben. Auch kommt es häufig vor, daß Fürstlichkeiten sich gern mit geistreichen Leuten unterhalten oder die sachverständige Meinung eines Fachmannes in einer wichtigen Angelegenheit hören wollen. Und es ist ja auch Tatsache, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm dem Schriftsteller Gustav Freytag Einsicht in seine Tagebücher gestattet hat. Und so entstand nach und nach ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und Gustav Freytag. Wenn nun ein solcher Mann, der von dem Kronprinzenpaaare geehrt und mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde, die dem Schriftsteller Gustav Freytag bei seinen Landsleuten und auch im Auslande ganz erheblich zur Folie seines Ruhmes dienten, sich dem Kronprinzenpaare gegenüber als einen diesem in Freundschaft ergebenen Mann hinstellt, während er sich Dritten gegenüber fortgesetzt voller Haß und Verachtung äußert, so mag die Welt urteilen, was man davon zu halten hat. —

Man sollte meinen, es sei der Beruf des gottbegnadeten Dichters, uns unsere volkstümlichen Helden und Idealgestalten in verklärtem Lichte vorzuführen, wie es mit der Königin Luise geschah. Auch Kaiser Friedrich hatte als Liebling des deutschen Volkes, als siegreicher Heerführer, als hochgebildeter kunstsinniger Fürst, und nachdem er noch die Märtyrerpalme errungen, wohl ein Anrecht auf eine

Huldigung durch unsere Geistesheroen, zu denen Gustav Freytag ganz gewiß auch gerechnet wird. Wir Deutsche, vielfach Idealisten und Schwärmer, brauchen solche Idealgestalten schon auf Erden und lassen uns gern durch sie begeistern. Und was finden wir in den Briefen von Gustav Freytag? Ein Zerrbild unseres „Fritz", hingestellt als Pantoffelheld, Schwächling, nicht einmal eines eigenen Urteils fähig. Auf Seite 161 der Briefe Gustav Freytag's lesen wir: „Kaiser Friedrich hatte auch einen kleinen altfränkischen Kirchenglauben, ja er war von romantischer Gefühlsanlage und hätte unter der Herrschaft einer Glaubensseligen ganz in religiöse Schwärmerei fallen können. Diese Weichheit nahm der ungläubigen Victoria oft den Rest der Geduld und zog ihm schlechte Behandlung zu."

Und auf Seite 184, wo von des früheren Hofmarschalls Normann Tod die Rede ist, heißt es: „Am größten war der Verlust für den armen Kaiser Friedrich, den diesem die Kronprinzeß um eines Dritten willen vor 4 Jahren zufügte. Denn mit ihm schied der Vertraute und Ratgeber von dem armen Herrn, der seitdem haltlos verkümmerte." —

Ich will nun aber dazu übergehen, einige der haßerfüllten Bemerkungen Gustav Freytag's über die Kaiserin Friedrich etwas tiefer zu hängen. Hier hatte er leichtes Spiel, denn eine Menge von Leuten hatte seit langer Zeit gegen die „Engländerin" Partei ergriffen.

Ich will Gustav Freytag selbst reden lassen, damit sich jeder Leser ein eigenes Urteil von diesem „Patrioten" und „geistigen Führer" des deutschen Volkes bilden kann, und will dann einige Erläuterungen hinzufügen, wie sich die von ihm erwähnten Tatsachen, die er nicht mehr direkt vom Hofe, sondern auf dem Umwege über Stosch und Normann u. A. erhielt, in Wirklichkeit zugetragen haben.

Die Triebfeder zu seinen abschätzigen Äußerungen, besonders gegen die Kaiserin Friedrich, ist wohl zunächst in gekränkter Eitelkeit des Dichters zu suchen. Er fühlte, daß ihn die Kaiserin Friedrich mit ihrem scharfen Blick durchschaut hatte, und er fühlte sich daher nicht mehr ganz wohl in deren Nähe. Besonders schien ihn zu kränken, daß die Kaiserin Friedrich sich nicht mehr direkt an ihn wendete, sondern ihm durch ihren Oberhofmeister schreiben ließ. Darum wollte Gustav Freytag auch nicht, daß die Kaiserin-Witwe nach Wiesbaden, seinem Wohnort käme, weil er fürchten mußte, von dieser hohen Frau nicht mehr die Beachtung zu finden wie früher. Aber hören wir Gustav Freytag selbst: „Mir war eingefallen, ob es schicklich wäre, wenn ich Frau Victoria einen Kondolenzbrief schriebe. Es geschähe sehr ungern, denn ich bin äußerst unzufrieden mit ihr. Nötig ist es vollends nicht. Was ich über den Verstorbenen etwa zu sagen habe, bin ich dem Publikum eher schuldig als der Witwe, und sie selbst hat mir zuletzt nur durch Seckendorff geschrieben. Zuletzt habe ich für das bequemere Schweigen noch einen egoistischen Grund. Bändle ich wieder mit der obligaten

Versicherung von Anhänglichkeit usw. an, so wäre es nicht unmöglich, daß sie in ihrer jetzigen Vereinsamung und Verbitterung sich daran erinnerte, daß ich in besseren Tagen zuweilen ein Vertrauter war, und daß die Folge irgend eine unbequeme Anforderung wäre, wohl gar eine Entrevue auf dem Wege nach der Schweiz in Wiesbaden. Ich werde also wohl dem Rat meiner Trägheit folgen und die Stilübung nicht verfertigen."

So also sieht es mit der Gesinnung dieses guten Freundes des Kaiserpaares Friedrich aus, aber es kommt noch besser:

Seite 164 der Briefe G. Freytag's heißt es: „Unter den Gratulationstelegrammen war auch eines von Friedrichskron von Witwe Victoria. Sehr bedenklich und unwillkommen. Denn es bedeutet, daß die Kaiserin wieder anbändeln will, daß sie also zunächst in Deutschland bleibt und nach Wiesbaden gehen will. Meinen letzten Brief an Kaiser Friedrich hat sie offenbar unterschlagen."

Da faßt sich doch wohl jeder unwillkürlich an den Kopf und legt sich die Frage vor, ja ist denn das derselbe Mann, der uns dereinst so bedeutsame Werke beschieden hat? Wenn man nicht annehmen will, daß dieser 70jährige Dichter- und Jubelgreis durch seinen chronischen Liebesrausch allmählich an seinem Verstande gelitten hat, dann gibt es nur noch eine Erklärung. Um sich die Gunst seiner angebeteten „Ilse" zu erhalten, stellte er sich ihr gegenüber als einen Mann hin, der die Großen dieser Erde ganz nach Belieben in Ungnade fallen zu lassen vermochte. Eine Kaiserin Friedrich, die Königliche Prinzessin von England, hat nur den einen Wunsch, mit dem 70jährigen Schriftsteller Gustav Freytag anzubändeln, „dem Phrasenmacher und langweiligen Schwätzer", wie man auf Seite 71 seiner Briefe als Selbstkritik lesen kann. Wie ahnungslos dieser Mann war, geht daraus hervor, daß er von einer Vereinsamung der Kaiserin Friedrich spricht. Man muß nur den regen Verkehr erlebt haben, den die hohe Frau mit den zahlreichen Verwandten und zahllosen hochstehenden Leuten unterhielt. Wie oft war das geräumige Schloß bis zum Dachgeschoß voll besetzt mit Gästen. Auch alte, dem Kaiserlichen Hofe nahestehende Bekannte, geistliche Würdenträger, Diplomaten, Gelehrte, Künstler waren Logiergäste im Schlosse. Fast täglich trafen fürstliche und andere Gäste ein. Und das soll Vereinsamung sein! Man sieht hieraus wieder ganz deutlich, daß G. Freytag über die Vorgänge am Hofe der Kaiserin Friedrich in keiner Weise mehr orientiert war, sondern nur ihm zugetragenen Klatsch kolportierte. —

Sogar die Verleihung eines hohen Ordens, den wahrscheinlich die Kaiserin Friedrich, einen Tag vor dem Tode Kaiser Friedrichs, als noch ein gutes Verhältnis mit dem Dichter bestand, für diesen befürwortet hatte, dient dem selbstgefälligen Mann zu einer abfälligen Bemerkung über die Kaiserin: „Ich fürchte sehr, die Witwe hat ihre Hand auch hierbei auf bedenkliche Weise im Spiel."

Dann heißt es weiter auf Seite 172, daß ihn die Kaiserin Friedrich durch die Baronin Stockmar beauftragen ließ, er (Gustav Freytag) solle seine Erinnerungen an den teueren verstorbenen Kaiser, sein persönliches Verhältnis zu ihm und was er von ihm hielt und dachte, freundlich niederschreiben und der armen Witwe senden. —

„Grade so hat ihre Mutter, K. v. England, als Prinz Albert zu Tode gehetzt war, Kultus mit seinem Andenken getrieben und ihn literarisch zu verklären gesucht, ein Buch nach dem andern über ihn herausgegeben usw. Die Tochter hat noch besondere Gründe, diese Huldigung für den Toten in ihrer Hand zu behalten. Das Ansinnen ist sehr lästig, störend, widerwärtig. Ich kann dasselbe nicht zweimal und nicht ganz im Sinne der Witwe machen, werde mir also zu helfen suchen und Einiges davon in Gestalt eines Kondolenzbriefes an die Kaiserin schicken. Dieser Brief wird aber wieder die Folge haben, daß er dazu beiträgt, sie im Winter nach Wiesbaden zu ziehen. Und das wäre wieder sehr lästig. Nur sich von unseren Herren persönlich fern halten. Lange ist es mit diesen Herrschaften . . . ."

Man sieht aus diesem Briefe, daß es der Kaiserin Friedrich wohl darauf ankam, die Erinnerungen der früheren guten Bekannten Kaiser Friedrichs, zu denen ohne Zweifel auch Gustav Freytag gehörte, zu sammeln, daß sie aber nicht persönlich mit ihm zu tun haben wollte. Daher ließ sie ihm den Auftrag durch die Baronin Stockmar, also auf Umwegen, zugehen.

In allen vorstehend mitgeteilten Stellen aus Gustav Freytag's Briefen spürt man ordentlich seine Angst, die Kaiserin Friedrich könnte einen Winter in Wiesbaden, seinem Wohnort, zubringen und ihn, den gefeierten Dichter, vielleicht als quantité négligeable behandeln. Auch auf Seite 181 kommt seine Furcht zum Ausdruck: „Jetzt liegt mir der Brief an die Kaiserin noch in den Gliedern. Ich möchte nicht, daß sie nach Wiesbaden käme usw." In dieser Weise äußert sich der ehemalige „Vertraute" und „Freund" des Kaiserpaares Friedrich! Klingt es da nicht wie der reine Hohn, wenn es am Schluß der Einführung bezw. Einleitung der Briefe Gustav Freytag's heißt:

„In drei Jahren feiert Gustav Freytag, ein höchst Lebendiger, seinen hundertsten Geburtstag. Man wird ihm Denkmäler setzen und wahrscheinlich sein Gedächtnis, seine Gestalt mit den pomphaften Huldigungen umgeben, die er selbst von sich fern zu halten wußte. Wenn wir ihn recht verstehen, wird das deutsche Bürgertum vor allem in eine Prüfung eingehen müssen, ob es sich vor den klaren, blauen Augen seines besten Vorkämpfers rechtfertigen und behaupten kann."

Wer die Kaiserin Friedrich richtig beurteilen will, muß fest im Auge behalten, daß sie eine Engländerin war, wenn auch nicht durch Abstammung, so doch durch ihre ganze Erziehung und alle Eindrücke, welche sie von der Wiege an empfing. Ein Engländer und eine Engländerin aber geben ihre Nationalität nie auf und

bewahren sich ihre englische Gesinnung bis in das höchste Alter, ihr Nationalstolz erlaubt es ihnen nicht anders. Aber gerade die Deutschen sind darin vielfach anders veranlagt und entpuppen sich öfter in allen erdenklichen Arten von Nationalitäten. Unrecht wäre es, von einer englischen Prinzessin etwas anderes zu verlangen, als was wir von unseren deutschen Prinzessinnen als selbstverständlich voraussetzen, daß sie auf einem ausländischen Thron unbedingt deutsch gesinnt bleiben. Und nehmen wir einmal an, die jetzige Kaiserin von Rußland, eine geborene hessische Prinzessin, hätte auch in ihrer neuen Heimat und am russischen Hofe deutsches Wesen, deutsche Sitten und die deutsche Sprache völlig beibehalten, dann würde man das in Deutschland ganz in Ordnung finden und sie höchlichst dafür loben und preisen. Und warum denn also bei uns so fremdenfeindlich gegen eine englische Prinzessin? Es haben doch wahrlich genug deutsche Prinzessinnen auf fremdem Thron gesessen und sitzen sogar heute noch, wie auch schon öfter englische Prinzessinnen auf einem deutschen! Die Kaiserin Friedrich war nun einmal eine Engländerin und blieb es bis zu ihrem Tode. Ich muß aber ausdrücklich betonen, daß sie auch ihr neues Vaterland von ganzem Herzen liebte und fortwährend bestrebt war, für dasselbe zu wirken. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Kaiserin Friedrich oft den Eindruck in Deutschland erweckte, England ihrer neuen Heimat vorzuziehen. Näherstehende wußten, daß das eine irrtümliche Meinung war. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Erklärung dadurch, — und ich lege großen Wert darauf, das hier nachdrücklichst auszusprechen — daß die Kaiserin im Gespräch stets auf der Seite der abwesenden Personen oder Parteien war. In Deutschland konnte sie nicht genug England loben und in England pries sie wiederum alles Deutsche in allen Tonarten und als vorbildlich in jeder Beziehung. Das große, ihr innewohnende Gerechtigkeitsgefühl, gepaart mit Widerspruchsgeist, waren die Triebfedern zu dieser Eigenart, Abwesenden oft in übertriebener Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zu verteidigen; es verriet aber auch zugleich eine seltene Vornehmheit des Herzens und der Gesinnung.

Die Kaiserin Friedrich, als ältestes Kind der Königin Victoria, war nicht eine englische Prinzessin schlechthin, sondern sie führte den Titel einer „Prinzeß Royal", sie war die „Königliche Prinzessin", mit besonderen Vorrechten ausgestattet, und sie fühlte sich dadurch als die erste Prinzessin eines mächtigen Weltreiches mit sehr alter Kultur, und dieses stolze Gefühl hat sie nie verlassen. Zur Zeit, als die Prinzeß Royal von England nun den preußischen Thronerben heiratete, war England noch auf manchen Gebieten weiter vorgeschritten als Preußen, z. B. in der öffentlichen Gesundheitspflege und Volkswohlfahrt, in der Frauenfrage, ganz besonders aber auch im gesamten Kunstgewerbe, und das Bestreben der damaligen Kronprinzessin war einzig und allein darauf gerichtet, alles Gute und Vortreffliche ihrer Heimat bei uns einzuführen. Nur ihre Hast, die alte höhere

englische Kultur, von der sie durchdrungen war, dem deutschen Volke zu bringen, ließ sie so oft in einem falschen Lichte erscheinen.

Die zahllosen wohltätigen Anstalten zur Hebung und Besserung der Stellung der Frau, die vielfach mit dem Namen Victoria verknüpft sind, beweisen das. Die Kaiserin Friedrich hatte 42 Wohltätigkeits-Institute unter sich, zum größten Teil von ihr begründet und regelmäßig unterstützt. Besonders auch auf dem Gebiet der Krankenpflege im weitesten Sinne war die Kaiserin Friedrich erfahren und bewandert wie nicht viele Frauen. —

Was die Kaiserin auf diesen Gebieten, zunächst für Preußen, gewirkt und geschaffen hat, sollte doch wenigstens dankbar anerkannt werden. Vielleicht findet sich einmal eine berufene und mutige Feder, die diesen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läßt, denn Mut gehört dazu, gegen eine solche Flut von ungerechten Vorurteilen anzukämpfen.

Die Kaiserin Friedrich war aber zugleich auch das Muster einer guten Mutter und einer vorzüglichen Hausfrau. Es sollte doch nicht vergessen werden, daß sie in ausgezeichneter Weise und mit aufgeklärtem, man könnte fast sagen gut bürgerlichem Sinn, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Und wie verstand sie als Hausfrau die Küche und wie blitzte alles vor Sauberkeit und Ordnung bis in den entlegensten Winkel ihres Schlosses. Und schon die einfache, schlichte Kleidung bewies die Anspruchslosigkeit bezüglich ihrer eigenen Person. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend war sie unermüdlich und emsig tätig, mit erstaunlicher Frische und eiserner Tatkraft, sich keinen Augenblick Ruhe gönnend. Nur Gustav Freytag ist natürlich anderer Ansicht, er schreibt: „Ihr fehlt bei sehr reicher Begabung gerade das, was einer Frau in schwieriger Lage Wert gibt, die Stätigkeit und Kraft." Nichts als Bosheit.

Aber auch auf jedem Gebiete menschlichen Wissens war sie zu Hause, ganz gleich, ob es sich um Theologie, Philosophie, Geschichte, Literatur, Archäologie, Kunstgeschichte, Völkerkunde, Volkswissenschaft oder Gesundheitspflege handelte. Selten wohl besaß eine Fürstin ein gleich umfassendes Wissen wie sie. Selbst die schwierige Literatur über Volkswirtschaft hatte sie auf das sorgfältigste durchgearbeitet. Sie war auch ihr eigener Architekt und Gartendirektor. Ihre Schöpfung, Schloß Friedrichshof, beweist, wie sie auf dem weiten Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes zu Hause war. Auch die von ihr wieder hergestellte Burg Kronberg und die Stadtkirche daselbst zeigen ihr pietätvolles und einsichtiges Verständnis für die alte Bauweise. Und so könnte man auch noch ihre Begabung für Malerei und Skulptur erwähnen. Infolge dieser vielseitigen Begabung wirkte die Kaiserin Friedrich nach jeder Richtung hin anregend und fördernd. —

Man liest und hört wohl auch hier und da, sie sei eine gefürchtete und herzlose Frau gewesen. Eine solche Äußerung wirkt wohl auf jeden, der die Kaiserin Friedrich näher kannte, direkt komisch. Ihr Gesicht konnte wohl gelegentlich,

wenn sie Grund zum Verdruß zu haben glaubte, etwas herbe und scharfe Züge annehmen, im Grunde ihres Herzens war sie durchaus menschenfreundlich und liebenswürdig. Sie sagte ihre Meinung ganz unverblümt heraus, wenn sie anderer Ansicht war, sie konnte aber eine abweichende Beurteilung ganz gut vertragen. Und obgleich ich mit großem Freimut stets meiner zuweilen entgegengesetzten Überzeugung Ausdruck gab, hat es in den langen Jahren meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof aber auch nie den leisesten Konflikt gegeben. —

Während der gewaltigen Lebensstürme, welche im Dreikaiserjahr das Hoflager des Kronprinzen- — und späteren Kaiserpaares — durchbrausten, war es kein Wunder, daß die Kaiserin Friedrich im Ringen und Kämpfen mit den ihr auferlegten schweren Prüfungen und mit der Erfüllung der neuen an sie herantretenden Aufgaben vollauf beschäftigt, die Ideale der Jugend und der glücklichen Kronprinzenzeit zurückstellen mußte.

Als sie dann aber auf ihrem herrlichen Witwensitz die philosophische Ruhe des otium cum dignitate wiedergefunden hatte, wurde die Gemütsstimmung der Kaiserin Friedrich wieder eine durchaus heitere und bewegliche, wie in den glücklichen Zeiten ihres Lebens. Sie entschuldigte die Fehler und Schwächen der Menschen, wo sie nur konnte, und wußte immer noch gute Seiten derselben herauszukehren. Nie duldete sie, daß in ihrer Gegenwart über irgend jemand etwas Nachteiliges gesprochen wurde. Und die Auffassung der Kaiserin Friedrich von Menschen und Dingen wurde von Jahr zu Jahr immer milder. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Leben auch Unangenehmes und Schwierigkeiten mit sich brachte; dieselben konnten aber immer nur ganz vorübergehend die Stimmung trüben. Eine leutselige Menschenfreundlichkeit war ihr eigen und in der ganzen Gegend des Taunus, wo ihr Schloß lag, dürfte sich wohl kaum jemand finden, der nicht den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, und wenn er sich auch nur in der Art ihres Grußes äußerte, empfunden hätte. Ein warmes Herz hatte die Kaiserin Friedrich auch für die armen und einfacheren Leute: „Ich wünschte, daß es Hunderttausenden armer Leute unendlich viel besser ginge, als es ihnen jetzt geht," sagte sie einmal. —

Der ganze Verkehr im Schlosse war auf einen edlen, liebevollen und herzlichen Ton gestimmt. Das gilt auch von dem Verkehr der Kaiserin Friedrich mit ihrer Dienerschaft. Es gab für jeden viel zu tun, da die Schloßherrin viele Aufträge erteilte; aber die Art, in der dieselben gegeben wurden, hatte etwas Gewinnendes, daß man sich mit Freuden an die Arbeit machte. —

Unzutreffend, wie so vieles, waren auch die Urteile, welche der Kaiserin Friedrich eine übertriebene Sparsamkeit nachsagten. Das Vermögen und die jährlichen Einnahmen der Kaiserin sind ganz bedeutend überschätzt worden und die Anforderungen, welche von allen Seiten an ihre Schatulle gestellt wurden, gingen in das Ungemessene. Die Erbschaft von der Herzogin von Galliera war

erheblich geringer, als man allgemein meinte, und wurde für den Bau des Schlosses verwendet. Den ganzen Tag liefen Bittgesuche aus dem ganzen deutschen Reiche ein. War irgendwo der Familienvater gestorben oder trat eine Krankheit ein, sofort wendete man sich mit der Bitte um Unterstützung an die hohe Frau. Dabei war es so schwer, immer die richtige Auswahl zu treffen. Dann stellte die Kaiserliche Führung der Hof- und Haushaltung, dazu der viele Besuch, große Anforderungen an die Schatullen. Dazu kamen ganz erhebliche Ausgaben für Geschenke und Zuwendungen an die zahlreichen unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten, für Ehrengeschenke an die Regimenter, deren Chef sie war, dann für Kirchenbauten, für Notstände durch elementare Ereignisse hervorgerufen, für Reisen und dergleichen mehr. Und es gehörte ein wahres Talent dazu, allen Anforderungen in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Das ging aber alles nur die Hofverwaltung und den Schatullenchef an, die dafür verantwortlich waren, daß die jährlichen Einnahmen reichten. Und da sah es denn wohl die Kaiserin Friedrich als ihre Pflicht an, gelegentlich in sparsamer Lebensführung mit gutem Beispiel voranzugehen.

Auf politischem Gebiet war es nun der Kaiserin Friedrich Herzenswunsch, und sie arbeitete unaufhörlich an dessen Erfüllung, Deutschland mit England in die allerengste Verbindung zu bringen, also gerade an dem Problem, um das sich die größten Staatsmänner beider Staaten jetzt bemühen. Aber zu ihrem größten Schmerz war all ihr Mühen umsonst. —

In den sogenannten Enthüllungen Gustav Freytag's finde ich auch Hinweise auf ein wenig gutes Verhältnis unseres regierenden Kaisers zu seiner Mutter. Auch das bedarf einer berichtigenden Erläuterung. Wenn je ernsthafte Gegensätze vorhanden waren, so ergaben sich dieselben bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers auf die natürlichste Weise. Die Kaiserin Friedrich mußte nach dem Heimgang des Kaisers, ihres Gemahls, mit einem Schlage allen ihren Plänen, Hoffnungen und Wünschen entsagen; ihre bisherige Lebensarbeit, die Vorbereitung für ihre kaiserlichen Pflichten, war gegenstandslos geworden. Der Besitz einer Kaiserinnenkrone ging mit der Fülle der in ihr liegenden Macht für immer verloren. Das war neben dem Verlust eines geliebten Gemahls eine furchtbare Prüfung für eine so hochstrebende Fürstin. Es lag nun aber einmal in der Natur der Sache, daß alle Macht des Kaiser- und Königshauses sofort an ihren ältesten Sohn überging, sodaß sie gleichsam auch diesem untertan wurde. Wollte die Kaiserin Friedrich z. B. auch nur das Protektorat einer Ausstellung übernehmen, so bedurfte es der Erlaubnis des jetzigen Familienhauptes. Da ist es wohl verständlich, daß sie erst einige Zeit brauchte, sich in so gänzlich veränderte Verhältnisse zu schicken. Aber nach und nach gewann eine gewisse philosophische Art alle Dinge zu beurteilen wieder die Oberhand und die Gegensätze milderten sich von Jahr zu Jahr, sodaß man wohl berechtigt ist, von

einem erneuten herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Sohn in den letzten Lebensjahren der Kaiserin zu sprechen. Dafür gibt es unzählige Beweise und noch mehr Augenzeugen. Der Kaiser hat jede nur denkbare Gelegenheit benutzt, seine Kaiserliche Mutter zu ehren, auszuzeichnen und ihre mancherlei Wünsche zu erfüllen.

Auch die Liebe zu ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich, wurde hier und da in Zweifel gezogen, und mit großem Unrecht. Im Hause des damaligen Kronprinzen herrschte allezeit ein herzliches, inniges Familienverhältnis. Die sonnige, strahlende Freundlichkeit unseres „Fritz" im Kreise seiner Lieben zeugte für sein Familienglück. Und die aufopfernde, hingebende Pflege seiner Frau an seinem Krankenlager bei Tage und bei Nacht durch länger als ein Jahr hindurch sind ein Beweis für ihre treue Gesinnung gegen ihn. Wie unzählige Male gedachte die Kaiserin mir gegenüber der glücklichen Zeiten an der Seite ihres Gemahls. Jeder Gegenstand, der dem Kaiser dereinst gehört und seinem Gebrauch gedient hatte, ja selbst jedes Schriftzeichen von ihm, und sei es nur eine kurze Notiz mit Bleistift geschrieben oder nur ein Datum von seiner Hand, war ihr teuer. —

Und nun vergleiche man mit dieser wahrheitsgetreuen, den meisten von uns Älteren durchaus bekannten Darstellung des Verhältnisses zwischen Kronprinz Friedrich Wilhelm und seiner „Vicky" (Victoria) die Art, wie Gustav Freytag diese herzlichen Familienbeziehungen aus unfreundlicher Gesinnung zu verunglimpfen sucht. Eine gelegentliche Verstimmung und Gereiztheit am Krankenlager Kaiser Friedrichs bauscht er zu einer hochdramatischen Szene auf, natürlich auch nur, um über die Kaiserin Friedrich wieder etwas Nachteiliges sagen zu können.

Aber nicht nur weil man in der Kaiserin Friedrich die Engländerin haßte, wird sie auch nach ihrem Tode noch arg geschmäht, sondern besonders noch deswegen, weil man ihr den englischen Arzt Mackenzie nicht verzeihen will. Die peinlichen Vorgänge am Krankenlager Kaiser Friedrichs lagen einige Jahre vor dem Beginn meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof und will ich mich daher nur ganz kurz damit beschäftigen. Es muß der Wahrheit gemäß ausgesprochen werden, daß die Kaiserin Friedrich stets die bedeutende Tüchtigkeit der deutschen Ärzte schätzte, mit denen sie bei so vielen Gelegenheiten zusammengearbeitet hat, nur fügte sie einmal hinzu: „Mackenzie hatte eine so bezaubernde Art mit Kranken umzugehen und ihnen Mut zuzusprechen, die dem armen Kaiser so unendlich wohl tat, daß er nicht von ihm lassen wollte." Die Kaiserin versprach sich von einer Operation nicht viel und selbst Gustav Freytag gibt in seinen Briefen zu, daß die Operation natürlich auf Leben und Tod ging und im günstigsten Falle den gänzlichen und dauernden Verlust der Stimme zur Folge gehabt hätte. Mackenzie hatte wohl erkannt, daß es dem Kronprinzen unbedingt darauf ankam, den Kaiserthron zu besteigen. Gustav Freytag nennt diesen Wunsch in seiner Art, eigene

Gedanken Anderen zu unterlegen, „die krankhafte Sehnsucht nach dem Glanz der Majestät", und so richtete Mackenzie seine Behandlungsmethode dementsprechend danach ein, indem er die gefährliche Operation vermied. — Jene beklagenswerten Vorkommnisse im Krankenzimmer des armen Märtyrerkaisers, welche, wie schon vorher bemerkt, über Gebühr aufgebauscht worden sind, können billiger und gerechter Weise nicht der Person der Kaiserin Friedrich zur Last gelegt werden. Man möge sich nur einmal ohne Voreingenommenheit die begleitenden Umstände vor Augen führen. Ein todkranker Kaiser auf dem Schmerzenslager, der, des Gebrauches der Stimme beraubt, seine Befehle und Wünsche nur mühselig der Umgebung auf in der Eile hingeschriebenen Zetteln übermitteln konnte. Daraus entstanden schon zahllose Mißverständnisse und Schwierigkeiten, die den Kranken erregten. Und so kam es, daß es bei der durch stete Sorge, Nachtwachen, Überhäufung mit Geschäften aller Art und sonstigen Aufregungen recht angegriffenen Umgebung des Kaisers Friedrich wohl hier und da Meinungsverschiedenheiten gab, wie das in ähnlichen Fällen in jeder Familie vorkommt, und die gewiß nicht weiter tragisch zu nehmen waren. Man sollte auch bedenken, welche übermenschliche Arbeitslast auf der Kaiserin Friedrich in diesen unglücklichen Zeiten ruhte. Denn draußen vor der Tür des hohen Kranken, da pochte die Ungeduld derer, die auf direktem oder indirektem Wege Einfluß auf den Träger der Kaiserkrone erlangen wollten. Dazu kam die Erledigung wenigstens der wichtigen Regierungsgeschäfte, ein Gehen und Kommen von Fürstlichkeiten, hohen Staatsmännern, Militärs, Ärzten und vielen anderen in großer Zahl. Die Kaiserin Friedrich sagte einmal zu mir, als die Rede auf diese schreckliche Zeit kam: „Ich war damals nahe daran, wahnsinnig zu werden." —

Und so hat die Kaiserin Friedrich in ihrem Leben, wie es ja gerade bedeutenden Fürstinnen so oft ergangen ist, mancherlei falsche Beurteilungen und üble, gänzlich unbegründete Nachrede erdulden müssen. Zuweilen äußerte sie wohl den Wunsch, ich möchte doch einmal einen Artikel schreiben, um solche verletzende und unwahre Behauptungen zurückzuweisen, aber der Gedanke, dadurch vielleicht wiederum neue Äußerungen zu veranlassen und Erregung in der Presse hervorzurufen, brachte sie dann wieder davon ab.

Hiermit möge es nun sein Bewenden haben, man muß geduldig abwarten, bis dereinst einmal die Kaiserin Friedrich eine gerechtere Beurteilung erfahren wird, als bisher. Vielleicht finden sich in der Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Generation noch etliche Leute, die diesem unglücklichen Kaiserpaare die Treue gehalten haben und den Mut besitzen, gegen das Übermaß von Vorurteilen anzukämpfen und dessen viele gute und edle Eigenschaften und Verdienste zu öffentlicher Anerkennung und Würdigung zu bringen.

Zu den Imponderabilien aber, welche bessere Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen erzeugen könnten, gehört auch, daß man endlich aufhört, die

in England hochgeschätzte Prinzeß-Royal bis über das Grab hinaus mit Schmähungen zu überhäufen. Und man vergesse nicht, daß hinter der Kaiserin Friedrich das englische Volk steht, welches die dieser zugefügten Kränkungen wie eigene Kränkungen empfindet. —

Und gerade uns Deutschen war ja das Kronprinzenpaar in gesunden Tagen ein Symbol freierer Denkungsart und fortschrittlichen Geistes und darum waren beide auch die Hoffnung aller Freunde einer freiheitlichen Entwickelung gewesen.

Man sollte sich auch erinnern, daß die Kaiserin Friedrich derselben tückischen Krankheit, nur in anderer Gestalt, erlag, wie ihr hoher Gemahl. Sie hat gelitten wie eine Märtyrerin, mit seltener Seelengröße und Selbstüberwindung. Nie kam eine laute Klage über ihre Lippen, sie ertrug die qualvollsten Schmerzen mit größter Geduld und Ergebung. Volle zwei Jahre hat dieser furchtbare Kampf mit der schrecklichen Krankheit gedauert. Darum lasse man diese Fürstin nun endlich ruhen, nach einem tatenreichen, segensvollen Leben voller Mühe und Arbeit, herben Schicksalsschlägen und bitterster Enttäuschung. Was sie in ihrer Stellung Großes gewollt, bleibt ihr Verdienst, unbeschadet ob Erfolg ihr beschieden war. —

Wilhelm Georg:
Die Welfen.

Kurze Betrachtungen zur Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Herzog Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg.

Wer die Gmundener Hochzeit mitgemacht hat, die der Herzog von Cumberland vor 13 Jahren seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Marie Louise, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, herrichtete, die von dem präsumtiven badischen Thronfolger Prinz Max als Gemahlin in das stille Palais des Prinzen Wilhelm von Baden in Karlsruhe geführt wurde, erkannte an dem Milieu in dem romantischen Schloß am Traunsee, daß diese Hochzeitsgesellschaft nicht analog derjenigen zusammengesetzt war, die man sonst an deutschen Fürstenhöfen findet. Das preußische Element war so ziemlich ausgeschaltet. Nur die weiße Garde du Corps-Uniform des prinzlichen Bräutigams und seiner beiden Regimentskameraden erinnerten daran. Sonst sah man nur österreichische und dänische Uniformen. Ein Stück Weltgeschichte zog an dem vorüber, der die illustre Schar betrachtete, die um den Traualtar in der kleinen Gmundener Stadtkirche stand:

Der Herzog von Cumberland in der österreichischen Oberst-Uniform mit dem leidenden Zug in dem blaßgelben Antlitz, der Sohn des nach dem Tage von Langensalza depossedierten blinden Königs der Hannoveraner, neben ihm der greise Dänenkönig, der 1864 die derbe Lektion von Preußen erhielt, an seiner Seite Kaiser Franz Josef in der Uniform seines Deutschmeister-Regiments mit der Wunde von Königgrätz im Herzen, einen Schritt weiter — des Dänenkönigs Tochter Thyra, die die greise Königin Marie von Hannover, bis an ihr Lebensende die unversöhnliche Feindin Preußens, stützte. Der damals noch lebende Erbprinz Georg Wilhelm führte nach Schluß der Zeremonie die Greisin mit dem kostbaren Perlendiadem aus der Kirche. Der Jüngling, dem man die Spuren einer eben überstandenen Krankheit ansah, trug österreichische Leutnantsuniform, sein Bruder Ernst August, heute der glückliche Berliner Bräutigam — damals ein Knabe von 13 Jahren — wurde mitten in einer Gruppe dänischer und österreichischer Hofwürdenträger sichtbar. Zwischen diesen an deutschen Fürstenhöfen seltenen Uniformen leuchteten die roten Röcke der Hannoverschen Ritterschaft, die zum Ehrendienst an dem Hofe ihres depossedierten Königs befohlen war, wie flammende Zeichen auf. Nur *eine* Gruppe repräsentierte die *neue Zeit*, die sonst an diesem Hofe spurlos vorübergerauscht zu sein schien: das badische Großherzogspaar! Stolz und aufrecht hatten sich der greise Großherzog von Baden mit seiner Gemahlin, der Tochter Kaiser Wilhelms des Ersten, neben dem Altar postiert, hinter ihnen Sohn und Tochter, damals das badische Erbgroßherzogspaar. Aber auch *hier* eine Erinnerung an 1866, das den Legitimisten so viel Kopfzerbrechen macht! Die Gemahlin des damaligen Erbgroßherzogspaares ist eine Tochter des letzten Herzogs der Nassauer, der, nachdem sein „blaues Ländchen" längst von Preußen annektiert worden, noch einmal als luxemburgischer Großherzog mit Krone, Zepter und Stern spielte . . .

In dem herzlichen Verkehr der Fürstlichkeiten untereinander verspürte der Beobachter kaum, daß die Grenzen der Länder des einen oder des anderen vierunddreißig Jahre vorher von einer eisernen Hand ausgelöscht waren. Im Gegenteil: die badischen Herrschaften schienen es als den ersten Schritt zur Lösung einer schwierigen oder delikaten Frage zu begrüßen, daß eine Tochter des alten Welfenhauses einem zukünftigen deutschen Bundesfürsten die Hand zum Bunde fürs Leben reicht. Noch sehe ich die milde, gute Großherzogin von Baden an dem Portale des „Hotels Bellevue" auf einen neben mir stehenden englischen Geistlichen zueilen und überglücklich ausrufen: „Marie Luise is beautiful and Max is happy . . .!"

Ganz langsam und dem Fernstehenden unbemerkt vollzog sich dann (durch Vermittelung des Prinzen Max) eine Annäherung des Welfenhauses an das Haus Hohenzollern. Gar manchmal schien es, als ob geheimnisvolle Mächte am Werke seien, die jede Versöhnung im Keime ersticken wollten. Schon einmal im Jahre

1902 (im Dezember) war eine Versöhnungsaktion, die der damalige preußische Minister von Hammerstein-Lorten nicht ohne stilles Mitwissen des Gmundener Hofes einleitete, gescheitert. Und doch war der Kaiser zum Frieden bereit. Ich lasse die Aufzeichnungen folgen, die ich mir über einen Besuch, den ich am 24. Dezember 1902 in Burgdorf bei dem damaligen braunschweigischen Gesandten in Berlin Baron von Cramm gemacht:

> Der Gesandte erklärte mir, daß tatsächlich, wie er von einer wohl informierten Persönlichkeit wisse, durch den Freiherrn von Hammerstein-Lorten Sondierungen stattgefunden hätten. Natürlich pflegten die hohen Herrschaften ihre Aufträge nicht in so bestimmter Form zu erteilen, wie man im Publikum anzunehmen geneigt ist! Von einer bestimmten Direktive, die man dem Herrn von Hammerstein gegeben, könne also nicht gut die Rede sein, wohl aber müsse man annehmen, daß Herr von Hammerstein mit Wissen und Willen des Herzogs gehandelt habe. Aber alles das, was Herr von Hammerstein etwa erreicht, sei zu Wasser geworden, durch das eben von der Presse veröffentlichte Handschreiben des Herzogs von Cumberland an den Landgerichtspräsidenten Dedekind in Braunschweig. Diesen Brief, in dieser schroffen Form, verstehe eben niemand. „Wir waren, so meinte Freiherr von Cramm, alle überrascht."

Zur Orientierung über dieses Handschreiben bemerke ich, daß sein Schlußsatz folgende Fassung hatte:

> „An der Auffassung, daß mein und meiner Nachfolger Recht durch eine vermeintliche tatsächliche Behinderung nicht beeinträchtigt werden kann, halte ich fest."

Ein wertvolles Präludium zu diesem Herzogsbrief bildet ein mir vier Jahre früher von dem Kabinettschef des Herzogs von Cumberland, Wirkl. Geh. Rat von der Wense übermitteltes Schreiben, das die Antwort auf eine von mir an den Herzog gerichtete Bitte, sich über die braunschweigische Thronfolge zu äußern, darstellt. In diesem Antwortschreiben lautete der Schlußsatz, daß eine Änderung in der Stellungnahme des Hrezogs seit seiner Erklärung vom 2. November 1884 nicht eingetreten sei. — —

Die Zeit hat unterdessen manches vernarben lassen, was damals wie eine Wunde aussah. Und was damals dem Herrn von Hammerstein oder dem verblichenen König von Dänemark, der sich wiederholt während der Anwesenheit des Herzogs auf Schloß Bernstorff im Sinne der Versöhnung bemühte, nicht möglich gewesen ist, läßt sich heute bei den engen verwandtschaftlichen Beziehungen gewiß eher erreichen. Man sagt, der Herzog könnne deshalb keinen formellen Verzicht auf Hannover leisten, weil ihn ein seinem sterbenden Vater gegebenes Versprechen daran hindere. An dieses Versprechen wollte mein verstorbener Freund von Cramm nicht glauben. Exz. von Cramm hat mir nicht einmal, sondern wiederholt erklärt, überzeugt zu sein, daß ein solches Versprechen nie gegeben worden ist.

Er sei mit einem Herrn intim befreundet gewesen, der in dem Todesjahr des Königs von Hannover häufig in dessen Nähe weilte und der nie von einem solchen Versprechen gehört.

Wer des Herzogs zähe Denkungsart kennt, die heute, gottlob, mehr geschätzt wird wie in den Jahrzehnten zuvor — (auch von den Gegnern) —, der weiß, daß es dieses „Versprechens", das mehr eine romantische Erfindung als ein tatsächliches Vorkommnis sein mag, nicht bedarf, um ihn an seine Aufgabe zu mahnen. Die Lösung dieser Aufgabe erblickte der Herzog noch vor wenigen Jahren — wie er selbst sich ausdrückte — in einer „Fügung des Himmels!"

Herzog Ernst August hat sich nie von dem Gedanken leiten lassen, seine Rechte energischer zu verfechten, als er es mit seinem Gewissen als deutscher Fürst, der sein deutsches Vaterland über alles liebt, vereinbaren konnte; ebensowenig hat er auch nie versucht, die Erziehung seiner Söhne in einem gegen Preußen gerichteten Sinne zu beeinflussen. Auf die Frage des Hauslehrers seiner Kinder, ob er (der Herzog) im Geschichtsunterricht gewisse Direktiven geben wolle, antwortete der Herzog: „Ich wünsche nur, daß meine Kinder erfahren, was meine Vorfahren für Hannover getan haben."

Deswegen meine ich, soll man den Sohn Georgs des Fünften nicht zu einer papierenen Verzichtserklärung drängen. Man soll den Herzog damit in Ruhe lassen, soll seine Gesinnung ehren und ihm nicht imputieren, daß er die Uhr rückwärts drehen will. Das Milieu der Karlsruher Verlobungstage ist heute ein anderes als das vor 13 Jahren in Gmunden. Was soll da ein Dokument auf Holzpapier? —

In der Gruft der Welfenherzöge zu Braunschweig ruhen die sterblichen Überreste von sieben Herzögen, die alle für Preußen ihr Blut verspritzt haben. Das sind — Dokumente, die jeden Zweifler beschämen müssen.

Dr. C. Mühling: Alberto Pansa.

Wenn es den Mitlebenden, die keine Kenntnis von den zeitgenössischen Akten der Staatsarchive haben, kaum möglich ist, das Lebenswerk der Diplomaten richtig zu werten, die nicht als Minister im Brennpunkte der Politik ihres Landes stehen, sondern seine Interessen bei fremden Regierungen vertreten, so ist diese Aufgabe dem Staatsmanne gegenüber ganz besonders schwer, dem diese Zeilen gelten. Denn während seiner ganzen fast ein halbes Jahrhundert umspannenden Tätigkeit im Dienste seines Staates ist er von einer wohl bedachten und absichtlichen Scheu vor der Öffentlichkeit beseelt gewesen. Diese Scheu entsprang keiner falschen Bescheidenheit, sondern seiner auf reichen Erfahrungen beruhenden Auffassung von den Pflichten des diplomatischen Berufs. Er ist von der Überzeugung tief durchdrungen, daß Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nicht im hellen Lichte der Öffentlichkeit errungen werden können, daß sie sich in den Kabinetten der Minister, in den Arbeitszimmern der Botschaften und der Gesandten in voller Unabhängigkeit von den Strömungen der öffentlichen Meinung vorbereiten müssen, die von tausend Zufällen und sehr häufig von Menschen erzeugt und beeinflußt werden, denen alle Vorbedingungen für die sachgemäße Beurteilung einer politischen Situation fehlen. Solche Überzeugung mag in konstitutionellen Staaten veraltet erscheinen. Aber es scheint mir nicht schwer zu sein, ihre Richtigkeit an der Hand geschichtlicher Tatsachen zu beweisen. Im Lande Pansas war sie die Überzeugung der alten Schule und zu ihrer Rechtfertigung läßt sich nichts Schlagenderes sagen, als daß diese Schule die Schule Cavours war. In Wirklichkeit sind die Grundsätze dieser Schule durchaus nicht veraltet. Sie werden auch von den „Modernsten" nur zum Schein verurteilt. Und selbst die berühmte Offenherzigkeit Bismarcks, in der man gedankenlos ein ganz neues und siegreiches Prinzip staatsmännischer Kunst verherrlicht hat, war kein allgemein gültiger Grundsatz, sondern nur ein auf ganz bestimmte politische Situationen berechnetes Mittel seiner auswärtigen Politik.

Von dieser Überzeugung durchdrungen hat es Alberto Pansa immer fast ängstlich vermieden, im Rampenlicht der politischen Bühne zu erscheinen. Seine Tätigkeit spielte sich hinter den Kulissen ab. Nur wenige Eingeweihte erfuhren etwas von den diplomatischen Erfolgen, an denen seine lange Dienstzeit wahrlich nicht arm war. Und bis in diese letzten Tage vor seinem Abschied vom öffentlichen Leben ist sein Name kaum in den Tageszeitungen genannt worden. Auch diese Zeilen über ihn würden nicht erscheinen, wenn sie nicht in dem Augenblick geschrieben würden, in dem er im Begriffe steht, aus dem diplomatischen Dienst zu

scheiden, um auf seinem Gut in der Nähe von Reggio fern von den Geschäften der Welt die lang ersehnte und wohlverdiente Muße zu genießen.

Alberto Pansa hat seine Jugend unter dem begeisternden Eindruck der beispiellosen Erfolge Cavours verlebt. Er besuchte die Universität seiner Vaterstadt Turin, als in jener denkwürdigen Parlamentssitzung des 14. März 1861 das Königreich Italien geboren wurde. Wer die nie wiederkehrenden Jahre der Auferstehung in der nächsten Nähe des großen piemontesischen Staatsmannes mit empfänglichem Herzen verlebte, in dem mußten sie nachklingen bis ins Greisenalter. Als er vier Jahre später in den diplomatischen Dienst eintrat, da leitete nach dem Sturze des Ministeriums Minghetti, das ein Opfer der Septemberkonvention, jenes merkwürdigen Vertrages, geworden war, der unter dem Scheine eines ewigen Verzichtes die Eroberung Roms vorbereitete, der General Lamarmora Italiens auswärtige Politik. Aber diese Politik war noch von dem frischen Lufthauch der Überlieferungen durchweht, die Cavour seinem Vaterlande hinterlassen hatte. Nach der üblichen Lehrzeit im Ministerium, während deren das Einheitswerk durch die Verlegung der Hauptstadt nach Rom gekrönt wurde, bezog Pansa seinen ersten diplomatischen Posten im Auslande als Gesandtschaftssekretär in Athen. Fast seine ganze staatsmännische Laufbahn hat sich seither im Orient abgespielt. In Bukarest, in Belgrad, und als Konsul in Budapest hat er Einblick in die verwickeltste und schwierigste Frage der europäischen Politik gewonnen, in die Frage, die gerade in diesen Tagen wieder die Welt bewegt und ihn bis in die letzten Stunden seiner amtlichen Tätigkeit beschäftigt hat. Wohl wegen seiner auf diesem Posten erworbenen Sachkenntnis wurde er im Jahre 1880 der italienischen Botschaft in Berlin attachiert, um an der Konferenz teilzunehmen, die dort auf Veranlassung Gladstones zur Regelung der griechisch-türkischen Grenzfrage stattfand. Den ersten leitenden Posten bekleidete er als Gesandter in Peking. Dann wurde er als Generalkonsul nach Kairo versetzt und trat im Jahr 1895 als Botschafter in Konstantinopel in einem Augenblick hoher politischer Spannung auf jenen gefährlichen Boden, auf dem die diplomatische Intrigue blüht wie auf keinem anderen, und auf dem er zum Meister in seinem Beruf heranreifte. An der Spitze des italienischen Ministeriums stand damals Francesco Crispi. Unter allen Staatsmännern Europas gab es kaum einen größeren Türkenfeind als ihn. Dazu hatte nicht nur das albanesische Blut ihn gemacht, das in seinen Adern floß, sondern die Weltanschauung, die seine ganze politische Laufbahn bestimmte, und die sich gegen die grausame Willkürherrschaft Abdul Hamids mit der ganzen Glut der Leidenschaft auflehnen mußte, deren die feurige Seele dieses Sizilianers fähig war. Als Pansa sein Amt in Konstantinopel antrat, da hallte ein Schrei der Empörung über die blutige Niedermetzelung der Armenier, die auf Anordnung des Kalifen verübt worden war, durch das ganze liberale Europa. Es war gewiß eine schwierige Aufgabe, in einem solchen Augen-

blick bei der Hohen Pforte die Politik eines Mannes zu vertreten, dessen Zorn durch diese Grausamkeiten zu hellen Flammen entfacht worden war. Pansa hat sie in mustergültiger Weise gelöst. Er hat in den zahlreichen Botschafterkonferenzen, die in jenen bewegten Zeiten sich mit den inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches beschäftigten, die Stimme Italiens wirksam zur Geltung gebracht und in der geschicktesten Weise die weitgehenden Forderungen seines empörten Ministers mit der türkenfreundlicheren Haltung der verbündeten Zentralmächte in Einklang zu bringen gewußt.

Vor eine neue schwere Aufgabe stellte ihn der Ausbruch der Revolution auf Kreta im Jahre 1897 und der griechisch-türkische Krieg, den sie zur Folge hatte. Das Geschwader der europäischen Mächte, das im Februar 1897 nach Kreta geschickt wurde, stand bekanntlich unter dem Oberbefehl des italienischen Admirals Canevaro. Und die von dem vereinigten Europa gegen die griechischen Revolutionäre zu ergreifenden Maßregeln wurden von den Botschaftern in Konstantinopel angeordnet. Die öffentliche Meinung Italiens begeisterte sich für die griechische Freiheitsbewegung, und zahlreiche Freiwillige eilten auf den Kriegsschauplatz. Aber das Konzert der europäischen Mächte hielt die Stunde noch nicht für gekommen, die Zerstückelung der Türkei in die Wege zu leiten, und Italien konnte und wollte um seiner wichtigeren europäischen Interessen willen das Einvernehmen nicht stören. Wie beim Ausbruch des Balkankrieges war auch damals der Status quo das „noli me tangere" der Diplomatie. Mit besserem Erfolge wurde er aufrecht erhalten als in der letzten Phase der Entwicklung der orientalischen Frage, die wir schaudernd miterlebt haben. Aber es wurde der Insel des Minotaurus wenigstens die Autonomie unter der Regierung eines griechischen Prinzen gegeben, und die Aufrechterhaltung des geschaffenen Zustandes den vier im Mittelmeer am meisten interessierten Mächten anvertraut. Zu ihnen gehörte natürlich auch Italien. Die Ordnung der kretensischen Frage und die Bestimmungen des Friedens mit Griechenland wurden den Botschaftern der Mächte in Konstantinopel überlassen, und Pansa hat an der Lösung dieser dornenreichen und verwickelten Aufgabe in hervorragender Weise mitgearbeitet. Ein sechsjähriger Aufenthalt am goldenen Horn hatte ihn zum gründlichsten Kenner der orientalischen Frage unter den italienischen Diplomaten gereift. Er wurde deshalb als der geeignetste Mann betrachtet, um die mit dieser Frage zusammenhängenden Pläne Italiens an der Stelle vorzubereiten, die in erster Linie für sie gewonnen werden mußte, wenn der Erfolg ihnen blühen sollte. Er ging im Jahre 1901 als Botschafter nach London und hat sich dort fünf Jahre lang fast nur mit afrikanischen Angelegenheiten zu beschäftigen gehabt. Zuerst hat er die Auseinandersetzung über den italienischen Kolonialbesitz an der Ostküste Afrikas zu glücklichem Ende geführt. Dann aber hat er jenen wichtigen Vertrag zum Abschluß gebracht, in dem England sich verpflichtete, Italien in Tripolis freie Hand zu lassen.

Es war der erste Schritt auf dem Wege, der zum Frieden von Ouchy führen sollte.

In London hat er auch die Politik Italiens während der ersten Phase der marokkanischen Streitigkeiten vertreten. Während der Konferenz in Algesiras ist Italien bekanntlich durch seine über Tripolis geschlossenen Verträge mit Frankreich und England in eine außerordentlich schwierige Situation geraten. Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, an dem alle Schleier fallen können, die jene Vorgänge noch verhüllen. Pansa hat jedenfalls auf seinem wichtigen Posten in London die Pflichten, die der von ihm selbst zum Abschluß gebrachte Vertrag seinem Vaterlande auferlegte, mit denen, die der Dreibund von ihm erheischte, in Einklang zu bringen gesucht.

Als er am 1. Januar 1907 als Botschafter an den Hof von Berlin kam, da begegnete er nicht sowohl bei der Regierung als im Publikum jener noch heute immer wieder auftauchenden Ansicht, daß Italien auf jener Konferenz seine Bündnispflichten verletzt habe. Die Behauptung, daß Visconti-Venosta, Italiens Vertreter in Algesiras, eine Deutschland feindliche Politik getrieben habe, ist zur unausrottbaren Legende geworden und hat bis in die neueste Zeit einen Schatten auf das Bündnis der beiden Mächte geworfen. In der Tat hat Visconti-Venosta nur ein einziges Mal in einer rein formalen Frage von nebensächlicher Bedeutung mit Frankreich gegen Deutschland gestimmt. Im übrigen hat er, wie die eigentümliche, durch den Vertrag von 1904 und durch Italiens schwer wiegende Mittelmeerinteressen geschaffene Lage es ihm geboten, nach Kräften an einer Versöhnung zwischen dem Bundesgenossen und dem befreundeten Nachbar gearbeitet, und für diese seine Tätigkeit auch die ausdrückliche Anerkennung des Fürsten Bülow gefunden.

Während der sechs Jahre seiner Tätigkeit in Deutschland hat Alberto Pansa mit unermüdlicher Zähigkeit für die Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Verbündeten gewirkt. Beim Ausbruch des tripolitanischen Krieges ist ihm diese Aufgabe durch die Haltung der Presse in beiden Ländern erschwert worden. Die in dieser Zeitschrift zur Bekämpfung der italienfeindlichen, den Dreibund bedrohenden Stimmung eingenommene Haltung hat er freudig begrüßt. Zwischen den Regierungen der verbündeten Staaten hat auch in dieser Epoche des Aufschwungs des dritten Italiens immer das beste Einvernehmen geherrscht. Die frohe Genugtuung, mit der auch die öffentliche Meinung in Deutschland die Erneuerung des Dreibundes begrüßt hat, ist ein Beweis dafür, daß die Verstimmungen, die während des afrikanischen Eroberungszuges in den Zeitungen zum Ausdruck kamen, überwunden sind. Die Erneuerung des Dreibundes ist ohne Zweifel durch die Entwicklung, welche die orientalischen Angelegenheiten in den letzten Monaten genommen haben, auf das wirksamste gefördert worden. So ist auch die Krönung und der Abschluß der politischen Tätig-

keit Alberto Pansas mit jenen orientalischen Fragen eng verbunden, denen er fast seine ganze Lebensarbeit gewidmet hat. Deutschlands politische Kreise und alle, die dem liebenswürdigen, kenntnisreichen, vom Ernst seiner Aufgaben tief durchdrungenen Manne näher treten durften, sehen ihn unter dem frischen Eindruck dieses Erfolges doppelt ungern scheiden und begleiten ihn, der die dauernden Interessen seines Landes unter nicht weniger als einunddreißig Ministern, den großen Überlieferungen getreu, im Auslande vertreten hat, mit ihren besten Wünschen in sein Vaterland, wo er als Mitglied des Senats wohl noch Gelegenheit haben wird, die von ihm in fremden Ländern betätigten politischen Gedanken in der Heimat zur Geltung zu bringen.

Max Roloff:
Die türkischen Sultane als Kalifen.

I.

Als Muhammed im Jahre 632 in Medina gestorben war, schien die Sache des Islam verloren. Durch seinen unbegrenzten persönlichen Einfluß hatte er zu seinen Lebzeiten die immer wiederkehrenden Elemente von Zwietracht unter seinen Anhängern stets niederdrücken können; sofort nach seinem Tode kamen jedoch diese Elemente wieder an die Oberfläche. Hierzu trat noch der Umstand, daß er mit echt menschlicher Kurzsichtigkeit keine bündige Bestimmung getroffen hatte, wer sein Nachfolger als Oberhaupt der Gemeinde sein solle. Man hatte eine so grenzenlose Verehrung für ihn gehabt, daß niemand seiner Umgebung an die Möglichkeit seines Todes gedacht zu haben scheint; es war deshalb ganz natürlich, daß alle seine Anhänger und Freunde, nun sie sahen, daß der so hoch verehrte Prophet Allahs eben wie jeder andere Mensch hatte sterben müssen, eine Zeit lang niedergeschlagen waren. Es zeigte sich, daß das erst kürzlich gegründete, nach außen so mächtige theokratische Reich eigentlich ein im Innern sehr schlecht zusammengezimmertes Gebäude war. Nicht genug, daß halb Arabien sofort dem Islam den Rücken kehrte und überall falsche Propheten aufstanden, auch unter den treuesten Anhängern der neuen Lehre entstanden Zwietracht und Parteihader.

Die ersten Mekkaner, welche den Islam angenommen und ihren Propheten auf der Flucht nach Medina begleitet hatten, die sogenannten Mohâdjir's, behaupteten, daß einem der ihren die Herrschaft zukam; während umgekehrt die Medinenser, welche Muhammed als Flüchtling aufgenommen und tatkräftig unterstützt hatten, die sogenannten Nâçir's, das Recht auf die Herrschaft für sich in

Anspruch nahmen und verlangten, der Anführer müsse aus ihrer Mitte gewählt werden. Nur in dem einen Punkt war man einig, nämlich, daß es unbedingt nötig sei, einen Imâm zu wählen, da der verstorbene Prophet niemand als solchen angewiesen und auch keinen Sohn als natürlichen Nachfolger hinterlassen hatte. Der am meisten in Betracht kommende Kandidat war Ali, Muhammeds Neffe und nächster Blutsverwandter von Vatersseite, außerdem der Gatte seiner Lieblingstochter Fatimah, und infolgedessen der Vater von Muhammeds Enkeln Hasan und Husain. Ali war auch einer der tapfersten und fähigsten unter den Waffengefährten des Propheten. Aber er hatte unglücklicherweise eine Feindin in der einflußreichen Witwe Muhammeds, Aischa, die ihn mit unversöhnlichem Haß verfolgte, weil er etwas getan hatte, was eine Frau nie verzeiht; er hatte nämlich ihrem Gemahl gegenüber Zweifel über ihre eheliche Treue geäußert.

Aischa wußte es durchzusetzen, daß ihr Vater, der Mohadjir Abu-Bakr (632—634) von den in Medina ansässigen Notabeln der muhammedanischen Gemeinde zum Anführer gewählt wurde. Er nahm den Titel Kalif an und bezeichnete bei Lebzeiten einen anderen Mohadjir Omar (634—644), als seinen Nachfolger, welcher noch bei Lebzeiten sechs von Muhammeds alten Waffengefährten anwies, um nach seinem Tode einen Kalifen aus ihrer Mitte zu wählen. Dieses Wahlkollegium ad hoc schwankte nach dem Tode Omars lange hin und her, bis endlich nicht Ali, wie man erwartet hatte, sondern Othmân, auch ein Mohadjir, gewählt wurde (644—654). Abu-Bakr, Omar und Othmân waren Koraischiten, sie waren durch Heiraten mit dem Stifter des Islam in einen nahen Verwandtschaftsgrad getreten, und sie waren außerdem die ältesten und treuesten Freunde Muhammeds gewesen. Sie genossen demzufolge auch persönlich die allgemeine Hochachtung der Gläubigen, und ihre Handlungen und Vorschriften sind für die späteren Juristen das Fundament geworden, auf welchem diese das muhammedanische Staats- und Verwaltungsrecht aufgebaut haben. Im Koran und in der Sunnah findet man hierüber verhältnismäßig wenig positive Vorschriften. Othmân war bereits ein Greis, als er die Regierung antrat; er wurde bald der Spielball seiner Verwandten und Günstlinge, welchen er die einflußreichsten Stellungen im Staate willenlos überließ. Unglücklicherweise waren dies aber meistens Leute, welche erst später den Islam angenommen hatten, nämlich als sie mit Gewalt dazu gezwungen worden waren, und welche im Innersten ihres Herzens eigentlich heidnische Beduinen geblieben waren. Große Unzufriedenheit grade bei den aufrichtigsten und treuesten Moslims erweckte die Ernennung Moawijah's, des Sohnes von Muhammeds erbittertstem Feinde, zum Statthalter von Syrien, und das Nichtaufnehmen Ali's in die Kommission für eine neue Koran-Redaktion, also desjenigen, welchen Muhammed selbst als den besten Korankenner bezeichnet hatte. Die Hochachtung, welche die Gläubigen früher Othmân entgegengebracht hatten, veränderte sich denn auch bald in Verachtung und Haß; Ali, der schon drei-

mal vom Kalifat ausgeschlossen worden war, wurde von selbst die Person, um welche sich die Unzufriedenen scharten. Sie fanden immer mehr Gesinnungsgenossen, bis endlich in Medina ein Aufruhr ausbrach, bei welcher Gelegenheit Othmân ermordet wurde.

Mit dem Tode Othmâns beginnt eine beinahe vierzigjährige Periode von Bürgerkriegen unter den Anhängern des Islam; die Folgen dieser Bürgerkriege sind noch bis auf den heutigen Tag in der islamitischen Welt wahrzunehmen. Ali wurde von seiner Partei in Medina zum Kalifen ausgerufen (654—661); aber diese Wahl fand nicht den Beifall aller Moslim. Aischah an erster Stelle erkannte ihn nicht an, und ihrem Beispiel folgten verschiedene angesehene Moslim. Moâwijah verlangte Genugtuung für den an seinem Verwandten Othmân begangenen Mord und wurde später in Damaskus von seinen Anhängern als Gegen-Kalif ausgerufen. Dieser Streit war erst beendet, als Ali durch Meuchelmord ums Leben gekommen war, worauf Moâwijah allgemein als Kalif anerkannt wurde.

Bis zum Jahre 750 blieb das Kalifat in der Familie Moâwijah's, die der Omajaden genannt; der jeweilige Fürst hatte aber mit vielen und fortdauernden Aufständen zu kämpfen, namentlich mit der Partei Ali's und dessen Nachkommen.*) Der Sitz der Regierung wurde schon von Moâwijah von Medina nach Damaskus verlegt, und das Kalifat nahm einen mehr politischen und weltlichen Charakter an. Abu-Bakr, Omar, Othmân und Ali, die vier sogenannten „gerechten Kalifen" (arab. râschid), besaßen als treue Freunde Muhammeds und fromme Moslim einen großen persönlichen Einfluß auf die Gläubigen, wodurch ihre Regierung einen patriarchalischen Charakter hatte. Unter den Omajaden war das Reich zu groß geworden für eine solche patriarchalische Regierungsform; neue, bisher ungekannte ökonomische Bedürfnisse drängten oft die Forderungen des Gottesdienstes in den Hintergrund; der Luxus der Hofhaltung nahm immer mehr überhand; die Kalifen aus dem Hause der Omajaden konnten übrigens durchaus nicht unter die „gläubigen" Moslim gerechnet werden, sie führten zum großen Teil ein sittenloses Leben. Die allgemeine Richtung ihrer Regierung war eine aristokratisch-arabische; die „edelen" Ritter der Wüste gaben im Reiche den Hauptton an, sehr zum Nachteile der sie in Glaubenseifer und Kultur weit überragenden Moslim aus nicht-arabischen Völkerschaften, in deren Mitte sie als eine kleine Minderheit zerstreut lebten. Eine solche Oligarchie war in einem theokratischen Reiche, wie das der Kalifen, auf die Dauer nicht zu handhaben, wenn auch die Oligarchie das Reich groß und mächtig gemacht hatte. Im Jahre 750 wurden die Omajaden vom Throne gestoßen, und eine neue Dynastie, die der

*) Van Vloten, Recherches sur la Domination arabe, le Chiitisme et les croyances messianiques sous le Chalifat des Omayades. Amsterdam 1894.

Abbasiden,*) so genannt nach Muhammeds Onkel Abbas, bemächtigte sich des Kalifats. Der Sitz der Regierung wurde nun nach Bagdad verlegt, wo er auch fast ununterbrochen blieb bis zum Ende des arabischen Kalifats.

Unter den Abbasiden begann die große Formveränderung des Imamats, welche schließlich in dem jetzigen Zustand ihr Ende fand. Diese Formveränderungen sind eigentümlich, einmal, weil sie nach und nach eintraten, und zum andern, weil die jeweiligen Juristen die neuen Zustände mit den früheren so in Verband zu bringen wußten, daß man die alten Namen und Rechtstermen stets beibehalten konnte, während doch ihre Bedeutung eine ganz andere geworden war. Unter den Omajaden war der Kalif stets der Imâm aller orthodoxen Moslim gewesen, er hatte die Regierung geführt durch seine Wesire und Gouverneure. Daß manchmal unter einem schwachen Fürsten die Gouverneure entfernter Provinzen oder Wesire nach Gutdünken handelten, ohne sich um die Befehle des Kalifen zu kümmern, hing einzig und allein ab von den persönlichen Eigenschaften dieser Beamten oder von den jeweiligen zufälligen Umständen, aber es veränderte in nichts ihr Rechtsverhältnis zum Souverän. Uebrigens ließen es die damaligen Kommunikationsmittel schon nicht zu, daß sich die Zentralregierung in den abgelegenen Provinzen des großen Reiches dieselbe Geltung verschaffen konnte, wie dies heute der Fall ist. Ebensowenig wurde die juridische Einheit des Reiches dadurch angetastet, daß sich manchmal in einer Provinz Aufständische der Regierungsgewalt des Kalifen widersetzten. Bei der Thronbesteigung der Abbasiden jedoch wurde diese Einheit des Reiches sofort dadurch zerstört, daß ein den Metzeleien entkommener Omajade, Abd-ar-Rahmân, nach Spanien flüchtete und sich dort im Jahre 756 als unabhängiger Emir, und im folgenden Jahre als Kalif ausrufen ließ. Dies spanische Kalifat, nach dessen Residenzstadt meistens das von Cordova genannt, ist nie mehr mit dem übrigen Kalifenreiche verbunden gewesen.

Auch in dem Gebiete, welches den Abbasiden treu geblieben war, wurde die Einheit schon bald zerstört, wenn auch auf andere Weise. Um sich mit Rücksicht auf die beinahe chronisch gewordenen Aufstände der Bevölkerung, namentlich der Bewohner der Hauptstadt, auf ihrem Throne halten zu können, umgaben sich die Kalifen gegen Ende des 8. Jahrhunderts mit einer Leibwache von türkischen Sklaven, später von freien Türken. Die jeweiligen Anführer dieser Leibwache wurden natürlich schon sehr bald einflußreiche Personen am Hofe der Kalifen. Al-Motaçim (833—842) ging schon weiter als seine Vorgänger; er verließ mit seinen Türken Bagdad und ließ sich etwas nördlicher am Tigris, in Sormanra,**)

*) Van Vloten, De opkomst der Abbasiden in Chorazan, Leiden 1890.

**) Wörtlich: „Wer sie sieht, freut sich." Anfänglich befand sich am Orte nur ein Lustschloß, später wurde der Ort befestigt. Erst nachdem der Regierungssitz dorthin verlegt worden war, wurde Sormanra eine Stadt.

nieder, wo er sich vor den aufrührerischen Bewohnern von Bagdad in Sicherheit wähnte, aber umgekehrt immer mehr und mehr abhängig wurde von seiner türkischen Leibwache. Um die Anführer dieser Leibwache zu belohnen, gab ihnen der Kalif umfangreiche Ländereien als militärische Lehen,*) welche Maßregel von seinen Nachfolgern immer mehr erweitert wurde. Manche Anführer wurden zu gleicher Zeit zu Gouverneuren der Provinzen ernannt, in welchem sich ihre Lehen befanden, sodaß die beiden Funktionen Gouverneur und Lehnmann oft in einer Person zusammenfielen. So wurde die Gewalt, welche die Leibwache über den jeweiligen Kalifen besaß, je länger je mehr ein unausrottbares Uebel, welches auch bestehen blieb, als der Kalif Al-Motamid (870—892) nach Bagdad zurückkehrte. Die Anführer der Leibwache zwangen den Kalifen, stets einen ihnen willfährigen Thronfolger anzuweisen; gefiel ihnen ein Kalif nicht, so setzten sie ihn ab und wählten einen andern. Da sie die Macht in Händen hatten, konnte sich auch niemand mit Rechtsgründen ihnen gegenüberstellen. Es war unter solchen und ähnlichen Umständen, daß eine neue Institution, die der „unabhängigen Gouverneure", in das muhammedanische Recht aufgenommen wurde; denn langsamerhand waren die Lehnmann-Gouverneure vollständig unabhängig geworden. Die juristische Konstruktion dieser „unabhängigen Gouverneurschaft" brachte den tatsächlichen Zustand in Einklang mit der durch das Schariah-Gesetz geforderten staatlichen Einheit der gesamten orthodoxen muhammedanischen Gemeinde.

Die unabhängigen Gouverneure erkannten stets den Kalif von Bagdad als ihren Oberfürsten an; keiner von ihnen nannte sich Imâm, sondern sie behielten die alten Titel Emir, Sultan usw. Die frühere Ernennung zum Gouverneur war freilich langsamerhand eine bloße Formalität geworden; auch die Zahlung eines Tributs an den Kalifen fand nicht immer statt, sondern nur solange, als sich der betreffende Gouverneur nicht stark genug fühlte, den Tribut zu weigern. In europäischen Geschichtswerken über die letzten Jahrhunderte des Kalifats sind denn auch diese Gouverneure, ohne auf die muhammedanische Rechtsfiktion einzugehen, kurzweg „Fürsten" genannt.

Mit dem Anfang des 11. Jahrhunderts war das Sultanat der verschiedenen Provinzen des großen Kalifenreiches so ziemlich vollendete Tatsache; das Gebiet, über welches der Kalif noch herrschte und gewöhnliche Gouverneure ernennen konnte, war auf die unmittelbare Umgebung von Bagdad beschränkt. Das Sultanat war für die überwiegende Mehrheit der Gläubigen an die Stelle des Imamats getreten.

Eigentlich kann schon seit dem Jahre 936 nicht mehr die Rede sein von einer wirklichen Macht oder von Befugnissen des Kalifen; denn in diesem Jahre hatte

*) Den Rechtscharakter dieser militärischen Lehen (arab. iqtâ, wörtlich „Konzession") hat Mawerdi behandelt. Siehe auch Bélin, im Journal asiatique Jahrgang 1870.

der Kalif ar-Râdhi, von allen Seiten durch seine Feinde in die Enge getrieben, keinen anderen Ausweg mehr finden können, als seinem türkischen Gouverneur von Bassorah, unter dem Titel „Emir der Emire" (arab. Emîr al-omarâ), unumschränkte Machtbefugnis zu geben, sodaß er selbst nur noch das theoretische Oberhaupt aller orthodoxen Moslim blieb. Selbst beim Freitagsgottesdienst führten er und seine Nachfolger nicht mehr den Vorsitz; sie behielten jedoch ihre Titel, Paläste, Hofhaltung usw. nach wie vor. So hatte das schon erwähnte unumschränkte Wesirat seinen Eintritt in die Geschichte getan; es blieb bestehen bis zum Jahre 1258, wo die damals noch heidnischen Mongolen durch die Eroberung von Bagdad diesem Zustand ein Ende machten. Aus diesen Tagen datiert auch das Aufkommen der Rechtsfiktion vom „Recht des Stärksten auf das Kalifat" im muhammedanischen Staatsrecht; Mâwerdi (gest. 1058) und Schirâzi (gest. 1083) kennen es noch nicht, erst Nawawi (gest. 1278) erwähnt diesen Punkt.

Mit dem Fall von Bagdad hatte wohl das Imamat als selbständige Regierungsform aufgehört zu bestehen, und das Sultanat war an seine Stelle getreten; aber damit war das Imamat selbst noch nicht aus der Welt geschafft. Der Onkel des letzten Kalifen wußte nämlich dem durch die Mongolen in Bagdad angerichteten Blutbad zu entkommen und flüchtete nach Ägypten, wo ihn der dortige Sultan Baibars als Imâm anerkannte, ohne ihm jedoch irgendwelchen Einfluß auf die Regierung, nicht einmal theoretisch, einzuräumen. Als dieser Flüchtling drei Jahre später bei einem mißglückten Versuch, Bagdad wieder zu erobern, sein Leben verlor, ernannte Baibars einen anderen Abbasiden zum Namen-Kalif. Baibars und seine Nachfolger, die sogenannten Mameluken-Sultane, wußten wohl, welchen Vorteil sie davon haben würden, wenn sie in ihrem Lande, und vollständig abhängig von ihnen, jemand hatten, der mit einem Schein von Recht als das Oberhaupt des orthodoxen Islam gelten konnte. Erst kurze Zeit vorher, im Jahre 1245, hatten sich die Mameluken der Regierungsgewalt in Ägypten bemächtigt; die moralische Stütze eines vollkommen unschädlichen Kalifen aus einer angesehenen arabischen Familie konnte ihrer Herrschaft demnach nur Vorteil bringen, zumal wenn man bedenkt, daß Baibars noch kurz vorher ein Sklave gewesen war. Die Mameluken-Sultane hatten nun ein Recht, im Namen ihres Scheinkalifen als die „Schirmherren der beiden heiligen Städte" (arab. hâmi al-haramain), d. h. von Mekka und Medina, aufzutreten, eine Funktion, welche ihnen, namentlich im Hinblick auf die jährliche Wallfahrt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Moslim anderer Länder einräumte. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Mameluken-Sultane dies Namenkalifat der Abbasiden beibehielten; sie bezeichneten den Thronfolger oder ließen eine ihnen genehme Person zum Kalifen wählen. Außerhalb von Ägypten kümmerte man sich je länger je weniger um das Kalifat. Die lokalen Fürsten gaben sich mehr und mehr der Meinung hin, daß seit der Einnahme von Bagdad die Einheit des

muhammedanischen Reiches aufgehört hatte zu bestehen. Dieser Zustand dauerte so lange, bis der türkische Sultan Selim I. im Jahre 1547 Ägypten eroberte, der Mameluckenherrschaft ein Ende machte und den damaligen Namenkalifen zwang, ihm seine Rechte und Throninsignien*) abzutreten. Den Exkalifen führte er als Gefangenen mit sich nach Konstantinopel, doch erlaubte er ihm einige Jahre später nach Kairo zurückzukehren, wo er als gewöhnlicher Bürger starb. Auf diese Tatsache stützt sich das Imamat der Hohen Pforte und ihre Schutzherrschaft über die beiden heiligen Städte.

II.

Nach obenstehenden Erörterungen muß das Recht der türkischen Sultane auf das Kalifat als „sehr zweifelhaft und oft bestritten" qualifiziert werden; dies bezieht sich nicht nur auf die Christen, sondern auch auf die Muhammedaner.

Wenn es auch gelingt, die Scheinherrschaft der Kalifen von Bagdad in den letzten drei Jahrhunderten ihres Bestehens durch Rechtsfiktionen mit den Grundlinien, welche das Schariahgesetz für das Imamat gezogen hat, in Einklang zu bringen, mit dem späteren Namenkalifat in Ägypten ist dies unmöglich. Dies letztere war unzweifelhaft etwas anderes, als die Schariah vorschreibt, und der letzte Namenkalif konnte demnach schwerlich einer anderen Person Rechte übertragen, welche er selber nicht besaß. Außerdem sind die türkischen Sultane keine Araber, noch viel weniger Koraischiten, und die Thronfolge wird nicht der Schariah gemäß durch Anweisung oder Wahl geregelt, sondern der älteste männliche Agnat des Fürsten ist von Rechts wegen dessen Nachfolger. Was man schließlich noch bei Selim I. gelten lassen kann, auf seine Nachfolger ist das Imamat auf keinen Fall rechtmäßig übergegangen. Der einzige Rechtsgrund, auf welchen sich das Imamat der türkischen Sultane stützen kann, ist das Recht des Stärksten. Es ist überflüssig zu beweisen, daß eine solche Anmaßung auf das Kalifat für die türkischen Sultane wohl einmal ein zweischneidiges Schwert werden kann; jedenfalls zeugt es von einem Mangel an politischer und diplomatischer Intelligenz, wenn die Hohe Pforte zugunsten ihres zweifelhaften Rechts auf das Kalifat auch bei den Moslim, welche Untertanen europäischer Mächte sind, die Propagandatrommel rühren läßt. Derjenige, welcher sich auf das Recht des Stärksten beruft, verliert natürlicherweise auch von Rechts wegen dies Recht, wenn er einmal aufhört, in Wirklichkeit der Stärkste zu sein. Daß das Imamat der türkischen Sultane verhältnismäßig noch so viele Anhänger zählt, auch unter den Moslim, welche außerhalb der Grenzen des osmanischen Reiches wohnen, hat sei-

*) Diese befinden sich noch heute in der Moschee Ajub in Konstantinopel; nämlich 1. die Chirqah, ein Stück von Muhammeds Mantel, die heilige Fahne des Kalifen; 2. das Schwert des Kalifen Omar; 3. einige Haare aus dem Barte des Propheten.

nen Grund in der Tatsache, daß für die orthodoxen Gläubigen, der Lehre des Islam zufolge, ein Fürst als Oberhaupt der Moslim auf Erden anwesend sein muß, und daß andere muhammedanische Fürsten, welche selbst kein Recht auf das Imamat haben und das der türkischen Sultane nicht anerkennen wollen, ihre Herrschaft über gläubige Moslim auf keinen anderen Rechtsgrund stützen können, als auf ihren Titel „unabhängiger Gouverneur" eines fiktiven, nicht mehr bestehenden Kalifenreiches.

Das Imamat der türkischen Sultane ist demnach vom Standpunkt des muhammedanischen Rechts sehr zweifelhaft, und es wird auch in Wirklichkeit von vielen Moslim bestritten. Unter den Sunniten (orthodoxen) ist es zuerst der Sultan von Marokko, welcher den türkischen Sultan als Imâm nicht anerkennt. Er ist ein Nachkomme von Muhammeds Enkel Hasan, gehört also zur edelsten Familie des edelsten Stammes des edelsten Volkes, und ist aus diesem Grunde viel zu erhaben, um einen Fürsten von nicht-arabischer Herkunft als sein Oberhaupt anzuerkennen, auch wenn die Schariah nicht ausdrücklich fordern würde, daß der Oberfürst aller Moslim ein Koraischit sein muß. Der marokkanische Potentat führt den, oben bereits erwähnten Titel Emir-al-mominin und betrachtet sich als den Erben der spanischen Kalifen, welche im Jahre 1236 nach der Einnahme von Cordova durch die Christen ihren Regierungssitz nach Granada verlegt hatten, und deren Reich im Jahre 1492 endgültig zusammenbrach. Außerhalb Marokkos und dem daran grenzenden Teile der westlichen Sahara hat jedoch das Imamat der Sultane von Marokko keine Anhänger.

Zweitens wird der türkische Sultan als Imâm nicht anerkannt von den meisten arabischen Stämmen. Diese Ritter der Wüste sehen wohl in ihm den mächtigsten muhammedanischen Fürsten, dessen Stimme in der Weltpolitik noch einiges Gewicht hat, aber sie nennen ihn einfach ihren „Schirmherrn" (arab. hâmi). Sie mögen ihm manchmal ihre Streitigkeiten untereinander zur Entscheidung vortragen, auch seinen Namen im Freitagsgebet erwähnen, von wirklicher Unterwerfung unter einen nicht-arabischen Fürsten, er sei Türke, Engländer oder Franzose, ist keine Rede. Selbst über die Beduinen der Provinz Hidjaz, welche dem Namen nach zu den ottomanischen Untertanen zählen, übt die Hohe Pforte keine direkte Regierungsgewalt aus; nur dem Einfluß des Großscherifs von Mekka ist es zu danken, wenn die Befehle der türkischen Regierung nicht ganz in den Wind geschlagen werden.

Die sunnitischen Fürsten, welche Vasallen oder direkte Untertanen christlicher Mächte sind, erkennen in der Regel das Imamat der türkischen Sultane an; aber solange sie nicht vom Panislamismus beeinflußt werden, hat dies nur eine theoretische, keine praktische Bedeutung. Diese Fürsten lassen z. B. manchmal im Freitagsgebet den Namen des türkischen Sultans, oft noch vor ihrem eigenen Namen, erwähnen; doch dies ist in der Regel eine bloße Formalität, deren Bedeutung

sie meistens ebensowenig begreifen, als die hochtrabenden arabischen Titel, welche sie führen. Allein im Falle eines Aufstandes gegen den christlichen Herrscher werden manchmal die Blicke nach Konstantinopel gerichtet, von wo man Hilfe oder Intervention erwartet, bisher freilich, wenigstens insofern man offiziellen Berichten Glauben schenken darf, immer vergeblich.

Ausführlicher muß hier der Standpunkt der nicht-orthodoxen Moslim, welche das Imamat der türkischen Sultane nicht anerkennen, beleuchtet werden. Ein Teil der Muhammedaner nämlich gehört schiitischen, ketzerischen Sekten an; ihre Trennung von der sunnitischen Orthodoxie ist zum großen Teile, mit Ausnahme der Wahabiten, gerade auf Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich des Imamats zurückzuführen. Der schon von Muhammed gemachte Fehler, die geistlichen und weltlichen Bedürfnisse des Islam ein und derselben Person anzuvertrauen, ist der Grund für die Tatsache, daß schon wenige Jahrzehnte nach seinem Tode in dem von ihm gestifteten Gottesdienst Sekten und politische Parteien entstanden, welche den Islam zersplitterten. Die der Orthodoxie feindlichen Sekten können den türkischen Sultan nicht als ihr Oberhaupt anerkennen, ohne dadurch aufzuhören, besondere Sekten zu bilden.

Die am meisten hier in Betracht kommende Sekte ist die der Schiiten (abgeleitet vom arab. sji'ah, d. h. Sekte). In Persien und im Kaukasus ist beinahe die gesamte muhammedanische Bevölkerung schiitisch; in Britisch-Indien sind sie über das ganze Land zerstreut, nur in der Provinz Oudh findet man sie in kompakter Masse. Auch in Jemen bilden die Schiiten die Mehrheit; in anderen Ländern treten sie nur sporadisch auf. Ihre Gesamtzahl wird auf 20 Millionen geschätzt. Ursprünglich bildeten sie die Partei des Kalifen Ali, ihr Hauptstützpunkt lag in Persien. Die Perser, welche von jeher ihre Könige als überirdische Wesen verehrt hatten und gewohnt waren, die Thronfolge den Söhnen des Herrschers zuzuerkennen, nahmen diese Grundsätze, als sie Moslim wurden, auch in den Islam mit hinüber. Sie sahen von Anfang an in Ali, welcher dem verstorbenen Propheten als Verwandter am nächsten stand, den legitimen Fürst der Gläubigen; er stand in ihren Augen viel höher als Moawijah, ja selbst als die drei ersten Kalifen Abu-Bakr, Omar und Othman. Die Perser verwarfen demnach die Rechtsgültigkeit der Herrschaft der drei ersten Kalifen und ihre Verordnungen auf juridischem und theologischem Gebiet. Mit anderen Worten: während die Sunniten den vier ersten Kalifen eine geistige Autorität zuerkennen, welche man am besten mit derjenigen vergleicht, welche die Apostel im Christentum besitzen, verwerfen die Schiiten die Autorität der drei ersten Kalifen und stützen sich ausschließlich auf die Aussprüche und Verordnungen Alis. Sie verehren Ali, dessen Frau Fatimah und beider Söhne Hasan und Husein nicht nur als gewöhnliche Heilige, wie es bei den Orthodoxen auch der Fall ist, sondern sie tun dies in einem solchen Maße, daß die Verehrung von Muhammed in den Hintergrund tritt.

Selbst die Präexistenz von Ali wurde in die schiitischen Glaubenssätze aufgenommen. Das Verwerfen der Autorität der drei ersten Kalifen schließt natürlich auch das Verwerfen der Beschlüsse der muhammedanischen Urgemeinde, welche sie gewählt hatte, in sich; die Beschlüsse dieser ersten, apostolischen Gemeinde bilden aber eine der Hauptgrundlagen für den sunnitischen Islam. Die Übereinstimmung (arab. Idjmâ) der Beschlüsse dieser apostolischen Gemeinde (arab. Djamâ'ah) ist, wie bereits erwähnt wurde, neben dem Koran und der Sunnah, eine über alle menschliche Kritik erhabene Quelle für das Schariahgesetz.

Der gemäßigte Schiitismus, wie er heute nicht allein in Persien, sondern auch in anderen Ländern herrscht, ist die einzige Fraktion, welche in politischer Hinsicht unsere Beachtung verdient. Die Ismailiten, welche hier und dort nur noch sporadisch vorkommen, sind vollständig machtlos. Die Drusen, welche sich im 11. Jahrhundert von den Ismailiten trennten und jetzt noch in Syrien angetroffen werden, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, da sie tatsächlich bereits außerhalb des Islam stehen; dasselbe ist der Fall mit der im 19. Jahrhundert entstandenen, jetzt noch in Persien vorkommenden Sekte der Bâbis. Von allen Moslim unterwerfen sich die Schiiten am leichtesten einem christlichen Fürsten, da es für sie bis zum jüngsten Tage nur noch lokale Fürsten geben kann. Jede Person, welche sich als Imâm aufwerfen wollte, würde dadurch mit den Rechten des abwesenden, doch stets lebenden und regierenden Mahdis in Konflikt kommen. Am liebsten haben sie natürlich Fürsten eigener Nationalität, welche zu ihrer Sekte gehören; ist dies unmöglich, dann ist es ihnen im Grunde gleichgültig, wer über sie herrscht. Jedenfalls ziehen sie eine gute europäische Regierung der Mißwirtschaft eines sunnitischen Potentaten vor.

III.

Neben den Schiiten, welche, wie aus obigem ersichtlich, das Imamat der Hohen Pforte grundsätzlich bestreiten, verdient die Sekte der Wahabiten unsere Aufmerksamkeit, und dies umsomehr, weil sie zu den orthodoxen Muhammedanern gehören. Ihr Einfluß ist begrenzt auf Zentral-Arabien und den nordwestlichen Teil von Britisch-Indien; man schätzt ihre Gesamtzahl auf $2^1/_2$ Millionen Seelen.*) Die Sekte hat einen streng puritanischen Charakter. Der Name Wahabiten kommt von dem Stifter der Sekte, Muhammad bin 'Abd al-Wahâb, einem Araber aus Nedjd; er war am Anfang des 18. Jahrhunderts geboren. Nachdem er an den

*) Über die Wahabiten im allgemeinen handeln: Burckhardt, Notes on the Bedouins and Wahabys, London, 1830; Dozy, Het Islamisme, Haarlem, 1900; von Kremer, Ideen, p. 184 ff. — Über das Reich der Wahabiten in Central-Arabien: Palgrave, Central and Eastern Arabia, London 1868; über die Wahabiten in Britisch-Indien: Hunter, The Indian Musalmans, London, 1872.

bedeutendsten Hochschulen der damaligen Zeit die muhammedanischen Wissenschaften studiert hatte, kam er nach Mekka, wo er eine Reformation des Islam predigte. Er lehrte u. a., nur Allahs Wort, der Koran und die überlieferten Handlungen und Aussprüche Muhammeds seien für die Gläubigen aller Zeiten bindend; er verwarf die Aussprüche der bei den Orthodoxen als Autorität geltenden Theologen und Juristen der späteren Zeit, auch die bindende Kraft der Beschlüsse der ersten apostolischen muhammedanischen Gemeinde, welche dem Koran und der Sunnah zugefügt worden waren. Jede Zeit, so lehrte er, darf den Koran und die Sunnah selbständig interpretieren, ohne an irgend eine traditionelle menschliche Autorität gebunden zu sein; wenn also frühere Juristen Begriffe in den Islam aufgenommen haben, welche mit Koran und Sunnah in Streit sind, so muß man zur ursprünglichen Lehre zurückkehren. Während also die Orthodoxie das individuelle Gewissen als höchste Instanz nur in bezug auf die Interpretation und Anwendung des Schariahgesetzes und der Glaubenslehre beschließen lassen, dehnt Muhammed bin 'Abd al-Wahâb dies Recht der Gewissensforschung auch aus auf Koran und Sunnah. An erster Stelle bekämpfte er den zunehmenden Luxus, die Sittenverderbnis, und namentlich die der kirchlichen und weltlichen Würdenträger in den beiden heiligen Städten; ferner eiferte er gegen die gewissenlose Ausbeutung der Pilger daselbst, das Spielen, den Genuß alkoholischer Getränke, die unerlaubte Musik, das Tabakrauchen, und andere Dinge. Auf religiösem Gebiet bestritt er vor allem die Verehrung der Heiligen, der heiligen Gräber und der Reliquien; die Verehrung von Muhammeds Grab in Medina nannte er Abgötterei, denn er wollte nichts wissen von einem Mittler zwischen Allah und dem sündigen Menschen. Der, wie man sagt, aus dem Himmel stammende schwarze Stein — der heiligste Gegenstand an der Kabah in Mekka — war ihm ein Greuel. Dagegen verlangte er genaue Befolgung der im Koran und in der Sunnah vorgeschriebenen Religionspflichten, er verbot die mystischen Devotionen der sogenannten geistlichen Brüderschaften mit all ihren Auswüchsen, wie Rosenkränze usw. Es war, mit einem Worte, eine Reaktion des alt-arabischen Geistes, nicht nur gegen die auch von anderen Sunniten mißbilligte Vernachlässigung des orthodoxen Islam durch weniger sittenstrenge Naturen und neubekehrte, noch halb heidnische Völker, sondern auch gegen das von den arabischen Theologen und Juristen des Mittelalters errichtete Gebäude der Glaubenslehre und des Rechts, welches wohl in technischer Hinsicht wunderbar konstruiert, bei dem aber herzlich wenig Baumaterial aus Koran und Sunnah Verwendung gefunden hatte. Es ist selbstverständlich, daß die Bewohner von Mekka und Medina, welche fast ausschließlich ihren Lebensunterhalt gerade mit dem verdienten, was Muhammed bin 'Abd al-Wahâb verwarf, den Neuerungen äußerst feindlich gegenüberstanden. Bei den Beduinen hingegen fand die neue Lehre bald Eingang; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand denn

auch in Arabien ein mächtiges wahabitisches Reich, das sich bis nach Mesopotamien und Syrien ausbreitete, bis schließlich im Jahre 1806 auch Mekka und Medina in die Hände der Wahabiten fielen.

Ein regelrechter Bildersturm folgte nun; die Heiligtümer wurden ihrer Verzierungen beraubt, die heiligen Gräber verwüstet, selbst das Grab Muhammeds wurde geschändet, und der schwarze Stein in Stücke geschlagen. Mit Peitschen wurden die Moslim am Freitag in die Moschee getrieben; Scheiterhaufen errichtete man und verbrannte darauf Rosenkränze, Tabakspfeifen, Musikinstrumente und verbotene Bücher; die öffentlichen Vergnügungslokale und Erholungsstätten wurden geschlossen, selbst im engeren Familienkreise durfte man keine andere Fröhlichkeit zeigen, als Koran und Sunnah erlaubten. Das gesamte gesellschaftliche Leben in Mekka und Medina wurde neu organisiert auf eine Weise, welche, wenn auch in anderer Form, den von Calvin in Genf und von Knox in Edinburg geschaffenen Zuständen glich. Abgesehen von diesen Übertreibungen war die Herrschaft der Wahabiten in den beiden heiligen Städten dennoch eine große Verbesserung. Die Bestechlichkeit der Richter und die Simonie der Moscheebeamten hörten auf; die für fromme Stiftungen bestimmten Gelder flossen nicht mehr in die Taschen ungetreuer Administratoren; es bestand kein Unterschied mehr zwischen reichen und armen Pilgern, allen wurde die Gelegenheit geboten, ihre Religionspflichten zu erfüllen, und es wurde dafür gesorgt, daß auch die Ärmsten während ihres Aufenthaltes in Mekka unter Dach kamen. Der Pilger, welcher zur Wallfahrt nach Mekka gekommen war, wurde gezwungen, es mit seinen Religionspflichten ernst zu nehmen; die Vergnügungen, welche während der Wallfahrtszeit früher in Mekka stattgefunden hatten und jetzt wieder stattfinden, wurden verboten, was zur Folge hatte, daß der Strom der Pilger bedeutend abnahm. Diejenigen aber, welche in einer aufrichtig frommen Stimmung nach Mekka kamen, waren mit den Neuerungen durchaus einverstanden. Auch nach der Eroberung der heiligen Städte durch die ägyptischen Truppen lebte der Wahabismus bei ernsten Leuten im geheimen fort und machte unter den fremden Pilgern Propaganda; viele dieser letzteren gingen zum Wahabismus über, und, später in ihre Heimat zurückgekehrt, führten sie die neue Lehre bei ihren Volks- und Glaubensgenossen ein. Auf diese Weise wurde der Wahabismus im Jahre 1822 nach Britisch-Indien verpflanzt, nachdem er schon 1803 auf Sumatra gepredigt worden war, wo dessen Anhänger in der Geschichte allgemein als die Sekte der Padris bekannt sind.

Lange dauerte jedoch die Herrschaft der Wahabiten in Mekka und Medina nicht. Die Hohe Pforte glaubte als „Beschützerin der beiden heiligen Städte" intervenieren zu müssen, und beauftragte den damaligen Pascha von Ägypten, die alten Zustände in der Provinz Hidjaz, oder wie man sich ausdrückte, „die Ordnung", wiederherzustellen. Im Jahre 1812 wurden demzufolge die Waha-

biten aus Medina, und im folgenden Jahre auch aus Mekka vertrieben; aber alle späteren Versuche, ihre Herrschaft in Zentralarabien endgültig zu zerstören, mißlangen. Seit dieser Zeit haben jedoch die Wahabiten von ihrer Seite ebenfalls keine feindlichen Anfälle mehr auf ihre sunnitischen und schiitischen Nachbarn gewagt; aber sie haben das Auftreten der türkischen Regierung ihnen gegenüber noch nicht vergessen, und es ist daher ganz natürlich, daß sie die Türken über alles hassen. Wenn ihre religiösen Grundsätze dies zuließen, würden sie gewiß ein europäisches Protektorat der türkischen Herrschaft vorziehen. Obwohl die Wahabiten in Britisch-Indien für ihren Abscheu gegen die Türken nicht dieselben Gründe haben, als ihre Glaubensgenossen in Arabien, so ist doch auch dort ihr Hauptziel darauf gerichtet, das Imamat der türkischen Sultane zu bekämpfen. Von den Wahabiten würde die prinzipielle Anerkennung einer christlichen Herrschaft noch schwieriger zu erlangen sein, als von den Sunniten, weil sich erstere in ihrem Verhalten den Ungläubigen gegenüber ausschließlich auf den Koran und die Sunnah stützen, während bei den übrigen Sunniten die Juristen und Theologen die scharfen Kanten der koranischen Vorschriften über das Verhalten der Moslim den Ungläubigen gegenüber doch im Laufe der Zeiten etwas abgeschliffen haben.

Ungefähr auf demselben Standpunkt hinsichtlich des Panislamismus steht die Sekte der Ibâdhiten in Omân, Sansibar, Deutsch-Ostafrika und im Süden von Algerien. Ihre Zahl dürfte zwei Millionen nicht überschreiten, welche zum größten Teile in Omân wohnen. Omân riß sich Ende des 8. Jahrhunderts vom Kalifenreiche los, und der Ibâdhismus wurde zum Staatsgottesdienst erhoben. Die Fürsten von Omân nahmen später, im Jahre 1784, auch Sansibar in Besitz, wo jedoch die Ibâdhiten stets in der Minderheit waren; 1856 wurde Sansibar wieder selbständig und die Rechtsgleichheit der Orthodoxen und Ibâdhiten im Sultanat proklamiert. In Nord-Afrika fiel der Ibâdhismus namentlich bei den Berbern auf günstigen Boden; heute jedoch findet man Anhänger der Sekte nur noch bei dem Stamme der Mozabiten, in Süd-Algerien, und bei verschiedenen kleineren, über ganz Nord-Afrika zerstreut wohnenden Berberstämmen.

Zum Schluß müssen noch die Mahdisten im Sudan erwähnt werden. Es *scheint*, daß diese Sekte seit ihrer Zerstreuung im November 1899 durch die englisch-ägyptische Armee nur noch historisches Interesse verdient; doch es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es nur so *scheint*. Ob die Sekte in Wirklichkeit noch besteht, und welchen Einfluß dieselbe besitzt im Sudan und den angrenzenden Landschaften, weiß man nicht. Oben wurde schon das Mahdi-Dogma der Schiiten erwähnt; auch die Sunniten haben dies Dogma in ihr Glaubensbekenntnis aufgenommen, aber in einer anderen Form. Der sunnitische Mahdi ist nämlich nicht eine jetzt schon lebende, doch abwesende und unbekannte

Person, sondern er soll erst am Ende der Tage aus den Nachkommen von Ali und Fatimah geboren werden und an gewissen körperlichen Merkmalen erkennbar sein. Auch der sunnitische Mahdi soll ein tausendjähriges Reich von Frieden und Eintracht stiften, als Vorläufer des jüngsten Gerichts. Unter den vielen Personen, welche sich im Laufe der Zeiten als Mahdi ausgegeben haben, war Muhammed bin Ahmad, geboren im Jahre 1847 in Dongola, einer der merkwürdigsten. Die von ihm im Jahre 1881 ins Leben gerufene Bewegung zur Gründung eines Mâhdi-Reiches war von solchem Erfolg gekrönt, daß er bei seinem Tode, 1885, im ganzen westlichen Sudan als Mahdi anerkannt und verehrt wurde. Er hatte bei Lebzeiten zu seinem Nachfolger den Kalif Abd-Allah angewiesen, welcher in den Kämpfen mit den anglo-ägyptischen Truppen sein Leben verlor, womit auch das Reich zerfiel. Das von Muhammed bin Ahmad gegründete Mâhdi-Reich war weit davon entfernt, wie es das sunnitische Dogma vorschreibt, ein Reich von Friede und Eintracht zu sein; er selbst zeigte sich außerdem als ein schlechter orthodoxer Mahdi, da er viele Neuerungen für das tägliche Gebet einführte und die im Koran ausdrücklich vorgeschriebene*) Wallfahrt nach Mekka verbot. Natürlich konnten auch die Anhänger dieses Mahdi unmöglich die türkischen Sultane als Imâm anerkennen.

Nach diesen Ausführungen über das Kalifat im allgemeinen und das türkische Kalifat im besonderen wird es niemand mehr wundern, wenn beim Ausbruch des Balkankrieges weder die englische noch die französische Regierung in ihrer Haltung der Türkei gegenüber Rücksicht genommen haben auf ihre muhammedanischen Untertanen. Es war auch durchaus kein Grund vorhanden, an einen Aufstand der Muhammedaner zu glauben. Abdul Hamid genoß ja bei allen Moslim ein hohes Ansehen; durch seine überaus schlaue Diplomatie war es ihm gelungen, die Augen aller Moslim nach Konstantinopel zu richten. Unter dem neuen Regime wurde das anders: der jetzige Sultan ist zu unbedeutend, um sein „Recht auf das Kalifat" in der muhammedanischen Welt außerhalb der Grenzen des osmanischen Reiches zur Geltung zu bringen. Er ist e r s t Türke, d a n n Moslim. Nur ein durch große Gaben ausgezeichneter Fanatiker, der sich als Mahdi ausgibt, könnte heute noch auf großen Anhang unter allen muhammedanischen Völkergruppen rechnen. Ein nüchterner Politiker, noch dazu ein „verfassungstreuer" türkischer Sultan, hat keine Aussicht auf Erfolg, um die muhammedanische Welt aus ihrem Schlafe und aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

*) Koran III, 91: „Dies Heiligtum (der Tempel in Mekka) ist reich an Wundern; schon Abraham betete dort an. Alle Menschen, welche die Wallfahrt verrichten können, müssen hierher kommen und Allah opfern." —

Professor Dr. Ernst Sieper: Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.

IV.

Die bessere gegenseitige Kenntnis der beiden Völker als Grundlage der Verständigung.

Gemeinsam zu lösende Kulturaufgaben.

Diesen beiden Programmpunkten waren die Verhandlungen des letzten Tages gewidmet. Ihre besondere Wichtigkeit hatte es den Veranstaltern der Konferenz für angezeigt erscheinen lassen, sie an die Spitze der Verhandlungen zu stellen, aber die Rücksicht auf den Bischof von Winchester, der erst am letzten Konferenztage in London anwesend sein konnte — hatte eine Programmänderung notwendig gemacht. Als erster Referent war der Unterzeichnete bestellt worden. Die Leitung der Konferenz hatte ihm zur Aufgabe gemacht, einmal in übersichtlicher Weise darzustellen, was bis jetzt in Deutschland geschehen ist, um einer besseren Kenntnis Englands — seiner Geschichte und seiner Bewohner die Bahn zu bereiten. Die nachfolgenden Zeilen geben den wesentlichen Inhalt seiner Ausführungen wieder:

„Welche Gründe der Mißstimmung zwischen England und Deutschland auch immer genannt werden mögen, wir stoßen, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, immer auf Vorurteile, falsche Vorstellungen und törichte Lehrsätze. Unkenntnis und Unwissenheit ist hier, wie immer, die Wurzel allen Übels. Sie alle kennen das große Wort Ihres großen Dichters, der auch für uns Deutsche eine lebendige Macht geworden ist und um unsere beiden Nationen ein geistiges Band geschlungen hat, das sich hoffentlich stärker erweisen wird als aller Unverstand und alles Übelwollen, ich meine das Wort Shakespeares: There is no darkness but ignorance.

Damit ist die Aufgabe desjenigen, der einer dauernden friedlichen Verständigung zwischen Deutschland und England die Bahn bereiten will, gewissermaßen vorgezeichnet. Es handelt sich darum, aufklärend zu wirken, durch Verbreitung von Kenntnissen den Vorurteilen und Torheiten zu begegnen, die allenthalben auftauchen.

Nur auf diese Weise können wir erwarten, daß wir endlich von dem Alp, der auf uns allen lastet, erlöst werden.

Ich gedenke eines anderen gottbegnadeten englischen Sängers. Man hat von ihm gesagt, daß er die Marschmusik der Zukunft für alle suchenden und strebenden Geister in Deutschland gesungen hat. Shelley war es, der seine Mission darin sah, die erlösende Macht des vollen Wissens zu verkünden.

Gewiß ist manches in Deutschland geschehen, um über Land und Leute in England aufzuklären, wie auch in England unstreitig das Bedürfnis, über Deutschland sich zu unterrichten, im Wachsen begriffen ist.

Was uns aber nottut, sind nicht gelegentliche Belehrungen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, sind nicht Aufklärungen, die dann erfolgen, wenn sich der Unsinn in besonders krasser Form hervorwagt. Was uns helfen kann, ist systematisch angelegte, vorsichtig organisierte und beharrlich durchgeführte Ausbreitung einer besseren gegenseitigen Kenntnis der beiden Kulturländer. Hier ist der Hebel, wo die Arbeit derjenigen Männer einzusetzen hat, denen die Pflege der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt.

Ich habe ein Interesse daran, auch hier zu betonen, daß ich mich in denjenigen Grenzen halte, die mir durch Beruf, Lebenszwecke und Weltanschauung gegeben sind, wenn ich meine Kräfte dafür einsetze, daß wir in Deutschland zu einer ausgiebigeren Kenntnis von Land und Leuten in England gelangen. Ich bin, wenn ich diese persönliche Bemerkung machen darf, englischer Philologe, habe also der Erforschung der englischen Sprache, Literatur und Kultur meine Lebensarbeit gewidmet. Als Universitätslehrer liegt mir die Vorbildung derjenigen Landsleute ob, die später den Unterricht in der englischen Sprache und Literatur berufsmäßig auszuüben haben. Ich halte mich durchaus in dem Bereich der mir zugewiesenen Aufgaben, wenn ich eine bessere Kenntnis Englands in Deutschland zu verbreiten suche.

Wenn ich mich nunmehr anschicke über die Mittel und Wege zu sprechen, durch die ich meinen Landsleuten eine ausgiebigere Kenntnis von England zu vermitteln gedenke, so möchte ich betonen, daß ich, von bloßen Problemen und Projekten absehend, mich auf solche Dinge beschränke, die bereits ausgeführt sind oder deren Ausführung doch gesichert ist. An Plänen und Projekten ist auch in den Kreisen der Freunde der deutsch-englischen Verständigung kein Mangel. Sie sind in solchem Überfluß vorhanden, daß der Erfolg derjenigen Unternehmungen, die wirklich in Angriff genommen werden, darunter leidet.

Es sei mir gestattet, zunächst über die von mir herausgegebene Bibliothek, die „Kultur des modernen England" einiges wenige anzumerken. Es handelt sich dabei um eine Sammlung von Monographien über das geistige, künstlerische, literarische, soziale, politische, religiöse und staatliche Leben in England. Die Monographien sollen zwar von wissenschaftlichen Autoritäten geschrieben, aber in der Darstellung doch so gehalten sein, daß sie sich an alle Leser von allgemeiner Bildung wenden.

Der Plan zu diesen Monographien hatte zunächst nichts mit meinen Bestrebungen für die deutsch-englische Verständigung zu tun. Jahrzehntelange sorgfältige Beobachtung englischer Verhältnisse bestärkten in mir immermehr die Überzeugung, welch enormer Kulturwert der englischen Nation innewohnt.

Und es war ein natürlicher Wunsch, die Kenntnis derjenigen Gebiete, in denen die englische Zivilisation vorbildlich ist, auch meinen Landsleuten zu vermitteln. An Büchern über England war ja bislang auch in Deutschland kein Mangel. Eine sorgfältige Beobachtung dieser Bücher aber ließ vielfach einen doppelten Mangel hervortreten:

1. wandten sich diese Schriften in den meisten Fällen an einen exklusiven Kreis von Lesern;

2. hat die Beobachtung und Darstellung vielfach ein zu enges Gesichtsfeld. Die großen Zusammenhänge schienen mir zu wenig berücksichtigt. Eine umfassende Aufklärungsarbeit kann also von diesen Schriften nicht erwartet werden.

Das wäre vielmehr, so sagte ich mir, Aufgabe eines großzügig angelegten und zweckmäßig organisierten Unternehmens.

Aus diesen Erwägungen entstand „Die Kultur des modernen England".

Ich werde Ihnen am besten an der Hand des den einzelnen Bänden beigegebenen Programms über Anlage, Zweck und Bedeutung des Unternehmens Aufschluß geben können.

Die Sammlung — so heißt es in diesem Programm — soll ein Bild geben von dem Kulturwert Englands auf dem Gebiete des staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen, literarischen und künstlerischen Lebens. Sie sucht damit eine Aufgabe zu erfüllen, die seit langer Zeit als ein erstrebenswertes Ziel der deutschen Wissenschaft bezeichnet wurde, nämlich über die vorbildlichen Züge des englischen Kulturlebens eine ausgiebige Kenntnis in Deutschland zu verbreiten. Das Unternehmen dient damit einem dreifachen Zwecke.

1. Will es uns helfen, unsere eigene kulturelle Entwicklung zu befruchten und zu fördern dadurch, daß es uns neue Ausblicke eröffnet, unsern Blick auf Verhältnisse und Gebiete richtet, die in mancher Hinsicht eine reichere und fruchtbarere Entwicklung zeigen, als sie die entsprechenden deutschen Gebiete aufweisen.

2. Will das Unternehmen ein unentbehrliches Hilfsmittel schaffen für Studium und Unterricht der Neuphilologen. Daß uns die neuere Philologie verpflichtet, ein Gesamtbild von den Kulturverhältnissen der modernen Völker zu geben, darüber kann ein Zweifel wohl nicht bestehen. Selbst diejenigen, die das Studium der französischen und englischen Philologie im wesentlichen als ein Studium der Sprache und Literatur der beiden Völker aufgefaßt wissen wollen, erklären, daß dieses Studium im engsten Zusammenhang mit allen Erscheinungen des kulturellen Lebens geübt werden müsse. Eine Darstellung der Kultur des modernen England wird darum jedem neuphilologischen Lehrer und Studenten, der sich der idealen Aufgabe seiner Wissenschaft, in die

gesamte Kultur des fremden Volkes einzudringen, bewußt ist, mehr als willkommen sein.

3. Werden durch eine solche Art der Unterweisung und Belehrung der aus vielen Gründen wünschenswerten Verständigung zwischen Deutschland und England die Wege gebahnt. Alle Bemühungen, freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England herbeizuführen, werden so lange nicht von dauerndem Erfolg begleitet sein können, als beide Länder so wenig voneinander wissen.

Es ist nicht genug damit, Bücher zu schreiben. Sollen sie ihren Zweck erfüllen, so müssen sie auch an die richtige Adresse gelangen, mit anderen Worten die nötige Verbreitung finden. Um meine Sammlung auch denjenigen Volks- und Schulbibliotheken zugute kommen zu lassen, deren Etat die Anschaffung nicht gestatten würde, ist mir von Freunden der guten Sache ein Fonds zur Verfügung gestellt worden, aus dem die Bücher gratis an geeignete Stellen verteilt werden sollen. Freilich sind die verfügbar gemachten Mittel immerhin noch bescheiden. Aber es ist Aussicht vorhanden, daß sie durch Zuwendungen namhafter Persönlichkeiten vermehrt werden. Und ich überschreite wohl die mir hier gezogene Schranke nicht, wenn ich auch an unsere englischen Freunde die Bitte richte, uns zu helfen, wenn sie in der Lage sind, zur Förderung des Unternehmens irgendwie beitragen zu können. Vielleicht darf ich vor diesem Kreise hinzufügen, daß auch die hochherzigen Souveräne unserer beiden Länder — der Kaiser von Deutschland und der König von England — ihr lebhaftes Interesse an dem Unternehmen bekundet haben.

The work that does not go home, does not go far. Diesen englischen Gedanken würden wir in Deutschland vielleicht so formulieren: Die Arbeit, welche nicht mit der Schule beginnt, hat keinen sonderlichen Wert. Mit der Schule müssen wir beginnen, wenn wir uns von den Banden nationalistischer Anschauung freimachen und zu einer objektiven Würdigung fremden Wesens erziehen wollen. Wir sind, wenn es sich darum handelt, die Kenntnis der Kultur Englands schon unserer Jugend zu vermitteln, in Deutschland ziemlich günstig gestellt. Das Englische ist obligatorisch in den meisten der Sekundärschulen. In anderen ist es wenigstens fakultativ eingeführt. Auch die technischen Unterrichtsanstalten wollen das Englische nicht länger entbehren. Nun ist durch eine gründliche Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichtes dahingewirkt worden, daß die Schüler von einer öden Grammatikpaukerei befreit und an die Sprache selbst gewiesen wurden, um aus dem lebendigen Sprachgut auf induktivem Wege und durch praktische, sorgfältig geleitete Übung das fremde Idiom meistern zu lernen.

Ich schätze mich glücklich, daß auch die beiden Männer unter uns weilen, die in Deutschland bei der Reform des Sprachunterrichtes stets an erster Stelle

gestanden haben: die Herren Direktor Dörr und Professor Wendt. Die Reformer auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrichts haben nun stets betont, daß das Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts sein müsse, auch in das Wesen des fremden Volkes einzuführen. Um das zu können, müssen die Stoffe, die in den Mittelpunkt des fremdsprachlichen Unterrichts gestellt werden, dem Kulturkreis des betreffenden Volkes entnommen werden. Eine Reihe trefflicher Hilfsbücher für den Unterricht sucht diese Forderung zu erfüllen. Ich selbst habe mich in Verbindung mit einem namhaften preußischen Schulmann, Dr Ricken, bemüht, auch hier systematisch vorzugehen und eine Serie englischer Lesebücher für den Schulunterricht herauszugeben, die in ihrer Gesamtheit sich als „Englische Volks- und Landeskunde" bezeichnen lassen. Die beiden ersten Nummern der Serie sind bereits erschienen. Weitere Auskunft über Anlage und Zweck des Unternehmens gibt der von der Verlagshandlung herausgegebene Prospekt, auf den ich die interessierten Kreise verweise.

Auch hier darf wohl bemerkt werden, daß es sich nicht um vage Pläne, sondern um ein lebensfähiges Unternehmen handelt. In ganz kurzer Zeit war die erste Auflage der Geography of the British Isles, mit der die Serie eröffnet wurde, vergriffen.

Daß unser Wunsch, mit England im guten Einvernehmen zu bleiben, keine Feindschaft gegen ein anderes Land, namentlich gegen Frankreich, in sich schließt, ersehen Sie aus der Tatsache, daß eine ähnliche Serie von fremdsprachlichen Lesebüchern auch für die französische Landeskunde geplant ist.

Wir leben in dem Zeitalter der Vorträge. Es wäre töricht, das weit verbreitete Bedürfnis nach guten Vorträgen nicht in den Dienst unserer Sache stellen zu wollen. In der letzten Jahresversammlung unseres deutsch-englischen Komitees haben wir beschlossen, auch eine Zentralstelle für gute Vorträge über England zu schaffen. Ich bin jetzt dabei, eine Liste derjenigen Männer und Frauen zusammenzustellen, welche gewillt und berufen sind über Land und Leute in England zu sprechen.

Diese Liste soll an alle deutschen Vortragsverbände hinausgehen. Ein ehrliches Bedürfnis nach sachkundigen Informationen ist in Deutschland tatsächlich vorhanden. Sobald durch die Zeitungen von unserer Zentralstelle für das Vortragswesen über England Kunde erging, haben sich eine Reihe angesehener Vortragsverbände um Hilfe und Beratung an mich gewendet. Auch hier gilt es durch Bestellung geeigneter Persönlichkeiten den berufsmäßigen Schwätzern und Chauvinisten das Heft aus den Händen zu winden.

Viel wirksamer natürlich als das gesprochene und geschriebene Wort ist die lebendige Anschauung, wenn es gilt, fremde Länder und Völker kennen zu lernen. In Deutschland haben wir seit langem die Forderung gestellt, daß unsere Lehramtskandidaten, die die Befähigung zur Erteilung des englischen Unterrichts erhalten wollen, einen Teil ihrer Studienzeit in England verbracht haben müssen. Es ist

anzuerkennen, daß da der Staat mit Stipendien zu Hilfe kommt. Freilich ist die materielle Hilfeleistung von seiten des Staates nach Auffassung der Fachleute immer noch nicht ausreichend. Aber ein guter Anfang ist gemacht, und wir werden sicher auch bald noch weiter kommen.

Freilich ist es nicht damit getan, daß die jungen Leute aus Deutschland nach England gehen. Wir müssen auch die Garantie haben, daß sie hier ihre Zeit zweckmäßig ausnützen, die richtige Führung und Leitung haben, Gelegenheit finden, mit den Strömungen der fremden Kultur und Gesellschaft überall in wirksame Berührung zu kommen. Für diesen Zweck ist seit langem ein Reichsinstitut für Neuphilologen in London geplant. Unser verehrter Freund Dr Breul hat im Bunde mit anderen namhaften Fachgenossen seit langem um die Verwirklichung der Idee sich bemüht. Hoffentlich sind wir auch hier von unserem Ziel nicht allzuweit entfernt.

Derselbe Gedanke, der uns bestimmt, unsere jungen Neuphilologen ins Ausland zu führen, lebte auch in Ihrem großen, weitsichtigen Landsmann Cecil Rhodes, als er durch seine letztwillige Verfügung die Möglichkeit schuf, daß alljährlich eine Reihe junger, intelligenter Deutscher nach England kommen können, um in Ihrer alten ehrwürdigen Universitätsstadt Oxford einen Teil ihrer akademischen Jahre zu verleben. Oxford empfängt bereits seit einer langen Reihe von Jahren seine Cecil Rhodes-Scholars. Und ein wiederholter Austausch mit jenen Persönlichkeiten, die mit der Ordnung und Leitung dieser hochherzigen Einrichtung betraut sind, haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß trotz dieser oder jener Unzulänglichkeiten der ideelle Gewinn der Cecil Rhodes-Stiftung nicht gering anzuschlagen ist. Auch die jungen Engländer, die nach Deutschland kommen, kehren in ihre Heimat reicher an Erfahrung und Einsicht zurück. Durch diesen fortgesetzten Austausch junger, strebsamer Leute, die später in führenden Stellungen zu wirken berufen sind, wird allein schon eine gewisse geistige Verbindung der beiden Kulturländer gewährleistet.

Die Zahl der jungen Leute, die das Cecil Rhodes-Stipendium genießen, oder auch durch andere Stiftungen, z. B. die Sir Ernest Cassel-Stiftung, in den Stand gesetzt werden, ins Ausland zu gehen, ist immerhin beschränkt. Es wäre aber bedauerlich, wollte man die Segnungen eines Studienaufenthaltes im Ausland allein auf sie beschränken. Und so haben sich seit einer Reihe von Jahren wiederholt Kräfte geregt, um Studienreisen von Deutschland nach England und England nach Deutschland zu organisieren. Ich selbst habe an einer solchen Studienreise deutscher Studenten vor nunmehr 2 Jahren beratend und führend mich betätigen können, und dankbar möchte ich hier an dieser Stelle der Hilfe gedenken, die uns von einflußreichen Persönlichkeiten dieses großen, gastlichen Landes bei unserem Aufenthalt in London und in englischen Universitäten erwiesen wurde. Unser Vorsitzender Lord Courtney und

seine verehrte Gattin waren damals die eigentlich treibende Kraft des Anglo-German-Students-Committee.

Was ich damals hier in England an Belehrung, Anregung und echter Lebensfreude empfing, dies wird unvergessen bleiben.

In den Büchern, die hier ausliegen, finden Sie einen Bericht über die Ergebnisse jener Reise. In diesem Jahre konnten wir den Gegenbesuch der englischen Kommilitonen empfangen. Und die große Genugtuung bei der Organisation der Studienreise der englischen Studenten bestand darin, daß ich bei jedem, aber auch gar bei jedem der namhaften Männer, die ich für die Idee zu begeistern suchte, das bereitwilligste Entgegenkommen fand. Es sind mir damals aus dem Munde hochgestellter Männer in Deutschland trotz der Marokkowirren so viel einsichtige und freundliche Urteile über die Notwendigkeit der deutsch-englischen Verständigung gesagt worden, daß dies allein hinreichend wäre, mir die Gewißheit zu geben, daß ich auf dem rechten Wege bin, und daß die Bemühung, die beiden größten Kulturvölker germanischer Rasse zu friedlicher Gemeinschaft zu vereinen, des Schweißes der Edlen wert ist." —

Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn man den vorstehenden Ausführungen ein Referat hätte folgen lassen über die Bestrebungen, die in England an der Arbeit sind, um einer ausgiebigeren Kenntnis Deutschlands und seiner Bewohner die Wege zu bahnen. Zweifellos ist auch auf dem Insellande in den letzten Jahren manches geschehen, um zu einer besseren Würdigung Deutschlands zu gelangen. Die Vorlesungen und Übungen des letzten Ferienkursus in Oxford waren ausschließlich Deutschland gewidmet. Der Ferienkursus wurde mit einer bemerkenswerten Rede des Lord Haldane eingeleitet, die auch in Deutschland viel Beachtung gefunden hat. Im Herbst desselben Jahres vereinigten sich namhafte Professoren der Universität Manchester, um die Politik, die Geistes- und Literargeschichte Deutschlands sowie seine wirtschaftliche Entwickelung und Erziehung im 19. Jahrhundert zum Gegenstand eingehender Darlegungen zu machen. Die Vorlesungen liegen jetzt — in einem stattlichen Bande vereinigt — vor: „Germany in the Nineteenth Century". Five Lectures by J. H. Rose, C. H. Herford; E. C. K. Gonner and M. E. Sadler. Manchester 1912.

Andrerseits ist freilich nicht zu leugnen, daß der Durchschnittsengländer sein Wissen über Deutschland noch vielfach aus Werken schöpft, die durchaus nicht einwandfrei sind. Ich erwähne: J. Ellis Barker, Modern Germany, her political and economic problems. 3. Aufl. London 1909. — Ferner das vom Daily Mail herausgegebene: Our German Cousins. London 1909.*)

*) Leider werden auch von deutschen Autoren, selbst von solchen, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen, minderwertige Werke dieser Art angepriesen. In einem von dem Berliner Privat-Dozenten Heinrich Spies herausgegebenen Buche über das moderne England wird Ellis Barker's Arbeit unter den „besten Werken der neuesten Zeit" genannt.

Es war keine leichte Aufgabe, als in London ein deutscher Redner den Versuch unternahm, die Engländer an ihre Rückständigkeit in betreff der Kenntnis der fremden Kulturländer und insbesondere Deutschlands zu erinnern. Der bekannte neusprachliche Reformer Wendt, der Verfasser des ausgezeichneten Buches: England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen (4. Aufl. Leipzig 1912), legte im einzelnen dar, was England auf diesem Gebiete nachzuholen hat. Erstaunen und Befremden erregte seine Feststellung, daß das Studium des Deutschen auf dem Insellande in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat.

Auch Professor Breul, Cambridge, hat auf diese bedenkliche Tatsache bei mehrfachen Gelegenheiten energisch hingewiesen.

Glücklicherweise fehlt es auch in England nicht an Anstrengungen, um namentlich jüngeren Volksgenossen eine Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft mit Deutschland und seinen Bewohnern zu vermitteln.

Von Mr. T. A. Leonard, dem Sekretär der Cooperative Holidays Association, wurde ausgeführt, in welch erfolgreicher Weise die Gesellschaft seit Jahren bestrebt ist, einen Austausch zwischen deutschen und englischen Schülern in die Wege zu leiten. In der ersten diesjährigen Nummer der „Nachrichten" des deutsch-englischen Verständigungs-Komitees wird über das segensreiche Wirken der Gesellschaft durch einen Aufsatz Dr H. Scherers Bericht gegeben.

* * *

Es war von jeher ein Lieblingsgedanke des Lord Haldane, Deutschland und England auf diejenigen Gebiete zu verweisen, wo sie gemeinsame politische Interessen haben. Indem sich beide Länder, so lautete die Schlußfolgerung Haldanes, zu gemeinsamer Arbeit vereinigen und sich der ungeheuren Wichtigkeit eines Zusammenschlusses ihrer gewaltigen Energien bewußt werden, müssen sich am leichtesten die im Grunde kleinlichen Mißstimmungen und Rivalitäten beseitigen lassen. Bedeutungsvoller und wichtiger natürlich als solche gemeinsamen politischen Aufgaben sind die kulturellen Ideale, für deren Verwirklichung zu arbeiten beide

---

Was die Schriftstellerei des Ellis Barker, der mit seinem guten deutschen Namen Eltzbacher heißt und zu den schlimmsten Hetzern in England gehört, wert ist, und mit welch anfechtbaren Mitteln er operiert, wurde unlängst in der „Daily News" (vom 13. Januar 1910) von T. E. Horsfall, in überzeugender Weise beleuchtet: „it seems to me to be scandalous that articles by him on important subjects should be allowed to appear in English periodicals at a time when it is too desirable that the nation shall see facts as they really are." Der seichte Journalismus, den der Daily Mail in „Our German Cousins" zum besten gibt, wird von Spies als „sehr lesenswert" bezeichnet. Spies' Werk bezeichnet sich als Einführung in das Studium der englischen Kultur. Derjenige, der wirklich in die englische Kultur eindringen will, wird gut tun, Spies' Ratschläge nicht zu befolgen!

Länder durch Natur, Geschichte und Abstammung berufen sind. Wenn einst beide Nationen ihre Aufgabe und Verantwortung vollkommen erkannt haben, dann werden sie ganz von selbst dazu gelangen, sich einander zu nähern und gemeinsam die wahren Ziele der Menschlichkeit fördern zu helfen.

Eingeleitet wurde die Diskussion durch ein kurzes, aber äußerst wirkungsvolles Referat des Bischofs von Winchester. „Sobald das deutsche und das britische Volk", so führte der redegewaltige Geistliche aus, „ihre Gedanken auf die ihnen zugewiesenen Pflichten gerichtet haben, dann werden im Namen Gottes, der Menschlichkeit und unseres eigenen guten Rufes die Regungen von Streit und Zwietracht dem Wunsch nach Frieden weichen. Denn wir müssen bedenken, daß Deutschland und Großbritannien, im Verein mit Frankreich und den Völkern Amerikas und unserer Kolonien, die Erben und Bewahrer der ganzen europäischen Bewegung sind. Wir haben Unterschiede der Empfindung und des Temperaments. Deutschland, möchte ich glauben, repräsentiert besonders die Gestaltung des Lebens unter der Leitung der Vernunft, zugleich mit einem reichen Zusatz von erhabenem Gefühl und Idealismus.

Die britische Nation bewahrt vielleicht die Tradition praktischer Tatkraft mit einem Rückhalt von Charakterstärke und gesundem Verstand, Eigenschaften, welche ihr, wie ihre Kritiker oft betont haben, die Möglichkeit verliehen, „sich notdürftig durchzuschlagen". So sind wir verschieden, obgleich wir gerade durch diese Verschiedenheiten uns oft gegenseitig beispringen. Wir auf dieser Seite des Kanals wissen jedenfalls, wie sehr wir deutscher Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Forschung verpflichtet sind.

Die Deutschen andererseits beweisen schon durch ihre Liebe zu Shakespeare, daß sie viel von uns gelernt haben. Welcher Verlust, wenn all dieser geistige, moralische und soziale Austausch durch die Härten und Bitternisse des Krieges oder auch nur durch fortgesetztes Mißtrauen und Abneigung beseitigt würde! Aber dies nur beiläufig; denn ich möchte mich weniger mit unseren Differenzen als mit unserer Einigkeit beschäftigen, mit unserer gemeinsamen „Aufgabe" zur Erfüllung eines gemeinsamen Zweckes. Und es ist gewiß nicht europäische Anmaßung, wenn wir diese Verpflichtung unberechenbar hoch bewerten. Wir sind hier, was Stand und Glauben betrifft, nicht einheitlich zusammengesetzt, und ich kann nicht sprechen, wie ich vor einer ausschließlich christlichen Gemeinde sprechen würde. Aber ich glaube, wir sind alle eines Sinnes hinsichtlich der Reinheit, Erhabenheit und Überlegenheit der Einflüsse, welche der Quelle des Christentums entströmen und welche sich zu dem kristallisiert haben, was wir seit der ersten Entstehung unserer Nationen bis zum heutigen Tage unter dem Namen „Westliches Christentum" bezeichnen. Und dies ist nicht alles. Die europäische Kultur (wenn wir uns des Wortes bedienen wollen), welche Deutschland und England gemeinsam ist, umfaßt nicht nur diese christlichen Einflüsse, welche nur ein Teil derselben, wenn auch vielleicht der edelste Teil sind; sie umfaßt auch die griechische Überlieferung und die römische, und wir sind neuer-

dings von dem englischen Gelehrten Mr. Livingstone in schonungsloser Weise daran erinnert worden, in wie hohem Grade dies der Fall ist und wie die ganze staatenbildende Kraft und die Elemente der Lebensordnung vom kaiserlichen Rom auf die Völker übergegangen sind, welche sich in dessen Erbschaft geteilt haben. Dieses möchte ich als unser gemeinsames Vermächtnis bezeichnen, und welch einen Wert schließt es in sich! Was kann die Welt aufweisen, das sich mit dieser Macht für den Fortschritt, für die Stetigkeit, für die Erhabenheit des Lebens vergleichen ließe? Der müßte fürwahr ein Skeptiker im eigentlichsten Sinne des Wortes sein, der nicht glaubte, daß dies etwas bedeutet, daß es nicht von der geheimnisvollen Vorsehung, welche die Wege der Geschichte regelt und leitet, mit der Absicht geschaffen worden sei, bestimmte Früchte zu zeitigen. Wenn wir in unserer Mehrheit auf die Großmut, Weisheit und Liebe der Vorsehung vertrauen, dann sind die „Weltwerte" (um mich eines deutschen Ausdrucks zu bedienen), die daraus fließen, unberechenbar und ehrfurchtgebietend. Einiges davon können wir sogar in Worten ausdrücken. Nehmen Sie z. B. nur die große theologische Alliteration in unserer englischen Sprache: „Law, Liberty, Love" und vergleichen Sie die Sicherheit, die Inspiration, die in diesen Worten zum Ausdruck gelangt, mit dem Inhalt der deutsch-englischen Erbschaft: die Achtung vor dem persönlichen Leben des Mannes, der Frau, des Kindes, die edelsten Bande des Heims und der Ehe, die Hingebung der Vaterlandsliebe, sie alle entspringen derselben Wurzel und reichen bis in die Tiefen moralischer und religiöser Überzeugung: die Gewohnheit gegenseitiger Unterordnung und geschlossenen Handelns auf den verschiedenen Gebieten des sozialen und politischen Lebens; die anerzogene Beherrschung des Impulses, die strenge und ehrfurchtsvolle Anerkennung der Superiorität der geistigen über die materielle Macht in Angelegenheiten der Kunst, der Literatur und des Lebens, im Verein mit dem lebhaftesten und auf innerer Überzeugung beruhenden Sinn für historische, politische und allgemein menschliche Werte; vor allem aber, die Güte und Opferwilligkeit, die überall dort war, wo das Zeichen des Kreuzes sich erhob und die Gestalt angenommen hat in den Werken der Philanthropie, in der ruhigen, steten Pflichterfüllung und in allen Äußerungen der Reinheit und der Selbstbeherrschung —: Liegen nicht alle diese Dinge, die zu beschreiben kein Redner sich vermessen dürfte, im Bereich unserer Erfahrung und unseres Glaubens? Sind nicht alle diese Dinge, sage ich, der höchste Schatz des menschlichen Lebens auf dieser Erde?

In Worten des heiligsten Ernstes mahnte der Bischof die beiden Völker, den ihnen anvertrauten Schatz zu hüten und zu mehren. „Das ist", so rief er aus, „unser Vermächtnis, nach welchem die Nationen schmachten, nach welchem sie suchen und ringen in einer Weise, wie es noch nie der Fall war. In der Gemeinsamkeit dieser Verantwortung ohnegleichen müssen unsere beiden Nationen sich durch unlösbare Bande vereinigt fühlen."

Es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, nach der zündenden Aussprache des Bischofs von Winchester einmal im einzelnen nachzuweisen, auf welchem

Gebieten sich deutsche und englische Zivilisation ergänzen und befruchten können, wie beide Nationen gewissermaßen prädestiniert sind, von einander zu lernen, durch gegenseitiges Nehmen und Geben kultureller Güter ihre Mission besser und vollkommner zu erfüllen. Gewiß wurde im Verlauf der Londoner Tagung dieser Gedanke nicht aus den Augen verloren; aber er wurde nur gelegentlich und andeutungsweise gestreift. Es sei uns gestattet, an dieser Stelle wenigstens einige jener Fälle namhaft zu machen, die eine gegenseitige wirksame Befruchtung der deutschen und englischen Kultur erkennen lassen.

Im Vordergrunde steht das Gebiet der sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Arbeit.

In betreff der Anschauungen über die staatlich zu regelnde soziale Fürsorge hat sich in England in den letzten Jahrzehnten ein radikaler Umschwung vollzogen. Man hat sich von dem „laisser aller" der sog. Manchester-Schule immer mehr abgewandt und sich auf die Pflichten des Staates den Schwachen und Enterbten gegenüber besonnen. Hier konnte die soziale Gesetzgebung Deutschlands die Wege zur Überwindung der vorhandenen Schwierigkeiten zeigen. England hat sich jetzt eine Invaliditätsversicherung, Altersgesetzgebung und seit ganz kurzem auch eine Krankenversicherung errungen; auch Schutzgesetze für Kinder, und zwar zum Teil recht strenge, sind seit längerer Zeit in Wirkung. Die staatliche Regelung der Armenpflege steht in Aussicht. Die Berichte der kgl. Kommission, die vor mehreren Jahren zur Untersuchung der Zustände im englischen Armenpflegewesen und zur Unterbreitung von Vorschlägen zu dessen Organisation eingesetzt wurde, vertreten die Anschauung, daß die Armengesetzgebung und Fürsorge von Grund aus neu geregelt werden müsse. Ihre Leitsätze basieren auf folgender Forderung:

Der Träger des Hilfs- und Fürsorgewesens soll fortan nicht die private Charitas, sondern der Staat sein, der den Kampf gegen die Verarmung und Verelendung in einheitlicherer Weise und in großzügigen Unternehmungen organisiert.

In Deutschland, wo lange Zeit der Glaube an die Allmacht des Staates vorherrschend war, beginnt jetzt immer mehr das Gefühl für die Verantwortung und die soziale Pflicht des Einzelnen zu erwachen. Unsere akademische Jugend hat sich in den verschiedensten Universitätsstädten für die soziale Arbeit organisiert und bereits nennenswerte Leistungen aufzuweisen. Auch die Frauen und Mädchen gebildeter Stände beginnen sich auf dem Felde sozialer Arbeit in immer größerem Umfang zu betätigen. Die englische Settlementsbewegung ist im Begriff, auch auf Deutschland überzugreifen. Ich erinnere an das Hamburger Volksheim und die Klubhäuser für erwerbende Mädchen und Frauen, die auch hier in München unter Anlehnung an englische Vorbilder entstanden sind.

Von den übrigen Gebieten, auf denen sich deutsche und englische Kultur befruchtet haben, liegt mit am nächsten das der Erziehung. Deutschland war England ein Vorbild in bezug auf Organisation und Methode der wissenschaft-

lichen Arbeit, die Methode wissenschaftlichen Vorgehens auch in der Lösung technischer und industrieller Probleme, in der Einrichtung und Ausgestaltung der technischen Unterrichtsanstalten und nicht zuletzt in dem unter staatlicher bezw. städtischer Leitung so glänzend entwickelten Volksschul- und Fortbildungsschulwesen. Nichts hat die englischen Städtevertreter, die in Süddeutschland waren, so nachhaltig interessiert, als gerade unsere Fortbildungsschulen.

Aber auch von dem englischen Erziehungswesen haben wir lernen können. Es ist durchaus nicht so rückständig, wie man bis in die 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein anzunehmen geneigt war. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der Charakter- und Willensbildung, der Pflege und Achtung auch der jugendlichen Persönlichkeit, der Geist des Vertrauens und der Achtung im Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, die Ausbildung des kameradschaftlichen Sinnes unter den Schülern, die Einsicht in die ungeheure Wichtigkeit körperlicher Übungen bei Spiel und Sport und die damit verbundene selbständige Gruppenorganisation der Schüler, wodurch vor allen Dingen auch die staatsbürgerliche Erziehung der heranwachsenden Jugend gefördert wird: — das alles sind zweifellos vorbildliche Züge, die uns bei der Durchführung einer gesunden Schulreform leiten können.

Hier sind weiterhin nicht zu übersehen jene Bestrebungen, die man unter dem Namen künstlerischer Kultur zusammenfaßt. Der ungeheure Vorsprung, der England auf diesem Gebiete durch das tatkräftige Wirken eines J. Ruskin und W. Morris beschieden war, wurde von den Vertretern der ästhetischen Kultur in Deutschland bald bemerkt und uns zunutze gemacht. Männer wie Van der Velde, unser Münchner Architekt von Berlepsch-Valendas, E. Schultze, W. Fred werden nicht müde, uns klar zu machen, wie viel wir von ihnen lernen können, sei es nun auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, der Wohnungskultur, des Buchgewerbes und speziell der Kinderbilderbücher, oder im Bereiche der Organisation der Galerien und Museen. —

Durch Professor Foerster (Berlin) wurde darauf hingewiesen, daß bei der internationalen Regelung der Gewichts- und Maßsysteme, ferner der Geodäsie, Ozeanographie und Astronomie deutsche und englische Arbeit sich ergänzen können und dadurch erst die Erfüllung großer Aufgaben möglich machen. Sir Oliver Lodge wies auf die Kooperation deutscher und englischer Gelehrter in den eigentlichen naturwissenschaftlichen Fächern hin: „Wir arbeiteten in den naturwissenschaftlichen Disziplinen Hand in Hand und benutzten gegenseitig unsere Entdeckungen. Es würde Wahnsinn sein, wenn wir uns entzweien und gegenseitig abschlachten wollten. Was würden wir ohne Deutschlands Naturwissenschaftler sein, denen wir in den letzten Jahren die X-Strahlen und die drahtlose Telegraphie verdanken. Haben deshalb beide Länder auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik solch ungeheure Energie entfaltet, um die gewonnenen Resultate zu gegenseitiger Zerstörung zu verwenden?"

V.

Die Abgrenzung der beiderseitigen kolonialen Interessensphären.

Von dem letzten Programmpunkt der Londoner Verhandlungen, der übrigens auf den vorletzten Verhandlungstag verlegt wurde — die Abgrenzung der Interessensphäre auf kolonialem Gebiete — wird sich besser in einem anderen Zusammenhange reden lassen. Schon die Rücksicht auf die z. Zt. zwischen den Kabinetten von London und Berlin schwebenden Besprechungen lassen die Behandlung des Gegenstandes an dieser Stelle inopportun erscheinen. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß die Rede des Sir Harry Johnston, so interessant und anregend sie auch sein mochte, manchem Widerspruch begegnete. Die Ideengänge Johnstons betonten m. E. zu wenig die Rücksichten, die Deutschland und England bei kolonialen Vereinbarungen auch auf andere interessierte Staaten zu nehmen haben.

Das Referat des Pastors Umfried beansprucht insofern besonde·es Interesse, als seine Darlegungen den Versuch einer Vermählung zwischen Friedensbewegung und Realpolitik unternehmen und auch der Schluß mit der Empfehlung der Ansiedelungsverträge etwas unstreitig Eigenartiges bietet. Sachlich wohl durchdacht und gründlich fundiert waren die Ausführungen des Professors Arndt. Sein Referat schloß sich würdig demjenigen Rathgens vom ersten Verhandlungstage an.

Professor Dr. Sigmund Sonnenfeld: Die Wahlreform in Ungarn!

Es gehört wirklicher politischer Mut dazu, inmitten der großen Staatenumformungen, die sich jenseits der Südgrenzen des St. Stefans-Reiches vollziehen, an eine energische Umgestaltung des politischen Organismus Ungarns zu schreiten. Nicht geringer kann das Ziel bewertet werden, das die ungarische Regierung mit dem Gesetzentwurf über die Wahl der Reichstagsabgeordneten anstrebt. Es scheint ein gutes Omen, daß die Verhandlungen des ungarischen Parlaments über diese Vorlage im März, im Monate der Freiheit, beginnen; vielleicht sind sie Vorboten eines lange ersehnten Volksfrühlings für Ungarn.

Das bisherige Wahlgesetz, auf Grund der 1848er Bestimmungen aufgebaut, bedeutete wohl gegen die vormärzliche Zeit einen großen Fortschritt, das Ende der Feudalepoche, hielt jedoch mit der modernen Entwickelung des Landes nicht Schritt. In den letzten Jahrzehnten sind zwar einzelne Modifikationen eingeführt worden, von einer wirklichen Reform war aber keine

Rede. Unterdes machte die intellektuelle Entwickelung des Volkes große Fortschritte, durch die Schaffung der Industrie kamen neue Elemente an die Reihe; sie fühlten sich, kraft ihrer Leistungen und ihres großen Einflusses auf die materielle Hebung Ungarns, berechtigt, auch im politischen Leben der Nation eine Rolle zu spielen, und bald wurde die Fahne des allgemeinen Stimmrechtes von ihnen in den Kampf getragen.

Im letzten Jahrzehnt wuchs diese Bewegung zusehends. An der Spitze schritten die Sozialdemokraten, welche das allgemeine, gleiche und geheime Stimmrecht fordern, ohne jede Rücksicht auf die nationale Entwickelung Ungarns. Bis zu einem gewissen Grade in derselben Richtung, jedoch mit Betonung des Nationalelements, bewegten sich die Forderungen der Äußerstlinken im Reichstage. Momentan scheinen die beiden Lager einer gemeinsamen Parole zu folgen, und man ist Zeuge des merkwürdigen Schauspiels, Söhne des Hochadels mit den Sozialdemokraten Hand in Hand zu sehen.

Zwischen den weitgehenden Forderungen der Radikalen der Opposition und den zu äußerster Vorsicht mahnenden, eine nur bescheidene Erweiterung des Wahlrechtes befürwortenden konservativen Elementen der Regierungsmajorität die goldene Mittelstraße zu finden war das schwierige Problem, das die Gesetzesvorlage lösen sollte. Sehen wir, wie dieselbe das Ziel zu erreichen strebt. Gegen den früheren Besitz- resp. Steuerzensus nimmt die Wahlreform einen Intelligenzzensus zur Basis, indem sie bestimmt, daß jeder ungarische Staatsangehörige, der das 24. Jahr erreicht hat, wenn er eine Mittel- oder Hochschule absolviert, ohne jede weitere Bedingung das Wahlrecht besitzt, während für alle übrigen Wähler das erreichte 30. Lebensjahr erforderlich ist. All diejenigen, die eine 6 klassige Volksschule oder eine gleichwertige Anstalt beendet haben, sind Wähler, wenn sie welch geringe Steuer immer zahlen, sobald sie entweder ein selbständiges Gewerbe betreiben oder bei einem industriellen Unternehmen oder in der Landwirtschaft während einer gewissen Dauer angestellt sind. Für diejenigen, die nur lesen und schreiben können, ohne die obigen Bildungsbedingungen zu erfüllen, ist ein Steuerzensus von K. 20,—, für die Analphabeten ein solcher von K. 40,— fixiert. Nach diesen Bedingungen würde sich die Wählerzahl folgendermaßen gestalten:

Die gesamte Bevölkerung Ungarns beziffert sich auf 18 246 533 Seelen, zu Beginn dieses Jahrhunderts waren bloß 970 841 stimmberechtigte Wähler d. h. 5,9 %, die jedoch in den letzten Jahren auf 1 197 726 angewachsen waren. Nach dem neuen Gesetzentwurfe wird die Zahl der Wähler 1 868 172 d. h. 10,4 % der Bevölkerung betragen, demnach beinahe doppelt soviel wie zu Beginn unseres Jahrhunderts. Ginge es nach den Wünschen der Sozialdemokraten, so müßte die Wählerzahl auf nahezu 3 Millionen erhöht werden.

Es wäre gewagt zu prophezeien, welche Umgestaltung, besser gesagt, welche Umwälzung das Hereinströmen dieser neuen Wählermassen nach sich

ziehen würde. Politisch fast gänzlich ungeschulte Elemente, die von den Existenzbedürfnissen eines Staates nur schwankende Begriffe haben, deren Führer bisher keine Gelegenheit hatten, ihre politischen Fähigkeiten zu erproben, würden mit einem Schlage zu einflußreichen Faktoren werden und könnten die für Ungarn so nötige ruhige, wirtschaftliche Entwicklung gefährden. Trotzdem öffnet der neue Gesetzentwurf in Anerkennung der großen Bedeutung der industriellen Arbeiter der Stimmberechtigung derselben ein weites Tor. Statt wie bisher durch nur 44 000 Wähler vertreten zu sein, werden dieselben künftighin nahezu 260 000 zählen, also nahezu das sechsfache. Mit der Ausbreitung und Erstarkung der Industrie, mit der Erhöhung des intellektuellen Niveaus der Arbeiter wird auch die Zahl der Wähler sich naturgemäß erhöhen und die arbeitende Klasse ihrer großen Bedeutung angemessen zu immer weitgehenderer Vertretung gelangen. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Einzelbestimmungen des Gesetzes gewisse Erschwerungen und Hindernisse für die Zulassung der Arbeiter bedeuten, aber im Laufe der Verhandlungen dürfte manche Modifikation angenommen werden, die Abhilfe schafft, und die Regierung hat wiederholt erklärt, daß sie — ohne Schädigung des Grundprinzips der Vorlage — zu Konzessionen in liberalem Sinne geneigt ist. Man darf dabei nicht vergessen, daß Ungarn hauptsächlich ein Agrikulturstaat ist und daß den in den Städten lebenden Industrie-Arbeitern das Erlangen des Intelligenzzensus weit leichter wird als den Feldarbeitern das Erreichen der anderen Wählerqualifikationen; daß also bei einem zu weit gehenden Liberalismus zugunsten der Industriearbeiter der wirkliche Charakter der ungarischen Wählermassen durch Verschiebung leiden würde.

Der Patriotismus der ungarischen Politiker sieht besorgt der Zukunft entgegen und fragt sich — vielleicht mit zu großer Zaghaftigkeit —, ob die angebahnte Vermehrung des Wählerkontingents dem Lande auch wirklich zum Heile gereichen werde. Ist dies schon den Arbeitern gegenüber der Fall, von denen ein Teil aus der Fremde ins Land gekommen und erst jüngst das Staatsbürgerrecht erworben hat, so wird die Frage noch viel bedeutender hinsichtlich der Nationalitäten in Ungarn. Man müßte die ganze historische Entwickelung des St. Stefan-Reiches darstellen, um eine richtige Anschauung von der Lage der Nationalitäten in Ungarn geben zu können. Schon König Stefan der Heilige tat den Ausspruch: eine Nation müsse nicht *eine* Zunge sprechen und die Verschiedenheit der Bewohner sei ein Faktor der Stärke. Daß jede der Nationalitäten im Lande Jahrhunderte hindurch ihre Eigenart bewahren konnte bis zum heutigen Tage, ist der beste Beweis dafür, daß sie in ihrer Entwickelung frei und unbehindert blieben. Daß aus dem Kern der eigentlichen ungarischen Bevölkerung sich die staatsleitenden Kräfte ergaben, daß dieselben die politische Führung hatten und haben, ist das Fazit vielhundertjähriger Ereignisse.

Würde das neue Wahlgesetz in der Wählervermehrung noch weitergehen, als es der Fall ist, so könnte es leicht geschehen, daß unter der Führung von Männern, denen das Heil Ungarns nicht zu sehr am Herzen liegt, die vielleicht den Blick manchmal auf die Nachbarstaaten gleicher Zunge hinüberlenken, daß unter solcher Leitung die noch politisch wenig entwickelten Bevölkerungsmassen irregeführt, daß zentrifugale Tendenzen zur Geltung kommen könnten, die nicht nur für Ungarn, nicht nur für die Monarchie, sondern auch für den allgemeinen europäischen Frieden gefährlich werden könnten. Wenn hier föderalistische Strömungen die Oberhand gewännen, dann würde ein für Europa besorgniserregender Sammelpunkt steter Unruhen geschaffen werden.

Es mußte daher bei Abfassung der neuen Wahlordnung auch auf die besondere Zusammensetzung der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen des Landes Rücksicht genommen werden. Das folgende kurze statistische Bild zeigt den Unterschied der Perzentuation unter den Nationalitäten nach dem bisherigen Gesetze und nach dem neuen Wahlentwurfe:

Magyaren	bisher	59,8%	künftighin	60%
Deutsche	„	11%	„	13,1%
Slaven	„	9,9%	„	10,9%
Rumänen	„	10,6%	„	9,9%

Es genügt diese Hauptzahlengruppen ins Auge zu fassen, um zu sehen, daß mit Ausnahme der Rumänen alle Nationalitäten einen Wählerzuwachs aufweisen. Bei den Rumänen ist hauptsächlich infolge der geringeren Schulfrequenz in den höheren Volksschulklassen diese Verminderung eingetreten. Nimmt man jedoch Einzelziffern in Betracht, so gelangt man zu der Überzeugung, daß in manchen rumänischen und gemischten Bezirken die Zunahme an Wählern fast dreimal so groß ist, wie in den reinungarischen. Wie wenig es übrigens im Sinne des Gesetzgebers liegt, eine direkte Beschränkung der fremdsprachigen Bevölkerung herbeizuführen, erhellt schon daraus, daß die Kenntnis der ungarischen Sprache — wie dies vielseitig gefordert wurde — nicht als Bedingung für die Wahlberechtigung aufgestellt wurde.

Ungarn steht vor einem großen folgenschweren Schritte. Es konnte der berechtigten Forderung nicht widerstehen, dem Volke in höherem Ausmaße Zulaß in die Wahlarena und zu den politischen Rechten zu gewähren. Es konnte besonders der intelligenten, zu segensreicher Mitarbeiterschaft berufenen industriellen Schichte der Bevölkerung die Tore nicht verschließen; es war aber gleichzeitig heilige Pflicht aller besonnenen Politiker, die ruhige gesunde Entwickelung, welche allein die Zukunft des Landes sichern kann, vor einer möglichen Störung oder gar einem Umsturz zu bewahren. Man hätte vielleicht manche Beschränkung — besonders die des Alters der Wähler, 30 Jahre — mildern können; man hätte vielleicht der Freiheit eine weitere Gasse öffnen

dürfen, aber wer wollte die Verantwortung für die möglichen gefährlichen Eventualitäten auf sich nehmen? Diese Vorsicht ist in Ungarn umsomehr begreiflich, wenn wir sehen, daß gegenwärtig, z. B. in Holland, also in einem einheitlichen, freien, einsprachigen Lande, ebenfalls harte Kämpfe um die Wahlberechtigung geführt werden und daß auch dort die konservative Richtung die Oberhand hat. In Ungarn will man den Erfolg der nächsten Jahre abwarten, bevor man weitergeht; sollte es sich zeigen, daß eine Erweiterung des Wahlrechtes begründet ist, so kann durch eine leichte Modifikation des gegenwärtigen Gesetzes dieses Ziel erreicht werden.

Ungemein zu bedauern ist es, daß infolge der Störungen im parlamentarischen Leben Ungarns die Opposition sich von den Beratungen des Reichstags fern hält und nicht direkt in die Debatte eingreift, um ihre Prinzipien in dieser Frage vor dem Lande zu verfechten und durch ihre Teilnahme Verbesserungen herbeizuführen, die Ungarn zum Heile gereichen könnten.

Geheimrat Dr. A. Riedler

Mitglied des Herrenhauses:

„Umwandlung der Energie".

(Motorische Wärmewirtschaft.)

Unserem Ersuchen, die Frage der motorischen Betriebe übersichtlich darzustellen, hat Herr Geheimrat Riedler durch die nachstehende Zuschrift entsprochen.

Die Redaktion.

Eine Übersicht über Motoren und ihre allgemeine Bedeutung in „Nord und Süd" kann m. E. einen weiten Leserkreis nur interessieren, wenn sie auf wenige der größten Gesichtspunkte beschränkt wird und wenn sie nicht in der üblichen Weise das Lob singt, wie herrlich weit wir es gebracht, sondern neben der großen Bedeutung auch die Unvollkommenheit unserer Energiewirtschaft zeigt.

Gegenwärtig herrscht und wächst immer gewaltiger die Zivilisation für breiteste Massen, die aber vollständig auf der modernen Technik, der Energiewirtschaft, der Ausnutzung der Naturkräfte und der Werkzeuge in weitestem Sinne beruht und mit der Erschöpfung oder Erschlaffung dieser Hilfsmittel notwendig zusammenbrechen muß. Die moderne Technik hat scheinbar unblutig die größten Umwälzungen vollbracht, die je auf Erden sich vollzogen, mit immer zunehmender, fast unheimlicher Raschheit. In wenigen Jahrzehnten, innerhalb einer Gene-

ration, haben sich alle Zustände und Lebensverhältnisse gründlich verändert, und wir erleben erst den Anfang der Entwicklung!

Es lohnt sich daher für jeden Gebildeten, Umschau zu halten, wie es mit dem „nervus rerum" unserer Massenzivilisation steht, wo die Quellen fließen, wie der alles beherrschende und verändernde Energiestrom geleitet ist, wie wir mit unwiederbringlichen Naturschätzen umgehen usw. Das sind zahlreiche Fragen von größter Bedeutung, die im engen Rahmen eines Aufsatzes eindringend nicht behandelt werden können. Es muß zunächst genügen, eine Übersicht zu gewinnen, etwa vergleichbar mit der Erklimmung eines freien, vielseitigen Aussichtspunktes.

Der Anstieg ist kurz, aber für viele unbequem, da einige maschinentechnische Hindernisse überwunden werden müssen, sonst führt der Weg in das Land der abgebrauchten bewundernden Redensarten über die Großartigkeit der Menschenwerke, ohne ausreichenden Ausblick. Wer den richtigen Anstieg nicht scheut, findet eine reiche, klare Fernsicht in bekannte, aber auch in ferne Lande. —

Energie kann motorisch nur mit Gefälle ausgenutzt werden, Wassergefälle bei den hydraulischen Motoren, Temperaturgefälle bei den Wärmekraftmaschinen. Der maßgebende Grundsatz ist:

Je größer das Gefälle, desto vorteilhafter, mit desto geringeren Verlusten kann die Energie in mechanische Arbeit umgewandelt werden. Dieser Grundsatz und die Grenzen seiner Anwendbarkeit lassen sich auch allgemein verständlich begründen, doch führt dies hier zu weit. Der Fortschritt in der motorischen Wärmeausnutzung ist gekennzeichnet durch die Erhöhung des Temperaturgefälles und ihr entsprechende Steigerung der thermischen Wirtschaftlichkeit der Betriebe.

Ein weiterer Grundsatz, auf dem der Fortschritt ruht, ist: Erhöhung der Geschwindigkeit, um die Kraftwirkungen, die Abmessungen, die Kosten und die Wärmeverluste zu vermindern.

Diese Grundsätze sind nicht, wie meist selbstgefällig behauptet wird, von der Wissenschaft fertig dargeboten worden, sodaß sie nur praktisch anzuwenden und auszubeuten waren, es ist vielmehr, wie immer, die schaffende Technik vorangegangen; durch ihre Leistungen ist der richtige Weg erkannt worden und schließlich auch die wissenschaftliche Formulierung gelungen. Ebenso wie die Formulierung des einfachen Energiegesetzes auch erst inmitten des Maschinenzeitalters möglich wurde. Der richtige Weg konnte überhaupt erst betreten werden, nachdem die Technik neue, brauchbare Mittel geschaffen, und die Wissenschaft konnte erst klar sehen, nachdem die Technik mit ihren neuen Mitteln neue Gebiete im Großen aufgeschlossen hatte. Eine mühevolle Arbeit vieler Jahrzehnte, vor denen es nur unvollkommene Teilerkenntnis gab.

Durch die jahrzehntelangen Bemühungen der Technik ist es gelungen, das wirksame Wärmegefälle wesentlich zu erhöhen. Dies war aber nur durch starke

Erweiterung der oberen Temperaturgrenze möglich, von etwa 120 Grad bei den alten Dampfmaschinen auf über 1500 Grad bei Verbrennungsmotoren. Die alten Dampfmaschinen bewegten ihre plumpen Glieder in trägstem Takt, die modernen Turbinenräder drehen sich 20 bis 100mal in einer Sekunde, also rascher, als der Gedanke folgen kann. Die großen Schwierigkeiten der hohen Temperaturen und die dynamischen Schwierigkeiten des Schnellbetriebs sind mit großen Mühen überwunden worden, auch wieder lange bevor die Wissenschaft die leitenden Grundsätze hierfür formulieren konnte. Die Geschwindigkeitssteigerung ist auch thermisch deshalb wesentlich, weil die Wärme sich vor der Umwandlung in mechanische Arbeit drückt, wo sie kann, und insbesondere durch die wärmeleitenden Eisenmassen entflieht. Der rasche Lauf beschränkt aber diese verbotenen Wege und die zur Flucht verfügbare Zeit.

Auf diesem Boden fußend, kann ausreichender Ausblick gewonnen werden, um die Energiewirtschaft auf der Erde im Großen zu überschauen und wirtschaftlich richtig zu deuten. Der Ausblick, zunächst nur nach einer Seite hin gerichtet, in durchaus bekannte Gegenden, zeigt:

Wir nutzen nur Sonnenwärme aus und lassen alle anderen Energiequellen fast unbenutzt. Die Wasserkraft, die vielgerühmte „weiße Kohle", hat gleichen Ursprung: es muß eben zum Wassergefälle der riesige, kostenlos wirkende atmosphärische Verdampfer und Kondensator hinzugedacht werden. Die Wasserkräfte sind aber für die meisten Länder neben der Kohlenenergie ganz belanglos. Der größte Teil der Energie entstammt der Kohle, aufgespeicherter Sonnenenergie vergangener Weltperioden, und wir erzeugen das notwendige Wärmegefälle nur durch Verbrennung, und auch dies überwiegend auf dem Umwege der Dampferzeugung und in viel geringerem Maße durch unmittelbare motorische Verbrennung von Gas, das auch der Kohle entstammt, und erst in neuerer Zeit durch flüssige Brennstoffe.

Noch vor 50 Jahren waren Niederdruck-Dampfmaschinen im Betrieb, mit Dampf von nur etwa 120 Grad, mit wenigen Hüben in der Minute arbeitend und mit einem sehr hohen Dampfverbrauch, etwa 50 kg für die Stundenpferdekraft. Gegenwärtig wird mit Hochdruck-Heißdampf von etwa 300 Grad gearbeitet; die Geschwindigkeit des arbeitenden Dampfes ist etwa verzehnfacht, die Geschwindigkeit der Turbinen etwa verhundertfacht. Dadurch ist der Dampfverbrauch auf rund ein Zehntel des früheren vermindert worden. Eine große technische Leistung, die die Mühen mehrerer Generationen erforderte!

Diese Verminderung des Wärmeverbrauchs ist gleichwohl allgemein wirtschaftlich und selbst rein thermisch doch nur ein ganz klägliches Ergebnis, denn es wird nur etwa ein Sechstel des Wärmegehalts der Kohle in Arbeit umgewandelt! Der große Rest geht durch die Energieumwandlung verloren. Auch die besten Dampfmaschinen arbeiten daher mit großer Wärmeverschwendung.

Die Natur ist in der Verausgabung von Energie oft eine unbegreifliche Verschwenderin, während sie für die Lebensführung des Individuums sich als äußerst geizig erweist. Für die Erhaltung der Arten verschwendet sie z. B. überreich Blüten- und Samenenergie, und den wenigen Überlebenden gibt sie nur das Notdürftigste. Oder, um bei einem Beispiel zur Sache zu bleiben: Die Wirtschaft der Sonnenenergie im Wasserdampf der Atmosphäre, aus den Niederschlagsmengen berechnet, zeigt fabelhafte Zahlen, die mit unserer Vorstellung und unseren Einheiten nicht mehr faßbar sind. Was aber von dieser riesigen Wasserdampfenergie als nutzbares Wassergefälle für die menschliche Energiewirtschaft übrig bleibt, ist, mit dem kosmischen Maßstabe gemessen, ein Tröpfchen, das wir in Teilgefällen zudem nur schlecht ausnutzen können. Ein Bild ärmlichsten Darbens neben dem größten Energieaufwande!

Unsere gegenwärtige Energiewirtschaft, wieder kosmisch betrachtet, beruht auf dem bißchen aufgespeicherter Sonnenenergie in wenigen Pflanzenresten, die wir Kohlenfelder nennen und mit fiebernder Hast ausbeuten, insbesondere seitdem zu erkennen ist, daß Macht und Weltherrschaft dort zu suchen ist, wo die Ausnutzung dieser Energie am weitesten getrieben werden kann, während alte Mächte fern von diesen Energiestellen zurückgehen und verschwinden werden, wodurch selbst Rassenfragen ein anderes Aussehen als bisher erhalten.

Beim Umwandlungsgeschäft der Energie in mechanische Arbeit geht es jedoch bei Mutter Natur viel schlimmer zu als beim schlimmsten Wucherer. Wer die Energiewechselstuben der Natur unerfahren betritt, bekommt überhaupt nichts Brauchbares zurück, und nur mit allen verfeinerten Hilfsmitteln der Technik ist es möglich, auf das erwähnte klägliche Sechstel der Wärmeumsetzung zu kommen. Noch vor einem halben Jahrhundert hat die Natur bei der Umwandlung mindestens 95 Prozent zurückbehalten.

Mit dem verbleibenden elenden Rest sind Ozeane und Kontinente durchquert worden und ist eine großartige Industrie erstanden. Aber neben diesen gewaltigen, nie dagewesenen Leistungen steht die Tatsache, daß wir beschränkte Naturschätze mit größter Verschwendung verausgaben, daß wir unersetzliches Nationalvermögen verschleudern. Die technischen und wirtschaftlichen Leistungen verdienen es, in ihrer Größe und ihrem folgenschweren Einfluß hervorgehoben zu werden, aber auch das unerhörte Verschwenderleben, das wir führen.

Obenan in der Bewunderung technischer Leistungen steht meist der moderne Verkehr, weil sich seine Folgen äußerlich deutlich sichtbar zeigen und sich jedem aufdrängen, während die viel bedeutenderen Ursachen, welche den Verkehr schaffen und alle Lebensführung beeinflussen, weniger beachtet werden.

Deutschland besitzt etwa 30 000 Lokomotiven. Im ganzen dürften etwa 200 000 vorhanden sein mit Nutzleistungen bis 2000 Pferdekräfte. Die Wärmeausnutzung in ihnen ist nur gering, etwa ein Neuntel. Sämtliche Lokomotiven

dürften gegenwärtig jährlich etwa zwei Millionen Eisenbahnwagenladungen Kohle verschwenden. Die täglichen Eilzüge zwischen zwei größeren Städten in etwa 600 km Entfernung dürften allein etwa 10 000 Wagenladungen jährlich verschwenden. Das kennzeichnet unseren Aufwand schon in der Ortsveränderung allein. Was ist aller verlästerter Luxus der alten Römer nur gegen unsere Kürzung von Zeit und Raum, die wir als ganz unerläßliche Forderung bezeichnen! Die Verkehrszeiten sind gegen früher auf etwa ein Zehntel vermindert, die Totlast, eines der Kennzeichen der Verkehrsansprüche, auf etwa das Zehnfache gestiegen, im schlechtbesetzten Luxuszug bis auf das Hundertfache!

Die Lokomotiveisenbahnen dürften gegenwärtig etwa 20 Millionen Pferdekräfte dauernd beschäftigen und etwa 30 Millionen bereithalten, und eine Dampf-Pferdekraft leistet reichlich zehnmal soviel als ein antiker Sklave, aber in fast unbeschränkter Arbeitszeit. Der moderne Schiffsverkehr hat etwa 20 Millionen Pferdekräfte in Dauerbetrieb und einschließlich der Kriegsmarinen etwa 30 Millionen Pferdekräfte in Bereitschaft. Hierzu würde die Kennzeichnung unserer Wärmeverschwendung auch sehr charakteristische Ziffern liefern. Es genügt aber, auf die bekannte Tatsache hinzuweisen, daß im nordatlantischen Verkehr, um Stunden oder Bruchteile derselben bei der Überfahrt über den großen Teich zu sparen, von den konkurrierenden Unternehmungen Hunderttausende von Pferdekräften aufgewendet werden, daß Schiffe mit 70 000 Pferdekräften laufen, die bei einer einfachen Fahrt etwa 600 Wagenladungen Kohle verschwenden, und bei einer Doppelfahrt nur wegen des Geschwindigkeitsluxus etwa 1000 Wagenladungen Kohle mehr verbrauchen als vor wenigen Jahrzehnten.

Noch ausgedehnter herrscht die Dampfmaschine in den Industriebetrieben, insbesondere in den modernen großen Kraftwerken. Noch vor 20 Jahren war eine 1000pferdige Maschine etwas Ungewöhnliches. Gegenwärtig haben große Kraftwerke Turbineneinheiten bis 25 000 Pferdekräfte. Das von der A. E. G. nach Johannesburg gelieferte Kraftwerk umfaßt 300 000 Dampf-Pferdekräfte, davon 60 000 Pferdekräfte für Druckluft. Und solche Anlagen sind erst der Anfang der großzügigen Entwicklung der industriellen Kraftwerke! In den Elektrizitätswerken der Welt sind allein etwa 70 Millionen Pferdekräfte aufgestellt, die jährlich etwa 100 Millionen Kilowatt-Stunden Strom erzeugen. —

Neben dem siegreichen verschwenderischen Riesen Dampf hatte sich die Verbrennungsmaschine durchzusetzen. Ihre Überlegenheit liegt nur in der Ausnutzung eines größeren Wärmegefälles und in der unmittelbaren Umsetzung der Wärme in Arbeit, daher höheren thermischen Ausnutzung.

Verbrennungsmaschinen können bis ein Drittel der ursprünglichen Wärme ausnutzen. Die Verschwendung ist geringer, aber die Maschinen sind teurer, und die thermische Ausnutzung entscheidet nicht, sondern die Wirtschaftlichkeit je nach dem Standpunkt des Benutzers.

Das Mittel, wodurch erhöhtes Wärmegefälle erzielt wird, ist bei den Dampfmaschinen der Hochdruck-Heißdampf; bei den Verbrennungsmaschinen ist es die Verdichtung des brennbaren Gemisches vor der Zündung. Durch hohe Verdichtung konnten dann auch ganz arme Gase motorisch verwertet werden, die sonst gar nicht zündbar wären.

Dies hat die große Umwälzung in den Kraftwerken der Eisenhütten gebracht. Jeder Hochofen ist, thermisch betrachtet, ein großer Gaserzeuger, der armes Kohlenoxydgas liefert und Roheisen als Nebenprodukt. Aus dem armen Gas können bei der jetzigen Größe eines Hochofens bis 30 000 Pferdekräfte motorisch gewonnen werden, ausreichend für den Eigenbedarf und für das benachbarte Walzwerk, das früher ein gewaltiger Kohlenfresser war. Das flüssige Roheisen geht im modernen Hüttenwerk mit seiner eigenen Wärme durch den Stahlprozeß und als glühender Stahlblock durch das Walzwerk bis zum Lagerplatz des Fertigprodukts, während früher allerlei kohlenfressende Öfen erforderlich waren. Im Maschinenbetriebe der Hüttenwerke sind Kessel- und Dampfmaschinen verschwunden, denn die Abgasenergie gestattet, alle Maschinen mit Gaswärme motorisch zu betreiben. Eine ähnliche Energieausnutzung erfolgt auch im Bereiche der Kokserzeugung, da hierbei gleichfalls große Mengen, aber reicher Abgase verfügbar sind.

Diese Abgaswirtschaft ist ein kennzeichnender wirtschaftlicher Erfolg, der erste und leider bisher einzige Schritt im Großen, zur Bekämpfung der Kohlenverschwendung.

Der Erfolg der Verbrennungsmaschinen im national-wirtschaftlichen Sinne ist aber trotzdem noch kein großer, denn privatwirtschaftlich kommt es doch nur auf den Geldgewinn, auf den jeweiligen Kostenpunkt an. Sind die Kohlen nicht teuer, dann kann es trotz der thermischen Vorteile der Gasmaschinen vorteilhafter sein, die teuren Gasmaschinen zu meiden und sogar mit Abgasen wie früher verschwenderisch Dampf zu erzeugen, die fehlenden Kohlen zu kaufen und zur Dampferzeugung zu verbrennen, also Nationalvermögen zu verschwenden, aber privatwirtschaftlich Kosten zu sparen.

So ist denn trotz des großen Fortschritts, selbst auf dem Gebiete der Verwertung der Abgase, der Gesamterfolg wenig befriedigend: In den Eisenproduktionsländern stehen an Abgasen etwa 15 Millionen Pferdekräfte zur Verfügung. Davon sind bisher nur etwa 2 Millionen in Gasmaschinen ausgenutzt. Der wirtschaftliche Zwang zu teuren Gasmaschinenanlagen ist eben in vielen Ländern nicht vorhanden, und es läßt sich mit der Kohlenverschwendung in Dampfbetrieben bequemer und privatwirtschaftlich billiger weiterleben. Nur unsere ärmlichen Verhältnisse zwingen zu planmäßiger Sparsamkeit auf diesem Gebiete.

So ist selbst die Abgasverwertung, im Sinne der Sparsamkeit mit unersetzlichen Naturschätzen, durchaus nicht so siegreich durchgedrungen, als auf Grund

der thermischen Vorteile erwartet werden könnte. Die alten verschwenderischen Dampfbetriebe leben ruhig weiter und neueste kommen hinzu.

Noch weniger ist der Verschwendung gesteuert durch das künstlich erzeugte Kraftgas, obwohl sich daran größte Aufgaben und Hoffnungen knüpften, z. B. an die sogen. Sauggasanlagen, bei denen der Motor während seines Laufs armes Kraftgas aus Gaserzeugern absaugt, das dann mindestens doppelt so vorteilhaft ausgenutzt werden kann als die Wärme in Dampfmaschinen. Äußerst wenige Hoffnungen sind erfüllt worden. Für mittlere und Kleinbetriebe ist der Dampf siegreich geblieben und selbst die wesentlich teurere elektrische Energie.

Das ist eigentlich kein Sieg des Dampfes oder der Elektrizität, sondern ein Sieg der Privatwirtschaft über die nationale, denn bei der Privatwirtschaft wird oft nur auf geringe Anlagekosten, auf Einfachheit und Bequemlichkeit gesehen; alle Kosten sollen aus Betriebsgewinnen möglichst rasch bezahlt werden, während alle weit ausholende Sparsamkeit der Privatwirtschaft fremd ist. Ja, sie wählt oft die teuerste Energie, wenn sie eine bequeme Vergrößerung des Betriebes gestattet, oder wenn sie die Übersiedlung in ein größeres Arbeitslokal leicht ermöglicht usw. Die Privatwirtschaft verschwendet immer zugunsten naheliegender, oft geringer Vorteile.

Ein hierher gehöriges großes Problem ist: das Naturgas, das an vielen Orten anfänglich mit überreicher Energie hervorbrach, dann aber bald versiegte, durch Kraftgas zu ersetzen. Das hat sich gegenüber der üblichen privatwirtschaftlichen Praxis als unmöglich erwiesen. Ähnlich steht es mit der großen Frage der Ausnutzung der Moorlager, die schwerlich im Sinne der vorliegenden Frage der Sparsamkeit gelöst werden wird, sondern nur im Stile der Überlandzentralen, wodurch aber nicht mehr erreicht wird, als gegenwärtig vielerorts vorhanden ist. —

Neuerdings haben die Verbrennungsmaschinen große Entwicklung erfahren durch die Verwendung flüssiger Brennstoffe in Ölmotoren. Hierbei können höchste Temperaturgefälle, somit beste thermische Ausnutzung erzielt werden.

Die Grundlage ist wieder die hohe Verdichtung vor der Verbrennung. Flüssige Brennstoffe gestatten aber, im Gegensatz zu gasförmigen, die Bildung des brennbaren Gemisches erst nach der Verdichtung zu beginnen. Daher ist nicht Gemisch, sondern nur Luft zu verdichten, und die Gefahr, daß ungewollte gefährliche Frühzündungen auftreten, ist ausgeschieden. Es können solcherart Verdichtungstemperaturen über 600 Grad, über die Grenze der Selbstzündung des Gemisches hinaus, erreicht werden.

Das Ergebnis ist, daß Ölmotoren über ein Drittel des Wärmegehaltes des Brennstoffes in Arbeit umsetzen und zu den thermisch besten Motoren ausgebildet werden können. Aber die Verschwendungsfrage ist trotzdem nur schlecht gelöst.

Nur im Wettbewerbe mit Elektrizitätstarifen und bei wenigen Einzelbetrieben wird billig gearbeitet, auch bei Schiffsmaschinen, wesentlich im Interesse der Vergrößerung des Aktionsradius. Im übrigen ist für die Wahl dieser Motoren oft nur die Bequemlichkeit, Einfachheit und Sicherheit des Betriebes entscheidend. Außerdem sind sie von immer teurer werdenden Brennstoffen, zumeist ausländischen, abhängig und ihren willkürlichen Preisbildungen. Zwar können auch Schweröle der Kohlendestillation motorisch verwendet werden, aber mit der rasch steigenden Nachfrage muß auch deren Preis steigen, und so werden überwiegend die Interessen der Privatwirtschaft und nicht die Brennstoffersparnis entscheiden.

Ölmotoren haben insbesondere für ortsveränderliche Betriebe aller Art immer größere Wichtigkeit erlangt. Daher das Bestreben, sie auch für Maschinenpflüge, landwirtschaftliche Betriebe, für Baumaschinen, Lokomobilen, Lokomotiven und Fahrzeuge aller Art zu verwenden. Die größte Bedeutung haben die Kraftfahrzeuge erlangt.

Bei diesen ist aber Brennstoffersparnis nicht das Endziel, sondern Gewichtsersparnis, Vergrößerung der Leistung und Geschwindigkeit. Der Motorbetrieb für Fahrzeuge ist von Anfang an eine Gewichtsfrage, die nur durch die raschlaufenden Ölmotoren befriedigend gelöst wird.

Die Entwicklung beruht auf diesem Gebiete daher nicht auf der Wärmeersparnis, sondern auf der Erschließung ganz neuer Gebiete mit neuen Aufgaben, die durch die herrschenden Verkehrsmittel nicht gelöst werden können. Das hat die große Entwicklung geschaffen, die jetzt schon mit der Bedeutung der Eisenbahnen verglichen werden kann, denn die deutsche Industrie liefert gegenwärtig jährlich etwa 25 000 Kraftwagen, der Wert eines Wagens kann mit etwa 10 000 Mark, die Motorleistung mit etwa 12 Pferdekräften, die Zahl aller Wagen mit 400 000 veranschlagt werden. Eine gewaltige Leistung in weniger als zwei Jahrzehnten! Die Werte, die im Automobilismus einschließlich der Fabriken und der Hilfsindustrien für Öle, Gummi, Stahl, Ausrüstungen usw. angelegt sind, haben eine Milliarde überschritten. Die technische Leistung gegenüber Pferdefuhrwerk ist: Verdreifachung der Geschwindigkeit, Verdreifachung der Nutzlast bei unbeschränkter Arbeitszeit einer nicht ermüdenden Betriebskraft. So ist der Kraftwagen ein wichtiges Mittel der Kriegsbereitschaft geworden. Die Ölmotoren sind aber wieder ein lehrreiches Beispiel des Erfolges der Privatwirtschaft und kein Muster der Sparsamkeit im Energieverbrauch, da sich diese Betriebe von Anfang an den leichtflüchtigen, überwiegend ausländischen Brennstoffen zugewendet haben und die Ölmotoren für Fahrzeuge garnicht für die erreichbare höchste thermische Ausnutzung gebaut werden. Die Verwendung von Inland-Benzol, den Steinkohlen entstammend, wird hieran nichts Wesentliches ändern.

Diese Beispiele zeigen ausreichend unsere Energiewirtschaft. Erst wird der betriebssichere Motor geschaffen, dann der thermisch vervollkommnete, von dem

aber nur das benutzt wird, was der Privatwirtschaft unmittelbar Nutzen bringt. So leben wir trotz aller maschinentechnischen und thermischen Fortschritte im Großen und Ganzen das Verschwenderleben weiter.

Diese Ausschau zeigt: Wir nutzen nur kosmische Wärme, wir gewinnen sie fast nur aus den Überresten einer vergangenen Zeit und schaffen das notwendige Wärmegefälle nur durch Verbrennung.

Das ist grundsätzlich nicht erforderlich. Wärmegefälle kann auch ohne Verbrennung erzeugt werden. Der Ausblick braucht nur nach der entgegengesetzten Seite gerichtet zu werden, in Lande, die wir als utopische ansehen.

In der atmosphärischen Luft, im Wasser sind unermeßliche, nach Menschenmaßstab gemessen, völlig unerschöpfliche Wärmemengen enthalten. Das notwendige Gefälle könnte daher, statt nach aufwärts durch Verbrennung, nach abwärts durch Kühlmittel hergestellt werden.

Die Utopie liegt darin, daß wirksame Kühlmittel nicht wie die Kohle fertig gewonnen werden können und nicht wie diese transportierbar sind. Der Ausblick sagt daher nicht: im Neuland brauchen wir keine Kohlen mehr und keine überseeischen Kohlenstationen, ein neues, noch verschwenderischeres Leben kann beginnen! Er zeigt nur die grundsätzliche Möglichkeit geänderter Energiegewinnung, wenn es der Technik gelingt, dieses Gebiet der geringen Gefälle zu erschließen, während wir bisher nur die großen auszunutzen gelernt haben.

Wir verschwenden die Kohle auf Kosten unserer Nachkommen und trösten uns mit der Verheißung, „die Technik wird schon Ersatz finden". Eine egoistische Verheißung gegenüber der drohenden Erschöpfung der Kohle! Ähnlich wie Ernährungsfragen damit erledigt werden, daß die Chemie schon „etwas finden" werde, was als billiges Massenfutter dienen kann. Wenn die Technik der Energiegewinnung etwas finden soll, dann kann dies nur auf dem Felde der Ausnutzung der kosmischen Energie bei geringen Gefällen geschehen. Hierzu fehlt es aber selbst an den bescheidensten Anfängen und Versuchen, und es ist nicht das Geringste getan, damit die Technik auch „etwas finden" kann. Nichts ist ausreichend erforscht, nichts ist verwirklicht als:

die bescheidene Ausnutzung der Windströmung, dieser geringen kinetischen Energie, hervorgerufen durch die geringen Pressungsunterschiede in der Atmosphäre. Immerhin hängen an dieser kläglichen Ausnutzung mehrere Jahrtausende der Entwicklung der Segelschiffahrt, bis sie durch die verschwenderische Dampfschiffahrt verdrängt worden ist, und viele Jahrhunderte schwächlicher Energieversorgung durch Windmühlen, die aber selbst in den kohlenlosen Tiefländern der Kohlenenergie weichen mußten.

Allenfalls kann noch erwähnt werden, daß die Dampfmaschinen vor mehr als einem Jahrhundert Wärmekraftmaschinen waren, die an der Grenze der beiden Aussichtspunkte lagen. Diese Maschinen arbeiteten nämlich ohne nennenswerte

Dampfspannung. Ihre Dampfzylinder waren eigentlich Kondensatoren, in denen durch Kühlwasser Dampf kondensiert und ein Wärmegefälle nach abwärts hergestellt wurde. Die treibende Kraft war nicht der Dampf, sondern nur die durch das Kühlmittel gewonnene Luftleere.

Hierzu könnten noch Beispiele aus neuesten Bestrebungen erwähnt werden. So aus der Reihe bisher mißglückter Versuche, zu einer brauchbaren Gasturbine zu gelangen. Der Gasstrahl wirkt mit seiner Strömungsenergie auf das Turbinenrad und wird dann in einem Kühler abgekühlt, um das Wärmegefälle nach abwärts ausnutzen zu können.

Die Wärme, die durch Abdampf in die Luft hinaus gepufft wird, kann durch schweflige Säure ausgenutzt werden oder durch Wärmespeicher, aus denen Dampfturbinen gespeist werden. Das ist ausgeführt worden und technisch gelungen, aber die Privatwirtschaft meidet die Anlagekosten für die Wärmeausnutzung nach abwärts und zieht es vor, ungezählte Tausende von Pferdekräften zu verschwenden. So ist keine der großen Gasmaschinenanlagen, die bis zu 50 000 Pferdekräften in einem Kraftwerk vereinigt sind, mit einer Abwärmeausnutzung versehen; nichts auf diesem Gebiete hat Bedeutung erlangt als die Ausnutzung des Abdampfes für Heizzwecke und für Abdampfturbinen.

Die neuerdings wieder aufgenommenen Versuche, Sonnenstrahlen aufzufangen, zu konzentrieren und motorisch auszunutzen, führen wieder in das Land der nach aufwärts gerichteten Gefälle und suchen eine Lösung, wo sie wahrscheinlich am schwierigsten ist: aus den blassen, viel zu verdünnten Sonnenstrahlen ohne Energievorrat große Leistungen herauszuholen.

Sonst ist weit und breit nichts zu sehen, kein Versuch, dieses riesige überreiche Energiegebiet mit geringen Gefällen zu erforschen oder zu benutzen, obwohl schon Teilwirkungen dieser Energien überwältigend in die Erscheinung treten. Wie gewaltig kennzeichnen sich die atmosphärischen Niederschläge, die Windwirkungen, die Meeresströmungen! Der Golfstrom ist neuestens durch die Vereinigten Staaten näher erforscht worden mittelst des besonders ausgerüsteten, auch für Verankerung bis zu 4000 m geeigneten Schiffes „Blake". Statt der früheren unbestimmten Überlieferungen der Physiklehrbücher kann jetzt mit Tatsachen gerechnet werden. Es hat z. B. nicht an Hypothesen gefehlt, diese Strömung ohne Rücksicht auf Wärmewirkungen dadurch zu erklären, daß die Wassermassen des Mississippi diese Strömung hervorrufen. Die neuesten Messungen besagen, daß viele Tausende solcher Mississippi notwendig wären, um den Golfstrom zu nähren. Bei der Messung im engsten Profil der Strömung unterhalb Florida ergab sich eine strömende Wassermasse von stündlich 90 Billionen Tonnen Wasser. Das gibt bei einer Temperaturerhöhung um 10° eine Energiemenge, die sich in vielstelligen Zahlen ausdrückt, für die uns Vergleich und Anschaulichkeit fehlt. Solche Energiemengen müßten ebenso wie kosmische Entfernungen durch neu zu schaffende

Einheiten gemessen werden. Vorläufig lebt ein großer Teil des Nordens und Westens von Europa von dieser Wärmemenge. Sie motorisch dienstbar zu machen, ist noch nicht versucht worden.

Unser Planet hat aber auch eigene kosmische Wärme, durch vulkanische Erscheinungen grob sinnfällig erkennbar. Der gegenwärtige Zustand soll der sein, daß die Erde neun Zehntel ihres Wärmeverbrauchs als Sonnenwärme von außen empfängt und nur ein Zehntel dem eigenen Innern entnimmt, also durch die Sonnenwärme reichlich geschützt ist. Auch hier ist nicht der geringste Versuch bekannt, diesen unerschöpflichen Wärmevorrat in großem Maßstabe dienstbar zu machen. Es ist eben bequemer und billiger, Kohlen zu graben und zu verbrennen.

Eine andere unerschöpfliche Energiequelle wäre die kosmische Massenbewegung. Der Erddrehung würden entsprechen: 2500 Trillionen Pferdekräfte und etwa 10 000 mal so viel der Erdbewegung um die Sonne, unfaßbare Größen und uns unzugänglich, da wir den bekannten archimedischen Stützpunkt nicht finden können, um diese Energie abzuleiten. Nur ein kleiner Abkömmling, die Flutwelle des nordatlantischen Ozeans, ist an einigen Stellen der französischen und englischen Küste bescheiden ausgenutzt worden, ohne zu wirtschaftlichen Erfolgen zu führen, da die Größe und die Zeit des wirksamen Gefälles zu klein, die Aufspeicherungskosten zu groß sind. Auch diese Versuche sind durch die Dampfbetriebe zum Erlahmen gekommen. —

So gestattet der gewählte Standpunkt, so einseitig er ist, ein gewaltiges Weltgetriebe zu überblicken, auf der einen Seite eine fieberhafte, ins Ungemessene sich ausdehnende Energiegewinnung aus dem beschränkten Kohlenvorrat mit riesiger Verschwendung und mit dem einzigen Ziele, mit Hilfe dieses modernen Sklaven mit den geringsten augenblicklichen Ausgaben die größten privatwirtschaftlichen Vorteile herauszuholen, ohne jegliche Rücksicht auf die Zukunft und in immer mächtiger anwachsendem Maßstab, der selbst noch vor einem Jahrzehnt als unmöglich gegolten hätte. Auf der anderen Seite die überreiche und unerschöpfliche Energie mit geringen Gefällen, das Zukunftsland, völlig ungenutzt, dessen Betretung noch völlig unvorbereitet ist.

Der Ausblick gibt auch die Fernsicht auf die unermeßliche großzügige Tätigkeit, die nach beiden Richtungen möglich wäre: der Verschwendung auf der einen Seite zu steuern und die Energiequellen auf der anderen erschließen zu lernen.

Auf beiden Seiten sieht es aber mit diesen Zukunftsaufgaben gar trostlos aus, in unserem Zeitalter fieberhafter, aber nicht organisierter Forschung mit kläglichsten Mitteln, in dieser Zeit, die trotzdem erwartet, daß einige Forschungsstellen, die sich der knappen Zinsen einiger Millionen erfreuen, Wunder wirken werden. Unter diesen Umständen ist es ganz zwecklos, hier Näheres über die Zukunft auch nur anzudeuten.

Die Fachleute sind immermehr dort beschäftigt, wo Forschung unmittelbaren Erfolg bringt, und sind zudem immer bereit, die Energiegewinnung aus geringem Gefälle als unmöglich zu bezeichnen. Vor einem halben Jahrhundert wäre auch behauptet worden, es sei unmöglich, eine Kraftmaschine herzustellen, bei welcher der Dampf ohne nennenswerten Druck mit vielen hundert Metern Geschwindigkeit Turbinenräder treibt, die fast so schnell laufen wie der Dampf, oder wenn die Idee aufgetaucht wäre, den in Pennsylvanien erbohrten flüssigen Brennstoff in Arbeitszylindern mit Temperaturen von über 1500 Grad und Pressungen bis zu 40 Atmosphären unter Selbstzündung zur Explosion zu bringen und solche Maschinen jedem Kleinbetriebe anzuvertrauen oder Schiffe damit auszurüsten!

Das leitende Naturgesetz wird fälschlich „Erhaltung" der Energie genannt. Es sollte nur „Umwandlung" der Energie heißen. Diese Umwandlung erfolgt aber trotz der bewunderungswürdigen maschinentechnischen Fortschritte nur selbstsüchtig. Daß die Erschöpfung der Naturschätze kommen muß und die ganze Herrlichkeit ihr Ende findet, ist niemandem zweifelhaft. In England sollen es nur noch einige Jahrhunderte sein, bei uns noch ein Dutzend. Dabei messen wir mit unserem Pygmäenmaßstabe, den wir willkürlich auf kosmische Verhältnisse anwenden und dann sagen, das sei noch eine unermeßliche Zeit, obwohl wir unter den eigenen Augen ein halbes Jahrhundert wie einen Hauch entschwinden sehen.

Bernhard Münz: Friedrich Hebbel.

Das Leben des großen tragischen Dichters, dessen hundertsten Geburtstag wir am 18. März feiern, war selbst eine aufs tiefste erschütternde Tragödie, der es aber durch eine glückliche Fügung des Schicksals nicht an dem versöhnenden Abschluß gefehlt hat. Er erblickte in dem Marktflecken Wesselburen in Norder-Dithmarschen, einem Teile des damals zu Dänemark gehörigen Herzogtums Holstein, das Licht der Welt. Seine Kindheit war eine Hölle. Der Vater war ein im Schweiße seines Angesichts sein und der Seinen Leben notdürftig fristender Maurer. Hebbel entwirft von ihm in den Tagebüchern, jener reichfließenden Quelle für die Erkenntnis seines inneren Werdens, welche Wilhelm Scherer für ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges und Adolf Pichler für die wichtigsten literarischen Dokumente seit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erklärte, folgende Charakteristik: „Er haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not

geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang gesperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen." Der guten Mutter sagt er nach, daß sie immer eine Ahnung seines innersten Wesens gehabt haben muß, „denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte." Seine frischesten Jünglingsjahre mußte er auf der schnödesten Galeere unter dem Kommando eines „vornehmelnden Philisters", des Kirchspielvogts Mohr, vergeuden. Die schmählichen Kränkungen, die er durch diesen brutalen Ausbeuter erfuhr, — Hebbel mußte die ganze Zeit über am Gesindetische essen und das Lager unter der Bodentreppe mit dem Kutscher teilen, selbst als dieser am Flecktyphus erkrankt war —, drängten ihm noch nach Jahren den Ausspruch auf die Lippen: „Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen." Um so wunderbarer ist es, daß er sich per aspera ad astra hindurchrang, sich in den acht Jahren, die er bei Mohr als Schreiber verbrachte, zu erstaunlicher geistiger Selbständigkeit entwickelte. Sein dichterisches Talent blühte besonders auf, als ihm durch Uhland, dem er zeitlebens unentwegt den Tribut der Verehrung darbrachte, das Leben als die Quelle aller Dichtkunst aufgegangen war. Der schwäbische Sänger wurde ein Markstein in seiner poetischen Entwicklung, denn ihm verdankte er die Erkenntnis, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse.

Der Wesselburener Maurerssohn hatte sich unter unsäglichen Kämpfen und Entbehrungen ausschließlich als Autodidakt gebildet. Wohl bezog er 1836 die Universität zu Heidelberg, später die zu München, um das richtige Verhältnis zur Philosophie zu finden, aber er machte bald die Erfahrung, daß er ihr trotz aller Anstrengungen, an denen er es wahrlich nicht fehlen ließ, nichts abzugewinnen vermochte. Ein mystisches Element in seinem Fühlen und Denken war wohl die Ursache seiner überwiegend antagonistischen Stellungnahme zu ihr. Es schien ihm unerträglich, daß das Universum in seiner unerschöpflichen, vielgestal-

tigen Daseinsfülle sich auf eine dürftige logische Formel sollte reduzieren lassen. Er fühlte sich zudem nicht mehr jung genug, um sich an ein regelrechtes Studium zu gewöhnen. In der am 15. September 1852 für Arnold Ruge geschriebenen Selbstbiographie ließ er sich vernehmen: „Ich habe oft lächeln müssen, wenn eine gewisse Kritik, die Autonomie des menschlichen Geistes verkennend und nicht ahnend, daß der allgemeine Gehalt der Menschheit jedem bevorzugten Individuum zugänglich sein und in ihm eine neue Form finden muß, in meiner Anschauung der Welt und der Dinge den Hegelianismus zu wittern glaubte. Was ich als Poesie ausschwitzen soll, muß ich, wenn's nicht mein eigen ist, doch erst als Philosophie eingesogen haben, und ich erinnere mich noch des Moments, wo ich die Hegelsche Logik und mit ihr den ganzen Hegel für immer aus der Hand legte, weil ich die Identität von Sein und Nichtsein absolut nicht begreifen konnte; wer aber auf der Schwelle schon stolpert, wird die Geheimnisse des Hauses gewiß nicht entdecken. Vielmehr entzündete sich mein Talent an der Geschichte und daher rührt es, daß allen meinen Dramen, vom ersten bis zum letzten, die sozialen Verhältnisse zugrunde liegen, da sich mit dem historischen Blick das Klebenbleiben am Einzelnen durchaus nicht verträgt, was der philosophische Standpunkt noch viel eher gestattet, sobald er abstrakt bleibt." In dieser Selbstbiographie teilt er auch mit, daß er Hegel und Schelling in München solange studiert habe, bis er sie buchstäblich mit Füßen trat, weil sie ihn verrückt machten. Das spätere Eingehen auf die Identitätsphilosophie vermag ihn durchaus nicht günstiger für sie zu stimmen. Mehr Respekt hat er vor Kant, wenn sich ihm auch der heilige Geist der Kritik der reinen Vernunft nicht erschlossen hat, da er sonst den Kritizismus nicht als ein unfruchtbares Beginnen empfinden könnte, und vor Schopenhauer, dessen Schriften er 1857 zufällig kennen lernt und wegen ihrer wahlverwandten Ideen hochschätzt, wenn er auch seinen pessimistischen Konsequenzen abhold ist und zwischen sich und ihm folgende Grenzlinie zieht: „Schopenhauer macht aus dem Pessimismus ein System und geht darin auf. Bei mir findet er sich als ein Element; mir rundet sich die Welt immer mehr und mehr und mir ist sie nie so rund, wie jetzt, erschienen." Kant und Hegel nebeneinanderstellend, sagt er einmal zu Eduard Kulke: „Sie sind beide finster, der Unterschied ist aber ein großer. Die Finsternis bei Kant ist die einer ägyptischen Pyramide; weilt man einige Zeit darin, so wird es nach und nach Licht; bei Hegel aber — da ist „absolute" ägyptische Finsternis." Er ist der Ansicht, daß weder Shakespeare noch Goethe „aufs Jahrtausend seinen Namen setzt", sondern nur Kant. Solger steht ihm höher als Hegel. Er ist davon durchdrungen, daß aus der deutschen Philosophie und namentlich aus der deutschen Ästhetik etwas anderes geworden wäre, wenn Solger statt Hegels oder wenigstens neben Hegel gewirkt hätte. Im Juli 1856 schreibt er über ihn an Friedrich von Uechtritz: „Er war ein ganzer Mensch, nicht ein bloßer Dialektiker, er nahm die Welt, wie der Dichter, in sich auf und produzierte

sie von neuem, anstatt sie in hohler etymologischer Becherspielerei auf eine dürftige Formel zurückzuführen!"

Wie sehr sich Hebbel scheut, für irgend einen Philosophen reklamiert zu werden, zeigt folgende interessante Äußerung in der Selbstbiographie: „Ich habe seit meinem 22. Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden." Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß er sich im ganzen und großen im Banne der Methode Hegels befindet und fast ausschließlich mit seinen Begriffen operiert. Ein Kenner der Geschichte der Philosophie, dem die Reflexionen Hebbels ohne jeden Hinweis auf den Autor und die Zeit der Niederschrift vorgelegt würden, würde sofort mit größter Sicherheit aussprechen, daß sie unter dem Einflusse Hegels und im Milieu der spekulativen Kunstlehren entstanden sind.

Ganz besonders ist Hebbels Aufmerksamkeit der Ästhetik des Tragischen zugewendet. Er weist der Tragödie die Aufgabe zu, den Lebensprozeß an sich darzustellen, und zwar nicht in dem Sinne, daß sie uns das Leben in seiner ganzen Breite vorführt, was die epische Dichtung ja auch tut, sondern in dem Sinne, daß sie uns die Inkongruenz zwischen Idee und Erscheinung veranschaulicht, das bedenkliche Verhältnis vergegenwärtigt, worin das aus dem ursprünglichen Zusammenhange entlassene Individuum dem Ganzen gegenübersteht, dessen Teil es trotz seiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben ist. Es ist ihr demnach auf gleiche Weise um das Seiende wie um das Werdende zu tun: um das Seiende, indem sie nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Individuation, die in Gemäßheit des Selbsterhaltungstriebes nicht maßzuhalten weiß, ihres Urquells, der All-Einheit nicht achtet, die Schuld nicht etwa zufällig erzeugt, sondern sie notwendig und wesentlich einschließt; um das Werdende, indem sie an immer neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederschlag, die Geschichte, sie ihr entgegenbringt, darzutun hat, daß der Mensch, wie die Dinge um ihn her sich auch verändern mögen, seiner Natur und seinem Geschicke nach ewig derselbe bleibt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die tragische Schuld nicht wie die christliche Erbsünde erst aus der Richtung des menschlichen Willens entspringt, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs. Sie ist eine uranfängliche, von vornherein mit Notwendigkeit bedingte, von dem Begriffe des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende Schuld, sie ist, wie der Tod, mit dem Leben selbst gesetzt, da das, was wir Leben nennen, eine Überhebung, die Vermessenheit eines Teils dem Ganzen gegenüber ist, der Punkt sich in sich selbst vertieft. Das Urmotiv des Tragischen ist das Motiv der Individuation.

So muß der Mensch gar nicht im Sinne einer immanenten Moral schuldig werden, um zum tragischen Helden prädestiniert zu erscheinen. Der Wille als Einzelwille und damit als Isolationsphänomen trägt in sich die Gewähr einer Verschuldung im höheren, metaphysischen Sinne, mag auch die aus ihm erfließende Gesinnung und Handlung der Kulturgeschichte als Genie und Heroismus widerstrahlen.

Wie die Schuld, so liegt auch die Sühne in der Individuation, die als Maßlosigkeit keinen Anspruch auf Dauer hat und deshalb auf ihre eigene Zerstörung hinarbeitet. Der Mensch als Individuum ist des Menschen Schicksal. Eine Maßlosigkeit entbindet nämlich eine andere, die Tat, der Ausdruck der Freiheit, wird immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Notwendigkeit, die auf die Herstellung des Gleichgewichtes berechnet ist, modifiziert. Diese ist ein Akt der sittlichen Weltordnung, wenn ihr auch ein Sokrates zum Opfer fällt. „Wir mögen," sagt Hebbel in Übereinstimmung mit Hegel, „das Opfer beklagen, aber — und dessen freuen wir uns — wir haben nicht nötig, die Opferer zu verdammen." Sittlichkeit und Notwendigkeit identifizierend, erblickt er in der Zerschmetterung der Individuen das Walten der ewigen Weisheit, die der Ausdruck der Selbsterhaltung der Gattung ist. Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen in ihr ergeht, ist gleichgültig. Das Leben ist der große Strom, die Individualitäten sind Tropfen, die tragischen aber Eisstücke, die wieder zerschmolzen werden müssen und sich, damit dies möglich sei, aneinander reiben und zerstoßen. Das Interesse der Gesamtheit erfordert unter allen Umständen trotz aller Mängel und Schwächen, mit denen die gesellschaftlichen Einrichtungen offenkundig behaftet sind, die Unterwerfung unter dieselben. Das Individuum muß sich, trotz König Ludwig I. von Bayern, der sich nach einem Briefe des Dichters an seine Gattin (vom 8. März 1852) in einem Gespräche mit Hebbel über dessen „Agnes Bernauer" mit Händen und Füßen dagegen sträubte, daß die Tat seines Vorgängers eine höhere Notwendigkeit gewesen sei, und nach Hebbels Begründung seines Standpunktes ausrief: „Nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt! Ich würde lieber die Krone niedergelegt, als mich zu einem solchen Schritt entschlossen haben!", unbedingt der Gesellschaft beugen, weil in ihr und in ihrem notwendigen formalen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in dem Individuum aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt. Die bürgerliche Gerechtigkeit ist wohl gebrechlich, sie hat mit der Gerechtigkeit selbst wenig zu tun, ist ihre „entfernteste Verwandte"; doch darf man ihr daraus keinen Vorwurf machen, das gesellschaftliche Leben in allen seinen Nüancen ist „kein bloßer Konflux bodenloser Zufälligkeiten", es ist das Produkt der Erfahrung ganzer Jahrtausende und sorgt auf diese Weise für das Fortbestehen endlicher, aber einstweilen notwendiger Verhältnisse. Die staatlichen Gesetze unterliegen allerdings dem Wechsel und Wan-

del; wer aber vor der Zeit an ihnen rüttelt, der frevelt an der Idee, er ladet, wie Sokrates selbst dadurch bezeugt, daß er sich nicht zur Flucht aus dem Kerker bestimmen läßt, sondern der sich in dem geschriebenen Gesetze, wie verwerflich es auch in dem einzelnen Falle ist, offenbarenden Staatsidee seine bessere Einsicht von seinem Werte zum Opfer bringt und den Schierlingsbecher leert, vor dem Forum der sittlichen Weltordnung eine Schuld auf sich, wenn unser Gefühl ihn auch von derselben freispricht. Darum spielt sich die höchste, die erschütterndste Tragik vor uns ab, wenn der dramatische Held an einer vortrefflichen Bestrebung, an dem Streben nach Höherentwicklung der Sittlichkeit durch Sprengung der bisherigen Normen zugrunde geht, die Versöhnung also in der Einsicht in die harte Notwendigkeit, in dem Bewußtsein eines unabweisbaren tragischen Geschickes besteht, dessen letzte Wurzel in dem Ringen des geschichtlichen Geistes liegt. So will in dem Meisterstück der Meisterstücke, in Sophokles' „Antigone", die Titelheldin eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Liebespflicht gegen den unbegraben daliegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter; dennoch geht sie unter, obgleich sie nichts als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares und nur der Form nach die Idee des Staates repräsentierendes Gesetz übertritt. Hier zeigt sich so recht deutlich der Dualismus des Rechts, der mit der dualistischen Form des Seins zusammenfällt. Kein Recht kann sich durchsetzen, ohne irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein. Es handelt sich immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um reinliche, definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprozesse.

So ist Hebbels Standpunkt ein überindividueller, gleichsam der Standpunkt der absoluten Idee. Der Konflikt zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen bestimmt das dialektische Weltbild auf jeder Stufe seiner Entwicklung. Vom Standpunkte der Theorie bedeutet das den Triumph der Idee über das Individuum. Vom Standpunkte der Tragödie bedeutet es den Kampf des Individuums gegen die Allgemeinheit.

Kann es uns nach alledem wundern, daß Hebbels Tragödien uns nicht erwärmen können, in uns nicht den letzten Eindruck der Kunst, jenes große, ethisch befreiende Mitleid hervorzurufen vermögen, das unsere Leidenschaften reinigt und läutert und unseren Willen zum Leben erhebt? Mit Entzücken und Ergriffenheit folgen wir dem Dichter einige Zeit, plötzlich stockt das Mitempfinden. Wir wehren uns dagegen, wir schelten uns, um uns dann doch ehrlich zu gestehen, daß wir nicht weiter mitkönnen, und wir lassen das weitere kalt an uns abgleiten, bis zum Schlusse das gequälte Gemüt wie aus einem bösen Traum erwacht und das aufgezwungene Unbehagen mit dem Troste abschüttelt: So kann es nicht wirklich gewesen sein! So geht es unter lebendigen Menschen nicht zu! Das Fremdartige, Dämonische seiner gewaltigen, an halsbrecherischen Schwierigkeiten

sich zermarternden, Nietzsches Übermenschentum vorschauenden Poesie, seine Vorliebe für die an den tiefsten, dunkelsten Abgründen vorbeiführenden Wege und die schweren samtenen Mantelfalten der Nacht, sein Bohren und Schürfen in den Labyrinthen des Seelenlebens und in Seelenzuständen, die der pathologischen Psychologie angehören, kurz sein sich nicht Genugtunkönnen an Kraft steht zwischen Hebbel und dem Publikum.

Seine in ihrer transzendenten Einseitigkeit zweifellos großartige Theorie des Tragischen steht im Widerspruche mit dem im Tagebuch des Jahres 1838 abgelegten Bekenntnis: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, das jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein." Von diesem Standpunkte, daß der Mensch, der als Glied eines Ganzen Ausdruck einer dualistischen Form des Seins ist, als das letzte Ziel des Individuums die innere Aufhebung des Dualismus durch die Ausgestaltung der ihm innewohnenden Kräfte betrachten soll, ist der schroffe Gegensatz zu verstehen, in dem Hebbel zum Christentum steht und der sich manchmal in haßerfüllten Worten gegen dasselbe entladet.

Seine Ästhetik des Tragischen scheitert daran, daß er nicht genugsam zwischen Egoismus und Individualismus unterscheidet. Bloß der egoistische Wille hebt sich, auf die Spitze getrieben, selbst auf, indem er an den ihm entgegenstehenden fremden egoistischen Willensäußerungen zuschanden wird. Der Individualismus hingegen stellt keineswegs jene Expansion der Persönlichkeit dar, die sich unduldsam der Entfaltung anderer Persönlichkeiten entgegensetzt. Vielmehr ist er auf das Wachstum des Individuums im allgemeinen gerichtet, des fremden so gut wie des eigenen. Er ist beileibe nicht das Gegenteil, sondern die Voraussetzung des Altruismus. Die große, starke, echte, sonnenäugige Individualität offenbart sich gerade darin, daß sie sich selber bindet und beherrscht, mit ihrer ganzen Seele in der Gesamtheit aufgeht, ohne sich zu verlieren.

In der Tat regt sich in Hebbel zuweilen das künstlerische Gewissen. Er kann sein erstes Drama, dessen Held Holofernes in seiner verbissenen Dialektik an einen Jünger Hegels gemahnt, nur als Kraft- und Talentprobe, nicht als Werk gelten lassen. „Genoveva" ist für ihn ein Schmerzenskind. Er kann sich des bangen Gedankens nicht erwehren, daß dieses Drama, in dem die Schönheit, freilich unter ganz anderen Umständen, als in der Tragödie der Augsburger Baderstochter, von ihrer tragischen Seite dargestellt ist, den Fehler seiner Idee hat. Es bereitet ihm viele schwere Stunden und erpreßt ihm am 30. Mai 1841 den Seufzer: „O Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich dich nicht und verachten darf ich dich auch nicht!" Er kann nicht umhin, Gervinus, der ihm wegen des voll-

kommen unschuldigen, nur durch sein Dasein, seine strahlende, sieghafte Schönheit schuldigen Opfers, das er in „Agnes Bernauer" dem Staate bringt, ins Gewissen redet, in einem Briefe vom 13. Juni 1853 zuzugeben, daß ihn die wahnsinnige Emanzipationssucht des Individuums, die sich „in unseren Tagen bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig äußert", verführt haben mag, das Gesetz zu scharf zu betonen, der Grundidee eine zu schneidige Spitze zu geben. Und er hofft, noch einige Mitteltinten zu finden, was indes nicht eingetroffen ist. Der Dichter, der von der unmittelbaren Bühnenwirkung seiner Stücke felsenfest überzeugt ist, rührt keinen Finger für die Aufführung des „Gyges". Er fühlt wohl, daß in der gleichsam aus lauter Schleiern gewebten Rhodope, die die Idee der Sitte verkörpern soll, etwas Inkommensurables zurückbleibt.

Gleichwohl möchten wir seine dramatischen Schöpfungen um keinen Preis missen, denn er war ein unerschrockener Dichter sui generis. Er hat denn auch durch die grandiose Vereinigung harter, erdschwerer Realistik und unendlich geheimnistiefer Seelenanalyse und durch die unvergleichliche Plastik, mit der er sogar das Unsagbare, Unfaßliche seiner Gestalten herauszumeißeln verstand, die erste Stelle im neueren deutschen Drama erobert.

Das größte Gewicht legte Hebbel auf seine Lyrik, wenn sie auch gegen seine Dramen verschwindet. Sie hat vielfach einen dramatischen Wellenschlag, wir finden aber auch zu unserer Überraschung Gedichte, die an Zartheit kaum ihresgleichen haben. Am eigenartigsten aber zeigt sich der Lyriker in jenen Gedichten, wo der Stoff aus der Tiefe des unmittelbar von innen heraus wirkenden Lebens aufsteigt und die Reflexion die einrahmende Form erzeugt. Indem sich in ihnen die Wiederherstellung der Idee in ihrer Einheit und Reinheit spiegelt, kommt ihnen neben der besonderen auch noch eine allgemeine Bedeutung zu. Sie erheben sich zum Symbol und werden zur goldenen Frucht, die der Dichter vom eigenen Lebensbaume für andere bricht.

Emil Ludwig: Wagners „Erlösung".*)

Ein einziges Mal in Wagners Leben schwieg der große Krampf der Seele. Einmal zeigte das Geschick Wagner die Bahn zur Harmonie. Einmal lud es ihn in die Gärten des Mondlichtes ein, zum Schweigen, zum Lauschen, zur Musik. Und wirklich stand er eine kurze Weile still und schuf daraus dies eine Mal ein Werk der Harmonie, das ganz allein in seinen Werken steht. Dann ging er zögernd fort, noch blickte er sich um, wieder und wieder. Plötzlich lief er mit schnellen Sprüngen in seine Welt zurück.

Das Reinste, was ihm je begegnet, Symbol der anderen Welt, der immer fremden, krampflos, natürlich, selbstvergessen: Mathilde zog ihn eine Weile zu sich auf, mit sanfter Freiheit entlockte sie ihm sein edelstes Wort. Dann mußte er in seine Sphäre niedersinken.

Zwei Jahre, ehe sich dieses eigentlich zutrug, spürte es Wagner voraus. An Liszt, im Jahre 1854: „Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten meiner Träume noch einmal ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde-Entwurf, die einfachste, aber vollblütigste Komposition. Mit der schwarzen Flagge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um zu sterben." Damals nannte er Mathilde noch „ein weißes Blatt, das ich sehr gern beschreiben möchte".

Als es vier Jahre später zur gewaltsamen Trennung kam, schildert er, wie Mathilde Wesendonk, „erst zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer" sich ihm näherte. Nie hätten sie an eine Vereinigung gedacht. Darum hätte ihre „tiefe Neigung den traurig-wehmütigen Charakter gewonnen, der alles Gemeine und Niedere fernhält." Erst als er den Tristan gedichtet, „da zum ersten Male wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen. . . . Somit resignierten wir, jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten und — liebten uns." Am Jahrestage der Vollendung dieser Dichtung erinnert er Mathilde: „Du geleitetest mich nach dem Sofa, um-

---

*) In diesen Tagen erscheint von Emil Ludwig „Wagner oder Die Entzauberten" im Verlage von Felix Lehmann in Berlin. Das Buch des künstlerisch empfindenden Literar-Historikers und Bismarck-Biographen wird Staub aufwirbeln. Man wird auf Emil Ludwig lauschen, auch wenn man ihm nicht überall zu folgen vermag.

Ludwig Stein.

armtest mich und sagtest: Nun habe ich keinen Wunsch mehr. An diesem Tage, in dieser Stunde wurde ich neu geboren. Bis dahin ging mein Vorleben: nun begann mein Nachleben. In jenem wundervollen Augenblicke lebte ich allein. Du weißt, wie ich ihn genoß? Nicht aufbrausend, stürmisch, berauscht, sondern feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor mich hinschauend. Bis dahin war alles Verneinung, schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen. Denn es war Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, für jene Verneinung, jene Abwehr — das Bejahende, Eigene, Sich-mir-vermählende zu finden. Jener Augenblick gab es mir, mit einer so untrüglichen Bestimmtheit, daß ein völliger Stillstand sich meiner bemächtigte. Ein holdes Wesen, schüchtern und zagend, warf mutig sich mitten in das Meer der Schmerzen und lebte, um mir diesen herrlichen Augenblick zu schaffen, mir zu sagen: ich liebe dich! . . . Nun war der sehnsüchtige Zauber gelöst. Und dies eine weißt du auch, daß ich seitdem nie mehr in Zwiespalt mit mir war. . . . Alle Bitterkeit war mir geschwunden."

Etwas später: sie allein hätte ihn „erlöst, und mir jenen heiligen Stillstand gewonnen, von dem nun mein Leben eine andere Bedeutung erhalten hat. . . . Die Welt ist überwunden."

Wer ist die wunderbare Frau, die dem wollüstigsten Manne so tiefe Worte entlockt, ohne sich ihm hinzugeben? Die eine Harmonie in dieses Herz geleitet, das siebzig Jahre sich selbst verzehrt; das zuckend in Verlangen nach Welt, nach Wirkung, nach Ekstase brannte, und nie gesättigt eine Entsagung pries, die ihm ganz fremd und die es nie gefühlt? Warum verschleiert man ihr Bild, statt es aus ihren Briefen, die Wagner sicher nicht zerstörte!, sich selbst beleuchten zu lassen?

Durch ihre Züge sprechen sie alles aus. Wer ihr Bild mit Ruhe neben Wagners hält, begreift ihn ganz. Sie zu begreifen, — muß man die Partituren seiner Werke neben ihrem Bildnis häufen. Dies und die wenigen Briefe, die man von ihr kennt, führen uns in die Welt der zartesten Natur, vornehm, verschwiegen, unbefangen, von der wundervollen Schönheit jener Frauen des späten Venedig, einen Südwind der Leidenschaft im Herzen, der sich stets rasch geglättet haben mag. Sie zeigt in allem Wagner's Gegenwelt.

Mit plötzlicher, mit größter Energie, da sie den Genius in ihrer Nähe wittert, dringt sie in ihren Gatten, versteht die Eifersucht zu sänftigen, erreicht, daß er ihn auf seinem Grunde, neben seinem Hause zu wohnen bittet. Freilich, auf den tiefsten Ausdruck ihrer Neigung kann man nur schließen: ihre sämtlichen Briefe gerade aus jenen Jahren — fehlen. Nur daß sich die Enttäuschung, die später ihrer sich bemächtigt haben muß, in kleinsten Zügen jener späteren Briefe spiegelt, hat man an gewisser Stelle wohl übersehen. Denn nach dieser Erschütterung ihres Lebens war auch ihr Geist, von Jugend auf bewegt, kritischer geworden.

Und doch hatte Mathilde das Glück, das Beste dieses Geistes zu genießen, ohne mit ihm zu leben. Dies Ephemere, dies Vorüberfließen ihre Neigung, paßt ganz zu jener Trauer, die sich von Anfang an darüber senkte. Nicht auszumalen die Erniedrigung und Qual, wenn sie sich dauernd verbunden hätten! Banal, mit Mann und Frau und Kindern zu erklären, daß sie es nicht getan. Sie spürten es, zu mindesten Mathilde, aus welchen inneren Gründen sie entsagten. Ist nicht das Unerhörte geschehen, daß Wagner eine Frau, die ihn umarmte, daß Wagner diese Frau nicht n a h m ? Daß er zum ersten Male nicht „aufbrausend, stürmisch, berauscht" war? Hier, in dieser einzigen freiwilligen Entsagung, die Wagner einer Leidenschaft entgegentrug, liegt der Schlüssel zu allen großen Schönheiten des Tristan. Jeder andere Künstler kann und konnte aus dem erlebten Rausch, aus der erlebten Lust die reichsten und die reinsten Lieder bilden. Nur dieser Wagner nicht, der sich von Sucht zu Sucht verzehrte, dessen Sinne durch fünfzig Jahre nach „Erlösung" schmachteten, weil er sich nie erlösen w o l l t e , sondern in einer Wolke begehrender Wollust stöhnend verging.

Hier, endlich, schwelt nicht mehr gedämpftes Feuer, hier rieselt blaues Licht. Den „Augenblick" hat er besessen, den „völligen Stillstand" gefühlt. Nach diesem Augenblicke kann er nur wieder sich selber fühlen. In allen diesen Tagebuch-Briefen aus Venedig gedenkt er i h r e s Leidens doch fast nie. Wie e r gelitten, „so tief, so schrecklich wie nie zuvor im Leben", das beschreibt er ihr; spricht von s e i n e n Erschütterungen, seinen erbleichten Haaren, seiner Unrast. Gewiß, er schwört: „Leben für andere. Laß mich nun auf den Trümmern dieser Welt des Sehnens — dich beglücken!" Doch wie fängt er das an? Er würde nur kommen, wenn er heiter wäre. „Siehst du mich daher längere Zeit nicht mehr, so — bete für mich im Stillen, denn dann wisse, daß ich leide." (Wagner's Form des Altruismus.) Als sie ihr Kind verliert, hat er keine Worte für sie, als: „I c h kann mit dir leiden und trauern. Könnte ich etwas Schöneres tun, wenn du leidest und trauerst?" (Woran er die Mitteilung schließt, daß er vor Ergriffenheit über die Nachricht nicht arbeiten konnte.)

Das Tragische an diesem Verhältnis mußte Wagners Geiste schmeicheln. Bald aber wandelt er sich, wie alles, auch dies in blühende Seligkeit um: „Laß uns heilig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem seligen Lächeln schöner Überwindung. Und — keiner soll dann verlieren, wenn wir — — siegen!" Ein andermal, mitten in stürmischen Zeilen: „Laß mich jetzt abbrechen! Nicht um Ruhe zu suchen, sondern um der Wonne meines Schmerzes bis zum Ertränken mich zu übergeben!"

Auch jetzt tritt zuweilen die schauspielerische Allüre mitten in die ergriffenste Sprache. „Was ich als Dichter geträumt, mußte mir einmal so wundervoll wahr werden; auf den gemeinen Boden meines Daseins mußte dieser zart belebende und verklärende Wonnetau einmal fallen. Ich hatte es nie gehofft, und nun ist

es mir, als hätte ich es doch gewußt.“ Und fährt fort: „Nun bin ich geadelt. Ich habe den höchsten Ritterschlag erhalten. . . . Jeder Zoll an mir ist nun frei und edel.“

Wirklich ist er völlig verändert. Wirklich scheint er nun mit der Welt zu harmonieren. „Die Welt ist mir nun keine Feindin mehr.“ Er sehne sich nicht mehr nach einem einsamen Asyl, sondern er wolle beruhigt und gestärkt in der Welt leben. „Dieser ruhigen Tendenz, der Frucht unendlicher Kämpfe gegen dieselbe, und endlich meiner Erlösung durch deine Liebe folgend, werde ich vermutlich einmal meinen Wohnort dort bestimmen, wo mir reiche Kunstmittel zu Gebote stehen, um deren Beschaffung ich mich nicht erst bemühen muß, denn dafür ist mir das Spiel nicht mehr ernst genug!, sodaß ich nach Lust und Laune periodisch meine Arbeiten in erträglichen Aufführungen mir vorführen kann.“

Dies alles aber sind Worte aus Venedig, wohin er aus seinem Asyle floh. Nicht erstaunlich, — selbstverständlich ist es, daß der Künstler durch die Gestaltung seines Erlebnisses es verwinden wollte. So muß man ohne Groll zuhören, wenn er, schon vier Wochen nach seiner Abfahrt, während der Arbeit schreibt: „Wir werden siegen, — wir sind schon mitten im Siege.“ Aber erstaunlich ist bei diesem Charakter: die Dauer der Wirkung jenes Erlebnisses, weit über die Zeit der Gestaltung hinaus. Schon dies, — wenn anders nicht das Werk bestünde, das gänzlich einsam in Wagner's Werken steht, — schon dies wäre ein Zeichen, wie ohne Beispiel das war, was ihm geschah.

Denn als er ein Jahr später nach Paris geht, laufen seine Briefe an Mathilde weiter und noch drei Jahre lang, und gerade diese sind die schönsten Dokumente aus Wagner's ganzem Leben. Hier ist zuweilen der natürliche Ernst, hier schweigt zuweilen der Schauspieler, hier sinkt der Wirkungsdrang in sich zurück, der Wille zum Theater wird von ihm selbst verdächtigt, hier rauscht ein Unterstrom von Harmonie.

„Erst meine letzten Lebensjahre,“ schreibt er nun, sechsundvierzigjährig, „haben mich wirklich zum Manne gereift. Ich fühle mich in voller Harmonie mit mir: und sobald es das Wahre gilt, bin ich stets sicher und einig mit meinem Willen. Dem eigentlichen Leben gegenüber lasse ich mich getrost von meinen Instinkten leiten: mit mir wird etwas gewollt, was höher ist, als der Wert meiner Persönlichkeit. . . . Da sorgt der wunderbare Genius, dem ich für diesen Lebensrest diene, und der will, daß ich vollende, was nur ich vollenden kann. So ist eine tiefe Ruhe in mir. . . . Ich bin, was ich sein kann. Dank Ihnen, Freundin!“ Wo, im Verlauf von fünfzig Jahren, finden sich bei Wagner solche Worte wieder?

Sogar der tiefste Trieb in ihm (zugleich der flächenhafteste), sein Wille zur Wirkung ebbt zurück. Ihn mahnen höhere Aufgaben. So stellt er sich die Alternative, Geld zu verdienen „oder — ich entsage der Möglichkeit, meine Werke je

zu hören und je somit der ganzen Welt zu erschließen (seine typische Formel). Es ist ein Opfer, und doch — vielleicht ist es, was meinen Genius dabei betrifft, wohl nur ein lockendes Wahnbild; denn deutlich sagt mir die Stimme, daß ich nie zu Genuß und Befriedigung durch die Aufführungen meiner Werke gelangen werde und immer eine geheime Qual übrig bleiben wird. . . . Dann, o welch wonniges Bild dämmert mir dann auf! Zuerst: völlige, gänzliche persönliche Armut." Bei einer Familie zu leben, seine letzten Werke zu schreiben: „das — das wäre mein Wunsch und meine feste Wahl, wenn ich zu wählen hätte! Der Ausfall meiner Wahl wird zeigen, was nötiger war."

Jetzt scheint er öfter krampflos, klarer, jetzt fühlt er sogar zuweilen die Natur. Von seinem Geburtstage im Jahre 1860 schreibt er ihr: „Im Bett erbrach ich heute früh Ihren letzten Römischen Brief und schaute, was er enthielt. Maurice kam wieder, um mir das Bad anzukündigen: er fand mich in Tränen gebadet und zog sich schweigend zurück. (Regisseur). — Mein Kind, die Götter ehrten mich gestern mit dem schönsten Tag dieses Jahres: nie war es so vollkommen heiter und klar geworden. Zum ersten Male grüßte mich gestern ein ganz reiner Himmel und dazu ein erquickender Ostwind. . . . Was ich sonst nur im erhabenen Affekt kannte, ward mir diesmal zum stillen, klaren Triebe: mich durch eine, anderen zugewandte edle Neigung zu erfreuen." . . . Man könnte den fehlenden Brief jener Frau rekonstruieren, der solche Stimmungen in einem solchen Charakter erregte.

Im nächsten Jahr: „Welcher Unstern hat mich um mein einzig würdiges Asyl gebracht? . . . Glauben Sie, was Sie auch anders lautend erfahren sollten, — als ich jenes Asyl verließ, war mein Stern dem Untergang geweiht; ich kann nur noch fallen! Nie, — nie lassen Sie eine andere Meinung aufkommen! Halten Sie daran einzig fest! . . . Vergessen Sie es nie! Dies wollte ich Ihnen noch sagen: o, prägen Sie es sich recht ein!" Das schreibt kein Liebhaber, sondern ein Mann im Wirbel der Welt, der seine Freundin zwei Jahre lang nicht gesehen; und der sie nie besessen. Er fühlt: bald geht es weiter, sie wird es merken, — und es wird nie mehr erstklassig sein.

Sie fühlt es mit, sogleich. Bald darauf teilt er ihr den Fortgang seiner Meistersinger-Dichtung und seine Absichten mit, — in Wahrheit wolle er aber nur für die Aufführung des Tristan leben und dann sterben. „Daß ich den Tristan geschrieben, danke ich Ihnen aus tiefster Seele." Auf diesen langen, nicht mehr ganz taktvollen Brief erwidert sie: „Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief, der mir doch wenigstens Ihre Handschrift brachte, wenn ich auch nicht ganz die frühere erhabene Stimmung darin erkannte."

Und noch im Jahre 1863, vier Jahre nach der Zeit ihres Zusammenlebens, schreibt der Fünfzigjährige an eine gemeinsame Freundin: „Ein Mensch wenigstens muß wissen, wie es mit mir steht. Drum sage ich Ihnen: sie ist und

bleibt meine erste und einzige Liebe! Das fühle ich nun immer bestimmter. Es war der Höhepunkt meines Lebens: die bangen, schön beklommenen Jahre, die ich in dem wunderbaren Zauber ihrer Nähe, ihrer Neigung erlebte, enthalten alle Süße meines Lebens. . . . Was auch Berauschendes und Schmerzliches das Leben an uns vorüberführen mag, — ja, jetzt erst weiß ich, daß ich nie aufhören werde, sie einzig zu lieben."

Dr. Otto Weddigen:
Die Befreiungskriege und die deutsche Literatur.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die Blüte unserer neuen Dichtung gezeitigt. Die Vertreter derselben huldigen dem Humanitätsideale.

Die Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts sind vorwiegend politische. Es äußert sich ein unablässiges Drängen nach dem Ausgleiche der ruhmreich errungenen, reinen Menschheitsideale und der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, ein mühseliges Streben nach einem gesunden, nationalen Leben, wozu der große Kurfürst und der zweite Friedrich den Grund gelegt, ein Ringen nach einem einigen Vaterlande.

Der Staat eines Friedrich des Großen sank im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., in die tiefste Erniedrigung. Der abenteuerliche Korse hatte das deutsche Reich zertrümmert.

Aber der Tilsiter Frieden, welcher diesen Zeitpunkt bezeichnet, bezeichnet zugleich den Quell der preußischen, der deutschen Wiedergeburt. Das unsägliche Unglück des Staates hatte eine ernste Einkehr des Volkes in sich selbst bewirkt und einen sittlich-religiösen und vaterländischen Geist in der Nation neu hervorgerufen. Fichtes Reden, welchen Friedrich Wilhelm III. nach Berlin gezogen, warfen die erste Bewegung in die Geister.

Kaum hatte der König, welcher durch die Zeit des Leidens und des Kampfes, die er in inniger Gemeinschaft mit seinem Volke durchlebt hatte, ein populärer Fürst im besten Sinne des Wortes geworden war, die ersten Schritte zu einer selbständigen Politik getan; kaum hatte er am 3. Februar 1813 den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen, als auch die deutsche Literatur ihrerseits tätig war, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen. Das Rauschen einer nationalen Strömung hatte das Volk bis in seine tiefsten Schichten erfaßt. Die bisherige zahme Lyrik, welche in der Zeit der Unterdrückung nur noch Weisen hatte erstimmen lassen, wie: „Herz, mein Herz, warum so traurig", „Als der

Großvater die Großmutter nahm", „Schlaf Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du" usw., erlebte einen völligen Umschwung. Ein Strom von Kriegsliedern, aus dem Volke hervorgegangen, das selbst in Waffen stand, ergoß sich unhaltsam fort.

Die Kunstdichtung der Befreiungskriege gipfelt in den von stürmischer Begeisterung getragenen Gesängen eines Körner — des poetischen Repräsentanten der gebildeten Jugend von 1813, welcher ein so wesentlicher Anteil an der Befreiung des Vaterlandes gebührt — in den von zarter Empfindung und Sehnsucht eines weichen Gemütes durchhauchten Liedern Schenkendorfs, in den von männlichster Gesinnung durchglühten Schöpfungen Ernst Moritz Arndts, in den Oden Stägemanns und in den geharnischten Sonetten Rückerts.

Die Erzeugnisse eines Körner, Schenkendorf und Arndt sind der verklärte Ausdruck der Empfindungen, mit denen das Volk die Waffen ergriff. Der kosmopolitische Charakter, den die Dichtung bis dahin trug, verschwindet ganz. Die Königin Luise, das schönste Kleinod, welches Friedrich Wilhelm III. besaß, bis sie allzu früh ihre edle Seele aushauchte, war die Heilige, deren Schutz und Schirm in Liedern für die ausziehenden Scharen herabgefleht wurde.

Sie selbst hatte den lebhaftesten Anteil an allem genommen, was zur Wiedergeburt Preußens, zur Pflanzung eines besseren Geistes im Volke möglich war.

Zum ersten Male seit Jahrhunderten kämpften die vereinigten deutschen Staaten und Stämme für eine gemeinsame Sache. Die Poesie dieser Zeit trägt diesen allgemeinen deutschen Charakter.

Seltsam ist es, daß der größte deutsche Genius, Goethe, dessen 50. Todestag mit dem Tage des vollendeten 85. Lebensjahres des ersten Deutschen Kaisers am 22. März 1882 zusammengefallen ist, daß er den Erzeugnissen Deutschlands, seines Vaterlandes, fremd gegenüber stand.

Indifferenz gegen die Geschichte ist einer seiner hervorstechenden Züge; wir sehen von seinen Schöpfungen diesen Charakter am meisten in „Egmont" uns entgegentreten*).

Während des Feldzuges nach Frankreich, zurzeit der Revolution, wohin er seinen Herzog begleitet hatte, studierte er verschiedene Erscheinungen der „Farbenlehre". Nach seiner Rückkehr aus Feindesland zog er sich in sein altes Behagen zurück, in die „Ästhetika, Moralia und Physika", indem er alles Historische „für das undankbarste und gefährlichste Fach" erklärte.

Im Jahre 1806, als die Napoleonischen Heermassen den entscheidenden Sieg bei Jena erfochten, flammte seine Entrüstung in harten Ausdrücken gegen den fremden Eroberer auf, welcher seinen Herzog bedrohte. Freilich war der Herzog

---

*) In „Hermann und Dorothea" bildete die Geschichte nur den Hintergrund, auf dem die persönlichen Leidenschaften sich bewegen. Das große Epos der politischen Begebenheiten dient nur als Folie einer Idylle.

sein persönlicher Freund; es regte sich in seiner Brust daher ein allgemein menschliches Gefühl. Aber schon im Jahre 1808 nach einer persönlichen Unterredung mit Napoleon war er von Bewunderung für diesen erfüllt, von seiner Persönlichkeit geblendet worden. Er rief daher im Jahre 1813 dem Vater Theodor Körners zu: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!"

Als die Schlachten der Freiheitskriege geschlagen wurden, als sein Volk auf dem Felde der Ehre sein Blut für die Sache des Vaterlandes vergoß, da flüchtete sich Goethe ganz „aus der Gegenwart" in das Entlegenste und studierte die Geschichte Chinas.

Wir verargen es Goethe keineswegs, daß er zu dieser Zeit keine patriotischen Kriegslieder anstimmte. Es lag in seinem ganzen Wesen, nur Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten. Auch äußerte er mit Recht gegen Eckermann: „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen!" Zu den Dichtern „hinterm Ofen", wie eine Volksstimme jene Kriegsliedersänger naiv nennt, wollte Goethe also nicht sich zählen lassen.

Immerhin ist es zu bedauern, daß der größte deutsche Dichter kein warmes Wort für die Sache seines Vaterlandes hatte. Das ewig Menschliche, welches so rein in seinen Schöpfungen atmet, übersteigt alle nationalen Schranken; aber eben dieses allgemein Menschliche hat — wie wir in den unsterblichen Dichtungen eines Homer, Äschylos, Sophokles und Euripides sehen — auch seine festen Wurzeln im Boden des eigenen Vaterlandes.

Goethe, der Hohepriester der Natur und ihrer stillen Entwickelung, ist unter den Klassikern Deutschlands außer Wieland wohl der einzige, welcher sich gegen die Geschichte und die Ereignisse der Zeit verschließt. Lessing, obschon er von Friedrich II. nur Herbes erfuhr, setzte seiner Zeit ein unvergängliches Denkmal; Klopstock sang seine Oden an das Vaterland, freilich flüchtete er sich, Friedrich dem Großen grollend, in eine fabelhafte Vorzeit. Herder huldigte einer schönen Universalität, doch hatte seine Leier auch Töne für sein Vaterland, wie sein „Klagesang Deutschland" und seine „Ode Germania" beweisen. Schiller, obschon er nicht unmittelbar die Geschichte der Gegenwart zum Vorwurf nahm, fand doch mit sicherem historischen Takte, ja mit prophetischem Geiste stets solche Zeit heraus, die den damaligen analog waren. „Mit ihm ist die Poesie aus der bloßen Innerlichkeit des schönen Subjekts hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt des historischen Subjekts, welches das Schöne als eine Voraussetzung bereits in sich hat . . . das Pathos der Goethischen Poesie ist die lebendige Persönlichkeit; das Pathos der Schillerschen ist die Freiheit."

Hätte Schiller, das unterliegt keinem Zweifel, die Katastrophe von Jena und die ihr folgenden schmachvollen Jahre der Knechtschaft erlebt, er wäre nicht

gleichgültig gewesen gegen das Schicksal seines Vaterlandes. Er, der Dichter des Tell, hätte seinen Heroldsruf der Freiheit nie verleugnet.

Jean Paul stand den Ereignissen seiner Zeit nahe. Wohltuend berühren seine Schriften, welche er in der Zeit der Unterdrückung, die sein Vaterlandsgefühl mächtig weckte, veröffentlichte. Seine „Dämmerungen für Deutschland vom Jahre 1809" und seine „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche" (1810—1812) wenden sich gegen den Korsen und das vergiftende Bewundern „des Eroberers".

Die vaterländischen Ereignisse regten noch andere Dichter an. Wir nennen nur den Baron de la Motte Fouqué, welcher an dem Feldzug 1794 und an den Befreiungskriegen teil nahm und Kriegslieder schuf, Immermann, der in den Schlachten bei Ligny und Waterloo mitfocht, und Heinrich von Kleist, den begabtesten Neuklassiker, welcher aus vaterländischen Ereignissen kräftige Nahrung zog. Kleist schuf seinen „Prinzen von Homburg" nach einer Bemerkung aus Friedrichs des Großen „Mémoires de Brandebourg". Jenen verhaltenen Patriotismus, der sich in der Zeit, in der das Drama geschrieben wurde, in der Zeit von Preußens Schmach und Erniedrigung, nicht aussprechen durfte, beseelt er mit seiner Kraft und Weihe, und der Schwung großer brandenburgischer Erinnerung läßt den Weckruf gegen den übermütigen Eroberer ertönen. In seiner „Hermannsschlacht" kocht der Fanatismus des nationalen Hasses und der tiefsten Erbitterung, wie ihn nur solche Epochen der Unterdrückung kennen . . . die innerste Stimmung seiner Zeit, das Gefühl des unerträglichen Druckes, das sich, hoch und frei aufatmend, in den Schlachten der Befreiungskriege entlud, läßt sich aus dieser Tragödie besser erkennen, als aus vielen historischen Schriften.

Die ersten Jahre, welche auf die ruhmvolle Zeit 1813/14, 15 folgten, waren für das deutsche Volk nicht glücklich, wie man hätte erwarten sollen. Nach den großartigen Kämpfen gegen den korsischen Unterdrücker machten sich bald innere bedauerliche Meinungskämpfe geltend, welche an die Stelle der voraufgegangenen allgemeinen Begeisterung Verbitterung und Mißmut treten ließen.

Eine gesunde Weiterentwickelung der Nationalliteratur war damit eine Zeitlang ausgeschlossen.

Axel Lübbe:
Die Besiegung des Krieges.

Durchs zuckende Land unsrer Zeit
mit brünst'ger Behaglichkeit
kroch der Krieg.
Sein Auge war hohl, und alt sein Gesicht,
Sein Rachen weit, — doch er atmete nicht,
er fraß den Atem der Welt...

Er richtet sich auf
und schreit, daß es gellt;
blickt suchend dann aus,
wer sich zu ihm gesellt,
und lauert mit Lust . . .

Ja — er hat es gewußt:
Es trifft alles so ein, wie es immer gewesen;
übers zitternde Feld mit entblößter Brust
jagen tausend hastig atmende Wesen
und abermals tausend . . .
Des Krieges Schrei
hat sie alle begeistert
und das Gesetz ihres Seins gemeistert.
Des Krieges Geschrei
ist Gesetz der Welt!
Was jedem gefällt,
das soll er sich nehmen!
Der denkt an Geld, und jener an Beute,
Ein andrer hat lange schon satt das Schämen,
Es schäm' sich das Gestern! Doch frei ist das Heute!
Was jedem gefällt, das soll er sich nehmen!
Es lebe der Krieg!
Mal wieder als richtiges Tier sich fühlen,
In Blut und Menschenleibern wühlen:
Das heißt Sieg!
Und der Krieg springt auf,
Stolz blickt er sich um,
und prahlt und höhnt,
während rings alles stöhnt,:
„Wohlan! Sei's drum!
Ein jeder mag nehmen, was ihm gefällt!
Ich — nehm den Atem der Welt!!"

* * *

So raste der Krieg das Tal entlang,
und immer lauter wurde sein Sang,
und immer wilder wurde sein Brauch,
die Welt war sein bis zum letzten Hauch . . .
Bis zum letzten Hauch? — —
Und woher der Ruf, der von hellen Höh'n
dringt in des blutigen Tales Gestöhn?:
„Mich hast du, Krieg, noch niemals gesehn,
und — ich atme auch . . ."
Der Krieg bleibt steh'n
und blickt gierig hinauf:
Da stand einsam — der Mensch
und sang und lachte . . .
Der Krieg erbebte und heulte auf:
„Wie kamst du dort unbemerkt hinauf?!" —
Und der Mensch sprach: „Ich — dachte!
Die Macht des Gedankens ich mir erschlich;
Der Gedanke doch — atmet nicht für dich!
In seinen Gesetzen mein Wesen liegt!
Du — bist besiegt!!"

Gräfin L. Uxkull: Das Haus des Hasses.

Novellette

(Fortsetzung.)

Hei! Wie der Sturm rast! Mit hocherhobenem Arm hat er die schweren Wolkenballen ergriffen und in mächtigen Sprüngen reißt er sie mit sich fort. Sein Atem pfeift schrill. Manchmal brüllt er auf wie ein ungeheurer Stier. Die Wogen, die er wütend geißelt, jagen einander in verzweifelter Flucht und zerschlagen sich am Gestein des Ufers, das sie erbarmungslos gegen den Verfolger zurückdrängt.

Auf dem Land schmiegt Gras und Gesträuch sich dicht an den Boden, die Bäume wimmern und ächzen, während der Tolle ihnen das Laubhaar abreißt und ihre Glieder zerschlägt, daß krachend die Äste zur Erde stürzen.

„Gurli! Wie schön ist die Heimat! Wie schön ist der Sturm!"

Sie sieht wohl, daß sich sein Mund bewegt, doch sie vernimmt seine Worte nicht. Aber sie errät sie und nickt und lächelt ihm zu, und hell blinken ihre Zähne zwischen den Lippen.

Wie eine junge Ziege klettert sie übers Gestein. An Blöcke und Zacken gekrallt, vorsichtig mit dem Fuße tastend, schwingt sie sich von Fels zu Fels. Nun bleibt sie einen Augenblick stehn. Der Wind schlägt ihr kornblumenblaues, von einem goldgelben Streifen gerändertes Kleid prall gegen den Körper. Und die schlanken Glieder treten wie gemeißelt hervor. Nun hat er ihr Kopftuch erfaßt, und wie sie sich wehrt, er entreißt ihr's und schleudert es hinaus nach dem Meer. Gurli winkt lachend dem Fähnchen nach, das wie ein verirrtes winziges Stück Himmelsbläue gegen den verknäuelten Wolkenspuk entflattert. Doch fester drückt sie der Wind in seine Umarmung. Er zerrauft in übermütiger Lust ihr Haar, daß es wie goldener Schaum um sie wirbelt.

Gunnar strebt ihr nach mit der unüberlegten Sicherheit eines Schlafwandelnden. Er sieht nicht, wohin seine Hände greifen, wohin seine Füße treten. Er sieht nur die wunderliebliche, die strahlende Gurli Lindegren.

Gleich einem schimmernden, schwebenden Traum sieht er sie immer vor sich: wie sie furchtlos die unwegsamen Klippen beklettert, als sei es auf einem vorgezeichneten Pfad, und wie sie zuweilen stille steht und lachend um Atem kämpft und dann weiter, weiter dem Sturme entgegenschreitet. Ja, auch der Sturm liebt das Sonnenkind, und sie liebt ihn und wirft sich ihm in überschäumendem Leben in die gewaltigen Arme, die sie nicht schrecken. Auch die Wogen recken sich hoch in wilder Sehnsucht und greifen mit großen, weißen Schaumfingern nach ihr.

Ja, Gurli weiß, daß alles sie liebt: das Meer und der Sturm und der blonde Gunnar — und nur vor dem einen flieht sie, sie weiß nicht warum. Daß Gunnar hinter ihr hereilt, das zaubert ihr Flügel an die Füße. Wenn sie zögerte, er würde versuchen, sie zu stützen, er würde ihr die Hand reichen, um sie emporzuziehn, wie er es vorhin einmal getan hat — und da hat sie gespürt, daß seine Berührung brennt.

Nun ist die äußerste Höhenspitze erreicht. Vor ihnen senkt sich ein schwarzes, zerklüftetes, ausgewaschenes Felsenchaos, gegen das die Massen des erregten Meeres von allen Seiten anstürmen. Eine Schlacht ist entfesselt zwischen trotzender, starrer Regungslosigkeit und unermüdlicher, unbändiger Bewegung. Doch es wird tausend und tausend Jahre noch dauern, bis der wütende Feind dies Bollwerk niederreißt.

Von der Höhe führt durch das Gestein ein schmaler Pfad abwärts zum Leuchtturm hinüber, der eine letzte wuchtige Klippe krönt. Längs des Pfades ist ein Drahtseil gespannt, denn hier würde der Sturm das tollkühne Menschlein nicht anders, als vorhin Gurlis blaues Tuch, mit sich fortwirbeln, wollte es sich nicht mit starkem Griff gegen ihn verankern. Und oft wirft sich eine beutegierige Woge quer über den Pfad.

Gunnars Herz brandet wie die erregte Flut, als er Gurli lachenden Mundes den Pfad einschlagen sieht. Doch mit sicherem Blick mißt sie die Zeit zwischen den einzelnen Sturzwellen ab, um sich jedesmal ein Stück weiter dem Turme entgegen zu wagen. Wie ein Kätzchen hängt sie am Seil, ihre Beine spannen sich mit äußerster Anstrengung gegen die Gewalt des Sturmes. Aber ihr wind- und wassergepeitschtes Antlitz strahlt voll übermütigen Sonnenscheins.

Gottlob! Der Turm ist erreicht. Der Wächter drüben öffnet schon die Türe. Und nun sitzen Gunnar und Gurli bei dem wetterfesten Mann, dessen faltiges Ledergesicht der Bart wie eine rote Halskrause umstarrt. Er reicht ihnen Grog, und er erzählt langsam dazu: von den Schiffen, die trotz des warnenden Lichts auf die Klippen festfahren und die der mutigste Mann nicht mehr retten kann. Und von den grausigen Nächten, wo himmelhohe Wogen den Turm bestürmen und einem weißen Schirme gleich von ihm abprallen. Von den Geistern Schiffbrüchiger, die winselnd und heulend die Lüfte durchfliegen und die Lebenden nach sich ziehn möchten in den Meeresgrund. Von den Hexen und Kobolden, die zu schwarzer Herbstmitternacht von den Mooren droben herniedersteigen und Sterbliche ergreifen, um sie im tötlichen Reigen mit fortzureißen. Er erzählt auch, wie sein Vorgänger am Abend eines furchtbaren Orkans längs des Seiles zum Turme hinübertappte, und wie es plötzlich unter seinen Händen zerriß und Sturm und Wogen ihn fern hinausschleuderten, von wo niemals einer wiederkommt.

Als Gunnar und Gurli den Pfad zur Rückkehr betreten, spürt sie, daß ihre Kraft nur noch mühsam reicht. Ihre Beine und Arme zittern. Sie denkt an den

Mann, dem das Seil unter den Fingern zerrissen ist, und sie atmet auf, als sie endlich die Höhe erreicht hat. Doch Gunnar steht neben ihr ruhig lächelnd, und sie schämt sich, ihre Schwäche vor ihm zu verraten. Sie folgt ihm daher, als er auch die Klippen der andern Seite beklettern will. Aber sie fühlt sich nicht mehr von Flügeln getragen. Ängstlich wie ein gefangener Vogel flattert ihr das Herz in der Brust. Zuweilen überfällt sie ein Schwindel. Ach, das ist der Grog des Wächters — gewiß! Warum hat sie davon getrunken? Es hilft nichts, sie muß Gunnars stützende Hand ergreifen, ob sie's gleich wieder brennt und der Schwindel sie taumelnder umnebelt.

Da bemerkt Gunnar, wie bleich sie geworden ist, und daß ihr Atem mühsam geht. Er fordert sie auf zu rasten. Im Schutz dieser Klippe sitzt es sich gut. Wie listig der Sturm sich auch herumwindet und nach ihnen hascht — er erreicht sie nicht.

Ja. Hier fühlt sich Gurli geborgen. Das Blut strömt ihr zu Wangen und Lippen zurück. Ihre Blicke fliegen hinaus, wo kristallgrüne Wasserberge sich überschlagen und in turmhohen Gischtwolken gegen die Felsen zerschellen. Es ist, als schleuderten unsichtbare Riesenhände diese Schaummassen in titanischem Übermut gegen die Riffe, die auf einen Augenblick darunter verschwinden und dann wieder auftauchen, während weiße Locken an ihren Häuptern hinabrieseln. Die Flocken wehen weit in das Land hinein.

Welch ein Rausch! Welch ein seliger, innerlich vernichtender Rausch ist das! Aufgelöst in den Elementen jubelt und springt und tollt Gurlis Seele mit.

Indes Gunnar dem ganzen Treiben wie taub und blind gegenüber sitzt. Er fühlt nur noch: Gurli — Gurli Lindegren! Und manchmal streift ihn eine Erinnerung wie ein verwischtes Traumbild. Es ist ihm, als habe seine Mutter ihn einmal knieend bestürmt. Und als habe ihn etwas zugleich erschreckt und gereizt: des Vaters Leidenschaft, die Gurli bereits als ihren Raub umklammert zu haben wähnt. Was ist das nun alles? Braucht etwa sein junges heißes Blut eines solchen Sporns? Ha — wenn er diese Klippen entwurzeln müßte, um das Meer damit zu erschlagen — gibt es noch eine Unmöglichkeit? Sein wird sie doch! Sein — sein — sein — Gurli Lindegren!

Ist sie's nicht schon? Er hat sie an sich gerissen und wie ein Kind liegt sie in seinen Armen, an seiner Brust begraben. Über ihr zurückgesunkenes Haupt geneigt, bedeckt er ihr Haar, ihre Schläfen und Wangen, ihren Mund mit Küssen. Sie sträubt sich, will ihn von sich stoßen. Dann ermattet sie, sinkt besiegt wie ein lebloses Opfer gegen ihn, und plötzlich umschlingt sie seinen Nacken mit blühender Kraft und sucht selbst mit ihren Lippen die seinen.

Der Sturm heult vor Wut und Schmerz, die Wogen recken in ohnmächtigem Verlangen ihre Arme nach ihr — hier sitzt der junge Sieger Gunnar und hält sie frohlockend an sich gedrückt, nach der alle begehren!

Dem Weibe sinken die Schwingen zuerst. Schwer berührt es die Erde und schaudert.

„Gunnar!" flüstert Gurli. „Gunnar — dein Vater? . . ."

Aus seinem Antlitz sind Freude und Übermut plötzlich gewichen. Seine Lippen sind schmal und hart geworden. Kalt gesteift blickt er ihr mitten ins Gesicht.

„Mehr als nach meinen Küssen gelüstet's dich wohl nach seinem Hofe und seinem Gut? Sag' es mir ruhig, Gurli. Und nie wird meine Hand dich wieder berühren."

„Nein," ruft sie, „nein! Was scheren mich seine Reichtümer? Was seine Herrschaft? Nur eins, Gunnar — Olaf Rudbeck ist furchtbar in Liebe und Zorn. Was er ergreift, hält er fest wie mit Adlerklauen. Und wenn du ihm trotzest — er stößt dich ohne Erbarmen aus seinem Horst."

Gunnar lacht leichtsinnig. „Er hat keinen Erben als mich. Sören siecht hin. Nie wird Agnete ein Kind gebären."

„Er stößt dich hinaus. Und mich trifft die Schuld, wenn du bettelarm, ein Heimatloser, die Welt durchwandern mußt."

„Wandere mit mir, dann bin ich reicher als Goldgräber und Fürsten! Oder schreckt es dich, Gurli? Schreckt dich's mit mir und dem Glück in einer Hütte zu wohnen? — Doch nein, Gurli, nein. In eine Hütte sollst du nicht ziehen. Zu einer Prinzessin will ich dich machen. Der Sonne rauf' ich ihre Strahlen aus, um dir ein goldenes Gewand zu weben! Die Sterne pflück' ich vom Himmel herunter und flechte sie dir zum Geschmeide um Nacken und Haar. Zwischen Pinien und Palmen, auf sanfter Höhe, die ein blaues Atlasmeer fromm beleckt, bau ich dir ein Schloß. Und wo du den Fuß hinsetzest, trittst du auf Rosen. Jasmin und Narzissen bedecken dein Lager, und einen Veilchenteppich breite ich über dich. Auf einem elfenbeinernen Stuhl sollst du sitzen, und Mohrenknaben in grünen und scharlachroten Gewändern spielen dir schmeichelnde Weisen vor, während die Mondnacht über den Wiesen zittert. Gurli — sieh mich doch an! So jung und stark bin ich, und sollte nicht alles erringen können, wonach du begehrst? Sollte dir nichts Schöneres zu bescheren haben, als den dumpfen, grauenbeladenen Herrenhof?"

Sie lauscht ihm entzückt. Das Märchen — das Märchen ist Leben geworden! Gunnar ist der Prinz und sie ist die verzauberte Königin.

„Gunnar, Gunnar! Es wird alles so sein! Das Schloß, und die Palmen und das goldene Kleid, die Musik in der Mondnacht von Mohrenknaben und die ganze duftende Blütenpracht! Das alles werd' ich besitzen und eine Prinzessin sein, wenn ich nur die Augen schließe und du mich küssest, Gunnar!"

Wie im Traume gehen sie zurück. Diesmal nicht über die weglosen Klippen des Ufers. Auf dem Höhenkamm führt eine schmale Straße, die sich langsam senkt,

an beiden Seiten vom Nadelwalde gesäumt. Zuweilen lichten die Bäume sich auf ein riedbewachsenes Moor, über dem weiße, flaumzarte Büschel schwanken.

Der Sturm heult in den Kronen über ihrem Haupt, er wirft ihnen zerbrochene Zweige zu Füßen. Aber drunten wehren die mächtigen Stämme ihn ab. Hand in Hand wandern Gunnar und Gurli mit seligen irren Augen. Bis sie die steinerne Masse des Herrenhofs, aus der Dämmerung tauchend, vor sich erblicken. Da lösen sich ihre Hände. Gurli windet ihr flatterndes Haar zum Knoten auf.

Bedrückend legt sich's auf ihre Brust, als sie das Gemach betreten. Sie meinen die Last der niederen Decke auf ihren Schultern zu spüren. In den Ecken regt es sich leise, leise wie Spinnwebschleier in unmerklicher Zugluft. Am Tisch köpft Sören die Puppen, die unter Agnetes unermüdlicher Schere entstehen. Frau Mette sitzt am Fenster, unbeweglich, mit zusammengezogenen Brauen. Ihre Hände ruhen über einem Linnengewebe im Schoß. Olaf Rudbeck schreitet wie ein gefangenes Raubtier auf und ab, immer auf und ab durch die ganze Länge des Raumes.

Gunnar und Gurli sind überzeugt, daß sie ganz unbefangene Gesichter machen. Sie wähnen sich auch von der Dämmerung verhüllt. Doch bei ihrem Anblick senkt Agnete den Kopf und erbleicht bis in die Lippen. Aber Frau Mettes Züge jubeln Triumph: Es ist geschehen! Sie ist gerettet!

Olaf ist mit einem Ruck stehen geblieben. Auf die beiden stürzt sein Blick wie ein Blitz, der sie zu Staub zerschmettern will. Doch wirkungslos prallt er an Gurli ab. Sie denkt an den Sturm und die Wogen, die sie lieben und die vorhin in wildem Streite um sie gerungen haben — sie liebt das Gefühl, daß große Streite um sie entbrennen.

Und Gunnar fängt ohne zu zucken den Blick auf. Wie die Geweihe zweier verkämpften Hirsche hängen die Augen des Vaters und des Sohnes in tödlichem Haß ineinander.

Niemand redet ein Wort.

* * *

In der Mitte des weiten Gemachs zittert das rote Licht einer Lampe leise, einsam, verloren, ohnmächtig gegen die große Düsternis. Aber durch das Bogenfenster schlägt ein breiter, weißer Streifen herein: der Mond kann von seiner Fülle an Meer und Klippen und Bucht und ans schweifende Flachland verschwenden, so viel ihm beliebt. Es kommt ihm wahrlich auf ein paar Handvoll Silber nicht an.

Mette Rudbeck wandert vom Tisch bis ans Fenster, vom Fenster bis an den Tisch. Sie lächelt. Ja, sie hat wieder lächeln gelernt. Doch dieses Lächeln ist helle, harte Siegerfreude. Sie schrickt nicht zusammen, wenn es im Holze kracht.

Verstummt ist das Kichern in den Gespensterecken. Hier darf keiner mehr höhnen. Und es trifft sie nicht mehr wie schmerzende Stiche, wenn aus der Kammer drüben die abgerissenen Töne der Schlummerlieder herüberdringen. Was ist ihr Sören noch? Mag er langsam verdämmern. Sie hat nun Gunnar — den starken Sohn, den Retter, den Erlöser! Fest ist der Boden wieder unter ihren Füßen geworden. Sie lächelt das helle harte Lächeln der Siegerfreude.

Jetzt ist der Türrahmen ganz von Olaf Rudbecks Gestalt erfüllt. Wenn Mette in wenigen Tagen zu neuer Jugend erblüht ist, so scheint Olaf gealtert. Ha — die strotzende Jugend des Sohnes nährt sich wohl von seiner Kraft und saugt sie ihm langsam aus dem Marke!

Olaf Rudbeck sieht sich um. Er erblickt Frau Mette. Er scheint nach andern zu suchen. Dann tritt er näher.

„Wo ist Gunnar? Wo ist Gurli?"

Er begegnet dem hellen harten Lächeln auf Mettes Antlitz. Und wie nahender Donner grollt seine Frage: „Wo sind die beiden? Weib, sprich, wo die beiden sind!"

Mette blickt heiter ins volle Gesicht des Mondes und dann in das finstere ihres Gatten.

„Wo Gunnar und Gurli sind, fragst du? — Wo soll Jugend wohl sein in solch einer Nacht?"

Ein Beben geht durch Olafs mächtigen Körper. Er stützt sich auf den Tisch. Er schweigt eine lange Zeit. Vielleicht, weil er nicht reden kann. Endlich kommt seine Stimme schütternd, stoßend, wie ein von der Höhe polternder Stein:

„Ich will wissen, wo sie sind! Hörst du? Ich will es wissen."

Sie erwidert gelassen. „Ich werde dich führen."

Und ruhig schreitet sie neben ihm die Stiege hinab. Aber ihr Herz jubelt und springt in wilden Tänzen. Nun mögen ihn seine Augen überzeugen, daß sein Argwohn hinter Gunnar eine sichere Fährte aufgespürt hat. Mögen die Leidenschaften der Männer nun aufeinander platzen. Ihr starker Sinn sieht der Entscheidung gefaßt entgegen, die einmal doch fallen muß und die sie selber gewollt hat. Wenn Olaf in blinder Wut auch den Sohn und Gurli verstößt: trennen kann er sie nicht mehr. Und der Tag wird kommen, wo er — von Alter und Einsamkeit zermürbt — sie zurückruft.

O, wie listig sie ihn über den Rasen führt, der weich die Schritte erstickt! Wie sie sich freut, ihm die schmerzliche Wunde zu reißen, ihm, der ihr so unsagbar viel Leid und Demütigung zugefügt hat! Ja. Nun soll auch er leiden und wüten und vielleicht in tiefster Verborgenheit schluchzen. Wenn er unter Groll und Sehnsucht und Gram zusammengebrochen ist, dann entsinnt er sich wohl der Gefährtin langer Jahre und begehrt ihren Trost. Und sie wird ihn mit barmherzigen

Händen verbinden, zu neuer Kraft ihn gesunden lassen. Doch vorher soll er den bittern Trank bis auf die Neige erschöpfen.

Sie schleicht sich mit ihm an die Rückseite der Laube. Hinter der Wand, von welcher ihnen der heißduftende Nachtatem der Geißblattblüten entgegenschlägt, hören sie's flüstern:

„Gurli . . . Gunnar . . . ."

Das Stammeln berauschter Liebe. Pausen, die man von langen Umarmungen, trunkenen Küssen erfüllt ahnt, und die sich in seligen Seufzern lösen.

In Sturzwellen rauscht das Blut zu Olaf Rudbecks Gehirn. Rotes Feuer flammt ihm vor den Augen. Eine eiserne Hand preßt ihm die Kehle zu, daß ihm die Brust zu zerspringen droht. Und in sinnloser Wut hebt er die Fäuste gegen die Laubenwand, als wolle er sie im nächsten Augenblick zertrümmern. Aber Mettes Hände schrauben sich fest um seine Gelenke. Und sie zischt: „Was kümmert's dich, Olaf Rudbeck? Komm zu dir! Was kümmert's dich?"

Da bricht sein ganzer Haß über Mette ein. Er schüttelt sie ab. Aus seinen Augen schlagen ihr Flammen entgegen, die sie verzehren möchten. Die erhobenen Fäuste bedrohen sie. Wird er sie — die königliche Frau Mette, die hochaufgerichtet den Ausbruch seiner Wut erwartet, und deren Worte er mehr errät als vernimmt: „Wenn sie sich lieben, was kümmert's dich, Olaf Rudbeck?" — wird er sie schlagen?

Nein. Schwer wie Bleikugeln sinken die Fäuste nieder. Im Mondlicht erscheint sein Gesicht weiß und furchtbar wie das eines erzürnten Geistes. Mette könnte daraus erkennen, daß dieses Gesicht nie vergibt. Doch sie empfindet nichts als die stolze Lust, abermals Siegerin geblieben zu sein. Und da sich nun Olaf Rudbeck lastenden Schrittes entfernt, steht das helle harte Lächeln um ihren Mund.

* * *

(Schluß folgt.)

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Am Schluß des Kollegs war er entschlossen, seinen Besuch bei der Gräfin am nächsten Morgen abzusagen. Mochte sie denken, was sie wollte. Er arbeitete, als er von der Sitzung in der Akademie gegen elf heimkam, so lange, bis der Stenograph erklärte, er könne nicht weiter. Den Rest der Nacht verbrachte Alfred ohne Schlaf. Es war ein bitterer Kampf, in dem er unterlag. Den Entschluß, die Gräfin am nächsten Morgen nicht wiederzusehen, der bereits am Nachmittag gefaßt worden war, warf Alfred wieder um. Mit Seilen zog es ihn hin. Er brannte vor Verlangen, sie wiederzusehen, und wandte alle Mittel der Sophistik an, seine Niederlage vor sich selbst zu entschuldigen und zu verdecken. Er wollte zu ihr, aber nur, um festzustellen, daß dieser Spuk seine Macht verloren habe. Er hielt sich vor, daß im nüchternen Lichte des Tages diese Erscheinung unmöglich wieder mit so dämonischer Kraft auf ihn werde wirken können, wie sie das gestern im Dämmer des Abends vermocht. Und er ging, als der Morgen gekommen war. Beim ersten Gegenübertreten frohlockte er. Was war denn gestern mit ihm nur geschehen? Eine hübsche Blondine — ja — eine erlesene Gestalt, schöne Augen, ein üppiger Mund, eine seltsam leuchtende Haut — herrliche Farben — gewiß — gewiß eine süße bestrickende Stimme — ein betörendes Lachen — ein Grübchen im spitzen Kinn — alles — alles zugegeben. Aber das Märchenhafte — wo war es geblieben? Fort. Mit einem Male fort. Hier saß eine recht distinguiert in Schwarz gekleidete Dame und beriet sich nüchtern und vernünftig mit ihren zwei Juristen und nickte ja, als der kahlköpfige mit zwei Klemmern bewaffnete dicke Notar meinte, es sei am gescheitesten den Rat des Testamentes zu befolgen und Gut wie Stadtpalais schleunigst zu veräußern. Oder ob die Gnädigste nicht vielleicht das Haus in der Residenz behalten wolle, um im Fall der Heirat es selbst zu bewohnen. Sie schüttelte das blonde Haupt — die Gräfin und warf so nebenbei hin, sie gedenke im Auslande zu heiraten. Da plötzlich war es wieder da — das Seltsame, das Lockende, das Grausige — da spielten wieder goldene Lichter in der Aureole ihrer Haarkrone, da schimmerten die Augen wieder so nixenhaft, und der purpurne Küßmund schwellte und glühte und lockte. Mit ganz entsetzten Augen starrte Alfred sie an. Er fühlte jetzt, es gab — es gab für ihn keine Rettung vor diesem Zauber. Er mußte sie erringen, wenn er jemals seine Ruhe wiederfinden wollte. Ihr Taschentuch

fiel zur Erde. Der galante Notar bückte sich danach, schnupperte mit seiner Knollennase und sagte: „Was ist das für ein Parfüm? Was haben Sie da für ein ganz tolles — wahnsinniges Parfüm?"

„Es hat einen dummen Namen," antwortete die Gräfin, „es heißt Flirt d'amour."

„Blöde. Gewiß! Eine Tautologie," sagte der Notar.

„Flirt d'amour, Flirt d'amour" — dachte Alfred. Solch ein Weib ist wie ein gepanzerter Liebesritter. Durch alle Sinne will es erobern und gefangen nehmen. Wann immer, solange ich lebe, dieses Teufelswerk eines Parfümeurs mir die Nase kitzeln wird, werde ich gezwungen sein, dieser blonden Piratin zu gedenken.

Auf den Vorschlag des Notars erklärte die Gräfin sich bereit, diesem Generalvollmacht zu erteilen, Gut und Schloß mit Inventar zu verkaufen. Sie selbst wolle nun so bald als möglich in den Dienst zu ihrer Großfürstin zurück. Die Formalitäten sollten am nächsten Tage in der Kanzlei des Notars vollzogen werden. Dieser verabschiedete sich, und Alfred bat mit seltsam gerötetem Gesicht, ihm zu erlauben, noch etwas zu verweilen. Er habe der Gräfin eine Mitteilung zu machen. Sie geleitete den Notar zur Tür und ließ sich dann in ein entzückendes altes Mahagoni-Empire-Sofa nieder, das mit einem wundervollen blassen fraisefarbenen Seidenrips bezogen war. Sie heftete die Augen fragend auf Alfred. Die Wimpern lang und gebogen umwölbten goldig schimmernd ihre klaren Augen.

Alfred raffte sich zusammen. „Wollen Sie wirklich," fragte er, „diesen alten Palazzo mit seinen wundervollen Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen in fremde Hände kommen lassen?"

„Es bleibt keine andere Möglichkeit, Herr Professor, da ich wenig Aussicht habe, in dieser Residenz zu leben, und nicht reich genug bin, hier ein verwaistes Schloß zu unterhalten."

Alfred seufzte tief auf und empörte sich im gleichen Moment über sich selbst. Was hatte er darüber zu seufzen, daß sie diesen alten Kasten versilbern wollte, geizig und geldgierig, wie Weiber stets zu sein pflegen. Aber sie sah ihn wieder so fragend an, daß er sah, wollte er nicht den Eindruck eines Geistesgestörten machen, so mußte er nun auf seine Sache losgehen. Zwar war ihm, so weit er Skeptiker war, gar nicht klar, weshalb diese Sache „seine" sein sollte. Aber der andere in ihm, der grüne Junge, der Gymnasiast, der idiotische Schwärmer, der, der die Seufzer ausstieß, mußte wissen — — was ? ? Dieses:

„Sie gedenken sich wirklich im Auslande zu verheiraten, Gräfin?"

Sie lächelte überlegen, lächelte unverschämt, wie ihm dünkte. Lächelte wie der Angler, dem eine feiste Forelle am Haken sich festgebissen. Dann sagte sie: „Es wird wohl so kommen."

„Welch eine Antwort!“ platzte er fast wütend heraus. Sie sah ihn ganz betroffen an.

„Na ja,“ sagte er, noch immer empört, „wenn ich nach etwas frage, so nehme ich Anteil an der Sache — und Sie geben mir eine so unbestimmte Antwort.“

Jetzt lächelte sie noch triumphierender, wie ihm schien.

„Verehrter Herr Professor, seien Sie nicht böse, wenn ich nicht bestimmteren Bescheid geben kann. Die Sache ist eben noch unentschieden.“

Er sprang auf. Seine Stimme zitterte, als er geärgert sagte: „Ja — wie — wie ist denn in aller Welt die Sache? ! “

Sie sah ihn ganz verdutzt an. Er kam ihr jetzt wirklich wunderlich vor. In dem prachtvollen alten Herrensalon ging er hinkend hin und her, sichtlich wütend über sich selbst. Jetzt blieb er vor der Gräfin stehen. „Sehen Sie,“ begann er zögernd, „ich — ich möchte wissen: sind Sie verlobt oder nicht?“

„Nein.“

„Aber — es — es besteht ein Heiratsplan? . . .“

Sie erbarmte sich seiner verlegenen Qual und sagte ruhig, als wäre es selbstverständlich, einem Fremden so intime Auskunft zu geben. „Lieber Herr Professor, da es Sie zu interessieren scheint, so habe ich keinen Grund, Ihnen zu verschweigen, daß ein kaukasischer Fürst, sehr reich, sehr jung — — und vielleicht auch hübsch, seit einem Jahre um mich wirbt.“

„Nun und Sie?“

„Ich bin noch immer nicht g a n z entschlossen.“

„Sie zögern also? Zögern ein ganzes Jahr hindurch? Gehen also nicht mit Leidenschaft an den Entschluß. Sie lieben den Mann nicht, obschon er reich, jung, hübsch und ein Fürst obendrein ist. Hm, vielleicht steckt Ihnen ein anderer im Kopf? Ich mache gewiß einen gelinde gesagt komischen Eindruck auf Sie mit meinen Fragen. Die Sache ist einfach die, daß ich — so töricht es klingen mag, daß ich, obschon ich doch so wenig, so blutwenig, so beinahe nichts von Ihnen weiß, in den zwei Tagen, daß ich Sie kenne . . .“

Er stockte, als mache es ihm Mühe, das Wort zu sagen. Sie sah mit dem Ausdruck erschreckten Staunens auf ihn. Er würgte an der Vollendung des Satzes, den er begonnen hatte.

„ . . . In den zwei Tagen, daß ich Sie kenne, eine geradezu verrückte Leidenschaft für Sie gefaßt habe. Ich bin kein Don Juan, kein Frauenjäger, das glauben Sie mir, auch ohne daß ich es Ihnen versichere. Dieser Schlag Männer sieht anders aus. So urplötzlich und unvermittelt dieses Gefühl über mich gekommen ist, so vertraue ich doch auf seine Dauer und Nachhaltigkeit. Es ist mir der Glaube aufgegangen, daß Sie, Gräfin, das mir vom Schicksal zubestimmte Weib sind — denn so und nicht anders kann ich den Sturm verstehen, der mich bei Ihrem Anblick von der ersten Sekunde

an erfaßte, diesen unglaublichen Aufruhr meiner Empfindung, der wie ein Fieber mich durchrüttelt. Wenn Sie — wenn Sie — — Mädchen — mir hier erklären, daß Sie nie — niemals meine Gattin werden wollen — — ich — — glaube — ich könnte nicht weiterleben. . ."

Er hatte es hervorgeächzt wie aus zugeschnürter Kehle. Er stand vor dem runden Mahagonitisch mit gesenktem Kopf in sich zusammengeduckt, als erwarte er jetzt den tödlichen Streich zu empfangen. „Also sprechen Sie jetzt mein Urteil."

Gisela sah geradezu verzweifelt aus, wie sie dasaß, das Haupt gesenkt, das leuchtende Gesicht kummervoll verzogen. Welch ein neues Leid kam da wieder über sie — unvermittelt — so gänzlich unerwartet. Dieser fremde mißgestaltete Mann verlangte nicht mehr und nicht weniger als das Opfer ihres ganzen Lebens von ihr und drohte, sich das seinige zu nehmen, wenn sie sich von ihm wandte. Was sollte sie tun? Er war der Großfürstin, ihrer geliebten Freundin, nächster Vertrauter. Gisela hatte das Empfinden, daß Luise selbst eine stille Liebe zu diesem bedeutenden Manne hegte, dessen junger Ruhm die Gelehrtenwelt erfüllte. Aber sie, Gisela selbst, empfand nichts für ihn. — Sagen konnte sie ihm das nicht. Ihm Geständnisse über ihr eigenes zerrissenes Innere zu machen, dessen Verstörung bei dieser Rückkehr in die Heimat mit dem schmerzlichen Erwachen alter Erinnerungen nur größer geworden war, blieb gleichfalls unmöglich. Wo war da ein Ausweg? Was sollte sie tun? Sie sah ratlos umher. Eine bange Stille war in dem schönen Raum, durch dessen altväterliche niedrige Fenster die Herbstsonne so golden hereinstrahlte. Alfred sah ihren Kampf und brach das peinvolle Schweigen.

„Gnädige Gräfin," sagte er, „ich verstehe vollkommen, daß diese meine Erklärungen Sie verwirren und überraschen. Verzeihen Sie mein Ungestüm. Ich bin in diesen Dingen ohne Erfahrung und habe die feste Überzeugung, meine Sache so zweckwidrig, plump und rücksichtslos wie nur möglich geführt zu haben. Ich — ich verlange natürlich — nachdem ich ein wenig nur nachgedacht — durchaus keine sofortige Erklärung von Ihnen. Auch diese törichte Drohung, die ich aussprach, wollen Sie meiner Verstörung zugute halten und vergessen. Sie haben Zeit, Sie haben so lange Zeit, sich zu entscheiden, wie Sie nur wünschen, wenn Sie — wenn Sie — es — wenn Sie es nicht gar vorziehen, mir auf der Stelle zu erklären, daß meine Wünsche unerfüllbar bleiben müssen . . ."

Er sah sie angstvoll an, so daß es sie erbarmte. Sie sagte zaghaft und leise: „Das nicht — das nicht . . ." Und flammende Röte froher Erlöstheit aus angstvoller Qual bedeckte sein Gesicht. Er faßte ihre Hände, die eisigkalt waren, und ließ sie, wie in der Bestürzung über diese Kühnheit, sogleich wieder los, dann sagte er: „Sie haben Zeit. Sie haben vollkommen Zeit. Sie reisen wieder zurück. Überlegen ruhig und eindringlich und lassen mich

dann wissen, zu welchem Ergebnis Sie gekommen sind. Sehen Sie, Gisela, ich selbst, — ich selbst vermag ja all' dieses noch kaum zu fassen. Wie kann ich da erwarten oder verlangen, daß Sie — daß Sie — —"

Er ging erregt im Zimmer auf und ab, blieb dann am Fenster stehen, gegen dessen kalte Scheibe er die Stirn neigte, und sagte wie in lautem Selbstgespräch: „Ich war ein einsamer Mensch zeitlebens. Mein Körpergebrechen war daran wohl vor allem schuld. Ich habe nie erwartet, je geliebt zu werden, und fasse selbst die Kühnheit kaum, mit der ich mich Ihnen — Ihnen genähert habe. Wie komme ich dazu, der Schönsten, Strahlendsten gerade zu begehren — ich — — ich — — — aber es hat mich überwältigt. Ich bin willenlos. Ich war ohne Hoffnung auf Liebe und hatte mein Leben so gestellt, daß ich ohne selstwillige Wünsche am Werke blieb, diesem und einzig diesem nur gehörend. Ich gestehe es frei, weil Offenheit das Erste und Letzte ist, was ich Ihnen schulde, daß ich nicht ohne Sorge daran denke, in Zukunft mein Leben teilen zu müssen, teilen zu müssen zwischen meinem Werke und der Frau, die meine Liebe besitzt. Aber so leben doch alle. Warum sollte ich — ich allein verzichten und darben und an dem Köstlichsten leer vorübergehen müssen?! Ich will mein Teil Glück haben so gut wie die anderen. Ich brauche Freude wie jeder, der lebt, und mag nicht gänzlich arm vom Feste des Daseins gehen. Reisen Sie zurück und bedenken Sie. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie verkaufen das Gut Ihres Oheims, dieses, sein altes, schönes, ehrwürdiges Heim, verkaufen Sie nicht. Ich will es beziehen, von Ihnen mieten, mit allem, was darin ist. Will diese herrlichen alten Kostbarkeiten, die ein vornehmer Geschmack mit Kennerschaft gesammelt, davor bewahren, in fremde Hände zu kommen und in alle Welt zerstreut zu werden. Ich mache den Vertrag mit dem Notar und behalte dieses Haus, bewahre es für Sie — und harre des Tages, da Ihr Entschluß fällt, und Sie als meine Frau in diese schönen Räume einziehen."

Mit einer heftigen Bewegung wandte er sich zu Gisela um. „Wollen Sie? Wollen Sie auf diesen Vorschlag eingehen? Wollen Sie mir dieses Haus überlassen? Es wird das Zeichen sein, das Zeichen für mich, daß meine Hoffnung noch lebt . . ."

Sie nickte. Er stürzte zu ihr hin und küßte ihre Hände.

15.

In starker Verstörung kehrte Gisela zu ihrer Herrin zurück. Je weiter sie sich von ihrem neuen Bewerber entfernte, um so klarer wurde ihr, daß sie niemals seine Frau würde werden können. Merkwürdig war, daß ihr gleichzeitig die Gewißheit kam, daß sie auch den Kaukasier nicht nehmen werde. Er war ein Knabe mit seinen zweiundzwanzig Jahren und viel zu wenig in sich

gefestigt, als daß sie es hätte wagen dürfen, seine höchst wahrscheinlich geringe Beständigkeit auf die gefährliche Probe einer Ehe zu stellen. Freilich dieses eine Jahr lang war der Fürst mit Hartnäckigkeit bei seiner Werbung geblieben. Aber sein Gehaben erinnerte an ein Kind, das dem ihm vorenthaltenen Spielzeug mit nur um so eigenwilligerem Begehren zudrängte. Das Erlebnis mit Alfred von Ingelheim hatte Gisela diese Erkenntnis verschafft. Er war ein Mann, und sein Wesen, Sichgeben, Fühlen und Tun machte ihr mit eins den ganzen Unterschied klar, der Fürst war ein Knabe. Und nun mußte sie daran gehen, zwei Bewerber abzulehnen. So quälend es war, es mußte geschehen.

Sogleich nach ihrer Rückkehr hatte Gisela der Großfürstin gebeichtet, was ihr in der alten Heimat zugestoßen war, und mußte nun erleben, daß die geliebte Jugendfreundin die Nachricht von der Bewerbung Alfreds um Gisela mit höchstem Befremden aufnahm. Sie zeigte sich tief verstimmt von dieser Mitteilung und zog sich für einige Tage mit solcher Entschiedenheit von Gisela zurück, als sei ihr von dieser eine Kränkung widerfahren. Die Prinzessin bedurfte einiger Zeit, um mit sich über diese unerwartete Wendung ins reine zu kommen. Sie empfand sie wie einen an ihr begangenen Verrat. Als sie sich dann gewaltsam aufrüttelte und die Kraft gewann, den Fall in Ruhe zu überdenken, sagte sie sich, daß das Gefühl der Enttäuschtheit und des Verletztseins, das sie bei diesem Anlaß überkam, ihr den Beweis dafür brachte, daß sie selbst noch in der alten Vollempfindung an dem Jugendfreunde hing. Sie liebte ihn noch immer so, daß es ihr Pein schuf, eine andere Frau von ihm Besitz ergreifen zu sehen. Aber sie selbst hatte geheiratet und damit, wenn die Gefühle auf beiden Seiten gleich standen, auch Alfred Schweres zugefügt. Nun ging er den gleichen Weg und wählte sich die Gefährtin. Wie kam sie, die Jugendfreundin, dazu, sich hierdurch gekränkt zu fühlen? Und vor allem, was kam ihr bei, dieses Gekränktsein an Gisela auszulassen, die ja doch Alfreds Werbung nur mit Pein entgegengenommen und obendrein noch auszuschlagen fest entschlossen war. Ihr Gerechtigkeitsgefühl bewog die Großfürstin, das eilig wieder gut zu machen. Und Gisela bedurfte gerade jetzt mehr als je freundschaftlicher Stützungen. Zu Anfang hatte die Großfürstin dem Heiratsplane Giselas mit dem jungen Fürsten zugestimmt. Erst als sich zeigte, daß Gisela nicht im geringsten mit dem Herzen bei der Sache war, riet sie ihr ab und billigte das Bedenken, der Freier sei zu jung. Luise sagte der Freundin ganz offen, daß sie deren Verheiratung wünsche, weil erst diese den völligen Bruch mit jener Jugendschwärmerei für ihren Bruder, den Kronprinzen, bedeuten würde, der ja nun auch mittlerweile Ehemann und Vater geworden war. Mitleid mit dem aufgeregten und exzentrischen Wesen des feurigen jungen Kaukasiers hatte Gisela bis dahin gehindert, diesem gegenüber das endgültige Nein zu sprechen. Jetzt mußte das aber geschehen. Gisela schrieb dem Fürsten, daß sie nach gewissenhafter Prüfung ihres Empfindens zu der Überzeugung gekommen sei,

nie seine Lebensgefährtin werden zu können. Sie beklage es, ihm diesen Schmerz bereiten zu müssen, vertraue aber zuversichtlich, seine frische Jugend werde ihn diese Enttäuschung rasch und vollkommen vergessen machen. Sie, Gisela, sei ja doch mit ihren sechsundzwanzig Jahren viel zu alt für ihn. Am Abend des Tages, an dem der Fürst diesen Brief empfangen hatte, erschoß er sich vor Giselas Tür. Die Dienerschaft fand ihn entseelt mit einer Wunde in der rechten Schläfe. Dies schreckliche Erlebnis wirkte auf Gisela niederschmetternd und machte sie für einige Zeit beinahe gemütskrank. Kein Zuspruch Luisens wollte verfangen. Tiefe Schwermut hatte die Freundin befallen. Ihr Zustand ging in vollkommene Verzweiflung über, als aus der Heimat Brief auf Brief von Ingelheim eintraf, der immer dringender auf eine Entscheidung drängte. Es waren jetzt etwa zwei Monate vergangen, daß Gisela seine Werbung empfangen hatte. In ihrem jetzigen Zustande fand sie die Kraft nicht, auch diesem Freier abzusagen, und auch die Großfürstin, durch den Tod des Kaukasiers nicht minder eingeschüchtert, wagte es nicht, Gisela zu einer solchen Erklärung zu ermuntern. Als die Großfürstin an einem frostklaren Januarmorgen nach schlaflos verbrachter Nacht Gisela aufsuchte, fand sie deren Quartier leer. Alles deutete auf eine überstürzte Flucht. Auf dem Schreibtisch lag ein Telegramm Ingelheims mit diesem Text: „Komme Freitag selbst. Muß Entscheidung haben." Darunter hatte Gisela die Worte hingeworfen: „Ich kann nicht. Verzeih!" Es waren Züge, die ihrer sonstigen Handschrift nicht mehr ähnlich waren, so von Angst und Hast entstellt. Die Großfürstin griff nach der Lehne eines Sessels, der Schreck machte sie wanken. Im Nu fiel der Gedanke sie an, auch Gisela habe sich ein Leid angetan. In diesem Augenblick überbrachte ein Kammerherr der Großfürstin ein Telegramm. Mit bebenden Händen erbrach sie es. „Bitte, sage Alfred das Nötige. Bin dazu außerstande. Bin aufs Land geflüchtet und komme erst, wann Ingelheim wieder abgereist, zu Dir zurück. Verzeih Deiner Gisi."

Die Großfürstin atmete befreit auf. Gottlob, Gisela lebte. Und nun sollte sie selbst Alfred empfangen und ihm diesen bittren Kelch reichen, eine schreckliche Aufgabe, der sie ratlos gegenüber stand. Am nächsten Tage traf Ingelheim ein. Die Großfürstin empfing ihn eine Stunde nach seiner Ankunft. Er war in bemitleidenswerter seelischer und körperlicher Verfassung. Sein sonst so ruhiges gesetztes überlegenes Wesen war fieberhafter Unrast und Flackrigkeit gewichen. Seine sonst so verständig und stät blickenden Augen lagen tief, waren rot umrandet, wie von Schlaflosigkeit entzündet, irrten rastlos umher und sprühten in unheimlichem Glanze. Bei seinem ersten Anblick schon, der der Großfürstin ins Herz schnitt, übersah diese klar, daß es unmöglich war, dem Freunde die nackte Wahrheit zu sagen. Was war aus ihm geworden. All die beengte, hochgespannte Erwartung der Großfürstin, mit der sie diesem Wiederbegegnen unruhvoll und beklommen entgegengesehen hatte, löste sich in Mitleid

und Bekümmernis um diesen Mann, der, so gefestet er geschienen, jetzt von dem zehrenden Fieber des Begehrens und Sehnens ein schattenhafter Kränkling geworden war, ein hinfälliger Rest des Aufrechten, Zielsicheren, Eigenbewußten, der er ehedem gewesen und als welchen sie ihn in der Erinnerung getragen. Ganz aus der Bahn geschleudert von einer Leidenschaft, das war das Bild, das er jetzt bot — er, der so schön einst als Jüngling von dem Verzicht zu sprechen gewußt hatte, er, der die stolze Lebensparole ausgegeben: leisten, das Höchstmögliche leisten — nichts für sich begehren. Ein blonder Haarschopf hatte seine ganze Weltweisheit über den Haufen geworfen, ein Paar klare blaue Mädchenaugen hatten ihn um all seine Sicherheit gebracht. Die Großfürstin sah den Freund groß und forschend an. Auch er, dachte sie, auch er! Wenn einer in der Welt ihr vor der Zerstörungskraft der großen Leidenschaften sicher gewesen schien, so war es dieser in sich gefestigte, zielsichere Mann. Und nun hatte es auch ihn gepackt wie jeden anderen. Wo waren jetzt seine hochfliegenden Ideen? Seine menschheitbeglückenden, welterlösenden Gedanken? Wo alle die großen Probleme, die seinen Lebensinhalt gebildet und jedes zweckwidrige Abschweifen ausgeschlossen hatten, — wo waren sie jetzt, da ein Liebesbegehren alltäglichster Art auch diesen Denkerkopf verwirrt und eine banale Herzensgeschichte auch diesen Hoch- und Alleinflieger in sein Alltagslos herabzog. Es tat der Großfürstin bitter weh, ihr Jugendideal so allen Glanzes entkleidet, in so herkömmlicher, ärmlicher Menschlichkeit wiederzusehen — und sie war gar zu sehr Weib, um sich eingestehen zu können, daß Alfreds Leidenschaft ihr, Luisen, vermutlich in verklärterem Lichte erschienen wäre, wäre sie selbst es gewesen, die diese Lohe entzündet hatte. Aber dieser Gedanke kam ihr nicht. In aller Enttäuschtheit sah sie sofort mit weiblich klugem Instinkt, daß es hier zuerst galt, einen tief Verstörten zu beruhigen, ehe daran gedacht werden durfte, ihm die ganze bittere Wahrheit, die seiner harrte, zu kosten zu geben. Luise, wie der Jugendfreund sie immer noch nannte, berichtete diesem von dem Sterben des jungen Fürsten. Erschüttert hörte Alfred das, und doch war es, als machte ihn die grausige Geschichte leichter atmen. Denn hier bot sich der Schlüssel zu dem sonst so unlösbaren Rätsel, das Giselas Betragen ihm bedeutete. Sie hatte etwas Schreckliches erlebt, was die Verstörtheit ihrer Handlungsweise wohl erklärlich machen konnte. Er sah nun, was es war, das sie in solchem Grade aus der Fassung hatte bringen können. Es ward ihm sofort klar, daß er jetzt mit seiner ungestümen Werbung sehr zur Unzeit kam, und so ergab sich für ihn die bittere aber unabweisbare Notwendigkeit eines abermaligen Hinausschiebens der Entscheidung. Er sah, er mußte unverrichteter Sache heimkehren. Gequält blickte er umher und sagte zu Luisen, die ihn teilnahmvoll ansah, achselzuckend: „Force majeure — nichts anderes. Das kommt über den Menschen wie jede sonstige Heimsuchung. Freilich kann ich bei alledem nicht begreifen, wie die Lyriker und Romantiker und all dies Gelichter vom „Glück der Liebe" reden können. Eine Lüge wie viele andere. Ich möchte meinem ärgsten Feinde nicht solche Tage wünschen, wie ich sie jetzt

durchmache. Es sind Qualen. Mit Willenskraft dagegen anzugehen — versucht hab' ich's, genützt hat es nichts. Es ist ein unsinniger Zustand, um so blöder, als alle — alle Erwägungen der Vernunft gegen diese Verbindung sprechen und von ihr abraten."

„Das siehst du ein?" fragte Luise erstaunt.

„Vollkommen. Gisela liebt mich nicht. Das herauszufühlen ist leicht. Ich habe die bestimmte Überzeugung, daß irgend eine andere hoffnungslose Neigung in ihr lebt, welche der einzige verständliche Grund dafür wäre, daß diese Schönheit, die doch gewiß zahlloser Bewerber Wünsche entflammt hat, bis heute noch ledig ist."

„Vielleicht eignet sich Gisela nicht zur Ehe, Alfred."

„Wie könnte sie das von sich wissen oder glauben? Das dünkt mich wenig wahrscheinlich."

„Was würdest du tun, Alfred, wenn du heut erführest, daß Gisela wirklich eine gänzlich hoffnungslose Neigung hegt?"

Gespannt horchte Luise auf, was sie nun hören würde, dünkte sie, das könnte ein Schicksal entscheiden.

Alfred sprang auf. Er sah ratlos ins Leere. Sein hageres Gesicht verzog sich zu einer tragischen Maske des Leidens. Es zuckte um seinen Mund. Er sah die Freundin mit einem solchen Ausdruck von Hilflosigkeit an, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Dann," sagte er tonlos, „dann — ja — dann hätte ich wahrscheinlich so wenig von meinem Stolz und meiner Kraft noch übrig, daß ich Gisela dennoch zur Frau begehrte und sie in der schwachen Hoffnung heimführte, die Zeit würde sie den anderen vergessen und mich ein wenig lieben lehren . . ." Er seufzte tief auf. „Bescheiden — wie? Vielleicht schon ein bißchen bettelhaft . . ."

Luise kämpfte mit sich. Es war nicht ihr Geheimnis, das sie jetzt preisgeben sollte, aber es dünkte sie, sie müßte es tun. Vielleicht hatte die ganze nackte Wahrheit die Kraft, diesen Kranken zu heilen. Vielleicht lehrte *sie* ihn, das allein Richtige zu wählen. Das eine stand im Nu klar vor Luisens Seele: Alfred mußte die ganze Wahrheit erfahren. Das war sie, Luise, ihm schuldig.

„Gisela", sagte sie tonlos, „liebt meinen Bruder . . ."

„Den Kronprinzen — —" Er hatte es nur gehaucht, es kam so gepreßt heraus, als hätte eine ungeheure Macht des Willens einen gellenden Aufschrei erstickt.

Luise hatte des Freundes fiebernde Hand erfaßt, wie um ihn zur Ruhe zu zwingen, die er ja doch in so unheimlichem Maße bewies.

„Den Kronprinzen — ja —" bestätigte sie. „Und das erschwert die Lage in hohem Maße, Alfred. Dein Wirkungskreis liegt in der Hauptstadt. Dorthin also soll Gisela zurück, falls sie die Deine wird — und ich — ich sowohl wie sie selbst,

wir hatten gehofft, daß gerade ihr Fernsein von dort sie am raschesten und sichersten zum Vergessen bringen könnte. Nun soll sie dorthin zurückkehren, wo Willy lebt..."

Wie ein Keulenschlag traf ihn das. Luise sah es, wenngleich Alfred wie im Trotz sich aufraffte und mit geballten Fäusten aufrecht blieb. Er sprach nicht mehr viel, hörte die weiteren Erklärungen und Tröstungen der Freundin schweigend an und reiste am gleichen Abend in dumpfer Erstarrung heim.

Auf ein Telegramm der Großfürstin kehrte Gisela zu ihr zurück. Sie empfing den Bericht der Freundin recht niedergeschlagen und machte den Eindruck, als bedrücke sie diese Angelegenheit in hohem Maße, sie war durchaus nicht damit fertig, obschon sie ihr selbst durch ihren Entschluß ein Ende bereitet hatte. In den wenigen Tagen ihrer Flucht hatte Gisela ihre Erlebnisse überdacht, ihre Herzensschicksale noch einmal an sich vorüberziehen lassen, den kurzen, süßen Glückstraum im Beginn, der wie ein Maimorgen rasch vorüberzog, das qualvolle Erlebnis mit dem jungen Fürsten, dessen Blut ihre Schwelle benetzt hatte, und jetzt dieses Begegnen mit Alfred, von Ingelheim, das ihr wie ihm kein Glück — nur Verstörung, nur Qual und Peinigung gebracht hatte. Eine tiefe und schwere Müdigkeit war über Gisela gekommen, ein Überdruß an all diesen Herzensgeschicken, diesen Verwickelungen der Liebe, die auf einen Tropfen Freude Meere von Leid ausströmten. Sie stand heute im siebenundzwanzigsten Lebensjahre. Die erste Jugendblüte war gefallen. Gisela hatte, so schien es ihr, ihr Glück als Weib verfehlt. Der, dem die Gluten ihres Empfindens zudrängten, der blieb ihr fern, unerreichbar, durch Welten von ihr getrennt ... Alle erduldete Pein ungestillten Sehnens und dürstenden Verlangens hatten ihre Schönheit bisher nicht angetastet, deren Blüte noch immer prangte. Jeder Spiegel sagte ihr das. Es freute sie nicht, denn diese Schönheit lockte immer von neuem Bewerber an, denen sie sich versagen mußte, gab stets zu weiteren Peinigungen Anlaß, die Gisela so namenlos fürchtete, nachdem ihr nun ein Menschenopfer gefallen war. Am Hofe, dem die Großfürstin und ihre Umgebung angehörten, war ein stetes Kommen und Gehen von reichen, edelgeborenen und eleganten Männern, denen die fremdartige Schönheit dieser großfürstlichen Hofdame lockend in die Augen stach. Zu leichtfertigem Getändel, wie es hinter den Hofkulissen stark im Schwange war, hielt sich die ernste, schicksalgeprüfte Gräfin für zu gut, und so blieb ihr die weitere Aussicht auf eine lange Reihe von Eheanträgen aus den Kreisen der Hofkavaliere, der Diplomatie und des Militärs, von Anträgen, die sie würde abweisen müssen, von Bewerbungen, die ihr fatal und widerwärtig waren. Sie sehnte sich heraus aus dieser Sphäre und wäre schon aus ihr geschieden, wenn nicht die innige Anhänglichkeit an die Großfürstin und Freundin Gisela festgehalten hätte. Aber selbst in dieses erprobte Verhältnis war seit jenem Tage, da sie der Freundin die Bewerbung Alfreds gebeichtet hatte, eine Abkühlung gekommen. Wenn auch die Großfürstin mit nur verstärkter Herzlichkeit das Unrecht wieder gutzumachen strebte, das sie durch erkältetes Abwenden von Gisela ihr zugefügt hatte, so konnte diese doch das so leicht nicht verwinden. Es war eine trübe Erfahrung mehr, daß der

erste Mann, der zwischen sie und die Großfürstin trat, sogleich den Bund zwischen den beiden Frauen ins Wanken hatte bringen können. Was also hielt, was von allen Beziehungen, die Gisela an die Menschen knüpften, was von alledem hielt und zeigte sich dauerhaft? Nichts. Nichts in aller Welt. Und ein Heimweh ergriff die einsame Seele. Sie strebte heraus aus dieser Wurzellosigkeit in ein Bereich hinein, in dem es Frieden gab, Schutz vor seelischen Heimsuchungen, Bodenständigkeit und die Möglichkeit von Bündnissen, die über Tag und Zeit sich haltbar und unerschütterlich erwiesen. Gisela, im katholischen Glauben geboren und erwachsen, neigte sich dem Entschlusse zu, den Schleier zu nehmen und in eines Klosters Frieden vor allen ferneren Lebensstürmen Zuflucht zu suchen. Mit dem Erstehen dieses Planes schon war eine tiefe Beruhigung, eine Besänftigung aller Pein, in Gisela wunderbar erstanden. Ihr war wie einem auf nächtlichem und stürmischem Meer verirrten Schiffer, der plötzlich aus Graus und Dunkel die Lichter des Hafens endlich auftauchen sieht. Hier war ein Ziel, eine Richtung gegeben. Jetzt wußte sie, wohin die Fahrt zu lenken war. Jetzt gab es einen Ausweg aus all diesen Fährnissen, einen Weg zum Frieden und zur endlichen Geborgenheit. Während dieser lockende Gedanke Tag um Tag in Gisela herrschender wurde und sie soeben sich anschickte, die ersten Schritte zu seiner Durchführung zu tun, machte sich das Schicksal schon bereit, Gisela von neuem aus der Fahrt zu drängen und ihren Weg, der eben gerade Richtung hatte nehmen wollen, in neue Irre zu leiten. Als sie an einem Sonntagmorgen den Dienst bei der Großfürstin antrat, kam ihr diese mit verweinten Augen und hastiger Erregung entgegen. Sie faßte Gisela bei der Hand, zog sie in ihr blaues Kabinett, ihren vertraulichsten Wohnraum, schloß dessen Tür ab und eröffnete der Freundin dieses: Sie habe schon vor drei Tagen in den heimischen Blättern eine Notiz gefunden, die von der Erkrankung Ingelheims Kunde gab. Es handele sich anscheinend um ein Nervenfieber. Die Großfürstin habe daraufhin durch den Gesandten Nachrichten eingezogen, die nicht sehr tröstlich lauteten. Der Patient lag in einem Sanatorium, und die Auskünfte der Ärzte waren beunruhigend genug. Luise sah mit Verwunderung die gefaßte Ruhe, mit der Gisela diese Nachricht entgegennahm. Sie seufzte nur und zuckte die Achseln. Die Großfürstin empörte sich. „Läßt dich das so kalt, Gisi?!" rief sie. „Ich meine doch, diese Erkrankung ginge dich etwas an, denn du bist schuld an ihr!"

„Das verstehe ich nicht", sagte Gisela erbleichend.

„Es ist sehr einfach. Ich kenne Ingelheims höchst sensible Natur. Er ist schon einmal als Knabe in ein Nervenfieber verfallen, als er Zeuge eines schweren Justizfalles war, bei dem ihm ein Unrecht verübt schien. Es ist mir durchaus klar, daß Ingelheim seine unglückliche Leidenschaft für dich und deren Hoffnungslosigkeit in dieses Siechtum gestürzt haben."

„Wenn das wahr ist, so ist es schlimm für ihn und schlimmer für mich. Es quält mich sehr, ihm solches Leiden zu bereiten — aber eine Schuld hieran weise ich weit von mir ab. Die trage ich nicht."

Die Großfürstin horchte hoch auf, niemals zuvor hatte sie einen so bestimmten und entschlossenen Ton von der Jugendfreundin gehört.

„Es handelt sich hier nicht um die Schuld oder Nichtschuld, Gisi! Ich habe solch ein Wort zwar gebraucht, aber ich nehme es zurück. Hier handelt es sich darum, einen wertvollen Menschen zu retten."

Gisela zuckte wiederum die Achseln.

„Das steht nicht bei mir," sagte sie tonlos, „ich wüßte nicht, wie ich das anstellen sollte."

Luise runzelte die Stirn und zog die feinen Brauen drohend herab. Ihre Stimme bebte vor Unwillen, als sie sagte: „Du weißt es nicht, weil nichts von Aufopferungsfähigkeit in dir ist."

Gisela sah die Herrin ratlos an. Es war etwas Hilfloses in ihren Augen, das die Großfürstin sogleich besänftigte.

„Die Sache liegt einfach, Gisi. Ingelheim leidet, weil er dich entbehrt. Ich glaube daran, daß du ihn gesund machen könntest. Du liebst ihn nicht, aber er liebt dich in Verzweiflung und Qual. Heirate ihn und bestrebe dich, ihn glücklich zu machen. Du rettest einen Menschen, auf den tausend große Hoffnungen unseres Landes sich gründen."

„Das kann ich nicht," sagte Gisela mit demütig geneigtem Haupt, „ich kann ihn nicht nehmen, weil ich ihn nicht liebe. Das Opfer, das ich mit dieser Heirat brächte, nützte ihm nichts, denn er würde nur noch elender sein neben einer Frau, die nichts für ihn empfindet. Ich kann diese Kämpfe und Leiden nicht mehr ertragen. Ich ziehe mich von der Welt zurück, in der ich genug erduldet und erlitten habe. Ich trete als dienende Schwester in den Orden der Ursulinerinnen."

Die Großfürstin sank in einen Sessel und sah Gisela fassungslos an. „Du machst es dir leicht, bei Gott!" sagte sie. „Heißt das das Leben bestehen, indem man es fortwirft?!"

„Begehe ich denn Selbstmord?

„Geistigen — ja!"

„Ich lege die Hände nicht in den Schoß im Kloster. Den Armen und Kranken wird mein Dienst gehören!"

„Bei den S e i n e n fängt man mit dem Erbarmen an, Gisi!"

Diese hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, sie sprach es nicht aus, öffnete vielmehr ihr Ohr dem, was die Großfürstin weiter zu sagen hatte, der die Wangen brannten und die Hände vor Erregung zitterten.

„Höre mich an", sagte sie. „Was ich dir anvertraue, hat nie im Leben jemand von mir gehört. Nimm dieses Geständnis als höchsten Beweis meiner schwesterlichen Liebe und meines ganzen Vertrauens. Ich habe diesen Mann, der

jetzt so um dich leidet, sehr — sehr lieb gehabt. Ich habe auf Befehl meines Vaters den Großfürsten zum Mann genommen, nicht anders wie du heute den Baron Ingelheim heiraten würdest. Der eherne Zwang meiner Verbindung veredelte sich im Lauf der Jahre zu einer Ehe, die wirklich noch eine solche geworden ist. Der Großfürst hat sich nach meinen Wünschen und Ansprüchen entwickelt und ist heute ein anderer — ich sage es frei, ein Besserer und Höherer, als der er gewesen. Unser Kind hat uns vollends vereinigt. Die Ehe ist eine komplizierte Sache und ruht am wenigsten auf Rausch, Leidenschaft und Schwärmerei. Um deinen Besitz bangt und leidet der wertvollste Mensch, der mir im Leben je begegnet ist. Ich halte es für deine Pflicht, ihn zu heiraten, selbst wenn du für ihn keine Leidenschaft empfindest, denn im Augenblick kann diesen teuren Menschen nur einer retten — und das bist du!"

Gisela schüttelte den Kopf. „Ist es nicht besser, der Mann geht jetzt unter, als daß er später an einer unglücklichen Ehe zugrunde geht?"

„Diese Ehe, Gisela, muß und darf nicht unglücklich werden. Sie kann nicht unglücklich werden, denn daß du diesen Mann heute noch nicht liebst, das ist nur deshalb möglich, weil du ihn noch nicht kennst. Er ist edelsten Schlages, erlesenster Art, ein Mann, dessengleichen ich nicht weiß in aller Welt, so weit ich auch herumkam. Er ist der Stolz unseres Adels, ein Genie in seinem Fach, der Liebling unseres Herrn, meines Vaters, ein Fürst seiner Wissenschaft. Seine Stellung in unserem Lande ist hoch — hoch geachtet — man erwartet von ihm das Höchste, nicht nur bei uns — nein — in der ganzen kultivierten Welt — und du — du hältst das Opfer deines kleinen Lebens für zu hoch und zu wertvoll, dieses große und bedeutende zu retten?!"

Sie brach ab, als erwarte sie eine Gegenäußerung Giselas, aber diese stand wie gebrochen mit gebeugtem Haupt, als drücke die Last sie nieder, die man ihr auflud.

„Uns allen ist das Leben nicht leicht. Wir alle haben zu tragen. Denkst du, Gisela, ich leide nicht, wenn ein seltsames und grausames Schicksal mich zwingt, diesen Mann eine andere lieben zu sehen und um ihretwillen zu leiden? Als er hier bei mir war, sagte ich ihm, wem deine erste Liebe gehört hatte, sagte ihm, daß es besser sei, du bliebst der Hauptstadt fern, wo mein Bruder lebt. Aber alle — alle diese Bedenken werden zunichte, schwinden, wenn sein Leben auf dem Spiele steht. Sei stolz, Gisi, sei stolz, daß du es sein darfst, der diese Aufgabe zufällt, ihn zu retten und ihn wieder gesund zu machen. Besinne dich nicht einen Augenblick und tue deine Pflicht."

Noch immer stand Gisela stumm und gebeugt. Sie war bleich, als sie mit leiser Stimme sagte: „Es ist seltsam mit meinem Leben. Ich bin seiner niemals Herr. Immer haben andere Macht und Gewalt über mich. Aus dem Stift, in dem ich Elternlose erzogen worden, wollte ich direkt ins Kloster. Ich be-

schwor meine Verwandten, mich diesen Schritt tun zu lassen — umsonst, sie brachten mich zu Hofe. Bei dir war ich gern und hatte glückliche Jahre, aber dann wurden die Stürme auf mich losgelassen — all diese schrecklichen Dinge, die im Klosterfrieden mich niemals hätten quälen können. Die Liebe zu deinem Bruder — niemals wollte ich dem Kronprinzen meine heiße Neigung gestehen, da kam jener Morgen im Mai — und er nahm mich, wie man eine Beute nimmt. — Was hatte ich mit dem jungen Fürsten hier zu schaffen? Nichts. Keiner meiner Gedanken gehörte ihm. Er tötete sich und warf einen schwarzen Schatten auf mein Leben, einen Schatten, von dem ich nie wieder frei werden kann. Und nun Ingelheim. Auch ihm sehe ich mich überliefert wie eine Sache. Dinge, Menschen, Geschehnisse — alles, alles gebietet über mich und mein Leben — niemals ich selbst — niemals ich . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Herm. Fernau, Paris.

Zur französischen Präsidentenwahl.

Die Nationalversammlung in Versailles hat am 17. Januar Herrn Raymond Poincaré als den neunten Präsidenten der französischen Republik ausgerufen. Diese alle sieben Jahre sich wiederholende Präsidentenwahl bietet Gelegenheit, hier mit einigen Worten über die gesetzliche Verfassung der dritten Republik und die Rolle ihres Präsidenten zu sprechen.

Der wahre Begründer der dritten Republik heißt Léon Gambetta, und die legale Geburtsstunde der Republik ist nicht der 4. September 1870, sondern erst der 31. Januar 1875. Denn erst nach fünfjährigen heißen Kämpfen gelang es Gambetta, das Wort „Republik" in die Verfassung des neuen Staatswesens einzuschmuggeln. (Wenn wir bedenken, daß diese Verfassung von 1875, die Frankreich noch heute regiert, nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde, dann ist der Ausdruck „einzuschmuggeln" wohl ein wenig berechtigt.) Vom Volke selbst wurde diese republikanische Verfassung erst mit den Wahlen vom 14. Oktober 1877 gutgeheißen.

Diese Verfassung gibt einem auf 7 Jahre gewählten Präsidenten die ausführende Macht, während die gesetzgebende Macht der Kammer und dem Senat gehört. Die Mitglieder der Kammer werden auf je vier Jahre direkt vom Volke ernannt; wahlberechtigt ist jeder über 21 Jahre alte Bürger. Im übrigen ist das zur Zeit in Frankreich noch herrschende Kammerwahlrecht dasselbe wie das deutsche Reichstagswahlrecht. — Der Senat zählt 300 Mitglieder, die für neun Jahre gewählt werden; der Senat wird alle drei Jahre um je ein Drittel seiner Mitglieder erneuert. Wahlberechtigt für den Senat sind die Kammerabgeordneten, die Generalräte, die Bezirksräte und die Deputierten der Stadtparlamente. — Der Senat spielt in Frankreich ein wenig die Rolle des Herrenhauses in Preußen. Er hat nicht nur über die von der Kammer vorgeschlagenen Gesetze endgültig zu beschließen und schickt häufig genug alle ihm nicht passenden Gesetzentwürfe der Kammer zur Neubearbeitung zurück, sondern der Geist, von dem die Mehrheit der Senatoren belebt ist, ist im großen und ganzen auch bedeutend reaktionärer als der der Kammerabgeordneten. Darum auch führte die radikale Partei in ihrer heroischen Periode einen lebhaften Kampf für die gänzliche Abschaffung des Senats. Seit aber die Radikalen

die Macht besitzen, haben sie ihr ehemaliges Programm ein wenig vergessen, und gegenwärtig denkt in Frankreich niemand mehr ernstlich an die Beseitigung dieses Oberhauses.

Die Kammerabgeordneten und Senatoren wählen alle sieben Jahre in einer Nationalversammlung einen Präsidenten als obersten Leiter und Repräsentanten der Republik. Diese höchste republikanische Würde steht jedem französischen Bürger offen (also auch Nichtmitgliedern der Parlamente). Dagegen sind Mitglieder der Königsfamilien, die über Frankreich regiert haben, gänzlich von der Präsidentschaft ausgeschlossen. — Die Zivilliste des Präsidenten beläuft sich auf jährlich 1 200 000 Frank.

Die Hauptaufgabe des Präsidenten ist die Bildung der Ministerkabinette, die die eigentliche Regierungsmacht in Frankreich darstellen. Jedes jeweils bestehende Ministerkabinett kann in der Kammer entweder kollektiv oder in der Person eines einzelnen Mitgliedes interpelliert, das heißt über seine Taten zur Rechenschaft gezogen werden. Ganz nichtige Vorfälle können dergestalt die Veranlassung werden, daß der Ministerpräsident im Namen des Kabinetts die sogenannte Vertrauensfrage stellt. Erhält er auf diese keine Stimmenmehrheit oder (wie beispielsweise das erste Kabinett Briand) nur eine ungenügende Mehrheit, dann erklärt er sich und die Mitglieder seines Kabinetts als entlassen. Der Präsident beruft bei Ausbruch einer solchen Ministerkrise nach altem Brauch die Präsidenten der Kammer und des Senats und fragt sie nach ihrer Meinung über den besten Mann zur Bildung eines neuen Kabinetts. Ist dieser neue Mann gefunden und einverstanden, dann beauftragt er ihn mit der Wahl seiner Mitarbeiter. Das neue Kabinett stellt sich mit seinem Regierungsprogramm der Kammer und dem Senat vor und wird entweder mit Stimmenmehrheit gutgeheißen, oder es erhält keine Mehrheit und kann wieder gehen. Im letzteren Falle muß der Präsident zur Bildung eines neuen Kabinetts schreiten. Wählt er andauernd solche Männer als Minister, die dem Parlament nicht behagen, das heißt befindet er sich mit der Mehrheit der Volksvertretung in Widerspruch, dann besitzt er zunächst das sogenannte Missionsrecht (von dem er übrigens auch bei anderen Gelegenheiten Gebrauch machen kann). Das heißt er darf dem Parlamente indirekt seine Wünsche und die Gründe für seine Handlungsweise vortragen (als oberster Staatschef und Schiedsrichter darf er sich nicht persönlich in die Parlamentsdebatten mischen). Er kann aber auch radikaler vorgehen und die Kammer durch ein Dekret auflösen, 1. wenn der Senat damit einverstanden ist, und 2. unter der Bedingung, schnellstens Neuwahlen auszuschreiben. Mit anderen Worten: Bei einem ernsthaften Konflikt zwischen der ausführenden und der gesetzgebenden Macht der Nation wird dem souveränen Volke die endgültige Entscheidung überlassen. Schicken die unter diesen Umständen stattfindenden Neuwahlen abermals eine präsidentenfeindliche Mehrheit ins Parlament, dann muß sich der Präsident ihr endgültig fügen, das heißt er m u ß jetzt seine Minister dieser Mehrheit entnehmen, wofern er es nicht vorzieht, selbst seine Entlassung einzureichen.

So sieht mit wenigen Worten skizziert die von Gambetta geschaffene politische Verfassung der französischen Republik aus. Wir sehen, daß sie in allen Punkten den Forderungen der modernen Demokratie entspricht. Alle Machtvollkommenheiten der an der Spitze stehenden Persönlichkeiten sind soweit als möglich durch gegenseitige Kontrolle beschränkt, um jeden Mißbrauch und jede persönliche Willkür unmöglich zu machen. — Sehr vielen

Ausländern und namentlich den Amerikanern erscheint es undemokratisch, daß der Präsident der dritten Republik nicht wie in Nordamerika auf dem Wege der direkten Volksabstimmung ernannt wird. Diese Ausschaltung des Volksplebiszits hat indessen ihre geschichtliche Begründung. Die Republikaner sind durch Schaden klug geworden. In der zweiten Republik von 1848 wurde der Präsident in der Tat direkt vom Volke ernannt, und nur auf Grund dieser direkten Volksabstimmung konnte der Prinzpräsident Napoleon es wagen, auf seinen Maueranschlägen in der Nacht vom 2. Dezember 1851 an „das gesamte Volk", an „die gesamte Nation" zu appellieren; er konnte also seinen blutigen Staatsstreich einigermaßen mit dem direkt zu seinen Gunsten zum Ausdruck gekommenen Volkswillen rechtfertigen. Indem aber die dritte Republik aus dem Präsidenten den Erwählten der Parlamente und nicht des Volkes machte, betrachtet sie den Staatschef sozusagen als den ersten Angestellten nicht der Nation, sondern der Parlamente, die ihrerseits wieder der Ausdruck des Volkswillens sind. Dem Präsidenten ist dergestalt wenig Möglichkeit gelassen, sich politisch so populär zu machen, daß er je an einen Staatsstreich denken könnte. Wie vorzüglich dieses System funktioniert, bewies der verunglückte Staatsstreich vom 16. Mai 1877, wo der Marschallpräsident Mac Mahon schon im Anlauf von den Parlamenten aufgehalten wurde und (nachdem ihm die Neuwahlen unrecht gegeben hatten) endgültig auf seine Pläne verzichten mußte. Insgleichen scheiterte der Versuch des Generals Boulanger (1888/89), das Volksplebiszit für die Präsidentschaft einzuführen und als direkt vom Volk erwählter Staatschef einen neuen Staatsstreich vorzubereiten, an der Wachsamkeit und Kontrolle der Parlamente. — Die einzige Machtvollkommenheit, die der Präsident absolut ausüben darf, ist sein Begnadigungsrecht.

Immerhin wäre es falsch, wenn wir aus dem Vorstehenden etwa schließen wollten, der Präsident sei in Frankreich nur eine dekorative Figur und die Unterschreibmaschine der Parlamente. Allerdings hat die Republik seit Félix Faure mit Loubet und Fallières nur rein dekorative Männer als Präsidenten besessen. Auch diesmal wieder versuchte der Tausendsasa Clemenceau (von dem das famose Wort stammt: Ich stimme für Loubet; der ist ein Dummkopf und also nicht gefährlich) durchaus den intellektuellen Minderwert Pams durchzudrücken. Clemenceau und Combes hatten ihre guten Gründe für diese Haltung: Wir haben oben gesehen, daß die Hauptaufgabe des Präsidenten die Wahl der Ministerkabinette ist. In den 42 Jahren ihres Bestehens hat die dritte Republik acht Präsidenten und 53 Ministerkabinette gehabt. Den Rekord der Kabinettbildungen schlug Grévy, denn er hatte deren 12 zu bilden; die wenigsten Kabinette bildete Loubet (3); Fallières hatte einschließlich der aus Poincarés Wahl entstandenen Krise 9 Ministerkrisen zu lösen. Mit der Wahl seiner Minister aber kann der Präsident, wofern er eine Persönlichkeit ist und den Ehrgeiz nach politischer Betätigung in sich fühlt, die Gesamtpolitik des Landes nach innen und außen hin stark beeinflussen. Betrieb schon Mac Mahon eine ausgesprochen klerikale und royalistische Politik, die ziemlich deutlich die Wiedererrichtung der Monarchie als Ziel hatte, so zeigte in den 90er Jahren Félix Faure in der Wahl seiner Minister nicht minder reaktionäre Seiten. Ihm ganz persönlich verdankt Frankreich einerseits die etwas unsichere Allianz mit Rußland (heute schuldet der Zar den französischen Rentnern schon fast 17 Milliarden Frank) und andererseits jenen übertriebenen Protektionismus, der von Méline in-

szeniert wurde und aus Frankreich das schutzzöllnerischste Land Europas gemacht hat.

Ja, wenn wir den französischen Präsidenten einen Augenblick mit dem konstitutionellen König von England in Vergleich stellen, dann können wir sagen, daß der französische Staatschef fast noch mehr effektive Macht besitzt als der englische. Bei den klaren Parteiverhältnissen, wie sie in England herrschen, ist nämlich dem König die Lösung jeder Ministerkrise von vornherein durch die Verhältnisse vorgeschrieben. Er muß in der Tat den Chef der jeweils herrschenden Partei als Ministerpräsidenten berufen und hat dergestalt wenig Möglichkeiten, bei der Wahl seiner Minister seine persönlichen Wünsche zum Ausdruck zu bringen. In Frankreich dagegen sind die Parteiverhältnisse (ähnlich wie in Deutschland) teilweise stark zerfahren, die Parlamentsmehrheiten sind folglich außerordentlich unbestimmt und schwankend, und bei jeder Ministerkrise sind für den Präsidenten mindestens ein halbes Dutzend Männer vorhanden, die mit dem gleichen Recht den ersten Ministerposten beanspruchen können. Und überdies hat der Präsident das verfassungsgemäße Recht, nicht nur den Ministerpräsidenten nach seiner Vorliebe zu wählen, sondern er kann auch diesem noch seine Mitarbeiter vorschreiben.

Es ist darum durchaus nicht gleichgültig, ob in Frankreich eine Persönlichkeit wie Poincaré Präsident ist oder aber ein rein dekorativer Mann, wie Fallières es war oder wie Papa Pams es gewesen wäre. Wenn Clemenceau und Combes (die unversöhnlichen Feinde der Wahlrechtsreform) es bei der soeben stattgefundenen Wahl wagten, dem universell bekannten Staatsmann (und Akademiker) Poincaré einen „bonhomme“ wie Pams als Hauptkonkurrenten entgegenzustellen, dann eben deshalb, weil sie von dem noch verhältnismäßig jungen und energischen Poincaré eine persönlichere Politik fürchten als von jenem anderen, der sich gleich Fallières willenlos von den Parteien hätte regieren lassen.

Denn man darf mit Bestimmtheit voraussagen, daß Poincaré auch als Präsident nicht auf eine gewisse persönliche politische Betätigung verzichten wird. Er, der als Ministerpräsident vor wenigen Monaten noch die Wahlreform in der Kammer mit so viel Geschick durchzuführen wußte, wird zweifellos auch als Präsident zu den jeweils auf der Tagesordnung stehenden Problemen Stellung nehmen. Das neue Kabinett Briand, das hauptsächlich auf Poincarés Wunsch hin konstituiert wurde, beweist, daß ihm an einer schnellen Durchführung der Wahlrechtsreform sehr gelegen ist.

Und die auswärtige Politik? Es ist wohl unnötig, daß ich an dieser Stelle die allgemein lobenden Kommentare wiederhole, die auch die deutsche Presse zu Poincarés Wahl gemacht hat. Besonnenheit und Gerechtigkeitsliebe sind seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften. Und dann: Als 10 jähriger Knabe schon hat er in seiner Heimat Lothringen die Schrecken des Krieges miterlebt; der Abscheu, den damals die Mutter dem Knaben vor dem Kriege einzuflößen wußte, ist ihm auch als Mann geblieben. Poincaré ist resoluter Pazifist. Wir dürfen ihm auf der ganzen Linie Vertrauen entgegenbringen.

Paris. Herm. Fernau.

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Max Roloff.

Islam — Mission — Politik.

Unter diesem Titel erschien vor kurzem im Verlage von Otto Wiegand in Leipzig ein kleines Werkchen von Professor Dr Martin Hartmann. Selten wohl kann ein Buch zeitgemäßer genannt werden, denn seit drei Monaten sind die Augen aller auf den Orient gerichtet.

Wie auch der schließliche Ausgang der Friedensverhandlungen sein mag, welche Veränderungen die Karte von Südosteuropa binnen kurzem auch aufweisen mag, die Wirkung auf ganz Vorderasien, auf den Islam, wird nicht ausbleiben.

Überraschend ist der Zusammenbruch der Türkei gekommen, überraschend auch für viele, die sonst die Lage im Orient gründlich zu kennen glaubten. Wie war das möglich? Man hat eben in Deutschland in den letzten Jahren das Studium des Islams vernachlässigt; oder besser gesagt: man hat die Werke solcher Gelehrter, welche durch ein jahrzehntelanges Studium des Orients und der islamischen Volksstimmungen als Autorität gelten mußten, nicht gelesen, sondern Dilettantenarbeiten, die mit großem Reklameaufgebot auf den Büchermarkt geworfen wurden, den Vorzug gegeben.

Professor M. Hartmann ist seit einer Reihe von Jahren am Orientalischen Seminar in Berlin tätig; er hat eine Menge wertvoller und für jeden leicht verständlicher Abhandlungen über islamische und orientalische „Fragen" veröffentlicht, u. a. den „Islamischen Orient" Band II, die „arabische Frage" Band III, „Unpolitische Briefe aus der Türkei" (1910), „Fünf Vorträge über den Islam" (1911). Aber von wie wenigen sind diese Bücher gelesen!

Um dem Mangel an theoretischer und praktischer Islamforschung in Deutschland abzuhelfen, gründeten namhafte Orientalisten und andere, welche an einer Erforschung der religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Zustände in der Islamwelt ein Interesse hatten, im Frühjahr 1912 die „Deutsche Gesellschaft für Islamkunde" (Sitz Berlin, Vorsitzender Professor Dr. M. Hartmann, Schriftführer Dr A. Wiener, Charlottenburg 4, Waitzstraße 10; Mindestbeitrag jährlich 6 Mark). Es ist zu hoffen, daß diese Gesellschaft, die der Allgemeinheit dienen will, auch die Unterstützung der Allgemeinheit findet; sie wirbt um Mitglieder in allen Berufen und Schichten.

Das Orientalische Seminar in Berlin, das sich in einem bescheidenen Hause der Dorotheenstraße, im Schatten des gewaltigen neuen Prachtbaues der Königlichen Bibliothek befindet, ist ebenfalls ein Institut, das für die Erforschung des Orients und der Beziehungen Deutschlands zum Orient weit über seine so einfachen Erscheinungsformen hinausgeht. Diese Bedeutung ist auch vom politischen Gesichtspunkte aus so groß, namentlich vom Standpunkte unserer auswärtigen Beziehungen und unserer äußeren Machtstellung, daß die breiteste Öffentlichkeit auf die Tätigkeit dieses Instituts aufmerksam gemacht werden muß. Zum 25 jährigen Jubiläum hat der Direktor des Seminars, Professor Dr Sachau, eine Denkschrift herausgegeben (Berlin 1912, Kommissionsverlag von Georg Reimer), welche von jedem, der sich für unsere Beziehungen zum Orient interessiert, gelesen werden sollte.

Um nochmals auf das oben erwähnte Buch von Prof. M. Hartmann „Islam — Mission — Politik" zurückzukommen, so sei darauf hingewiesen, daß gerade in Deutschland häufig der Mission noch jeder Wert für die Expansion der europäischen Kultur in der Islamwelt abgesprochen wird, viele nehmen sogar Anstoß an der Tätigkeit der Mission. Der Verfasser kennt sehr wohl die Schäden der gegenwärtigen Organisation der Mission, er sucht aber ihren Werte schaffenden Leistungen gerecht zu werden und unterzieht die Arbeit, die tatsächlich von ihr geleistet wird, und die, welche geleistet werden könnte und sollte, einer eingehenden Prüfung. Als genauer Kenner des Islam hat er ein Urteil über die Bedingungen gedeihlicher Entwicklung auf diesem Gebiete. Zugleich hat er die politische Entwicklung der letzten Jahr-

zehnte aufmerksam verfolgt. So haben seine Ausführungen über die drei Kräfte, deren Aufeinanderwirken gegenwärtig im Mittelpunkte der Interessen steht, Anspruch auf ernste Beachtung.

Juristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Dr Waldeck, Berlin.

Bei einer Besprechung des Werkes des leider so früh verstorbenen Berliner Verteidigers Justizrat Dr Sello „Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen" hatte ich erwähnt, daß in Deutschland in einem Jahre, nämlich 1905, die Zahl der überhaupt anhängig gewordenen Anklagesachen 716708 betragen hat, wobei unter Anklagesachen nur diejenigen Verfahren zu verstehen sind, in denen auf Anklage der Staatsanwaltschaft zur Hauptverhandlung geschritten wurde. Die Kriminalstatistik lehrt ferner, daß zur Zeit in Deutschland durchschnittlich jeder sechste Mann und jede fünfundzwanzigste Frau wegen eines Vergehens oder Verbrechens bestraft ist. Diese Zahlen würden unzweifelhaft noch ungünstiger lauten, wenn jede Übertretung der Strafgesetze zur Anzeige gebracht werden würde. Erfreulicherweise hat die jüngst erschienene Novelle zum Reichsstrafgesetzbuch die Strafbarkeit einer Anzahl von Delikten von der Stellung eines besonderen Strafantrages, der noch nach Eröffnung des Verfahrens wieder zurückgenommen werden kann, abhängig gemacht. Auch das neue Strafgesetzbuch, welches zur Zeit beraten wird, soll in manchen Fällen eine mildere Bestrafung als bisher zulassen. Eine wirksame Verbrechensbekämpfung, welche die Hauptaufgabe einer gesunden Strafgesetzgebung sein muß, wird aber durch derartige Mittel nicht gewährleistet. Eher wird das Gegenteil dadurch erreicht werden.

Die Institution, welcher allein in dem Strafrechte der Zukunft eine erhebliche Rolle für eine wirksame Verbrechensbekämpfung beschieden sein wird, ist die Schutzaufsicht.

Was darunter zu verstehen ist, ergibt sich schon aus dem Namen. Sie hat eine doppelte Aufgabe, nämlich einmal, eine Aufsicht über Personen, die eine strafbare Handlung begangen haben, im Interesse der Gesellschaft auszuüben, um diese Personen von weiteren Verbrechen abzuhalten und ihnen andererseits einen Schutz zu gewähren, damit sie sich trotz der Schwierigkeiten, die ihrem redlichen Fortkommen vielfach durch die Verurteilung, ja schon durch das Bekanntwerden der begangenen strafbaren Handlung entgegen stehen, von nun ab auf dem rechten Wege halten. Die beiden Aufgaben laufen zusammen in dem gemeinsamen Ziel der Verhütung weiterer strafbaren Handlungen.

Aber noch ein anderer kriminalpolitischer Zweck wird mit der Schutzaufsicht verfolgt. Jede Freiheitsstrafe, jede Freiheitsentziehung bringt einen volkswirtschaftlichen Verlust mit sich, da der der Freiheit Beraubte verhindert ist, den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu verdienen. Größte Ökonomie bei der Entziehung der Freiheit ist deshalb geboten. Wo ohne Gefährdung der öffentlichen Sicherheit von einer Freiheitsentziehung abgesehen werden kann, oder, wo die Freiheitsentziehung ohne Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gekürzt werden kann, da sollte es geschehen.

Darüber, wie die Schutzaufsicht am geeignetsten zu gestalten ist, besteht keineswegs Einigkeit. Sehr beachtenswert sind die Vorschläge des Landgerichtsdirektors a. D. Dr P. F. Aschrott, welcher sich auch sonst um die Fortbildung des modernen Strafrechts verdient gemacht hat. In einer bei J. Guttentag, Berlin, erschienenen Schrift betitelt „Die Schutzaufsicht in einem neuen deut-

schen Strafrechte" behandelt er die gesamten in Betracht kommenden einschlägigen Fragen in einer Weise, die das Interesse weiter Kreise an dieser wichtigen kriminalpolitischen Aufgabe erregen wird, und es muß auch Wert darauf gelegt werden, daß die breiteren Schichten der Bevölkerung, vor allem die in der sozialen Fürsorgetätigkeit stehenden Personen sich mit der schwierigen Frage der Ausgestaltung der Schutzaufsicht befassen.

Der Gedanke der Schutzaufsicht knüpft nach Aschrott an verschiedene Institutionen an. Das Interesse nichtjuristischer Kreise daran ist aber vor allem geweckt worden durch die mächtige Bewegung, die sich insbesondere seit Einführung der Jugendgerichte in Deutschland für eine Neugestaltung der Jugendfürsorge entfaltet hat. So ist es denn verständlich, daß vielfach angenommen wird, es handle sich bei der Frage der Schutzaufsicht und ihrer Regelung in erster Linie darum, dieser unzweifelhaft zur Erziehung straffällig gewordener Jugendlicher wichtigen Maßregel eine bessere Ausgestaltung zu geben.

Das ist aber nur ein kleiner Teil des Problems! Und wenn man zu großen einheitlichen Gesichtspunkten für die Schutzaufsicht gelangen will, muß man der Tatsache Beachtung schenken, daß in der historischen Entwicklung die Schutzaufsicht, die sich im Anschluß an die Jugendgerichtsbarkeit herausgebildet hat, der jüngste Zweig der Schutzaufsicht ist; die älteren Wurzeln sind die vorläufige Entlassung und die bedingte Verurteilung.

Die vorläufige Entlassung kann nach dem geltenden deutschen Rechte (§ 23 des Reichsstrafgesetzbuchs) dem zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe Verurteilten nach Verbüßung von dreiviertel der Strafe, mindestens aber von einem Jahre bei guter Führung gewährt werden. Da nach der gesetzlichen Bestimmung (§ 24) die vorläufige Entlassung bei schlechter Führung widerrufen werden soll, so ergab sich von selbst, daß während der Zeit der vorläufigen Entlassung eine Aufsicht über den Entlassenen ausgeübt werden muß.

Aber von wem und in welcher Weise die Aufsicht auszuüben sei, darüber sagt das Gesetz nichts. Die Folge davon ist eine ganz außerordentliche Verschiedenheit in der Handhabung der Aufsicht in den einzelnen deutschen Bundesstaaten gewesen.

Die zweite Wurzel für die Schutzaufsicht ist in dem Institute der bedingten Verurteilung gegeben, das sich in kurzer Zeit die ganze Welt erobert hat. Nachdem seine Einführung in Deutschland seit dem Jahre 1895 in der Gestalt der bedingten Begnadigung im Verordnungswege in fast allen deutschen Bundesstaaten erfolgt war, schlägt der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch die gesetzliche Einführung unter dem Namen „Bedingte Strafaussetzung" vor (§ 38 ff.): In geeigneten Fällen soll dem einer Straftat Überführten, der nach seiner Gesamtpersönlichkeit zu der Erwartung berechtigt, daß er auch ohne Vollzug der Strafe sich künftig wohl verhalten werde, die Möglichkeit geboten sein, sich durch gute Führung während einer Probefrist den Erlaß der Strafe zu verdienen.

Der jüngste Zweig der Schutzaufsicht endlich ist, wie er sich in dem Verfahren vor den Jugendgerichten herausgebildet hat. Durch die Vereinigung der Funktionen des Strafrichters und des Vormundschaftsrichters in der Person des Jugendrichters ist es diesem ermöglicht, auf den straffällig gewordenen Jugendlichen durch vormundschaftliche Maßregel bessernd und erziehend einzuwirken. Als eine der wichtigsten derartigen Maßregeln hat es sich herausgestellt, den Jugendlichen, der trotz der Aufsicht seiner Eltern oder seines Vormundes von dem Wege des Gesetzes

abgewichen ist, in geeigneten Fällen unter die Aufsicht einer anderen Person zu stellen, die sich des Jugendlichen in besserer Weise annimmt, als es bei ihm bisher geschehen war.

An der für die Jugendgerichtspflege erforderlichen Zahl von Hilfskräften, die sich freiwillig der Aufgabe widmen, hat es, wie Aschrott meint, bisher nicht gemangelt, und es scheint auch, als ob bisher die finanziellen Mittel für die Ausgaben, die mit der Durchführung der Aufsicht verbunden sind, ohne große Schwierigkeit zusammengebracht worden wären.

Aschrott kommt dann zu folgendem Schlußergebnis: Die Erfahrungen, die bei den Jugendgerichten mit der Aufsicht über straffällig gewordene Jugendliche gemacht sind, erscheinen überaus wertvoll. Sie haben erwiesen, daß eine solche Aufsicht häufig die geeignete Maßregel ist, um Jugendliche, die auf Abwege geraten sind — häufig gerade infolge der ungenügenden Aufsicht, die sie zu Hause hatten — wieder zu einem gesetzmäßigen Leben zu bringen. Es muß deshalb ins Auge gefaßt werden, die Schutzaufsicht gegenüber straffällig gewordenen Jugendlichen zu einer allgemeinen Einrichtung zu machen. Soll die Einrichtung aber allgemein durchführbar sein, so wird es dazu besonderer Mittel und Wege bedürfen. Eine einfache Übernahme des bei den bisherigen Jugendgerichten gebräuchlichen Apparates ist nicht angängig, mag er unter den besonderen Verhältnissen der großen Städte auch noch so gut funktioniert haben. —

Die Schutzaufsicht hat die Aufgabe, über dieses Wohlverhalten während der Probezeit zu wachen und dem Schutzbefohlenen — wie man wohl am zutreffendsten die Person, die unter Schutzaufsicht gestellt ist, bezeichnen kann — während der Bewährungszeit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, ihm eine Stütze zu sein, damit er in seinen guten Vorsätzen ausharrt. So verschieden sich auch die Erfüllung dieser Aufgabe in jedem Einzelfalle gestalten mag, immer soll durch die Schutzaufsicht dem Schutzbefohlenen ein Berater und Freund gegeben werden, der ihn in seinem Bestreben unterstützt, zu einem geordneten sozialen Leben zurückzukehren, sich in die bestehende Rechtsordnung wieder einzufügen, sich, wie es in einem neueren holländischen Gesetze heißt, zu reklassieren. Und daß der Schutzbefohlene die Anordnungen und Weisungen, die ihm in dieser Richtung gegeben werden, auch wirklich befolgt, dazu ist ein wirksames Mittel dadurch geboten, daß über seinem Haupte das Damoklesschwert schwebt, im Falle seines Nichtwohlverhaltens zur Verbüßung des Restes der Freiheitsstrafe oder zu der bedingt ausgesetzten Freiheitsstrafe eingezogen zu werden.

Nur darauf ist, wie Aschrott mit vollem Recht hervorhebt, mit aller Entschiedenheit hinzuweisen, daß grundsätzlich von der Ausübung der Schutzaufsicht die Polizei fernzuhalten ist, daß niemals die Schutzaufsicht der Polizei übertragen werden darf.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Aschrott'sche Arbeit bei der Neugestaltung des Strafgesetzbuchs berücksichtigt wird, denn jeder Groschen, der für die Verbrechensbekämpfung ausgegeben wird, wird später in Mark beim Strafvollzug gespart.

Perspektive und Symbol in Philosophie und Rechtswissenschaft betitelt sich ein bei Dr. Walter Rothschild in Berlin erschienenes eigenartiges Werk, welches Walter Pollack geschrieben hat.

Pollack versucht mit Hilfe von Symbolen unserm Denken neue anregende Kraft zu geben. Symbolologie ist nach ihm die Wissenschaft von der Anwendung der Symbole für wissenschaftliche Zwecke und als solche ein

Zweig der wissenschaftlichen Symbolik. Diese beschäftigt sich mit den Symbolen und ihrer Verwendung überhaupt. Die Symbolologie will durch Modelle und Zeichnungen nicht nur auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, sondern auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften zu neuen Resultaten verhelfen.

Schon seit jeher hat sich, worauf Pollack mit Recht hinweist, das menschliche Denken in Symbolen entwickelt. Bei den primitiven Völkern, die Symbol und Wirklichkeit verwirren, bei den Indern und Griechen, deren symbolische Mythologie noch heute unser Interesse erregt, in der Religion, die mit ihren Sakramenten und mystischen Vorstellungen eine verborgene Welt deutet. Merkwürdig ist übrigens, daß die Ästhetik schon vielfach die Symbole studiert und eingeteilt hat, ohne auf sie als Hilfsmittel zur Förderung menschlicher Gedankenkombination besonders hinzuweisen.

An einer Reihe von Beispielen, welche der Rechtswissenschaft entnommen sind, aber von jedem Fachmann in seinem eigenen Gebiet in ähnlicher Weise geschaffen werden können, demonstriert der Verfasser ein neues System des Symbolismus. Dasselbe dürfte auch dazu berufen sein, dem Praktiker unter Umständen Dienste zu leisten, wenn er vor der Aufgabe steht, sich Klarheit über verwickelte Fragen zu verschaffen, nicht minder dem Pädagogen, wenn er abstrakte Gedanken in präziser und plastischer Form übermitteln will. Eine Reihe von Rechtsbeziehungen, wie Schuldverhältnis, Konkurseröffnung und Zustellungsverfahren werden in Bildern dargestellt, geometrische Zeichen, Zeichnungen und Farbenunterschiede werden dabei verwendet, um dem Studierenden die Rechtsinstitute auseinanderzusetzen. In symbolisch philosophischer Hinsicht führt uns der Verfasser von den einfachen Schemata zu den Begriffsbildern, von diesen zu den plastischen Bildern, bei denen am stärksten körperliche Gegenstände der uns umgebenden Außenwelt mit symbolischem Charakter auftreten. Ferner wird der Unterschied zwischen dem Bildungsprozeß der Begriffe und der Symbole erörtert. Eine Reihe von Vorbildern auf anderen Gebieten, z. B. auf dem Gebiet der militärischen Terrainlehre, der Telegraphie und der Nautik, werden dem Leser unterbreitet. — Ob man mit Hilfe der Symbole auch neue Resultate zu gewinnen imstande ist? Der Verfasser glaubt dies bejahen zu können, indem er eine neue Theorie der Wertpapiere im Anschluß an v. Gierke entwickelt.

Literarhistorische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Eine Synopsis des „Faust".*)

Faust I im neuen, eigenartigen und schönen Bilde zu geben, bedeutet: das von Geistes Gnaden geistige Kanonisierte mit hoher Eindruckskraft auf das Auge auszustatten. Es ist ein Unterfangen, das Menschenart kennt und ihr weise Genüge tut — jener Art, die mit dem Auge gern Himmel und Erde trinkt — und ist deshalb ein wertvolles Tun. Zugleich stellt es ein Beginnen dar, welches die vollendetste Möglichkeit wohl gewährt in bequemster Form, bei unserem größten Gedicht die Analyse als Mittel zur wahren Synthese zu erproben. Es finden sich in diesem neuen Buche zu beiden Seiten der vollendeten, im Jahre 1808 zuerst erschienenen Tragödie das 1790 veröffentlichte Faustfragment sowohl, als auch der vor 25 Jahren aufgefundene Urfaust, dessen dichterische Anfänge ins Jahr 1773 gelegt werden, und ein übersichtliches Vergleichen der drei

*) Dr. Hans Lebede: Faust. Der Tragödie erster Teil synoptisch. Berlin, Felix Lehmann, Verlag.

Fassungen ist Zeile für Zeile ermöglicht. Unser schauendes Auge führt uns den Gang eines Werdens zu, und unserer Seele, die ihm aufmerkend lauscht, wird es gegeben sein, das fertige Kunstwerk einigermaßen zu begreifen. Aus den Veränderungen, Ergänzungen und Umstellungen, welche die drei Varianten des Gedichtes zueinander aufweisen, sprechen zu uns die verschiedenen Zeiten, wie sie der Dichterseele zur künstlerischen Notwendigkeit wurden. Weil die eine die andere stets weitete und erhöhte, muß für uns über dem vollendeten Werk die Schönheit einer Reife liegen, von der eine rastlose Entwicklung beschlossen wird. Vertrautheit dem Ganzen und Fertigen gegenüber muß wohl ein anderer allgemeiner Wert sein, den uns das Studium der Teile und des Halberrichteten beschert: die Tat des Geistes wird es uns sein, die wir nach seiner Wesensart folgerichtig erwarten durften. Vertraut auch mag es uns deshalb sein, da eigene geistige Mühe solcher ernsten Ergründung sich mit ihm verwoben hat. Und unser vergleichendes Auge und unsere sich versenkende Seele, der das Leben des Dichterfürsten wieder machtvoll aufersteht, wird immer mehr vom Marmor, immer mehr von der gestaltenden Hand und immer mehr von des Schöpfers lebendigem Odem erhaschen, um im vollendeten Kunstwerk tausendfachen Reichtum zu genießen.

Der speziellen Erkenntnis-Werte, die ein analytisches Studium des Faust I ergibt, seien einige genannt, auf welche des Herausgebers Einleitung hinweist in der vorherrschenden Form einer historischen Entwicklungsdarlegung.

Weil der Urfaust in zusammengedrängter Form die ganze Gretchentragödie bringt und deshalb als die dichterische Not jener Lebensperiode Goethes zu uns sprechen muß, aus welcher ewig rührend der Name Friederike Brions herübertönt, gibt er uns ein überaus versöhnlich-schönes Empfinden als von der Reue und Beichte des Menschen. Der Urfaust gibt uns sodann unzweifelhaft den Blickpunkt an, unter dem wir die Gretchentragödie im Rahmen des später vollendeten Ganzen zu bewerten haben: als den einen seiner beiden integrierenden Teile — und das ist wiederum unserem Herzen ein Freuen. Aus anderem vernimmt unser Geist beglückt die gestaltende Macht äußeren Erlebens: der Dichter, welcher in „Sturm und Drang“ die Kerkerszene in Prosa schuf, wandelte sie, nachdem in Italien die Antike ihm geworden war, in die mäßigende Form der Reime — und er, dem der fremde zärtliche Himmel die Sinne der Natur erschlossen hatte, mußte diesen neuen Lebensreichtum in neue künstlerische Formenschöne gießen: „Erhab’ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles“ — und der Mensch und Künstler mußte sie vollendeter Weise vor Gretchens Elend stellen, weil dieses Reichtums reiner Atem von Fausts Schuld etwas nimmt oder sie doch höher hinaufhebt.

Der Urfaust bringt im Gegensatz zum Fragment schon den Valentin-Monolog — und intuitiv möchte ich annehmen, daß damals dem Dichter auch der andere Teil der Valentin-Szene schon vorschwebte, weil es ihm ja zu der Zeit so sehr am Herzen liegen mußte, aus Gretchen eine wahrhaft rührende und ergreifende, unschuldig-schuldige Gestalt zu schaffen. Valentins Schmähreden auf die Schwester sind doch wohl ein Mittel zu diesem erhabenen Zweck: sie setzen das Werk fort, das Lieschen am Brunnen unbewußt beginnt und der böse Geist im Dom vollendet: Gretchen, der das enge Kleinleben keine Kräfte und keine Weiten gibt zu wahrer Selbsterlösung, vom Fehlen zum Verbrechen zu treiben.

Die Zueignung, mit der die vollendete Tragödie beginnt, hatte der Dichter zu einer Zeit zu schaffen, die

ganz sich im Bild verändert hatte zu jener, aus der die erste Melodie seines Sanges quoll, und die ein großes Zurückgehen ihm nötig machte, weil auch sein Weltgefühl verändert war.

Das Vorspiel im Himmel der Tragödie von 1808 kam wohl aus dem Genius des reifen Menschen und Künstlers, der sich nun berufen fühlte, und der nun auserwählt ward, die *menschliche* Tragödie zu bilden, der sich die Gretchentragödie vermählen sollte.

Die Einleitung bringt in einem Schema sehr übersichtlich die drei Variationen der Faust-Fassungen und ist auch hierdurch ein guter Pfadweiser durch das Studium des Werdeganges unseres größten Gedichtes, dem das Buch sich gleichsam als adäquates Gefäß darbietet.

Literarhistoriker werden es schätzen. Doch es wird auch alle locken, die in ein wahrhaft persönliches Verhältnis zu dieser Meistertat unseres Dichtergenius treten wollen, die ein Teil ist jener ganzen großen Tat, welche auch unser' Weisheit letzten Schluß enthält — die eine Nacht und ein Morgendämmern ist vor dem großen Licht.

Und das Buch mag uns ein Kirchenbauen meinen für die Gemeinde, die beten will, und wohl auch ein Errichten im eignen frommen Sinn.

Kunst-Rundschau.

Von Georg Hermann.

Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild (von Dr Alfred Guttmann, Verlag von Paul Cassirer, Berlin 1912).

Der Versuch, eine Parallele der Wirklichkeit und ihres künstlerischen Abbilds zu schaffen, einen Vergleich zwischen beiden anzustellen und aus ihren Verschiedenheiten das Wesen beider zu erklären, ist nicht neu. Endlich ist er ja das Grundproblem aller Ästhetik und vereinigt all ihre Fragen in sich. Aber der Weg dieses Versuches, wie ihn Dr Guttmann hier eingeschlagen hat, ist neu und könnte uns dem Ziele näher führen, als alle anderen Wege, die bisher gegangen wurden. Um es mit wenigen Worten zu sagen: es ist weder der philosophische Weg, der durch abstrakte, gedankliche Erwägungen dem Problem zu Leibe zu gehen hofft; noch der psychologische Weg, der sich auf die Urteilsfähigkeit der Empfindung und des Gefühls verläßt, noch ist es die grob-materielle Vergleichung von Kunst und Wirklichkeit, die Gegenüberstellung vom photographierten Gegenstand und dem vom Künstler geschaffenen Abbild, wie sie vor Jahren Volkmann versuchte, sondern es ist der physiologische Weg, den Guttmann betreten hat. Aus den Problemen des Sehens heraus versucht er das Abbild der Kunst zu erklären, und klärt so zum mindesten zuerst einmal die Grundfragen auf, mit denen wir uns zu befassen haben, wollen wir dem Problem der Kunst irgendwie näherkommen.

Wie verschieden einzelne Individuen die Umwelt sehen, wie anders sie jedem zum Bewußtsein kommt, wie ungenügend und verbesserungswürdig bei aller wunderbaren Feinheit doch das menschliche Auge ist — ein Instrument, von dem Helmholtz sagte, daß er ein solches dem Optiker ohne weiteres zurückgeben würde — davon handelt gut der erste Teil des Buches. Und selbst wenn wir einen normalen Status, ein Auge mit der Durchschnittskraft des Sehens und Farbenempfindens uns vorstellen können, so ist sicherlich ein bedeutender Teil der Bevölkerung, wie die Statistik letztjähriger Untersuchungen ergibt, nicht nur sehschwach, sondern auch farbenschwach. Und Farbenblindheit ist keineswegs selten, wenn auch völlige Farbenblindheit das sein mag. Rot und Grün, entsprechend den Stäbchen der Netzhaut, sind vielfach unbestimmt ni der Empfindung und werden verwechselt, oder mehr oder minder

falsch dargestellt, sodaß die heutige Forschung den früheren Begriff der Farbenblindheit in Rotblindheit und Grünblindheit geteilt hat. Für die Malerei kommen diese Probleme zwar nur indirekt in Betracht; denn farbenblinde Maler, wie sie mit Wonne die Kritik der achtziger und neunziger Jahre festzustellen liebte, sowie ihr etwas Neues fremd erschien, sind Seltenheiten. Meist, wenn diese Individuen zeichnerische Begabung zum Maler hat werden lassen, werden sie frühzeitig über ihr Leiden aufgeklärt und gehen dann zur Schwarz-Weiß-Kunst über, in der sie bloß die Valeurs für Hell und Dunkel zu geben brauchen. Wohl aber ist auf anderer Seite ein guter Teil unserer nicht geschulten Betrachter farbenschwach, und jedenfalls hat ihr Auge nicht die Farbenkraft und nicht den Sinn für Nuancen, die das Auge des geschulten Malers hat. Und unter den Malern wieder sind es besonders feine Individuen, die, — wie besonders musikalische Individuen die Musik weiterbilden, — auch das Farbensehen, die farbige Wiedergabe immer in neuer Weise verfeinern und wirksamer gestalten. Und so, wie sich das musikalische Ohr des Publikums langsam an die neuen Tonbilder gewöhnt, sie als musikalisch-reizvoll empfinden lernt, bildet sich auch an den Werken dieser fortgeschrittenen Maler das farbenempfindende Auge und findet die zuerst erschlossenen neuen Farbwerte dann auch in der Natur wieder. Der ganze Weg der Malerei ist eine ständige Wiederkehr dieses Vorgangs. Und wir, grade wir haben ihn ja in den letzten 30 Jahren mit Bewußtsein zweimal durchlebt: die große Weiterbildung des Auges wie es der Kulturwelt durch die Werke der französischen Impressionisten wurde; und fürder die neue Steigerung der Farbenempfindlichkeit, die ihr nunmehr ein van Gogh und seine Nachfolger zu vermitteln trachten.

Aber das ist doch nur eine Seite an diesem Oktaeder von Fragen. Eine andere z. B. ist schon allein die schlichte Möglichkeit der Darstellung. Zuerst einmal die Möglichkeit, Dreidimensionales in Zweidimensionales umzuwandeln und für den Beschauer das Zweidimensionale in Dreidimensionales wieder zurückzuverwandeln. Dann aber weiter die Beschränkung der Darstellungskraft durch das Farbenmaterial. Die Malfarben sind anderer Natur und mischen sich anders als die physiologischen Grundfarben. Und selbst, wenn wir alle Geheimnisse der Farbenbereitung noch kennen würden, die die Werke alter Meister zu jenen wundervollen, strahlenden Juwelen machen, daß sie an Leuchtkraft und Pracht, an Haltung und Gesamtton fast jedes moderne Bild — und mag es noch so hell sein — wie man zu sagen pflegt, einfach totschlagen . . . wenn wir die auch kennen würden, um die sich Bayersdorffer und Böcklin und viele andere bemüht haben — schon ein Rubens, der gewiß die farbige Wiedergabe steigerte, sprach es aus, daß es uns eben trotzdem nie und nimmer gelingen würde, Sonnenlicht auf die Palette zu spritzen. Gewisse Umsetzungen, die auf optischen Sinnesstörungen beruhen und die experimentell zu beweisen sind, muß der Maler stets berücksichtigen. So wird z. B. bei einem gezeichneten Porträt die aufs genaueste fixierte Entfernung der Breite des Kopfes in der Höhe der Augen ein dem Wirklichkeitsbild annäherndes Resultat ergeben. Beginne ich aber nun, diesen selben Kopf farbig auszuführen, so werde ich zu meinem Erstaunen bemerken, daß der Kopf jetzt bedeutend breiter wird und nunmehr verzogen und unähnlich erscheint. Und diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß uns helle Flecken größer erscheinen als dunkle oder beschattete. Die Natur, die über drei Dimensionen verfügt, kann das ausgleichen; die

Malerei ist gezwungen, hier zu einer Täuschung zu greifen.

Über Zeichenkunst und Stil ist viel gesagt worden und Kluges gesagt worden. „Zeichnen ist die Kunst, wegzulassen", definiert Liebermann. Er hat als Künstler von Rang die Erfahrung für sich. Und ohne Zweifel: je einfacher ein Ding durch die Kunst wiedergegeben wird — bei möglichst starker Suggestion des ihm innewohnenden Lebens, — desto wirksamer und überzeugender ist das Kunstwerk. Ich glaube deshalb auch nicht, daß die mit den Jahren steigende Breite des Vortrages aller großen Künstler nur auf eine Veränderung des Auges zurückzuführen ist, auf ein Schwächerwerden des Auges, das keine Einzelheiten mehr sieht — nein, ich bin vielmehr der Meinung, daß vielleicht diese Erkenntnis, wenn auch instinktiv, den jahrzehntelang schaffenden Künstler so und nicht anders sich entwickeln läßt. Die Möglichkeit aber, so zu gestalten, ist eben erst gegeben mit dem steigenden Können. Sowie das Tanzen nur dem Gehen und der absoluten Sicherheit des Gehens folgen kann. —

Eine Reihe solcher Fragen sind also in dem Buch gestreift und angeschnitten. Breit ausgeführt, ausgeführt mit allem Können des Fachmanns, mit der ganzen Beherrschung alles einschlägigen Wissens auf diesem Gebiet ist die physiologische Grundlage der künstlerischen Fragen. Und von ihr aus scheint mir am ehesten die Möglichkeit zu bestehen, den Weg in das unentdeckte Land hineinzuführen. Das dünkt mich das Hauptverdienst des Guttmannschen Buches.

Technische Rundschau.

Von C. Lund, Hamburg.

Ein bedeutsamer Erfolg der deutschen Technik.

Wenn auf den neueren Schiffen unserer Kriegsmarine die Kolbenmaschine auch allgemein von der Dampfturbine verdrängt worden ist, so hat sich die letztere, von einigen Ausnahmefällen abgesehen, in der Handelsflotte doch noch nicht einzubürgern vermocht, weil sich ihrer allgemeinen Verwendung zum Antrieb von Schiffen Schwierigkeiten entgegenstellten, deren Hinwegräumung der Technik von gestern auf heute weder gelingen wollte noch konnte. Die Dampfturbine nämlich arbeitet um so ökonomischer, je höher ihre Umdrehungsgeschwindigkeit ist, während andererseits die Umdrehungszahl des Propellers eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, wenn nicht seine Ausnutzung als Antriebsmittel für das Schiff unökonomisch werden soll. Demgemäß muß man beim Schiffsantrieb durch Dampfturbinen diese meist langsamer, den Propeller aber schneller laufen lassen als dies für die Wirkungsweise beider Mechanismen vorteilhaft und wünschenswert erscheint. Ein weiterer Nachteil des Turbinenantriebs ist der, daß die Turbine nicht umsteuerbar ist, also nicht beliebig rückwärts laufen und die Fahrt des Schiffes hemmen kann, weshalb für die Rückwärtsbewegung des letzteren besondere Turbinen vorgesehen sein müssen. Wohl ist die Technik unausgesetzt bemüht gewesen, ein Übersetzungsgetriebe, welches die Turbine mit hoher, die Propellerwelle aber mit wesentlich geringerer Umdrehungsgeschwindigkeit laufen zu lassen gestattet, zu konstruieren und einzuschalten, doch wollte das weder auf rein mechanischem noch elektrischem Wege zur Zufriedenheit gelingen.

Da ist es nun von Interesse zu erfahren, daß neuerdings ein bekannter deutscher Techniker, Professor Dr Föttinger, der bis zu seiner Berufung an die Hochschule zu Danzig als Ingenieur im Dienste der Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Vulcan" in Stettin stand, einen ganz neuen Weg zur Lösung dieses Problems beschritten und, soweit

sich übersehen läßt, auch einen bedeutsamen Erfolg errungen hat. Es handelt sich um die Konstruktion eines hydraulischen Transformators, der bereits im Dezember v. J. in dem Prüffeld der Turbinenwerkstatt der Hamburger Vulcan-Niederlassung nach allen Regeln der Wissenschaft ausprobiert worden ist. Durch diesen Föttinger-Transformator ist es möglich, Leistungen bis zu den höchsten Beträgen von einer Motorwelle (Dampfturbinenwelle) auf eine zweite, als Fortsetzung der Motorwelle zu denkende Welle (Propellerwelle) stoß- und geräuschlos zu übertragen, ohne daß ein zu großer Energieverlust zu beobachten ist. Das Prinzip der Übertragung beruht, wie wir einer Darlegung in den H. N. entnehmen, auf dem geschickten Ineinanderbau von Pumpen- und Wasserturbinenrädern in einem mit Wasser gefüllten Gehäuse. Die Pumpenräder werden dabei von der Dampfturbine getrieben, während die Wasserturbinenräder die Propellerwelle antreiben. Diese Kombination ist in den beiden Abteilungen ein und desselben Gehäuses einmal für Vorwärtsgang der Propellerwelle und einmal für den Rückwärtsgang derselben ausgeführt. Das Umsteuern geschieht in der Weise, daß das Wasser vermittels geeigneter Steuerschieber aus der Abteilung für Vorwärtsgang in diejenige für Rückwärtsgang geleitet wird. Wie die Versuche (s. unten) bewiesen haben, läßt sich die Umsteuerung durch diese Vorrichtung rascher als mit irgend einer andern bisher bekanntgewordenen Maschinerie erreichen. Von größtem Vorteil ist dabei der Umstand, daß beim Manövrieren die Dampfturbine immer in gleichem Sinne weiterläuft und ihre Drehzahl durch automatische Zentrifugalregler dauernd zwischen ganz bestimmten Grenzen gehalten wird.

Was nun die durchgeführten Versuche anbelangt, so handelt es sich darum, die Verwendbarkeit des in Rede stehenden Transformators für Schiffsantrieb mit größten Leistungen nachzuweisen. Der zur Übertragung einer Normalleistung von 7800 PS konstruierte, für den Antrieb eines großen Dampfers bestimmte und daher umsteuerbar ausgeführte Transformator wurde einem Versuch von vierzehntägiger Dauer in ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb unter hoher Belastung (bis zu 10000 PS) unterworfen. Die während dieser Zeit mit wissenschaftlicher Schärfe durchgeführten, sehr eingehenden Beobachtungen und Messungen ergaben eine außerordentliche ökonomische Ausnutzung des Apparates, nämlich einen Wirkungsgrad bis zu 90 Prozent. Ferner wurde durch Fachleute des In- und Auslandes festgestellt, daß der Transformator mit absoluter Ruhe, Vibrations- und Geräuschlosigkeit arbeitete und daß sich die für den Schiffsantrieb so außerordentlich wichtigen Umsteuerungsmanöver mit erstaunlicher Raschheit und Sicherheit vollziehen ließen.

Natürlich treten, wie bei allen Getrieben, auch im Föttinger-Transformator Energieverluste in die Erscheinung, doch fallen dieselben dem Gewinn gegenüber, welchen der hohe Wirkungsgrad der schnellaufenden Turbine und des langsam laufenden Propellers mit sich bringen, wenig ins Gewicht, so daß in den meisten Fällen durch den Einbau dieses Transformators eine beträchtliche Kohlenersparnis die Folge sein wird. Diese Ersparnis und die Umsteuerbarkeit der Anlage sind jedoch nicht die einzigen Vorteile, die der neue Transformator gewährt, da seine Verwendung zugleich auch eine bedeutende Raum- und Gewichtsersparnis gegenüber den Anlagen mit direktem Turbinenantrieb gewährleistet. Diese Ersparnis kann nach dem Urteil der Fachleute bis zu 50 Prozent

betragen, was für den Gewinn an Laderaum von großer Bedeutung ist.

Wie man sieht, bedeutet die Erfindung Föttingers einen gewaltigen Schritt vorwärts, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß nunmehr die Dampfturbine für die Handelsmarine eine ganz andere Bedeutung gewinnen wird. Wenn wir recht unterrichtet sind, wird die Hamburg-Amerika-Linie, deren im Bau begriffene Schiffe der Imperator-Klasse Turbinenanlagen erhalten, den neuen Transformator bereits zur Einführung bringen.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

37. ^aKI-ßanA
^sis 2 I^K.
UI^IN
^i?1S cisutLcllS I^IoslÄtLZClls'ift, ll6I-2U5ßSß6!DSN von
^«8 «lem lnl,»tt 6,««8 Nettez-
^ ^,ii'<!i^,,,,x'>.,>ns, ^,,,/,
lio^.liül V. >Vi</!< I»,„: , >
l<«»!,issl. U!»li<<!»!!!!n !!. !>. >V, !>!<!>< !!>
^^'OI^ ljl".!N»i<^: ^l.>,u.li„,,',i>, >,^^!^,,!>„'>
^^>>,^>l,,> ,,i,<^ .^u!!,^t,„n^ <!..x ü 17',
l'iol. Di, ^> !,!!<»< Vl llx'ilin^: DW Unl-
Ilülix I.lMll: /VI! ,,! v,,n ln^eüwi»8 1,,-d, N8-
^
l^l-«iL Pl-Q I-^yft 2 s^IK,. PI-O QuÄl'ta! (2 l^eft«) 6 lv1!<„ pw ^2^sß2liß (12 l^osle) 24 f^K.

Januar 191z.

Inhalt.

.,ck»r> » n> Ell»" «rschtwt «m t.!«»« N»n»«
p«,j pro Qnorr»! <3 ß«ft«> « Mol», Nnplh«l>« 2 M«r»,
NN« »u!hh«»t!»ng«>l un» P«il»n!lalt«n «hm«n i««liz«« V«l>lll»n»«n »n.
/^llemige lmel-llten-^nnatlme: Annoncen ^IpeöitionNullolsWo»»»
Lellin 5V. Lr«!,u. c»>n ». I^li,. 0re»l«n, vüzzelck>ri, ktHnl^ui» ». N., «»»ck»«,

EmeöeuOeMmMjHch
Begründet von Paul Anbau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertvierundvierzigster Band
37- Jahrgang : 191z : Januar - März
Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Christiania London Konstantinopel
« «. Flitz», I.Ibl»lll« lt«,«a«. ?«»» D>^»»ad »xchhdl«. !VMI»M» <l «»l^t«. li>t«!«lt, »uchhandl. 0tt»
««n.
Ml d<« P«»<»z«n !« Lchnxdn» u»b In D2n«m»il>: >«»»g Tl>». lllfin» M«chl»l»e», <k»>«nl>««»n.
»» »uchhOnU«llch« V«llwb fill «luhlon» »«« d« ««I«lllch»ft »». «. »,M. s«sbuchh»»dlun,«n w
V«<«««b»»« :
0»»UN!>I^ NN»>- l» ». n«»»!iI ?ro«l>«!lt 13, »»««»: echm!«»«blllckl l« ». L!c»<H«v^i «

Inhalt des 144. Bandes:
Januar / Februar / März 191z

>
Eine IdealbÃ¼ste Spinozas von Georg Wienbrack
Siehe dazu den Aufsatz von Konstantin Bnmner,

^DeMmatWch
.<l.'..-.,t^> ION D.nl Lint,t.,
vroftssor Dr. Ludwia Stein
Krnsi und Ven^'.Mtalt
-'der, A.-G, Breslau.
kondon
5c!>,z, ßc, > ,chh«ndl.
Kopf» .',>«n
sur die Piovinzen in Schweden und in Dänemark:
««»ig Ihr, Uisin» N»chf»lgei, «op«nhagen.
;?. Iabrgang. Band 144. Heft 460 Januar 1913

EmeKuOeMmalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalr
v. S. Schottlaender, A.-G, Breslau.
Leipzig Wien Berlin XV. io München Budapest
«, F.L!«wa<l>«, NMohl, V«lan,.Vuchhand!, V«i>h»Id Lu!!«!. Villl'Iche l>,», tzofbuchhmid!.
Stockholm Christiania London Kopenhagen
I. <k, Fr<tz«, Lidniis!« Nu^Hle. I»«b Dyb»ad Vuchhdlg, M!M»m« il Noigat«, «r«I«v K tzasselbolch
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
V«»ig llhi, Ursln» N»chfolg«i, Kopenhag«n,
;?. Iabrgang. Band 144. Heft 460 Januar 1913

Prof. Dr. Ernst Sieper:

Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.

In der Juni- und Iulinummer dieser Zeitschrift wurden die Stimmen führender Männer in Deutschland und England zur Frage der deutsch-englischen Verständigung veröffentlicht. Es handelte sich, soweit ich zu urteilen vermag, bei diesen Publikationen nicht sowohl darum, die Äußerungen namhafter Persönlichkeiten über eine aktuelle Frage zu geben; es galt vielmehr, die Schwierigkeiten zu erkennen, die auf beiden Seiten des Kanals nach der Ansicht derjenigen Leute, die in erster Linie zu urteilen berufen sind, einer Annäherung der beiden Länder entgegenstehen, und zu erwägen wie durch geeignete Maßnahmen diese Schwierigkeiten überwunden werden können. Denn soll das Problem der deutsch-englischen Verständigung mit Erfolg gelöst werden, so muß die Arbeit derjenigen Männer, die sich für diese Aufgabe einsetzen, zielbewußt und planmäßig geschehen.

Einem ähnlichen Zweck wie die Publikationen in „Nord und Süd" diente die Verständigungskonferenz, die vom 30. Oktober bis 1. November in London getagt hat. Die Konferenz sollte, wie sich eine angesehene Persönlichkeit ausdrückte, gewissermaßen das Gefechtsfeld klar machen. Sie sollte der Lösung der Frage dienen, welche Vorstellungen und Tatsachen in den letzten Jahrzehnten die öffentliche Meinung in Deutschland und England beeinflußt und damit bestimmend auf die Beziehungen der beiden Länder gewirkt haben. Durch eine offene Aussprache über jene Umstände, die nachweislich während der letzten Zeit ein Element der Beunruhigung in den Beziehungen der beiden Länder gebildet haben, sollte Klarheit geschaffen und festgestellt werden, wo die Schwierigkeiten liegen und wie sie zu beheben sind. Sodann aber hatte sich die Konferenz die Aufgabe gestellt zu untersuchen, durch welche Mittel und Wege eine bessere gegenseitige Kenntnis der beiden Länder zu erlangen sei und wie durch eine solche Erweiterung der Kenntnisse des einen Landes über das andere zukünftigen Mißverständnissen vorgebeugt werden könne. Durch diese Erörterung hoffte man auch den Beweis zu liefern, daß beide Länder aufeinander angewiesen und geradezu prädestiniert erscheinen, an der Lösung großer Kulturanfgaben gemeinsam zu ar-

beiten. Nur eine kurze Vorbemerkung sei uns gestattet, ehe wir uns der eigentlichen Darstellung der Verhandlungen zuwenden.

Nicht ohne Schwierigkeiten, Bedenken und Zweifel nahmen die Vorbereitungen für die Konferenz ihren Fortgang. In Deutschland offenbarte sich die bekannte Lauheit, Schwachmütigkeit und Gleichgültigkeit, der man immer dann begegnet, wenn es sich nicht um offiziell abgestempelte und in bekannten Geleisen sich bewegende Unternehmungen handelt. Es zeigte sich, wie wenig Männer sich finden lassen, die lediglich aus Begeisterung für eine große und gute Sache etwas unternehmen, ehe sie noch wissen, wie der Erfolg sein wird. Die Konferenz in London hätte noch eindrucksvoller und erfolgreicher sein können, wenn manche führenden Leute ihre Bedenken überwunden und sich zu energischer Mitarbeit an dem auch von ihnen erkannten guten Werke hatten gewinnen lassen. Erfreulich war immerhin, wie auch die beiderseitigen Regierungen dem Konferenzgedanken sympathisch gegenüberstanden und durch ihr Verhalten den Beweis lieferten, daß auch sie von dem Gefühl durchdrungen waren, daß eine nüchterne, sachverständige Diskussion aller der Fragen, die für die deutsch-englischen Beziehungen verhängnisvoll sind, nur Gutes wirken könne. Unter diesen Umständen wurde es erreicht, daß auch die Zahl und das Ansehen der deutschen Delegierten, sowie ihre Vizepräsidenten und Präsidenten den Vergleich mit den Männern, die von England aus zu den Konferenzberatnngen delegiert waren, nicht zn scheuen brauchten.

Der nachfolgende Bericht über die Resultate und Feststellungen der Londoner Konferenzen hält sich nicht streng an die Abwicklung des Programms. Er soll in freier, zusammenhängender Darstellung kritisch zu den einzelnen Verhandlungsgegenständen Stellung nehmen.

Der wirtschaftliche Wettbewerb.

Seit etwa anderthalb Jahrzehnten hat sich in England nicht weniger als in Deutschland die Meinung zu einem Dogma verdichtet, daß der enorme wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands den Niedergang Englands nach sich ziehen müsse, daß England auf den verschiedensten Gebieten der wirtschaftlichen Produktion von Deutschland immer mehr überflügelt und von seinen Absatzgebieten weggedrängt würde. Dieses Dogma ist nicht bloß von Chauvinisten und Fanatikern, selbst von Vertretern der Nationalökonomie gepredigt worden. Und uns, die wir uns um die Verständigung zwischen beiden Nationen bemühen, ist es eine tägliche Erfahrung, daß man uns sagt: Freilich ist es von allergrößtem Interesse, daß die beiden größten Kulturvölker germanischer Rasse zu einem Einverständnis kommen. Aber Ihre Bemühungen um die Verständigung werden solange erfolglos sein, als dieser wirtschaftliche Wettstreit zwischen den beiden Nationen anhält. Die wachsende Rivalität Deutschlands wird England immer gefährlicher; es wird im Interesse seiner Selbsterhaltung sich dieser Konkurrenz ent-

ledigen müssen, und deshalb ist ein dauernd gutes Einvernehmen zwischen beiden Nationen unmöglich.

Einsichtsvolle Leute wußten längst, daß solche Argumente eine kritische Prüfung nicht vertragen: Der enorme wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen hatte, war darin begründet, daß Deutschland in jener Zeit den Übergang vom Ackerbau zum Industriestaat durchmachte. Er beruhte in der Entfaltung vieler bis dahin latenter Kräfte. Auch England hat bei seinem Übergang zum Industriestaat ähnliche Zahlen aufzuweisen. Eine solch rapide Aufwärtsbewegung hält nicht an, allmählich wird ein gewisser Sättigungspunkt erreicht. Auch bedeutet die Prosperität des einen Landes durchaus keine Schädigung des andern. Die un» geheuere wirtschaftliche Entfaltung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten hat nicht zu verhindern vermocht, daß England in den beiden letzten Jahren Handelsbilanzen hatte, die auch die Erwartung des kühnsten Optimisten übertrafen. Kurzum, die Welt ist groß genug für beide Länder und läßt die Möglichkeit offen, daß beide zugleich prosperieren. Die Aufgabe, in eine kritisch vergleichende Prüfung der wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Länder einzutreten, sollte zunächst von Professor Schmvller übernommen werden. Leider war er durch Krankheit verhindert und es trat an seine Stelle der von ihm als bester Ersatz bezeichnete Vorsitzende des Professorenkollegiums der wissenschaftlichen Institute in Hamburg, Dr. Rathgen.

Dr. Rathgen betonte eingangs seines Referates mit Recht, daß es notwendig sei, um die Frage der deutsch-englischen Konferenz richtig zu verstehen, von Tatsachen auszugehen, die allgemein zugänglich, doch nicht genügend bekannt sind.

Die gewerbliche Entwicklung Deutschlands, durch die politischen Zustände gehemmt, mnßte, sobald sich diese änderten, notwendig derselben Richtung folgen, welche die westeuropäischen Staaten, vor allem England, eingeschlagen hatten. Zur Entwicklung einer erportierenden Großindustrie drängte die Zunahme der Bevölkerung, die allein von 1890 bis 1911 16 Millionen Köpfe betrug, während die Bevölkerung Großbritanniens nicht um mehr als 8, die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Reiches nicht um viel mehr als 12 Millionen Köpfe zunahm. Man muß sich in England vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung Deutschlands um 5,6 Millionen Köpfe größer ist als die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Weltreichs. Diese deutsche Volkszunahme zwingt zu der industriell en Entwicklung und ist gleichzeitig ein Hauptfaktor bei der wachsenden gewerblichen Leistungsfähigkeit.

Die Mißstimmung über die deutsche Konkurrenz wurde in englischen Zeitungen zuerst in den achtziger Jahren merklich, als tatsächlich der deutsche Außenhandel gar keine Fortschritte machte und sich in der gleichen Stagnation befand wie der Englands und aller anderen Handelsstaaten seit 1874. In solchen Zeiten

der Depression sucht die öffentliche Meinung nach Schuldigen. In England wurde die deutsche Konkurrenz zum Sündenbock. Die Verstimmung wurde verstärkt durch die an sich ganz berechtigte Agitation der englischen Patrioten, welche England aufzurütteln suchten durch den Hinweis auf deutsche Handelsmethoden, technische Erziehung usw. Die dauernden Hinweise auf Deutschlands Fortschritte haben aber nicht bloß dessen Unbeliebtheit gesteigert, sondern auch falsche Vorstellungen über die Art dieses Fortschrittes hervorgerufen. Tatsächlich stand die deutsche Ausfuhr bis zur Mitte der neunziger Jahre still, wo die ungeheure Zunahme der Handelsumsätze in der ganzen Welt begann. Dieses große Aufsteigen der Ausfuhr begann in Deutschland um 1895, früher als in England, sodaß zunächst der Vorsprung der englischen Ausfuhrwerte sich verminderte. Seit etwa 1899 aber ist die Zunahme der englischen und der deutschen Ausfuhrwerte ungefähr gleich groß, beträgt von 1900 bis 1911 für Deutschland etwa 170 Millionen Pfund Sterling, für England etwa 165 Millionen, während auf den Kopf der Bevölkerung berechnet die Zunahme der Ausfuhr in England etwas größer ist als in Deutschland. Der Zuwachs der Ausfuhr ist aber in ganz verschiedenen Richtungen vor sich gegangen. In Europa sind die Fortschritte Deutschlands größer gewesen, über See die Englands, worin sich die Gunst der Lage Deutschlands inmitten Europas, die Gunst der Lage Englands zum Seeverkehr ausdrückt, Vorzüge, die kein Krieg ändern kann.

Die wachsende Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Struktur England« und Deutschlands bedeutet zwar Konkurrenz, aber gleichzeitig auch Gemeinschaft der Interessen, so vor allem in der wirtschaftlichen Erschließung überseeischer Gebiete. Wie es zuerst England gewesen ist, das in seinen Kolonien fremde Waren und Kaufleute zuließ und den nahen und fernen Osten dem Handel erschlossen hat, so hat Deutschland, seit es sich überseeisch betätigen konnte, in derselben Richtung gewirkt, im fernen Osten wie in Afrika, und ist von der Kongo-Konferenz bis zum Marokkovertrag für die gleiche wirtschaftliche Konkurrenz aller Völker eingetreten.

Die Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen zeigt sich vor allem darin, daß England und Deutschland gegenseitig ihre besten Kunden sind. Im Gegensatz zu der Anschauung, daß die Grundlage des internationalen Handels der Austausch von Rohprodukten gegen Fabrikate ist, hat der Handel zwischen England und Deutschland immer stärker zugenommen, je mehr beide Länder sich wirtschaftlich ähnlich geworden sind. Die Ausfuhr Englands nach Deutschland ist größer als nach irgend einem anderen Lande und wird nur von der Ausfuhr nach einer britischen Besitzung übertroffen, der nach Indien. Die

Ausfuhr nach Deutschland ist größer als die nach Frankreich
und nach Rußland zusammengenommen. Von der ungeheuren Zu-
nahme der englischen Ausfuhr 1904 bis 1911 nahm Deutschland allein ein
Zehntel auf, doppelt so viel wie Frankreich oder die Vereinigten Staaten. Der
Anstoß zu der ganzen großen Zunahme des Außenhandels seit den neunziger
Jahren ist von Deutschland ausgegangen. Noch bemerkenswerter ist die Zu-
nahme der Einfuhr Deutschlands aus den britischen Besitzungen, für die es eines
der wichtigsten Absatzgebiete ist, während die deutsche Ausfuhr dahin nur lang-
sam wächst. Während im Verkehr mit dem Vereinigten Königreich die deutsche
Ausfuhr größer ist als die Einfuhr, ist es im Verkehr mit dem ganzen britischen
Reich umgekehrt, ein wichtiger Gesichtspunkt für die, die in England die Inter-
essen des „Empire" vor allem betonen!
Es ist frivol, leichthin von einem Krieg zu sprechen, der die wirtschaftlichen
Interessen beider großen Absatzgebiete schädigen würde. Unter modernen Lebens-
und Wirtschaftsverhältnissen können aber die wirtschaftlichen Produktivkräfte
eines Kulturvolkes überhaupt durch einen Krieg nur vorübergehend zurückgehalten
werden. Das zeigt das Beispiel Frankreichs nach 1870. Kein Krieg
kann die zwingenden natürlichen Gründe für die wirt-
schaftliche K o n kurrenz : die Zunahme der Bevölkerung
und die Eigenart der geographischen Lage, zerstören.
Es ist denkbar, daß die internationale wirtschaftliche Konkur-
renz auf demselben Weg gemildert werden wird, auf dem sie im Innern der
Staaten sich abschwächt, durch Preisvereinbarungen, Kartelle u. dgl. Aber
sie ist an sich die Folge notwendiger und natürlicher Ur-
sachen, und das müssen die Völker einsehen und sich damit abfinden.
Diese nach mancher Richtung hin verblüffenden Feststellungen der deutschen
Wissenschaft erhielten bei den Verhandlungen in London eine wirksame Ergän-
zung durch die Erfahrungen eines Mannes, der durch seine Stellung besonders be-
rufen ist, die Entwicklung und Organisation des internationalen Handels ge-
nauer zu verfolgen. Sir Charles W. Macara entwickelte in einem kurzen Referat
über internationale Industrie und internationalen Handel die Gedanken und Be-
obachtungen, die er als Präsident des Internationalen Verbandes der Baumwoll-
und Seidenwebervereinigung und als Präsident des Vereins englischer Baumwoll-
spinner während einer langen Reihe von Jahren hat sammeln können. Es war
lehrreich zu sehen, wie seine Betrachtungen der internationalen Handelsbe-
ziehungen vom Standpunkt der praktischen Erfahrung aus genau zu denselben
Resultaten führten, wie die rein akademischen Erörterungen und Feststellungen des
deutschen Gelehrten.
Macara betonte zunächst, wie viel erziehliche Arbeit sowohl von dem inter-
nationalen Verband der Baumwollspinner- und Webervereinigungen, der im

Jahre 1904 in Zürich begründet wurde, als auch von dem internationalen land-
wirtschaftlichen Institut in Rom, an dessen Gründung nicht weniger als 49
Staaten beteiligt sind, geleistet worden ist. Die zahlreichen wertvollen Auf-
schlüsse, die von beiden Institutionen verbreitet wurden, beweisen deutlich die
völlige gegenseitige Abhängigkeit der Nationen. Wenn diese gegenseitige Ab-
hängigkeit der Nationen erst völlig erkannt sein wird, braucht man, wie Sir Ed-
ward Grey in einer Ansprache an das internationale Baumwoll-Komitee aus-
führte, eine Störung des Weltfriedens nicht mehr zu fürchten. „Wenn", so sagt«
Macara wörtlich, „die Industriezweige, welche die wesentlichen Bedürfnisse des
Menschengeschlechtes befriedigen, mit dem weitausschauenden Blick geleitet wer-
den sollen, der für ihren Erfolg wesentlich ist, so braucht zwischen den Nationen
keine größere Rivalität zu bestehen, als sie zwischen einzelnen Personen vorhanden
ist. Individueller und nationaler Wettbewerb hat von jeher bestanden und bei
beiden hat derjenige den besten Erfolg, welcher über die größten Hilfsmittel und
die größte Energie verfügt."
Die Arbeiten der beiden internationalen Organisationen, denen Macara
nahesteht, haben in der Tat deutlich bewiesen, daß die Vertreter der zahlreichen
Nationen der Welt sich zu freundschaftlichen Versammlungen zusammenfinden
und Probleme erörtern können, welche das Wohlergehen Aller betreffen und nur
durch gemeinsames Zusammenarbeiten lösbar sind. Sie haben auch ergeben, daß
trotz der großen Rüstungen und der leidenschaftlichsten Presseerörterungen die
Solidarität der Interessen der Kulturvölker, namentlich auch Deutschlands und
Englands, im Wachsen begriffen ist und daß die erwerbenden und produzierenden
Klassen, von dieser Erkenntnis durchdrungen, bereit sind, die Verständigung
zwischen den Völkern fördern zu helfen.
Der Handel zwischen Deutschland und England, welcher in runden Ziffern
einen Wert von jährlich 120 000 000 ^ aufweist, hat sich durch Jahre gegenseiti-
gen Vertrauens hindurch alljährlich zu der heutigen Höhe entwickelt. In finan-
zieller Hinsicht sind die beiden Länder ebenfalls eng miteinander verbunden. Aber
diese beiden Werte, so kolossal sie sind, würden durch die ungeheuren Schäden bei
weitem übertroffen werden, wenn irgendein Mißverständnis zu einem Kriege
führen sollte. In der Tat muß es jedem, der die Eristenzgrundlagen der beiden
Länder kennt, ohne weiteres einleuchten, daß es ihnen unmöglich wäre, aus einem
Kampf ohne unwiedereinbringliche Verluste für beide Teile hervorzugehen. „Im
allgemeinen", so führte Macara aus, „fürchte ich, daß Staatsmänner und Diplo-
maten wenig Gelegenheit haben, die schweren Folgen zu ermessen, welche ein
Krieg auf die ständig wachsenden Verschlingungen der Industrie und des Handels
haben müßte, und das hieraus entstehende ungeheuere Chaos zu beurteilen. Es
wäre gut, wenn zwischen ihnen und den führenden Männern von Industrie und
Handel ein regerer Verkehr stattfinden würde, sodaß sie auf diesem Wege die
großen, hier auf dem Spiele stehenden Interessen besser erkennen würden. Dies

würde sicher zu einer größern Sorgfalt bei der Erörterung entstehender Schwierigkeiten beitragen."

Macara ist durch die zahlreichen Konferenzen, die innerhalb der von ihm vertretenen Verbände in den letzten 20 Jahren stattgefunden haben und zum großen Teil auf die Beseitigung von industriellen Streitigkeiten und Kämpfen hingewirkt haben, zu der Überzeugung gelangt, daß die sorgsame Anwendung eines ähnlichen Verfahrens bei internationalen Streitigkeiten allgemein zu deren Schlichtung und zur Vermeidung des Krieges führen müßten. Macara ist durchaus kein Pacifist. Als eifriger Befürworter einer starken Organisation von Kapital und Arbeit befürwortet er auch eine machtvolle Verständigungsstellung der Nationen. Gleichzeitig aber ist er von dem Glauben durchdrungen, daß mit dem Fortschreiten der Wissenschaft, der Ausbreitung der Zivilisation und den gemeinsamen internationalen Bestrebungen zur Förderung der Weltarbeit sich reichliche Beschäftigung für alle Nationen bietet und auf diese Weise der internationale Argwohn beseitigt und der Weltfrieden gesichert wird.

Die beiden Hauptreferenten über die Frage der wirtschaftlichen Konkurrenz zwischen Deutschland und England beschränkten sich im wesentlichen darauf, darzulegen, wie dieser Konkurrenzkampf auf natürlichen Ursachen beruht, also durch Gewaltmittel und eventl. Kriege nicht zu beheben ist; wie dieser Kampf ferner in keiner Weise schädigend auf die wirtschaftliche Entwicklung des einen oder anderen Landes einwirkt. Ein Gesichtspunkt blieb dabei unerörtert, der aber bereits vielfach von weitausschauenden Persönlichkeiten betont worden ist: daß nämlich die Rivalität Deutschlands belebend und fördernd auf das wirtschaftliche Leben Englands eingewirkt hat. Alles, was konkurrenzlos sich entwickelt, wird auf die Dauer nicht lebensfähig sein und muß verderben. Die ungeheure Vormachtstellung, die England jahrhundertelang besessen hat, drohte dem Lande gefährlich zu werden. Ein gewisser Widerwillen gegen die Organisierung der Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage hat in England immer geherrscht. Er brachte das Land gegenüber Deutschland, das auf allen Gebieten planmäßig vorgeht und wissenschaftlich organisiert, in den Rückstand. Dieser Rückstand beginnt fühlbar zu werden und hat führende Männer immer wieder veranlaßt, die Abkehr von den alten verbrauchten Methoden zu fordern. Gleichzeitig erkannte man auch die vollständige Rückständigkeit der englischen Erziehung auf dem Gebiete der Technik und Industrie. Daß hier ein neuer vorwärtsdrängender Geist sich regt, ist im wesentlichen das Verdienst der deutschen Konkurrenz. Es ist keine Frage, daß auf die Dauer auch England von seinem unpraktischen Münz-, Maß- und Gewichtssystem wird abweichen müssen, um sich das metrische System der kontinentalen Völker zu eigen zu machen. So wird die deutsche Konkurrenz, weit davon entfernt, das Inselland zu ruinieren, im Gegenteil verjüngend und

fördernd wirken. Das Ziel eines Landes kann unmöglich darin bestehen, Monopolstellungen zu bewahren, es wird vielmehr darauf hinarbeiten, daß die Kräfte, die sein Volk groß und stark gemacht haben, frisch und lebensfähig erhalten bleiben. Was England von dem gewaltig aufstrebenden Deutschland gelernt hat, ist nicht gering anzuschlagen. Im vergangenen Jahre sagte mir der Chef des englischen Marinebildungswesens, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Technik: „Die englischen Ingenieure würden in den letzten Jahren kaum solche Leistungen vollbracht haben, wenn sie nicht durch deutsche Konkurrenz und deutsches Beispiel angespornt und beeinflußt worden wären."

Es ist das Verdienst des Sir William Mather, auf der Londoner Konferenz wenigstens einige dieser Tatsachen angedeutet zu haben.

Geh. Reg-Rat v. Witzleben:

Der Balkankrieg im Lichte der Sozialpolitik.

Im heißen Wettkampf der Nationen um die politische und wirtschaftliche Macht auf dem Erdball wird demjenigen Volke der Sieg einst zufallen, das sich dem andern in Kraft, Selbstzucht und Intelligenz am überlegensten erweist. Daß die Sozialpolitik nicht der einzige Quell dieser Mannstugenden ist, die zu einer erfolgreichen Kriegführung unerläßlich sind, zeigt das siegreiche Vorgehen der vier Balkankönigreiche im Kampf gegen ihr großes osmanisches Nachbarreich. Denn mit einer der sozialen Gesetzgebung unserer großen Kulturstaaten ebenbürtigen modernen Sozialpolitik sind diese Länder bisher, wenn überhaupt, so doch erst in allerneuester Zeit auf den Plan getreten. Trotzdem hat die körperlich« Tüchtigkeit und Spannkraft ihrer Bevölkerung jetzt die Bewunderung der ganzen Welt erregt.

Verfehlt würde es indessen sein, aus diesem Mißverhältnis zwischen Sozialreform und Wehrhaftigkeit in den Balkanstaaten Schlüsse auf die Entbehrlichkeit der Arbeiterversicherung in Deutschland herzuleiten. Denn in den Valkankönigreichen ist ein industrielles Proletariat, dessen plötzliches Emporschießen bei uns vor drei Jahrzehnten den Anstoß zur Einleitung großzügiger sozialer Reformen gab, so gut wie unbekannt. Dank der ausgebreiteten Landwirtschaft, die sich von den beiden Ufern der Donau weithin erstreckt, hat das moderne Fabriksystem, unter dessen Herrschaft große Arbeitermassen in den industriellen Verkehrszentren unter ungünstigen Lebensbedingungen zusammengepfercht sind, auf dem Balkan noch keinen Eingang gewinnen können. Eine systematisch durchgeführte Sozialpolitik, wie sie die moderne Wirtschaftsordnung

bedingt, haben die Balkanländer deshalb bisher noch nicht nötig gehabt. Aber nach der Befreiung dieser Länder vom türkischen Joch wird mit ihrer politischen Erstarkung zweifellos auch ihre wirtschaftliche Stoßkraft gewinnen müssen. Dem bisher ausschlaggebenden Erwerbsstand der Landwirtschaft wird sehr bald auch eine kraftvoll aufstrebende Industrie als machtgebietender Faktor zur Seite treten, eine ähnliche Entwicklung, wie sie auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach den Freiheitskämpfen gegen Ende des 18. Jahrhunderts beobachtet worden ist. Im Zeichen des industriellen Fortschritts werden sich dann die Balkanstaaten auch der Einführung neuzeitlicher sozialer Reformen nicht länger entziehen können.

Ansätze einer sozialpolitischen Gesetzgebung nach dem Muster moderner Industriestaaten sind freilich auch in den Balkanländern, abgesehen von Montenegro, das bei seinen leicht übersehbaren wirtschaftlichen Verhältnissen den Charakter des patriarchalischen Staates auch auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge noch fast vollständig bewahrt hat, bereits bemerkbar. In Bulgarien werden nach dem Gesetz vom 7. März 1906 allen Staatsbürgern bei unverschuldeter Invalidität Pensionen in Höhe von einem Drittel bis drei Vierteln des Jahreslohns gewährt, während Witwen und Waisen ein Viertel bis zur Hälfte dieser Pensionsbeträge als dauernde Renten beziehend Bei Erkrankungen wird den Versicherten freie ärztliche Behandlung und eine Geldunterstützung auf die Dauer von höchstens drei Monaten dargeboten. Noch weitgehender, als in Bulgarien, ist die Arbeiterversicherung durch das Gesetz vom 12. Juli 1910 in Serbien mit seinen 2,9 Millionen Einwohnern durchgeführt: dort sind im Handel und Gewerbe rund 56 000 Lohnarbeiter gegen Krankheit, Betriebsunfälle, Invalidität, Alter und Tod nach deutschem Vorbild versichert. Wie bei uns wird ihnen bei Krankheit und Unfällen freie Kur und Anstaltspflege und eine nach dem Grade der Arbeitsunfähigkeit abgestufte Geldunterstützung sowie gegebenenfalls ein Beerdigungsbeitrag gewährt. Versicherte Arbeiterinnen erhalten auf Grund der Krankenversicherung eine Schwangerschaftsunterstützung für 12 Wochen, während den Hinterbliebenen der infolge Unfalls Verstorbenen Hinterbliebenenrenten zugesichert sind. Auch den gegen Invalidität, Alter und Tod Versicherten und ihren Hinterbliebenen steht bei Eintritt des Versicherungöfalles ein Anspruch auf Rente und auf einen Beerdigungsbeitrag zu. Fast ebenso wie bei uns ist dort auch die Aufbringung der Geldmittel für diese Aufwendungen geordnet. Auf allgemein sozialpolitischem Gebiete ist neuerdings Griechenland besonders vorbildlich vorangegangen. Nachdem schon in den letzten Jahren die Sonn- und Feiertagsruhe gesetzlich geregelt worden war, ist durch zwei Gesetze vom 12. Januar und 6. Februar 1912 die Arbeit von Frauen und Minderjährigen geschützt und die Zahlung der Löhne der Arbeiter, Angestellten und Dienstboten nen geordnet. Auch für die Gesundheit und Sicherheit der Arbeiter in den Fabrikbetrieben ist im Wege des Gesetzes Vorsorge getroffen. Zur Überwachung der Arbeiterschutzmaß-

nahmen, zur Vermittelnna, bei Streitfällen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sowie zur Vorbereitung weiterer sozialer Reformen ist ein staatliches Arbeitsamt im Ministerium für nationale Wirtschaft errichtet worden, dem ein aus Vertretern des Parlaments und des Erwerbslebens zusammengesetzter Beirat zur Abgabe von Gutachten über sozialpolitische Fragen zur Seite gestellt ist.

Vergegenwärtigt man sich, wie die Balkanvölker im Zeichen dieser immerhin nicht unbedeutenden sozialpolitischen Einrichtungen als heldenhafte Sieger im Kampfe mit den Türken hervorgegangen sind, die ihrerseits noch nicht einmal den ersten Grund zu einer neuzeitlichen sozialen Fürsorge zu schaffen gesucht haben, so wird man der Sozialpolitik einen ungünstigen Einfluß auf die Mannhaftigkeit und Kraft der Nation nicht beimessen können. Mag auch unsre moderne soziale Gesetzgebung in ihrer praktischen Durchführung mit Mängeln behaftet sein, so kann doch von einer Verweichlichung und Entsittlichung des deutschen Volkes durch sie, wie gerade jetzt unter Hinweis auf den reckenhaften Sieg der Balkanvölker zuweilen mit besonderer Dreistigkeit behauptet wird, keine Rede sein. Erst ein künftiger Feldzug wird erweisen, wie dank unserer sozialen Gesetzgebung auch unter der Herrschaft der modernen Industrie das Volk in Waffen, von genialen Feldherren geführt, hinter seinen Vätern an Mut, Kraft und Tapferkeit nicht zurücksteht, ihnen aber dank der gesteigerten Volksbildung an Führertalent, Entschlußfähigkeit und Selbständigkeit des Handelns überlegen ist. —

Konigl. Hauptmann a. D. W. Stavenhagen:

Salonikis Bedeutung.

Der Balkankrieg, der Sa l o n i ki, die heutige Hauptstadt des 35 000 yKn> großen türkischen Vilajets Selanik (mit 1,13 Millionen Einwohnern), durch Eroberung in die Gewalt der Griechen und Bulgaren brachte, hat in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese politisch, strategisch und weltwirtschaftlich so ungemein wichtige Stadt gelenkt, deren endgiltiges Geschick der balderwartete Friedensschluß zwischen der Türkei und den vier Balkanmächten bestimmen soll.

Ihre Lage im östlichen reichgegliederten Küstenlande der Balkanhalbinsel, der orographisch wie ethnographisch so mannigfaltigen und wichtigen Vermittlerin zwischen Europa und Asien, und zwar an der eigentlichen Wurzel der dreilappigen, tektonisch stark zerrissenen und gebirgigen Chalkis, im Hintergrunde eines offenen und freien, durch keine Meerengen wie die von Konstantinopel abgeschlossenen weiten Golfs der Aegäis und seitwärts des gefährlichen Vardardeltas, istsehr bedeutsam. Das alte Kulturgebiet des Mittelmeeres, jener selbst-

ständigen geographischen Einheit, die im gesamten Altertum und Mittelalter den ersten Rang auf der Erdoberfläche einnahm, namentlich auch als Hauptumschlagsgebiet des Welthandels und Schauplatz der höchstentwickelten Gewerbe, verlieh dem uralten Thermae und späteren Thessaloniki besonders im byzantinisch-christlichen Zeitalter eine hervorragende Wichtigkeit. Der Sitz der von Paulus begründeten ersten europäischen Christengemeinde und die Wirkungsstätte des heiligen Demetrios war die bedeutendste christliche, einst rein griechische Stadt des Orients, bis ungünstige politische Verhältnisse, namentlich seit 1430 die türkische Herrschaft, die zur Vernachlässigung der Handelswege nach Selanik und zum Wettbewerb neu entstandener kleinerer Binnenhandelsstädte und größerer Orte wie Seres an der Via Egnatia und der Straße nach Konstantinopel führte, den allmählichen Verfall des nunmehr hauptsächlich von Türken und Juden bewohnten Mittelmeerplatzes zur Folge hatten. Vor allem aber trug hierzu bei die Einbuße, die im 16. Jahrhundert nach Entdeckung Amerikas und der Seeweg« nach Indien und Ostasien der Handels- und Verkehrswert des ganzen Mittelländischen Meeres durch die Entwicklung neuer Kulturmittelpunkte in Mittel- und vor allem Westeuropa und in Nordamerika erfuhr. Das Mittelmeer war nun nicht mehr das in der Mitte der bewohnten Erde liegende Weltmeer und der Inbegriff aller geographischen Gesamtvorstellung, sondern gab seine Herrschaft nach Auffindung der transozeanischen Wasserstraßen ab, und die einst blühenden Handelsstaaten an seinen Küsten gingen unaufhaltsam dem Verfall entgegen. Erst als dem Weltverkehr wieder neue Wege gewiesen wurden und 1869 durch die Eröffnung der heute wichtigsten Welthandelsstraße, des Suezkanals, eine neue Periode mediterranen Handels anbrach, indem die alten Verkehrsstraßen des romanischen interkontinentalen Mittelmeers zu Durchgangslinien nach dem fernen Osten neu belebt und umgewandelt wurden, begann, zumal nach der Erbauung der Morava-Vardarbahn, ein rascher und lebhafter Aufschwung dieses mittelländischen Hafenplatzes, den auch die Begründung des mächtigen Deutschen Reiches begünstigte. Es wurde ein natürlicher Verknüpfungspunkt von Land- und Seeweg für den Weltverkehr.

In einem der vier fruchtbaren Becken des südlichen oder eigentlichen Makedoniens, der quer zur Küste landwärts tief eingreifenden reichbewässerten, wenn auch fieberreichen Kampania-Ebene (1715 <iKin), da, wo sie sich weit aufgeschlossen nach dem Meere öffnet, gelegen, und am Anschluß von vor allem dem Welthandel dienenden Großschiffahrtswegen an die Endpunkte bedeutender Landverkehrs- und Operationslinien, dankt dieses von Konstantinopel ganz unabhängige türkische Handels- und Kulturzentrum solcher geographischen und besonders Meereslage seine hentige weltpolitische Bedeutung. Denn es ist nicht nur der nach der Landeshauptstadt erste Hafenplatz des heutigen Osmanischen Reiches, dem an Wich-

1',

tigkeit nur noch Smyrna, der Ausfuhrort des Produktenreichen Kleinasiens am
tief eingreifenden geschützten Golf verglichen werden kann, und der ein Sammel-
becken aller wirtschaftlichen Interessen der Balkanhalbinsel geworden ist, sondern
es hat Aussicht, bei günstigen politischen und kulturellen Verhältnissen einer
der ersten Hafenplätze des ganzen Mittelmeeres, eine Art Triest, Marseille
oder Hamburg zu werden, also den Weltdurchgangsverkehr ;u
fördern. Vor allem dient es dem europäischen Festlande, besonders den nord- und
mitteleuropäischen Mächten, in erster Linie Deutschland und Österreich-
Ungarn, als wichtige Etappe auf dem natürlichen und kürzesten Wege nach
Kleinasien und durch den Suezkanal nach dem fernen Osten. In dieser Hinsicht
hat es eine höhere Bedeutung, als selbst Konstantinopel, die Stadt der europäisch-
asiatischen Meerengen, der Vorhafen des pontischen Wirtschaftsgebiets, aber am
äußersten östlichen Rande der Balkanhalbinsel, und Port Said und dem Suez-
kanal sowie den Häfen des mittleren und westlichen Mittelmeeres wie des Atlantik
ferner liegend, als Saloniki, das bei verbesserten Verkehrseinrichtungen diesen
einstigen Brennpunkt des Welthandels zweier Kontinente bald überflügelt haben
wird. Nun gar, wenn die Türkei jetzt erhebliche Landverluste erleidet, was
zweifellos ist. Besonders für Dsterreich-Ungarn, dessen Interessen Donau
abwärts in das Chaos der Balkanvölker und in die europäisch-türkische Sphäre
reichen, und das eines zweiten Zuganges zum Meere im östlichen Mittelmeer-
becken bedarf, ist der freie Handelsweg nach Saloniki eine Lebens-
frage. Aber auch für griechische, serbische, bulgarische und italienische Be-
dürfnisse, überhaupt für den g e s a m te n W e l tv erk eh r hat dieser Platz eine
immer steigende Bedeutung, die die des Altertums überragen wird.*)
Er liegt an einem tektonischen Ingressions- und Abrasions-
golf, mit dem an Tiefe, Geräumigkeit und Sicherheit sowie Freiheit und Man-

*) Die alte griechische Kolonie beim Dorfe Sedes, die dem Golf den Namen des Ther-
mnischen gab, war häufig das Ziel der Eroberungen. Einst die von der östlichen Fortsetzung
der Via Appia, der von Dyrrhachium ausgehenden berühmten Via Egnatia am Nordostlande
berührte mächtige Hauptstadt des römischen Makedoniens und Handelsnachfolgerin von Potidäa
und Olynth, erreicbte sie zur ersten christlichen Zeit etwa 220 000 Einwohner und hielt sowohl
slavischen (bulgarischen) Belagerungen im 6,-8. Jahrhundert, wie nach Plünderung durch die
Sarazenen 904 und vorübergehender Besitznahme durch die Normannen unter Tanlred 1185
den vielseitigen Befehdungen des mächtigen Serbenzaren Stephan Dußan (1336—1356) stand.
Als 1204 nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner das byzantinische Reich zer-
fiel, war das Fürstentum Thessalonich vorübergehend unter den Häusern Montferrat und
Komnenos das bedeutendste Reich auf griechischem Boden. Nach nur kurzer Herrschaft
der Venezianer 1422 eroberten es die 'Türken 1430 zur Zeit Murads II. und dürften es jetzt,
wenn nicht an Griechenland, so an ein autonomes Makedonien verlieren, das unter dem
Schutz der Ballansiaaten steht, nachdem am 26. X. 1912 Tachir Pascha kapituliert hat. —
Eine Teilung Makedoniens würde den Weit Salonikis erheblich beeinträchtigen. In diesem
Falle wäre die Ausgestaltung als internationaler Freihafen allen anderen Lösungen vorzuziehen.

nigfaltigkeit der Verbindungen nach allen Seeverkehrsrichtungen keine einzige Bucht oder Hafen auf der ganzen Balkanhalbinsel (auch nicht entfernt das Goldene Horn) verglichen werden kann, und der in Verbindung mit dem von Orfani die sich hier durch eingreifende Buchten auszeichnende südosteuropäische Halbinsel am stärksten gliedert. Sie liegen dem Golf von Medua an der Westküste in nur 310 Km Abstand (gegen 1183 Km größter Breite der Halbinsel zwischen Fiume und der Donaumündung) gegenüber, wenn auch nicht auf gleicher geographischer Breite, und scheiden so den nördlichen massiven trapezförmigen Teil von dem schmalen und gegliederteren, daher leichter zugänglichen südlichen, der als sekundäre Halbinsel zu betrachtenden griechischen. Der Morawamündung nähert sich der in nordsüdlicher Ausdehnung (bis zur Meerenge zwischen Vardardelta und Kap Veliki Kara Burnu oder Kalamäria) 17—18 Km (10 Sm.) lange und über 13 Km (7 Sm.) breite Golf auf nur 340 Km. Er hat nur eine verhältnismäßig geringe und dazu, in Folge teils der Flußablagerungen, teils der Erdbeben, sowie der Verwerfungen der Schotterzone des Thessalischen Olymps oft veränderliche Tiefe. Die lOMeter-Linie geht allerdings an seinen Ufern entlang, aber von dieser wichtigen Tiefenlinie senkt sich der Grund nur zu einem seichten Becken von 20—28 m, bloß bei Kap Burnu finden sich 30 m Tiefe, und in der Meerenge liegt eine Bodenschwelle, die nur 18 m Wasser über sich hat und zwischen sich und derWestküste einen Kanal von nur 5—7 m Tiefe freiläßt.

An dieser bis zur Vardarmündung aus Geröll bestehenden, stark zerfaserten Flachküste befinden sich nämlich die Deltas heutiger oder erloschener Flußmündungen, wie des Vardar, Galik und Pajzenski Potok, die sich unterseeisch bis 2 Km weit ins Meer schieben, ebenso zahlreiche Bänke des thalassogenen und potamogenen Schwemmlandes, auch vor der Bistriöa. Die Ostküste des Golfs wird dagegen durch hohe wandförmige Abhänge aus festem gelben Ton und Sand gebildet.

Längs der Ufer friert der Golf, sobald im Januar Nachtfröste bis zu — 7,3° <D eintreten, in etwa 2 Km Breite im Winter ein, 1903 war die Bucht sogar in ihrem ganzen Umfange mit Eis überzogen.

Am Nordende des Golfs senkt sich das durchschnittlich 8 m hohe, von mehreren Flüssen durchschnittene Saloniki Polje, der weitaus größte Teil (1500 ykm) der nach allen Seiten zum Pazarsko Iezero (-^ 4 m) sanft abfallenden Kampania, zum Meere, während ein schmaler, nach Norden ansteigender Seitenarm von Karasuli sich golfähnlich den Vardar aufwärts bis zum Ciganska Klisura ausdehnt.

Diese weite Ebene von Saloniki wird rings von den steilen Höhen des makedonischen Hügel- und Berglandes umgeben, darunter im Westen der 1900 m hohe Kartaz, im Norden das Pajakgebirge mit dem 1307 m hohen Vrh und im Osten das Hortaösmassiv mit dem 1200 Meter hohen Klissos oder Kortaz. Die zahlreichen in das Becken von den Gebirgen herabfließenden Ge-

wässer verschütten es mit Schotter, verjüngen es mit lehmigem Sand und Schlick, bewässern es und machen es bei dem milden, wenn auch ungesunden mittelmeerischen Klima (die Jahresisotherme 16° zieht hier durch) sehr fruchtbar. Es wird Baumwolle, Reis, Tabak gebaut, die Beckenwände besonders der Sonnenseite sind mit sehr geschätzten Weingärten bedeckt, alle Getreidearten, namentlich Mais und Weizen, kommen hier fort, es gedeihen Maulbeer-, Feigen-, Mandel-, Kastanien- und Nuß-, zuweilen auch Ölbäume. Die Viehzucht, namentlich im Gebirge, wo es viel walachische Hirten gibt, und die Seidenzucht werden betrieben, Erze und auch Kohlen gewonnen.

Am Südrande dieser Kampania steigt nun die Stadt Saloniki von einem breiten Kai am Golfufer (mit dem malerischen Turm Beas-Kuls im Osten) mit ihren zahlreichen Kuppeln und Minarehs amphitheatralisch und sehr malerisch an den Abhängen des KortaZ bis zur beherrschenden, auf altvenezianischen Grundmauern erbauten Feste Jedikul^-Kalessi empor. Eine durch Türme flankierte zinnenbekröntc Mauer mit mehreren Toren (Kanu) umschließt Zitadelle und Stadt. Im Westen, wo die Dampfer am Zollamt ankern, liegt das kleine „Fort" Top Hane, mit davor erbauter Vorstadt Tschalr, wo sich die Bahnhöfe befinden. Nach Südosten erstreckt sich von der Beaskuls längs des Meeres der durch hübsche Landhäuser und Gärten gezierte neuere Vorort KalamKria mit den Konsulaten.

Der Hafen war lange Zeit durch das rasche Vorrücken der sumpfigen Anschwemmungen der Flüsse, namentlich des Vardar, und mangelhafte Einrichtungen beeinträchtigt, wie auch die gegen die schnellen Seegang bringenden Südwestwinde wenig geschützte Rhede ungünstig ist. Immermehr drohte die zwischen den Bänken des Vardar Huk und Kap Kara Burnu befindliche Golf-Einfahrt zu versanden und die von der niedrigen Marschküste mit dem davor liegenden Ves» pasianriff umgebene innere Bucht zu einem Landsee zu machen, ähnlich dem nahe gelegenen flachen Ienidsch Iezero, dessen Abfluß, der Karasmak, zum Vardar geht, und der auch einst eine Bai des Golfs von Saloniki war.

Indessen ist der n e u hergestellte Hafen, wenn er auch einem Weltverkehr noch keineswegs genügen kann, doch sehr geräumig und mit den erforderlichen Kunstbauten versehen. Er besteht aus einem viereckigen Becken mit zwei 150 bezw. 200 in breiten, für den Schutz gegen Seegang bei Südwind freilich zu weiten Einfahrten, die zwischen einem davor liegenden 560 in langen Wellenbrecher mit zwei roten Festfeuern und zwei 250 bezw. 200 m langen Molen liegen. Er hat 400 in lange, 130 iu breite Kais sowie einen 1720 m langen Landungskai mit drei Landestellen längs der Stadtfront.*) Am Ausgang der Bucht steht auf dem tafelförmigen Hügel des steilen Kaps Kara ein weißer Leuchtturm von 10 Sm. Sichtweite (hier liegen auch drei größere Erdforts mit schweren und leichten

*) Eine Erweitenm« de« einer französischen Gesellscl'aft lonzessionirten Kaianlagen ist geplan», ebenso der Vau eines Jentralbahnhofs,

Schnellfeuergeschützen), während auf der Westseite vor der Vardarbank ein rotes Feuerschiff von 5 Sm. Leuchtweite liegt. Die hier befindlichen Bänke, besonders vor der Nasikihalbinsel, sind sehr gefährlich und zur Einfahrt ist unbedingt d i e Hilfe von Lootsen nötig.
Der Hafen wird von den größten Mittelmeerlinien, darunter der Deutschen Levante- und der Hamburg-Amerika-Linie, dem Österreichischen Lloyd, der Navigazione Generale Italiana, den Messageries Maritimes, der Russischen wie der Griechischen Dampfergesellschaft und der türkischen Courdgi-Linie angelaufen.
Zahlreiche Dampfer gehen nach allen Häfen des Mittel- und Schwarzen Meeres, so nach Kawala (17 Std.), dem Ausfuhrhafen für das Sandschak Drama, gegenüber von Thasos, dann nach Smyrna (Ismir) in 24 Stunden (253 Sm.), zum Anschluß mit der 420 Km langen Bahn über Alaschehir-Afiun Karahissar in 24 Stunden an die Anatolische Bahn, bezw. auch die Bagdadlinie (von Konia bis Bulgurlu) oder an die Dampferlinie Smyrna-Larnaka oder asiatisch Tripolis (2 bezw. 3 Tage). Dann nach dem Piräus (258 Sm. in 27 Stunden), wo sich besonders die wichtige Dampferlinie nach Alerandria (Khedivial Mail Line, in 49 Stunden) eröffnet, ferner nach den Dardanellen direkt (338 Sm. bis Konstantinopel in 45 Stunden) oder über Dedeaghatsch (Station der Bahn Salonik-Kuleli Burgas, in 30 Stunden) bis Konstantinopel (4 Tage), wo Anschluß nach Odessa (38 Stunden), endlich nach Marseille (Messageries Maritimes, via Patras oder Athen), Genua (Navigazione) oder Triest (Lloyd Austriaco, in beschleunigter Fahrt 4 Tage) usw. Die Verkehrszeit ist die mitteleuropäische (Saloniker Netz, das für die ganze Westtürkei gilt). Der Seeverkehr betrug bereits 1905 in Saloniki 1274 angekommene Schiffe (ohne die kleinen ottomanischen Segler) von 879 119 t, darunter 51 deutsche Dampfer, und dieAusfuhr hatte einen Wert von etwa 15 Millionen Mark, davon 7,5 Millionen für Getreide, 3,2 Millionen für Tabak, 2,9 Millionen für Felle usw. Hierzu tritt der reine Küstenschiffsverkehr, so daß man die Zahl der überhaupt verkehrenden Schiffe heute auf etwa 5000 jährlich (darunter 1000 Dampfer) schätzen kann. Es gibt an 10 000 t Kohlen und reichliche Lebensmittel jeder Art für größere Geschwader, die Belgische lüolupllßuie Ottomane äe» Nanx versorgt Saloniki mit gutem Wasser aus artesischen Brunnen. Reich sind auch die vorhandenen Wasserkräfte, allein die der drei Städte Voden, Njegus (Naustia) und Ber (Karaferia) am fruchtbaren Westrande der Kampania würden nach James Baker für den gesamten Betrieb von Manchester ausreichen. AnIndustrie gibt es Dampfmühlen, Baumwollspinnereien, Tabakfabriken, Gerbereien, Färbereien, Bierbrauereien usw. Ein Telegraphenkabel geht nach Lemnos, von da über Tenedos (Bosdja Adasi) nach Konstantinopel-Odessa, und ein anderes von Tenedos über Syra nach dem Piräus weiter. Die geplante Funkentelegraphen-Verbindung von Liverpool nach Triest—«Zypern—Aden wird über Saloniki führen.

Saloniki war Sitz des Wali (Generalgouverncurs) von Makedonien,
des Generalkommandos des 5. A. K. (das zum 2. Armee-Inspektionsbezirk gehört)
und des Kommandos der 13. Division, ferner des Chefs der internationalen Gen-
darmerie (seit 1905), eines griechischen Metropoliten und eines Großrabbiners.
Es hat eine buntgemischte, aber sehr unruhige Bevölkerung von etwa
155 000 Köpfen, davon über die Hälfte (80 000) Israeliten (Israeli,
Mussevi oder JahKdi, der Mehrheit nach Sefardim oder Spaniolen,
nur etwa 10 000 Denmi oder Mamin, d. h. äußerlich zum Islam
bekehrte den Iungtürken anhängliche Juden. Ferner an 40 000 Türken,
die zu den oberen Schichten vor allem gehören, etwa 20 000 orthodore
Griechen, wohl, dank ihrer zahlreichen Lehranstalten, nach den Euro-
päern die Gebildetsten, an 8000 Slaven und 3500 Lcvantiner und Europäer oder
Franken, darunter etwa 200 Deutsche. Dieser Völkermischmasch verleiht der
regen Stadt ein orientalisch-mittelländisches Gepräge.
Vor allem dieIuden, intelligente und energische Handelsleute, aber auch,
da sie die physisch stärkste Rasse darstellen, als Laststräger, Bootsleute, Handwerker
bei den schwersten Arbeiten tätig, geben dem Platze durch ihr kaufmännisches
Treiben, namentlich im Kleingeschäft, Leben und Tätigkeit, demnächst erst die im
Handel wenig zuverlässigen Griechen, die in den oberen Klassen schnell reich
werden, in den unteren Ständen das Gesindel und die Verbrecher hauptsächlich
liefern, und die sprachkundigen Levantincr, gewissermaßen die Kreolen der
Türkei, Mischlinge aus Europäern oder Franken (meist Italienern) mit Griechen,
Armeniern, die zwar ohne tiefere Bildung, aber talentvoll sind und den Handel
im Großen betreiben, sowie Unternehmer, Ingenieure, politische und Handels-
agenten, Eisenbahn- und Postbcamte usw. sind. Unter den Slaven ragen die
serbischen und bulgarischen Kaufleute und Gärtner, dann die mit schweren und
niedrigen Leistungen beschäftigten Arbeiter hervor, die vom Lande und aus den
benachbarten Orten, mit denen Saloniki in regem wirtschaftlichen Verkehr steht,
herbeiströmen.
Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf dieV er b i n d u n g e n der Stadt
mit dem Hinterlande! Es sind wichtige Überlandwege und Straßen-
zügc 1. Ordnung, zugleich gute Operationslinien, die namentlich aus Ungarn,
Albanien, Serbien und Griechenland in das Gebiet von Saloniki hinabziehen,
bezw. von der Stadt nach allen Seiten ausstrahlen und dabei den Talzügen der
Flüsse, vor allem des seitwärts des Orts in der Mitte des Golfs mündenden
Vardar (des alten Arios, mit dem Kara Azmak, dem Abfluß des Pajarsko Ie-
zero) folgen. Er bildet eine große, ja die w i ch t i g st e und zugleich zentrale
Heeres-, Verkehrs- und Kulturstraße der ganzen Balkanhalb-
insel, auf der sich im Mittelalter die serbischen Eroberer der NemanjiH bewegt
haben, und verbindet sich im serbischen Morawatal mit einer zweiten solchen
Beckenreihc, die östlich die Maritza (Hebros) bildet. In diesen Talfurchen

breiteten die Türken ihre Macht auf dem Balkan aus, an ihnen liegt die Mehrheit
der welt- und kulturgeschichtlichen Orte der Halbinsel, längs ihnen entstanden die
kleinen Staaten, und heute folgen ihnen auch die großen Bahnlinien. Bel-
grad und Saloniki sind gewissermaßen die strategisch wichtigen Schlüssel der wie
alle Zuflüsse der Kampania durch eine Klamm, hier die Cziganska Klisura in sie
einmündenden Vardarlinie. Nach Nordosten führen minder bedeutende
Wege durch das alte Tal Derven nach dem wichtigen Becken von Seres (Sirrhai)
im Flußgebiet der Struma und an den bedeutsamen Golf von Orfani, östlich
der Chalkis, wie überhaupt auch der größere Teil Ostmakedoniens und des Stru-
matals und so Sofia seine Waren und Erzeugnisse großenteils mit
Saloniki austauscht. Nach Südosten gehen Wege nach Karaburnu
und der Kalamäria und südlich in den westlichen Arm der Chalkis,
die Kassandria (Pallene) über das uralte Potidäa (Olynth) bis zum
Kap Paliuri. Nach Westen führt eine wichtige Straße durch den
Talzug des Voden bis Ostrovo und nach den Becken von Meglen und
Bitolji, in die die wichtigste Querverbindung zwischen der Adria über die albani-
schen Gebirgsketten ins Innere der Halbinsel, die Via Egnatia, von Durazzo her
kommend, mündet. Sie ist heute von Drasch bis Ochrida die von den Türken
verwahrloste, wenn auch strategisch noch immer wichtige Karawanenstraße, auf
der einst die Römer eindrangen, und die noch in byzantinischer Zeit eine große
Rolle spielte, von da bis Bitolji eine vortreffliche, besonders an Markttagen sehr
belebte Fahrstraße, von Bitolji bis Saloniki ersetzt sie meist die Bahn dahin,
so daß dieser Platz auch zum Hafen Albaniens geworden ist. Endlich ist die nach
Südwesten ziehende Ägäische Straße bemerkenswert, die von der Eisenbahn-
station Gida nach dem Dorfe Ljnbenova führt, sodann längs des Meeres und
unterhalb der ungeheueren, schneebedeckten Kuppe des 2985 in hohen thessalischen
Olymps, des griechischen Götterberges, fort nach Katarina, Litochori und durch
das schmale Tal Tempe, wo der Peneios (Salamvria) mündet, nach der thessali-
schen Landschaft Magnesia. Hierzu kommen noch zahlreiche Wege über die oft
tiefen und bequemen Einsattelungen der Gebirge. Zwischen Vardar- und
Galikfluß liegt der niedrigste Punkt in der Umgebung der Kampania, die Sumpf-
fläche der Ravna. Im Süden spielt das Bistriöatal eine Verkehrsrolle.
Unter den in Saloniki endenden oder sich kreuzenden Bahnlinien ist
besonders wichtig die durch Südmakedonien von der serbischen Hauptstadt
Belgrad über NiZ und durch das Morawatal via Kumanowo (wo eine Stich-
bahn an die bulgarische Grenze geplant ist), ferner Skoplje oder Usküb (von wo
eine 119 Km lange Zweiglinie über Pri^tina und das historische Amselfeld nach
dem strategisch wichtigen Mitrovisa an der Mündung der Sitniö in den Ibar und
am Beginn des Sandschak Novibazar führt) bis Saloniki ziehende Bahn. Diese
seit 1888 bestehende einzige Verbindung mit Berlin und dem westlichen Europa ist
bis Ristovai serbische Staate-, dann Orientlinie. Ferner endet in Saloniki die

442 Km lange Bahn von Monastiram Dragor, im Becken von Bitolji,
der zweiten Stadt Makedoniens, die über Voden, Ber im Talzug des Vardar, den
sie auf 342 m langer Brücke überschreitet, herabkommt. Dann führt mit 100 m
langer Brücke über den Galik, zunächst der Bahn nach Skoplje gleichlaufend und
langsam ansteigend bis zur Station Kilindir, wo eine Verbindungslinie nach
Karasuli an der Linie nach Nis abzweigt, und weiter bis zur Wasserscheide von
Tua Tepe (270 m) an der alten Karawanenstraße, wo sie sich nach Osten wendet,
die wichtige Küstenbahn über Seres und Dedeaghatsch, aber aus strategischen
Gründen in ziemlicher Entfernung vom Meere, nach Kuleli—Burgas (Adria-
nopel) bis Konstantinopel (840 Km). Bei den Stationen Drama und Muradli
sind Abzweige nach den Seeplätzen Kavala und Rodosto geplant.
Durch die beabsichtigten Bahnen in Dalmatien und im Sandschak Novi-
bazar (Mitrovlia—Priboj bezw. Uwatsch, 230 Km) würde die unmittelbare Ver-
bindung Salonikis durch das Zentralbecken von Bosnien und über das Drintal
nach Deutschland hergestellt und dann erst, in Verbindung mit erweiterten
Hafeneinrichtungen, der Mittelmeerplatz zum Ausgang eines Weltver-
kehrs befähigt werden. Die jetzt 3362 Km lange Strecke Berlin—Port Said
über Brindisi würde um 763 Km gekürzt werden, also um etwa 36 Stunden, und
der Seeweg nach Port Said nur noch 735 Sm., statt jetzt 940 betragen, d. h. es
würden 17 Stunden Seefahrt erspart werden. Auch ist längst ein 90 Km langer
Anschluß an das griechische Bahnnetz von Gida—Kapsochori (Station der
Bahn nach Monastir) bis Platamona (nach Larissa zu) geplant, dem sich bisher
die Türken widersetzt hatten, sowie durch die 107 Km lange Strecke Demir-Hissar
(an der Küstenbahn, im Strumatal) nach Dschuna ein solcher an das bul-
garische Netz, wie auch Albanien durch mehrere Abzweige von den Haupt-
bahnen mehr aufgeschlossen und damit in bessere Beziehung zu Saloniki gebracht
werden soll.
Wird endlich der jetzt völlig unzureichende fortifikatorische Schutz auf See-
und Landseite dieses wichtigen Operationsobjekts feindlicher Flotten und Heere
verstärkt (liegt doch heute wieder im Mittelmeer der Schwerpunkt der Weltpolitik),
so dürfte in der richtigen Hand das alte Thessaloniki einer großen Zukunft ent-
gegengehen, die die Vergangenheit auch zu seiner Glanzzeit überstrahlen dürfte.

Georg Brandes:
Skandinavischer Einfluß.
Es wird in diesem Zeitalter der großen staatlichen Agglomerationen nicht
selten behauptet, die kleineren Staaten hätten ihre Eristenzberechtigung verloren.
Sie sind nicht mehr imstande, sich gegen eine Großmacht zu verteidigen, und ver-
mögen nicht, ihren Bürgern die zahlreichen Vorteile zu bieten, die den Bewohnern
eines großen Landes oder eines mächtigen Bundesstaates im voraus eigen sind.
Daß die Eristenz kleiner Staaten unsicher und bedroht ist, wird Niemand
leugnen. Überflüssig sind sie aber nicht, und ihre kulturelle Bedeutung hängt
nicht von der Größe des Areals oder der Anzahl der Einwohner ab.
Die skandinavischen Länder geben ein Beispiel der Wahrheit dieses Satzes ab.
Wie hoch Dänemark durch Ackerbau, Molkereien und Eierzucht steht, ist be-
kannt. Vermutlich gibt es kein europäisches Land, das es darin überflügelt.
Die Volkshochschulen, die zuerst in Dänemark gegründet wurden und dem däni-
schen Bauernstand in der Konkurrenz einen Vorsprung gegeben haben, werden
nach und nach ringsum, sogar im fernen Japan, nachgeahmt. Ich habe Japaner
getroffen, die in dieser Absicht sie an Ort und Stelle studiert haben.
Die Fischerei Norwegens, der Bergbau Schwedens sind für Europa unent-
behrlich. Doch Andere werden mit mehr Sachkenntnis als ich über die materielle
Produktion der nordischen Länder reden können.
Es ist besonders auf geistigem Gebiet, daß seit einigen Jahrhunderten der
Einfluß dieser Länder sich geltend macht.
Es ist selbstverständlich, was das von ihnen in der Wissenschaft Hervor-
gebrachte betrifft. Der Däne Ole Römer war bekanntlich der erste, der die Fort-
pflanzungsgeschwindigkeit des Lichts bestimmte; der Däne Hans Christian Oersted
entdeckte den Elektromagnetismus; der Norweger Abel hat in der höheren Mathe-
matik Epoche gemacht; die Schweden Bergmann, Scheele, Berzelius sind in der
Geschichte der Chemie unvergeßlich. Tycho Brahe, der Däne, war ein Fürst
der Sternenkunde, wie Linn6, der Schwede, König der Pflanzenwelt war.
In späterer Zeit haben Polarforscher, wie Frithiof Nansen und Roald
Amundsen, Gelehrte wie der Philologe Sophus Bugge dem Namen Norwegens
neuen Glanz gegeben, Arrhenius hat Schweden, Vilhelm Thomsen durch seine
Großtat, das Lesen der Orkhon-Inschriften, Höffding durch bedeutende philo-
sophische Werke Dänemark frischen wissenschaftlichen Ruhm verliehen.
Die bildende Kunst mit ihrer universellen Sprache war nicht an ihren
nordischen Ursprung gebunden. In älterer Zeit nahm der Däne Thorvaldsen in
Deutschland und Italien so großen Platz ein, wie im skandinavischen Norden.
Später haben ausgezeichnete schwedische Künstler, wie Zorn und der Finnländer

schwedischen Blutes Edelfelt, Norweger wie der Maler Fritz Thaulow und der Bildhauer Stephan Sinding, Dänen wie die Maler Kröyer und Hammershöj Weltnamen gewonnen.

Es ist jedoch besonders in der Literatur, daß die skandinavischen Länder sich seit etwa halbhundert Jahren Bedeutung erworben haben.

Der große Grundleger der modernen Literaturen Dänemarks und Norwegens, der in Norwegen geborene Ludvig Holberg, hatte außerhalb der drei nordischen Königreiche nur in Deutschland und Rußland einen Einfluß ausgeübt, in Deutschland besonders, weil Lessing ihn in seiner Jugend nachahmte, und weil die Romantiker und ihre Nachkömmlinge, namentlich Tieck und Robert Prutz, für ihn schwärmten.

Die neue Epoche in dem literarischen Verhältnis des skandinavischen Nordens zu Europa datiert aber von dem Augenblick, da Henrik Ibsen außerhalb seines Vaterlandes anerkannt wurde. Gewiß konnte eine Zeitlang sein Landsmann Grieg sich eines ebenso verbreiteten Ruhms erfreuen. Aber Ibsens Ruhm, der tiefer begründet war, ist nach und nach größer geworden, und wenn von dem ausgeübten Einfluß die Rede ist, so schwer er auch zu messen sein mag, kann sich kein Skandinave mit Ibsen vergleichen.

Es beruht darauf, daß er in seiner Kunst ein Neugestalter war. Die am höchsten angesehenen deutschen Dramatiker vor ihm, wie Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, nahmen sich als Vorläufer seines Genies aus. Die französischen Dramatiker, die in seiner Jugend die Bühne beherrschten, Alerandre Dumas und Emile Augier, wurden im Vergleich mit seiner Kunst veraltet.

Das sprachliche Gebiet, wo Ibsens Einfluß außerhalb des Nordens am größten gewesen, ist ohne Frage das deutsche. Dauerte es lange, bevor die Deutschen auf ihn aufmerksam wurden (1880 fiel Das Puppen heim in Berlin durch), so haben sie mit Leidenschaft das Versäumte nachgeholt. Julius Hoffory, ein geborner Däne, und die zwei späteren Theaterdirektoren, Otto Brahm und Paul Schlenther, bahnten ihm den Weg. In Österreich wie in dem Deutschen Reich ist Ibsen wie ein Eingeborener gelesen, gespielt und studiert, höher als irgend ein Eingeborener geachtet worden. Was das jüngere Geschlecht von ihm gelernt hat, ist unermeßlich. Besonders hat er die dramatische Literatur beeinflußt, am merkbarsten bei Gerhart Hauptmann in dessen Anfängen, sehr deutlich auch bei Hermann Bahr.

Für die englisch redenden Länder ist seine Bedeutung weit geringer gewesen. In England selbst ist er wenig gelesen und nicht viel aufgeführt worden. In Nordamerika ist er zwar oft gespielt worden, hat aber doch nur ausnahmsweise ein tieferes Verständnis gefunden. Auf britischem Grund haben Edmund Gosse und William Archer Anstrengungen gemacht, um seinen Ruhm zu verbreiten, Bernard Shaw hat als Kritiker die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, hat aber gern verleugnet, was er selbst als Schauspieldichter ihm verdankte.

In die französische Literatur hat vor allen anderen Graf Maurice Prozor Hen-
rik Ibsen Eintritt verschafft. Auf der Bühne wurde Lugn6 Poe sein Apostel. War
Ibsen seiner Zeit in Deutschland als großer Naturalist aufgefaßt und gepriesen
worden, war er als solcher mit Leo Tolstoj und Emile Zola zusammengenannt
worden, so machte er ein Jahrzehnt später als Symbolist und Anarchist in Frank-
reich Eindruck. Die Frau vom Meere und Rosmersholm gewan-
nen die Symbolisten. Dagegen war es E i n Volksfeind, der im Verein
mit einigen übersetzten Auszügen Ibsenscher Briefe (an den Unterzeichneten)
der anarchistischen Jugend die Vorstellung beibrachte, daß Ibsen einer der
ihrigen sei. Es gelang doch in Frankreich so wenig wie in England, die Dramen
Ibsens in das tägliche Repertoire der Theater einzuführen.
Unter den französischen Schauspieldichtern, die vom Einfluß Ibsens berührt
sind, muß Francis de Cnrel genannt werden. Unter jüngeren Schriftstellern, die
von ihm gelernt haben, behauptet Camillc Mauclair einen hervorragenden Platz.
Während der Einführung Ibsens in den meisten romanischen Ländern einiger
Widerstand begegnet ist — von den Italienern sind weder Die Wildente
noch Rosmersholm verständnisvoll aufgefaßt worden — haben die slavi-
schen Völker und die ungarische Nation mit ihrer geschmeidigeren Empfänglichkeit
schnell Ibsen adoptiert. Er ist von den besten Bühnenkräften in St. Petersburg
und Moskau, wie in Warschau, Prag und Budapest aufgeführt worden.
Das literarische Schicksal ist notwendigerweise nngerecht. Es ist in der
Regel für den Schreibenden ein Fluch, nicht einer Weltsprache anzugehören. Es
ist leichter für einen Geist dritten Ranges, allgemeine Anerkennung zu erlangen,
wenn er eine verbreitete Sprache zur Verfügung hat, als für einen Geist ersten
Ranges, der sich durch Übersetzungen geltend machen muß. Vieles von dem
Feinsten wird überhaupt nicht übersetzt. Die größte Ungerechtigkeit, die Dänemark
zu bedauern hat, ist vielleicht, daß ein so tiefer und ursprünglicher Geist wie
Sören Kierkegaard zu seinen Lebzeiten und lange nach seinem Tode von Europa
gänzlich unbeachtet und unverstanden blieb, ja sogar heutzutage, wo alle Mittel-
mäßigkeiten übersetzt werden, fast unbekannt und nur in einigen deutschen theo-
logischen oder halbtheologischen Kreisen ein wenig zu spüren ist. Durch einen
sonderbaren Umstand ist indessen diese Ungerechtigkeit dem großen Dramatiker
Norwegens zugute gekommen; denn da Kierkegaard Europa unbekannt war, kam
Henrik Ibsen eigentümlicher und größer vor. Da man sein« nächsten geistigen
Voraussetzungen allerwärts ignorierte, trat in dieser einen Gestalt mit einem
Schlag die höchste skandinavische Kultur Europa entgegen.
Vielleicht kommt noch die Zeit, da Hauptwerke von Kierkegaard in Europa
und Amerika studiert werden. Bloß eine kurze Erzählung wie In viuo
verita « müßte einen tiefen Eindruck machen.
Kierkegaards dänische Zeitgenossen, selbst die besten, sind von der Welt unbe-
achtet geblieben. Nur einer ist überall durchgedrungen nnd noch heutzutage in

allen Ländern populär, Hans Christian Andersen, dessen Kindermärchen einen
verdienten Welterfolg gehabt haben.
Ibsens großer Nebenbuhler, Björnstjerne Björnson, der wie eine mächtige
Verkörperung des norwegischen Volksgeistes dasteht, hat außerhalb des Nordens
besonders in Deutschland mit Recht bedeutenden Ruhm als Erzähler und Dra-
matiker gewonnen. In der Novelle und im Drama (vor allem in Über un-
sere Kraft und Thora Parsberg) hat er bisweilen das Höchste ge-
leistet. In Deutschland haben auch einige der jüngeren norwegischen Talente
durch ihre Originalität Ansehen gewonnen, so Alerander Kielland, Gunnar
Heiberg, Knut Hamsun, Arne Garborg.
Was Schweden betrifft, so hat in älterer Zeit Tegner durch einen Romanzen-
zyklus, Frithiofs Sage, das Publikum entzückt, während der größte Lyriker des
Landes, vermutlich das größte dichterische Genie, das der Rokoko in Europa her-
vorgebracht hat, Karl Michael Bellman, unbekannt blieb und erst heutzutage,
meistens durch die Gesangkunst Sven Scholanders ins Deutsche übersetzt und in
Deutschland verbreitet worden ist.
August Strindberg, der genialste moderne Schriftsteller Schwedens, wurde in
Deutschland studiert und aufgeführt, in Frankreich bekannt, meines
Wissens in den englisch sprechenden Ländern wenig beachtet.
Er hat durch sein gewaltsames Temperament, durch seine starke
Gestaltungsgabe, durch die Glut seines Hasses und die Schärfe seiner
Satire der Jugend imponiert. Eine Tragödie wie Der Vater steht, so ein-
seitig das Stück in seinem Frauenhaß ist, als ein unvergeßliches Monument in der
Weltliteratur. Der Lehrer und Meister, dem Strindberg in seiner späteren Periode
huldigte, der berühmte Mystiker Swedenborg, den sogar Goethe studierte und dem
er in Faust bisweilen folgte, übt noch heutzutage seinen Einfluß auf die
Okkultisten in Europa und Amerika aus.
Unter den jüngeren Talenten Schwedens (von denen einige wie Per Hall-
ström und Verner von Heidenstam sehr hoch stehen) haben zwei
Schriftstellerinnen, eine Denkerin, Ellen Key, und eine Dichterin, Selma Lager-
löf, Weltruhm gewonnen, jene durch kühne und doch besonnene reformatorische
Ideen über das Verhältnis der Geschlechter, diese durch starke, liebliche Phantasie
und beredten, bald enthusiastischen, bald sicher malenden Stil.
Unter den dänischen Talenten des Zeitalters nach 1870 hat der frucht-
barste Dichter, Holger Drachmann, wegen seiner hauptsächlich metrischen Be-
gabung unmöglich gerechte Schätzung außerhalb des Nordens erreichen können.
Seine lyrische Meisterschaft geht in jeder Übersetzung verloren. Sein Zeit-
genosse I. P. Iacobsen schreibt zwar auch einen Stil, worin das Feinste un-
übersetzbar bleibt, aber als Prosaist schreckt er wenigstens die Übersetzer nicht ab,
und er hat in Deutschland und Österreich — durchaus nicht in Frankreich

und England â€” den Eindruck gemacht, den er verdiente, ist als tiefer Psychologe
und groÃŸer SprachkÃ¼nstler begriffen worden.
In seinen Spuren gewann Hermann Bang, besonders in deutschredenden
LÃ¤ndern, ein Publikum, das auch gern seinem Vortrag eigener Werke lauschte,
und Peter Nansen, der geschaffen war, sich als ErzÃ¤hler einzuschmeicheln, gewann
durch seine leichte Kopenhagener-Grazie Ã¼berall jugendliche Herzen. Gustav
Wied hatte bald die Lacher fÃ¼r sich, wenn auch leider in Deutschland seine besten
Sachen am wenigsten gewÃ¼rdigt werden; Karin Michaelis hat durch eigenartiges
psychologisches VerstÃ¤ndnis von Frauengeheimnissen Aufsehen gemacht und ein
Publikum erobert.
Diese Ãœbersicht ist notwendigerweise sehr unvollstÃ¤ndig und nur als ein
Fingerzeig aufzufassen. Geistiger EinfluÃŸ ist nun einmal eher zu ahnen und zu
spÃ¼ren als bestimmt im Einzelnen nachzuweisen.
Constantin Brunner.
Ein Idealportrat Spinozas.
Mein geliebter Freund, freue dich!
Du kannst meinen Brief kaum in HÃ¤nden halten (mit einer Hand wirst du
ihn in der Tat schwerlich bewÃ¤ltigen kÃ¶nnen, so gar ungemein war er in die
BlÃ¤tter geschossen), und schon schreib ich abermals. Mich treibt Freude. Du
freust dich mit mir, viele werden sich mit uns freuen. Schneller, als ich erwarten
durfte, ist mein groÃŸer Wnnsch und meine Hoffnung erfÃ¼llt worden: das Ideal-
portrÃ¤t Spinozas, von dem ich trÃ¤umte, es ist da, es hat Gestalt der Wirklichkeit,
ich hab es gesehen â€” der Bildhauer Georg Wienbrack hat es geschaffen.
Noch ist es Tonmodell auf dem Modellierbock in seinem Atelier â€” ich will
versuchen, mich zu sammeln, meine EindrÃ¼cke zu ordnen und Dir zu sagen, so gut
ich kann, das Unsagliche, was eben nur durch Kunst ausdrÃ¼ckbar war. Eine hin-
reichend anschauliche Vorstellung und Empfindung ist nicht anders mÃ¶glich als
fÃ¼r den Anschauenden und Empfindenden; ja ich weiÃŸ gar nicht, worauf ich bei
einer Schilderung mich stÃ¼tzen kÃ¶nnte. Du denkst an die vorhandenen Bildnisse
Spinozas, die wÃ¤hrend seines Lebens entstanden sind? Du muÃŸt an sie denken,
und doch auch wiederum darfst du kaum an sie denken (am ehesten noch an das
van der Spyckschr) â€” der KÃ¼nstler hat sich an keines dieser Bildnisse gehalten,
auch nichts weniger als einen Durchschnitt aus ihnen allen zurechtgebracht. Wir
sollten ja nicht ein echtes PortrÃ¤t Spinozas bekommen, sondern ein plastisches
IdealportrÃ¤t, das wohl anders herauskommen muÃŸte wie jene ach! so unbedeu-
tenden Bildnisse, die sein Aussehen, grobsinnig erfaÃŸt, mehr oder weniger getreu

widerspiegeln mÃ¶gen (VxpreÂ»Â»ere viri kaciem, Â»e<1 pinsele uielltein â€”!!);
das wohl anders aussieht, wie er selber im Leben manches Mal ausgesehen
haben mag. Hlirum in liac artÂ«, schreibt Plinius, o.u<><i nodileÂ« viroÂ« uodili
orÂ«Â» 5n,cit, das heiÃŸt, daÃŸ die Kunst idealisiert; was aber nicht so zu ver-
stehen ist, als machte sie die edlen MÃ¤nner noch edler: sie bringt nur
das in ihnen vorhandene Edle rein an den Tag, wie es im Leben unmÃ¶glich
jederzeit hat erkennbar sein kÃ¶nnen. Das nenne ich ein IdealportrÃ¤t eines be-
deutenden Individuums, wodurch dieses Individuum idealisiert
wird, so daÃŸ ihm nicht weniger, aber auch nicht mehr und nicht anderer
Geist gegeben ist, als den es im Leben besessen hat; welches individuell und
ideal ist, d. h. worin die EigentÃ¼mlichkeit seines Aussehens derart erhÃ¶ht zur
Darstellung gelangte, daÃŸ daraus der Dargestellte zugleich nach dem Gehalt
und Adel seiner Idee oder nach seinem Werte fÃ¼r die Menschheit hervorscheint,
nach dem Platze, der ihm in unsrer Geschichte zukommt fÃ¼r sein Werk der
Erregung des BewuÃŸtseins. In solchem Sinne ein echtes Ideal-
portrÃ¤t Spinozas haben wir bekommen: die Ã¼berlieferten ZÃ¼ge der Ã¤uÃŸeren
Bildung sind in genialer, in freier und mÃ¤chtig Ã¼berraschender Weise benutzt zu
einem Werke, welches uns die ganze Innerlichkeit und Tiefe des seelenmÃ¤chtigen
Mannes vor die Augen bringt.

Das Werk steht vor uns, und wir sind auf den ersten Anblick hÃ¶chlichst
Ã¼berrascht, wir finden uns verunruhigt, wir erschrecken; von der Terribilick fÃ¤llt
auf uns, wie vor Michelangelos SchÃ¶pfungen. Es ist auch alles in diesem
Ã¼berlebensgroÃŸen Kopfe, und gar manches wider die Natur, ins MÃ¤chtige
getrieben â€” man mag Ã¼brigens diese Arbeit impressionistisch nennen (weil sie
nicht weiter in die Einzelheiten geht, als bis sie wirken und der reproduktiven
Phantasie, den Empfindungen, den Gedanken Flug verleihen), naturalistisch ist
sie nicht; sie holt ihre Aufrichtigkeit und Ã¼berwÃ¤ltigende Wahrheit aus den letzten
Tiefen des Ideals.

Ein Schrecken, sage ich, fÃ¤llt auf uns, wie vor etwas rÃ¤tselhaft Ãœber-
mÃ¤chtigem, dem wir zuerst mit ganz dumpfem GefÃ¼hle Ã¼berantwortet sind. Was
ist es denn nur, wodurch wir gebannt stehen? Aber wir stehen gebannt und
kÃ¶nnen nicht bald zurechtfinden und das Einzelne auseinanderkennen. Der
Blick haftet nicht an diesem und nicht an jenem noch so Bedeutenden; hier
haben wir kein PortrÃ¤t, auf eine besonders herausgeschÃ¤lte CharaktereigentÃ¼mlich-
keit gestellt, liberall ist e i n Punkt getroffen und ans Licht gehoben, wie im
Gleichnis, und dann sind noch viele andre Punkte in unendlicher Bezogenheit
auf wiederum anderes. Alle die so Verschiedenartiges und so GroÃŸes ausdrÃ¼cken-
den Teile sind in der Bewegung und VerhÃ¤ltnis untereinander, vorÃ¼berflieÃŸend,
und der Lebenssaft geht durchseelend durch sie alle hindurch. Dies ist es, was
zuerst uns verwirrt, die FÃ¼lle der EindrÃ¼cke â€” denn noch haben wir nicht den
Eindruck des Ganzen, Einen, noch fassen wir nicht, wie alles ins Ganze strebt

und dadurch erst seinen Sinn erhält; daß alles verbunden mit allem, harmonisch, dasselbe Eine ausdrückt.

Wie uns so Bedeutendes entgegenwirkt aus jeder Einzelheit, von der wir doch sogleich wieder hinweggezogen werden, müssen wir endlich gewaltsam uns entreißen und wollen Rechenschaft. Wir haben bisher von vorn mehr unbestimmt geblickt als betrachtet und gesehen; nun müssen wir vom Platze, die Seitenansichten in Augenschein zu nehmen. Aber das vorige Spiel setzt sich fort, und fast noch stärker finden wir uns verwickelt. Von neuem stehen wir und stocken, gefesselt und befremdet; und das scheint uns völlig unmöglich, diese drei Ansichten, der beiden Profile und des Vollgesichts, zu identifizieren. Aber dann, wenn wir wieder vorn angelangt sind und nun gewahren, wie die ungleichen Seiten sich treffen und vereinigen, dann sind wir doch mittlerweile andere geworden; oder ist dieser Kopf lebendig, daß er seinen Ausdruck verändert hat? Es will uns bald bedünken, als gingen all die Einzelheiten in einen Zusammenhang, und dieser Zusammenhang ist Einheit jetzt beginnt es; jetzt beginnt für uns jegliches zurückgehen in das unteilbare Eine, aus dem heraus es geschaffen ward. Sofort hebt abermals an unsre Wanderung um das machtvolle Haupt, — vorher nur, zum ersten Male jetzt, haben wir einen Blick auch dafür, daß es mit ganz leichter Neigung nach links auf dem Halse steht, und für den Hals mit dem Ansatz der beinah schmächtig verlaufenden Schulterlinien und für die Bekleidung, den Sergerock, darüber vorn am Halse das Bäffchen, — Spinozas Hausnegligö, wie er es auf dem Spvckschen Bilde trägt. Was vom Gewande sichtbar ist, nur vorn, nicht ganz bis zur Nabelgegend, wirkt schön, würdig, feierlich — es ist Plastik, und gar einen Denker vorstellend, daher vom Gewande nur so viel, als unumgänglich war, und so wenig als möglich wie ein Gewand behandelt: abgeflächt, die Falten beinah wie Kannelüren, nach unten hin hermenartig sich etwas verschmälernd. Aber wie bei Hermen ist der aufgestellte Kopf das eigentliche Interesse; wir umwandern ihn wieder und wieder, von rechts nach links, von links nach rechts (denn vor einer Plastik muß man wandern, sie hat nicht gleich einer Malerei nur eine Perspektive, sie hat unzählige Perspektiven, und ihre Wirkung beruht auf den vielen Perspektiven, auf der Kombination der vielen Perspektiven), wir wandern und stehen und betrachten auf alle Art, wie sich betrachten läßt, und immer glücklicher macht die wachsende Überzeugung, daß hier wahrhaft all das Viele zusammengespannt ist zur organisch wallenden Einheit, darin nichts zu viel ist und nichts müßig bleibt; alles lebt und schwebt, der ganze gewaltige Kopf selber hat schwebende Leichtigkeit, und ja! das ist ein rundes Werk der Plastik — wo wir stehen, steht das lebendige Ganze vor uns.

Das ganze lebendige Eine wahrhaft nichts ist unbeseelt geblieben; auch den überhaupt unbeseeltesten Teil des Gesichts, die Unterlippe, treffen wir in den Dienst geistig hoher Aktivität gestellt: ein wenig vorgeschoben. So

sehen wir's auf dem Spyckschen, dem Wolfenbüttler und ganz deutlich auch schon auf dem Iugendbildnis beglaubigt, aber unser Künstler hat das gar geistreich angewendet (in der Art, wie Lysippos den schiefen Hals Aleranders zum Anlaß nahm, einen begeistert zum Himmel blickenden Göttersohn zu schaffen): er zeigt die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und ein wenig nach links gezogen, eine Bewegung wie bei einem, der fast ungeduldig darauf wartet zu reden. Diese Auslegung ist ohne Zweifel richtig; es paßt zu ihr auch die energisch vorgebeugte Haltung des Kopfes mit den ganz tief zusammengezogenen Falten zwischen den Augenbrauen, die Schwellung der Nasenlöcher, die gehobenen Nasenflügel und selbst das Bäffchen, dieses ganz dramatisch mitmachende, mit den unteren Enden vorwärtszitternde Bäffchen — alles simultane Bewegung eines Ausdrucks. Gewiß, dieser Mann rüstet sich, auf eine gehörte, immer noch gehörte, noch nicht ganz zu Ende gebrachte Rede zu erwidern; seine Antwort schwebt ihm bereits auf dem Munde, einem Munde von den wunderfeinsten, holdesten Linien, der von nichts als von Schönheit und Wahrheit zu leben scheint — dieser Schwung der Oberlippe liegt über der Unterlippe wie ein Triumphbogen über aller Gewöhnlichkeit und Not des Lebens — und kein Zweifel, daß aus diesem Munde das Gewaltigste und Erhabenste zu erwarten steht; denn kein Zweifel mehr, wir haben Spinoza vor uns. Ich wüßte kaum ein andres Porträt, das mit solcher Überzeugung einen andern Menschen darstellt, wie uns dieses hier Spinoza darstellt. Niemand anders als Spinoza sieht so aus — und kein andres Bild sieht wie Spinoza aus! Wenn du den Spinoza dieses Werkes einmal gesehen hast, so ist er in dich hinübergegangen und bleibt; niemals wieder wirst du Spinoza anders sehen, weg sind die früheren Bilder alle. Ich wollte, du sähest ihn vor dir, lieber Freund, daß du sagen könntest: „Wir glauben nun nicht mehr um deiner Rede willen, denn wir haben selber gesehen."

Ob nicht gar meine Rede dich irreführt? Ob du nicht das Gesagte über den bald sprechenden Mund mißverstehen wirst? Du darfst da nicht an vorübergehenden Ausdruck denken, wodurch dem Gesichte soll eine seelische Spannung und Bedeutsamkeit verliehen werden, nicht an die Köpfe, die gar kein Gesicht haben, sondern nur eines machen, nicht an die Zufälligkeit und Witzigkeit der ü, la Dornröschen plötzlich erstarrten Momentsituationen, wie in dem Geplastik von der modernsten Abrichtung so manches abscheuliche Mal vorgeführt wird. Nichts weniger als derlei, was mit wahrer Kunst nicht bestehen kann (denn es zeigt nur das Veränderliche der Oberfläche, die Naturerscheinung in ihrer undurchgeistigten Relativität). Sondern ganz fein ist das Spiel dieser mimischen Handlung vorgestellt, in der zartesten Bestimmtheit; und indem solcherart auf das Bedeutendste der Äußerung und Wirkung dieses Mannes die Aufmerksamkeit hingelenkt wird, ist nichts gegeben als die glückliche Verlebendigung seines stehenden physiegnomischen Charakters, der auf den höchsten Punkt gebracht erscheint.

Dennoch ist die Bewegung der Unterlippe vorwärts und dabei zugleich links'
wärts entschieden genug, um den Muskelzug der rechten, dadurch angestrafften,
ohnehin etwas schmaleren Gesichtsseite nach unten und die demgemäß
entspannte linke Wange zu erklären; die rechte Seite erscheint als die energisch
logische, die linke als die Empfindungsseite. Was ist da rechts um den Mund,
was ist da noch für eine ausdrucksvolle, ganz entscheidende Bewegung? wodurch
bieser Mund auf der rechten Seite förmlich größer erscheint, als sein dürfte: der
Lachmuskel und, ihm nachgebend, der Schließmuskel des Mundes sind in die Höhe
gezogen, und es entsteht, als Verlängerung des Mundwinkels, eine ziemlich scharfe,
gehobene Hautfalte, die gegen die Nasenlippenlinie einen beinah rechten Winkel
zieht. Der seelische Ausdruck, der dadurch sich hervortut, erscheint wie stehen ge-
blieben, indes schon (aus der Bewegung der Unterlippe und des Kinns ersichtlich)
der Übergang zur Rede sich vollzieht, in der nichts als sachliche Aus-
einandersetzung vernehmlich sein wird — der unbeschreiblich
große, in die Unendlichkeit gerichtete Blick läßt darüber keinen Zweifel. Jener
stehen gebliebene Ausdruck aber ist der einer feinen Überlegenheit, wie in unmittel-
barer Abwehr gehörter abergläubischer Verkehrtheit; einer stolzen, nichts weniger
als hochmütigen, aber keineswegs unleidenschaftlichen Selbstgewißheit, einer nicht
zu entwegenden Unbiegsamkeit, Felsenurfestigkeit, Felsenruhe. Und auch noch in
der sachlichen Auseinandersetzung, bei den ewigen Gedanken — nachdem jener
andere Ausdruck längst verschwunden ist, wird der Affekt zu spüren sein, von dem
ich schrieb, daß er niemals in Spinozas Seele geschwiegen habe: die Leidenschaft
und der Enthusiasmus des Denkens.

Stolz und edelste Leidenschaftlichkeit verrät auch die ganz prachtvolle, ganz
feste, ganz männliche, ganz heldenhaft großartige Nase mit den weitgeöffneten, fein
geschwellten Nasenlöchern — wie doch die Nase Bedeutung und Charakter
verleiht, trotzdem sie fast ganz und gar Passivität im Gesichte ist (abgerechnet
ihren Auedruck an den Nasenflügeln ist sie unbeweglich wie die Ohren)! Wir
müssen wieder wandern; wir betrachten am besten zunächst von einer der Seiten
den mächtigen Adlerhöcker, der größer und kühner gewachsen ist als auf irgend
einem der Bildnisse. Im oberen, knöchernen, konstruktiv unveränderlichen Teile
zeigt sich prägnant und präzis die jüdische Rasse, man kann wohl sagen: in ihrem
deutschen Typ, dem Spinoza, trotz seiner Abstammung, so viel geglichen zu haben
scheint wie dem portugiesischen (auch daß er braune Hautfarbe besaß, ändert daran
nicht: braune Haut haben auch deutsche Juden, haben auch Nichtjuden, hatte
z. B. auch Goethe), in der Mitte, an der breitesten Stelle des herrlich breiten
Nasenrückens, verliert sich die Krümmung in eine sanfte Wellung, hört die Nase
auf eine Rassennase zu sein und tritt mehr die individuelle Eigentümlichkeit
Heraus; beides miteinander auf das schönste vereinigt, man sehe von vorn oder
von den Seiten. Charakter der Rasse, der Nationalität, der Individualität und
5er Zeit sind erfordert für jedes Porträt; auf Spinozas Idealporträt tritt billig

die Zeit fast ganz zurück — Zeit genug, wenn man sie will, in der Kleidung.
Er dachte nicht wie seine Zeit, lebte nicht wie seine Zeit: er war zeitlos darzustellen als der Typus edelster Menschlichkeit, als der höchste Lehrer der zu allen Zeiten sich gleichbleibenden zeitlosen einen Wahrheit.
Und was soll ich davon sagen, wie diese seine unvergängliche Macht und Größe im Blick der Augen zur reinsten und wunderbarsten phvsiognomischen Erscheinung kommt! Daß der Künstler diesen Blick zu schaffen vermochte, scheint mir das Erstaunlichste von allem, was er schuf — aber dieser Blick wirkt gar nicht, als war er geschaffen, er ergreift wie die unmittelbare, ganz intuitive Konzeption. Es ist nicht zu sagen, worin es liegt, nicht einmal, wo es liegt die Irisfurche fehlt, wie bei den besten Werken antiker Kunst — aber keineswegs ist, wie bei diesen zu sein pflegt, die Augenhöhle vertieft, daß deren knöcherne Wandung erhabener scheint und das obere Augenlid vorspringt — alles platt und flach — auch tut es nicht der Schnitt und die Öffnung der Lider allein —: die ungemeine Wirkung ist ertastet mit Mitteln von einer Feinheit, daß sie namenlos sind und mit keinerlei Worten zu beschreiben. Und nnr noch erstaunlicher scheint mir und gar nicht hineinversenken kann ich mich in den tiefsten Punkt des Wunders: wie nämlich solches hat herausgebracht werden können aus dem da Vorliegenden? Denn was aus diesen Augen trifft, ist der Blick Spinozas, der auf dem Spyckschen und auf dem Wolfenbüttler Bilde allerdings sich findet. Aber wie hat unser Künstler diesen Blick erblickt; welch ein ungeheurer Abstand von dem Blick in jenen Werken bis zu diesem Blick der geistigsten Großartigkeit! Wahrlich, der Künstler hat den innerlichen Mann Spinoza erfahren und geschaut, den verborgenen bildnerischen Gehalt der Idee Spinozas — er hat die Vollkommenheit der Idee, des Urbildes, wie er es im eigenen Herzen trug, wunderbar zusammengeschaut mit den überlieferten Zügen des Vorbildes. Ein seltener Sinn für das Physiognomische muß diesem Künstler zu eigen sein, für das Sehen wie für das Sichtbarmachen des inwendigen Herzensgrundes, des Charakters, des Temperaments, des Wollens und Könnens in der äußerlichen Gestaltung und Bewegung; ein Sinn für das Physiognomische, so entwickelt zu finden vielleicht nur bei einem Manne von Kongenialität mit Spinoza. Es ist wohl überhaupt schwerlich einer ein Physiognom, es sei denn, daß ihm der Gedanke von der Einheit im Herzen lebt, wobei der uralte Aberglaube vom Körper als dem Wohnsitze der Seele, die im Körper hause gleich einem Schaltier in seiner Kruste, die Getrenntheit und gar Gegensätzlichkeit des Körperlichen und des Seelischen völlig ausgespielt hat und der durchgängige Parallelismus und die Identität der beiderlei Erscheinungen sich enthüllt — orcl« et couußxio reruili ist dasselbe wie oräo et conu«xio i6earum, und beides ist unsre Weise des Auffassens dereinen Substanz. Wahre Physiognomik kommt ganz gewiß, so weit sie überhaupt kommen kann, aus der Tiefe und Innigkeit des Geistes, aus der genialen, aber dunklen Gefühlserfassung, die sich

in Begriffe nicht wohl auflösen und in die Freiheit der Wissenschaftlichkeit schwerlich jemals erheben läßt. Auf allgemeine Erfahrung ist hier kaum etwas zu gründen, hier gibt es keine Regel und kein Gesetz, jede Einzelheit will jedesmal neu nach dem Zusammenhange gedeutet sein, indem sie (gleich einem Worte) Bedeutungswandel erfährt; daher nichts verkehrter herauszukommen pflegt als das Urteil auf Grund von Vergleichungen (der Mann mit dieser Stirn wird ein Spitzbube sein, weil ich einen Spitzbuben mit ähnlicher Stirn im erweckten Vorrate meiner Erinnerungen finde), und die zum Staunen dümmsten und gefährlichsten Physiognomen sind die Zeichendeuter des Gesichts, die Phnsiognomen geworden sind, ohne es von immerher gewesen zu sein, — ihre „Wissenschaft" ist eine wahre Zigeunerwissenschaft, und die Esel sind schon im Mutterleibe grau"). —

Dieser Blick, der immer noch auf uns dringt, zu dem wir immer noch dringen, ist Spinozas eigentümlicher Blick — es ist etwas sehr gewaltig Eigentümliches um diesen Blick. Hippel schreibt: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besonderem Verstande." Sehr gut; übrigens ist wahr, daß jeder Mensch mit einem Blick gezeichnet ist, den kein anderer Mensch mit seinen andren Augen nachmachen kann. Der Blick ist die Invariante, das gänzlich Unveränderliche, das unwegbringbar Naive, d. i. dasNative, woran der Mensch unter allen Umständen von demjenigen, der seinen Blick recht kennt, wiederzuerkennen ist, während alles übrige anders, entstellt, verstellt werden kann; und der Blick ist das am meisten charakteristische für das Wesen des Menschen, er ist unvergleichlich viel charakteristischer als die Gesichtszüge, die Bewegung der Gesichtsmuskeln und als alle die übrigen Ausdrucksbewegungen**). Ich z. B. kann mir von einer abwesenden Person, wenn mir von ihr übrigens gar keine Gesichtsvorstellung herauf will, doch immer noch mit einiger Lebhaftigkeit die Stellung der Augen und den Blick vergegenwärtigen, am besten, indem ich meine Augen schließe; nächstdem bleibt mir das Deutlichste, in heraufbringbarer, einigermaßen anschaulicher Erinnerung, die Stimme, der Tonfall und die Art und der Stil des Sprechens: Sprich, damit ich dich sehe, sagte Sokrates. Die Art, wie einer spricht, ist wohl ein so gewisses, ja manches Mal ein gewisseres Kenn-

*) über Physiognomik im Allgemeinen ««gl. „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" S. 849-853, auch S. 714—717.

") Von der MoNe, welche dem Blick in der künstlerischen Darstellung des Menschen zukommt, braucht kein Wort gesagt zu werden, ebenso wenig davon, wie auf Porträts in den meisten Fällen gerade dieses Allerwichtigste verfehlt erscheint. Aulgezeichnetes, ausgezeichnet gesagt, über die Einzelheiten des verschiedenen Blickens findet sich bei Johannes Müller, «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" Lpz. 1826,S. 262 ff., wos lein Künstler, am wenigsten der Maler, ungelesen lassen dürfte.

zeichen von seiner Natur wie seine Weise des Handelns — dem man's nicht an-
sieht, was er ist, dem hört man's an — unendlich wichtig ist aber schon die
Stimme an sich selbst. Die Stimme ist der Klang der Seele, ihr damit so nahe
stehend wie das Auge mit seinem Blick — die Vögel mit den schönen Stimmen
dürfen uns da lieber sein als die mit dem schönen Gefieder; schöne Stimmen
sind die mit Seelenadel voll von Innigkeit und Feuer. Doch sind wir hier
beim Blick, und hatten davon geredet und wollen davon reden, wie ein jeder
Mensch seinen eigentümlichen Blick, das Genie aber einen in ganz besonderem und
ganz bestimmtem Sinne eigentümlichen Blick besitze.
So wie ein jeder anders sieht, eine andre Welt des Lichts, der Farben,
der Formen sieht, das Sehen überhaupt aber das weitaus Wichtigste ist im
ganzen Gesicht (welches seinen Namen hat vom Sehen und vom Gesehenwelden,
von dem, was am Menschen zuerst und zumeist angesehen wird und wieder ansieht),
so blickt auch ein jeder anders; und der Blick verkündet in solchem Maße die
innerliche Beschaffenheit, daß man mit Recht gesagt hat: „Der Blick ist der
Mensch", und daß man sagen dürfte: Je bedeutenderer Blick, desto mehr Mensch.
Der Blick ist die sichtbare Aktivität des Sehens — es kommt für seine individuelle
Wirkung alles an auf die mehr oder minder große Freiheit und Energie der
Augenbewegungen sowie, besonders für die ethische Wirkung beim Ansehen eines
Menschen, auf die mittlere Sehweite (den Mesoropter), aus welcher her der
Blick seinem Gegenstande sich zuwendet. Der Blick ist also die sichtbare eigen-
tümliche Bewegung, Bewegtheit der Augen beim Sehen, wovon eine allerbcdeu-
tendste und feinste seelische Wirkung deswegen ausgeht: weil es nicht etwa nur
die Augen und der Sehnerv sind, sondern die ganze Seele ist es, womit gesehen
wird; und nicht nur die Augenmuskeln sind es, sondern die ganze Seele ist es,
womit geblickt wird. Darum ist der Blick des Genies, des guten Mannes von
erstem Range, darum ist der Blick mit der Seele des Genies der eigentümlichste
und großartigste, der nicht allein nicht, von niemandem, nachgemacht werden kann,
sondern dem auch kein andrer Blick ähnlich gefunden wird, auch nicht der von
den guten Männern des zweiten Ranges, nicht von den noch so bedeutenden Ta-
lenten. Wohl aber findet sich Ähnlichkeit der Blicke untereinander bei den im
ganz großen Sinne schöpferischen Genies; womit natürlich nichts weniger be-
hauptet sein soll, als daß alle Genies da Uniform trügen und den gleichen Blick
besäßen. Aber dies ist fast gewiß, und wenn sie auch übrigens im Leben von
solcher Erscheinung waren, daß die Kunst sich genötigt fände, alles an ihnen zu
idealisieren: dieses Eine, den Blick idealisiert die Natur selber, und sie besitzen
wohl allesamt einen Blick, an dem sie kenntlich sind, wie die Böotiker und
Kretins freilich noch besser kenntlich sind an einem andern Blicke (— bei Kretins
und Idioten ist die Physiognomik klassisch und unfehlbar, zumal sie sich nicht
verstellen). Die Genies von eminenter quellender Schöpferkraft haben ihr Wesen
in dem Ganz zur Bewußtheit Gelangtsein, und so spiegelt ihr

Blick die Innigkeit der Seele in sich selbst, ihre Unendlichkeit und ihre Ewigkeit.
In solchem Seelenausdruck verwandt scheint mir die Weise des Blickens bei Spi-
noza, bei Coppernicus und bei Goethe. Ich besitze einen älteren (nicht gezeichneten)
Stich mit Coppernicus, worauf diese Ähnlichkeit des Blickes mit dem von Spinoza
auffällig hervortritt; und nimm dir doch irgend eines von den getreueren Bild-
nissen Goethes zur Hand. Du kannst gleich beginnen mit einem der ältesten und
getreuesten, mit dem Ölgemälde eines Unbekannten: es stammt aus dem Nachlasse
der Charitas Meirner, für die es wahrscheinlich vor Goethes Abreise nach Leipzig
gemalt worden ist. Und wenn du gar dieses Bildnis zusammenhältst mit dem
gereinigten Spinozabildnis von Vaillant, so wirst du nicht nur Ähnlichkeit
des Blickes, sondern überhaupt ganz Seltsames an Übereinstimmung der Züge
beider Männer gewahren.
Nicht nur wegen dieser Ähnlichkeit des Blickes aus den großen Augen mit
den hohen Bogen der Lider, auch wegen des Adels und Lichtes dieser Stirn, die
keine andren Falten aufweist als zwischen den Augen die der geistigen Zusammen-
genommenheit und erhabenen Kraftregung*), und wegen der Locken, die in über-
kühnen, schweren, dabei doch freilebendigen, gleichsam musikalischen Wellen das
Haupt umgießen — erinnert nicht mit all dem unser Porträt ein wenig an Goethes
olympischen Alerandertyp, wie er etwa durch Klauer dargestellt worden ist? Aber
nur für einen Augenblick; danach erscheint alles anders, die Technik, der Stil,
die Komposition, die Kunst, die Wirkung. Allein schon die Unnatur!
Unnatürlich groß sind ja diese Augen; unnatürlich tief eingeschnitten ist
dieses Faltendreieck, in welches sich die Augenbrauen mit ihren inneren Endi-

*) — ein Ausdruck der von wahthafterGlöße Erfüllten, de »en Denken Tat ist. Die obe« Negion
der Stirn blieb bei ihnen, was auch sie bewegen mochte, in der Muhe, der Stirnmuskel ist wenig
gebraucht worden: ihr Verhältnis zur Welt der Dinge war ein edel überlegenes, theoretisches, sie
waren nicht neugierig auf die Dinge der Welt und auf all das Kleinliche des Lebens, nicht erstaunt
darum und nicht aufgeregt gleich den Andern, nicht verwickelt wie diese und nicht im Innersten ange-
fochten, weil das alles nicht, weil die ganze Relativität nicht ihr letztes Interesse hatte, weil sie
dachten, d. h. an der Relativität das Absolut« erfahrend, sich selber im wesentlich Innerlichen
ergriffen; und wie sie darum im Glücke des Lebens glücklicher waren als glücklich und im Unglück
niemals ohne ihr Glück, und kein Affekt der gewöhnlichen Art das Gleichgewicht ihrer Gefühle zu
stören vermochte, so gelangte auch keiner zum Ausdruck und brach sich keine Falten, ihre Stirn blieb
schön. Willst du auch so mit deiner Stirn, mein junger Freund? so gebrauch du auch deinen Frontalis
so wenig als möglich, disziplinier dich nur und denk immer schön, zu Hause und draußen, im Sonnen-
schein und Regen; nichts ist wahrer, als daß schön denken schön macht. Mir fällt noch eine Vemerlung
von Fries ein Psych. Anthropol, II l 104) über den Einfluß der Erziehung: „Man wird finden, daß
in feineren Familienkreisen, wo der Erzieher alle heftigen Emotionen genauer beachtet, sich häßlichere
Kinder nach und nach immer schöner ausbilden. Im Gesicht des Wilden dagegen liest man oft die
Wut in stehenden Zügen, und überhaupt bei nachlässiger Erziehung, wo rohere Emotionen, auch
bloße Angewöhnungen z. V. im Verzerren des Gesichts, im Kinde gewaltsamer spielen, werden
schöne Kinder durch diese Veizerrungen bald veiunstaltet." Beispiel von der eisten Art, vom Schoner-
Werden und edler Aussehen: die Hohenzollernkinder.

gungen die Mitte der Stirn hinauf fortsetzen; unnatürlich entwickelt ist dieser breit
hervorgewölbte Stirnbau mitsamt dem, was da unten sich zusammenballt, mit
all dem Drang dieser unnatürlichen Wulstungen, Schwellungen und Senkungen;
unnatürlich mächtig tritt dieses „Widerlager des Stirngewölbes" heraus, diese
Nase; unnatürlich grandios stürzen diese Locken herunter. Triumph über
alle diese Unnatürlichkeiten! Was ist Naturtreue in der Kunst
ohne die Weisheit der von ihr abweichenden künstlerischen Unnatur, wodurch erst
Natur zur Kunst erhoben wird?! Ein Greuel sind mir die Larven, aus denen alle
höhere Bedeutung des Menschen hinwegnaturalisiert ist; der ganzen naturalistischen
Kunst spreche ich mit Platon das Verdammungsurteil und wollte von Herzen eifrig
mittun, wenn man die großen Virtuosen dieser Kunst, mit vieler Salbe begossen
und bekränzt, in eine andre Stadt und immer weiter solcherart von einer Stadt
in die andre schicken würde. Ich hasse den Naturalismus, der die Kunst ent-
zaubert und in das Bereich der Relativität, der Kleinlichkeit des Re-
lativen, hinunterzieht: er ist der falsche Freund und der ärgste Feind unsrer
Künstler und bestiehlt den Schatz ihres Hauses. Über seinem Bestreben, alle die
Eigentümlichkeiten der relativen Naturerscheinung widerzuspiegeln, opfert er
die Eigentümlichkeit der Kunst, die geistig symbolische Bedeutung. Um dieser
höheren Bedeutung willen gibt Kunst, der Anatomie zum Trotze, dem menschlichen
Leibe Flügel, und wo sich's durch Hinzufügung nicht erreichen läßt, da muß Ver-
änderung helfen. Esbedarf die künstlerische Darstellung überall einer Modi-
fikation der Naturgestalt, damit diese uns zum Bewußtsein gebracht werde als
die relative Erscheinung, welcher das ganz Andere der absoluten geistigen
Wahrheit zum Grunde liegt; die künstlerisch umgewandelten Naturerscheinungen
bedeuten andres als sie selbst, andres als Naturerscheinungen: nämlich den Geist,
der in den Naturerscheinungen eben relativ erscheint. So ist denn die Kunst
nicht Nachahmung, Darstellung der Natur nach der gewöhnlichen Anschauung,
sondern — ich hätte bald gesagt: Darstellung des Geistes — Innewerden des
Geistes ist sie und schafft sie gegenüber der Naturerscheinung, Innewerden der
absoluten Wesenheit inuns gegenüber der relativen Natur, die wir damit als
Nichtnatur, in ihrer Wesenheit erfassen. Das ist eines: in der Natur sein, und
das ist ganz andres: in der Kunst sein. Die Kunst und die Philosophie.
Die Kunst hat dasselbe vor Augen wie die Philosophie: das wesenhafte
Sein, und daß die sichtbaren Dinge der Natur nicht wahrhaft sind,
daß sie nicht wahrhaft sin d*), und in solchem Sinne ist Kunst nun in der

*) Das wahlhafte Sein des absolut Einen ist lein Sein im Sinne des Seins dies« sichtbaren
Dinge der Bewegungswelt, von denen zwar nicht das Gar nicht sein, das Absolut nicht sein, aber
das Nicht wahrhaft sein, das Nicht absolut sein gilt (sie sind: denn sie sind das Eine inderAuf -
fas ungder Relativität als Bewegung, welche kein absolutes Sein ist) — das ist das
^ 2v, das Nicht absolut sein: das Absolut nicht sein ist oi>x 3v, im Deutschen etwa
ausdrUckbar durch Nichtig im Gegensatz zu Nicht.

Tat Darstellung des Absoluten, des Geistes, und stellt dar, wie nicht anders sich darstellen läßt: die relativ dingliche Erscheinung zwar, aber durchdrungen vom wahrhaften Sein. Wo wir diese Einstimmigkeit mit der Philosophie gewahren, und wo sie das Herz einer Kunst ausmacht, da sind wir beseligt und wissen, was wir gewahren und was uns mit unsrer Beseligung geschieht; wo aber dieses Eine fehlt, da ist keine Philosophie, da ist keine Kunst.

Wär göttlich nicht der Seele Art und Ursprung,
Sie wünschte andres nicht als äußre Schönheit,
Die bloß dem Aug' gefällt, doch siehtdenTrug sie
Und schwingt sich auf zum ewigen Allgemeinen.
Ich achte: dem, der wahrhaft lebt, befriedigt
Nichts Sterbliches die Sehnsucht; in der Zeit nicht,
Drin alles altert, suchet er das Ewige!

So stammelt heraus mit Worten das, was ihn trieb zu seinen Taten, der ungeheure Michelangelo, stammelt nach diese noch gar schönen Worte dem großen Meister der Worte, dem großen Meister der Schönheit Platon — vom goldenen Wagen fällt ein goldenes Nägelchen; so dachte Michelangelo, der übrigens fast in ähnlichem Verhältnis zu Platon gestanden wie Goethe zu Spinoza, und der so gewaltig war in dem Unnatürlichen der Kunst — wie die
Griechen des hohen Stils; die nur mit einer ganz andren Art von
Unnatur die Natur zu erheben wußten. Triumph, noch einmal, über die Unnatur; ich kann sie nicht genug preisen, die Unnatürlichkeiten der Kunst, die Modifikationen der Natur, womit Kunst tatsächlich hinausgeht über die Naturerscheinung, zuhöchst in ihrer höchsten Aufgabe, mit der Darstellung des Menschen als des Heroen, mit dem Idealporträt des für die Menschheit bedeutenden Menschen tatsächlich hinausgeht über das gattungsmäßig Menschliche. Denn, indem sie darüber hinausgeht, idealisiert Kunst, schafft sie ein Werk nach der Erscheinung und nach der Tiefe. Die andre Stufe der Auffassung, auf welcher unsre Ästhetiken durchweg sich befinden, wonach nämlich das Ideal sein soll ein makelloses Bild der Gattung, darin jegliches individuell Charakteristische abgestreift sei, das ist die Stufe eines makellos närrischen Schnickschnacks, für keinen Menschen auf der Welt vorstellbar, geschweige denn durch Kunst darstellbar — ein solches Ideal mögen die Ästhetiker zur Mitternacht im Sonnenschein erblicken*); und es ist ebenso närrischer Schnickschnack, das Charakteristische dem

*) Die Gattung hat lein Sein: Sein haben nur die Individuen, die Gattung „ist" nicht, auch nicht in, relativen Sinne, und wird daher nicht durch eine Anschauung «präsentiert, auch lann es dafür keine künstlich lonstruierte Repräsentation geben wie für den Staat durch den König. In äußerst seltenen Fällen treten Individuen auf, von denen man Besseres nicht zu sagen weiß als: sie lommen dem Gattungsideale gleich. Als solches förmliches Gattungsideal wird uns die schön«

Idealen entgegenzusetzen, als gäbe es eine charakteristische und eine ideale Kunst.
(Eine andre Frage: wieweit die überwiegende Hervorkehrung des Charakteristischen
in einem Werke berechtigt ist, ohne daß dieses darum aufhört ein Kunstwerk zu
sein? — eine Frage und Untersuchung, die ganz und gar zusammenfällt mit der
Sache des Komischen in der Kunst; denn in den Werken der komischen Weltauf-
fassung muß das Charakteristische vorherrschen, und sie können doch Kunstwerke
sein. Niederländische Malerei. Es ist aber darum eine tiefe Sache, auf die
sich hier nicht eingehen läßt. Was im besonderen Porträts anbelangt, so muß
man sich nun einmal damit abfinden, daß mit den Mitteln der Kunst vieles dar-
gestellt wird, was nicht Kunst, ja was überhaupt kunstunmöglich ist — von solchen,
die aus Gesichtern ohne Wahl Porträts und ihren Lebensunterhalt protrahiercn
(Porträtieren kommt her von pratradere). Ein Kunstwerk zu schaffen dürfte
man wahrlich nicht jedes Gesicht naturgetreu wiedergeben: gar vieles Animalische
ist gänzlich kunstunmöglich — außer wenn es nach der komischen Auffassung
behandelt würde). Das Charakteristische und das Ideale sind einander so wenig
entgegengesetzt wie das Relative und das Absolute, die ja nur zwei Auffassungs-
Winzenn Nittoria von Albano beschrieben, die man im Jahre 1820 entdeckt hatte. Ein Jahrzehnt
hindurch mühten sich ungezählte Künstler (darunter Männer wie Thorwaldsen, Schadow, Horaee
Vernet, Heß), dieses Wunder der Schönheit abzubilden, um solcherart ein Wunder der Kunst zu
schaffen. Die angestrengtesten Versuche mißlangen, alles verzweifelte. Endlich fand A. Kestner
Beifall mit einer Zeichnung, worin auf die idealste Weise nur die reinen Grundzüge wiedergegeben
waren. „Das Blatt lag auf dem Tische, als der originelle Maler Ziecheira, ein bejahrter Portugiese,
der bei dieser Familie ebenfalls diesen Abend zubrachte, dasselbe zu Gesicht bekam. „Wo !st die
Büste, wonach diese Zeichnung gemacht ist?" fragte er, „ich lenne diese Antike nicht", sehte er hinzu.
Nicht wenig erfreut über diesen Irrtum, antwortete ich ihm: „Habt ihr nicht von der schönen Viktoria
von Albano gehört? Dies ist ihr Profil,"— „Ist es möglich", rief er aus, „eine solche Person lebt?"
Nach mehreren Erläuterungen rief er aus: „Jetzt wil ich euch zeigen, was Schönheit ist! Gebt mir
weißes Papier." Man wußte nicht, was er tun wollte, und gab ihm mehrere Blätter weißes Papier,
mit Gewißheit aber etwas Gutes erwartend, denn er war ein geistreicher und lebhafter Mann. Nun
umlegte er das Profil mit einigen Blättern, so, daß nur die Hauptzüge von der Stirn bis zum Kinn
zu sehen blieben. „Ich werde tun", sagte er, indem er mit dieser Vorbereitung beschäftigt war,
„was ihr nicht glaubt, bevor ihr es gesehen habt: ich werde diesem schönen Gesichte alle Arten von
Kopfbetleidungen geben, die mit einem so schönen Wesen verbunden werden können, und die aller-
verschiedenartigsten sollen ihm wohl stehen," In der Tat erfüllte er, was er versprochen hatte,
zum angenehmsten Erstaunen der Anwesenden. Eine Madonna mit dem Schleier war die erste.
Neues Papier wurde angelegt, und mit Erstaunen sahen wir einen Achill; der Helm gab den Augen
das Feuer, dem Munde den Stolz, das göttliche Lächeln hielt den Helden-Charakter fest. Neues
Papier und ein Iünglingskopf mit dichten Locken, als war'es das Porträt eines Aleibiades, der mut-
willig zu weiden schien, stand vor unsren Augen, eine Nonne folgte ihm, und die gesammelte Kloster-
devotion drang in das Gesicht und schien darin zu wohnen Noch einige andere folgten." Diese
Geschichte zeigt, daß wenigstens in Kestners Zeichnung eine Art von Gattungsideal herausgekommen
war, und mag denjenigen zur Belehrung dienen, die es auf andre Weise nicht lernen tönnen: daß
Gattungsideal und Kunstideal zweierlei seien,

weisen des Einen sind, und von welchen die Einheit darzutun eben der
Kunst gerade so wie der Philosophie zur Aufgabe gesetzt ist; Künstler
und Philosophen sprechen zu uns von Seele zu Seele, indem sie uns durch ihre
Werke das Relative als durchdrungen vom geistig Absoluten zum Bewußtsein
bringen, damit unser Bewußtsein geistig lebendig werde, wir nicht hangen bleiben
an dem relativ Erscheinenden und nicht die Verkleidung für das Wesen nehmen
— die Kunst der Volkskünstler hingegen, ebenso wie die Volksmctaphysik, ist Relativität und Aberglaube, und wirkt auch wieder nur auf das relative und das abergläubische Bewußtsein. Deren Kunst ist Naturnachahmung — der Streit
zwischen der Naturnachahmung und dem Ideal ist so alt wie die Menschengeschichte: es ist der Streit zwischen den Geistigen und dem Volke — das Volk
und die von ihm Irregeführten wollen die Natur darstellen; denn sie wollen,
in der Vergessenheit ihres geistigen Wesens, daß sei, was nicht ist. — Echte
Kunst ist immer Idealisierung des Charakteristischen (d. h. nicht aller, sondern
der wesentlich charakteristischen Eigenschaften), was also nichts andres heißt als
relative Naturerscheinung auf dem Grunde des Absoluten, und was nicht anders
darstellbar ist als durch Modifikation der Naturerscheinung, durch Unnatur zur
Natur hinzu, durch solches, was der Künstler nicht der Natur, was er seiner
wundertiefen Seele abgesehen. Nur wer gestaltet aus einer Besinnung heraus,
in der mehr erfahren wird als in der Welt unsrer Sichtbarkeit, damit er sichtbar
mache an dem Sichtbaren das Unsichtbare, nur der ist ein Künstler. Die Seele,
die der Künstler gibt, steckt wahrlich nicht in seinem Naturgegenstande — sonst
wäre mehr Bedeutung im Fibelhahn und in der Stubenfliege auf den Wandtafeln
zum Schulunterrichte als in einer Landschaft von Ruisdael. Und nun weißt du,
weswegen ich die Unnatürlichkeiten der Kunst preise als das, was Kunst zur Kunst,
zur Offenbarung des Absoluten erst macht. Hier auch diese Unnatürlichkeiten —
sie allein schaffen, daß nun die Züge des Antlitzes da solchen Glanz des Geistes
auf uns niederstrahlen.

Aber die Ähnlichkeiten mit Goethe, die wir hervorgehoben hatten — es sind
sogar noch mehr Ähnlichkeiten, wenn man will. Die Asymmetrie in der schon
erwähnten rechts schmaleren Wangenseite, wenn man will: sie war bei dem
wirklichen Goethe vorhanden (worauf er selber aufmerksam gemacht hat) und ist
auf einigen seiner Bildnisse anzutreffen, ganz wie auf unserm Porträt des
Spinoza. Wenn man will, auch das Kinn; welches hier, wie auf Goethe-Darstellungen, auch auf der gewiß nicht trügenden von Schadow abgeformten Gesichtsmaske, rundlich heraus aus der ziemlich tiefen Kinnlippenfurche, ich möchte sagen
geschlechtslos gebildet ist; denn im Kinn zeigt sich allgemeinhin physiologischer
Unterschied der Geschlechter, während wir bei unserm Spinoza, Goethe, Coppernicus, Shakespeare (auf dem Chandes-Porträt und an der Darmstädter Totenmaske, die wohl als echte Shakespeares gelten kann) ein weder männliches noch
weibliches, ein mindestens so weibliches wie männliches, darum nichts weniger

als weichliches Kinn gewahren; sie haben das Kinn Apollons und der Genies*).
Wer will, kann auch sonst Ähnlichkeiten mit Goethe und womöglich Anlehnung
an ihn sehen. Ich aber sehe nichts, je länger ich sehe, als Unähnlichkeiten und
alles anders und größer bei diesem Bildnis des Mannes, zu dem auch Goethe
Meister gesagt hat; ganz viel größer das Ethos und das Pathos, die Liebe,
die Phantasie, die Produktivität, das Daimonion, die Fähigkeit und die Zähigkeit
des Genies, die Leidenschaft und Freudenschaft des Denkers, die Kraft und Be-
geisterung des Helden. Ich muß hier doch übrigens noch einmal auf die Breite
der Stirn kommen, von der einige Phrenologen auf Energie und Ausdauer des
Willens und, besonders wo sie über der Schläfengegend vorhanden ist, auf idealen
Sinn schließen. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält, jedenfalls fand ich
Begeisterungsfähigkeit niemals bei Menschen mit schmalen Stirnen; Platon, der
Begeisterte, hat, wie einige berichten, dieses Pseudonym Platon — sein Ortho»
nym war Aristokles — nach seiner breiten Stirn getragen, und von Thersites,
dem nichts weniger als Begeisterten, wird ausdrücklich ein spitzer, an den Seiten
plattgedrückter Kopf hervorgehoben (Il. II, 219). Ich weiß noch einen Mann,
der auf bedeutende Art Zeugnis abgelegt hat von seiner ganz merkwürdigen Un-
fähigkeit sich zu begeistern; der Schädel dieses Mannes befindet sich nicht in der
Erde, sondern im Besitz eines seiner Verehrer und ist ein ganz merkwürdig schmaler
Schädel — ich rede von dem Schädel Mar Stirners. — Mir gehen noch andere
Ähnlichkeiten mit anderem im Sinne flüchtig vorüber, aber alles zerrinnt wieder,
es ist sogleich nichts damit, es bleibt der Eindruck von der allerhöchsten Selbst-
ständigkeit; und damit ist viel gesagt von einem Künstler, zumal von einem Bild-
hauer. O, ich kenne vollendetere Technik, ich kann mir die Technik dieses Künstlers
noch vollendeter denken: aber wenn schließlich in solchem Werke alles hinaus-
laufen muß auf die stärkste geistige Wirkung, da weiß ich kein neueres Werk
der plastischen Porträtkunst, das mit Macht des vergeistigten Ausdrucks aufkäme
gegen dieses hier, und in so meisterhaft einfacher, klarer, bestimmter Sprache;
kein Rätsel gibt uns diese Kunst auf — eher wohl löst sie welche. Ein Ideal-
porträt; wohl verstanden, ich rede immer nur vom Idealporträt, das nicht etwa
Verschönerung und Schmeichelei noch auch Verlängerung und Verdickerung der

*) Maßgebend natüilich die Form und Schweifung de» Kinnlade, nicht das weiche Gebilde
des Kinnballs. Die weichen Teile bieten die am wenigsten zuverlässige Grundlage für das Urteil
über einen Menschen, denn sie hängen gar zu sehr ab von dem Seelenzustande, der Stimmung, der
körperlichen Nufgelegtheit, tragen die Spuren der Lebensbeschäftigung, der Krankheit, des Geschicks
und von hunderttausend Einflüssen der ganzen Welt; Besseres lehrt uns das Konstruktive des Skeletts,
obwohl auch hier schon im Mutterleibe und während der Geburt rein zufällige, äußere Umstände
eingewirkt haben können; das Beste: der Mensch in der Bewegung, im Stand, im Fall, im Gang
seines Körpers, mit seinen unwillkürlichen Gebärden und Mienen, mit seiner Stimme, auch mit
seinem Lachen (und seinem Aussehen beim Lachen), und mit seiner Schrift, in seinen Briefen —
NsIotosoopiH und pn/sio^nomia spistolsriz.

wirklich vorhandenen Züge ist, so wenig wie eine plastische Phantasie aus den
Wolken über ein Individuum: sondern die ikonische Erscheinung wird zum
Grunde gelegt, um die Idee und das Symbol wiederzugeben, um zu durchgeistigen,
meinetwegen zu vergöttern — nehmt nur der Plastik ihre Götter und Heroen, und
ihr nehmt ihr den höchsten Gegenstand und könnt sie begraben. Ich betone das
ausdrücklich immer wieder, daß hier das Ikonische nur den Grund bildet, der
wieder zu verlassen ist, man muß fordern, daß dieser Grund nach Möglichkeit
verlassen werde; ein Idealporträt Spinozas hat freilich Spinoza, aber so dar-
zustellen, wie er im Leben schwerlich jemals ausgesehen haben mag, in einer
Höhe der Menschlichkeit, die sich so weit als möglich außerhalb der Bedingnisse
von Land, Zeit und Rasse hält und, wie ich oben sagte, dann noch weit hinaus-
schwingt über das gattungsmäßig Menschliche. Wer das nicht versteht, der
versteht auch ganz gewiß nicht, weswegen die Griechen niemals gestatteten, daß
man die Gottheiten nach dem Ebenbilde noch so schöner und erhabener Menschen
darstellte, der versteht auch nichts von der einzigen Möglichkeit, die unsrer Plastik
noch offen bleibt für ernstere Schöpfungen (Heroen nämlich; denn Götter
haben wir nicht, und mit der freien Erfindung von Gestalten ist nichts und wird
nichts). Der begebe sich nicht an die Betrachtung des Wienbrackschen Spinoza:
der bleibe bei den Porträts aus der Zeit, Zeitporträts, derengleichen unter-
geordnete Künstler zu allen Zeiten gaben und geben. Übrigens stellt nicht bloß
unser Idealporträt Spinoza so dar, wie er im Leben niemals ausgesehen haben
kann: auch von jenen Zeitporträts muß gesagt werden, daß, wie er auf ihnen
erscheint, Spinoza schwerlich ausgesehen hat; von seiner physiognomischen Größe
geben sie uns ganz gewiß keine Vorstellung. — Wienbracks Werk ist ein echtes
Idealporträt, den griechischen Werken vergleichbar; ein Porträt nach dem Ge-
präge der inneren Notwendigkeit, nach der Idee und Poesie in der Lebenstiefe
des Mannes Spinoza, was hier völlig übereinkommt mit der Idee in des Künstlers
Seele — l?i«, eI3o? im höchsten Sinne: das in der Seele Geschaute.
Lediglich nach dieser Idee: wer des Mannes Spinoza äußerliche Art, wer auch
nur etwas über das Verhältnis der Geistigkeit zum Sinnenleben, zu den Trieben
und Instinkten erschauen möchte, wo soll er suchen? Sogar der sonst hierfür
so bedeutungsvolle Mund, der durch das Verhältnis der Oberlippe zur Unter-
lippe Verräter am seltsamsten Geheimnis werden kann, entzieht sich hier fast
gänzlich der Auskunft infolge jener Bewegung, welche die Unterlippe macht;
dazu das Kinn, über welches wir schon einig wurden; und überhaupt, schwerlich
findet man ein anderes Idealporträt mit solchem Ausdruck des ganzen unteren
Gesichtsteils, so gar nicht unter dem Adel des oberen, und nirgendwo alle die
Züge des oberen Antlitzes so von geistiger Majestät und Mächtigkeit über und
über! Nirgendwo findet sich, bei der Fülle und Gewalt aller Wunder, die
störungslose Seligkeit des Beruhens in sich selber, nirgendwo ein Blick, der alles
dieses verkündigt — wir haben es schon am Munde gesehen, wir sehen es mehr

noch diesem Blicke an, was der Mund «den wird. Schon schaut und redet
es dieser Blick der Augen. Zu ihm müssen wir immer zurück. Auch dieser Blick
Spinozas, und nicht zum wenigsten dieser Blick, erschreckte uns im Anfang der
Betrachtung, und doch auch war es dieser Blick, und am meisten dieser Blick,
der uns gebannt hielt, sogleich das Edle in uns aufrufend. Und jetzt immer noch
erschreckt uns dieser Blick, aber es ist das Erschrecken vor dem ganz Ungeheuren
des Geistes, vor der Übermächtigkeit, vor dem Sieg und Frieden der Wahrheit;
wie es uns überkommt, wenn unerwartet der Schleier sich hebt und das Menschen-
bcwußtsein sich auftut gegen die Ewigkeit. Wir begannen mit Erschrecken, mit
Zweifel, mit Widerstreben, und das Ende ist Weihe und Stille und Seligkeit
durch die ganze Seele. Wir sind dahin gekommen, woher dieses Werk ist. Ich
bin zu Ende mit meinem Sagen; wir sind im Unsaglichen.

. Der mit der stummen Gewalt seines Werkes solches in uns zu wirken versteht,
der ist ein Künstler und hat damit gezeigt, was in ihm ist. Ob die vielen andern
Künstler, an denen die Zeit reich genannt wird, ich meine alle die so klugen, alle
die so unendlich bewußten, Ästhetenphrasen räsonierenden, mit so raffinierter
Technik Jagd machenden Künstler — ob auch die nicht nur sein Werk, ob sie
wohl auch gewahr werden, was ihnen fehlt und was in diesem Künstler ist: die
großgesinnte, keusche, tief ehrfürchtige Seele, die Klarheit und Frieden in sich
selbst errang, ehe sie um den Dank und Lohn der Welt sich mühte, und
aus deren reinem Gefühl und reinem Wollen unmittelbar die schaffende Phantasie
emporschlug? Könnten besonders die jungen aufkommenden Geister dies ge-
wahren und folgen, daß sie „nicht nur ihre Steine dem Ideal anzunähern suchen,
sondern vor allem sich selber", und möchte ihnen nicht entgehen, wie unser
Künstler — auch in früheren Werken, in seinem Beethoven*) — eingedenk sich
zeigte des Wesens und der Würde dieser heiligen Kunst, die zu anderem nicht
gebraucht werden sollte, als mit den Gefühlen und mit Besinnung von der
höchsten und unendlichen Bedeutung uns zu durchregen. Du darfst auch wahrlich
glauben, daß hier von denen einer sei, in dessen Herzen Spinozas Lehre gezündet
hat. Spinoza hat etwas aus diesem Künstler gemacht, bevor der sich den Spinoza
zum Gegenstande nahm und es ihm vergalt, indem er dieses Werk hervorbrachte,
von dem man einsieht, daß er es notwendig aus seinem Inneren hervorbringen
mußte, eine Geburt aus der Tiefe seines Wesens; er hat so viel aus seinem
Gegenstande gemacht wie der Gegenstand aus ihm. Er ward befruchtet durch
den Gedanken; sein ins Leben gebrachter Spinoza ist ebenso sehr der Gedanke

*) D« in bedeutender Weise d i e E i n sa m te it des genial großen und größten Menschen
zeigt, wovon aber bei seinem Spinoza nichts sich findet: weil der größte Denker, mit der unweit
größeren Bewußtheit der Seele, mehr überwinden kann als der größte Künstler, weil er Alles über-
winden und glücklich sein kann.

Spinozas wie Spinoza selber, und ich meine anzuschauen die plastische Argumentation von der Wahrheit seiner Lehre. Der Gedanke ist hineingesenkt und verwebt in die Erscheinung des Mannes, leuchtet heraus überall; eines verwandelt sich vor uns ins andre; und so ist nun auch der Gedanke durch die Kunst gefesselt in einem bleibenden Werke. Wahrlich aus mehr als gewöhnlicher künstlerischer Gesinnung und Absicht ist dieses Werk geboren: aus der innigst erregten Verschwisterung mit dem treuen Gedanken der Wahrheit, dessen letztes die Liebe ist; aus der tiefsten Glücks-Erschütterung der Seele des Künstlers, die, wie sie den höchsten Menschen in seinem Verhältnis zum Ewigen darstellte, so für sich selber ihrer Richtung auf das Ewige und ihres Zieles sich ganz bewußt geworden, und die nun niemals wieder unglücklich werden kann.

Constantin Brunner.

Nachschrift fünf Monate später.

Das Werk kann nicht mehr impressionistisch genannt werden, Wienbrack ist überall in die Einzelheiten gegangen, hat überall herausgearbeitet, was drin war. Und es gilt noch alles so, wie ich es schrieb. Nur in einem Punkte nicht, im weitaus wichtigsten. Die Augen sind andre. Die Iris war inzwischen hineingebracht, nun allerdings ist sie wieder herausgebracht worden und ist wieder Blicklosigkeit, aber andre, als gewesen war; auch hat dadurch das Werk in der Vorderansicht (nur in der Vorderansicht) von seiner Kraft verloren, ist etwas weichlicher geworden. Mit der früheren Behandlung der Augen, mit jenem Blicke schien mir Höheres erreicht, als bislang die Plastik irgendwo erreicht batte — dies war offenbar nur impressionistisch möglich, und es bleibt denn dabei, daß mit den Augen die Grenze der statuarischen Kunst bezeichnet ist. Wäre die bildnerische Impression noch da, so wie sie jetzt nur in meiner Beschreibung vorhanden ist! Ich aber bin außerstande, meine Beschreibung zu ändern. Ich sehe immer noch, wie ich sah; mir ist mein Wunsch nach einem ganz vollendeten Idealporträt Spinozas erfüllt. E. B.

Svante Arrhenius:

Die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihre Zukunft.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Naturforschung und speziell der physikalisch-chemischen Wissenschaften. Die enorme Entwicklung der Industrie einschließlich des Ackerbaus und der Verkehrsmittel beruht gänzlich auf der technischen Verwertung der physikalischen und chemischen Entdeckungen. Auch die Medizin, die in so hohem Grade unser Wohlergehen beeinflußt, ist durch die Physik und Chemie reformiert wo.rden — es genüge darauf hinzudeuten, daß Pasteur Chemiker war. Die Astronomie, welche uns unsere Stellung im Weltall angibt und, so lange die Geschichte zurückgeht, unsere Weltanschauung beherrscht hat, ist jetzt eine fast gänzlich physikalische Wissenschaft.

Die Frage, ob die physikalisch-chemischen Wissenszweige ihre herrschende Weltstellung behalten werden, ist aus diesem Grund von ganz hervorragendem Interesse. Um sie mit einiger Sicherheit beantworten zu können, müssen wir die Verhältnisse in älteren Zeiten untersuchen, dann werden wir die Bedingungen des jetzigen Standes der Naturwissenschaft beurteilen können, und danach können wir zusehen, ob ähnliche Bedingungen wahrscheinlich in der Zukunft obwalten werden, woraus wir weiter auf die zukünftige Stellung der Naturwissenschaft zur allgemeinen Kultur schließen können.

Alles Lebendige ist ein Produkt der äußeren Bedingungen. Die Pflanzen, welche an einen bestimmten Ort gefesselt sind, können der Gewalt der Naturkräfte nicht entfliehen, sie sind vollkommen hilflos gegen solche Katastrophen, wie z. B. ein Waldbrand oder eine langdauernde Überschwemmung oder ein heftiger Regen von vulkanischer Asche. Nur durch ihre Samen, die von den Luft- oder bisweilen von den Meeresströmungen weite Strecken fortgetragen werden können, vermögen sie sich ungünstigen äußeren Bedingungen zu entziehen. Die Tiere können sich im Allgemeinen durch Platzwechsel den Unbilden der Natur entziehen und ebenso der Mensch. Der Naturmensch ist nicht viel besser gestellt als die Tiere. Erst wenn er so weit gekommen ist, daß er den Wechsel der Naturereignisse vorausberechnen kann, erreicht er eine günstigere Stellung. Diese Vorausberechnung, oder Prophezeiung, wie Ostwald sagt, ist Aufgabe der Naturwissenschaften. Einige Tiere sind ja so weit gekommen, daß sie Vorräte für den Winter oder andere ungünstige Zeiten sammeln. Ohne Zweifel haben die niedrigsten Stämme in Zeiten von Überfluß etwas aufgespart

für die Zukunft, erst spät aber kamen sie dazu, für etwas längere Zeiten sich ein-
zurichten. Es fehlte ihnen das Zeitmaß.
Da wurde die Beobachtung gemacht, daß der Wechsel des Mondlichtes mit
großer Regelmäßigkeit erfolgt, und die Möglichkeit war vorhanden, für längere
Abschnitte die Zeit zu bestimmen, als für so viele Tage, wie man an Fingern
und Zehen abzählen kann. Der Mond erhielt bei vielen Völkern davon seinen
Namen, daß er zur Meßkunst den Ursprung gegeben hat — Mond und Monat ist
mit Maß etymologisch verknüpft, noch enger die lateinischen men » i » (Monat)
und men » u r a, (Maß). Allmählich fand man, daß die Sonne und die Pla-
neten und die Sterne sich sehr zur Zeitmessung eignen, indem sie in bestimmten
Zeitabschnitten an genau dieselbe Stelle auf dem Himmel wiederkehren. Di«
babylonische Religion erhob diese „vollkommenen" Wesen, die durch keine Um-
stände sich stören ließen, zu Göttern, welche alles Irdische beherrschen. „Die
Vernunft, welche alles steuert", sagt der berühmte zu Kaiser Tiberius' Zeit
wirkende Verfasser von fünf Büchern ^strouomick, Manilius, „hat ver-
ordnet, daß die irdischen Wesen von den Konstellationen des Himmels geleitet
werden." Er beruft sich auf die Erfahrung wie alle Verteidiger der Astrologie.
Sie sagten: Ist es nicht offenbar, daß der Himmel auf die Fruchtbarkeit der
Ackerfelder einwirkt? Kann man wohl leugnen, daß die Sonne die Pflanzen zum
Leben erweckt und zum Sterben verurteilt, daß sie die Tiere brünstig macht oder
in lethargischen Schlaf versenkt? Hängt nicht die Ebbe und die Flut des
Meeres mit dem Umlauf des Mondes zusammen? Wird nicht alljährlich der
Aufgang gewisser Sternbilder von Stürmen, heftiger Kälte oder versengender
Hitze begleitet? Werden nicht die physischen und moralischen Eigenschaften der
Völker von dem Klima bestimmt, unter welchem sie leben? Die Einwirkung des
Himmels auf die Erde ist unbestreitbar, und wenn man den Einfluß der Ge-
stirne anerkennt, sind alle aus dem Verhalten der Sterne abgeleiteten Voraus-
sagungen zulässig. Aristoteles, welcher das Denken der folgenden Zeiten bis
zum Einbruch der neueren Zeit vollkommen beherrschte, lehrte, daß das Weltall
aus zwei Teilen besteht, dem über dem Mond befindlichen und dem unter diesem
Himmelskörper gelegenen Weltteil. Jener ist im Gegensatz zu diesem ewig, un-
veränderlich, aktiv. Durch den Umlauf der Himmelskörper werden alle Verän-
derungen auf unsrer Erde hervorgerufen. (Diese Sätze sind F. Cumonts Arbeit:
Die astralen Religionen der Vergangenheit entnommen).
Andererseits sind die Stellungen der Himmelskörper von Anfang der Welt
an vorausbestimmt gewesen, was ja daraus erhellt, daß sie mit Hilfe der Ephe-
meriden im voraus genau berechnet werden können. Folglich ist alles auf Erden
genau vorausbestimmt und es gibt kein Entweichen von dem festgelegten Schicksal.
Die Religion war in diesem System auf das Innigste mit der Wissenschaft ver-
bunden, was ja manchem noch als ein Ideal vorschwebt. Die Astrologie herrschte

auch ungebrochen bis zu Tycho Brahes Zeiten. Philosophisch ausgebildete Geschichtsschreiber zollen noch ihre Bewunderung diesem beim ersten Anblick streng logischen System, in welchem besonders das Kausalitätsprinzip zu so prägnantem Ausdruck kommt. Es ist sogar vorgekommen, daß, als ein freisinniger theologischer Schriftsteller sich über mein Buch „Werden der Welten" äußerte, er die Meinung aussprach, daß „das Weltall sowohl ertensiv als intensiv ebenso unbegreiflich ist für die Professoren der Licksternwarte in Kalifornien wie für die priesterlichen Astronomen des Mardukturms in Babylon". In Gegensatz zu den Philosophen muß der Naturforscher sagen, daß der babylonische Geist hemmend auf die Entwicklung der Wissenschaft wirkte. Nachdem sie den Grundgedanken ausgesprochen hatten, arbeiteten die Babylonier denselben auf dem ganzen Wissensgebiet durch und folgten dabei rein äußerlichen Gründen — z. B. die rote Farbe des Mars erinnerte an Blut, deshalb wurden Krieg und Totschlag von Mars bedingt —. Sie dachten nicht daran, ihre Schlüsse an der Erfahrung zu prüfen, sondern gingen rastlos weiter in voller Überzeugung, daß ihr Phantasiegewebe doch vollkommen der Wirklichkeit entsprach. Genau so verfuhren die Naturphilosophen im Anfang des vorigen Jahrhunderts; wo die Kenntnisse fehlten — und das war leider gewöhnlich der Fall — ersetzten sie die Wahrheit mit oberflächlichen, aber formell logischen Gedankenkonstruktionen und freuten sich, daß sie alles überblickten.

Leider wurde dieser orientalische Zug von den athenischen Philosophen aufgenommen und ihre Gedanken beeinflußten die Ideenwelt bis vor 300 Jahren. Die Griechen in Süditalien, auf Sizilien und in Ägypten dagegen suchten durch kritische Sonderung der Beobachtungen die größtmöglichste Einfachheit in der Darstellung der Beobachtungen zu erreichen. Auf diese Weise wurden schon die Pythagoräer zu der Ansicht geführt, daß das Stillstehen der Erde nur scheinbar ist, und Aristarchos erfand vor fast 2200 Jahren das heliocentrische (sogenannte kopernikanische) System. Im Mittelalter und im Anfang der neuen Zeit kamen vereinzelte hervorragende Geister vor, welche wie Nicolaus von Cucs (Cusanus) und Lionardo da Vinci annahmen, daß die Gestirne aus ähnlichen Bestandteilen zusammengesetzt sind wie die Erde, während nach dem vorherrschenden aristotelisch-ptolemäischen System die Erde gerade deshalb in der Mitte der Welt sich befand, weil sie aus schwererer und gröberer Materie als die Himmelskörper aufgebaut war.

Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß Kopernikus, wie er es selbst ausdrücklich sagt, als er mit der vorherrschenden Lehre von den Bewegungen der Planeten unzufrieden war, durch das Studium der Ansichten der Pythagoräer zur Aufstellung seines Systems bewogen wurde. Der Unterschied zwischen der Auffassung der babylonischen Astronomen bezw. Ptolemaios, welche zufrieden waren, als sie mit Hilfe der Ephemeriden die Lage der Planeten vorausberechnen konnten,

und Kopernikus' Suchen nach einer Ursache der Planetenbewegungen erhellt
aus folgenden Worten von ihm: „Es begann mir widerlich zu werden, daß die
Philosophen keinen sichern Grund für die Bewegung der Weltmaschine hätten,
die doch unsertwegen von dem besten und gesetzmäßigsten aller Meister gebaut ist."
Es ist dieser Drang nach tieferer Gesetzmäßigkeit, welcher überhaupt der Entwicklung der erakten Wissenschaften zugrunde liegt.

Nächst der Astronomie war die Optik am meisten in der Antike entwickelt.
Man begnügte sich aber damals mit einer sehr groben Annäherung, indem Ptolemaios lehrte, daß das Verhältnis zwischen Einfalls- und Brechungswinkel
konstant ist. Alhazen (etwa um 1000 n. Chr.) fand, daß der Ptolemäische Satz
nur für kleine Winkel zutrifft; er fand aber nicht das richtige Gesetz, obgleich die
Sinusfunktion von Albatani (gest. 929 n. Chr.) eingeführt war, sondern dies war
dem Holländer Willebrord Snellius (1591—1626) und dem Franzosen Descartes (1596—1650) vorbehalten. Diese Entwicklung ist für die betreffenden
Zeiten sehr charakteristisch.

Die außerordentlich langsame Entwicklung der Wissenschaft, die vielen
Rückschritte, die schon Errungenes vernichteten, beruhen auf der außerordentlich
geringen Zahl der Forscher, auf dem Mangel an Kenntnis der Vorgänger, was
mit der Seltenheit der Schriften zusammenhing, und mit dem stark formalen
Geist, der in Haarspaltereien seine Befriedigung fand. Aber in noch höherem Grade
trug die Abneigung gegen den Versuch dazu bei, — man erinnere sich, daß Archimedes, als er bei der Untersuchung des Kranzes von Hiero zum Versuch greifen
mußte, ausdrücklich um Nachsicht des Lesers ersuchte. Die erperimentellen Wissenschaften waren demzufolge fast gänzlich ausgeschlossen, nur die wenigen Erfahrungen, die man im Gewerbe, besonders bei der Darstellung von Metallen, machte,
wurden allmählich gesammelt. Häufig haben Sklaven und Frauen diesen winzigen Erfahrungsschatz verwaltet. Die Frauen besaßen Kenntnisse über die Bereitung von Zaubertränken (Narkotika und andere Gifte) und Liebesgetränken, zur
Beurteilung von Gold, Silber und edlen Steinen, in der Färberei und der Bereitung von Schönheitsmitteln, speziell zum Färben der Augenbrauen. Diese
Kenntnisse wurden als Geheimnisse betrachtet, die von Göttern, Engeln oder Dämonen gelernt waren, eine Auffassung, die noch in den Herenprozessen vor zweihundert Jahren ihren Ausdruck fand. Im Orient und in Ägypten scheinen alle
ihr Wissen geheim gehalten zu haben, dasselbe gilt für die Pythagoräer. Später
wurde der Geist freier, die große Mehrzahl des Volkes, die Sklaven
waren aber anfangs gänzlich davon ausgeschlossen — später änderten sich die
Zeiten, als häufig die als Kriegsgefangene eingeführten Sklaven höhere Bildung
als ihre römischen Herren besaßen.

Mit einer großen Schwierigkeit hatte auch die Wissenschaft dann zu kämpfen,
wenn sie mit den religiösen Ansichten über Naturerscheinungen, d. h. mit ver-

erbten primitiven Anschauungen in Widerspruch geriet. Anaragoras wurde z. B. wegen Gotteslästerung von einem verräterischen Schüler, Kleanthes verklagt, weil er gesagt hatte, daß die Sterne aus glühender Materie bestehen, da doch die damals vorherrschende religiöse Auffassung sie für göttliche Wesen hielt. Nur durch das mächtige Eingreifen seines Schülers Perikles wurde er von der Todesstrafe gerettet, ging aber nachher vorsichtshalber in freiwillige Landesflucht aus Athen. Aristoteles wurde vom Areopag wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt, rettete sich aber durch Landesflucht und starb in Verbannung. Diese Beispiele könnten vervielfacht werden.

Sehr interessant ist es, in einer Plutarch fälschlich zugeschriebenen Schrift zu lesen, daß Aristarchos wegen Lästerung verklagt werden müßte, weil er lehre, der Himmel sei unbeweglich, die Erde aber drehe sich um ihre Achse und kreise um die Sonne; genau, was 1614 von der heiligen Kongregation erklärt wurde. Galilei, der 1597 in einem Brief an Kepler erklärte, er sei schon lange Anhänger der kopenn'kanischen Lehre, wagte nicht vor 1613 diese Ansicht öffentlich zu vertreten. Die Folge davon war, daß die heilige Kongregation in Rom erklärte, daß die Lehre des Kopernikus von der doppelten Bewegung der Erde gegen die heilige Schrift streite, daß deshalb diese Lehre wohl als Hypothese benutzt werden dürfe, es wäre aber verboten — und zwar so zu verstehen, daß ein Übertreten des Verbots martervolle Todesstrafe herbeiführte — dieselbe als wahr anzugeben.

Die Angabe, daß die gegen die kirchliche Lehre streitenden Sätze nur als Hypothese gelten sollten, war die wirksame Schutzformel gegen die grausamen Verfolgungen von Seiten der Kirche. Diese scharfe Stellungnahme der Kirche gegen wissenschaftliche Neuerungen trat erst mit der bedauerlichen katholischen Gegenreformation auf. Nicolaus von Cues (1401—1464) und Lionardo da Vinci (1452—1519) lehrten ganz unbeanstandet, daß andere Himmelskörper sich ungefähr so wie die Erde oder Sonne verhalten. Als Giordano Bruno deswegen verklagt wurde, daß er die Vielheit der bewohnten Welten verkündigte, konnte er auf die gleiche Annahme von Cusanus hinweisen, welche toleriert worden war. Trotzdem wurde Bruno zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt (1600). Vielleicht hat auch der Umstand dazu beigetragen, daß Bruno sich an die großen Massen wendete. Kopernikus schrieb in der an den „heiligsten Herrn, Papst Paul III." gerichteten Vorrede zu seinem großen Werk ,,ä« r«volutionibus", daß er sich wohl bewußt war, daß seine Ansicht, wonach die Erde sich bewegt, viel Anstoß erregen würde. Seine Freunde Nicolaus Schonberg, Kardinal von Capua, und Tiedemann Giese, Bischof von Culm, hatten aber in ihn gedrungen, das viermal neun Jahre verborgen gelegene Werk herauszugeben. Weiter beruft er sich auf Gelehrte der antiken Welt, welche die Bewegung der Erde gelehrt hatten, sowie darauf, daß anerkannt rechtgläubige Schriftsteller, Kirchenväter, eigentümliche Ansichten in astronomischen Sachen geäußert hatten. Der Herausgeber seines Werkes, Andreas Osiander, war aber vorsichtiger. Er

unterdrückte die Vorrede des Verfassers und schrieb eine neue, worin er hervorhob, daß die Ansichten des Kopernikus nur als Hypothese zu betrachten wären. „Es ist nicht erforderlich, daß diese Hypothesen wahr, ja nicht einmal, daß sie wahrscheinlich sind, sondern es reicht schon allein hin, wenn sie eine mit den Beobachtungen übereinstimmende Rechnung ergeben."

Oslander ist wegen dieser Tat streng verurteilt worden. Man vergißt dabei, daß gerade um die Zeit, als Kopernikus starb (1543), die große Verschärfung der Maßregeln gegen Heterodore stattfand. Beleuchtend in dieser Hinsicht ist die Äußerung Galileis (in „ßa^^intoie" 1623), nachdem im Jahre 1614 verboten worden war, die kopernikanische Lehre für etwas anderes als eine Hypothese auszugeben. Als guter Katholik halte er das von kompetenten Theologen als irrlehrig erklärte kopernikanische System nicht für wahr, da aber die teleskopischen Beobachtungen zeigten, daß auch das ptolemäische System unhaltbar sei, müßte man ein neues System erfinden, was sowohl den Anforderungen der Theologie als der Erfahrung entspräche. Dies ging noch gut. Als er aber 1632 seine Schrift über „die zwei größten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische" veröffentlichte, wurde er verklagt und unter Anderem beschuldigt, die Frage der Weltsysteme wohl als unbestimmt darzustellen, jedoch in solcher Weise, daß das alte Weltsystem als vollständig unhaltbar vorkäme. Daraufhin wurde er endlich verurteilt, in schimpflicher Weise die Lehre von der Bewegung der Erde abzuschwören (22. Juni 1633). Die Zeiten hatten sich verschlechtert.

Ohne Zweifel haben sich die Gelehrten jener Zeit nicht nur aus Furcht vor den abscheulichen Verfolgungen, sondern auch aus Autoritätsglauben der Lehre der Kirche unterworfen. Die höheren Priester standen doch auf der Höhe der Bildung jener Zeit und waren in starker Majorität gegenüber den Naturforschern; man mußte doch zugeben, daß man selbst irren könnte, wenn so viele von den hervorragendsten Männern den Gegensat z als die klarste Wahrheit einstimmig priesen.

In dieser Weise lassen sich viele Eigentümlichkeiten verstehen, z. B. die, folgende Äußerung von Descartes: „Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Welt im Anfang in ihrer ganzen Vollkommenheit geschaffen wurde, so daß Sonne, Erde, Mond und Sterne damals entstanden sind, und es auf der Erde nicht bloß Pflanzensamen, sondern auch die Pflanzen selbst gab, und daß auch Adam und Eva nicht als Kinder geboren, sondern als erwachsene Menschen erschaffen wurden. So lehrt uns nämlich der christliche Glaube und der natürliche Verstand überzeugt uns leicht davon. Aber nichtsdestoweniger ist es, um die Natur der Pflanzen und Menschen richtig zu verstehen, viel ersprießlicher, darüber nachzudenken, wie sie sich allmählich aus Samen entwickelt haben können, als wie sie zu Anfang aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen sind. Wenn wir uns einige einfache und recht faßliche Prinzipien ausdenken können, mit deren Hilfe wir nachweisen, daß die Sterne, die Erde und alles, was wir in dieser Welt wahrnehmen, möglicherweise aus Samen entstanden

seien, so werden wir sie viel besser verstehen können, als wenn wir sie bloß beschreiben, wie sie sind, obgleich wir eigentlich wissen, daß sie auf die oben angegebene Art entstanden sind. Da ich nun glaube, solche Prinzipien gefunden zu haben, so will ich sie hier in Kürze wiedergeben." An einer anderen Stelle sagt Descartes: „Aus der Unendlichkeit der Welt im Raum folgt nicht ihre Unendlichkeit in der Zeit. Wenn also die Welt auch ohne Ende sein muß, so behaupten die Theologen doch, daß sie nicht seit unendlichen Zeiten bestanden habe."

Die eifrige Untersuchung, was wohl die religiöse Offenbarung über verschiedene Naturerscheinungen verkündet, hat bis in die letzten Zeiten den Fortschritt der Naturwissenschaft stark zurückgehalten. Jetzt aber, da die starke technische Verwertung der Naturwissenschaften zur Folge gehabt hat, daß die Anzahl der naturwissenschaftlich Vorgebildeten stark diejenige der Theologen übertrifft, macht sich die umgekehrte Richtung geltend; die Minorität sucht eifrig die heiligen Schriften so auszulegen, daß sie nicht in Streit mit den herrschenden naturwissenschaftlichen Ansichten kommen, und erfindet dazu die abenteuerlichsten Deutungen. Trotzdem behaupten die Naturwissenschaften, daß sie nie vollkommene Wahrheit erreichen können, sondern nur einen immer höheren Grad von Wahrscheinlichkeit, was wiederum nicht selten die Metaphysiker, welche die absolute Wahrheit inne zu haben meinen, dazu veranlaßt, die Naturwissenschaft als etwas relativ Minderwertiges zu bezeichnen. Die Welt hat aber schon längst die Erfahrung gemacht, daß eine hochgradige Wahrscheinlichkeit, welche für die Kultur nützlich ist, viel mehr wert ist als eine angebliche Wahrheit, welche zu keinem Erfolg leitet.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Verhältnisse in vielen Beziehungen andere als in der antiken Welt. Die Buchdruckerkunst hatte die Gedanken der Gelehrten in die weitesten Kreise verbreitet, so daß man weiter bauen konnte auf den Fortschritten der Vorgänger und nicht immer wiederum schon Erreichtes wiederholen mußte. Noch mehr in derselben demokratischen Richtung wirkte wohl die inzwischen erfolgte Abschaffung der Sklaverei. Während in der alten Zeit jede körperliche Arbeit den Sklaven überlassen wurde und es deshalb als etwas dem Freigeborenen Unwürdiges angesehen wurde, andere Handarbeit als schriftliche auszuführen, was das Erperimcntieren ausschloß, konnte jetzt ein Jeder ohne Schande mit Versuchen zur Prüfung seiner Ansichten sich beschäftigen. Galilei hatte damit einen enormen Erfolg bei seiner Untersuchung der Fallbewegungen. Viele Gelehrte, vor allen Benedetti (1530—1590), hatten die aristotelische Lehre, daß die Geschwindigkeit eines frei fallenden Körpers von seinem Gewicht abhänge, in Zweifel gezogen, aber niemand hatte einen Versuch darüber angestellt. Galilei führte Versuche mit verschieden schweren Körpern aus Blei, Holz und Marmor auf dem schiefen Turm in Pisa aus und zeigte jedem, der es sehen wollte, daß sie in sehr nahe gleicher Zeit vom Turm zum Boden herunterfielen. Da die aristotelische Lehre in demselben Ansehen gehalten wurde, wie die kirchlichen Dogmen, suchten die Kollegen mit den sonderbarsten Sophismen Gali-

leis Beweisführung zu entkräften und ihn von der Universität Pisa zu verjagen, was auch gelang. Er erhielt aber eine Anstellung an der Universität der venezianischen Republik in Padua (1592), wozu ihm sein einflußreicher Beschützer Marchese del Monte verhalf.
Francis Baco, Baron von Verulam (1561—1626) sprach in seinem „Aovuin oi-Fauuin" offen die Lehre aus, daß die Beobachtung des Erperiments, das zur Aufsuchung der treibenden Ursachen angestellt wurde, die einzige fruchtbare Methode der wissenschaftlichen Forschung ist. Dieser Grundsatz war auch am Ende des 17. Jahrhunderts allgemein von den Naturforschern anerkannt. Dabei ist wohl zu bemerken, daß in einigen Wissenschaften, wie der Astronomie und der Meteorologie, Versuche kaum anzustellen sind, sondern daß man sich mit der Beobachtung der Erscheinungen begnügen muß, wie sie ohne menschliche Beteiligung in der Natur vorkommen. Natürlicherweise geht unter solchen Umständen der Fortschritt langsamer, als wenn der Beobachter selbst das Eintreten einer erwünschten Erscheinung herbeizuführen vermag.
Allmählich sah man auch den Nutzen der Erperimentierkunst ein. Anfangs stellten wohl die Fürsten Chemiker an, um Gold darzustellen damit die fürstlichen Finanzen ausgebessert würden. Später fand man aber, daß es zum Wohlergehen des Staats nützlich sei, daß Laboratorien zur Hebung der Gewerbe und besonders des Bergbaus eingerichtet wurden. Ein für diese Zwecke eingerichtetes chemisches Laboratorium wurde von Karl XI. von Schweden 1685 auf Vorschlag von Urban Hiärne eingerichtet, der zum ersten Vorstand desselben ernannt wurde. 1695 wurde dasselbe von Karl XII. mit einem mechanischen Laboratorium unter Polhem erweitert. Ohne Zweifel hat die Wirksamkeit dieser Institute stark zur Hebung Schwedens und besonders der schwedischen Wissenschaft beigetragen.
Der große Erfolg der aufblühenden Naturwissenschaften veranlaßte eine Zunahme ihrer Ausüber, speziell der naturwissenschaftlichen Professoren an den Universitäten. Die richtige Einsicht, daß ein Zusammenwirken zwischen den verschiedenen Kräften außerordentlich stark die gemeinsamen Forschungsinteressen befördern würde, veranlaßte den Zusammenschluß der Forscher zu naturwissenschaftlichen Akademien. Die ersten solchen entstanden in Italien, so ^eaäemia »««retorum uatnraein Neapel 1560, die jedoch bald vom Papst aufgehoben wurde, und ^ecaüeiuia äei I^incei (gegr. 1603, aufgehoben 1632), welcher Galilei angehörte. Bald danach kamen die ^. c a <i 6 mia uaturae curiosorum, gegr. 1652 in Schweinfurt (später die leopol - dinisch-karolinische Akademie), ^«caäelnia üel Oi-
uaento (gegr. 1657) in Florenz, It o? a, I 8 ooi« t? in London 1662 und die französischen Akademien usw. Die Betätigung dieser Akademien zur Erforschung wissenschaftlicher, für die Praris wichtiger Fragen ist in ihren ersten Arbeiten sehr hervortretend. Der große Nutzen der wissenschaftlichen Forschung für den Staat wurde auch dadurch anerkannt, daß bei der Gründung einiger Akademien gut be-

soldete Forscherstellen eingerichtet wurden, so speziell bei der russischen Akademie der Wissenschaften (gegr. 1725). Allmählich erhielt jeder Staat seine eigene Akademie, welche durch das Zusammenarbeiten ihrer Mitglieder, durch Korrespondenz mit auswärts wohnenden Gelehrten und mit den Behörden anderer Akademien, sowie durch Ausgabe und Austausch von Schriften, mächtig zur Hebung und Verbreitung der Naturwissenschaften beitrugen.

Als vor etwa 100 Jahren die Verkehrsanstalten in vorher ungeahntem Maßstab durch die Anwendung der Naturwissenschaften zunahmen, wurde es möglich, Kollegen aufzusuchen, die ziemlich entfernt wohnten. Diese Besuche, bei welchen Erfahrungen und Ansichten zum großen Vorteil des Fortschritts ausgetauscht wurden, wurden organisiert, so daß die großen naturwissenschaftlichen Kongresse entstanden. Als durch den enormen Zuwachs des wissenschaftlichen Materials es schwer oder unmöglich für den Einzelnen wurde, die ganze Naturwissenschaft zu überblicken, spalteten sich die allgemeinen Kongresse, unter welchen d i e deutschen Naturforscherversammlun gen und die öleet, in 3 »
der Lritinb ^»»oniatiou speziell hervorzuheben sind, teilweise in eine große Anzahl von Spezialkongressen. Parallel damit entstanden die speziellen naturwissenschaftlichen Gesellschaften, welche fast jedem Interessierten zugänglich sind, während die Akademien eine beschränkte Zahl von Mitgliedern aufnahmen, wodurch die Mitgliedschaft als eine Art Ehrenstelle betrachtet wurde. Die Spezialgesellschaften mit ihren Zeitschriften, sowie andere von den Akademien unabhängige Zeitschriften, spielen jetzt zufolge ihrer breiten Organisation eine größere Rolle als die ehrwürdigen Akademien. Besonders die chemischen, aber auch die physikalischen, geologischen und astronomischen Gesellschaften haben außerordentlich viel zur Entwicklung der modernen Wissenschaft beigetragen.

Während an den alten' Universitäten eigentlich nur die Mathematik und die Astronomie selbständige Vertreter hatten, und die übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen meistens als Hilfsfächer in der medizinischen Fakultät vorgetragen wurden, ist es durch den schnellen Zuwachs der Naturwissenschaften nötig geworden, selbständige Professuren für eine immer wachsende Zahl von Disziplinen einzurichten, so daß die naturwissenschaftlichen Fakultäten jetzt meistens die größte Stärke an den Universitäten besitzen. Zugleich sind für die Anwendung der Naturwissenschaften in der Praris Polytechnica, Forstschulen, Bergakademien und landwirtschaftliche Fakultäten entstanden, die in Anzahl der Studierenden stark mit den Universitäten wetteifern. Zugleich hat es sich als vorteilhaft erwiesen, eine Art Zentralisation bei den wissenschaftlichen Untersuchungen zu schaffen, so sind die enormen Reichsanstalten, die neueren Akademien und die Spezialinstitute, meistens in den Hauptstädten geschaffen worden, welche nichts mit dem Unterricht zu tun haben. Es ist da möglich, die allerfeinsten Instrumente und großartigsten Hilfsmittel anzuschaffen, welche mit den Mitteln der Universitäten nicht erreichbar sind. Diese

Institute üben einen immer größeren Einfluß auf die Entwicklung der Natur-
Wissenschaft aus.
Mit dem Fortschreiten der Naturkunde hat sie immer größere praktische Ver-
wendungen erhalten. Die medizinischen Wissenschaften schließen sich immer näher
an die Naturwissenschaften und arbeiten nach ähnlichen Methoden. Auf der an-
deren Seite üben die Naturwissenschaften aufeinander eine stark befruchtende
Wirkung aus. So z. B. ist die Astronomie jetzt fast gänzlich in Astrophysik ver-
wandelt. Der große Triumphzug der physikalischen Chemie fällt in das letzte
Mannesalter. Die Oceanographie, die Geographie, die Biochemie, die Biophysik,
die dynamische Geologie sind ebenfalls größtenteils solche rasch aufblühende
Zwitterwissenschaften.
Es ist wiederholt hervorgehoben, daß die Naturwissenschaft mit immer zu-
nehmender Geschwindigkeit sich entwickelt und zwar einigermaßen nach einem
erponentiellen Gesetz. Man fragt sich häufig, ob dieser stürmische Fortschritt
weiter gehen kann; einige prophezeien sogar, daß der Höhepunkt der Naturwissen-
schaften bald erreicht sein wird. Diese letzte Annahme kommt mir sehr unwahr-
scheinlich vor. Der Fortschritt beruht darauf, daß durch die Ausübung der Natur-
wissenschaft Arbeitsprodukte entstehen, welche ihren Fortschritt beschleunigen.
Diese Arbeitsprodukte sind hauptsächlich die technischen Verwendungen. Durch die
schnell aufblühende Technik nimmt die Zahl der naturwissenschaftlich Vorgebil-
deten stark zu, neue wissenschaftliche Erfahrungen werden gemacht und ein Teil der
enormen Gewinne derIndustrie fließen zur Wissenschaft zurück. DieEntwicklung ist
also einem Prozeß ähnlich, den man in der Chemie „autokatalytisch" nennt. Solche
Prozesse verlaufen nach dem erponentiellen Gesetz, wie die Entwicklung der Natur-
wissenschaft. Eine Bedingung dafür ist wohl, daß das Arbeitsmaterial, das den
Gegenstand des Prozesses bildet, unerschöpflich, d. h. in praktisch genommen unend-
licher Menge im Verhältnis zum schon bearbeiteten Teil vorhanden ist. Es ist wohl
kein Zweifel, daß die Naturkenntnisse sich ins Unendliche ausdehnen können. Und so
ist es auch höchst wahrscheinlich, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften in
unbegrenzter Zeit mit stets zunehmender Geschwindigkeit vor sich gehen wird. Die
Zukunft wird voraussichtlich auch die meist sanguinischen Hoffnungen übertreffen,
und die naturwissenschaftliche Auffassung wird in noch viel höherem Grade als
jetzt die Denkweise der Menschheit beherrschen.

Friedrich von Hindersin,
Kais. Landgerichtsrat a. D.:
Zur Vorbeugung der Perversität und Auf-
hebung des ß 175 StGV.
Gesetzgeberische Vorschläge.
Der Kampf um den § 175 des Strafgesetzbuches ist bekanntlich ein äußerst
erbitterter und hat den Reichstag schon mehrfach beschäftigt. Eine Petition, die
von angesehenen Männern aus allen Kreisen, vorzüglich auch denen der Wissen-
schaft und Kunst unterzeichnet war, trat sehr lebhaft für seine Abschaffung ein,
— allerdings ohne Erfolg, aber die Aussichten auf Erfolg schienen sich mit der
Zeit bessern zu wollen. Da kam plötzlich ein nur allzubekannter Prozeß in Gang,
in dem auch perverse Irrungen zur Sprache kamen, und die starke Abneigung, die
sich im Publikum gegen einzelne Personen bemerkbar machte, die in diesen Prozeß
verwickelt waren, übertrug sich auf die Perversität selbst. Seitdem scheint die
öffentliche Meinung weit mehr eine Verschärfung des Paragraphen zu verlangen
als seine Abschaffung. —
Wenn ich nun in dem Folgenden von Perversität spreche, so versiebe ich
hierunter immer nur die geschlechtliche Neigung zwischen männlichen Personen
und lasse die übrigen Formen der Perversität als minder wichtig außer Betracht.
Was übrigens von der einen Art der Perversen gilt, das gilt auch so ziemlich von
den andern. —
Die Frage ist nun schon darum eine brennende und unzweifelhaft wichtige,
weil die Zahl der Perversen anscheinend von Tag zu Tag wächst. Es liegt also
tatsächlich eine Gefahr für das Wohl des Staates vor, und wenn man über den
Rückgang der Geburten klagt, so muß man auch dies Moment in Betracht ziehen.
Freilich dürfte die Hauptschuld an dem Rückgang der Geburten an anderer Stelle
liegen, nämlich an dem Überhandnehmen des Einkindersystems, das sich jetzt
auch in den unteren Volksschichten geltend macht.
Ich halte es aber trotzdem für unzweifelhaft, daß die Perversität eine Gefahr
für den Staat bedeutet, und es liegt nahe, an einige historische Beispiele zu er-
innern. Wenn die Hellenen staatlich nur eine sehr kurze Blütezeit gehabt haben,
so wird man das allerdings zu einem nicht unerheblichen Teile ihrer ausge-
sprochenen Perversität zuschreiben müssen, denn die Perversität entnervt. Man
kann hier auch einzelne Epochen der persischen Geschichte heranziehen und daran
erinnern, daß die Liebesgedichte des großen Hafis sich ausschließlich auf Per-
sonen des männlichen Geschlechts beziehen. Man kann ferner an den germani-
schen Stamm der Taifalen erinnern, die an dieser Verirrung zugrunde gingen, und

an anderes mehr. In allen diesen Fällen scheint die Perversität zuletzt geradezu
die herrschende Form des Geschlechtslebens geworden zu sein, und es ist daher
wohl begreiflich, wenn aufrichtige Freunde des Vaterlandes und der Menschheit,
die eine ähnliche Gefahr auch für uns befürchten, nun mit allen Mitteln der
Strenge dagegen ankämpfen wollen, ohne freilich zu beachten, daß strenge Gesetze
gegen derartige Verirrungen meist ohne Wirkung geblieben sind.

Der gemeinsame Wunsch aller Verständigen muß nun unzweifelhaft der
sein: dem Entstehen der Perversität vorzubeugen, das Übel im Keime zu ersticken,
noch besser und genauer, das Entstehen des perversen Triebes überhaupt zu ver-
hindern. Und hier erhebt sich nun zunächst und vor allem die Frage: Wie entsteht
die perverse Neigung? Denn um einem Übel vorzubeugen, muß ich doch zunächst
wissen, wie es entsteht.

Aber diese Frage wird kaum jemals aufgeworfen, man könnte fast sagen,
niemals. Insbesondere die erbitterten Gegner der Perversität bekümmern sich
um diesen Punkt überhaupt nicht, sie nehmen die Perversität als Tatsache, ohne
nach dem Woher zu fragen, sie betrachten sie wie ein Ungeheuer, das sich plötz-
lich aus ungekannten Tiefen erhoben hat.

Und auch die Perversen beantworten die Frage nicht eben gern. Es ist
indessen offenbar, daß sie meistens der Ansicht sind, daß es sich um eine ange-
borene Natureigenschaft handelt, an der der Betroffene überhaupt nichts zu
ändern vermag, und es scheint auch, daß einige Ärzte sich dieser Ansicht zuneigen.
Dann wäre freilich an der Sache nichts zu ändern, denn einen Naturtrieb in
sein Gegenteil zu verkehren, ist kaum möglich. Man kann einen Tiger nicht zu
einem pflanzenfressenden Tiere umschaffen, das ursprüngliche Werk der Natur
nicht verändern. Der eine Mensch wird mit einer langen Nase geboren und
der andere mit einer kurzen, der eine pervers und der andere nicht pervers,
das ist so etwa die Ansicht der Perversen selbst. Die Natur allein hätte also
alles zu verantworten, und wir Menschen müßten wohl oder übel die Flinte ins
Korn werfen.

Aber ich bin nicht dieser Ansicht, und ich werde mich bemühen zu zeigen,
wie die Perversität entsteht, — eine schwierige und schlüpfrige Aufgabe, bei
der ich in gleichem Maße um die Geduld und die Nachsicht des Lesers bitten muß.
Aber diese Frage mußte gestellt werden, denn von ihrer Beantwortung hängt
alles Übrige a.b.

Die perverse Neigung entwickelt sich in den ganz überwiegend meisten
Fällen in den Jahren, in denen sich die Geschlechtsreife überhaupt entwickelt, also
beim Manne etwa vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Jahre. Auf die seltenen
Fälle, wo sie sich später entwickelt, komme ich noch zurück.

Wie entsteht also die Perversität in dieser kritischen Zeit? — Sehen wir zunächst, wie sie bei den Hellenen in diesem kritischen Alter entstand. — Die hellenischen Frauen lebten zurückgezogen im Haus in einer fast orientalischen Abgeschlossenheit. Wenn sie in der Öffentlichkeit erschienen, — also etwa bei Prozessionen und im Theater — so waren sie von den Männern abgesondert. Die Kleidung war ziemlich streng und verhüllte die Formen. Das heranwachsende männliche Geschlecht sah tatsächlich äußerst wenig von der Frau. — Das war an sich kein Unglück, denn der natürliche Trieb findet trotzdem seinen Weg, wenn ihn nicht besondere Umstände ablenken.

„Wenn ihn nicht besondere Umstände ablenken", — da liegt der Punkt.

Hier aber lag ein besonderer Umstand vor: Der Schönheitstrieb der Hellenen, der sich vor allem und über allem der Darstellung des nackten männlichen Körpers zuwandte. Man hatte aus der Darstellung dieses Körpers geradezu einen Kultus gemacht.

Wir sehen es ja noch jetzt. Die griechische Skulptur ist noch jetzt in der Darstellung der Schönheit des nackten männlichen Körpers völlig und unbedingt unerreicht geblieben. Die Darstellung dieser Schönheit war der Triumph der Skulptur, sie wurde — um es verstärkend zu wiederholen — fast zu einem Gegenstand des Kultus. Die Frau aber stellte man selten dar und in den früheren Zeiten nur bekleidet. Selbst Prariteles — der doch immerhin zu einer Zeit lebte, wo man sich schon dem Ausgange der klassischen Zeit näherte, stellte die Aphrodite zunächst bekleidet dar. Und als er sie unbekleidet darstellte, da war das ein Wagnis und eine Neuerung, und es stieß zunächst auf lebhaften Widerspruch.

Indessen, — Skulpturen sind nur Skulpturen, und die Wirklichkeit wirkt unendlich stärker als die Kunst, soweit es sich um die Reizung der Sinne handelt. Hier aber war die Kunst — wie freilich so oft — der Wirklichkeit nur gefolgt. Die Kleidung des Mannes war damals ziemlich frei, — aber das entsprach dem Klima und war an sich kein Unglück. Aber man legte die Kleidung fortwährend ab, — nicht etwa nur beim Baden, sondern vor allem bei den Spielen, wo völlige Nacktheit die Regel war. Es sprachen da nicht nur praktische Bedürfnisse mit, sondern vor allem der so ungemein ausgeprägte Schönheitssinn der Hellenen, und — setzen wir es nur ruhig dazu — auch die Eitelkeit sprach ihr Wörtchen mit. Und es ist ja an sich natürlich und zunächst auch keineswegs verwerflich, daß der eine auf die Schönheit seines Körpers stolz ist wie ein anderer auf die Vorzüge seines Geistes. Aber man übertrieb, — insbesondere auch darin, daß die völlige Nacktheit in so vielen Fällen die Regel wurde. — Und hier lag nun tatsächlich der Grund des Übels.

Die Römer haben das auch sehr wohl erkannt, schon deswegen, weil es bei ihnen ganz anders war. Es galt den alten Römern für „turpe", für schändlich,

sich nackt zu zeigen. Selbst Cicero erklärt noch, es gelte für unschicklich, daß der Vater mit dem Sohne, der Schwiegersohn mit dem Schwiegervater zusammen bade. Und die strengen Sittenrichter erklärten geradezu und ohne allen Umschweif, der Verfall der Sitten habe mit dem Zeitpunkte begonnen, in dem man es gewagt habe, den männlichen Körper in der Arena unbekleidet zu zeigen. Und allerdings begannen sich erst seit dieser Zeit die „griechischen", will sagen: perversen Sitten zu zeigen. Der erste große Skandal, der sich aus diesem Anlaß erhob, war denn auch griechischen Ursprungs, es handelte sich, wie wir aus Livius sehn, um griechisch-dionysische Muster«n.
Es war indes bei den Römern niemals so schlimm wie bei den Griechen. Die Nacktheit hat hier auch nicht entfernt dieselben Triumphe gefeiert. — Aber wir müssen der Sache doch noch näher treten: Wie entwickelte sich nun bei dem griechischen Knaben der perverse Trieb?
Der Knabe gerät in der kritischen Zeit in sinnliche Neugier und Unruhe, er will wissen, wie es bei den Erwachsenen hergeht, insbesondere auch auf geschlechtlichem Gebiete. Er will den nackten Körper des Erwachsenen kennen lernen, und diese Neugier erstreckt sich auch auf den männlichen Körper. Wer das bezweifelt, der blättere in den dem Werther angehängten Briefen aus der Schweiz, und er wird in der ersten Abteilung finden, daß Goethe hier sein Verlangen beschreibt, den menschlichen Körper nackt zu sehen und zwar den Körper beider Geschlechter, und wie er dies Verlangen befriedigt.
Man muß hier allerdings einschalten, daß zur Zeit unserer Klassiker in diesen Dingen eine ganz übertriebene Sittenstrenge herrschte, und wir können jetzt nicht ohne Kopfschütteln in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" des Fräulein von Klettenberg lesen, daß diese sich in erwachsenem Alter zum ersten Male und nur zufällig selber nackt gesehen hat. —
Die geschilderte Neugier ist an sich natürlich und nicht gefährlich, aber sie wird gefährlich, wenn sie ausschließlich nach einer Seite befriedigt wird. Bei dem hellenischen Knaben aber wurde sie ausschließlich nach der männlichen Seite gelenkt, der Knabe bekam fortwährend und ausschließlich den männlichen Körper zu sehen. Und nun bedenke man, daß der Erwachsene das Ideal des Unerwachsenen ist, und man bedenke weiter das so ungemein ausgebildete hellenische Schönheitsgefühl. Und daß der männliche Körper dem weiblichen an Schönheit gleichkommt, das war nicht nur die Ansicht der griechischen Bildhauer, die ihn tatsächlich dem weiblichen vorzogen, das war auch später die Ansicht von sehr großen Künstlern, — ich will nur Signorelli und Michel Angelo anführen.
War nun die Aufmerksamkeit und die Liebe in so ausschließlicher Weise nach dieser einen Seite geleitet, war sie in nahezu künstlicher Weise vom Weib« ganz abgelenkt, so ergab sich alles andere von selbst. Denn vom Bewundern zum

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1913:1.

sich nackt zu zeigen. Selbst Cicero erklärt noch, es gelte für unschicklich, daß der
Vater mit dem Sohne, der Schwiegersohn mit dem Schwiegervater zusammen
bade. Und die strengen Sittenrichter erklärten geradezu und ohne allen Um-
schweif, der Verfall der Sitten habe mit dem Zeitpunkte begonnen, in dem man
es gewagt habe, den männlichen Körper in der Arena unbekleidet zu zeigen. Und
allerdings begannen sich erst seit dieser Zeit die „griechischen", will sagen: per-
versen Sitten zu zeigen. Der erste große Skandal, der sich aus diesem Anlaß
erhob, war denn auch griechischen Ursprungs, es handelte sich, wie wir aus
Livius sehn, um griechisch-dionysische Muster«n.
Es war indes bei den Römern niemals so schlimm wie bei den Griechen.
Die Nacktheit hat hier auch nicht entfernt dieselben Triumphe gefeiert. —
Aber wir müssen der Sache doch noch näher treten: Wie entwickelte sich
nun bei dem griechischen Knaben der perverse Trieb?
Der Knabe gerät in der kritischen Zeit in sinnliche Neugier und Unruhe,
er will wissen, wie es bei den Erwachsenen hergeht, insbesondere auch auf
geschlechtlichem Gebiete. Er will den nackten Körper des Erwachsenen kennen
lernen, und diese Neugier erstreckt sich auch auf den männlichen Körper. Wer
das bezweifelt, der blättere in den dem Werther angehängten Briefen aus der

Schweiz, und er wird in der ersten Abteilung finden, daß Goethe hier sein Verlangen beschreibt, den menschlichen Körper nackt zu sehen und zwar den Körper beider Geschlechter, und wie er dies Verlangen befriedigt.

Man muß hier allerdings einschalten, daß zur Zeit unserer Klassiker in diesen Dingen eine ganz übertriebene Sittenstrenge herrschte, und wir können jetzt nicht ohne Kopfschütteln in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" des Fräulein von Klettenberg lesen, daß diese sich in erwachsenem Alter zum ersten Male und nur zufällig selber nackt gesehen hat. —

Die geschilderte Neugier ist an sich natürlich und nicht gefährlich, aber sie wird gefährlich, wenn sie ausschließlich nach einer Seite befriedigt wird. Bei dem hellenischen Knaben aber wurde sie ausschließlich nach der männlichen Seite gelenkt, der Knabe bekam fortwährend und ausschließlich den männlichen Körper zu sehen. Und nun bedenke man, daß der Erwachsene das Ideal des Unerwachsenen ist, und man bedenke weiter das so ungemein ausgebildete hellenische Schönheitsgefühl. Und daß der männliche Körper dem weiblichen an Schönheit gleichkommt, das war nicht nur die Ansicht der griechischen Bildhauer, die ihn tatsächlich dem weiblichen vorzogen, das war auch später die Ansicht von sehr großen Künstlern, — ich will nur Signorelli und Michel Angelo anführen.

War nun die Aufmerksamkeit und die Liebe in so ausschließlicher Weise nach dieser einen Seite geleitet, war sie in nahezu künstlicher Weise vom Weib« ganz abgelenkt, so ergab sich alles andere von selbst. Denn vom Bewundern zum

Begehren, von dem Gedanken: „Das ist schön" zu dem Gedanken: „Das möchte ich haben" ist der Sprung nicht weit. Die Sinnlichkeit des hellenischen Knaben wurde in falsche Bahnen gelenkt, der erwachende Geschlechtstrieb nahm die falsche Richtung, er wich vom Wege, 6e via, ab, es kam zu einer Deviation des Geschlechtstriebes, — um denn auch einmal ein Fremdwort zu gebrauchen.

Und nun war das Unheil geschehen. Der Trieb entwickelte sich, setzte sich fest, fast unausrottbar fest. Man weiß ja, wie stark und nachhaltig all die Eindrücke sind, die wir in diesen jungen Jahren empfangen. Und man sagt dem perversen Triebe ja sogar nach, daß er stärker ist als der natürliche. Das bleibe nun völlig dahingestellt, zumal es ja durchaus genügt, wenn er nur ebenso stark ist wie der andere.

So war es also bei den Hellenen, — und so ist es bei uns. Denn der Trieb entwickelt sich natürlich bei uns geradeso.

Ich sage selbstverständlich nicht, daß es bei uns schon so ist wie im alten Hellas. Aber die Verhältnisse entwickeln sich doch sehr entsprechend, und die Zeiten Goethes und des Fräulein von Klettenberg liegen sehr ferne.

Der Knabe von heute hat in der kritischen Zeit sehr häufig die Gelegenheit, nackte Männer zu sehen, nicht selten sogar schon im elterlichen Hause, denn die strengen Sitten der Altvorderen sind gelockert. Und dann vor allem: die Knaben baden mit den Männern zusammen, im Flußbad, im Hallenbad, im Licht- und Luftbad, — überall, und die vorhandenen Ausnahmen beweisen nur die Regel. Auch bei den öffentlichen Schaustellungen, bei denen ich vor allem an öffentliche Spiele und Wettkämpfe denke, nähern wir uns den hellenischen Sitten ganz entschieden. Man sehe sich doch einmal die Kleidung bei den Leibesübungen an, — also beim Turnen, Rudern, Fußballspielen usw., — um vom Ringen und der Nacktkultur ganz zu schweigen. Es hat zuweilen doch den Anschein, daß man sich genau so weit nackt zeigt, als die Polizei das gestattet, und die männliche Eitelkeit spielt auch hier eine große Rolle. — Ich weiß nun freilich, daß auch das Schönheitsgefühl hier seine Rolle spielt, und ich schätze die Schönheit sehr hoch. Und ich weiß natürlich auch, daß es Ausnahmen gibt, und daß Schönheit und Schicklichkeit sich sehr wohl verbinden lassen. Aber immerhin ist es mehr die Ausnahme. —

Man wird mir nun einwenden, daß das alles für einen „unverdorbenen Sinn" völlig unverfänglich ist. Und das ist an sich völlig richtig. Aber die Hellenen waren in den früheren Zeiten gleichfalls völlig „unverdorben", und die Verdorbenheit fing erst an, als man mit der Nacktkultur immer weiter ging. Und ganz unverdorben sind wir doch auch nicht. Sollen wir vielleicht darauf warten, bis bei uns die Mehrzahl pervers ist wie seinerzeit bei den Hellenen? Das wird niemand wollen. Wir müssen also vorbeugen und schon jetzt auf die Rücksicht nehmen, die wir „verdorben" nennen, oder noch besser, Rücksicht auf die, die

verdorben werden können. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit auch der schönen Worte des Apostels Paulus, in denen er empfiehlt, mit dem „schwachen Bruder" Nachsicht zu haben, wo er sagt, daß der Starke die Schwäche des anderen zu tragen habe.

Und bei diesem Ausdrucke: „der schwache Bruder" komme ich auf eine sehr wichtige Frage zurück, die ich bereits berührte, nämlich die, ob die Perversität eingeboren ist, oder ob sie erst später entsteht.

Ich habe eben gezeigt, wie sie entsteht, und ich wiederhole, daß wir machtlos wären, wenn jemand als Perverser aus dem Leibe der Mutter käme. Denn darüber hat am Ende niemand Gewalt. Man wird aber trotzdem und zwar mit Rücksicht auf ärztliche Autoritäten das Eine zugeben müssen, daß es körperlich angeborene Eigenschaften gibt, die die Entstehung der Perversität erleichtern. So neigt ein mit langem Hals und schmalen Schultern Geborener, der an sich völlig gesund ist, immerhin leichter zur Schwindsucht als ein anderer. Eine ähnlich« körperliche Veranlagung wird auch bei vielen Perversen vorliegen. —

Was soll man also tun? — Es geht aus dem Gesagten schon klar hervor. Man soll vorbeugen und noch einmal vorbeugen und immer wieder vorbeugen. Die Mittel aber, die man anwenden soll, sind einfach genug, und sie ergeben sich aus dem vorher Gesagten nahezu von selbst.

Jeder Erwachsene hüte sich auf das Strengste, sich vor Knaben in dem kritischen Alter irgendwie nackt zu zeigen. Ich wies schon darauf hin, daß das in früheren Zeiten die Sitte durchaus verbot, und es gilt auch jetzt noch — und mit Recht — in sehr vielen Kreisen als anstößig.

Nichterwachsene — und zwar mindestens bis zum achtzehnten Jahre — dürften nicht mit Erwachsenen zusammen baden. Man muß also die Badezeiten für Erwachsene und Nichterwachsene in den Badeanstalten getrennt legen, was durchaus angängig ist, und müßte im äußersten, — allerdings wohl seltenen — Notfalle die Badeanstalten selbst trennen. Das wäre für die Badeanstalten im Freien, wo die Notwendigkeit wohl am ersten eintritt, meist ohne erhebliche Kosten durchzuführen. Aber auch sonst wäre die Durchführung dieser Maßregeln weder besonders schwer noch besonders kostspielig.'

Man vermeide es ferner, bei Leibesübungen aller Art, — vor allem aber dann, wenn sie an die Öffentlichkeit treten — den Körper in unnötiger Weise nackt zu zeigen. Eine passende, kleidsame und ästhetische Tracht ist unschwer zu finden, und ich weiß sehr wohl, daß sie in vielen Fällen — so bei vielen Turnern — schon gefunden ist. Die Fachleute aber wissen noch besser als ich, daß die Zwecke der Leibesübungen sich durchweg auch in einer Kleidung erreichen lassen, wie ich sie verlange. Wenn ich nicht sehr irre, machte sich übrigens vor längeren Jahren bei den Turnern eine Bewegung geltend, die sich für die alte, mehr

vollständige und deckende Kleidung aussprach. Diese Bewegung war im Recht, aber die moderne Bewegung scheint nach der anderen Seite zu drängen.

Zur Durchführung all dieser Maßregeln müßte man nun, was die Badeanstalten anlangt, allerdings ein Gesetz verlangen, das die Trennung der Altersklassen anordnete und jede Zuwiderhandlung seitens der Badehalter und Badenden mit Strafe bedrohte, — selbstverständlich mit Geldstrafe. Die Ausarbeitung eines solchen Gesetzes böte auch nicht die allergeringste Schwierigkeit.

Was weiter die Kleidung anlangt, so konnten zunächst die Lehranstalten mit gutem Beispiel vorangehen. Auf die größeren Verbände aber könnten Staaten und Städte, die ja auf solche Vereine einen höchst erheblichen Einfluß haben, in geeigneter Weise einwirken. Eine Strafbestimmung würde ich indessen nicht befürworten, da sie sehr leicht Erbitterung hervorrufen könnte und unzweifelhaft sehr häufig falsch angewendet werden würde. — Bei öffentlichen Festen könnte man ohnehin die Zulassung zum Feste von der Einhaltung gewisser Kleiderregeln abhängig machen.

Daß sich endlich im Privatleben jeder Erwachsene hüten soll, sich vor Unerwachsenen nackt zu zeigen, ist natürlich Privatsache und eine gesetzliche Strafbestimmung wäre hier ganz unmöglich. Ich möchte es überhaupt noch einmal betonen, daß man die Mitwirkung der Gerichte und der Polizei möglichst wenig, um nicht zu sagen gar nicht beanspruchen sollte. Denn ich bin durchaus der Ansicht des Tacitus, daß gute Sitten besser sind als gute Gesetze. Aber die guten Sitten können durch planvolle Förderung seitens des Staates und der Städte, der Vereine und der Einzelnen in der allererheblichsten Weise gefördert werden. —

Man kann nun auch noch die Kunst heranziehen, aber ich möchte auf das allerdringendste bitten, die Kunst hier völlig aus dem Spiele zu lassen. Ich habe es ja schon gesagt, daß Meißel und Pinsel unendlich schwächer wirken als die Wirklichkeit. Zudem beschäftigt sich die Kunst — vor allem die französische — in erster Reihe mit der Darstellung des weiblichen Körpers. Und endlich genügen die bestehenden Gesetze hier durchaus.

Das wäre der Hauptsache nach alles. — Aber es gibt noch eines, was man zur Vorbeugung der Perversität nicht anwenden sollte, was aber eine gewisse Moderichtung wohl auch hier gerne anbrächte: die seruelle Aufklärung. Ich bin der Ansicht, daß die Aufklärung hier ausschließlich schädlich wirken würde. Denn entweder spricht der Lehrer undeutlich, und dann ist die Sache für die meisten zwecklos, für diejenigen aber, deren Neugier geweckt wird, schon bedenklich. Oder der Lehrer wird deutlich, und dann wird die Neugier zum mindesten bei einigen erst recht gereizt, und diejenigen, die abgeschreckt werden, würden auch ohne Belehrung vor der Sache zurückschrecken. —

Wir müssen uns jetzt zu den wohl nicht sehr häufigen Fällen wenden, in denen die Perversität erst in späterem Alter entsteht. Aber immerhin kommt das

vor, und beispielsweise soll die Perversität in der französischen Fremdenlegion und in den Strafanstalten von Neu-Kaledonien ganz ungemein häufig sein. Man kann verallgemeinernd sagen, daß die Perversität sich überall da leicht entwickeln wird, wo größere Mengen von Männern zusammenleben, die von dem Verkehr mit Frauen so gut wie ausgeschlossen sind.

Und darin liegt der Grund des Übels. Denn es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die meisten, die in solchen Vereinigungen leben, von Haus aus pervers sind. Aber nun sollen diese Personen — und sie sind meist'in der Vollkraft der Jahre — sich jahrelang von jedem geschlechtlichen Verkehr fern halten, weil es die Regel so will. Aber diese Leute sind schwach, und den meisten hat ein gerichtliches Urteil gleichsam das amtliche Zeugnis ausgestellt, daß sie schwach sind. Und nun sollen sie plötzlich auf Jahre hinaus die Enthaltsamkeit eines indischen Büßers beweisen. Das wird man niemals zustande bringen, und wenn der heilige Paulus der Anstaltsgeistliche wäre. Und so geschieht denn vielerlei, und es kommt insbesondere leicht zur Perversität. Dabei spielen dann wieder einzelne verdorbene Elemente, die in Gefängnissen und ähnlichen Anstalten ja niemals fehlen, die Rolle der Verführer, und das Unheil ist nur allzubald in vollem Gange.

Ich will natürlich hiermit nicht gesagt haben, daß die Perversität in allen Gefängnissen herrscht, ich will vielmehr vorläufig glauben, daß dergleichen in Deutschland in Gefängnissen, Arbeitshäusern und Besserungsanstalten nur ausnahmsweise vorkommt. Aber ein Nährboden für die Perversität können solche Anstalten allerdings werden, und es ist unzweifelhaft, daß sie es zum Teile auch wirklich sind. Es liegen hier eben ungesunde Verhältnisse vor, und ich kann mich zum Teil auf meinen Artikel: „Zur Abschaffung und Änderung der Freiheitsstrafen" berufen.

Und nun endlich zum 8 175 des Strafgesetzbuches, der die Ausübung der Perversität bekanntlich mit Strafe bedroht.

Für die Aufhebung des § sprechen zunächst praktische Gründe. Eine wirklich strenge Durchführung desselben ist nahezu unmöglich. Man frage in dieser Hinsicht nur bei den Polizeidirektionen der größeren Städte an, und man wird erfahren, daß die strikte Durchführung „untunlich" ist. Wollte man aber diese Durchführung mit allen Mitteln erzwingen, so wäre dies nur durch eine Bewachung und ein Eindringen in das Privatleben möglich, die sich der moderne Staatsbürger nun einmal nicht gefallen läßt. Die Zeiten der alten spanischen Inquisition würden wieder aufleben, in denen niemand in seinem Hause sicher war, in denen jeder Dienstbote, jeder Bekannte, jeder Feind oder falsche Freund als Ankläger, insbesondere auch als anonymer Ankläger auftreten konnte. Und das geschah unter dem ausdrücklichen Schutze, der ausdrücklichen Förderung des

hohen Tribunals und hatte selbstverständlich eine vollständige moralisch«
Brunnenvergiftung zur Folge, vor allem auch eine vollständige Züchtung des
Denunzianten- und Erpresserwesens. Und schon jetzt wird ja gerade in perversen
Prozessen über Erpresser- und Denunziantenwesen sehr lebhaft und wohl nicht mit
Unrecht geklagt. — Die Gerichte aber kämen in die denkbar übelste Lage. Denn
man kann ihnen unmöglich allgemein vorschreiben, dem Denunzianten keinen
Glauben zu schenken; die Überzeugung der Gerichte muß unter allen Umständen
frei bleiben. Wer will denn auch im einzelnen Falle den Denunzianten von dem
ehrlichen Manne unterscheiden, der eine Anzeige macht, die der Wahrheit ent-
spricht und zu der er sich moralisch verpflichtet fühlt? Und schließlich kann durch
eine Reihe von anderen Umständen auch die Angabe eines Denunzianten glaub-
würdig werden.

Indessen — das sind unzweifelhaft nur praktische, mehr opportunistische
Gründe, und man kann sich demgegenüber sehr wohl auf den Standpunkt stellen:
„l'iat ^u»titia! ?ereat muuäus!", ein zweifellos durchaus ehrenhafter
Standpunkt, den ich auch keineswegs immer als unvernünftig bezeichnen möchte.
Aber ein zweiter, weit gewichtigerer Grund spricht für die Aufhebung des
Paragraphen, und er liegt schon in dem enthalten, was ich in dem früher Ge-
sagten ausführte. Man bedenke doch, wie der Trieb in den weitaus meisten
Fällen entsteht. Fast stets in jugendlichem Alter, einem Alter, das der völligen
Strafunmündigkeit im Sinne des Gesetzes noch nahe steht, und in den meisten
Fällen durch Umstände, an denen die späteren Perversen ganz unschuldig sind.
Ist der Trieb aber erst einmal entstanden, hat er sich vor allem einmal festgesetzt,
so ist eine „Umstimmung" unzweifelhaft äußerst schwierig, und man wird in
dieser Hinsicht allerdings das Urteil der Ärzte anrufen müssen, die eine solche
„Umstimmung" mehrfach und meistens umsonst versucht haben. Man denke doch
einmal daran, was ein Mann mit natürlichem Triebe sagen würde, wenn man ihn
nach der anderen Seite hin „umstimmen" wollte! Er würde unter vielem andern
auch zweifellos das erklären, daß die Sache für ihn nicht nnr ekelhaft und wider-
lich sei, sondern einfach unmöglich. Der Perverse aber wird genau dasselbe er-
widern, wenn das Verlangen der „Umstimmung" nun an ihn kommt. — Ich
wiederhole nun zwar noch einmal, daß ich den Trieb nicht für eingeboren halte,
sondern für später entstanden, aber darüber besteht kein Zweifel, daß er da, wo er
sich festgesetzt hat, mit derselben Stärke auftritt wie der natürliche. Nun ver-
dammen ja einzelne Religionen oder zum mindesten doch religiöse Richtungen
den Geschlechtstrieb schlechthin, aber die Gesetzgebungen haben sich niemals dieser
Verdammung anschließen können, und einzelne schüchterne Vorstöße in dieser
Richtung sind stets ohne jede praktische Wirkung geblieben. Man versuche doch
einmal, den außerehelichen Verkehr schlechthin zu verbieten. Kein Vernünftiger
wird es versuchen wollen, und gerade die Beamten der Polizei werden die völlige

Undurchführbarkeit solchen Beginnens vollauf zu würdigen wissen. Das schließt aber in keiner Weise aus, daß man auf die Besserung und Gesundung der geschlechtlichen Verhältnisse hinwirkt, und ich komme immer wieder auf den Grundsatz zurück: Vorbeugen, vorbeugen und noch einmal vorbeugen!

Daß nun die Vorbeugungsmittel, die ich vorschlug, an sich klein und unbedeutend erscheinen, das ist eher ein Glück als ein Unglück, denn um so leichter sind sie durchzuführen. Auch wird der Verständige sie nicht darum verachten, weil sie gering sind, oder besser gesagt, gering erscheinen, er wird vielmehr an das Sprichwort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen denken. Man kann auch das französische Sprichwort heranziehen, daß die kleinen Quellen die großen Flüsse machen, was ja für unseren Gegenstand leider auch in der Weise gilt, daß hier die scheinbar so kleinen Ursachen ein so großes Übel hervorrufen. — Ich möchte jetzt noch einigen Mißdeutungen zuvorkommen. Man könnte im Anschluß an die angedeutete „Umstimmung" und einige ärztliche Versuche auf die allerdings sehr unglückliche Idee verfallen, an freiere Kleidung auch des weiblichen Geschlechtes zu denken. Aber ich möchte diesen Gedanken weit von mir abweisen. Der natürliche Trieb findet seinen Weg auch bei der strengsten Kleidung und hat ihn zu allen Zeiten gefunden. Hier greift der arabische Spruch ein, daß, wenn es nur einen Mann und eine Frau gäbe, und diese beiden getrennt durch die ganze Erdlänge, so würden sich diese beiden trotzdem finden. Aber wohlgemerkt, sie würden sich nur dann finden, wenn keine unnatürliche Ablenkung, keine Ableitung der sinnlichen Neigung 6? via, keine Hinleitung auf etwas anderes stattfände. Und so erledigt sich auch der naheliegende Einwand, daß bei den wilden Völkerschaften die Männer auch nackt gehen, ohne daß von schädlichen Wirkungen viel zu spüren wäre. Allerdings gehen dort die Männer nackt, — aber die Frauen auch. Wo aber nur das erstere der Fall ist oder wo — was dem ersten Falle sehr nahekommt — die Frauen von den Männern ferngehalten werden, da wird sich als die natürliche Begleiterscheinung dieses unnatürlichen Zustandes die Perversität einstellen.

Um den Hauptgedanken noch schärfer auszuprägen: Die Perversität ist die natürliche Begleiterscheinung der Nacktkultur.

Und hier kann man den früheren Beispielen ein neues anfügen: Bekanntlich huldigt auch Frankreich der Nacktkultur, aber vor allem und fast ausschließlich der Kultur des weiblichen Körpers. Und die Begleiterscheinung ist denn auch hier nicht ausgeblieben, und wir haben sapphische Neigungen zu verzeichnen. Man vergleiche die kurzen, aber sehr markanten Stellen in Daudets „Sappho" und Zolas „Nana".

» » »

Schließlich noch einige Worte über die Art und Weise, wie man diese so äußerst schwierige und dornige Frage jetzt zu behandeln pflegt.

Die meisten behandeln die Frage überhaupt nicht, sie wollen nichts
von ihr wissen und erklären nur allenfalls, daß sie von diesen Dingen nichts ver-
ständen und nichts zu verstehen wünschten. Die Sache sei wohl auch nicht so
dringlich, denn es handle sich doch nur um vereinzelte Ausnahmefälle. — Ich
kann dazu nur sagen, daß ich gar sehr wünschte, daß diese Herren im Recht wären,
aber ich fürchte, ich fürchte, daß es durchaus nicht so ist, und die Zeit ist vielleicht
nur allzu nahe, wo es sich zeigt, daß es sich hier um ein äußerst verbreitetes Übel
handelt. Und da gilt es dann allerdings schon jetzt vorzusorgen, und man darf
mit dem Zudecken des Brunnens nicht wieder erst dann beginnen, nachdem sich
mehrere das Bein gebrochen haben.
Es gibt nun wiederum andere Leute, die sich um diese häkle Frage aller-
dings bekümmern, aber nur in der Weise, daß sie sich moralisch entrüsten und
alle Perversen am liebsten totschlügen — ein gesetzlich nicht zulässiger Massen-
mord. Man kann diesen Entrüsteten sehr gerne zugeben, daß ihrer Entrüstung
der Wunsch nach Besserung zugrunde liegt, und dieser Wunsch ist an sich sehr
löblich. Aber mit dem Wunsche allein ist freilich wenig getan. Und wie weit
sind doch diese Entrüsteten von der Weisheit des großen Spinoza entfernt, der
uns lehrt, daß wir uns niemals entrüsten sollen, daß wir vor allem und über
allem danach trachten müssen, zu verstehen. Zu verstehen und, nachdem wir
verstanden haben, dem erkannten Übel entgegen zu treten, — wie ich hinzusetze. —
Wiederum eine andere Ansicht haben natürlich die Perversen selbst. Sie be-
zeichnen sich gerne als Tschandalas der Liebe, als allgemein und mit Unrecht Ver-
achtete und Verbannte, — und das nicht völlig ohne Grund. Und einige unter
ihnen — man denke an Oskar Wilde — haben die geheime, aber doch nicht immer
völlig verschwiegene Anschauung, daß diese perverse Neigung gleichsam ein Kenn-
zeichen der besonders begabten und erleuchteten Geister sei, wobei sie an einige
geistig sehr hochstehende Personen denken, die diese Neigung gehabt haben oder
gehabt haben sollen. Dabei wird dann freilich übersehen, daß andere und zahl-
reichere geistig ebenfalls sehr hochstehende Personen diese Neigung nicht gehabt
haben.
Das wäre alles, und da sich nun meine eigene Meinung mit den Meinungen
all dieser so äußerst verschiedenen Personen nicht eben deckt, so steht zu vermuten,
daß ich es niemandem recht gemacht habe, wohl aber es mit vielen verdorben habe.
Aber es erschien mir nicht wohlgetan, in einer Frage zu schweigen, die jeden
Augenblick wieder brennend und aktuell werden kann und von der die meisten —
ich muß es bedauernd wiederholen — vielleicht nicht allzuviel verstehen. Und
darum galt es zu reden, ohne nach Freunden oder Feinden zu fragen.
„Linien« ?Illto, awicus ^,ri»totele», lua^» amies, verit,»»."

Carl Icntsch:
Ortdodoxismus und Modernismus.
Die deutschen Katholiken haben eine mehrjährige gefährliche Krisis vorläufig glücklich überstanden, aber sie war doch nur Symptom eines Zersetzungsprozesses, der unter der beruhigten Oberfläche seinen Fortgang nimmt und mit einer Krisis im präzisen Sinne dieses Wortes enden muß: die katholische Kirche Deutschlands muß sich entscheiden, ob sie sich spalten oder — sei es mit, sei es ohne Roms Erlaubnis — im Sinne des Modernismus umbilden will.
Zwischen den Orthodoren, die in jeder von der ihrigen abweichenden Glaubenöansicht eitel Teufelswerk sehen, und den Monisten, denen der Christenglaube als ein Rest vorwissenschaftlichen Aberglaubens gilt, stehen die liberalen und die Vermittelungstheologen der evangelischen Kirche und die katholischen Modernisteu. Beide unterscheiden die unhaltbare Orthodorie von einem haltbaren und wertvollen Wesenskerne des Christentums. Worin dieser Kern bestehe, darum wird gestritten; man würde sich einigen können, wenn man die Sache weniger theologisch und mehr historisch-praktisch anfaßte. Die Vernunft rät an, und die Wissenschaft verbietet nicht (sowohl die evangelischen Theologen als auch die katholischen Modernlsten machen jener Wissenschaft ungebührliche Zugeständnisse, die sich mit ihrer Voraussetzungslosigkeit brüstet, in Wirklichkeit aber von der törichten Voraussetzung ausgeht, das Urdumme, das blinde Spiel der chemischen Elemente, sei die Geburtsstätte des Geistes; nicht einmal das organische, geschweige denn das Geistesleben, läßt sich in die physikalisch-chemische Ursachenverkettung restlos einreihen) also die Wissenschaft verbietet nicht, zu glauben, daß die Urvernunft, die sich in dem wundervoll geordneten reichen Kosmos und in der Menschenvernunft offenbart, ein selbstbewußter Geist sei. Und gerade der Monist, der, wie die Bibel, Gott in jedem seiner Geschöpfe wirkend denken muß, kann am wenigsten einzuwenden haben gegen die Möglichkeit, daß sich Gott in einem Menschen reiner und voller offenbare als in allen übrigen. Diese Möglichkeit ist in Jesus, mit dessen Erscheinen die dem jüdischen Volke zuteil gewordenen Erleuchtungen und Anregungen ihre Vollendung erreichten, Wirklichkeit geworden, denn wir dürfen den einen göttlichen Menschen nennen, von dem fast zwei Jahrtausende lang jene Fülle wohltätiger Wirkungen ausgegangen ist, die der unbefangene Betrachter der Weltgeschichte kennt, und die das Schlimme und Schreckliche überwiegt, womit Rom, Wittenberg und Genf die Christenheit mitunter geschreckt und gepeinigt haben. Jesus hat die vernünftigste und reinste Gottesidee, die von den vorchristlichen Philosophen beinahe, aber nicht ganz erreicht worden war, zum Gemeingut der Kulturvölker gemacht, hat diesen Gott nicht mit Kultzeremonien, sondern im Geist und in der Wahrheit, das heißt

durch edle Gesinnung und sittliche Tat verehren gelehrt, hat dem Sittengesetz
die verständlichste und wirksamste Fassung: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst"
gegeben, hat den einzelnen mit Vertrauen auf des himmlischen Vaters Vorsehung,
die Gesamtheit mit der freudigen Hoffnung auf einen befriedigenden Abschluß
dieses rätselvollen Erdenlebens erfüllt; endlich ist unter augenscheinlicher göttlicher
Leitung aus Jesu Iüngergemeinde eine weltumfassende Institution erwachsen,
welche, diese Erlösung von abergläubischen Befürchtungen und von der Nber-
macht der sinnlichen Triebe jeder neuen Generation vermittelt. In solcher Ver-
mittelung besteht die Berufstätigkeit der Seelsorgegeistlichen, einer Institution,
die keine andere Religion kennt. Und wenn wir fragen, worauf die segensreiche
Wirksamkeit wackerer Pfarrer aller Konfessionen und Sekten beruht, so ist es die
Einpflanzung der soeben genannten Grundwahrheiten des Christentums in die
Herzen, nicht der Glaube an die Trinität, oder an die unbefleckte Empfängnis,
oder an Luthers »ola ki6ei,-Dogma, an Calvins Prädestination. Was zu jenen
Grundwahrheiten, die wir also als das Wesen des Christentums anzusehen haben,
die Theologen hinzuersonnen haben, das sind teils pädagogisch brauchbare Symbole
schöner Ideen und biologischer oder soziologischer Wahrheiten, teils wertlose Speku-
lationen, teils Ausgeburten schädlichen Aberglaubens. Eine solche ist das Höllen-
dogma. Wie die Aussprüche des Neuen Testaments, auf die es sich stützt, zu deuten
seien, kann hier nicht ausgeführt werden, nur dieses eine ist hervorzuheben, daß,
wenn das Höllendogma der Kirche eine christliche Glaubenswahrheit wäre, die
„frohe Botschaft" das entsetzlichste Dysangelion sein würde. Denn was besagt
es? Daß die ungeheure Mehrzahl aller Menschen — wie groß diese ist, davon
hatte man zu des Augustinus, selbst zu Luthers Zeit noch keine Vorstellung, was
die damaligen Theologen ein klein wenig entschuldigt — zu ewigen, ununter-
brochenen Qualen in einem unauslöschlichen Feuer verdammt sei. Um der Kürze
wegen nur das katholische Dogma anzuführen, so sind der Hölle verfallen zunächst
alle Ungetauften, d. h. alle Menschen der ungezählte Jahrtausende umfassenden
prähistorischen und der vorchristlichen historischen Zeit, sodann alle Heiden, Moham-
medaner und Juden der christlichen Ära, deren Zahl heute doppelt so groß ist
als die der Christen. Ferner (der ungetauften Freireligiösen nicht zu gedenken)
alle mit Todsünden behafteten „Häretiker und Schismatiker" und von den katho-
lischen Todsündern die, welche ohne Absolution und ohne genügende Reue sterben.
Im „Tag" habe ich einmal ausgeführt, daß der wissenschaftlich gebildete und
menschlich fühlende Mann unserer Tage zwar Christ, aber nimmermehr orthodorer,
am wenigsten katholisch-orthodorer, Christ sein könne. In einer Polemik dagegen
hat Herr Erzberger, dessen politische Tätigkeit ich übrigens als ersprießlich fürs
Vaterland schätze, eingewendet, nach katholischer Lehre könnten auch Irrgläubige
selig werden. (Von den Milliarden, vielleicht Billionen Ungetauften schweigt des
Apologeten Diplomatie). Das habe ich, 19 Jahre vor des Herrn Abgeordneten
Geburt, meine Katechismusschüler gelehrt und in dem Artikel, den er angreift,

ausdrücklich gesagt, zugleich aber auch gezeigt, daß dieses Zugeständnis guter Seelen (noch liebevollere lassen sogar die gerechten und sittenreinen Heiden selig werden) praktisch wertlos ist. Denn nach der Kirchenlehre kann der Getaufte, der eine Todsünde begangen hat — und welcher Erwachsene hätte nicht einiges von dem auf dem Gewissen, was die Theologen Todsünde zu schelten belieben — nur gerettet werden, wenn er entweder die priesterliche Absolution empfängt, die eben doch dem „Häretiker" versagt bleibt, oder eine „vollkommene Reue" über seine Sünden empfindet. Diese nun — sie setzt die „vollkommene Liebe zu Gott" voraus — ist eine psychologisch so schwierige Leistung, daß ein nicht theologisch gebildeter Mensch sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen, geschweige denn sie zustande bringen kann. Professor Faßbender hat im „Tag" gegen meine Argumentation eingewendet, das Dogma vom allliebenden Gott bereite, schon mit den irdischen Übeln zusammengehalten, dem modernen Denken keine geringere Schwierigkeit als das Höllendogma. Ich bestreite die Gleichwertigkeit beider Schwierigkeiten. Die erste ist lediglich subjektiver Natur; für den Optimisten, der eine positive Glücksbilanz herausrechnet, eristiert sie nicht; der Christ aber erklärt sich die irdischen Übel als Erziehungs- und Läuterungsmittel und vertröstet sich wegen dessen, was daran unerklärlich bleibt, aufs Jenseits, wo wir (1. Korinther 13, 12) die Dinge nicht mehr „rätselhaft, wie in einem (verzerrenden) Spiegel", sondern in ihrem wahren und vernünftigen Zusammenhange schauen werden. Dagegen macht die orthodore Höllenlehre aller drei Konfessionen eine Theodicee unmöglich. Nach ihr mündet die Weltgeschichte in eine ewige Folterkammer von so ungeheuerlicher Ausdehnung, daß daneben der verhältnismäßig winzige Himmel verschwindet, und daß das Geheul und Gewimmer von Milliarden Gemarterter das Halleluja der Auserwählten übertönen würde, wenn diesen nicht vor knieschlotterndem Entsetzen das Singen verginge. Denn sie werden doch nicht sämtlich Kinder der schrecklichsten Zeit der christlichen Ära sein, des 16. und 17. Jahrhunderts, wo Autodafees, Vierteilungen und gräßliche Verstümmelungen auf offenem Markte beliebte Volksvergnügungen waren, und Foltermeister, die es verstanden, die Opfer einer teuflischen Justiz monatelang zu martern, ohne sie zu töten, als Virtuosen geschätzt und hoch bezahlt wurden. Aus solchem Milieu erklärt es sich, daß selbst der große Leibniz das Höllendogma verteidigen konnte. (Eine Theodicee habe ich im zweiten Bande meiner bei Fr. Wilh. Grunow erschienenen Autobiographie „Wandlungen", S. 293 bis 313 und 335 bis 344, versucht.) Erlösung wagt die sogenannte Theologie das zu nennen!

Der moderne Mensch nennt ein Dogma, das Gott in den Teufel verwandelt, die ärgste Blasphemie, eine um so ärgere Blasphemie, weil die das gerechte Maß unendlich überschreitende Strafe nicht etwa bloß Vergehungen gegen das Sittengesetz treffen soll, sondern schon die Versäumnis von Kulthandlungen (Während Christus den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit geboten und den kultischen geringschätzig behandelt hat), ja schon den unverschuldeten Zufall der Geburt, der

Milliarden der Taufe und der Absolution beraubt, sowie die Ablehnung von Hirngespinsten, die der streitsüchtige Geist müßiger Grübler ausgeheckt hat.
Und dieses Dogma, das die christliche Humanität ertötet und die ihm ergebenen Seelen in die vorhellenische asiatische Grausamkeit zurückstößt (die bellenische Humanität haben meine „Drei Spaziergänge ins klassische Altertum" beleuchtet), ist von einer verhängnisvollen praktischen Bedeutung. Wenn den im „Irrglanben" Sterbenden die ewige Verdammnis droht, dann — so haben die Torquemadll, die Arbues argumentiert — ist es Pflicht der Barmherzigkeit, die Leiber zu verbrennen, um die Seelen zu retten, durch die Qual einer Stunde den Irrgläubigen, durch das abschreckende Beispiel die dem Irrglauben Zuneigenden vor dem ewigen Feuer zu bewahren. Jedenfalls aber legt dieser Glaube die strenge Pflicht auf, sich und seine Pflegebefohlenen vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen. Wie will es der Abgeordnete Erzberger vor seinem katholischen Gewissen verantworten, daß er durch Förderung eines friedlichen und freundschaftlichen Verkehrs mit „Irrgläubigen" sich selbst, seine Kinder, alle auf das Beispiel eines so angesehenen Parlamentariers achtenden deutschen Katholiken der Gefahr der Ansteckung, also der nie endenden Höllenpein aussetzt?
Und hier haben wir nun den Sinn des Streits zwischen Berlin und Köln.
Die Fanatiker von Berlin und Trier — ein drittes Hauptquartier hat der Graf Oppersdorff in Breslau aufgeschlagen — nehmen es ernst mit dem Dogma; sie glauben aufrichtig daran und ziehen die richtigen Konsequenzen daraus; dieselben Konsequenzen, welche die katholischen Theologen immer gezogen haben und an denen Rom festhält. Darum bekämpfen sie — von ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht — die christlichen Gewerkvereine und haben es in der Polemik des letzten Jahres offen ausgesprochen, daß sie in jedem Zusammenwirken mit Andersgläubigen eine Gefahr fürs Seelenheil, die Gefahr der ewigen Verdammnis sehen.
Entsetzt ruft die Neißer Zeitung, ein Organ der Kölner Richtung: „Konfessionali» sierung des öffentlichen Lebens ist das Schlagwort der Quertreiber, die sich so meisterhaft in religiöse Gefühle künstlich zu stimmen wissen, ist auch das Schlagwort ihrer Blutsverwandten vom „Sitz Berlin". Konfessionalisierung! Wie ein ungeheurer Parasit entwickelt sich dieser Gedanke in ihren Köpfen und weckt in hysterischer Übertreibung eine Menge von Leidenschaften (soll wohl heißen Aspirationen) auf Führerstellen im deutschen Katholizismus." Eine höchst ungerechte Anschuldigung! Die Konfessionalisierung ist kein Parasit und keine hysterische Übertreibung, sondern die unabweisbare praktische Konsequenz des Kirchendogmas; den Kölnern, die das verschleiern wollen, kommt dieser ehrliche Kirchenglaube allerdings arg in die Quere. Meine Sympathie gehört natürlich den Herren Bachem und Erzberger, aber ehrlich sind nicht sie, sondern ihre fanatischen Gegner. Die Unehrlichkeit jener ist ihnen selbst vorläufig noch nicht zum Bewußtsein gekommen, aber im weiteren Verlaufe des Streites kann es ihnen auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß sie sich selbst belogen haben. Mit nicht

minderem Entsetzen haben die Kölner gelesen, was einer der „Überkatholiken",
der Pfarrer Nieborowski, geschrieben hat: „Wir wagen, weil wir den Kaiser
lieben, sogar darum zu beten, daß Gott ihm neben allen Glücksgütern auch einmal
das höchste Glück des heiligen, einzig wahren katholischen Glaubens gewähren
möge." Wie können die Kölner Herren, so unbequem es ihnen als Politikern sein
muß, das tadeln? Ist denn dieser Wunsch und dieses Gebet nicht einfach Pflicht
für den katholischen Deutschen? Wird nicht die Bitte um die Bekehrung aller
Irrgläubigen mindestens einmal im Jahre, am Karfreitage, rituell verrichtet, und
muß der Gedanke, daß der Kaiser ewig verdammt sein soll, nicht allen den Katho-
liken, die ihn lieben, unerträglich sein?

Aufrichtig freundschaftlicher Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener
Konfessionen und ihr friedliches Zusammenwirken wird nur dadurch möglich,
daß auch die katholische Kirche, wie es die evangelische schon längst getan hat, die
kehre von einem alleinseligmachenden Glauben, einer alleinseligmachenden Kirche
aufgibt, und daß die Kirchen einander als verschiedene Ausgestaltungen des
einen Christentums anerkennen, als Ausgestaltungen, denen die Bedürfnisse ver-
schiedener Zeiten und Völker die gleiche Berechtigung verliehen haben und zum Teil
noch verleihen, Formen, die sich sämtlich im Laufe der Zeit geändert haben und sich
auch in Zukunft noch ändern werden, wie sie denn gerade heute vor der Notwendig-
keit einer gründlichen Änderung angelangt sind.

Wie die Erlösung zu denken sei, wurde eingangs angedeutet und kann hier
nicht ausgeführt werden. Auf dem unannehmbaren Höllendogma beruht die Auf-
fassung der Erlösung als der Rettung einer verhältnismäßig kleinen Zahl von
Auserwählten aus dem allgemeinen Verderben. Aus diesem Erlösungsbegriff ist
der Glaube an den Sühnetod Christi entsprungen und bei weiterer theologischer
Grübelei ein Heilsapparat ersonnen worden, durch den die vermeintlichen Früchte
dieser vermeintlichen Sühne den Gläubigen zugeführt werden sollen. Damit wur-
den das mosaische Sühuewesen und die heidnische Theurgik in die Kirche ein-
geschleppt, die der Absicht Jesu direkt entgegengesetzt sind, denn dieser wollte
eben diesen falschen Gottesdienst durch die Anbetung Gottes im Geist und in der
Wahrheit verdrängen. Und da der Sühne- und Gnadenspende-Apparat Priester
forderte, die ihn handhabten, so ist gleichzeitig mit dem heidnisch-theurgischen das
jüdisch-theokratische und hierarchische Element eingedrungen und in Wechsel-
wirkung mit jenem unter der Mitwirkung geschichtlicher Einflüsse ausgebildet
worden. Mit dem Höllendogma bricht natürlich auch dieser Apparat zusammen
nnd das Dogmengebäude, das ihn vor der Vernunft zu rechtfertigen konstruiert
worden ist. So erleidet die Orthodorie den zweiten Stoß. Ging der erste von
der Vernunft und der Humanität aus, so der zweite von der Geschichte, und diese
Erschütterung reicht bis ins apostolische Zeitalter hinein, denn schon dessen litera-
rische Niederschläge, die neutestamentlichen Schriften, bezeugen die Anfänge jener
Verunreinigung, und die historische Kritik deckt in ihnen schwere Irrtümer auf.

Die beiden am leichtesten erkennbaren sind der Glaube an die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft Christi und den darauf folgenden Weltuntergang, und die Deutung der Epilepsie als Besessenheit. Der zweite, aus dem parsischen Dämonenglauben stammende Irrtum ist für die Christenheit verhängnisvoll geworden, sonderbarerweise erst nach anderthalbtausend Jahren, im 16. und 17. Jahrhundert. Die Erkenntnis dieses Irrtums nun würde für sich allein den Schlußstein des Dogmenbaues, das Papstdogma, hinwegfegen, wenn ihn nicht schon der Zusammenbruch der Grundlage, des Höllendogmas, zu Falle gebracht hätte. Unter allen Sünden des Papsttums (ich habe sie in den von Erzberger und Faßbcnder bekämpften Artikeln — in den vorjährigen Nummern 159 und 160 des „Tag" — kurz zusammengestellt) ist nämlich die Herenbulle des Papstes Innocenz VIII. die unverzeihlichste, zugleich aber auch der schlagendste Beweis für die Unhaltbarkeit des Papstdogmas. Bei allen Maßregeln und Entscheidungen der römischen Kurie, die sich unter den heutigen Verhältnissen nicht aufrecht erhalten lassen, helfen sich die Kirchendiplomaten mit der Ausrede, das seien keine Entscheidungen »5i elltkeärn. Nun betreffen die rein theologischen Entscheidungen, an Venen der «x eattw6ra-Charakter zuletzt hängen bleibt, Gelehrtentüfteleien wie die über die Wirkungsweise der Gnade, die dem Volke unverständlich und gleichgültig und fürs Gemeinwohl wertlos sind, zu den charakterbildenden, bessernden, reinigenden, stärkenden, tröstenden Wirkungen des Christentums nichts beitragen. Wollte Gott die Christen der Mühe, mit ihrer eigenen Vernunft den wahren Sinn des Neuen Testaments herauszufinden, das Göttliche darin von menschlichen Zutaten zu sondern, durch Einsetzung eines unfehlbaren Interpreten überheben, so würde er diesen nicht für die Entscheidung von Gelehrtenstreitigkeiten um wertlose Hirngespinste inspirieren, sondern für die Leitung der Völker in wichtigen praktischen Angelegenheiten und für ihre Bewahrung vor groben Verirrungen auf dem religiösen und dem sittlichen Gebiete. Im 9. christlichen Jahrhundert haben die Prälaten des fränkischen Reiches den Glauben an Hererei bekämpft, und am Ende des 15. verkündigt ein Papst diesen Aberglauben als einen christlichen Glaubensartikel, organisiert die Aufspürung und Aburteilung der vermeintlichen Heren in einem Verfahren, das für sich allein schon eine ewige Schmach der abendländischen Christenheit bleiben wird, und verschuldet so den Feuertod von Hunderttausenden — meist Frauen und Mädchen, zum Teil auch Kindern —, die selbstverständlich im Punkte der Anklage sämtlich schuldlos gewesen sind. Herr Erz, berger glaubt mich an die Herenverfolgung in den protestantischen Ländern erinnern zu sollen. Nun, den lutherischen und den calvinischen Theologen, noch mehr den Hauptschuldigen, den Juristen, habe ich dieserhalb wohl ein Dutzend mal derb den Tert gelesen; aber hier handelt es sich doch nicht um den Anteil der Konfessionen an der Schuld, sondern um die Absurdität, daß als unfehlbare Lehrerin göttlicher Wahrheiten eine Behörde empfohlen wird, welche die Christenheit zu Mafsenscheußlichkeiten verleitet und angetrieben hat, deren sich die edleren

Heidenvölker geschämt haben würden. Gegen das Papsttum an sich habe ich gar nichts einzuwenden; bis ins 12. Jahrhundert hinein haben die Päpste den europäischen Völkern und ihrer Kultur unvergeßliche Dienste geleistet, und als Leiter der menschenreichsten der christlichen Kirchen können sie heute noch und in alle Zukunft segensreich wirken. Nur daß die Stellung, die das Dogma dem Papste anweist, unhaltbar ist, muß zu allgemeiner Anerkennung gebracht, und der Bann, in dem die Ehrfurcht vor dieser falschen Autorität, dem „Heiligen Vater", (wie mag einen ehrlichen Mann auf dem päpstlichen Stuhle diese Bezeichnung anwidern !) die deutschen Katholiken (die romanischen gar nicht) gefangen hält, muß gebrochen werden.

Der Glaube unserer politischen Katholiken an das unfehlbare Lehramt des Papstes ist jetzt schon so wenig echt wie ihr Höllenglaube. Auf dem Aachener Katholikentage hat der Bischof Keppler u. a. gesprochen: „Aber wie? Kann denn wirklich der Fall eintreten, daß eine allgemeine Verfügung des Papstes gerade in Deutschland besonders hart wirkt, ja, undurchführbar ist, oder mehr Schaden anrichtet als Nutzen stiftet? Daß da und dort die eigenartigen deutschen Verhältnisse am Sitze der Kirchenregierung nicht in wünschenswertem Maße durchschaut und berücksichtigt werden? Gewiß, der Fall ist denkbar und möglich. Was dann tun? Blindlings sich fügen? Alles über sich ergehen lassen? Nein, das nicht. Aber noch weniger Lärm schlagen, in Zeitungen, gar in gegnerischen, seinem Ärger Luft machen. Das tut ein Katholik nicht, der auf Ehre hält. Vernunft und kirchlicher Sinn schreiben ihm sein Verhalten vor: sich nicht unnötig aufregen; ruhiges und besonnenes Urteil bewahren; vor allem nicht vergessen, daß es das Recht und die Pflicht der Bischöfe ist, in solchen Fällen aufzuklären, Schwierigkeiten zu beheben, Schaden abzuwehren. Der Episkopat hat hierin seine Pflicht getan, hat sie in letzter Zeit getan, wird sie auch ferner tun." Dazu schreibt der Antibachemit Nieborowski ganz richtig: „Mit blutendem Herzen wird das jeder „päpstliche" Katholik lesen. Diese Stelle in der Rede des hochwürdigen Herrn hat die Autorität des Heiligen Vaters mehr untergraben, als alle seine andern prachtvollen Worte gut machen können. Mit blutendem Herzen lesen wir in einem liberalen Blatte, daß diese Mahnung der Fehlbarkeit Roms die Wachsamkeit des Episkopats gegenüberstelle, was das Entsetzen aller Vertreter der Berliner Richtung herausfordern müsse. Jawohl! Daß so etwas vor dem katholischen Volke gesagt wurde, ist entsetzlich." Vor dem Volke! Unter vier, sechs oder auch sechzig Augen gestehen sich die Zentrumspolitiker schon seit langem ein, wie die Dinge liegen. Die katholischen Fanatiker aller Länder arbeiten im Sinne des Grafen de Maistre und der Jesuiten daran, mit dem römischen Dogmensystem, dessen Krönung sie auf dem Natikanum durchgesetzt haben, in der Praris vollen Ernst zu machen; des neunten und des zehnten Pius fromme Einfalt hat sich ihnen als Werkzeug bereitwillig dargeboten, und die Zentrumspolitiker haben in der klaren Erkenntnis, daß sich die Hierarchie durch diese Versuche, die Welt aufs Mittelalter zurückzuschrauben, un-

heilbar kompromittiert, alle Hände voll zu tun, ihren Unfehlbaren von weiteren groben kllux pas zurückzuhalten und, ist trotzdem wieder einmal ein Unglück passiert, abschwächende und einschränkende Erklärungen zu erlangen. So sieht das unfehlbare Kirchenregiment aus.

Vor der Öffentlichkeit haben die deutschen Katholiken bis jetzt standhaft behauptet, Ultramontanismus, den gebe es gar nicht; was die Kirchenfeinde unter dem Namen Ultramontanismus bekämpfen, das sei die katholische Kirche, das sei das Christentum selbst; und die Kirchenfeinde berechtigen die Katholiken zu dieser Behauptung, indem sie den Ultramontanismus für das Wesen der katholischen Kirche und diese für die konsequente Ausgestaltung des Christentums erklären. Jetzt nun nötigt der Krieg der Berliner gegen die Kölner diese, einzugestehen, daß es doch zweierlei Katholiken gibt. Die Berliner ultramontan zu nennen, bringen die Bachemiten noch nicht übers Herz, weil sie damit sich selbst widerlegen würden; sie nennen die Fanatiker Überkatholiken. Aber diese Überkatholiken sind eben nichts anderes als die von allen unbefangenen Beobachtern ultramoman genannten Katholiken. Ultramontan, das ist orthodor-katholisch. Das orthodor Katholische wird Ultramontan genannt, weil die katholische Orthodorie hauptsächlich von Italienern und im Interesse der Italiener ausgestaltet worden ist, ausgestaltet zu einem Gerüst von Bräuchen und Einrichtungen, die teils Reste heidnischen Aberglaubens der vorchristlichen Zeit, teils neu hinzugekommener Aberglaube der nordischen Völker, teils Erfindungen des hierarchischen Interesses sind. (Das letztere ist bei solchen Einrichtungen der Fall, die, wie die priesterliche Absolution und die Anbetung des „Altarsakraments", den Priester hoch über die Laien erheben und ihn zu einem Halbgott machen.) All das ist mit den altchristlichen Dogmen kunstvoll verwoben und in ein formvollendetes System gebracht worden, dessen festgefügte Logik dem Laien imponiert und namentlich auch dem lernenden Knaben und dem Jünglinge, der sich aufs Priesteramt vorbereitet. Diese naiven Seelen wissen noch nicht, daß der Teufel ein großer Logiker ist, d. h., daß ein selbstsüchtiger Wille, von einem Vorurteil als Voraussetzung ausgehend, ein in jedem einzelnen Gliede unangreifbares Geflecht von Schlußketten zustande bringen kann, dessen Nichtigkeit erst aus dem widersinnigen oder praktisch verderblichen Endergebnis erkannt wird, welches einzugestehen zwingt, die Voraussetzungen, von denen ausgegangen wurde, seien falsch. Vorläufig hält jedoch die Folgerichtigkeit des katholischen Glaubenssystems die meisten seiner Anhänger besonders dadurch gefangen, daß sie das Vorurteil erzeugt, wenn man aus diesem logischen Bau auch nur einen Stein herausbreche, dann stürze das Ganze ein, und es sei ums Christentum geschehen. Das erste ist richtig, nicht dagegen das zweite, obwohl das auch die Gegner des Christentums glauben; die Selbstzersetzung des theologischen Systems bedeutet noch lange nicht, obwohl das u. a. auch E. von Hartmann meinte, die Selbstzersetzung des Christentums. Die Dogmenfabrikation beruht auf dem Irrtum (Kant hat ihn zerstört, dabei freilich selbst in mehreren Bezie-

hungen geirrt), die jenseitigen Wesenheiten und Mächte, aus denen unser Diesseits quillt und von denen es beherrscht wird, könnten beschrieben, definiert und klassifiziert werden, wie man Berge, Flüsse, Pflanzen, Tiere und Fabrikate beschreibt, definiert und klassifiziert, die religiösen Ideen und Symbole könnten in Begriffe umgeprägt werden. Daß das Verhältnis Gottes zu seinen vernünftigen Geschöpfen unter dem Bilde der Vaterschaft vorgestellt werden könne, und daß Jesus in einem höheren und volleren Sinne ein Sohn Gottes sei als seine Menschentrüder, das sind zwei Grundideen des Christentums, zwei Grunddogmen, wenn man's so nennen will. Nun sind aber die Theologen so töricht gewesen — die dogmatische Theologie ist eine der schwersten Krankheiten des Kirchenkörpers — zu glauben, sie müßten das Sinnbild als Wirklichkeit nehmen, den strengen Begriff der Zeugung auf das Verhältnis Gottes zu Jesus übertragen und jeden als Ketzer verdonnern, der ihnen nicht nachspricht: der in Jesus lebende Logos ist von Gott Vater gezeugt. Und weil Jesus seinen Jüngern geistige Erleuchtung und Trost versprochen hat mit dem bildlichen Ausdruck, auf seine Bitte werde ihnen der Vater den Geist der Wahrheit senden, so wird flugs aus dieser geistigen Betätigung Gottes eine dritte göttliche Person gemacht, die aber, weil sie im Neuen Testament nicht Sohn heißt, nicht vom Vater gezeugt sein darf, sondern vom Vater und vom Sohn ausgehen muß, beileibe nicht, wie die orientalischen Kollegen in der Philosophasterei wollen, vom Vater durch den Sohn. So maßt man sich an, die Naturgeschichte Gottes, des Unbegreiflichen, Unfaßbaren, Unvorstellbaren zu schreiben, und gleicherweise verfährt man mit den ebenso uncrforschlichen Einwirkungen Gottes auf die Menschenseelen, mit den tatsächlichen wie mit den eingebildeten und erfundenen, die an sogenannte Sakramente und Sakramentalien, an Kulthandlungen priesterlicher Personen, geknüpft zu denken seien. Also dieser Bau von Einbildungen bricht freilich zusammen, wenn man die Nichtigkeit auch nur einer einzigen nachweist, aber das Christentum zersetzt sich nicht; es ist eine Lebensmacht, die mit ungeschwächter Kraft in allen Konfessionen und auch bei den Konfessionslosen fortwirkt.

Die Germania schrieb gegen den mehrerwähnten Tag-Artikel: „Die deutschen Katholiken sehen auch, daß, wer von Rom weggeht, recht schnell beim Atheismus landet, falls ihn nicht eine Frau auf einer Zwischenstation aufhält." Wenn die deutschen Katholiken erst einmal ihre Augen aufmachen, dann werden sie etwas ganz anderes sehen: daß es die äußerlich mit Rom verbundenen Romanen sind, deren Oberschicht dem Atheismus verfallen ist, während die Masse teils indifferent ist, teils einem christlich ausstaffierten Heidentum huldigt, daß die protestantischen Angelsachsen in überwiegender Zahl religiös gesinnt und gläubig sind; daß auch im protestantischen Deutschland die Zahl der ernstlich frommen gläubigen Christen in allen Volksschichten noch bedeutend ist; daß in Beziehung auf christliches Familienleben und christliche Caritas alle protestantischen Länder es mit den katholischen aufnehmen können; daß bei den Protestanten die Zahl

derer nicht klein ist, die einzeln, wie der Doktor Barnardo, oder in großen Organisationen, wie in denen der Heilsarmee und der innern Mission, heroische Nächstenliebe üben*). Selbstverständlich leugne ich nicht, daß auch innerhalb der katholischen Kirche echtes Christentum lebt und wirkt, besonders in den krankenpflegenden Orden, in den Missionen und in sozialer Tätigkeit moderner Art (die jedoch, so weit sie sich geistlicher Bevormundung nicht fügen will, von Rom schief angesehen wird; die sozialen Organisationen gläubiger Arbeiter in Italien und in Frankreich hat der Papst zerstört, und die großartigen deutschen Organisationen, die in München-Gladbach ihr Zentrum haben, werden des Modernismus verdächtigt). Auch halte ich nicht etwa die in Dogmen, Bräuchen und Einrichtungen bestehende Verkapselung des christlichen Geistes, aus der die Denkenden und die human Fühlenden jetzt hinausstreben, für etwas Böses. Nicht einmal das Bild der Puppenhülle, die den werdenden Schmetterling schützend umschließt, wird der Kirche gerecht. Sie ist mehr als eine schützende Hülle des langsam sich entfaltenden und emanzipierenden christlichen Geistes; sie ist mit allen ihren Vernunftwidrigkeiten das Organ, durch welches, wie auch Kant einräumt, dieser Geist — die Vernunftsreligion, sagt Kant — in die Welt eingeführt wurde und durch das allein er wirken konnte, ohne das er auch heute noch auf weite Massen nicht wirken könnte. Sogar das Höllcndogma hat mitunter wichtige Dienste geleistet, so den Calvinisten und ihren Rivalen, den Jesuiten bei der Überwindung der zügellosen Liederlichkeit des ausgehenden Mittelalters. Demnach darf nicht verlangt werden, daß die Kirche ihre Irrtümer öffentlich abschwöre und den Volksmassen solche abergläubische Meinungen und Bräuche entreiße, die entweder harmlos oder bloß insoweit Aberglauben sind, als symbolische Formulierungen göttlicher Wahrheiten wörtlich verstanden und die Sinnbilder des Heiligen für das Heilige genommen werden. Was gefordert werden muß — im Interesse der bedrängten Gewissen der besten unter den Katholiken und der Kirche selbst — ist nur dieses, daß sie den Anspruch aufgibt, die alleinseligmachende zu sein, und daß sie die Denkenden und Fühlenden nicht zum Glauben an Dogmen zwingt, die nur den Gedankenlosen und Rohen erträglich und unter Umständen sogar heilsam sind. Zu den Gedankenlosen gehört auch der Bischof Keppler. Er hat ein Buch über die Freude geschrieben, das Tausenden Freude und Trost spendet. Das konnte er doch nur, indem er das Höllendogma aus seinem Bewußtsein auslöschte, so daß dieses Fundament des Dogmengebäudes für ihn nicht mehr vorhanden, praktisch geleugnet war. Denn wer an die Hölle ernstlich und mit klarem Bewußt-

») Was meine Wenigkeit betrifft, so bin ich nach meinem Bruche mit dem Papsttum im Glauben an den persönlichen Gott und seine Offenbarung, ohne je von einer Frau beeinflußt zu sein, nie auch nur einen Äugenblick wankend geworden und habe, bei jeder sich mir bietenden Gelegenheit die Hegelei und die Haeckelei (die Selbsivergötterung und die Selbstentgeistung des Menschen) bekämpfend, unausgesetzt (in den Grenzboten 20 Jahre lang) für die Erhaltung, Befestigung und Ausbreitung des christlichen Theismus gewirkt.

sein glaubt, für den gibt es keine Freude mehr, am wenigsten eine gemütliche
Stunde im Kreise froher Zecher, wie sie so mancher wackere Dorfpfarrer und auch
der durchschnittliche Zentrumspolitiker nach getaner Arbeit liebt, sondern nur
Angstgestöhn im Gedanken an das Entsetzliche, das ihm, seinen Lieben, Tausenden
von großen und guten Männern, die Ketzer oder Ungläubige waren, und Milli-
arden von hienieden schon genug geplagten menschlichen Arbeitstieren droht; die
einzige bei solchem Glauben vernünftige Lebensweise ist das härene Bußgewand,
die Nachtruhe auf nägelgespicktem Brett und strenges Fasten bei Wasser und
verschimmeltem Brot.
Nicht gegen den Staat und das Reich sind die deutschen Katholiken unwahr,
wie ihnen ungerechterweise vorgeworfen wird — ihre Vaterlandsliebe und ihre
Treue gegen Kaiser und Reich sind keineswegs Heuchelei — sondern gegen ihre
Kirche und gegen sich selbst. (Ungerechte Vorwürfe und überhaupt die ganze
Kampfesweise der Protestanten gegen Rom sind ein Hauptbeweggrunv für die
Katholiken, jeden Zweifel an der Göttlichkeit ihrer Kirche zu unterdrücken. Ich
habe in dem bei E. Haberland in Leipzig erschienenen Buche „Christentum und
Kirche", S. 435 ff., gezeigt, wie diese unzweckmäßige Bekämpfung und Polemik
keinen andern Erfolg haben kann, als daß sich die Katholiken sagen: wo so un-
verschämt gelogen und so ungerecht gehandelt wird, da kann die Wahrheit nicht
sein. Um hier nur ein einziges Beispiel anzuführen: Ich bin kein Freund der
Jesuiten; sind sie doch die Vertreter des starrsten Orthodorismus und aller päpst-
lichen Anmaßungen. Aber was wahr ist, muß ich ihnen zugestehen: daß sie, vom
uneigennützigsten Eifer beseelt, im 16. Jahrhundert erfolgreich an der Diszipli-
nierung des verwilderten Volkes und Klerus und an der Besserung der Schulen
gearbeitet haben, und daß sie sich noch heute bedeutende Verdienste um die Natur-
wissenschaften erwerben; deutsche Admiräle in den ostasiatischen Gewässern danken
ihnen für die Sturmwarnungen ihrer Wetterwarten. Ich stehe ihnen genau so
gegenüber wie jenen Naturforschern, deren monistische Dogmen ich bekämpfe,
während ich ihre fachwissenschaftlichen Verdienste und ihre Personen hochschätze.
Die Untaten der Jesuiten gehören ins Fabelreich, und der Kladderadatsch nas-
führt seine gläubigen Leser mit seinen Iesuitenbildern ebenso arg, wie er sie mit
der angeblich langen Nase des tüchtigen, klugen und erfolgreichen Bulgaren-
königs 20 Jahre lang genasführt hat. Diese tüchtigen und keines Vergehens
überführten Männer nun sollen nach dem Wunsche protestantischer Fanatiker
einer Behandlung unterworfen werden, die sie auf eine Stufe mit Dirnen, Land-
streichern und Verbrechern stellt!) Also gegen sich selbst und gegen ihre Kirche sind
die gebildeten Katholiken — einzelne aufrichtig Bigotte ausgenommen — unwahr,
und den Zwang zur Unwahrhaftigkeit hat der Papst durch den Modernisteneid auf
die Spitze getrieben. Den Laien wird er ja nicht auferlegt. Und auftauchende
Zweifel haben nicht viel für sie zu bedeuten, denn (das ist ein weiterer Erklärungs-
grund der Festigkeit, mit der die Katholiken trotz allem noch immer ihrem Kirchen-

glauben treu bleiben) wer hätte im heutigen Drange der Berufsgeschäfte, der politischen und Vereinstätigkeit Zeit, ihnen nachzuhängen? Der durchschnittliche deutsche Katholik tut auftauchende Zweifel mit der kurzen Erwägung ab, daß sein Kirchenwesen schön und imposant ist, daß es ihm personlich Befriedigung und seinen Kindern sittlichen Halt gewährt, daß er durch offene Bekämpfung der kirchlichen Autoritäten diesen, wertvolle Güter spendenden, Bau zerstören, die katholischen Massen dem Atheismus und der Sozialdemokratie in die Arme treiben würde, wo die protestantischen schon angelangt sind, und daß es sein Beruf nicht sei, sich über theologische Streitfragen den Kopf zu zerbrechen.

Aber für den Theologen ist das doch Berufspflicht, und der muß nun schwören, daß er alle Dogmen der römischen Kirche, auch die bedenklichsten, und die Verwerflichkeit aller der Wege, auf denen der Modernismus die Versöhnung des Kirchenglaubens mit dem Zeitbewußtsein anstrebt, nicht allein äußerlich, sondern mit innerlicher Zustimmung bekenne. Das bedeutet nichts geringeres, als in Be, ziehung auf die höchsten Fragen die selbständige Gedankenbewegung gänzlich unterdrücken, und da die sich in kräftigeren Geistern nicht völlig unterdrücken läßt, so werden diese den Eintritt in den Klerus scheuen, wagen sie ihn aber, zeitlebens von Gewissensängsten gepeinigt werden, da es ihnen nicht möglich sein wird, ihre Gedankenbewegung mit der durch den Eid übernommenen Pflicht in Einklang zu bringen. Manchem wird freilich Betäubung und Ablenkung durch praktische Tätigkeit oder durch Genuß über das Schlimmste hinweghelfen. Solchen Gewissensängsten vorzubeugen, hat ja der Papst das altbewährte Rezept: Absperrung der angehenden Kleriker vom Knabenalter an, aufs neue verordnet. Wird die durchgesetzt, dann wird eben der deutsche Klerus so weltfremd werden, wie der französische ist, und gleich diesem seinen Einfluß aufs Volk einbüßen. Und daß auch die Laienwelt trotz den oben angedeuteten Umständen, die ihr Schutz verleihen, schon heute vom Modernismus nicht ganz unberührt geblieben ist, das beweist ja eben der verzweifelte Widerstand der Zentrumspolitiker gegen den Versuch der Fanatiker, mit der römischen Orthodorie vollen Ernst zu machen. Sie wissen es ganz genau: gelingt dieser Versuch, wird es als Sünde gebrandmarkt, wenn die katholischen Lohnarbeiter Schulter an Schulter mit ihren evangelischen Kameraden ihre Standesinteresscn wahrnehmen, wird in weiterer Ausnützung dieses Erfolgs das ganze bürgerliche Leben der deutschen Katholiken konfessionalisiert, dann ist der Vorwurf, der ihnen bisher zu Unrecht gemacht wurde, daß sie ihr politisches Verhalten und die Erfüllung ihrer Bürgerpflichten von Rom aus regeln ließen, vollauf begründet; sie degradieren sich damit selbst zu Bürgern zweiter Klasse, als welche ihre Gegner sie schon seit langem zu behandeln versuchen, und um die glänzende politische Stellung, die sie ihrer parlamentarischen Vertretung erkämpft haben, ist's geschehen. Das stolze Selbstbewußtsein aber, das den katholischen Männern in ihren erfolgreichen politischen Kämpfen erwachsen ist, wird sich in eine so unwürdige Lage nicht fügen, sondern

gegen die Hierarchie aufbegehren, die sie hineingebracht hat. Diese steht dann vor der Wahl, ob sie die Masse der deutschen Katholiken verlieren will, w<e sie die Masse der Franzosen, der Italiener, der Portugiesen, vielleicht auch schon die Mehrheit der Spanier verloren hat, oder ob sie sich nicht doch lieber dazu verstehen will, noch nicht zwar selbst den Weg des Modernismus zu beschreiten, aber die noch nicht aus ihrem Schoß gedrängten Modernisten frei schalten zu lassen. Für den Augenblick haben die Vorstellungen des verstorbenen Kardinals Fischer das Ärgste, die Verdammung der christlichen Gewerkvereine und der Kölner Rich» tung, noch einmal abgewendet. Doch werden die Fanatiker ruhen? Und wird die immanente Logik des orthodoren Systems nicht doch zuletzt die Schranken durchbrechen, die ihr von äußeren Rücksichten, im kurialistischen Stil gesprochen von der inlllitia t,«inzx>rum, gezogen werden? Damit ist das Stadium umschrieben, in welchem der Prozeß, der ein Zersetzungs- oder ein Umbildungsprozeß werden kann, zur Zeit angelangt ist.

» » «

Nachdem dieser Aufsatz schon korrigiert war, wurde die Enzyklika des Papstes vom 24. September über den Gewerkuereiusstreit veröffentlicht. Sie veranlaßt mich nicht, etwas von dem Gesagten zu ändern, kann vielmehr als vorläufige Festlegung der von mir beschriebenen Situation definiert werden. In» dem der Papst ängstlich darauf bedacht ist, Schutzwehren zu errichten gegen di« schrecklichen Gefahren, die dem katholischen Arbeiter aus dem intimen Verkehr mit seinen evangelischen Kameraden erwachsen können, stellt er als den Regulator des Verkehrs mit Andersgläubigen das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche in den Vordergrund, dieses Dogma, das allermindestens ignoriert, praktisch verleugnet werden muß, wenn es zu friedlichem Zusammenleben, zu gedeihlichem Zusammenwirken der Konfessionen kommen, wenn in einem konfessionell gemischten Staate ein Volkstum, ein Nationalbewußtsein entstehen soll.

Carl Ientsch.

I. von Pflugk-Harttung:
Friedrich der Große als Forderer von Gewerbe
und Handel.

Früher sah man in Friedrich dem Großen wesentlich den ruhmreichen Feld-
Herrn, den Vertreter einer kühnen auswärtigen Politik, den „zu allen Zeiten
Mehrer des Reiches". Da begann die Berliner gelehrte Schule für Preußische
Wirtschaftsgeschichte sich den innern Verhältnissen und Vorgängen zuzuwenden
und zu Ergebnissen zu gelangen, wonach der König nicht nur den Feinden, sondern
auch seinen Bürgern gegenüber groß gewesen ist, groß im vollen Sinne des
Wortes. Dies hat neuerdings auch M. Geitel durch fünf Nummern in der „Welt
der Technik" vortrefflich ausgeführt. Uns sei nur vergönnt, den gewaltigen
Gegenstand für Industrie und Handel kurz darzulegen.

Zu Friedrichs Zeit herrschte die Lehre des Merkantilsnstems, wonach Reichtum
auf barem Gelde beruht, also nur der Staat als reich erschien, der möglichst viel
Edelmetall besaß. Demzufolge sollten sich die Regierungen bestreben, viel Ware
aus-, aber wenig Ware einzuführen, weil durch die Ausfuhr Geld ins Land kam,
durch Wareneinfuhr aber Geld als Bezahlung zum Lande hinausging. Diese
Lehre war bei den einfachen Verhältnissen Preußens auch richtig, denn damals
hatten seine Bürger keine Kapitalien im Auslande und keine Schiffe auf fremden
Meeren.

Es galt demnach für eine gute Regierung, möglichst viel im Lande selber zu
erzeugen, was nur durch Ausnutzung des Grund und Bodens und mehr noch
durch Steigerung der heimischen Industrietätigkeit möglich war. Da nun der
Staat für alles zu sorgen, jedes zu bevormunden und zu überwachen hatte, so be-
saß dieser ungemeine Mittel, um Gewerbe und Handel zu heben, und der König
war gesonnen, diese Mittel zu benutzen, alle Kräfte seines Volkes anzuspannen,
um den Volkswohlstand, d. h. zugleich das Glück seiner Untertanen zu vergrößern.
Anderseits erstrebte er: Hebung der Kräfte des Staats durch Steigerung der
Leistungen der Staatsbürger. Alles sollte und mußte arbeiten für den Staat, der
als ein großartiges, philosophisch abgewogenes und ausgearbeitetes System er-
schien, mit dem König als erstem Diener an der Spitze.

Als Werkzeug zur Hebung der Volksleistung hatte die innere Verwaltung
einzusetzen. Diese hatte bereits Friedrich Wilhelm I. in einer kollegialischen
Zentralbehörde vereinigt, in dem Generaldirektorium. Es bestand aus vier De-
partements für Domänen und Steuerwesen, den Betrieb der Landwirtschaft und
der Kleingewerbe, für die Wohlfahrt der Stadtgemeinden, die Kolonisation usw.

Friedrich fügte ein fünftes Departement für Fabriken und Kommerziensachen hinzu, das die Aufgabe hatte, neue Manufakturen zu schaffen, die bereits bestehenden zu fördern, für den Absatz zu sorgen und den Handel zu regeln. Die Einrichtung dieses Departements geschah nach Fächern. Der König widmete ihm besondere und persönliche Aufmerksamkeit, was eine gesteigerte Hingebung der Beamten bewirkte. Mit weitestem Blicke ging er an die Aufgabe, denn, meinte er, um vollkommene Kenntnis von einem Staate zu erlangen, muß man auch kennen: die Sitten und Bräuche, das Aufkeimen der Industrien und die Ursachen ihrer Fortbildung, die Gründe für die Entwickclung des Menschengeistes usw. Das neue Departement umfaßte: Kommerzien- und Fabrikensachen, Manufakturkassen, Woll-, Leder-, Seiden-, Baumwoll-, Leinen-, Papier- und Tapetensachen, Seifensiedereien, Graupen-, Hl- und Walkmühlen, Färbereien, Zuckersiedereien, Galanteriewaren u. v. a., selbst Hausier- und Postsachen.
Alles ließ sich anfangs gut an, als der siebenjährige Krieg ausbrach, den Staat finanziell an den Rand des Verderbens brachte und den größten Teil des Gewerbebetriebes zerstörte. Kaum aber war der Krieg beendet, als auch der König die durch ihn geschlagenen Wunden zu heilen suchte. Zu dem Behufe setzte das Fabrikendcpartement mit neuen Kräften ein. Daneben wurde die Seehandlung gegründet, worüber der König in seinem Patente vom 14. Oktober 1772 sagte: Er sei „unablässig bemüht, für das Wohl und den Wohlstand seiner Untertanen" zu sorgen, und habe beschlossen, eine Gesellschaft zu errichten mit der Aufgabe, „Seeschiffahrt unter preußischer Flagge zu treiben und die Häfen von Spanien und alle andern Plätze zu beschiffen, wo sich vernünftige und sichere Aussichten zu einem tüchtigen Gewinn von Aus- und Einfuhren vorfinden möchten". Das Hauptziel war zunächst Polen, wo es galt, den Freistaat Danzig lahm zu legen, und das Land mit Salz zu versorgen. Am 1. Mai 1767 wurde auch die General Tabaks-Administration als besonderer Verwaltungszweig eingerichtet. Sie hatte sich mit den Tabaksangelegenheiten im weitesten Sinne zu beschäftigen, mit Tabaksbau, -Fabrikation und -Vertrieb.
Von größter Wichtigkeit war, daß Friedrich in dem durch und durch agrarischen Preußen den Geist der Großzügigkeit, den des großindustriellen, fabrikmäßigen Betriebes einzuführen verstand. Aber über das Bahnbrechende vergaß er keineswegs das Kleinste und Unbedeutendste; nichts entging seinem durchdringenden, emsig spähenden Adlerauge. Sowohl in Potsdam wie in Berlin errichtete er massenhaft Arbeiterwohnungen und sogenannte Fabrikenhäuser, in Potsdam z. B. Häuser für Seidenfärbereien, Nähnadel-, Hut-, Gewehr-, Uhren-, Bleistift- usw. Fabrikation. Überall, wo er es nötig erachtete, griff er selbständig ein. Er gab den Arbeitern Gerätschaften und Vorschüsse, stützte unverschuldet in Not geratene, suchte und erschloß Absatzgebiete, ja, schickte ihnen sogar Preiskurante zu. Als ein Papierfabrikant ihm aus Königsberg schrieb, er müsse an 8000 Taler auszahlen, sonst würde seine verheißungsvolle Fabrik eingehen, verfügte der spar-

same König an die Regierung: „Sie möchte die Kreditoren zur Nachsicht per»
suadicren, so lange, bis ich ihm was gebe. Ich sagte gut dafür, daß Er gewiß
was kriegen würde, nur nicht gleich heute oder morgen. Eine Fabrique ist eine
sehr gute Sache, die möchte nicht gern übern Hauff gehen lassen." überall im
Auslande, wo er Gesandte und diplomatische Geschäftsträger hatte, mußten sie
über Waren und Handel Erkundigungen einziehen, um möglichst viel zu erfahren,
was „seinen" Fabrikanten Nutzen bringen konnte. Mit Schutzzöllen, Monopolen,
Einfuhrverboten und anderen Gewaltmitteln suchte er nachzuhelfen. Durch solche
nie ruhende Tätigkeit brachte er die Industrie empor, er belebte den Unternehmungs-
geist, gewöhnte eine große Menschengruppe an andauernde industrielle Leistungen
und schuf sich tüchtige Arbeiter und geldkräftige, weitblickende Unternehmer.
Als wichtigste Werterzeuger galten damals die Woll- und Leinenindustrie.
Jene betrieb man nicht in großen, sondern in kleinen Fabriken der Landstädte, in
sogenannten „Manufakturen". Der König nahm sich ihrer an, gab ihnen Vor-
schüsse an Rohwolle, förderte den Verkauf u. a. Durch die Erweiterung Schlesiens
war eine bedeutende Leinenindustrie hinzugekommen. Ein noch lebhafteres Inter-
esse bekundete Friedrich für die Seidenindustrie, die als seine besondere Schöpfung
zu gelten hat. Zunächst legte er den Grund durch Heranziehung von sachverstän-
digen Meistern aus Holland, Frankreich, Piemont und andern Ländern, die er in
Potsdam und Berlin ansiedelte. Um einheimische Lehrlinge zu gewinnen, zwang
er die armen Jungen des Kgl. Waisenhauses zu Potsdam in den Dienst der
Seidenindnstrie zu treten, womit freilich deren Schulunterricht gröblich vernach-
lässigt wurde. Auch bewirkte die sitzende Lebensweise so schwere Gesundheits-
schädigungen, daß die Sterblichkeit der Zöglinge von 3 Prozent auf 15 Prozent
stieg. Wenn sie die Ausnutzung glücklich überstanden und ausgelernt hatten, er-
hielten sie einen Stuhl und einen kleinen Vorschuß zum Selbstbetriebe. Zur Er-
nährung der Seidenraupen wurden massenhaft Maulbeerbäume angepflanzt. Auch
hier gestalteten sich das Potsdamer Waisenhaus und der Iägcrhof in Potsdam
zu Musteranstalten. Potsdam selber wurde in Seidenbausachen vorbildlich für
das ganze Land. Im Umkreise einer halben Meile von der Stadt zählte man
20000 Maulbeerbäume ohne die Hecken. Durch Prämien und Medaillen wurden
Privatleute zum Anbau angespornt. Noch größere Schwierigkeiten bereitete es,
kaufmännische Unternehmer zu fiuden, die die Seidenwaren auf den Weltmarkt
zu bringen verstanden. Der König hat über 2 Millionen Taler für die Hebunz
des Industriezweiges verausgabt, aber er brachte es auch dahin, daß sich 1785
fast 3000 Stühle in Tätigkeit befanden, und man teilweis in sieghafte Konkurrenz
mit Frankreich treten konnte. Wie drastisch der Gestrenge bisweilen eingriff,
zeigt die Antwort auf einen Bericht, der die Unterschriften sämtlicher Minister
trug. Sie lautete: „Die Herrn ministres entschuldige ich mit ihrer ignorance;
aber der impertinente und malitiöse Konzipient muß eremplarisch bestraft werden,
sonsten krieg ich die Canaillen niemals in der Subordination."

Auch ein andrer Industriezweig genoß des Königs besonderes Wohlwollen,
was etwas mit seinen künstlerischen Neigungen zusammenhing: es war die Her-
stellung des Porzellans. Seit dem Jahre 1767 stellte Gotzkowsky in Berlin Por-
zellan nach Meißener Art her. Der König kaufte dessen Werkstatt an und brachte
sie als Königliche Porzellanmanufaktur mit Hochdruck zur Blüte. U. a. mußten
Familien zur Hochzeitsausstattung königliches Porzellan kaufen, sie wollten oder
wollten nicht.
Damals begannen Hand- und Maschinenarbeit um die Vorherrschaft zu
ringen. Letztere wurde namentlich in der Tertilindustrie angewendet, und zwar
durch Webstühle, die mit dem Fuße oder mit der Hand in Bewegung gesetzt wurden.
Besonders England tat sich hervor, wo auch die Dampfmaschine in Betrieb trat,
vie James Watt verbessert hatte. Friedrich erkannte bald, daß hierin Englands
technische Überlegenheit beruhe. Deshalb ließ er englische Spinnmaschinen
kommen: im Jahre 1784 allein für 10000 Taler. Er ging noch weiter. Um
den westfälischen und schlesischen Bergbau, die Kohlen- und Metallgewinnung zu
steigern, befahl er, Dampfmaschinen oder, wie man sie nannte, „Feucrmaschinen"
zur Hebung des Wassers aus den Gruben zu benutzen. Noch kurz vor seinem Tode
erlebte er die Freude, daß die erste in Preußen erbaute Dampfmaschine in Betrieb
gesetzt werden konnte.
Das Gesamtergebnis war gewaltig, in seiner Art so bedeutend, wie die Er-
oberung einer Provinz. Im Jahre 1785 wurden beschäftigt: in der Leinen-
industrie 80000 Arbeiter, in der Wollindustrie ihrer 58000, in der Seidenindustrie
6000, in der Baumwollindustrie 7000, in der Lederindustrie 4000, in der Metall-
industrie 2000, in der Tabakindustrie 2000, in der Zuckersiederei 1000. Es gab
damals in Preußen 165 000 Industriearbeiter, die für 30 Millionen Taler an
Werten erzeugten. Ende des 18. Jahrhunderts war Berlin als Industriestadt
von verhältnismäßig größerer Bedeutung, als im Jahre 1866. Die Bevölkerung
des Landes hatte sich in 100 Jahren je auf die Quadratmeile verdoppelt. Sie
war bedürfnisvoller, zahlungskräftiger, und der Prozentsatz der Industriearbeiter
ein ungemein großer geworden.
, Für den Vertrieb der Waren dienten Wege- und Kanalbau, ein gesteigertes
Postwesen und eine in seiner Art großartige Entwickelung der Handelsflotte.
Während der Seekriege 1780 bis 1782 erreichte der Schiffbau seine Höhe. 1782
wurden allein in Pommern 99 Schiffe gebaut. In sechs Jahren konnten 113
Schiffe an das Ausland verkauft werden. Selbst auf Staatskosten baute man
große Handelsfregatten zum Verkaufe. Das kleine Ostfriesland besaß 892 See-
schiffe. Die Ein- und Ausfuhr Stettins, die 1739 noch 300000 Taler betragen
hatte, belief sich 1786 auf 4'/- Millionen. Stolz konnte der Minister Hertzberg
1786 sagen: „Wir haben fast alle erdenklichen Fabriken und Manufakturen, sowohl

/ ^-
für die Gegenstände des notwendigen Gebrauchs, wie für die Annehmlichkeiten
und den Lurus".
Fünfzig Jahre früher war Preußen arm und industriell bedeutungslos ge-
wesen, es hatte drei schwere Kriege ausfechten müssen, und doch dies glänzend«
Ergebnis! — es war wesentlich das Werk seines Königs: Friedrichs des „Ein-
zigen", des Großen.

Dr. Raphael Levi:

Faust und Hiob.

„Und es war eines Tages, und es kamen die himmlischen Scharen vor
den Herrn, um Rede zu stehen; und es kam Satan, der Verführer mit ihnen.
— Und es sprach der Herr zum Verführer: „Woher kommst du?" Und zur
Antwort gibt Satan: „Von der Erde komm' ich, die ich durchstreift, durch
die ich hingewandert bin." Da sprach der Herr zum Verführer: „Hast du
dein Auge gerichtet auf Hiob, meinen Knecht; denn keiner gleicht ihm auf
Erden an Redlichkeit und geradem Sinn, an Furcht vor Gott und Sünde?"
— Und Satan erwidert dem Herrn: „Ist Hiobs Gottesfurcht umsonst?
Hast du ihn nicht und all sein Hab und Gut von allen Seiten eingefriedet?
Was er beginnt, führst segnend du zu Ende; sein Reichtum hat im Lande
keine Grenzen! Rühr' doch — fürwahr ich bitt' dich! — mit deiner Hand an
seine Habe, ob er dir nicht entsage ins Gesicht!" — Da sprach der Herr
zum Satan: „Was er besitzt, es sei in deine Hand gegeben; — und nur er
selbst sei dir versagt." Und Satan ging hinweg vom Angesicht des
Herrn.

Mit Beziehung auf diesen Prolog in Hiob sagt Goethe zu Eckermann: „Hat
daher auch die Erposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so
ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."
Diese Bemerkung Goethes ist mehr als eine literarhistorische Notiz;
sie ist ein Kunst-, ein Lebensbekenntnis. Sie stammt aus dem Jahre
i,525, also einer Zeit, in welcher sein Leben und Faust, sein Lebenswerk, ziemlich
abgeschlossen vor ihm lag. Als Jüngling hat er den Faust begonnen. Dann
hat er ein Leben lang, Stein für Stein, die Trümmer seines Herzens zusammen-
getragen und, als Greis, wenige Tage vor seinem Tode, mit zitternder Hand
den Schlußstein eingefügt. Was der Mund nur verworren zu sagen wagt, hier
führt es die Kunst in die Klarheit. In solch innerer und äußerer Abgeschlossenheit
ist der Faust wohl eines der großartigsten Menschheitsdokumente. Als Inschrift
auf diesen seinen gigantischen Sarkophag bestimmte Goethe sich selbst — so
wehmütig als prägnant — das eine Wort: Hiob.

Faust und Hiob Raphael Levi
Biblische Bezüge sind bei Goethe, dem die Bibel der „Urbeleg dafür war,
daß alles Gescheite schon einmal gedacht worden ist", keine Seltenheit. Bekannt»
lich hat Riemer einzelne Stellen im 2. Teil mit Hinweisen versehen. Wollte man
aber bei allen beabsichtigten und unbewußten Anklängen diese machen, so müßte
man sie auf Schritt und Tritt anbringen. Der hier von Goethe selbst gemeinte
ist der „Prolog im Himmel" zum 1. Teil. Auch hier erscheint der Herr den
himmlischen Heerscharen und Mephistopheles gesellt sich zu ihnen:
Meph.: Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sah'st,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde,
und beginnt gleich darauf seine Anklage gegen den Menschen.
Darauf der Herr:
Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?
Meph.: Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.
Der Herr: Kennst du den Faust?
Meph.: Den Doktor?
Der Herr: Meinen Knecht!
Meph.: Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.
Der Herr: Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Meph.: Was wettet Ihr? den sollt Ihr noch verlieren!
Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.
Der Herr: Solang' er auf der Erde lebt,
Solange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, solang' er strebt.
Meph.: Da dank' ich euch; denn mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Der Herr: Nun gut! es sei dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Meph.: Schon gut, nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.
Der Prolog stellt hier ebenso, wie bei Hiob, den bedeutungsvollsten Teil des Werkes dar. Er enthält die Problemstellung, und damit — wie immer, wenn sie treffend ist — den Weg zu ihrer Lösung. Gleicherweise sind die Verschiedenheiten der beiden Werke schon im Prolog gekennzeichnet.
Übereinstimmend ist die Grundidee:
Der Zwiespalt zwischen Endlichem und Unendlichem im Menschen:
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen,
sagt Faust; und Hiob:
Hüllenlos glänzt dem Allmächtgen
Klar der Zeiten ewig dunkles Meer;
Und wer ihn fassen will, ist blind,
Wie schwarze Nacht, am hellen, lichten Tage. (Hiob XXIV, 1.)
Es ist der angeborne Drang im Menschen:
Zu erkennen, was die Welt
Im Innersten zusammenhält.
Der sichtbarste Ausdruck des Zwiespaltes in der menschlichen Natur ist das Übel. Die weitere Frage ist also die: Welchen Platz nimmt das Übel in einer gerechten Welt ein, wie kann es da überhaupt seinen Ort finden?
Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
Im garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen,
klagt Faust im Angesicht der Sorge. Hiob, dem dies die Hauptfrage ist, greift die Gerechtigkeit im Weltplan unverhüllt an:
Der (Böse) stirbt im Glück, geborgen, wohlgemut;
Der (Gute) vergrämt, verbittert, hat Gutes nie gekannt.
Der gleiche Staub grüßt beide; auf beide wartet der Wurm.
(Hiob XXI, 23, 25, 26.)
Wie nun kann der Mensch den dämonischen Mächten entgehen, daß er ihnen nicht erliege?

Die Lösung wird beiderseits auf intellegiblem Wege gesucht und auf
religiösem gefunden. Volle Erkenntnis kann nur im Jenseits erlangt
werden.
Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan.
Doch zu dem Teil der Erkenntnis kann der Mensch schon auf Erden
kommen, daß auch das Übel einen Zweck hat und das Gute schließlich siegen muß;
daß es ist „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das
Gute schafft."
Der W eg zur Lösung freilich ist bei Hiob und Faust nicht der gleiche. Das
kennzeichnet schon die äuß ere F o rm der Prologe. Mephistoist der perfide
Diabolus dem Herrn gegenüber gerade so wie auf der Erd e. Der Herr läßt
sich mit ihm eigentlich mehr ein, als es seiner Würde entspricht. Mephisto selbst
gibt zu, daß er etwas zu „menschlich mit dem Teufel" spricht. Sa tan ist bei all
seiner zermalmenden Dämonie gerader und ehrlicher als sein Gegenstück im Faust.
Er vermag mit seinem Hauche die erhabene Ruhe der himmlischen Kreise nicht zu
bewegen, und spricht zum Herrn kein Wort mehr, als seines Amtes ist.
Faust ist antik-christlichem Boden entwachsen. Dort ist das Böse eine Macht
ebenso wie das Gute und befindet sich im Kampfe mit ihm von Anbeginn. Seil
Ormuzd und Ahriman, dem Licht- und Nachtgott der Perser, dauert er fort, dieser
Streit, bei den Olympiern gegen Giganten und Titanen, über die Äsen und Imir
und die Götterdämmerung hinaus bis zur Katastrophe des Jüngsten Gerichts. Der
Mensch, mit der Erbsünde geboren, ist längst nicht mehr frei. Er ist gewisser-
maßen der köstliche Preis, seine arme Brust der würdige Schauplatz für solchen
Kampf.
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.
singt der Chor der Jünger.
Daran ändert nichts, daß der Dichter den Faust mit der ausgesprochenen
Herrennatur ausgestattet hat. Mephisto hat es gar nicht besonders gut bei ihm.
Und dennoch ist er vom ersten Augenblick an sein Sklave.
Erhab'ner Geist
fleht Faust in Wald und Höhle
Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt,

und tut nicht den Schritt, der ihn retten könnte, nämlich: ihn und seine Höllen-
lüste zum Teufel zu jagen. Mephisto hat denn in der Tat keinen besonderen
Respekt vor ihm:
Da seht ihr's nun!
sagt er, als er den ohnmächtigen Fausten auf die Schulter nimmt,
Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.
Bei Hiob ist die Freiheit des Willens als Bedingung vom Herrn vorweg-
genommen:
Doch seine Seele, die bleibt ihm! (Hiob II, 6.)
Obgleich er niedergetreten ist wie ein „weggekrümmter Wurm", bleibt er Satan
gegenüber doch frei. Nicht die Knechte machen den Herrn; frei ist, wer zu
leiden versteht. Mit dem Ausruf:
„Dem Schandgesellen hat der Herr mich ausgeliefert."
(Hiob XVI, l1.)
„Einem Schurken ist die Erde hingegeben." (Hiob IX, 24.)
ist Satan für Hiob abgetan; er befaßt sich weiter nicht mit ihm. Was er zu
sagen hat, sagt er dem Herrn. Sein Leiden macht ihn frei auch Ihm gegenüber:
Um mein Recht soll ich lügen!
Wüßt' ich doch, wo man ihn findet, wie man zu seinem Thron
gelangt! (Hiob XXIII, 3 ff.)
Ich will mit dem Allmächtigen reden,
Und rechten will ich jetzt mit meinem Gott!
Mag er mich töten, nein ich hoff' nichts weiter,
Dock meinen Weg sag' ich ihm ins Gesicht!
Das allein muß mir den Sieg »erschaffen;
Denn nur der Lügner bleibet seinem Antlitz fern. —
Sprich Du, und ich will Rede stehn;
Oder ich will reden, und Du steh Antwort!
(Hiob XIII, 3, 15, 16, 22.)
Hast Du denn Augen von Fleisch,
Und blickst, wie Menschen blicken?
Und lebst, wie Menschen leben,
Und vergehst wie Gebilde von Staub?
Daß meine Schuld Du suchest,
Nach meinen Sünden gräbst!? (Hiob X, 4 ff.)
Und der Herr achtet das Antlitz Hiobs.
Dieser Freimut, mit welchem der Staubgeborene mit seinem Schöpfer
spricht, ist wohl das Gewaltigste, was die Weltliteratur je hervorgebracht hat.
Nicht mehr furchtbar: „dämonisch" würde man es nennen, wenn ein Dämon
hier sich neben den Menschen stellen könnte. Bei Hiob ist dem Menschen eben
die absolute Freiheit gewährleistet; nicht das Gute liegt im Kampfe mit dem
Bösen, sondern der Mensch.

Hiob wird also in der Tat zum Typus Mensch. Faust ist trotz seiner
titanischen Dimensionen das Individuum. Faust sucht das Glück — selbst auf
Kosten anderer Menschen, und erlangt die Erkenntnis als Gnadengeschenk:
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt.
Hiob strebt nach Erkenntnis selbst auf Kosten seines Glückes, und versündigt
sich wohl, aber nicht an anderen Menschen:
Wer möchte doch begreifen
Seines Walten Donnergang! (Hiob XVII, 14.)
Mag er mich töten! Nein ich hoff' nichts weiter. (Hiob XIII, 5.)
Doch:
Sah er einen wanken, so spendet er ihm Trost,
Und richtete gebrochne Knie wieder auf. (Hiob IV, 3.)
So kann Faust erst nachseinemTode zu Glück und Erkenntnis gelangen,
Hiob schon auf Erden. Wenn Faust, wiedergegeben der Erde und ihren
Qualen, ausruft:
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!
so klingt es bei Hio b :
Die Träne versiegt, der Himmel hat mich wieder.
Und trotz der Verschiedenartigkeit des Weges: in RichtungundZiel
bleiben Faust und Hiob vereint. Dem Irrtum und Staub zum Trotz sind sie
verbuuden in ihrer Sehnsucht nach höheren Sphären, die an allen entscheidenden
Wendepunkten hervorbricht. Nicht in den Pharsalischen Feldern und den Schlacht-
ebenen des Tigris werden die Geschicke der Menschheit entschieden, sondern in
der Menschenbrust:
Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt,
und Hiob:
Sehne dich nicht nach der Nacht,
Die zum Hochgericht ladet die Völker!
Die Brust bewahre von Schuld;
Sie wählet und wendet Verderben! (Hiob XXVI, 20, 21.)
Hiob zeigt der Menschheit ihren göttlichen Plan, in dem Augenblick, da sie dem
dunklen Boden der Urzeit entquillt; Faust ist das <i«o6 erat <jemon»trs.n<!un,
ihrer tausendjährigen Geschichte, der Leidensgang der Menschheit von den Altären
des Dionysos und Aphroditens zum Tempel des Gottes der Liebe.
Vom Himmel, wo wir gewissermaßen den Menschen >>»ud «i»ecie aeteriii"

sahen, geht also der Teufel, mit allen Vollmachten ausgestattet, hinab zu dessen irdischem Spiegelbild. In erster Berührung mit dem Bösen sehen wir Faust und Hiob in tiefer Verzweiflung, freilich in entgegengesetztem Sinn. Faust ist ein Dasein eine Last, das ihm

Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
Das selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinn'gem Krittel mindert,

und greift zur Giftphiole. Er führt den Selbstmord nicht aus; aber seine Verzweiflung wird um so tiefer. Sein Aufschrei ist dem Verzweiflungsruf Hiobs im 3. Kapitel nachgebildet:

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch ich allem, wae die <^eele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhohle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Taten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld.

Da bietet ihm Mephistopheles die Welt und ihre Freuden an, und Faust greift darnach, in der Hoffnung — „die zerstörte Welt, die verlorene Schöne prächtiger in seinem Busen wieder aufzubauen".

Schlimmer als unerfüllter Wunsch ist erfülltes und gewohntes Glück verlieren. Hiob hatte das Leben alles gegeben. Da kommt Satan und zermalmt ihn. Sieben Tage und Nächte saß er stumm auf einem Aschehaufen und seine drei Freunde, die gekommen waren ihn zu trösten, wagten kein Wort an ihn. Endlich öffnete Hiob seinen Mund und verfluchte seinen Tag. Und Hiob Hub an und sprach:

Vernichtung dem Tag, an dem ich geboren!
Der Nacht, die rief: ein Mann hat gefreit!
Im finstern Dust sei der Tag verschworen!
Dem Blick des Herrn auf ewig verloren!
Daß den unseligen ewig kein Frührot befreit!
Nacht und Tod seid seine Freier!
Höllenschatten seine Hochzeitsschleier!
Des Geschickes schwarze Machte,
Geleitet ihn zum Schreckenspfuhl!
Jene Nacht, ihr dunklen Mächte,
Holt sie aus des Jahrs Geflechte!
Reißt sie aus der Monde Bund!
Komm und wirb, freudlos Geschlechte!
Friedlose Öde der Wüstennächte,
Die kein Lachen je durchklang!
Fluch und all ihr Höllengeister,
Die des Kampfes Schreckensmeister
Einst Leviatan aufgepeitscht!
Nacht euch Sternen, wenn sie dunkelt!
Blindheit, wenn das Frührot funkelt!
Sehnsucht nach des Morgens Licht!
Das deine Schatten nie durchbricht.
O, du fürchterliches Scheusal!
Was schlossest du den Leib nicht zu,
Der mein Aug' mit Nacht verhüllte,
Mein Jammerlos mit Grabesruh!
Warum mußte er gebären!
Krampfte sich nicht, gottverflucht,
Faulend mich ans Licht zu schwären,
Eine totgeborne Frucht!
Ihr Knie, ach! was tat ich euch,
Die mich ins Leben wiegten!
Ihr Brüste, dran ich Leben sog,
Daß sie mir nicht versiegten!
O seht! wie läg' ich jeüt so still
Und schlief' und hätte Ruh'!
Ein mächt'ger Fürst, der Völker lenkt,
Mit Schlössern, Palästen, Ruinen.
Ein König, mit Silber und Gold behängt,
Oder auch — gelüstete ich nach ihnen —
Eine tote Mißgeburt,
Ein nächtlich aufgescheuchtes Bild.
Wo Sünder endlich Ruhe finden,
Wo matte Hände nicht mehr sinken.

Wo ewiger Friede mächtig kettet,
Die Fessel ihre Kraft verliert,
Und der Gefangene, gerettet,
Nicht mehr des Treibers Schläge spürt.
Wo Klein und Groß zusammen schreitet,
Wo man einander Brüder nennt,
Und Herrn und Knecht nicht unterscheidet,
Weil man hier nur noch Freie kennt. —
Du gabst uns Licht zu unfern Leiden,
Zu unserm Gram Unsterblichkeit,
Sehnsucht nach Tod,
Statt seiner Ewigkeiten;
Und ihn, das Köstlichste der Kostbarkeiten,
Hält keine Finsternis bereit.
Sie wollten jubelnd sich bekränzen,
Im Tanze zu den Gräbern zieh n;
Doch nirgends steht die Erde offen,
Kein Weg führt wieder zu ihr hin.
Als Brot gibst du mir Tranen,
Mein Labetrunk ist Stöhnen.
Zum Schreckensbild wird der Gedanke,
Und was ich fürchte, bricht herein;
Wovor mir bangt, das kommt zu wanken,
Und was ich flieh', das holt mich ein.
Nirgendswo kann Rast ich finden,
Frieden bietet mir kein Ort!
Möcht', ach! endlich Ruhe halten —
Doch es nahen Schreckgestalten,
Treiben, ach! mich wieder fort! (Hiob III, 3 bis 26.)

So spricht nicht die Verzweiflung; das ist das Gären der Elemente, die ihr Gesetz erfüllen, das ist die Tat. Alles hatte das Leben Hiob genommen. Für ihn gab's nur einen Ausweg, den Selbstmord. Die Stimme des berechnenden Verstandes, sein Weib, ruft ihm in der Tat zu:

Noch hältst du fest an deiner Unschuld?
Fluch' Gott und stirb! (Hiob II, 9.)

Und in diesem Moment, wo ihn das Leben aufgibt, wo der Tod ihm der herrlichste Besitz dünkt, greift er nach dem Leben. Hier liegt die Peripetie des Hiob-Dramas, der Menschheitstragödie. Es ist die Tat, die entscheidet: „Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt."

Faust steht diese befreiende Tat noch bevor. Aber er m ußte sie tun — und
er wird sie tun; wer dafür einsteht, ist — das Böse, Mephisto selbst, der
sie mit aller Gewalt zu verhindern strebt. Mephisto nennt sich den
Geist, der stets verneint!
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.
Der Herr ist anderer Ansicht:
Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum gel,' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.
Vom Himmel betrachtet ist eben das Böse nicht bös':
Frommt's dem Allmächtigen, so du gerecht bist?
Hat er Gewinn, so schuldlos dein Wandel auf Erden?
(Hiob XII, 3.)
heißt es in Hiob und weiter:
Schuld sproßt nicht aus Staube,
Und Unheil treibt aus Erdreich nicht. — (Hiob V, 6.)
Wer die Schuld sät, muß das Unheil ernten. — (Hiob IV, 8.)
Schwanger mit Unheil gebären sie Schuld,
Betrogen von des eignen Leibes Frucht. — (Hiob XV, 38.)
Einst lebte der Mensch glücklich und selig wie die Tiere des Waldes. Da
wollte er frei sein und erkennend. Er bezahlte mit dem Paradies und besiegelte
mit seiner Schuld. Der Mensch sündigt, nicht weil er muß, sondern weil er
kann. Im Sechstagewerk ist nur das Gute angelegt. Den Teufel schafft
der Mensch mit eigner Hand. Darum kennt er ihn auch so gut. Er beschwört
ihn zu seinem Glück und flucht ihm zu seinem Unglück. Das Gute ist ihm ver-
borgen. Seine Stimme in uns, die Vernunft, hat nichts von der kalten,
zersetzenden, unabweisbaren Logik des V erstan d e s, der Stimme des Bösen
(Mephisto), dem alles so klar und scharf umrissen vor Augen steht, die folgerichtige
Notwendigkeit. Die Vernunft darf nur ein dunkles Gefühl sein, vamit
sie nicht irre; der Verstand irrt: es irrt der Mensch, so lang er strebt. Die
Vernunft irrt nie. Sie ist unwandelbar und unbewußt, ohne tätig bewegende
Kraft, wie das Gute. Der Herr enthält sich ja jeder Einwirkung; zugunsten
der Freiheit des Menschenwillens. Die ganze Last der Erde, sie fortzubewegen,
dem Guten entgegen, liegt also auf den Schultern des Bösen:
Die Erde ist dem Bösen in die Hand gegeben (Hiob IX, 24.)
beklagt sich Hiob. Mephisto scheint sein Beruf manchmal in der Tat sauer zu
werden:
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbenes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,

Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan!
Aber die Erde darf nicht still stehn, und der Teufel bleibt.
Umsonst hast mich gereizt ihn zu vernichten! (Hiob II, 3.)
sagt der Herr zu Satan nach seiner ersten vergeblichen Sendung. Gewiß, solange
das Böse nicht seine ganze Kraft am Menschen erprobt, solange noch ein „Besitz
ihm schmeichelt", noch „Weib und Kind", noch „Knecht und Pflug", solange
hat es seine Sendung eben nicht erfüllt.
Faust stellt Mephisto die Bedingung:
Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde geh'n!
Den Vertrag konnte Faust leicht eingehn; der Augenblick wird nie kommen;
der Augenblick ist nicht schön. Er war oder winkt. In Wirklichkeit ist
er schneller als wir. Er liegt diesseits oder jenseits von uns,
Ein Licht, das nicht leuchtet,
Ein Feuer, das nicht wärmt, (Hiob XVIII, 5.)
heißt er in Hiob.
Er stammt ja vom „Bösen"; und das Böse ist eben die Verneinung und kann als
solche nicht schaffen:
„Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen";
— gesteht Mephisto ohnmächtig.
„Rette sie! — Wer war's, der sie ins Verderben stürzte?
Ich oder du?"
Seine Aufgabe ist auch gar nicht zu sein, sondern zu bewegen. Seine
Schönheit besteht gerade darin, daß er nicht ist.
„Auf daß die Sättigung die Gier vermehre."
Oder wie es im Faust, anklingend an diese Bibelstelle, heißt:
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben,
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn!
Der Mensch muß also fort, dem fliehenden Augenblick entgegen, denn — er-
kennt Hiob —:
Die Höllenfeuer sorgen schon,
Daß du im Glück nicht Ruhe findest;
Zu jeder Zeit dem Fuß zur Seit',
Bereit, ihn in den Grund zu stürzen. (Hiob XII, 5.)
Wo aber findet der Mensch sein Glück „er unbefriedigt jeden Augenblick"?

Mit der Frucht der Erkenntnis, die er pflückte, hat der Mensch das Recht erworben, selbst der Schöpfer seines Geschickes zu sein. Die Biene bringt im Moment ihres Entstehens alle ihre Fähigkeiten mit zur Welt. Der Mensch „was er ererbt von seinen Vätern hat, erwerb er, um es zu besitzen".

Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Die einzige Münze aber, die bei diesem Erwerb gilt, ist der Schmerz.

Mit Schmerzen sollst du gebären!
Im Schweiße deines Angesichtes soll du dein Brot genießen!

Mit Schmerz ist der Mensch alles; ohne Schmerz nichts.

Faust taumelt von Begierde zu Genuß. In der Walpurgisnacht steht er unmittelbar am Abgrund, den ihm Mephisto gegraben hatte, da erfaßt ihn der tiefe Verzweiflungsschmerz. Mitten aus dem höchsten Sinnenrausch, aus dem Taumel der infernalischen Lust, stürzt er fort nach der Stätte, auf der „Blutschuld liegt von seiner Hand", wo „die rächenden Geister schweben und lauern auf den wiederkehrenden Mörder". Damit begeht er aber die Tat, die ihn rettet. Wie Hiob in dem Augenblick nach dem Leben greift, wo es ihn aufgibt, schleudert Faust das Leben von sich in dem Moment, da es ihm alles gibt, und zeigt damit seine Übermacht über das Schicksal. Und während er inmitten allen Glücks „im Genuß verschmachtete nach Begierde", steht er als hundertjähriger Greis, blind und gebrochen am Rand seines Grabes, das die Lemuren ihm schaufeln, und ruft verzückt beim Klang ihrer Spaten dem Augenblick zu: Verweile doch, du bist so schön. Und Mephisto bemerkt verständnislos:

Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünscht ihn festzuhalten. —

Der Mensch findet sein Glück; aber nicht auf dem Weg, den er meint, sondern den die Gottheit will.

Die endgültige Befreiung von Fausts Seele macht nun Schwierigkeiten. Mephisto meint, sie gehöre ihm, und ist sehr überrascht, als er sie verlieren soll. Man kann in der Tat im Zweifel sein; denn wo Gretchen als Büßerin wandelt, kann Faust nicht als Heiliger stehn. Wenn aber der Denker Faust-Goethe den Weg reinen menschlichen Denkens und eigener menschlicher Kraft zu gehen versuchte, die Kunst Goethes kann Unendlichkeit und Ewigkeit nicht entbehren. Den einzig möglichen Schluß führt er daher auf gewaltsame Weise dadurch herbei, daß er eine „Anleihe bei der Kirche" macht in der Gnade.

Gnade in dem Sinn erkennt Hiob nicht an. Bei seiner Idee von der Menschengleichheit erscheint sie ihm als Ungerechtigkeit:

Sind wir nicht eines Leibes Frucht,
Nicht einer Mutterliebe Sorge!? (Hiob XXXI, 15.)
Hiob braucht auch die Gnade nicht:
Und habe ich gesündigt, so trifft
Mein Schulden mich!
ruft er von sich aus, und verlangt als sein gutes Recht, was Faustens Eudaimonie auf dem Wege derGnade wird. Nur sterbend kann Faust glücklich werden. Und sterbend bekennt er das Leben. Ewigkeit und Fortdauer nach dem Tode sind die selbstverständlichen Voraussetzungen der Tragödie, ihre einzige innere Motivierung. — Eine Tragödie bezeichnet seinen Faust der Dichter selbst. — Es ging Goethe hier nicht schlechter als Calderon in seinem Drama ^1 maßica proüißioso und den alten griechischen Schicksalstragödien des Sophokles und Euripides, oder gar den modernen Schicksalsdramen, die in ihrer rettungslosen Hoffnungslosigkeit der fluchbeladenen Menschheit und ihrer „Vererbungstragik" noch weit über den Fatalismus der Antike hinausgehen. Der Mensch aus eigener Kraft kann eben die Frage an das Schicksal nicht anders stellen, nicht anders lösen — beides will ja die Tragödie — als
Im dunkeln Gewirr der Nachtgesichte,
Wenn Todesahnen auf den Menschen fällt. (Hiob IV, 13.)
Im Hiob gelangt der Mensch lebend zum Glück zur Erkenntnis. In seinen reinen Schmerzenstönen erklingt nicht die Tragik, sondern die Symphonie des Lebens, mit der erfüllenden Fermate auf dem letzten vollen Dur-Akkord. — Die Lösung in Hiob ist die, die auch Faust -Goethe vorschwebte. In den „reinen Zügen" der „wirkenden Natur" wollte er (Faust) die „ird'sche Brust" gesund baden.
Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das inn're Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen? —
Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftendcn Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!
Es sind dieselben Klänge, die wir in andrer Harmonie bei Hiob wieder hören. Faust aber verfehlt die lebende Spur und gerät in eine unfruchtbare Mystik.

Das Geheimnisvolle braucht der Mensch. Die Vernunft findet es imReli,
giösen; der Glaube des reinen Denkens ist die Mystik. Sie hat
Faust nicht gegeben, was er fordern durfte, so wenig eben das Denken alles
gewähren kann, was die Vernunft fragt:
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.
Der Weg ist allerdings gangbar. Das zeigt uns Hiob. Mit den Worten:
Wer wagt's, mit menschlichen Verstandeskräften
Die reine Klarheit meiner Waltung zu verdunkeln
(Hiob XXXVIII, 2.)
führt ihn der Herr aus dem düstern Menschenbereich hinaus ins Freie und zeigt
ihm die „unendliche Natur, die Brüste, die Quellen alles Lebens, an denen
Himmel und Erde hängt". Und aus der Feuerwolke hebt er an: Gürte deine
Lenden, sei ein Mann, ich will dich fragen, steh' mir Antwort:
Wo warst du denn, als ich die Welt gegründet?
Sag' an, du bist ja weise!
Wer hat gezirkt sie und geründet,
Wer zeigt ihr ihr Geleise?
Wo wurzelt ihrer Säulen Hang,
Wer waltet ihrer Kreise
In der Morgensterne Wettgesang
Beim donnernden Iubelgang der Sphären? —
Da ich mit Sparren schloß und Winden
Das Meer, das grausigen Schlünden
Entschäumte, die Welt zu verheeren?
Und gab ihm Wolkenflor zum Kleid,
Des Nebels weiche Hüllen,
Formt ihm Gesetz, Notwendigkeit,
Ein Ziel, es zu erfüllen?
Und sprach: Bis hierher und nicht weiter!
Dein Trotz steh' meinem Willen!? —
Kam dir des Morgens Wonnezittern?
Warst d u's, der nach dem Frührot rief?
Machst unter Sündern du erschüttern
Die Erde, da sie ruhig schlief?
Daß sie in Krämpfen sich zerwühle
Wie Siegelton den starren Leib,
Neu mit Geschlechtern sich umspüle,
Ein herrlich angegossen Kleid?
Machst, daß der Frevler Licht verglüht,
Ihr Arm sie dem Verderben weiht? —
Bist du hinabgestiegen zu des Meeres Quellen,

Bist du gewandelt in der ewigen Nacht,
In jenen grundlos tiefen schaurigen Gefällen,
Wo in zerrissenen Gängen das Entsetzen wacht? —
Hat ungebrochen deine Hand
Das Tor des Todes aufgedrückt?
Ins Reich der Schatten ungebrochen
Dein Auge frei hinabgeblickt?
Ja nur der Erde Oberfläche!
Was kennst du denn von ihren Zonen?
Auf welchem Weg das Licht sich breche,
Nächtlich verborgene Kräfte wohnen?
Daß da kein Ding das andre drängte,
Sich Bildung nicht mit Bildung mengte? —
Jawohl, du weißt's, denn du bist urgeboren.
Kein Tag der Welt ging dir verloren. —
(Hiob XXXVIII, 4 bis 21.)
Und der Herr führte ihn weiter durch die Höhen und Tiefen der Schöpfung,
an die Quellen des Lichts und die Knoten der Gestirne, an die verborgenen Ge-
heimnisse der Weisheit, das Röhricht und die Düne, zu Rsem und Leviathan,
dem „König aller Söhne des stolzen Ganges".
Da antwortete Hiob zum Herrn:
Nun weiß ich, daß du alles kannst,
Und nicht geschieden seien in dir Sein und Denken.
Die Kunde hört' ich wohl,
Doch itzund seh' ich dich mit Augen. (Hiob XXXXII, 2, 5.)
Und auf seinem Aschehaufen „dünkt er sich nah dem Spiegel ewiger Wahr-
heit" und „fühlt eine Befriedigung aus dem Busen dringen, wie er sie nicht ge-
kannt" in den „Monden der Vorzeit, da noch der Herr ihm seinen Weg beschirmte,
und seine Lampe freundlich ihm zu Häupten schien". Der Herr aber segnete
das Ende Hiobs mehr als seinen Anfang.
Daß der Dichtergenius Goethes aus den Katakomben der
Menschheit keinen kostbareren Schatz heben konnte, nm damit dem Gebilde seiner
Kunst das Leben einzuhauchen, als die Manen Hiobs, das beweist mehr für den
Zusammenhang des Menschengeschlechts als die Knochenreste in den Höhlen zu
Neanderthal und Spa.

Sven Hedin:
Die ersten Menschen und das Weltall")
Die ersten Menschen.
Was hat der Mann im Monde nicht alles in seinem Leben gesehen! Wenn
der reden könnte! Doch er ist still und stumm und verrät nichts von all den
tausend Geheimnissen des Weltenraums. In ihren ersten Anfängen war die
Erde eine gasförmige Masse. Dessen erinnert sich zwar der Mann im Monde
kaum noch, denn damals war es, daß er selbst sich erst gleich einer reifen Frucht
aus der Mutter, der Sonne, loslöste. Wohl aber weiß er noch, wie die Erde
ehemals eine feuerrote, heißflüssige Kugel war, wie ihre Oberfläche erstarrte und
zu einer immer härter werdenden Kruste gerann, und wie dann diese Rinde durch
die Ausstrahlung in den Weltenraum allmählich erkaltete. Schließlich war die
Erde genügend abgekühlt, um Leben tragen zu können. Zuerst zeigte es sich in
sehr tiefstehenden Formen. Aber weshalb es kam, und woher es kam, und warum
es sich unter Milliarden vorhandener Himmelskörper gerade die Erde zu seiner
Heimat wählte — darauf kann Gott allein Antwort geben! Wer kennt die un-
zähligen Welten unter den Sternen, die vielleicht ebenfalls bewohnt sind, und
auf denen das Leben vielleicht gar noch höher entwickelt ist, als auf unserer Erde?
Der Mann im Monde weiß auch, daß tausend Millionen Jahre verflossen
sind, seit das erste keimende Leben sich im Schoß der Erde niederließ. Bei ihrem
rastlosen Suchen nach Wahrheit haben die Menschen gefunden, daß die ältesten
Tierformen, die versteinert im Innern der Berge erhalten geblieben sind, Pilze,
Korallen, Schnecken, Muscheln, Seesterne, Krustentiere, Kopffüßler und andere,
daß diese alle ehemals Bewohner der morgenfrischen Wellen des Urmeeres ge-
wesen sind. Jene Zeit nennen wir das Kambrium. Seit diesen Anfängen hat
sich das Leben zu immer höheren Formen entwickelt.
Während der Steinkohlenzeit wucherten auf Erden ungeheuer dichte, üppige
Wälder, in deren Farngebüsch Dämpfe und Dünste feucht und stickigt schwebten.
Während einer späteren Periode waren riesengroße Reptilien die Herren der
Schöpfung. Einige von ihnen weideten die Blätter der Bäume ab, andere waren
Raubtiere. Die einen glichen Delphinen, die anderen sahen aus wie Flug-
eidechsen, und viele wurden dreißig bis vierzig Meter lang. Solch ein Reptil
mit kleinem Kopf, langem, schwanenähnlichem Hals, kurzem Leib und langen
Schwimmflossen war z. B. der Plesiosaurus.
«) Der Beitrag wurde uns aus dem in, Erscheinen begriffenen Werke Sven Hedins
vom Verlag« F. A. Brockhaus freundlichst zum Abdruck überlassen.

Sven Hedin Die ersten Menschen und das Weltall
Damals war Land und Meer nicht so verteilt wie heute, und die Grenzen
zwischen beiden erlitten beständige, wenn auch sehr langsame Veränderungen.
Noch in unfern Tagen gehen solche vor sich, nur die Oberfläche des Mondes ist
unveränderlich. Die ganze Nordhälfte Asiens, der größte Teil Europas und das
nordwestliche Nordamerika lagen unter Wasser, während Südamerika und Afrika
als ein einziger Weltteil zusammenhingen.
Während der Tcrtiärzeit bildeten sich die größten Bergketten der Erde durch
die fortgesetzte Abkühlung und Faltung der Erdrinde. Daher finden sich in Tibet,
im Himalaja und in den Alpen Europas Gesteine, die sich in einem Meere ab-
gesetzt haben, das sich noch zu Beginn der Tertiärzeit quer durch Europa und Asien
erstreckte. Damals verschwanden die Riescneidcchscn von der Erde, und die
Säugetiere gelangten zu schneller, großartiger Entwicklung.
Ein weiterer Schritt in der Nacht der Zeiten — und Europa prangt in
tropischer Vegetation. Palmen gediehen in Skandinavien und England, und
linde Seewinde säuselten durch die Wälder Grönlands und Spitzbergens, da, wo
jetzt nur Schnee und Eis heimisch sind. Aus Afrika wanderte das Mastodon über
Europa und Asien nach Nord- und Südamerika. Durch Vergleich des Alters der
Erdschichten, in denen seine Skelette gefunden wurden, kann man auf sein weites
Umherwandern auf der Erde schließen.
Dann breitete sich die Eiszeit über die nördlichen Gegenden der Erde aus.
Mammut und Rhinozeros zogen südwärts.
Es ist zweifellos, daß schon während der Eiszeit Menschen in Europa lebten,
ja, daß es schrn zu Ende der Tertiärzeit menschliche Bewohner der Erde gab.
Aber wie lange es her ist, daß die ältesten Menschen lebten, diese Frage kann
niemand beantworten. Einige Forscher sagen: mehr als zwanzig Millionen
Jahre. Während einer späteren Periode lebten schon ziemlich hochentwickelte
Menschen in Mitteleuropa, und seit dem Anfang dieser Zeit sollen nicht weniger
als vierundzwanzigtausend Jahre verflossen sein!
Die ältesten Menschen, von denen sich versteinerte Skelette bis auf unsere
Tage erhalten haben, waren sehr tiefstehcude Geschöpfe. Aus der Form der
Gaumenwölbung hat man schließen zu müssen geglaubt, daß sie kaum sprechen
konnten, wenigstens nicht in deutlichen Worten. Sie besaßen keine andern Werk-
zeuge als die Steine, die sie auf dem Erdboden fanden, und erst weit später ver-
standen sie es, Feuerstein scharfkantig zu schleifen und ihn zu Messern und Waffen
zu benutzen. Mit mangelhaften Gerätschaften versehen, zum Schut z gegen die Kälte
in Tierfelle gekleidet, in Grotten und Höhlen ihr Obdach für die Nacht suchend,
führten diese Menschen ein schweres Dasein im Kampf mit der Natur, mitein-
ander und mit den Riesentieren der Wälder, dem Mammut, dem Höhlenbären,
dem Bisonochsen, dem Urstier und andern. Aber sie verstanden sich schon darauf,
diese Tiere zu erlegen, um sich ihr Fleisch als Nahrung zu verschaffen. Auf un-
übersehbare Herden wilder Pferde machte man Jagd, man verfolgte die Tiere auf

abschüssige Felsen hinauf und hetzte sie von da in die Tiefe am Fuße der steilen Wände. Das Mammut fing man in Fallgruben. Das Fleisch des Wildbrets wurde über dem Feuer geröstet, und an zerschlagenen Knochen, die sich gefunden haben, hat man erkannt, daß das Mark damals ein sehr beliebter Leckerbissen gewesen ist. Die Menschen jener Zeit verstanden es auch, Feuer anzuzünden, und brieten sich an seinen Flammen Schnecken und Muscheln. Auch waren sie Menschenfresser, und wenn sie mit Feinden in der Schlacht gekämpft hatten, verzehrten sie die gefallenen Gegner. —

Leisen Schrittes gehen die Jahrtausende dahin, und die schwere Erdkugel dreht ihre Masse unermüdlich um ihre Achse, durch ewige Gesetze an ihre Bahn gebunden. Nun schreiten die Menschen lichteren Zeiten entgegen. Gleich Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel benutzen sie, was die Erde ihnen bietet, zu ihrem Besten. Auch das Kunstbedürfnis erwacht in ihrer Seele, und sie schmücken sich mit durchbohrten Tierzähnen, die sie auf Sehnenstränge aufziehen und sich um den Hals binden. Aus Tierhäuten schneiden sie Riemen und fertigen sie Zelte an, aus Knochen und Horn stellen sie Werkzeuge und Geräte her, mit beinernen Nadeln und Sehnen lernen sie nähen, sie fangen sich wilde Pferde, um sie zu zähmen und zuzureiten, und können nun noch schneller und leichter als bisher umherwandern und das Wild verfolgen, ohne zu ermüden.

Das Renntier spielt in ihrem Leben eine Rolle, wie kein anderes Tier. Mit scharf zugespitzten Steinen ritzen sie Renntier-, Pferde-, Mammut- und Bisonbilder in Knochen ein und malen gewaltige Tierbilder an die Innenwände ihrer Höhlen in dem Glauben, daß dies ihnen Glück auf der Jagd bringen werde.

Aus ihrer Urheimat verzweigen sich die Menschen nach und nach in die verschiedenen Weltteile und entwickeln sich zu weißen, gelben, roten und schwarzen Rassen. Erst spät treten die am höchsten stehenden Völker in die Periode ein, die wir die geschichtliche Zeit nennen, in das graue Altertum, das schon Urkunden besitzt, die auf Stein und Ton geschrieben sind. Diese Zeit beträgt nur sechstausend Jahre! Ein verschwindend kleiner Bruchteil der ganzen Unendlichkeit! Aber niemals haben sich die Menschen mit solcher Schnelligkeit entwickelt, wie in den letzten hundert Jahren!

Weltende.

Was ist unser Ziel? Wohin geht unsere Reise auf den dunklen Wegen der Zukunft? Das wissen wir nicht. Aber der Mann im Mond hegt große Befürchtungen über unser Schicksal. Er selbst ist ja einst ebenfalls eine glühende Masse gewesen, und jetzt ist er erstarrt. Bald erwärmt ihn die Sonne, bald durchdringt ihn die Kälte in der Nacht des Weltenraumes, und wie ein riesengroßes Denkmal seiner eigenen Vergangenheit schwebt er dahin. Er ahnt, daß auch der Erde das gleiche Schicksal bevorsteht, denn auch sie war einst glühend heiß, ehe

ihre Oberfläche erstarrte. Ihr Inneres ist noch jetzt weit über unsere Verstandesbegriffe hinaus erhitzt. Die Gelehrten haben ausgerechnet, daß vierhundert Kilometer unter dem Erdboden eine Hitze von zehntausend Grad herrscht! Kein Stoff vermag eine solche Temperatur anders als in Gasform zu ertragen, und man glaubt, daß der größte Teil dieses Erdgases Eisen sei. Aber die Abkühlung der Erde schreitet weiter, wie auch die der Sonne. Die Zeit ist ewig, ohne Anfang und ohne Ende, der Raum ist unendlich und hat keine Grenzen, und die Materie ist unzerstörbar; sie verändert sich wohl, aber sie vergeht nicht. Wohl aber ist die Erde als Heimat der Menschen, Tiere und Pflanzen vergänglich. Auch sie muß dereinst in Milliarden Jahren zu kalt werden, um noch Leben bergen zu können. Die letzten Menschen ziehen zum Äquator, um dort zu sterben, die Meere gefrieren bis auf den Grund, und die feste Erdrinde verwandelt sich in eine Sandwüste. Doch immer noch dreht sich die schwere Erdkugel um ihre Achse und immer noch umkreist sie die Sonne, die dunkler geworden ist und rot mit erlöschendem Lichte glüht. —

Nun ist die Erde tot und still. Sie schwebt wie ein Friedhof durch den Weltenraum. Alle ihre Sorgen sind vergessen — das ganze Leben war nur ein Traum, und der Mann im Monde wird sich verwundert fragen, wo Sonne und Erde geblieben sind, und ob man ihm, dem Trabanten, auf immer den Laufpaß gegeben hat. Er könnte glauben, erblindet zu sein, wenn er nicht sähe, daß die Sterne noch immer in der beständigen Nacht so klar wie ehemals funkeln.

Dr. I, v. Bülow:

Kunsthandel.

Die Bedeutung des Kunsthandels geht infolge seines Einflusses auf eines der idealsten Güter weit über das rein national-ökonomische Interesse hinaus. Die bildende Kunst kann sehr wohl als Maßstab für die kulturelle Entwicklung einer Nation genommen werden, für die sie andererseits mitschaffend ist. Je weiter ein Volk sich vom Idealen entfernt, je merkantiler es wird, um so geringer ist seine Beziehung zur bildenden Kunst. Zurückwirkend mangelt ihm dann das Ausgleichende, Erfreuende, und der allgemeine Mißmut, wie wir ihn jetzt in sämtlichen Schichten unseres Volkes feststellen können, hat seinen Grund zweifellos darin, daß die Werte fehlen, die nur die bildende Kunst der Menge vermitteln kann. Einen großen Teil der Schuld hieran trifft zweifellos den Kunsthandel.

Man muß zwischen dem Kunsthandel Unterscheiden, welcher offiziell den Vermittler zwischen Künstler und Käufer darstellt, und jenem, der direkt vom Künstler zum

Käufer geht. Der letztere wäre der normale, wenn nicht unsere gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Zwischenhandel derart eingestellt wären, daß auch der Kunstkaufende den Vermittler nicht entbehren mag, auf dessen Rat und Urteil er sich verlassen kann. Nur die wenigsten Kunstliebhaber haben ein ausreichendes Zutrauen in ihr persönliches Verständnis, um ein Bildwerk vom Künstler direkt zu erstehen. Sie fürchten bei dem Erwerb eines solchen die Unsachlichkeit, die nicht kaufmännische Art des Künstlers, die sie veranlassen könnte, ein reines Kaufgeschäft in chevaleresker Weise zu ihrem Nachteil zu erledigen. Hieran mag manches richtig sein, Tatsache ist, daß die große Menge derer, die Bilder vom Künstler selbst kaufen, innerlich die Empfindung hegen, daß sie damit jenem ein Almosen gewähren und dies auch gern zum Ausdruck bringen. Der frei« Beruf des Künstlers, das Fehlen jeder Notwendigkeit, Bildwerke zu erwerben, und der Mangel an künstlerischem Gefühl in unserem deutschen Volke haben es zuwege gebracht, daß der Künstler als Faulpelz, als verlorener Sohn betrachtet wird und infolge der Seltenheit eines Verkaufes tatsächlich jedes Abnehmen eines Kunstwerkes fast als Gnade und Barmherzigkeit auffassen muß. Auf diesem Umstand fußt der gewerbsmäßige Kunsthandel. Er weiß ganz genau, daß eine Überproduktion an Bildern vorhanden ist. Wenn er sich da zum Vermittler zwischen dem kaufenden Publikum und der Kunst aufwirft, so erspart er dem Künstler zwar die Erniedrigung eines vulgären Handelsgeschäfts mit dem Liebhaber, dafür spielt er seinerseits den Kunstfreund und drückt durch ein allzu häufig schamloses und unbarmherziges Berühren der wunden Punkte den Preis des von ihm zu vermittelnden Kunstwerkes herunter. Wir müssen in Deutschland sowohl wie anderswo scheiden zwischen dem hohen und dem niedrigen Kunsthandel. Der letztere steht dem Künstler gegenüber nicht so sehr auf dem Standpunkt der Ausnutzung wie der erste. Er handelt mit Werken, welche vor einer strengen Kritik nie bestehen könnten, aber der Menge des Volkes gegenüber den Anspruch auf Kunst machen, nämlich jenen Bildern (und entsprechend Skulpturen), welche zum Preise von 36 Mark inkl. Goldrahmen vertrieben werden. Bei diesen Arbeiten ist der Verdienst des Händlers kein unverhältnismäßig großer. Die Bilder werden durchweg im Auftrage hergestellt, so daß für.den Verfertiger, Künstler mag ich ihn nicht nennen, das Risiko so gut wie ganz wegfällt. Erhält dieser auch nach der Größe des in Frage kommenden Bildes nur eine Entschädigung von 5—15 Mark, so ist damit die zumeist mechanische Kopistentätigkeit einigermaßen bezahlt und jedenfalls sind diese Leute vor materiellen Sorgen genau so geschützt wie jeder Handwerker, der zu arbeiten fähig ist. Der Umfang dieses Kunsthandels wird meistens unterschätzt. Seine Zentrale ist Wien und die Einfuhr nach Deutschland an sogenannten Wiener Bildern beträgt jährlich allein aus Osterreich an 4 Millionen Mark. Die Schädigung, die der wahren Kunst hieraus erwächst, ist eine erhebliche, das Niveau des Geschmackes wird bedeutend verschlechtert, zahlreiche kleine Käufer gehen dem Künstler auf diese Weise

verloren. Denn für den Preis von 36 Mark, oder doch nicht wesentlich mehr, dürften die meisten jungen Künstler ihre Studien abzugeben in der Lage sein. Das weiß der sogenannte hohe Kunsthandel sehr wohl auszunützen. Sein Betrieb ist im wesentlichen spekulativ, er kauft Kunstwerke zu möglichst niedrigen Preisen, am liebsten im Ramsch, lagert sie dann Jahre und Jahrzehnte, bis der betreffende Künstler es zu einem Namen gebracht hat, und verkauft dann mit hundertfältigem Gewinn wieder. Bei diesem Kunsthandel muß man unterscheiden zwischen dem offenen und verdeckten, dieser liegt in den Händen sogenannter Kunstsammler, zu denen letzteren Endes auch die Museen gezählt werden müssen. Solche erstehen Bildwerke in der doppelten Absicht, sich daran zu erfreuen und, nachdem sie subjektiven Genuß gehabt haben, die Werke weiter zu veräußern. Die Sammler kaufen oft beim Künstler, wenn auch nur zumeist im Anschluß an eine öffentliche Ausstellung, häufiger noch beim eigentlichen Kunsthändler. Der Verkauf ihrer Sammlungen, der durchweg auf dem Auktionswege statthat, dient heute dazu, den Marktwert eines Künstlers, soweit dies überhaupt möglich ist, festzustellen. Insofern sind diese Sammler für den bildenden Künstler ein zweifelloser Nutzen, wenn auch das, was sie für Kunst aufwenden, ebenso wie der erzielte Erlös solcher Versteigerungen dem Künstler nur im geringen Maße oder garnicht zu Nutzen kommt. Sammler haben zumeist ein künstlerisches Gewissen, sie stellen ihre Kollektionen nach einem bestimmten persönlichen Geschmack zusammen und nicht mit Rücksicht auf die Meinung des kaufenden Publikums, von der sie vielmehr überzeugt sind, daß sie sie beeinflussen und schaffen.

Umgekehrt der Kunsthändler, der naturgemäß von den Wünschen seiner Kunden abhängt. Er nimmt in erster Linie die Werke in seinen Vertrieb, von deren Richtung er überzeugt ist, daß sie Abnehmer findet, einerlei ob sein künstlerisches Gewissen damit in Einklang steht. Dennoch hat der Kunsthändler es geschickt verstanden, sich dem Publikum gegenüber als scheinbar uneigennütziger Berater einzuführen und auf seine Autorität hin werden mehr Bildwerke erstanden wie im Vertrauen auf eignen Geschmack. Wir werden weiter unten im Zusammenhang auf diese für das deutsche Kunstleben interessanteste Seite des Kunsthandels näher eingehen, nachdem wir hier die wirtschaftlichen Fragen erledigt haben.

Der Kunsthand'el besteht entweder im Vertrieb von Werken, die der Händler erwirbt, um sie weiter zu veräußern, oder solchen, die er zu kommissionsweisem Verkauf hat. Der Händler, der Bilder auf sein eigenes Risiko ersteht, bezahlt naturgemäß dem Künstler einen äußerst geringen Betrag. Ein solcher Kauf ist für ihn stets Spekulation, der Wert eines Kunstwerkes ist niemals auch nur annähernd festzustellen, nur bei ganz zweifellos eingeführten Künstlern gibt es eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß ihre Werke sich in absehbarer Zeit zu den und den Preisen weiter veräußern lassen. Wie ich schon hervorhob, ist die öffentliche Versteigerung der einzige Anhaltspunkt, den die Allgemeinheit hierfür besitzt. Wenn Bilder eines Malers regelmäßig in den großen Versteigerungen gehan-

delt werden, so ergibt sich leicht der Durchschnittswert seiner Arbeit, wie sie heute eingeschätzt wird. Eine Gewähr, daß die Werke die Preise halten oder sich gar steigern, besteht nicht. Sobald der betreffende Künstler stirbt, pflegen seine Arbeiten im Preise in die Höhe zu gehen, wird die von ihm verfolgte Richtung jedoch im Geschmack der Käufer durch eine andere abgelöst, so tritt alsbald ein Rückschlag ein, der unvorsichtige Spekulanten arg schädigen kann. Ein Beispiel hierfür ist Lenbach, dessen Werk die einst erreichte Höhe im Preise nicht zu halten vermag. Auf der anderen Seite ist es möglich, daß ein bereits eingeführter Künstler durch ein boshaftes Manöver um die errungene Stellung gebracht wird. So warf vor einiger Zeit ein Kunsthändler in Paris die Arbeiten Girieuds bei einer unbedeutenden, nicht beachteten Auktion auf den Markt, die Bilder wurden zu kleinsten Preisen verschleudert und damit das Interesse des kaufenden Publikums an diesem Künstler auf Jahre, wenn nicht für immer vernichtet.

Für Künstler, deren Arbeiten noch nicht auf Auktionen erschienen sind, besteht ein Maßstab überhaupt nicht, diesen gegenüber kann der Kunsthändler jeden Preis bieten, und es wird lediglich von der materiellen Lage des Einzelnen abhängen, ob er darauf eingehen muß. Der Kunsthändler verfolgt hierbei ausschließlich seine kaufmännischen Interessen, sein Angebot berechnet er derart, daß bei einem späteren Verkauf nicht nur Zins und Zinseszins herauskommt, sondern der Ausfall einer mißglückten Spekulation durch eine andere erfolgreiche gedeckt wird. Das Mißverhältnis zwischen bezahlten Preisen und tatsächlicher Bewertung ist ein außerordentlich hohes. Als Beispiel sei folgender Fall angeführt: Ein Berliner Kunsthändler stellte verschiedene Werke eines jungen Malers aus, riet ihm, sie mit 350—500 Mark anzubieten, und kaufte selbst nach Schluß der Ausstellung eines der Bilder zum Preise von 50 Mark. Er berechnete sich also seine Gewinnchancen mit 1 zu 7. Bei kommissionsweisem Vertrieb sind die Möglichkeiten des Kunsthandels noch weit andere. Das Risiko für den Händler ist hier gleich Null. Seine Spesen, die ihm durch etwa gezahlte Fracht, Versicherungen und Hergabe des Lokales erwachsen, werden regelmäßig durch die erhobene Eintrittsgebühr gedeckt, wenn nicht bei weitem überholt. Der Künstler wird für die Anziehung, die er auf das Publikum zugunsten des Händlers ausübt, nur dann entschädigt, wenn er auf der Ausstellung etwas verkauft; hierfür ist die Wahrscheinlichkeit jedoch gering. Der Händler erhebt eine Provision von 10—20 Prozent und hat infolgedessen kein großes Interesse am Verkauf kommissionsweise übernommener Werke. Im Gegenteil, sobald er erkennt, daß ein Käufer für das eine oder andere Werk da ist, wird er in erster Linie Versuche machen, Arbeiten, die er im Eigenbesitz hat, vorzuschieben, oder er bietet dem Künstler vorweg einen Preis, der unter dem von ihm geforderten bleibt, mit dessen Annahme er jedoch rechnen kann, und erreicht auf diese Weise einen hohen Gewinn. Ein Beispiel hierfür teilt die Werkstatt der Kunst in ihrem Heft vom ?. Oktober 1912 mit: Der Maler T. hatte der Firma Commeter in Ham-

burg ein Bild zum Preise von 300 Mark zum Verkauf übergeben. Ein Liebhaber bot für das Bild 500 Mark, worauf der Händler den Künstler bewog, ihm das Bild für 200 Mark zu überlassen. Zufällig war der Käufer ein Freund des Künstlers. Zur Rede gestellt, erklärte die Firma Commeter dies Vorgehen offiziell für ihre Geschäftspraris. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hieraus Schlüsse auf das Verhalten anderer Händler zieht.

Zu einem bekannten Berliner Händler kam ein Liebhaber und wünschte ein Gemälde eines bekannten Künstlers zu erstehen, er würde hierfür gern 10 000 Mark anlegen. Der Beauftragte begab sich zu dem betreffenden Künstler, erstand bei ihm ein Werk für 2000 Mark, an dem er dann ohne die geringste Mühe 8000 Mark verdiente.

Derartige Geschäftspraktiken sind im allgemeinen Handelsverkehr durchaus üblich. Ein geschickter Kaufmann muß alle Konjunkturen ausnützen und niemand wird hierin unfaires erblicken. Entdecke ich z. B. bei einem Althändler einen echten Tizian, den dieser mir für 50 Mark zu verkaufen bereit ist, so hab« ich weder rechtlich noch moralisch die Verpflichtung, ihm seinen Irrtum vorzuhalten, dennoch hinkt dieser Vergleich, denn in diesem Falle ist der Übervorteilte ein Kaufmann, der von Berufswegen auf der Hut gegen solche Vorgänge sein muß und sich seinerseits nicht anders benommen hätte. Dort steht der Händler, der gewiegte „bu»iu«»»iuan" dem geschäftsunkundigen Künstler gegenüber und dadurch wird dies Verhalten zum Wucherischen, er nutzt den Leichtsinn, die Un» erfahrenheit und zumeist auch die Notlage des Künstlers in einer Weise aus, die ihm mehr als üblichen Gewinn verschafft. Dennoch wäre es ungerecht, den Kunsthändler hierfür allzu hart zu tadeln, tatsächlich ist er durch die Schwierig-keiten seines Geschäfts auf derartige Manipulationen angewiesen, nur müßte der Künstler gegen Übervorteilung bis zu einem gewissen Grade geschützt werden, ohne daß jener die Liebe zu seinem Geschäft verliert, die hier, wie überall, durch den Magen geht. Eine solche Möglichkeit liegt in der schon oft geforderten Wertzuwachsbeteiligung des Künstlers an Werken, die er bereits veräußert hat. Denn schließlich ist rein theoretisch der Kunsthandel für den Künstler eine nicht nur notwendige, sondern auch eine erfreuliche Erscheinung, er braucht Leute, welche ihm das Trivial-Kaufmännisch« des Vertriebes abnehmen, die ihm hierbei zur Seite stehen. In der Praris ist jedoch der Kunsthandel gerade derjenige Faktor, demgegenüber der Künstler kaufmännische Kenntnisse brauchte, der Verkehr mit dem Kunsthändler beruht nicht auf Bundesgenossenschaft, sondern durchaus auf dem Standpunkte des bitteren Kampfes, der Künstler unterliegt hier stets dem gewitzigten Geschäftsmann. Das bedeutet, wenn auch ein augenscheinlicher Gewinn für den letzteren entsteht, für ihn zugleich einen großen Nachteil. Denn der Nutzen des Kunsthändlers ist es, wenn der Künstler Gutes schafft, und hierzu ist er nur dann in der Lage, wenn er frei nnd unabhängig seine volle Persönlichkeit einsetzen darf. Soll, wie es das Natürliche wäre, der Kunst-

handel der Kunst nützen, so muß er mit ihr und nicht gegen sie arbeiten. Hierzu gehört ein Entgegenkommen auf beiden Seiten, die bisher feindlichen Mächte müssen zusammen wirken. Daß dies möglich ist und gedeihliche Folgen nach sich ziehen kann, beweisen die Berliner Verhältnisse. Hier hat eine kleine Künftler-gruppe, „die Sezession" in Paul Cassierer einen Vorkämpfer gefunden, der dank einer hervorragenden kaufmännischen Begabung und einem sicheren Iustinkt für das, was von der Produktion dieser Gruppe verkäuflich war, die meisten, wenn nicht alle ihr angehörenden Künstler zu einer materiell gesicherten Basis geführt hat. Die Einheitlichkeit, die hierbei verfolgt wurde, und die konsequente Weise, die bis zur Einseitigkeit getrieben ist, wird in ihrer Art anerkannt werden müssen. Eine Tatsache ist unbestreitbar: Cassierer hat der schönsten Kunstepoche des letzten Jahrhunderts, dem französischen Impressionismus und den an ihn sich anschließenden drei größten Künstlern: Cezanne, van Gogh und Gauguin, die ihm folgten, in Deutschland ein verständnisvolles Publikum geschaffen. Daß er die deutschen Künstler, die er vertrat und vertritt, unte«-jenen wählte, welche sich zu gleicher Kunstrichtung bekannten, ja sie sogar hierauf hinaufzwang, war begreiflich, aber wie das Ergebnis zeigt, ein Irrtum. Der Impressionismus hat in Deutschland keine Bekenner gefunden, die etwas Selbständiges und zugleich Überragendes geschaffen hätten. Da, wo deutsche Künstler wertvolle impressionistische Werke zeitigten, geschah es immer nur in Paris selbst, oder im allerengsten Zusammenhang mit einem Aufenthalt dort, deutsche Luft, deutsche Anschauung decken sich mit dieser Kunstrichtung augenscheinlich nicht. Um so interessanter ist es festzuhalten, daß der Kunsthandel und hier ein einziger Mann, dem die anderen Händler und Sammler auf Grund seiner durch Erfolg befestigten Autorität nachstrebten, fast bewußt Kunstgeschichte gemacht hat. Diese Erscheinung entspricht der Entwicklung auf allen Gebieten der Wirtschaftspolitik. Das Kapital, das sich ursprünglich vorhandene Werte zu eigen machte, erzeugt sie heute oder zwingt ihre Entstehung in ganz bestimmte Bahnen. Der Wert eines Kunstwerkes, einerlei ob es der bildenden Kunst oder einer anderen angehört, wird lediglich danach bemessen, ob das Kapital es wünscht. Die bedeutendste künstlerische Erscheinung würde heute gleich Null sein, wenn das Kapital für sie kein Verständnis hätte. Daß dies praktisch wird, ist allerdings erfreulicher Weise unwahrscheinlich, denn der spekulative Geist des Kapitals wird an keiner neuen Erscheinung interesselos vorüber gehen. Im Gegenteil, seiner snobistischen Ader folgend, wendet es seine Förderung am liebsten solchen Produkten zu, die ungewöhnlich und überraschend sind. Die Erfahrung im Kunsthandel hat gelehrt, daß gerade die Bildwerke, welche zur Zeit ihrer Entstehung den stärksten Widerspruch fanden, am schnellsten im Preise gestiegen sind. Beispiele hierfür muß ich wieder aus den französischen Verhältnissen nehmen, weil der moderne Kunsthandel sich im großen ganzen auf französische Kunst beschränkt: Manet'sche Bilder, die jetzt mit Hunderttansenden bezahlt werden, erregten den

Zorn der Kaiserin Eugenie derart, daß sie ihnen mit dem Sonnenschirm zu Leibe wollte. Henri Matisse, dessen Extravaganz noch heute und vielleicht nicht mit Unrecht Kopfschütteln hervorruft, ist in der kurzen Zeit von drei Jahren aus einem sich mühselig ernährenden kleinen Künstler zum Rittergutsbesitzer geworden, die Van Gogh'schen Werke wurden, als aus dem Nachlaß eines armen Irrsinnigen stammend, wenn ich recht unterrichtet bin, für ein Butterbrot an Cajsierer verkauft und erzielen heute auf dem Markt die höchsten Preise, abgesehen davon, daß die Meinung aller ästhetisch Gebildeten über ihren Wert die gleiche ist. In allen diesen Fällen ist es der Kunsthandel gewesen, der dem Kunstverständnis die Wege wies. Aus diesem Grunde ist das Vorgehen der Sezession, die augenscheinlich durch allzu strenges Festhalten an der einmal eingeschlagenen Richtung sich verfahren hat und in ihrer Art genau so akademisch, d. h. schematisch und damit langweilig geworden ist, wie die, welche sie bekämpfte, durchaus logisch, wenn sie sich nun zu ihrer Rettung mit dem Kunsthändler, der sie bisher, wenn auch in den letzten Jahren hinter den Kulissen, geleitet hat, wieder offiziell verbündet und dabei die äußerste Konsequenz zieht, indem sie ihn zu ihrem Vorsitzenden erwählt. Man muß mit dem Herzen denen Recht geben, die sagen, zur Leitung einer Künstlergruppe sei nur ein bildender Künstler berufen, das klingt durchaus plausibel, aber praktisch hat die Erfahrung eigentlich das Gegenteil gelehrt. Alle die Künstler, welche auf Grund ihrer hervorragenden Leistung an die Spitze privater oder öffentlicher Organisationen getreten sind, haben eine künstlerische Benachteiligung erlitten. Man hat noch nie von einem Präsidenten der Königlichen Akademie oder der Hochschule gehört, der wesentliches geleistet habe. Der bedeutendste Führer der Sezession, Liebermann, hat sich genau so wie jetzt Corinth von seinem Amt zurückgezogen, weil er allzu deutlich die Einbuße in seiner eignen Arbeit spürte. Die Zeit, die ein solches Amt beansprucht, die Erwartungen, die man ihmzufolge von dem Künstler hegt, gestatten demselben kein unabhängiges und uneingeschränktes Schaffen. Einen minderwertigen Künstler darf keine Organisation an ihrer Spitze haben, ohne sich selbst zu schaden. So ist die Entwicklung, einen Kunsthändler, bei dem die Präsidententätigkeit zum Beruf wird, hierfür zu wählen, durchaus verständig. Kommt hinzu, daß es sich nm eine Persönlichkeit wie Cassiercr handelt, der einen sicheren Geschmack bewiesen hat, so wird man der Zukunft der Sezession mit einem gewissen Vertrauen entgegensehen können. Jedenfalls ist dies der Weg, wie zwischen Künstler und Kunsthandel ein gedeihliches Zusammenwirken möglich werden kann.

Alfred von Ingelheims Lebensdrama Hans Land
Hans Land.
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
Den übertritt zum Glauben ihres künftigen Gemahls hatte Luise in aller Stille vorgenommen. Die Zeremonie hatte sie weniger erregt, als sie vorher lange gefürcbtet hatte. Sie glitt wie eine Äußerlichkeit von ihr ab. Eine Förmlichkeit, nichts weiter, und eine lügenhafte dazu. Denn so wenig Luise sich in ihrem Herzen von ihrem alten Bekenntnisse losgerissen hatte, so wenig hatte sie dem neuen sich zugewendet. Also zwei Lügen lagen auf ihrem Gewissen, zwei falsche Eide. So fing es an, das neue Leben, mit Unehrlichkeiten, Falschheit und Betrug. In Bitterkeit bedachte sie das und harrte der weiteren Selbstentäußerungen, die jetzt gebieterisch von ihr verlangt wurden. Freilich bot der monarchische Mummenschanz und Festtrubel, diese endlosen Empfänge, Paraden, Einzüge und Galatafeln, die die Vermählungswoche einleiteten, freilich bot das alles ein Übermaß von Ablenkung, Betäubung und Selbstentfremdung, als wäre es darauf abgesehen, die Nächstbeteiligten gar nicht mehr zur Besinnung kommen zu lassen. Iede Minute ihres Tagesprogramms war besetzt, und kamen sie spät in der Nacht endlich zur Ruhe, so sanken sie, von Müdigkeit übermannt, sogleich in tiefen, bleiernen Schlaf. Aber in allen diesen Betäubungen blieb Luisen ein Gedanke wach. Er ließ nicht ab, sie zu martern und zu quälen. Sie wollte, sie mußte wissen, wie es um Alfred stand, ob er sie wirklich so gelassen und eisern-ruhig aufgab, wie es den Anschein hatte. Denn kein Lebenszeichen war in all den endlosen Wochen und Monaten von ihm zu Luisen gelangt, seitdem sie seinen letzten Brief ohne Antwort gelassen. Es konnte ja sein, daß auch er inzwischen Bande geknüpft und gewählt hatte. Weshalb sollte sie, falls das geschehen, nicht darum wissen? Freilich — schon der bloße Gedanke daran tat ihr bitter weh, aber hättesie diese Gewißheit, so würden die Dornenwege, die sie jetzt gehen mußte, ihr mindere Qual bereiten. Es wurde Luisen nicht schwer, in Erfahrung zu bringen, daß unter den geladenen königlichen Hochzeitsgästen Herr Dr. jur. Freiherr Alfred von Ingelheim in den Listen verzeichnet stand, und daß das Oberhofmarschallamt^ in Ansehung der Überfüllung des Schlosses mit Hochzeitsgästen, diesem wie anderen Geladenen im Hotel Royal Wohnräume belegt hatte. Drei Tage vor der Doppclhochzeit im Abenddämmern eines regnerischen Septembertages fuhr ein geschlossenes einfaches Kupee vor dem Portal des Hotel Royal vor. Eine tief verschleierte Dame gab dem Diener, der den Schlag öffnete, einen geschlossenen an ssi v. Ingelheim adressierten Brief — und wenige Augenblicke darauf stand

die Prinzessinbraut im Halbdunkel eines großen Salons der zweiten Etage vor
ihrem vor Überraschung und Staunen fassungslosen Iugendfreunde ... Er
wollte, noch immer sprachlos, das elektrische Licht einschalten, sie griff aber hastig
nach seiner Hand und wehrte ihm. Sie zog den Freund zum hohen Fenster hin,
durch das die Straßenbeleuchtung kräftig hereinfiel, und sah ihm dort starr ins
Gesicht, als gälte es vor allem zu sehen und festzustellen, ob er sich verändert
habe. Seine Hand fest in der ihren haltend, sah sie ein glattrasiertes, rötlich-
blondes Iünglingshaupt, auf dem die Iahre des Lernens, Studierens und
Forschens scharfe und tiefe Spuren hinterlassen hatten. Eine durchdringende
Vergeistigung hatte diese Züge umgeformt. Der weiche, etwas frauenhafte schmal-
lippige Mund zeigte Spuren von Gram. Aber die großen ausdrucksvollen, be-
deutenden blauen Augen, die sonst wohl zumeist nachdenklich und forschend blickten,
strahlten jetzt in freudiger Überraschung und glänzten wie von einem ganz un-
wirklichen Glücke erhellt . . .
„Luise — —", sagte er endlich, und der Ton allein schon, in dem ihr
Name jetzt erklang, griff der Prinzessin ans Herz . . . Was alles hörte sie
daraus!! Ganze Akkorde von Staunen, Freude, Seligkeit.
Das Staunen sagte: Du kommst zu mir?! ... Du suchst mich auf,
drei Tage, bevor du dem Großfürsten dich antrauen läßt!?! Du kommst zu mir
— du — von der ich dachte, du hättest dich ganz, ganz von mir gewandt, mich
vergessen, mich aufgegeben in dieser langen schrecklichen Zeit! Die Freude sagte:
Da bist du — du — die ich so grausam entbehrt hatte! Da bist du! Gibt es
nicht noch wunderholde, holdselige Wunder in dieser trüben Welt des Scheiden«
und Meidens, des Fernseins und der Geschiedenheiten?!! Da bist du! Da bist
du! Es ist kein Traum — es ist Wirklichkeit . . .
Sie hatte seine Hand jetzt freigegeben, ging langsam zur Tür, schaltete
das Licht jetzt selbst ein und ging dann wieder zum Fenster, die Vorhänge zu
schließen. In dem nun erhellten wohnlichen Salon schweiften ihre Augen von
der Tür zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch. Über diesem hing in matt
goldenem Rahmen ein altes Bild. Luise stürzte hin, es war das Werk ihrer
Kinderhand, der Abendsonnenschein in Frau Ambrosius' Dachstube und die beiden
Kinder, an die Schulter der Greisin gelehnt. Das war sie selbst, die Braut des
fremden Fürsten. Das war der Mann, der dort vor dem dunklen Fenstervorhang
gesenkten Hauptes jetzt wie ein Ertappter stand. Luise neigte sich zu dem Bilde
an der Wand und sah vor sich auf der Platte des großen, eichenen Diplomaten-
schreibtisches unter vielen Büchern, Zeitschriften und Papieren ein einziges Bild
im schmalen Goldrahmen, den die Königskrone überragte — ihr eigenes Kinder-
porträ» — im neunten Iahre ihres Lebens aufgenommen und von kindischen
Schriftzügen mit der Widmung versehen: In Liebe — Luise. Eine Weile stand
sie stumm und ganz bewegungslos genau wie er. Nur ihre Brust ging hoch
unter den, geschlossenen Jackett des dunklen Straßenkostümes. Ihre dunkel behand-

schuhte Rechte zerknüllte das kleine Taschentuch, dann, wie in dein mächtigen Ent-
schlusse sich zu fassen, kämpfte sie ihre ungeheure Bewegung nieder und trat
auf den Freund zu, dem sie in alter Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter
legte. In einem ruhigen Tone, der sie selbst staunen machte, sagte sie: „Was
dachtest du von mir, Alfred, daß ich dir nicht mehr schrieb?"
Er antwortete nicht gleich. Es war, als sammle er sich. Dann sagte er
ruhig gefaßt und sicher in einem Ton, aus dem auch nicht das Leiseste von
einem Vorwurf herausklang: „Ich dachte, du seist sehr glücklich, Luise."
Ietzt schluchzte sie auf. Ein weher Ton rang sich aus ihrem Herzen,
ihre Züge verzogen sich zum Ausdruck eines so erschütternden Schmerzes, daß
der Mann im Innersten erschrak. Entsetzt packte er ihre Hand. — Da brach es
aus — aus ihr — ihr ganzes ungeheures Leid. Wie eine jähe und hoch
schäumende Flut prallte ihr Weh gegen die Dämme ihres Willens an und zer-
brach und zerschmetterte alles, was sie an Fassung ihm entgegenzutürmen ent-
schlossen gewesen. Ein Tränenstrom schoß aus ihren Augen. Sie weinte wie ein
tief unglückliches Kind, das keine Scheu und kein Bedenken hindert, seine Leiden
mitzuteilen. Ihre Hände hatten die seinen erfaßt und klammerten sich wie im
Krampf an ihnen fest. Er wurde totenbleich. Seine Lippen zitterten. Ein Zug
namenloser Qual trat auch in sein Gesicht, seine Augen irrten hilfesuchend umher,
dann richteten sie sich auf irgend einen bestimmten Punkt im Raum, an dem sie
haften blieben. Sie weiteten sich groß. Der Kampf war schrecklich. Er durfte,
durfte nicht erliegen. Dies war die schwerste Stunde, die sein Leben bis dahin
ihm gebracht hatte. Ia — aber es galt, es galt alle Kräfte daran zu setzen,
um sie so zu bestehen, daß er in alle Zukunft ohne Beschämung an sie würde
zurückdenken können. Das galt es. Das war es, was der Augenblick von ihm
erforderte. Er löste sanft seine Hände ausüden ihren, führte die noch heftig
Schluchzende zu einem Sessel, in den sie niedersank, und setzte sich ihr gegenüber.
Mit sanfter Stimme, in der aber doch ein fester Unterton ^mitschwang, sagte er:
„Ich bin betroffen, Luise, dich in solcher Verftörung zu finden, ich ^ hätte nie
geglaubt, daß eine Lebenslage dich so überwinden könne. Dich, die Klare,
Ruhige, Pflichtbewußte. Ich hatte geglaubt, du wärest schon vertrauter mit dem,
was man das Leben nennt. Wüßtest schon, daß es ein harter Forderer ist.
Nun erst euch gegenüber, die ihr auf der großen Höhe steht. Weine dich aus!
Weine dich aus, Luise, denn morgen schon mußt du lächeln. Der König, der
Großfürst, der Hof, die Presse, das Volk, die ganze Welt erwartet das von dir.
Aber dein Lächeln darf nicht gezwungen sein. Es braucht nicht gezwungen zu
sein, Luise. Erkenne deine Stellung, deine Sendung, und du wirst frei lächeln
können, dich mit Freude und Stolz erfüllen dürfen, daß gerade du es sein darfst
— du — der es vergönnt ist, Hoffnungen von Millionen zu erfüllen und For-
derungen auf dich zu nehmen, die eine Art Heldentum bedingen."

Sie horchte hoch auf, und unter Tränen sagte sie: „Ich sehe nichts auf meinem Wege, nichts als Enttäuschungen, Entsagung und Demütigung."
„Das liegt an deinem Sehen, Luise. Erschließe deinen Blick! Das ist not. Mick dünkt, es war dein guter Stern, der dich in dieser letzten Stunde zu mir geführt hat, denn niemand, so scheint es, hat dich darüber belehrt, welcher hochbedeutsamen Sendung du ausersehen wurdest."
Luise trocknete ihre rotgeweinten Äugen, sah mit halb überraschten, halb ungläubigen Blicken auf den Freund und sagte zweifelvoll, das Haupt schüttelnd: „Ich bin begierig, zu hören, welche Tröstungen dein erfinderischer Geist mir auf diese grauenvolle Neise mitgeben wird, von der für mich keine Rückkehr zu hoffen ist. . ."
Eine Falte trat auf seine Stirn, seine gerade gezogenen im Verhältnis zum Haupthaar dunkleren Brauen zogen sich fast unwillig herab. Er sagte das Folgende sehr bestimmt: „Luise, ich wiederhole es dir, es ist eine segenvolle Fügung, daß du gerade zu mir in dieser letzten Stunde flüchtetest... Ich hatte als sicher angenommen, daß man dir die ganze Bedeutung deiner Sendung in der neuen Heimat klar gemacht hätte."
„Das ist nicht versäumt worden, Alfred."
„Und dennoch sprichst du von Enttäuschung und Demütigung, die deiner warten? Entsagung nanntest du auch. Ich gebe zu, die wirst du üben müssen, wie jeder, der lebt, er sei, wer er wolle. Aber wie du von Demütigung und Enttäuschung reden kannst, das geht über meinen Begriff. Du begibst dich in da? fremde Land als Sprossin eines ungleich höher kultivierten Volkes, als jenes ist, in dessen Mitte du fortan leben sollst. Dein großfürstlicher Wirkungskreis in jenem halb barbarischen Lande, dessen Bewohner zum überwiegenden Teile noch Analphabeten sind, wird unermeßlich sein. Dein Einfluß dort ist im Kultursinne um so notwendiger, als die Gemahlin des Kaisers, deine Landsmännin und Stammesgenossin, von passivem Wesen, leidend und kränklick ist und ihren landee-mütterlichcn Pflichten nur wenig nachkommen kann. Du wirst in ihre Sphäre greifen und im Sinne der Zivilisation sehr tätig sein können. Die öffentliche Wohlfahrt, die dort schwer in, Argen liegt, fördern, vielleicht erst in Gang bringen, und allen dort besonders starken Einflüssen einer volksverdummenden Bestrebung mit Entschiedenheit entgegentreten!"
„Darf eine Fremde dort solche Dinge wagen?"
„Es wird ihre Pflicht sein, das mit Takt zu versuchen. Es gilt vor allem, den Großfürsten-Gemahl vorerst für solche Ziele zu gewinnen. Was ich von ihm weiß, läßt das durchaus als möglich erscheinen, denn er ist heute nicbt mehr als ein unbeschriebenes Blatt, ein junger Mensch mit einigen Schwächen, aber von ziemlich biegsamem Charakter. Er wird der erste sein, an dem dein kultivierender Einfluß wird wirksam werden müssen. Durch ihn, mit ihm kannst du viel, kannst du alles erreichen. Es ist, im Kultursinne, man könnte fast sagen,

jungfräuliches Land, was du betrittst. Wie wirst du da herrlich wirken können.
Ieder Fortschritt, der dir in der Wohlfahrtsförderung des Reiches gelingen wird,
muß es den Einflüssen unserer höheren Kultur breiter öffnen, und diesem vornehmsten
Zweck wird als weitere hocherwünschte Folge für unser Land, so hoffe ich, ein
Bündnis folgen, das unserer auswärtigen Politik die eisernste Stütze sein, unserer
Volkswirtschaft aber neue, ihr so überaus notwendige Ausfuhrwege zollfreundlich
öffnen wird. Unübersehbar, Luise, ist der breite Strom goldigen Segens, der
deinem Wirken folgt, wenn ihm Gelingen beschieden ist. Die Aufgabe ist groß,
ist ungeheuer. Bist du nicht stolz, wenn du alle diese unendlichen Hoffnungen
überblickst, die sich an deine Fersen heften?"
Sie hatte hoch aufgehorcht, mit großen Augen seine Darlegungen angehört
und nickte nun im ersten leisen Einverständnis. Sie sah sinnend vor sich hin,
als dächte sie den, soeben Gehörten noch einmal tief und hingegeben nach,
dann sagte sie leise: „Niemand hat mir's so dargelegt. Keiner mich's so sehen
lassen. Ist das deine Meinung, Alfred, deine wahrhaftige Ansicht?"
„Glaubst du, Luise, daß ein Mann in der Abschiedsstunde dem, der
seinem Herzen am teuersten von allen Menschen ist, etwas anderes sagen kann,
als seine heiligste Wahrheit?"
Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff sie und küßte ihre Rechte.
„Wie danke ich dir," sagte sie, „wie danke ich dir! Du lehrtest mich
jetzt, den Sinn des Lebens erfassen."
„Er ist einfach, Luise. Er heißt: Leisten. Vieles, das Möglichste leisten
und das Geringste fordern. Nichts fordern. Nichts erwarten. Aber mit allen
— mit allen Kräften schaffen. Tu das — Luise — und dann versuch's einmal
— unglücklich zu sein."
Sie sah mit einem vollen prüfenden Blick in seine Augen.
„So bist d u also glücklich?"
Er zuckte zusammen.
„Alfred," mahnte sie, „ich frage dich wieder und mahne dich daran, daß
du auch mir Wahrheit schuldig bist, nach deinem eigenen Wort. Sag, bist d u
glücklich?"
Er sah sie fest und entschlossen an. Etwas Ehernes klang in seiner
Stimme. „Ich hoffe, es zu werden."
„Wann?" fragte sie.
Eine furchtbare Spannung trat in ihre Züge. Luise hing an seinen Lippen,
als sollte sie jetzt von ihnen ihr ganzes Urteil empfangen.
„Ich werde glücklich sein, Luise. Ich werde glücklich sein, denn ich erwarte
und wünsche nichts für mich selbst. Ich habe alle Hoffnungen auf persönliches Glück
im herkömmlichen Sinne von mir abgetan und habe mir gelobt, nie nach solchen:
zu greifen. Im Dienste der Idee und nur für sie will ich leben und schaffen.
Ich werde glücklich sein, Luise, wenn der große Plan, den ich mir zur Lebens-

aufgabe gestellt, vollendet und durchgeführt sein wird. Ich stehe erst im Beginn dieses Werkes. Die Aufgabe ist groß, so groß fast wie deine, und von nicht viel geringerer Wichtigkeit. Ich bin glücklich, schon heute, wenn ich bedenke, daß ich mein Ziel am Ende einmal erreichen muß. Ich bin glücklich, Luise, wenn ich sehe, daß jeder Tag meines Lebens mich ihm um eine Spanne näher bringt. Ich möchte vor Stolz jauchzen, wenn ich bedenke, wie gewaltig die Arbeit ist, die uns beiden die Vorsehung auferlegte. In diesem Sinne, Luise, sind wir beide, bin ich wie du — Auserlesene des Glückes ..."

„Darf ich wagen, Alfred, dich zu bitten, mir auch von deinem Werke zu reden, nachdem du das meine mir gezeigt Hast."

„Ia, Luise. Mein Leben gehört der Lösung des Problems, das eine Um» und Neuformung unseres Strafrechtes anstrebt. Im Namen der Gerechtigkeit gilt es, das Los derer, die das Gesetz aus eigener oder fremder Schuld verletzt haben, zu ändern — und wie ich vertraue, zu bessern."

Sie verstand ihn nicht ganz. Er sah es am Ausdruck ihrer Züge und sagte: „Laß dir an dem für heute genügen, Luise. Du hörst von mir bald Weiteres. Das Eine halte dir vor: Schaffende werden wir beide sein, ein jeder an seinem Werke. Und jede Stunde harten Werkelns, die unserem Ziele diente, soll uns im Geiste einander grüßen lassen. Wir werden fern sein — eins vom anderen — und doch geeint, geeint im Stolz — verwandten Strebens. In dieser hohen Gemeinschaft mit dir reiß' ich mich jetzt von dir los, nicht leicht, das weißt du. Aber getrennt im Leben, bleiben wir im Streben Eins, zwei Dienende am Wohle der großen Menschengemeinschaft. Ietzt, Luise, jetzt lächelst du so, wie die Welt dich lächeln zu sehen ein Recht hat, voll Mutes und Zuversicht in deine hohe Kraft. Du wirst keine Hoffnung enttäuschen."

Sie sprang auf, sie legte beide Hände um seinen Hals, und für einen Moment fühlte er ihre heißen Lippen auf den seinen. Es überwältigte ihn. Er schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete war er allein . . .

13.

Blendender Hofprunk, rauschende Feste, im steifsten Zeremoniell abgehaltene Feierlichkeiten, Empfänge, Defiliercouren, Gottesdienste, Straßenilluminationen, Riesenzapfenstreich, Galaoper, Volksjubel und — Gedränge einer in Schaulust unersättlichen Menge, das alles rauschte an Alfred von Ingelheim wie ein bunter bewegter Traum vorüber, der ihm das Gefühl des Abschlusses einer wichtigen Lebensperiode mit Wehmut erfüllte. Es war ihm wie ein Abschied — und dieser Abschied währte so trostlos lange. Die Feste wollten nicht enden, und seine Beziehungen zum Hofe forderten von ihm, daß er an diesen Feierlichkeiten in Person teilnahm. Er hätte gewünscht, nach dem unerwarteten Zusammentreffen mit der Prinzessin sich in Stille und Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, um diese

ernste Stunde lange noch in sich nachklingen lassen zu können. Er war in
eigentümlich zerrissener Stimmung. Nie im Leben hatte er auch nur mit einem
sehnsüchtigen Wunsche daran zu denken gewagt, daß die Prinzessin, das einzige
junge Weib, zu dem er in seinem Leben Beziehungen gehabt, sich ihm je derart
nähern könnte, wie sie das in jener Abschiedsstunde getan. Er harte dieses über-
raschend Wunderbare erlebt — und war durch Pflicht, Ehre und Vernunft
gezwungen gewesen, diese Bescligung in abwehrender Kühle zu empfangen und
der Freundin den Weg zu weisen, den ihr Schicksal sie führen mußte. Aber ihr
Kuß brannte auf seinen Lippen. Lenaus süß-wehmütiger Vers „Kaum gegrüßt,
gemieden", wollte ihm nicht aus dem Sinn. Sein junges Blut sang und klagte
in seinen Adern. Er verschloß seine Seele vor dieser lockenden Stimme. Er
hatte seinen Teil dahin. Eine verwandte Seele liebte ihn und tauschte Ge-
danken des Sehnens fernher und fernhin mit ihm. Er war so glückgesegnet,
daß ihm ein junges Weib auf Erden lebte, zu dem hin seine suchenden Gedanken
schweifen konnten, und von dem auch ein Gegenstrom des Sehnens verloren zu
ihm drang. Er hatte eine Heimstatt in der großen Welt, wußte ein Herz, das
für ihn, mit ihm fühlte — war es nicht wie eine unerhoffte und ungeahnte
Glückskrönung, daß ihm solches geworden, ihm, dem körperlich Mißgestalteten,
dem Weibesliebe und Gunst als von Iugend auf ganz selbstverständlich vor-
enthaltene und versagte Gaben des Glücks erschienen sein mußten? Er hatte bis
dahin die Prinzessin verschwiegen angebetet, hatte nie — nie — dem verwegenen
Gedanken auch nur für eines Augenblicks Dauer Raum gegeben, auch sie empfinde
mehr für ihn, als von Kindertagen her überkommene Kameraden-Neigung — und
jetzt durfte er erfahren, daß sie sich schwer von ihm losriß, daß auch er ihr etwas
mehr war, als der Iugendgespiele, ja, daß sie, weit entfernt, körperliche Ab-
neigung gegen ihn, den Krüppel, zu empfinden, seine Lippen beim Abschied
geküßt hatte. Hätte er selbst nicht, im eisernen Dienst der Pflicht und der Selbst-
bemeifterung geübt und erprobt, ihrem hilfesuchend andrängenden Ungestüm die
starre Gefaßtheit entgegengesetzt, er hätte sie sicherlich in seine Arme schließen, an
seine Brust drücken und alle Geschenke ihrer Zärtlichkeit erhalten können. Er
erzitterte bis ins Mark, wenn er das bedachte, und dünkte sich namenlos reich in
diesem Bewußtsein. Nun war ihm auch dieses höchste Geschenk geworden, von
Weibesgunst war er geweiht. Und jetzt gedachte er für all dieses Übermaß
unerhofften Glückes mit seinem ganzen Ich zu zahlen. Nichts fordern, nichts
für sich erwarten, das war die Lebensparole, die er dem geliebten Wesen mit
auf den Weg gegeben, aber leisten, schaffen, der Welt erstatten. Er war für
sein Teil fest entschlossen, dieser Forderung im höchsten Maße zu genügen, und
für all das Herrliche, das ihm in der Welt geworden, dieser und den Menschen
unter Einsatz aller Kräfte, aller, den Dank nicht schuldig zu bleiben. Er fühlte
sich geweiht und gestärkt zu seiner großen Arbeit, die in klaren Linien vor ihn,
lag, und erharrte mit Ungeduld den Abschluß der Hoffeste, um über die ver-

wirrenden Schmerzen des Abschieds hinweg endlich in voller Ruhe und Enr-
schlossenheit seinem Ziele sich zuzuwenden. Diesem gehörte er fortan ganz aus-
schließlich. Das hatte er Luisen gelobt — so würde er es erfüllen . . ^
Der König, der bei den Hoffesten Alfred mehrfach in gnädigste Unter-
haltung gezogen hatte, befahl nach Beendigung der Vermählungsfeierlichkeiten
den jungen Doktor Ingelheim zur Audienz. Dieser wußte bereits, welche
Eröffnungen ihm dort gemacht werden sollten. Er war während seiner gesamten
Studienzeit mit Doktor Geßner, der jetzt bereits zum Ministerialdirektor in
der Kultusabteilung aufgestiegen war, in Verbindung geblieben. Nachdem
Geßner die Doktordissertation seines Schützlings gelesen, in der das Problem
der Willensfreiheit vom Standpunkte der Kriminalistik behandelt war, hatte
er die Anregung gegeben, den jungen Forscher von Staats wegen auf
eine Studienreise zu senden, auf der es ihm ermöglicht werden sollte, die
Kriminalrechts- und Strafformen der hauptsächlichsten Staaten der alten und
neuen Welt zu studieren. Die Reise war auf einen Zeitraum von achtzehn
Monaten festgesetzt und sollte der Habilitation Ingelheims als Privatdozent
an der Landesuniversität der Hauptstadt vorangehen. Diese Vorschläge, zu
denen Geßner den Iustizminister veranlaßt hatte, waren durch Seine Majestät
gutgeheißen worden. Der König hatte sich die Freude ausbedungen, seinem
Pflegesohn, dem jungen Gelehrten, in Privataudienz diese schönen Mitteilungen
selbst zu machen. Der König setzte hinzu, daß es ihn sehr glücklich mache,
von allen Seiten zu hören, daß in seinem Schützling eine Kapazität heranreife,
auf welche besonders die junge Schule der Kriminalreformer große Hoffnungen
setze. Er freue sich, hier mit Staatsmitteln fördernd zu einem großen Zwecke
eingreifen zu können, und hege die Hoffnung, daß dem Lande aus Alfreds
Studien Heil und Segen dermaleinst erwachsen werde. Alfred wurde mit
allen Zeichen väterlicher Huld vom Könige entlassen. Und nun begann er
seine Pilgerfahrt durch zahlreicher Herren Länder. Verweilte in vielen Haupt-
städten, besuchte von hohen heimischen Ministerialempfehlungen und durch die
Gesandtschaften und Botschaften seines Landes unterstützt, die Gefängnisse,
Zuchthäuser, Strafanstalten und — Kolonien, wohnte den Verhandlungen
von Strafkammern und Schwurgerichten bei und studierte den Stand der
Strafrechtspflege in fast allen kultivierten Reichen. Er machte da sehr seltsame
und verwunderliche Erfahrungen. Er kam in Länder, die auf politischem
Gebiete ein höchstes Maß bürgerlicher Freiheit aufwiesen. Der Konstitutionalis-
mus herrschte dort ganz einwandsfrei, und die Verwaltungen gingen jene
Wege, die ihnen Wille und Befehl der Mehrheit der Volksvertretungen vor-
geschrieben hatten. In diese stark kultivierten Länder kam Alfred von Ingel-
heim mit besonders hochgespannten Erwartungen, denn er lebte in dem Glauben,
auch dort die vollkommensten und einwandfreiesten Formen der Strafrechts-
pflege zu finden. Er fand sich aber in diesem Punkt oft bitter enttäuscht.

Denn diese politisch so vorgeschrittenen Reiche wiesen häufig eine vollkommen rückständig gebliebene Strafrechtspflege auf, in der geradezu mittelalterliche Formen noch herrschten. Dort waren Gepflogenheiten aus fossilen Zeiten des Strafrechts noch im Schwange. Dort fand man das schriftliche Verfahren in Strafsachen, in dessen Verlauf der Angeklagte seinen Richtern nicht vor Augen kam und selbst die Verteidigung nur schriftlich zu den Akten ging.
Ia, Alfred mußte es erleben, in einem dieser als besonders freiheitlich gerühmten Königreiche einen Atavismus wie die Prügelstrafe für Erwachsene noch vorzufinden. Es war, als hätte man in diesen Reichen alle Gedanken des Fortschrittes nur auf die wirtschaftlich und bürgerlich Gesunden konzentriert und die in Strafe Verfallenen als im sozialen Sinne Tote oder gänzlich Aufgegebene ihrem furchtbaren Geschicke anteillos überlassen. Schreckliches war noch zu sehen, allüberall, wohin er auch kam, die neue Heilslehre von der grundlegenden Reform der Kriminalpolitik, deren oberste und leitende Idee der Glaube an die Verbesserungsfähigkeit der Menschen ist, des einzelnen sowohl, wie der Gesamtheit, — dieser Erlösergedanke war noch fern, weltenfern seiner Erfüllung. Gewiß, er lebte hie und da in einem aufgeklärten Strafrechtslehrer, in einem menschenfreundlichen Richter, fand Förderung und Verkündigung in manchem genialen und berühmten Verteidiger. Aber die noch in Kraft stehenden Strafrechtsformen zeigten seines Geistes kaum einen Hauch, wenngleich das neue System in den gelehrten Fachschriften der Strafrechtswissenschaft nicht mehr aus der Debatte schied. Furchtbar — furchtbar war die Schuld, welche in der Überzahl der Staaten an den jugendlichen Verbrechern gewohnheitsmäßig begangen wurde. Die Iugendlichen erhielten kurzzeitige Freiheitsstrafen in Gefängnissen, welche diesen Lehrlingen auf der Bahn der Verbrecherschaft gleichsam zu Hochschulen des Verbrechens wurden. Sie verließen die Strafanstalten in viel verwilderterem sittlichen Zustande, als sie sie bezogen hatten. An ihnen beging die Gesellschaft Todsünden, welche der von ihr selbst auf solche Weise gezüchtete Gewohnheitsverbrecher späterhin gewissenhaft heimzahlte. Diese himmelschreienden Zustände erinnerten Alfred an jenen Entrüstungsschrei, den Dostojewsky im Angesichte der sibirischen Kerker ausgestoßen, jener große Bekenner, der in seinem Raskolnikow so etwas wie eine Bibel der Kriminalpsychologie der denkenden Welt vermacht hatte.
„Und wieviel Iugend," klagt der Dichter, „ist nicht in diesen Wänden umsonst begraben worden! Wieviel große Kräfte sind hier nicht zugrunde gegangen! Man muß doch immerhin sagen, diese Leute waren ungewöhnliche Leute. Vielleicht die Begabtesten, die Kräftigsten aus unserem ganzen Volke. Aber umsonst untergegangen sind diese mächtigen Kräfte, untergegangen in nicht normaler, in ungesetzlicher, in unwiederbringlicher Weise."
Wenngleich Dostojewsky hier vornehmlich von den politischen Verbrechern seines Landes spricht, so gilt doch manches von dem hier Gesagten

nicht minder auch von den Kriminellen überhaupt. Es sind Wesen unter
ihnen von starken Leidenschaften und einer sehr gehobenen Vitalität, die oft
hoch über den Durchschnitt sich erhebt. In falsche Bahnen geleitet, prallte
ihr elementarer Lebenstricb gegen die Hemmungen des Staates an und ließ
sie schuldig werden, nicht immer ohne daß auf Staat und Gesellschaft ein
Teil ihrer Schuld entfiel. Die Kriminellen waren oft tragische Naturen, denn
die Grenze zwischen Schuld und Nichtschuld ist schmal, und die schlecht oder
gar nicht Erzogenen, die unehelich Geborenen, die Armen überschritten sie am
leichtesten. Es ist tief gedacht, daß zu Faust, den, Reichen, wohl die Sorge,
aber weder die Not noch ihre Tochter, die Schuld hineingelangen können.
Es war also vornehmlich die Sache der Armen, die es bei der Neuformung
des Strafrechtes zu führen galt. Wie dem soziologisch Geschulten ohne Frage
klar war, daß der Verbrecher zum Teil ein Produkt seiner Umgebung war,
wie Statistiker, als Erster Qustelet, festgestellt haben, daß Notstandszustände,
Jahreszeiten, Kornzölle und zahllose andere Ursachen auf die Frequenz der
Verbrechen stark einwirken, so kam als zweites entlastendes Moment das schwere
Problem der Willensfreiheit hinzu, den, schon in alten Gesetzbüchern sein Recht
insofern geworden war, als die im starken Affekt begangene Untat ungleich
leichter bestraft wurde, als die kaltblütig überlegte. Ie tiefer man der Sache
nachsann, um so mehr mußte von der Schuld des Verbrechers auf andere
direkt und indirekt an ihr mitbeteiligte Umstände abgetragen werden. Und
nun galt es, diesen neuen tiefen Erkenntnissen Einwirkung auf Form, Art
und Maß der Strafe zu verschaffen, sollte die Strafjustiz dem Ideal det
Gerechtigkeit wieder näher gebracht werden, von dem sie so unendlich weit
abgerückt war. . . .

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
u

Wirtschaftspolitische Rundschau

von

H. Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

„Stur m v ögel! "

Ein Gespräch.

Ein alter Staatsmann,
Alerander, sein jüngerer Freund,
Erich, Großindustrieller,
Dietrich, Arbeiterführer,
Hermann, ein hoher Beamter.

Es ist um die Ietztzeit.

Das Wirtschaftsleben Deutschlands hat eine ausgesprochene Neigung zur Haisse, Kriege anderer Völker haben die Kaufkraft des Weltmarktes geschwächt, Versuche, neue Absatzgebiete zu erschließen, finden ihre Schwierigkeit in dem gereizten und wachsamen Interesse einer Mächtegruppe, die Hemmnisse schafft, ohne als feindselig angesprochen werden zu können.

Der Leiter einer der größten wirtschaftlichen Unternehmungen ist Erich, gleichzeitig Führer des betreffenden Syndikats, in dessen Betrieben über eine halbe Million Angestellte arbeiten. Er hat bei vorzüglicher Straffheit der Organisation und Leitung Bedeutendes erreicht und bewirkt, daß sich in seinen Betrieben durch verständnisvolle Anwendung sozialhygicnischer Mittel Gegensätze entspannten.

Erich erfreut sich großen öffentlichen Vertrauens.

Im Interessentenkreis der Unternehmer muß allerdings die Hochachtung vor der Reihe seiner wirtschaftlichen Erfolge mit der ausgesprochenen sozialen Sinnungsart Erichs versöhnen. Häufiger ist dort betont worden, daß schwierige Zeiten böse Reaktionserscheinungen wecken müßten als Folge eines sozialen Programms, das eine nüchterne Realpolitik nicht zugelassen hätte. —

Der augenblicklichen Vaisselage entsprechend hat Erich die Parole größter Zurückhaltung ausgegeben.

Da trifft ihn aus Amerika die Nachricht einer sensationellen Entdeckung, die den Erportabsatz der Syndikatswerke auf das empfindlichste schädigen wird. Die Mitteilung ist ganz zuverlässig, der Ernst der Lage unzweifelhaft.

Die amerikanische Kapitalistengruppe hat politische Gründe, noch gewisse Zeit

mit der Veröffentlichung zurückzuhalten.
Ein mit Erich befreundeter Gelehrter
orientierte ihn auf eigene Gefahr dahin,
daß er schützende Maßnahmen für seine
Werke treffen kann, ehe Paniken ein-
setzen.
Die indirekten Folgen sind zurzeit
nicht zu übersehen.
Nur für seine Syndikatswerke schätzt
Erich bei teilweiser Liquidation die Zahl
der zu entlassenden Angestellten auf
etwa 50000 Menschen.
Er bespricht die Angelegenheit mit
seinem Freunde, dem Staatsminister,
und auch Alerander erfährt davon.
Erich kann sonst niemand einweihen.
Alle Möglichkeiten werden durch
die drängende Zeit stark beschnitten.
Es gelingt Erich in einer Ver-
handlung des Syndikats, wo er die
Befürchtung einer Verschlimmerung der
Baisse mit starkem Nachdruck vertritt,
den Beschluß durchzusetzen, 10000 An-
gestellte in Rücksicht auf die allgemein
drohende weitere Schwächung des Mark-
tes zu entlassen, unter unauffälliger
Verteilung auf die einzelnen Betriebe.
Er hofft, daß es unter indirekter
Anwendung großer Mittel gelingen
IN

wird, diese Masse in die Auswanderung abzuschieben, und daß die innere Kolonisation eine weitere Hilfe bietet.
Durch das Ungeschick eines Beamten erfährt jedoch der „Verband der Arbeitnehmer", daß die Entlassungen auf eine starke Anregung Erichs zurückzuführen sind. Bei seiner bekannten Gesinnungsart erscheint die Maßnahme in dieser schweren Zeit höchst auffallend.
Die Verhältnisse spitzen sich innerhalb von Stunden zu.
Der Verband stellt das Ultimatum:
„Das Interesse des Kapitals hat jetzt vor den vitalen Interessen so vieler Einzelner zurückzutreten!"
Der große Streik steht vor der Tür.
Bei dem Staatsminister findet eine Besprechung statt zwischen Erich, dem Arbeitersekretär Dietrich, der ihm trotz innerer Gegensätze bisher willig zur Hand gegangen ist, und dem Staatskommissar Hermann.
Alerander, der Vertraute des Ministers, ist zugegen. Ihn verbindet mit den übrigen nicht nur persönliche Freundschaft, sondern auch tiefgehendes Interesse an der Sache und ein durch langjähriges Zusammenarbeiten mit seinem älteren Freunde erprobtes Verständnis.
Zunächst sind der Staatsmann, Erich und Alerander allein und sprechen sich ohne Rückhalt aus.
Der Minister äußert sich skeptisch über die Lage:
Der Staatsmann: Ich erwarte bestimmt den Krieg zwischen Ihnen und Ihren Leuten.
Die Wucht dieses elementaren Ereignisses wird die alten inneren Gegensätze zwischen Unternehmer und Arbeiter heraustreiben.
Der Klang Ihrer Worte hat keine Wirkung mehr.
Ihr altes Programm macht Ihre jetzigen Handlungen noch unerträglicher.
Dietrich muß Ihr Feind werden, weil er der Diener seiner Idee ist, weil er der organisierten Masse dient, die er zur Fortentwicklung bringen will. Eine große Vielheit von Lebenswillen braucht ihn.
Der Gegensatz zu Ihnen ist unerbittlich.
Trotz allem, was Sie für die Allgemeinheit erstrebten, sind Sie das Organ des Unternehmertums und bedienen die Maschine des Kapitalismus.

Erich: Ohne unsere besten Ab-
sichten und Kräfte zu schwächen, kann
ich hier nicht anders als die Grenzen des
Realen, des Möglichen, aufs schärfste
ziehen.
Ein Schritt vom Boden des Wirk-
lichen hat schwerere Folgen, als die
große Naturkraft jener Entdeckung.
Die Maßnahmen, die hier getroffen
werden sollen, erscheinen so hart wegen
der augenblicklichen politischen und wirt-
schaftlichen Lage. In anderer Zeit
könnte die Operation der Ausscheidung
dieses Prozentsatzes unserer Arbeiter so
durchgeführt werden, daß sich das Ge-
fühl des Tragischen durchaus nicht ein-
stellen würde.
Allein die Operation muß statt-
finden.
Der Chirurg hält das Messer in
einer kalten Hand, und das Eintreten
einer Komplikation darf ihn nicht außer
Fassung bringen. Er übt seine Technik,
und sein Verantwortungsgefühl ist sein
Richter.
Opfer des Kapitals kommen e»st
später bei offener Sachlage in Frage.
Der Staatsmann: Sie
wissen, daß ich Sie verstehe.
Ich bin jedoch schmerzlicher bewegt,
als Sie ahnen, als es die schwere Sache
allein macht. Ich sehe Verschiebungen,
die Sie nicht erblicken, sehe die Probe
auf alte Erempel. Ich sehe einen Strom,
auf dem Sie fahren, zwar ein Steuer
in der besten Hand und ungetrübten
Auges, jedoch treibend

Dietrich undHcrmann kommen von
der Verhandlung des Verbandes der
Arbeitnehmer, der Hermann offiziell
beigewohnt hat.
<°
Dietrich (zu Erich): Nachdem
die Verbandsleitung erfahren hatte, daß
die Entlassungen, welche angesichts der
allgemeinen Verhältnisse zwar nicht ihrer
Stärke und Plötzlichkeit nach erklärbar,
aber doch in Frage kommen konnten,
auf eine starke Anregung Ihrer Person
in eigentümlicher Form zurückzuführen
sind, mußte die Leitung mit der Mög-
lichkeit weiterer Entlassungen rechnen.
Sie mußte sich mit Ihnen über das Motiv
auseinandersetzen. Ich selbst habe das
Gefühl, daß ein besonderer Grund außer-
halb der allgemeinen Wirtschaftslage
Sie bewegt. Der Verband mußte, da
Sie sich hinsichtlich der Motivierung
nicht befriedigend äußerten, weitere Er-
klärungen von Ihnen unter Anwendung
von Druckmitteln zu erreichen suchen.
Denn der Verband handelt in
Notwehr.
Sie wissen, daß jene 10 (XX) nur
zu einem Teil unterkommen können.
Wir fürchten, daß die Möglichkeit äußerst
gering ist.
Ich vertrete nicht nur den Verband
Ihnen gegenüber, Herr Erich, ich stehe
auch für mich hier.
Ich spreche als ein langjähriger
Mitarbeiter, den Sie auch Ihren Freund
nannten.
Ich frage: Womit verantworten
Sie diese Handlung? —
Welcher Zwang diktiert diesen
Schritt?
Erich: Sie kennen mich, Dietrich,
und ich verlange von Ihnen: Stellen
Sie Ihr Auge auf das Wirkliche ein,
werden Sie mit der Tatsache fertig
und verschärfen Sie nicht die Schwierig-
keit durch persönliche Momente!
Die Baisse rechtfertigt die Maß-
nahme völlig! Ich wiederhole meine
Erklärung. —
Die Gelegenheit, in anderen Be-
trieben unterzukommen, ist für die
Arbeiter zwar nicht günstig. Doch das
Mittel der Auswanderung nach Kolonie
und Ausland steht offen, und besondere
Maßnahmen werden den Weg ebnen.
Der Verband wählt den Streik
als Gegenmittel. Ich sage: Er bietet
keine Hilfe, er ist ein Verbrechen, eine
Waffe, die sich gegen Sie, die Ihnen

Anvertrauten, so scharfschneidig kehrt,
wie sie uns, den Unternehmern, der
Wirkung nach zugedacht ist. Ich be-
haupte, daß der Verband die Lage
unverantwortlich verschärft.
Ich fordere von Ihnen, Dietrich,
daß Sie sich zu äußerst dagegen setzen.
Der Streik darf nicht sein.
Hermann: Zu den heutigen
Verhandlungen im Verband bemerke ich,
daß sich die Führer von Affekten be-
wegen ließen, daß ihr Verantwortungs-
gefühl nicht stark genug ist, um sich
in der Entscheidung einer schweren
Stunde zu bewähren.
Ich gebe zu, daß die Stunde un-
gemein schwer, daß nicht nur der zur
Demagogie neigende Arbeiterführer, auch
der streng methodisch geschulte Mann
in der Wahl des Schrittes fehlgehen
könnte.
Der Staatsmann: Ich will
nicht den Eindruck der Worte Erichs
zu verstärken suchen.
Dietrich weiß, wie er handeln muß.
Ich sage nur: Wir haben uns
immer gefunden in dem Bestreben,
das Spiel der Kräfte zur Förderung
des Ganzen entwickeln zu helfen, dem
Einzelnen sein Recht zu geben, dabei
dem Ganzen zu dienen.
Es wird nicht aufhören, daß die
Menschen Schwierigkeiten gegenüber-
stehen, denen sie nicht gewachsen sind.
In einer solchen Zeit ist ein gegen-
seitiges Vertrauen noch immer die
sicherste Grundlage, um zu dem mensch-
lich Bestmöglichen zu gelangen.

Dietrich: Ich kann durchaus
Ihre Willensrichtungen würdigen.
Der Wille und die Erkenntnis
Einzelner sind aber nicht die ausschlag-
gebenden Faktoren der Geschichte. Die
organisierte Masse, ihr Instinkt und
der Instinkt ihrer Führer, denen sie
sich anvertraut, hat ihr Recht und soll
ihr Recht haben.
In dieser kurzen Stunde ist mir
eins klar geworden, daß ein Uner-
bittliches Ihren Willen zwingt, und
es heißt: das Interesse des Kapitals!
Verweisen Sie mich nur auf das
Reale!
Ich weiß, was Sie damit sagen
wollen; nichts anderes, als daß Sie
die Unterwerfung unter eine Macht
verlangen, für die Sie eintreten. Und
das Wohl des Einzelnen, mag es Ihnen
persönlich noch so sehr am Herzen liegen,
findet seine Grenze in Ihrer eigenen
Abhängigkeit vom Kapital.
Ich weiß nicht, wann wir uns
von diesem Irrsinn befreien werden,
wann die Vielheit so weit ist, daß sie
selbst den Weg der Werte vorschreibt.
Ich weiß auch nicht, wann wir
die Führer haben werden, welche die
Vielheit braucht.
Aber ich weiß, was die — Not
bedeutet und rechne auf ihre zeugenden
Kräfte.
Ich helfe nicht, die Vielheit, die
vielgebeugte, auch hier zu beugen, und
ich muß die Not verantworten, die
uns der Streik schafft.
Ihr aber habt die Verantwortung
dieses unmenschlichen Zwanges.
Dietrich verläßt die anderen.
Hermann schlägt Erich vor, ihn zur
Besprechung im Syndikat zu begleiten.
Der Staatsmann und Alerander
bleiben allein.
Alerander: Du schweigst!
Erich steht an der Grenze des
Möglichen. —
In welcher Beleuchtung zeigen sich
Menschen und Verhältnisse!
Dein Fazit — Dein oft gezogenes
Fazit —, wie bestätigt es sich?
Der Staatsmann (schwer):
Ich kann meine Bitterkeit nicht über-
winden.
Wenn ich das Unzulängliche sehe
— seine Gründe — Erich, der begabte
Mensch — mit großen Möglichkeiten,
und doch wie begrenzt!
So hochstrebend und doch nieder-

gedrückt durch eine Macht, die schließlich
vor nichts zurückschreckt, da der Schein
gelang als ein Naturgesetz zu fungieren.
Sein Unternehmertum, es ist die Kraft,
die ihn in der Gewalt hat.
Und drüben Dietrich, ein recht-
schaffener Mann, anderer Art, gebannt
durch die mystische Vorstellung, daß
das Heil der Masse von der Masse
kommt.
Er meint, daß ihr entwickeltes
Verantwortungsgefühl eine Folge der
Selbstbestimmung ist, die man ihr gibt.
Der alte gefährliche Traum.
Dann Hermann, beengt von der
Methode seit jeher! Gedrängt von einer
Fülle von Aufgaben, die ihn ohne
Wahl überfluteten.
Geschmiedet an ein Ruder!
Er, der Beamte, ein Diener der
Gerechtigkeit, jedoch einer kalten Ge-
rechtigkeit, die nicht mit den Dingen
verwächst, nicht Zeit und auch nicht
Kraft dazu hat. Und Kollege Banause
nimmt ihm mit Dummheit und Para-
graph seine letzte Sachfreude.
Ich kann meine Bitterkeit nicht
überwinden.
Wie Wenig genügt, um so Vieles
zu vernichten!
Eine Woge hebt ihren Kiel, fährt
ihr leichtes Boot in rasender Fahrt
zur Klippe.
Sie verstehen nicht zu retten, da
ihre Herzen den freien Schlag verlernt
haben.

Unsere Führer, unsere Verantwort-
lichen!
Die Tragödie des Unzulänglichen!
Alerande r: Ich sehe mit Dir!
Ich sehe die Gegend, sehe die
Bewegung der Elemente und Menschen.
Ich sehe Persönlichkeiten an jenen
Drähten gezogen, Drähte, die man
allerdings leichtfertig genug: Natur-
gesetze nannte.
Und diese sogenannten Gesetze for-
dern die Unterwerfung! —
Gesetze des Wirtschaftslebens!
Zwang und Mechanik.
Mechanik des Werdens, Mechanik
des Fortschritts!
Überhaupt Fortschritt?
Fortschritt war stets das Schlag-
wort der Zeitdiener! Nicht genug
kann man die Zeit zum Mißtrauen
gegen sich selbst verwarnen.
Ewig das Prinzip der Trägheit
und das blöde Glück der Willenlosigkeit!
Ieder Hügel, den eine Technik
erklomm, verlockt zum Ausruhen,
schmeichelt zum Genuß der Ent-
spannung.
Der Staatsmann: Die
Neigung zur Abhängigkeit, die Flucht
r>or der Verantwortung machte Tyrannen
und Götterpriestern von jeher das leichte
Spiel.
Alexander: Nicht das Werk
schlauer Einzelner machte das Maß
voll: Die Masse!
Sie schleppt sich dahin und fängt
jedes wertvolle Wort auf, das ihr der
Einzelne überlassen muß. Und walzt
sich über Sklaven und Freie und frißt
ihre Kraft. Und in ihrer feuchtwarmen
Gärungsatmosphäre haust die Selbst-
infektion, und es wuchern die Beulen, für
die die Geängstigten das Wort „Sünde"
haben: die Furcht des Todes, die Blei-
sucht der Lüge und die Herzwassersucht. —
Und der Einzelne will flüchten.
Aber der Moloch flößt ihm sein
Gift ein und verheißt ihm Gewinn.
Arme Getäuschte, die ihr den Wahn-
sinn nicht begreift, die ihr nicht wißt,
an welchen Betrug ihr die heiße Phan-
tasie eurer Iugend verschwendet, welches
schale Alter euer Lohn!
Ersehnter Besitz, ersehnter Erfolg,
euer Sklaventum! —
Und immer wieder ist der Ruf
durch die Lüfte gegangen: Menschen,
wehrt euch gegen dies Sklaventum,
gegen das Tier „Masse" und seine Moral!

Denkt, fühlt, wacht als Menschen!
So oft gerufen!
Da war Einer, der kam herunter
aus dem Kreise der Lust, wo der Mensch
für ein geringes Tier galt, und die Götter
den Schmerz nicht heilig wußten.
Ihnen brachte er das Feuer, das
Feuer, zum Leben, den Brand und das
Licht.
Und er sagte den Sklaven: Es
ist höher ein Mensch zu sein als ein Gott.
Und Einer kam und verjagte die
Angst des Todes.
Und führte zur Liebe.
Und befruchtende Wärme schien
diese Sonne.
Aber seine Worte und Werte wurden
gegriffen, und Kluge fühlten die Wirkung
und machten sich Macht, verfälschten
den Sinn und betrogen die Menschen. —
Und Einer ging in die Einsamkeit,
und verbrannte in seiner großen Liebe
zum Unbedingten im Menschen.
Und er hatte kein Erbarmen mit
ihren Bedingtheiten, und sie waren
sein Tod. —
Und so viele Andere! Einzelne!
Sie hatten Alle die Botschaft:
Erhebe dick!
Sei Mensch!
Und ihr Geschick war, daß sie ein
neues Symbol des Sklaventums wurden,
daß man sie Götter nannte. Könnt
ihr nicht Grade, Stufungen sehen,
ihr Halbmenschen? Könnt ihr eure
Entwicklungsmöglichkcit nicht erkennen
und stark daran glauben?
O, jene Betäubung der eigenen
Entwertung!

Der Staatsmann: Ia, Men-
schen in Unmittelbarkeit mit den Ele-
menten,mit ihren starken und anhaltenden
Wirkungen hörten den vollen Klang,
fühlten den starken Pulsschlag, im Besitz
des ungeschwächten Instinkts. —
Aber darnach die Aufrechnung der Ge-
schehnisse, die Durchdenkung des Ganzen.
Und der Mensch löst sich von der
Natur und ihrer Umarmung. —
Kultur und Herzschwäche!
Alerander: Dennoch schlägt
der stärkere Puls immer wieder im
Einzelnen, wenn ihn auch schwere Be-
dingungen hemmen.
Der Staatsmann: Doch
greifen jene Hemmnisse früh schon den
Menschen.
Dem Kinde versagt man den breiten
Standraum des Bodens. Und kann
dem Kinde das Recht werden, da die
Instinkte der Mutter geschwächt wurden?
Dünnhalmig geschoßte Iugend wird
zu technischem Spezialistentum anderen
Warmhäusern der Kultur übergeben.
Einseitige Schulung des Verstandes —
jenes zweischneidige Messer der Seele
— hilft zu billigen Dienern, die sich
willig dem altbewährten Ioche beugen
und froh sind der Asphaltstraßen, deren
Glätte ungehärteten Gliedern behagt.
Alerander: Ia, die Zeit, die
eine Methode geprägt hat, deren Mechanik
geräuschlos und gefällig ist, deren Me-
chanik aber versagt, wenn das Tal zu
eng wird und die Flut von den Bergen
bricht, diese Zeit sollte mit
Bangen erkennen, was sie
mit den Instinkten verlor,
sie sollte die persönlichsten
Kräfte unabhängig ge-
staltender heftig vermissen
und den Verlust klar und
bewußt fühlen!
Wollen etwa Ästheten Türmer und
Wegweiser sein? Mit nervösen fein-
gliedrigen Händen pflücken, zerpflücken
sie, warm und kalt, käuflich und gleich-
gültig, wertlos in jeder Gefahr!
Der Staatsmann: Beruhigt
trieb die Empfindung der Masse in
den Hafen der sogenannten historischen
Notwendigkeit. Sie fühlt sich sicher,
gesichert durch Gesetze, ererbte, erprobte
und gefälschte Gesetze!
Alerander: Wo sind die
Türmer, wo sind die Weiser des Weges
in der Gefahr? Wo sind die Freien?
Der Staatsmann: Das

schöne Wort „Freiheit"!
Wer versteht es? Wer verlangt
nicht mit dem Ruf „Freiheit": Wider-
spruch gegen jede Bindung, Willkür?
(Zornig) Warum ist der Begriff der
Freiheit einer Nation, die ihren Kant,
ihren Schiller besitzt, verloren gegangen?
Kann die Freiheit überhaupt mit Willkür
verwechselt werden? Und warum mußte
die Verdummung durch das Gefühl
der Überschätzung des technischen Fort-
schrittes, durch den Mißverstand natur-
wissenschaftlicher feiner Beobachtungen
soweit gehen, daß man die Kraft und
den Wert der Freiheit zum Opfer
brachte — für welch seltsames Ideal:
DieVorstellungmechanischerEntwicklung?
Ein Ideal, das die Verantwortung
nimmt!?
Iedoch kein Ruf würde die Kraft
haben, geschwächte Instinkte zu stärken
und Kräfte zu lösen, die eine Masse
und Zeiten festbanden.
Alerander: Doch! Die alte
Freundin des Menschen, die Not, sie
hat die Kraft.
Kommt d« Not ins Land, läßt
sie brennen und wehen, verjagt sie
schwelende Dämpfe, öffnet sie verdeckte
Wunden mit scharfem Stich, dann greift
sie an die besten und treusten Herzen,
und der Einzelne findet sich zurück,
wenn die Not ihm den Weg weist!
Die Not ließ immer noch den
Einzelnen die Erhebung versuchen und
den Wert der Höhe begreifen, die er
mit einfachsten Kräften erreicht.
Und die Not führt die
Einzelnen dann zusammen,

Rundschau
läßt die Persönlichkeiten
sich auf sich selbst besinnen
und setzt den Verband ihres
freien Willens einer wild-
gewordenenMechanisierung
entgegen.
Der Staatsmann: Ia, in
der Not zeigte der Mensch von jeher
sein Bestes und Gewaltigstes, als Pionier
und treuer Sachwalter. War der
Einzelne dem wandernden Volke ein
Pfadfinder, durch heftige Ströme, über
hindernde Gebirge, das Herz allein
bewegt von der Sehnsucht des Ziels,
oder gehörte er zu den Königen des
Lebens, deren Herrschaft ein Dienen
war und deren Besitz darin bestand,
anderen die Fülle zu geben, — die
Not schuf ihm die mächtigste Wirkung. —
Und das Heute inmitten der Ruhe,
Sicherheit und Selbstzufriedenheit des
Tals verlor die Erinnerung. —
Alerande r: Was die Not
erzwingt, könnte wohl eine hohe Er-
kenntnis schon vorzeitig bereiten, und
ein ernstes Wort würde vorahnend die
Notwendigkeit nennen:
Daß sich Einzelne, Beste
aus der Spannung lösen,
in die ein Masse wille ihre
Kräfte widerwillig preßte,
daß sie klar undstark emp-
finden, was wirklich not-
tut, den Wert großzügiger
Sa chwaltera rbeit!
Der Staatsmann: Wenig
vermag der Gedanke und das Wort
in einer Zeit, wo der Erfolg den Mann
macht, und der greifbare Zufallserfolg
seinen Träger heiligt.
Alerande r: Kann der Erfolg
die Idee entbehren?
Drüben in Amerika lockt an, stärksten
die Höhe phantastischer Erfolge, und die
Originalität des Einzelnen wird zu
kräftigstem Tun angespannt.
Frei von autoritativer Bevormun-
dung wächst dort eine Fülle sich aus, und,
nicht der Gewohnheit ergeben oder
beim Spiel der Erscheinung verweilend,
ruht die Kraft nicht, bis sie sich mächtig
den Dingen vermählt.
Doch der Wille, die Tat braucht
den zeugenden Gedanken, braucht die
gestaltende Fähigkeit.
Und diese Fähigkeit holt sich das
Land von uns: Nicht die trockene Form
des nahe Ziele sich setzenden Engländers,
nicht die spielerische Lebhaftigkeit des

Romanen ist der Grund seiner Ent-
wicklung, unseres Volkes einfache Kräfte
mit inneren stärksten Gärungsmomenten
bringen, in die dortige Erde verpflanzt,
ihm die reichste Frucht. Es ist eine
hohe Gabe der Deutschen, weich sich
vergessend, die Erscheinung, das Fremde
ganz in sich aufzunehmen, und in eines
heftigen und anspannenden Lebens
härtendem Feuer werden sie Männer. —
Aber wie matt brennt in der
Heimat die Flamme der Sachfreude?
Der Staatsmann: Daß der
Wille des jungen Körpers gepreßt wurde
und die Wahl der Entscheidung aufgab,
ist ein schweres Erbe seiner Geschichte.
Alerander: Selbstzuversicht
zu gewinnen, sollte demgegenüber ein
stetes Ziel sein, und Alles, was sie stärkt,
muß erstrebt werden.
Unbekümmert um die unfruchtbare
Kritik derer, die keine Entwicklung
sehen können oder wollen, müssen Männer
in freiem, mutigem Zugehen das prak-
tische Ziel erreichen und die unab-
hängige Tat und Hilfe sichern.
Der Staatsmann: Freudige
Einzelne versuchen den Schutz und die
Förderung der Arbeit des Forschers
und des Künstlers in besonderer Form*),
und der Friedenspreis hebt den heraus,
welcher der Kultur schöne Früchte ge-
pflückt hat").
Auch Carnegie handelt als Pionier
des langsam keimenden starken Ge-
dankens, daß der Mensch sein Recht

») Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.
") Nobel.

nimmt, die Werte höher und unab-
hängig zu setzen, als der Lärm und derTru-
bcl und der Unsinn des Marktes gestattet.
Alerander: Die Unab-
hängigkeit der besten Kräfte
muß gewährleistet werden.
Es muß auf jeden Fall
der Macht eines Kapitals,
dessen Superiorität keine
Grenzen mehr kennt, die
starke Front gegenüber-
gestellt weiden.
Die Abhängigkeit der
Gestaltenden darf nicht das
Letzte sein!
Bei aller Höhe fehlt Erich die Frei-
heit. Behemmt geht er dem Sinne
seiner Arbeit nach.
Und Hermann setzt sich nicht ein,
vollbeseelt von dem Wunsch, die Mög-
lichkeiten bis zum äußersten auszunutzen,
und unbekümmert jeglicher Schwierig-
keiten. Hier fehlen sie, die Männer der
unerbittlichen Zielfreude, hier fehlen die
Helfer und Weiser, die das Programm
des Möglichen, Bedingten mit Unbe-
dingtheit vertreten!
Hier fehlen die Führer der Frei-
heit bewußt ihrer eigenen Würde, nicht
wahllos und mit Vorschrift gewählt.
Hier fehlen die Lotsen der Gefahr!
Und das Schiff, dessen Steuer eine
Mechanik bewegte, zerschellt in der Woge
der Brandung.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Wer einen unterweisenden Eindruck
von dem Kunstcingen in der Seele
eines Dichters gewinnen will, der be-
mühe sich, schürfend einzudringen in
die zeitlichen Schichtungen seiner Ent-
wicklung, wie stets eine übersichtliche
Wcrkgesamtheit sie darstellt. Gerhart
Hauptmanns Entwickelung, de-
monstriert an seinen Gesamtwerken ^),
in einer Biographie, die Paul
Schlenther^) mit der sinnfälligen
Bildrundung eines plastischen Kunst-
werkes geschaffen, belehrt unser nach-
gehendes Interesse zunächst darüber,
daß Hauptmann keineswegs zu jenen
Mühelosen gehört, die die steile, unge-
sicherte Treppe zum Erfolg hinauffallen.
Schlenther erzählt mit unverkennbar
eigener Ergriffenheit, wie sehr im Gegen-
teil Hauptmanns Entwickelungsweg ein
Höhwärts kämpfen, ein unabläs-
siges Ringen war — zuvörderst um
Klarheit in der eigenen Seele. Das war

ein jahrzehntlanges Schwanken in selbst-
unberatener Unsicherheit; ein Retar-
dieren, Zweifeln, Zaudern; ein fressender
Zwiespalt zwischen unumgrenztem Ideal
und gesetzharter Wirklichkeit; zwischen
weitgespanntem Sichausgebenwollen
und eng bedingtem Schaffenszwang',
ein andauernd Suchen der eigenen
Richtung in der eigentlichen Begabung.
Erst nach mancherlei vergeblichem
Anstieg, vergleichsweise spät, folgte er
dem Geiste der Dichtung, dessen
machtvoller Ruf ihn festhielt. Und es
ist sicher mehr als bloßer Zufall, daß
alle seine Versuche: in epischer Form
sich auszusprechen, verspIittern — so stark,
fest und zwingend gravitiert sofort seine
dichterische Begabung nach der Bühne.
Sicher nicht nur deshalb, weil ihm
etwa das Äußere, die technische Form,
besser „liegt", sondern in dem vorerst
vielleicht nur instinktivem Gefühl, daß
keine Dichtungsart in so hohemGrade ihm
die Möglichkeit einer unmittelbar über-
tragenen Aussprache und Wirkung auf
die wTitesten Kreise der Gesellschaft

') Verlag von S. Fischer, Berlin: Ger-
>>art Hauptmann „Jubiläums - Gesamt-
ausgab«" in 6 Bänden, die, bis auf einiges
Fragmentarische, alle Weile Hauptmanns ent-
halten. Mit dieser Ausgabe zugleich ist der
Hauptmann-Roman „Atlantis" in sehr ele-
ganter Einzelausgabe herausgekommen. Wor-
auf unsere Leser hingewiesen seien. Zugleich
erschien, in demselben Verlage: Paul
Schlenther „Gelhart Hauptmann, Leben
und Werle".

bietet. Denn von der ersten Stunde seiner einmal erkannten und fest gezogenen Richtung an hat Hauptmann ja nur geschrieben, wenn und weil er „etwas zu sagen hatte". Und für den, der unter dem Zwange der Genieforderung steht: der Welt sich mitteilen zu müssen, um der Weltordnung willen, ist das Erste, Wichtigste: Zuhörer zu haben. Ein Dramatiker, der das Leben, die Seele der Wirklichkeit, in Hand und Herz trägt, ist auf der Bühne eine Macht, die die Welt erschüttern kann in hohem und reinem Geiste, in der Klarheit seiner Ideale. Und das letzte Glück wie die höchste Vollendung des ringenden Künstlers bleibt: eine solche unmittelbare Zwiesprache zwischen Genius und Welterfolg zu finden — der übrigens mit jenem Veitstanz blinder Anbetung nicht zu verwechseln ist, wie unsere lorbeerkranke Gesellschaft ihn so gern zu eigener Beräucherung anhebt. Mit diesem ihn unwiderstehlich beherrschenden Verlangen nach Mitteilung von der Bühne aus hängt wohl auch der sehr beachtenswerte Zug zusammen, daß Hauptmanns Inspiration fast niemals von eigenem Innen- und Ich-Erleben ausgeht, sondern immer von Beobachtungen oder Anregungen der Außenwelt. Und hier ist es, wie begreiflich, die Welt seiner nächsten Umwelt, die seiner entflammten Empfindung in unverwischbaren Bildern sich einprägt. Und seiner schmiegsamen Leid-Empfindung wieder mußte nichts so qualvoll werden wie das furchtbare soziale Elend um ihn her, mit all seinen Unstimmigkeiten, Ungerechtigkeiten und Erbärmlichkeiten. Schlenther geht mit Innigkeit, Vertiefung und verstehendem Eindringen in seine keusch verschlossene Seelenwerkstatt, der jungen Menschlichkeit Gerharts nach, die noch so garnichts von ihrem stillen, großen, fürstlichen Reichtum ahnt. In methodischer Untersuchung legt Schlenther unserm Verstehen klar, wie die vielartigen Eindrücke und Einflüsse seiner frühen Iugend, bis hinab in Hauptmanns erste Kinderjahre, ihre verschollenen Spuren in den Wurzelboden seiner Empfänglichkeit eingraben. Und wie sie bald den Mitleid-Erfaßten jene Bitterkeit des Herzens lehren, die den Verstand so klar und scharfsinnig macht. In seinen ersten Dramen „Vor Sonnenaufgang", „Das Friedensfest", „Einsame Menschen",

„Die Weber" finden wir die Früchte
dieser ersten Iugendeindrücke wieder.
Und alle die Gestalten, die sein Erinnern
beleben, sie feiern hier eine wehmütige
Urstädt. Auch in seinen späteren Dramen
„Biberpelz", „Hannele", „Fuhrmann
Henschel", „Der rote Hahn"; ja selbst
in seinen Märchenspielen „Versunkene
Glocke", „Und Pippa tanzt", sowie in
der Groteske „Schluck und Iau" läßt
Hauptmanns erweckende Kunst jene
befruchtenden Gestalten seiner Iugend-
eindrücke wieder lebendig werden.
So tief ist der Dichter in seiner Hei-
materde verwurzelt, daß ihm immer wil-
der, und seine besten Lebens- und Kunsi-
Früchte aus ihr erwachsen.
Noch andere Einflüsse aus jungen
Tagen haben den Dichter bis heut nicht
losgelassen: seine Erfahrungen an den
Breslaus! Schulen, deren Obcrbonzen
ihm hart genug mitgespielt. Die Pracht-
gestalten seines „College Krampton"
und seines „Michael Kramer" sind aus
den Lehrjahren an der Kunstschule
Breslaus hervorgegangen. Und Vres-
lauer Iugendeindrücke sind es, die auch
in seiner einzigartigen Bekenntnis-
dichtung „Emanuel Ouint" ganze Kapitel
füllen. Indessen, da ist noch ein
bedeutsames analytisches Element: der
herrenhutische Geist häuslicher Bibel-
treue und Lebensfrömmigkeit, der in
Hauptmanns beiden Heimstätten, den,
Hause der Eltern und dem einer Tante,
ihn eng umfriedet. Die Hälfte jener
oft befremdlichen Doppelstimmung von
Religionswärme und nackt realistischen,
Bildleben „Weltweh und Himmelssehn-
1N

sucht" — wird von diesen Reminiszenzen erklärt.

Weiter geht Schlenther Schritt für Schritt mit der Erläuterung der Werke Hauptmanns in seinem Wesen — und des Dichters aus diesen Werken. Wir erfahren so systematisch von Werk zu Werk, bis über „Schillings Flucht" hinaus, wie sich in seiner Seele die Wege zu seinen Ideen und von diesen zur Entfaltung der Dichtung geebnet, bis das Werk als ein Fertiges in allen Einzelheiten seines Auf- und Ausbaues dasteht. Interessant insbesondere sind die Abhandlungen über „Florian Geyer", „Der arme Heinrich", „Michael Kramer" und (als Nachtrag des Buches) zu dem Roman „Atlantis". Die Würdigung zu „Gabriel Schillings Flucht" ist ein Kabinettstück intimster Einfühlung. Im übrigen: bei alledem kommt das kritisch-ästhetische Moment, wie scharfsinnig und fein durchgedacht es wirkt, dennoch erst in zweiter Linie. Auch nicht einmal das überaus wertvolle Dramaturgische möchte ich zuhöchst stellen. Das Eigentliche — nach meinem Gefühl — ist das Menschlich-Persönliche, das die Analyse des Biographen mit seines Dichters Werken organisch verwebt und verwachsen läßt zu einem einheitlichen Ganzen! Im Vortrag von einer sinnköstlich mitschwingenden Sprachbehandlung, deren Ton alle Entwickelungsstadien des Gegenstandes sozusagen in wandelnde Melodie setzt, von dem beschwichtigten Rhythmus der Kinderzeit, über das Sturmwehen der vielen Kämpfe, bis in den Frieden der beruhigten Gegenwart. Durchsichtig klar im Gedanken; tief eingehend bis in den Kern der Gestaltung, bis an die Wurzel der Werkentwickelung, ist aller Dichtungen methodische Untersuchung. Und von unbestochener Gerechtigkeit. Schlenther, der aufrechte Mann, ist nicht gemacht, seine kritischen Bedenken in die Hülse bedingungsloser Bewunderung zu verkapseln. Und keiner weiß besser als er, daß ein dichterisches Problem in Bewußtheit aufstellen, lange noch nicht heißt: mit Gewissenhaftigkeit oder auch nur mit Glück es lösen. Aber er weiß auch, daß keine Tragik vernichtender die Künstlerseele anfällt, als die unerfüllt bleibende Sehnsucht nach höchster Vollendung eines groß in sich getragenen Kunstwerkes. Darum geht der Seelenkundige lieber der Wahrheit

des Wollens als dem Irrtum des Voll-
bringens nach. „Irrtum ist Farbe,
Wahrheit Licht." Und wenn wir (nach
Properz) „Jeden seinen eigenen Weg
gehen lassen sollen", so gilt das ganz be-
sonders vom Künstler und für seinen Bio-
graphen wird es Pflicht. Dennoch liegt
sein skeptisch analysierender Verstand
beständig auf der Lauer, gegen
den warmen Herzensanteil, der ihn mit
Hauptmanns Dichtungen verwurzelt. Ich
stehe nicht an, es auszusprechen: daß der
unbefangene Leser diese Dichtungen
mit ihrer Weltsehnsucht, ihrem Mitleid-
Erleiden, ihren mannigfachen Lebens-
beziehungen, ihrer Schönheitfülle,Wahr-
heitnot und Werktapferkeit erst ganz
verstehen lernt in der Schlentherschen
Analyse. Ferner: daß diese von jener
garnicht zu trennen ist in innerer, eng
organischer Zusammengehörigkeit. Und
bei neuen Werkauflagen wird es nicht
mehr — wie bei der jetzigen IubilHums-
gelegenheit — zu heißen brauchen:
„zugleich" ist Schlenthers Hauptmann-
Biographie neu herausgekommen.
Sondern sie wird, unlöslich verbunden,
den, Hauptmann - Gesamtwerk ange-
gliedert werden müssen. Nach dem
Vorgehen der mustergültigen Tempel-
Klassiker-Ausgaben, die gleichfalls jedem
ihrer „Gesamtwerke" eine Biographie,
als zum Werke gehörig, bei-
fügen — als letzten Band der Ausgabe.
Noch ist in dem behutsamen Über-
winden innerer Hemmungen und starker
Wandlungen für Hauptmann der Höhe-
punkt seiner Möglichkeiten kaum erreicht.
Noch ist in den, Erempel seines Lebens

nur ein vorläufiges Fazit aufstellbar. Möchte es beiden Faktoren, dem Dichter und seinem verständniserschließenden Analytiker, vergönnt sein, noch manches edle Werk der Welt zu schenken. Ieder an seinem Platze. Die Gerhart Hauptmann unter den Dichtern und die Paul Schlenther unter den Asthetiker-Kritiker-Dramaturgen sind ja bei uns in Deutschland und wohl auch in andern Landen nicht allzu dicht gesät.

Wenn man von Hauptmann sich zu Lily Braun wendet, so darf man das, ohne die Befürchtung, ins Banale zu verfallen. Lily Braun gehört nicht nur zu den begabtesten Literaten, sondern zu den interessantesten Erzählern — um ihrer Beziehungen willen, die von der Mäntelarbeiterin bis an die Stufen des Thrones und in die Boudoirs gekrönter Frauen vieler Länder führen. In diesen Tagen ist (bei Albert Langen, München) ihr neuestes Buch herausgekommen: „Die Liebesbriefe der Marquise". Liest man jene übersonnten Briefgebilde, von dem krausen, bunten, strahlenden Geiste des Rokoko überflutet, dessen Grazie und puckhaft übermütige Unbekümmertheit so gar keine Brücke zu den linienharten, lichtgrellen Eckigkeiten unserer Zeit finden, so erkennt man, wie sehr für jene Menschen und ihre Anschauungen die bloße Dauer der Tage eine Wertrechnung des Pöbels war. Gebunden an eine beglückende Enge traulicher Beziehungen, haben jene unwahrscheinlich zartsinnigen Menschen, Männer und Frauen, in einer vornehm verschlossenen Welt und Werkstatt knospenhafter Gefühle und anbetenden Schönheitkultes gelebt, die sie für alle Zeit der Welt zu einem Gegenstand intimster Bewunderung und des Neides der Verstehenden machen. In diese Zeit und Sphäre, kurz vor der großen Revolution, deren grollendes Drohen schon vernehmbar wird, in die große Gesellschaft und an den Hof von Paris und Versailles, in das Milieu der Enzyklopädisten und der geistreichelnden Kreise um Voltaire, führen uns diese Briefe, deren rein ästhetischer Genuß entzückend ist. Von allen Zeiterscheinungen auf politischem, auf geistigen: und gesellschaftlichem Gebiet geben sie authentische Kunde und sind so in aller lockenden, lachenden Anmut zugleich eine zuverlässige Quelle der Zeitgeschichte. Liest man diese Briefe, so lernt man weiterhin erkennen, daß

nur eine ungemein geschickte Hand sie so künstlerisch fein und zugleich sachlich klug und geschichtlich gerecht verteilen und zu einem abgerundeten Ganzen zusammenschließen konnte, wie Lily Braun es getan.

Wie anders zeigt sie sich uns in dieser ihr angemessenen Sphäre als in ihrem vorher erschienenen II. Bande der „Memoiren einer Sozialistin". (Alb. Langen, München.) Die Erfahrungen, die sie nach ihrer Schilderung mit ihrer unveräußerlich aristokratischen Persönlichkeit in der Arbeiterpartei der Frauen-Radikalen gemacht, sind trotz alledem interessant und von ihrem Persönlichkeitsstandpunkt aus auch lehrhaft. Aber das, was man von Lily Braun erwartet hatte, das weitausschauend Prophetische, der Ertrakt, den der überlegene Intellekt aus den Ereignissen des Tages für die Bedingungen der Zeit ziehen würde, das, — ich kann mir nicht helfen — das habe ich in diesem Buche nicht gefunden. Dessenungeachtet ein Buch von sicherem Persönlichkeits- und Gedankengehalt und von prickelnd nervöser, feingestaltender Hand geschaffen. Dennoch ist mir ihr I. Band „Memoiren" weitaus der liebere. Diese Ich-Erkenntnisse auf dem groß angelegten Hintergrunde einer Zeit- und Familiengeschichte über Generationen hin; die vornehme Kunst, mit der alle die zahlreichen bedeutsamen, ihren, Leben verstrickten Menschen so plastisch und lebendig hingestellt werden; mit der alle Beziehungen klärend gesondert, alle

Geschehnisse und Geschicke souverän geschildert werden; die unaufdringlich gereichte Lebensweisheit und Erfahrung, die klug und bedachtsam gruppierten Ereignisse — das alles macht das Buch nicht nur zu einer äußerst interessanten Unterhaltungslektüre, sondern zeitgeschichtlich beachtenswert. Vor allem ist Lily Braun darin die Voll-Aristokratin, die wir nun einmal nicht entbehren können — auch in der Sozialistin.

» » «

„Das Salonblatt" bringt in der Nr. 4? ihres 7. Iahrganges eine literansche Schönheitkonkurrenz in einer Anzahl wertvoller Aufsätze, die das Thema „Menschliche Schönheit" von allen Seiten her beleuchten. Ferner ein Preisausschreiben über das Thema: „Was ist schön; warum und wodurch muß ich mich schön erhalten." Die Preise sind vergleichsweise namhaft, die Bedingungen aus dem Heft ersichtlich. Der bildliche Inhalt des Buches, reich und verschiedenmtig genug, ist von jenem Geschmack redigiert, über den sich streiten läßt — aber seine technische Ausführung ist vortrefflich. Einige erste Namen, wie Glcichen-Rußwurm und Oppeln-Bronikowski, geben dem literarischen Teil Glanz und Wert. Im übrigen enthält auch sonst noch die sehr umfangreiche Nummer Interessantes die Fülle. Ein besonderes Lob verdient vornehmlich der prachtvolle, große Druck.

5 5 5

Ich nlöchte meine heutige Plauderei nicht schließen, ohne meine Leser auf ein dankenswertes literarisches Unternehmen mit Wärme hinzuweisen. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, gibt eine „Kollektion deutscher Meisterromane" heraus, die neben ihrem Innenwert eine würdige, äußere Gewandung und erfreulichen Druck aufweisen. Von dem rühmlichen Charakter der Kollektion zeugen einige Proben, wie sie aufs Geratewohl herausgegriffen seien: Da ist vor allem der prächtige einzige Roman, den der Papst der deutschen Ästhetik geschrieben: Fr. Th. Bischer „Auch Einer". Iene humorvolle Dichtung über „die Tücke des Objektes", mit welcher der ewig verschnupfte Held A. E. zeit seines katarrhalischen Lebens jenen erbitterten Kampf führt, in dem er natürlich unterliegt. Denn der Mensch ist in all seiner Gottähnlichkeit sterblich — das „Objekt" aber dauert

ewig, in seinen vielmillionenfachen Erneuerungsmögl chkeiten. Heut noch über diese vieldeutige Humordichtung, dieses beschauliche Stück Leben und Reisen, samt der eingefügten, entzückend phantastischen Pfahlbaucr-Novelle, eine Analyse, ein Lob zu wagen, hieße die Literaturreife unserer verehrten Leser in Mißkredit bringen. Ebensowenig wird für Wilhelm Iordans „Die Sebalds"
aus dieser Kollektion ein Loblied nötig sein. Ienen Roman aus dunklen geistigen Streitwirren und deren Ausstrahlungen in die Gebiete der Zeitgeschichte, Entwickelungswisscnschaft und Vererbungslehre, die den Hintergrund für ziemlich ungewöhnliche romantische Vorgänge bilden.

Danach möchte ich noch Iulius Rodenbergs Berliner Roman „Die Grandidier" nennen, der nach 70—71, unmittelbar unter dem Eindrucke dieser großen Ereignisse geschrieben wurde. Mit fcinstichelndem Griffel zeichnet der Autor Bild um Bild von den zeltbeeinflußten Vorgängen in der Familie Grandidier, die zu den französischen Refugiss gehören, die vormaleinst unter dem großen Kurfürsten in Berlin sich ansiedelten. Einer der bedeutsamsten Romane — nicht bloß aus jener Zeit, sondern der gesamten deutschen Romandichtung. Und schließlich noch der dankenswert ausgegrabene Roman von Richard Voß „Dahiel der Konvertit". Ziemlich lange verschollen, ist diese Dichtung hier uns neu gewonnen. Eine Geschichte der seelischen Selbstentfremdung,

in die der, dem Iudentum gewaltsam entrissene, dem katholischen Priestertum zugefühite, reichbegabte, reine, edle Iüngling gedrängt wird, der durch alle Fegefeuer irdischen Grames, durch Versuchung, Irren, Zweifeln, tragische Schuld und Sühne geht, alles Elend des Vaterlandlosen kostet und in tiefer Verkommenheit endet. Die unvergleichlich reiche Pracht seiner phantastischen Erzählungskunst, seiner Schilderungen und seiner vibrierenden Seelenmelodien gießt Voß über dieses Lebensbild aus, das wohl zu seinen besten Dichtungen gehört.

1^251 not leazt noch aus dem gleichen Verlage ein Buch von Rudolf Presber: „Der Tag von Damaskus". Fünf Humoresken von ungleicher Kunstpotenz, ungleich in der Intimität der Ausgestaltung und Materie. Übereinstimmend aber in der mitteilsam frohen Laune, dem prickelnden Humor, der so ziemlich vor nichts Halt macht, und in der Behaglichkeit des lebenswarmen Vortrages. In der ersten, der Titel-Novelle, findet sich die köstliche Geschichte einer Ehe, die unter bedenklichen Voraussetzungen geschlossen und in der unbedenklichsten Misere der Unstimmigkeiten geführt wird, deren spöttische Psychologie meisterlich zu einem Schlusse von witzigem Aplomb gedeiht: wie Hugo unter der spitzen Stimme, den spitzen Sticheleien seiner spitznasigen „lieben Alma" leidend lebt, ohne zu lieben, wie er durch die unglaublichsten Verwickelungen, Schicksale, Abenteuer, Erlebnisse und Träume sein unruhverstricktes Dasein schließlich doch noch in ein leidliches Fahrwasser bringt, das muß jeder selbst lesen. Auch wie „Fridolin", der Vaterlose, auf Grund einer vermeintlich fehlenden Lunge, von aller Welt verwöhnt wird, sein „Geschick" aber wie ein Held trägt. Felner das launige Capriccio „D'e Nachtwache", dann das Novellchen „Der Taler der Tante Sidonie" und die Satire „Vom blonden Herrn Guttentag, seinem Herzen und seinem Blinddarm". Das alles haarklein zu erzählen, hieße den Reiz der Frische davon streifen. Das Gleiche gilt von seiner Lyrik, deren edle, gefeilte Verskunst in seinem neuen Gedichtband „Spuren im Sande" (I. G. Cotta, Stuttgart) wieder Triumphe feiert. Nicht minder die sichere Intuition, mit der er für jeden poetischen Vorwurf den schicklichen Rhythmus des Versbaues

findet und den fein eingefühlten Wohlklang des Wortes.

Rudolf Presber ist in der Besonderheit seiner vielseitigen Begabung, die von ernster Albeittreue und profundem Wissen getragen wird, längst gewohnt, eine beachtete Einzelstellung in unserer Literatur einzunehmen. Im Grunde genügt es, neue Arbeiten von ihm nur eben anzuzeigen. Er braucht heute nicht mehr erklärt zu werden.

Kunst-Rundschau.

Von vi Richard Meszleny, Genf.

Aus Ferdinand HodlerS Werkstatt«.

Die Leinwand, auf welche Ferdinand Hodler die letzte gewaltige Spiegelung der nur ihm eigenen geschichtlichen Vision hingezwungen, ist 15 Meter lang und 5 Meter hoch, sie ist, derzeit noch in Arbeit, von unzähligen Kartons, Entwürfen, Studien umringt, im Lalle slectorale, einem Riesenraum in Genf, aufgestellt. Das gewaltige Fresko ist für den Sitzungssaal des neuen Rathauses zu Hannover bestimmt und stellt eine Schwurszene aus der lokalen Reformationsgcschichte dar. In der Mitte der Bildfläche steht in Dunkellot der Held, die Rechte zum Schwur erhoben, die Linke auf dem Herzen, die Beine in geräumigem Schritt weit gespreizt, ergibt seine Gestalt ein riesiges Multiplikationszeichen. Rechts und links von ihm steht eine kleine Gruppe führender Männer, die in V» Höhe die Helden-

gestalt elliptisch umschließt und wieder ihrerseits in die bedeutend längere Ellipse der Volksmasse eingeschlossen ist. Die obere Kontur dieser größeren Ellipse ergibt sich durch eine Unzahl schwarzer Käppchen in den verschiedensten Winkellagerungen. Über diese Linie hinaus ragen in der Mitte die Heldengestalt Arnsburgs, rechts und links von ihm die Heerschar schwörender Hände, in großartigem Parallelismus aneinander gereiht. Die ideelle Verbindungslinie, die die Fingerspitzen dieser gleichförmig hochgestreckten Hände verbinden würde, liefe mit der Ellipsenkontur parallel, den Scheitel Arnsburgs gerade streifend. Wie die Hände die obere, so durchbrechen die Füße die untere Ellipsenkontur. Das offene, zuweilen mit dem rechtwinkeligen Dreieck gekrönte Parallelogramm ist die vorherrschende Form der Fußmengen. Sie stehen alle, als wollten sie die Erde kaput stehen, eine Orgie des Stehens, des wuchtigen Beharrens.

Daß die Einzelgestalten, wie die Formen zusammengeballter Menschenmengen den unermeßlichen Reichtum der menschlichen Gliedersprache zu erschöpfen scheinen, ist man bei Hodler zu bewundern gewöhnt. Neu an dem neuen Werke ist eine Gegensätzlichkeit der Wirkungen selbst, die Hodlers Historienmalerei zum erstenmal einander gegenüberstellt.

Hodler's historische Darstellung erstrebte bisher die farben- und linicnmäßige Darstellung der Wechselbeziehung zwischen Masse und Individuum, Volk und Held. In dieser Zweiheit sprach sich bisher sein historisches Problem aus im Marignano, im Ienenser Bild, im Tell. Was er bot, war die auf dem rhythmischen Gefühl beruhende, durchgreifende Dualität der geschichtlichen Lebensbewegung. Das zweigegliedertc historische Material, Volk und Persönlichkeit, übersetzte Hodler in seine Linie primärer, ornamentaler Form; durch die Farbe aber, etwa durch ein gleichgewichtiges Gelb, rechts und links, auf durchgehendem stahlblauen Grund, wurde Getrenntes kraftvoll geschieden und zugleich im Kosmos des Bildes verbunden, ornamentale Absichtlichkcit mit der überzeugenden Unmittelbarkeit jeder Stellung und jeder Gebärde versöhnt.

Diese Grundlagen der Hodler'schcn

Geschichtsbetrachtung haben sich im Hannoveraner Bild erweitert. Der geschichtliche Vorgang ist zugleich aus der nächsten Nähe und aus der fernsten Ferne der Betrachtung gesehen, als könnte unser Auge, mit einem Märchenmikroskop versehen, die unendliche Verschärfung der Sehkraft, statt mit der Einschränkung des Gesichtsfeldes, mit dessen großartigster Erweiterung vereinen. Die Bewegtheit des Details und die Nuhe des Ganzen erschließt sich einem Blick. Die Achse des Gemäldes, die Heldengestalt, die ihre Formen breit auseinandertreibt, weil sie die entfernten Pole der großen Ellipse nur so zusammenhalten kann, die kleine Ellipse der Auserwählten, die große der Masse, der Händeschar oben, die geometrischen Formen des Stehens unten, — das alles ist strenge Fassung, ist die Nuhe ewig unveränderlicher Grenzen. Doch ausgefüllt sind die unveränderlichen geometrischen Formen von flutender Bewegung: im Heldenangesicht, das bereits im Augenblick des Sieges von der Furcht, vom Schmerz der auf ihn hereinbrechenden Einsamkeit gezeichnet ist, im Wogen, Stemmen, Drängen der aufgewüblten Menschenmasse in einer Entbindung alles Gefestigten, ein Moment neuer Rollenverteilung zur ewigen, dreifältigen Ordnung von Held, Aristokratie, Volk. Wie die Linie Nähe und Ferne der Anschauung in eine nur künstlerisch mögliche Synthese vereinigt, so auch die Farbe. Den Vordergrund bestrahlt ein starkes Eonnengelb, die Achse ruht

in dunklem Rot. Ein Helles Lila und
Helles Karmin schlagen als verbindende
Tone den lauten Stimmungsakkord der
erregten Masse an. Ultramarin und
Purpur huschen belebend durch, —
alles zweiseitig rechts und links von
der Achse aus balanciert. Doch einseitig,
links von der dunkelroten Heldengestalt
schweigt ein schwarzer Mantel seine
große Dunkelheit hinein ins Farben-
getön, — als klänge mitten in die
neunte Symphonie das tiefe Dröhnen
einer uralten Domglocke hinein, ungefüg,
sinnlos — störend und dennoch not-
wendig verwandt, kraft der unerforsch-
lichen Harmonie, die alles Große, noch
so fremd, verbindet.

Fra uen-Rundfchau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Zu den vornehmsten Betätigungen
weiblichen Wollens und Könnens gehört
von alters her der Samariterdienst, dem
andere, den verschiedensten Formen
menschlicher Not und menschlichem Elend
sich widmende Wohlfahrtsaktionen sich
anschlossen. Zumeist von Frauen unter-
nommen, sobald erweiterte Ausblicke und
Einblicke in die sozialen Lebensbedingun-
gen sich ihnen öffneten. In freier Liebes-
tätigkeit suchten sie zu ergänzen, was
staatliche und städtische behördliche Einrich-
tungen allein nicht schaffen konnten. Den
gesetzlichen Bestimmungen,, der Not-
wendigkeit und Notwehr, den An-
ordnungen, die das allgemeine Interesse,
gewissermaßen von Amts wegen, er-
forderlich machte und wohl auch nach
besten Einsichten herzustellen bemüht
war, gesellten sich das Mitleid, die
feineren Gemütsbewegungen und -Er-
reger sanfter, milder Frauenart, und er-
weckten Hilfsbereitschaft und Schaffens-
kraft in gütigen Frauenherzen. Nicht
planvoll und organisiert konnte das sich
zunächst kundgeben, aber es war vor-
handen. Immer und überall, wo es
galt Hilfe zu spenden und Leiden zu
mildern, waren Frauen zur Stelle. Von
den allerprimitivsten Anfängen aus ent-
wickelten sich z. B. aus den charpie-
zupfenden Frauengemeinschaften des
vorigen Iahrhunderts die vaterländischen
Frauenvereine bis zur imposanten, einzig-
artigen Wohlfahrtsorganisation des roten
Kreuzes. Ich erinnere mich, und mit
inir wohl viele, mit welchem S<olz es uns
erfüllte, als wir, die Schülerinnen der
oberen beiden Klassen der Töchterschule
in meiner Vaterstadt — und sicherlich

war es so allerorten — zum Charpiezupfen während der Kriegsjahre 70/71 herangezogen wurden. Iede freie Minute wurde dazu verwendet. Vergessen waren die Spiele und Zerstreuungen unserer Iugend, wie oft sogar die Schularbeiten sonst fleißiger Schülerinnen vernachlässigt, um nur möglichst große Quantitäten des schmerzstillenden, heilenden, zerfaserten Linnen herbeizuschaffen. In der Frauennatur liegt einmal dieses Streben zu Liebestätigkeit und Hilfsbereitschaft, und diese haben sich zu dem Begriff jener Wohltätigkeit geformt, die heute — leider — alle Veranstaltungen decken soll, die „zum Besten" der Armen und Enterbten unternommen werden.

Immer sind Frauen am Werk, wo Hilfe not tut, und sie haben im Laufe der Zeiten sogar die führende Rolle in allen Wohlfahrtsbestrebungen übernommen. Sie sind die energisch Werbenden und Handelnden. Das entspricht durchaus den Wesenseigenschaften, die ihnen eine ganz bestimmte Stellung in der modernen Welt erobert haben. Und so wesentlich verschieden die Wohltätigkeit von heutzutage sich von der früherer Zeiten unterscheidet, darf man doch nicht verkennen, daß die guten Absichten geblieben sind, wenn auch Formen und Physiognomie der freien Liebestätig'eit sich gewaltig verändert haben. Ehedem hüllte die Fürsorge für Arme und Bedrängte sich in

ein schlichtes, heimliches, diskretes Gewand, und die Linke durfte kaum wissen, was die Rechte tat. Dies ist in den letzten Iahrzehnten einer auffälligen, unheimlichen, indiskreten Öffentlichkeitssucht gewichen, und man kommt manchmal in die Versuchung, statt von verschämten Armen, von unverschämten Helferinnen zu sprechen. Besonders in den Großstädten und ganz besonders in Berlin hat dieses Wohltätigkeitsunwesen ungeheuerliche Dimensionen angenommen. Während in kleineren Orten, soweit verderbliches Beispiel diese noch nicht erreichte, sich die Hilfsaktionen auf eine mehr persönliche, das Öffentliche vermeidende Tätigkeit beschränkten und gütige Frauen sich vereinten, um in stiller, gemeinsamer Arbeit für das Wohl ihrer leidenden, in Bedrängnis lebenden Mitmenschen zu wirken, ist es hier die große Glocke, die weithintonend geläutet wird, und ein wahrer Erhibitionismus der Wohltätigkeit gibt sich kund, dessen krankhafte Merkmale Eitelkeit, Wichtigtuerei, Vergnügungssucht und der unerfreulichen Dinge mehr sind. Unterstützt wird diese Offentlichkeitssucht durch die illustrierten Blätter und Zeitschriften, die die Damen der Komitees ihren Lesern vorführen; mir sagte vor einigen Iahren eine sogenannte „Dame", die bei allen Wohltätigkeitsfesten mittut, ebenso naiv, wie ernsthaft, das geschehe hauptsächlich darum, weil sie dann zusammen mit allen Aristokratinnen in . . — na, der Titel des Blattes ist ja gleichgültig — abgebildet würde. In der Tat saß sie auch immer vorn an, auf allen solchen Bildern. Das gab mir damals die Anregung, mit Frau vi Eliza Ichenhaeuser, einer unserer tatkräftigsten Frauenrechtlerinnen, darüber zu sprechen, ob nicht eine Abhilfe für diese Art Schaustellung heiligster und edelster Pflichten, wie es die Wohltätigkeit eigentlich ist und sein sollte, zu finden wäre, und wir suchten allerhand Abwehrmittel, ohne zu festen Formen dafür zu gelangen. Damals schon ließ ich in meinem, in den Monatsheften von „Nord und Süd" veröffentlichten Roman: „Die Einsiedlerin", nach der Schilderung eines Wohltätigkeitsfestes, diese an ihre Enkelin schreiben: „Glaubst Du, daß jemals auf einem solchen Wohltätigkeitsfeste so viel eingenommen wird, wie ausgegeben? Nicht

der zehnte Teil, und so kommt den
Bedürftigen nur ein kleiner Bruchteil
von dem zugute, was in wenigen
Stunden verschwendet, vergeudet wird.
Und dieser Aufwand an Zeit für die
Vorbereitungen und Arrangements!
Diese Menge von Geist und Geschmack,
die verzettelt werden, endlich die Fülle
menschlicher Schwächen, die ans Tages-
licht kommen, aus kleinen Seelchen,
wo sie bis dahin anständig verborgen
ruhten. Eitelkeit, Neid, Empfindelei,
Kleinlichkeit, Intrigen jeder Art. . .
das alles, damit für die Armen ein
paar Groschen abfallen. Irgend ein
kluger Kopf müßte das einmal heraus-
rechnen und beweisen, wie viel verloren
geht, wie wenig gewonnen wird. Leider
bin ich es nicht, Rechnen war nie meine
starke Seite, aber Dein Urgroßvater,
der „alte Rüdiger", der hätte es gekonnt.
Der hat schon dazumal, wenn man
zu ihm mit solch vergnügter Wohl-
tätigkeit kam, gesagt: „Tanzen und
springen, damit die Armen was zu
brocken kriegen, mag ich nicht, aber
hier sind 1000 Taler für eure Bettel-
suppen, gebt etwas Schmalz rein, und
wenn welche unter euren Schützlingen
sind, die arbeiten wollen, schickt sie
zu mir."
Es sind 7 Iahre her, seit ich dies
schrieb. Die Stimmen der Einzelnen
verhallten,aberdie klugen Köpfe, willens-
starke Männer und Frauen, scheinen
sich endlich gefunden zu haben, diesem
„Wohltätigkeitsunfug" zu steuern, der
in den letzten Iahren an Ausdehnung
ganz horrend zugenommen hat.

Rundschau
vi Albert Levy, der Vorsitzende des Vereins für ethische Kultur, hat soeben in den Schriften des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit" den Hauptbericht erstattet über „Die Beschaffung der Geldmittel für die Bestrebungen der freien Liebestätigkeit". An der Hand bedeutsamer statistischer Aufstellungen enthüllt er ein äußerst unerfreuliches, vielfach geradezu verletzendes und beschämendes Bild dieser Bestrebungen. Richtiger müßte man sagen: Strebereien. Ein grelles Licht fällt auf die jeder Rücksicht und jedes Anstands spottenden Anzapfungen und Ausnutzungen für diese Wohlfahrtsarrangements, endlich auf die jeder Klugheit und Einsicht entbehrenden Kalküle derartiger Unternehmungen, deren Resultat zumeist ein klägliches ist. Kaum jemals die Worte Lügen strafend: „Ein großer Aufwand unnütz ward vertan!" Die Stelle des Berichts, die davon spricht, enthält eine durch eine Umfrage bei 1500 Vereinen in hundert deutschen Städten, darunter 140 Berliner Vereinen, erzielte Antwort, die in Zahlen beweist, wie groß das Mißverhältnis zwischen Leistungen und Erträgnis ist. Die Einnahme dieser Vereine aus Mitgliederbeiträgen, Zinsen, Kollekten, einmaligen Beiträgen, Subventionen, Büchsen — also aus der einfachen Werbetätigkeit, — beträgt bei der Gesamtheit dieser Vereine das Achtfache der Einnahmen aus besonderen Veranstaltungen, wie Festen, Bazaren, Lotterien^ssonzertenunddergleichen.Noch beweiskräftiger sind die Antworten auf die Fragebogen, die an die Berliner Vereine gerichtet waren.

Es ergibt sich dort, daß die Einnahme durch die Werbetätigkeit im gewöhnlichen Sinne und die normalen Einnahmequellen 94 Prozent betrug, während nur 0,6 Prozent durch Konzerte, 0,18 P.ozent durch Theateraufführungen, 2,36 P.ozent durch Feste und Tees, 0,45 Prozent durch Basare und Tombolen, 0,44 Prozent durch Blumentage — zusammen 5F0 Prozent durch besondere Veranstaltungen aufgebracht wurden. Diese Zahlen sprechen in Flammenschrift gegen die Art der Geldbeschaffung, wie sie in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft beliebt ist. Ohne weiteres wird man zugestehen müssen, daß nur Unkenntnis der ökonomischen Voraussetzungen und Tatsachen die Ausbreitung

dieser fundamentalen Irrtümer herbeigeführt hat. Aber, wie Unkenntnis nicht vor dem Gesetz schützt, schützt sie auch in diesem speziellen Falle nicht vor einer Verurteilung, die eine hoffentlich gründliche Abänderung dieser Zustände herbeiführen wird. Es wäre zunächst wünschenswert, daß dieser Bericht nicht nur den Mitgliedern des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit zugänglich gemacht werde, sondern daß das 98. Heft in den, weitesten Kreisen der Gesellschaft Verbreitung fände, und der Verlag von Duncker K Humblot — München und Leipzig — durch die Sortimentsbuchhandlungen, in denen es in diesen Tagen nur auf direkte Bestellung zu haben war, dafür Sorge trüge, daß es durch billige Preisabgabe in denkbar viele Hände gelangte. Die Anschaulichkeit der Darstellung ist von höchster Überzeugungskraft und wird die Aufmerksamkeit moderner, sozial empfindender, nachdenklicher und gebildeter Menschen auf einen wunden Punkt lenken, der richtig behandelt, zur Gesundung dieser unhaltbarenZustände führen müßte. Noch ist kein sicher zu beschreitender Weg gewiesen für eine Änderung, aber die dankenswerte, interessante, pfadweisende Schrift von vi Levy wird zu Vorschlägen führen, sobald sie, der Allgemeinheit zugänglich gemacht, in dieser wirksam werden wird. Gedankenlos kann dieser Angelegenheit kaum ein Gebildeter gegenüberstehen. Schon hat der Verein der Berliner Kaufleute durch Begründung einer Wohltätigkeitszentrale Stellung genommen gegen das Aus-

beutungs- und Erpressungssystem, das mit diesen Veranstaltungen vielfach verknüpft ist, und in diesen Tagen folgten die Vortragskünstler, indem sie sich zu einem Schutzverbande zusammenschlossen, der gleiche Ziele im Auge hat. Bedeutende und gemeinnützige Frauen, wie vi Alice Salomon, Anna Brunnemann, Hedwig Götze u. a. haben das Wort in dieser Frage genommen, und sowie das Arrangieren dieser Wohltätigkeitsfeste meist Frauenarbeit ist, muß es auch die Arbeit energischer, zielbewußter, klardenkender Frauen sein, das Gestrüpp zu beseitigen und die Wege zu ebnen, die zu würdiger und fördersamer Hilfsbereitschaft führen. Wir werden deshalb in der „Frauenrundschau" uns mit dem statistischen, ökonomischen, ethischen und sozialen Material, das vi Albert Levy in seiner ausgezeichneten Arbeit vorlegt, zu beschäftigen haben, und wir werden es tun unter dem von ihm eröffneten Gesichtspunkt: „Wie ist die Wirkung dieser Veranstaltungen auf die Hilfsbedürftigen, denen sie letzten Endes dienen sollen? Neben der sozialen Erziehung unserer Gebildeten und Besitzenden ist nichts so wichtig wie die Rücksichtnahme auf die Empfindungen, welche durch die Fürsorgearbcit bei unseren hilfsbedürftigen Mitmenschen hervorgerufen werden. Sobald diese Anlaß bekommen daran zu zweifeln, daß unsere Hilfsbereitschaft rein auf sachlichen, ehrlichen Motiven beruht, ist eine der wesentlichsten Rücksichten verletzt, die wir zu nehmen haben. Die Frage der Beschaffung der Geldmittel für die Wohlfahrtspflege bedarf auch unter der Beleuchtung dieses Grundsatzes subtilster Überlegung."

Wirtschaftliche Rundschau.

Als der Balkankrieg nach ein paar Wochen bangen Harrens ausgebrochen war, tat ein witziger Finanzier an der Börse den gescheiten Ausspruch: Bei diesem Krieg ist nicht der Krieg das Schlimmste, sondern der Frieden. Wie sehr und wie schnell dieser Finanzier Recht behalten sollte, hat er wohl selbst damals nicht geahnt. Schon nach ein paar bestürzcnd verlaufenen Knegswochen ist die Friedensfrage akut geworden, und zwar unter den ungünstigsten Bedingungen, die man sich denken konnte. Dieser Krieg hat eine Situation geschaffen, die den bei den

Diplomaten so beliebten statuz quo
nicht konservierte, sondern ihn völlig
über den Haufen warf. Für die Börse
und das Wirtschaftsleben ist diese Situation schlimm, weil sie sich in einer
unendlichen Kette von latenten Krisen,
Zweifeln, Geheimnissen, Spannungen
und Entspannungen entlädt und jene
beiden Gefühle auslöst, die von je die
Todfeinde jeder industriellen Aufwärtsentwicklung, jeder animierten Börsensiimmung gewesen sind: Ungewißheit
und Furcht. Zu allem Überfluß ist
dieser ewig brodelnde Krisenherd in
einer Zeit angefacht worden, in der sich
die Geldzirkulation schon unter normalen
Verhältnissen am stärksten zu stauen
pflegt. Diesmal treten zu den Summen,
die der um das Iahresende besonders
starke Zahlungsverkehr den geldlichen
Reservoirs entzieht, noch sehr erhebliche
Beträge, die aus den öffentlichen und
privaten Depositenkassen zurückgezogen
und in den Strumpf gesteckt werden.
Und es ist nicht nur das kleine Sparervolk, das den Banken und Sparkassen
mißtraut, es sind „moderne Kapitalisten", die noch eben mit dem Scheckbuch
in der Tasche die Segnungen des hochkultivierten bargeldlosen Zahlungsverkehrs gepriesen haben, sich noch vor
kurzem rühmten, keinen Pfennig Zinsen
unnötig zu verlieren, und große Teile
ihres Vermögens in waghalsigen Börsenspekulationen mutig einsetzten. Nun
dn eine ernste Belastungsprobe die
großzügige moderne Organisation zu

prüfen droht, machen sich bei dem kühlen Rechner von vordem die „Nerven" fühlbar, und er hat zu den alten primitiven Methoden mehr Vertrauen als zu all dem fein durchdachten und durchbildeten Raffinement.

Es soll hier die Frage, ob unser staatliches und gewerbliches Finanzsystem, das ja von Auswüchsen und Übertreibungen gewiß nicht frei ist, ein solches Mißtrauen wirklich verdient, nicht untersucht werden. Tatsache ist, daß sich infolge der politischen Beunruhigung der internationale Geldmarkt, der sonst trotz Hochkonjunktur und Börsenspekulation ein nolmales Gepräge tragen würde, kritisch zugespitzt hat. Zu einem solchen Eindruck kommt man wenigstens, wenn man die Geldsätze an den europäischen Hauptplätzen betrachtet. Tägliches Geld und Privatdiskont wurden in der letzten Zeit in Berlin mit etwa 6A, notiert, und der Ultimogeldsatz streifte hart an die Rekordgrenze von 9/^. Trotzalleden, ist die Stimmung an den Geldmärkten nicht so fieberhaft wie in Iahren, in denen reine Geldkrisen das Wirtschaftsleben der Völker erschüttert haben. Das Gefühl, daß in wenigen Wochen, wenn der politische Horizont sich aufhellt und die Würfel nach der Friedensseite fallen sollten, eine Entspannung eintreten kann, mahnt allenthalben zur Reserve. Dazu kommt, daß fast alle größeren Notenbanken vorzüglich gerüstet in die kritische Situation eintreten und eine Politik verfolgen konnten, die sich die notwendigen Maßregeln gewissermaßen nur mit Widerstreben abringen ließ und von drakonischen Maßregeln überhaupt bisher absehen konnte. Wenn später einmal ein rückschauender Historiker die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit schreiben wird, so wird er inmitten all' der ungestüm vorwärts dringenden Entwickelungcn und Temperamente, die unserem Zeitalter ihren Stempel aufdrücken, die unerhölt meisterhafte Taktikerkunst eines Mannes mit allem Nachdruck des Kontrastes akzentuieren müssen, dem Deutschland es in erster Linie verdankt, daß es bisher von schwereren Katastrophen verschont geblieben ist. Die Leistung (an Erkenntnis und Tatkraft), die der Reichsbankpräsident v. Havenstein in einigen wenigen Iahren, ohne das Wirtschaftsleben mehr als nötig zu revolutionieren

und zu beunruhigen, vollbracht hat, ist heute noch nicht in allen ihren Wurzeln und Zielen übersehbar. Uns fehlt die Distanz, und dem Manne, der wie selten einer den oft mißbrauchten Namen eines „Steuermannes" verdient, wird vielleicht selbst manches an seinem Tun und Erfolg nicht so bewußt geworden sein, als man zu glauben geneigt ist. Die Festigung der Reichsbank ist dabei nur ein — gewiß nicht zu unterschätzender — Teil seiner Leistung. Bei aller Würdigung seines großen Lehrmeisters Koch, der in der Verteidigung gegen die furiosen, jetzt so ruhig gewordenen Silberapostel die Prinzipien der Goldwährung vielleicht hier und da etwas zu eigensinnig betonte und überspannte, — seine Neichsbank hätte diese große Belastungsprobe nicht so unerschüttert ausgehalten. Der Schüler hat den Meister hier übertroffen. Aber die Festigung der Reichsbank war nur der eine Teil der Havensteinschen Politik. Der zweite schwerere war die Festigung, die Einschränkung des Kreditverkehrs, der unter der Ägide der Privatbanken über die Ufer seines natürlichen und gesunden Bettes zu treten drohte. Es mag vielleicht nicht bewußte Absicht gewesen sein, daß Havenstein seine vielgeschmähtcn „Restriktionen" gerade rechtzeitig vor dem Zeitpunkte bewerkstelligte, in dem die Krisis akut wurde. Ein Prophet ist auch der Reichsbankpräsident nicht, wenngleich ein ruhig denkender Mensch damit rechnen konnte und mußte, daß in absehbarer Zeit einmal die politische Gefahr an irgend

eineni Punkte Europas düsteres Gewölk zusammenballen würde. Tatsache ist es, daß Havcnsteins Reinigungswerk, das die Banken bcmurrt und dann aber doch wohl oder übel unterstützt hatten, schon bis zu einem gewissen Grade gewirkt hatte, als der Sturm hereinbrach. Dem Manne, der solches geleistet hat, kann Deutschland, auch wenn die Zeiten noch schlimmer werden sollten, sein finanzielles Wohl und Wehe getrost anvertrauen. Horatio.

y«iau«a«b«l und lh«ft«daKl«ur: Prof. m. L»d»Ig L»«!« ln VelNn V w, Ll!tz«»m<« i», l«l«s», Nmt «ulfurl» ?K. »ZU»). - V«ann°i>l!Nch« N«doKl«uli Dl. Lylolu» Viuck In »«»lau. — I« blterreich ssi dl» Nedolnl<», «ranlixolUIchi 0r, ü Linnr«ich. »VI«« IX. M»l«lll<>!1« 3,- — flll KI« h«ia»»a<lb«: »«b«il Vl»hr,
wie» I, Dom«»N« <. — In Nußland für die Kl«daKIlon o«iant»»r!!!ch: vi. «dr!»nP»lly, st. Pet«r»buiz. Nlllanp!<ch 1. — M«in,Ven«mn, flli Ung«in: lürill'Ich« l>. » h«lbuchhandlu»» <ü, V«nn»), Vudapel! V, v»l«l»a-»teza 2. — Flli d«n In!«»t«n««il »eiant»»nl!ch: lllrl O»<l»l« w I«nip«IH»l-B«lIn. — V«rlo« und DruH der schl«stlch«n Nuchdlu<i««l », V, Lch»ltla«»d«r, N>», Vl«»!»u III.
Unverlangte Vianustnpte senden wir nicht zurück, wenn innen nicht Uuckpert» beiliegt.

5?5<W^
AM
Miilize lllzerzteu Hunalim«: tim«llee»-Lxpeäiti«n ^usoll llo««
Lellin 8^., Ll»l»u. Win ». ltn., 0l««l«n. Dü»«Ick)lk, ?l»nlciust ». «.,
Nimbulz, I^ipliz, Mllzäedulz, ülUumneim, Klüncnen, dlün>b»z, ?l»6,
8wttss»i-t. Vien. IllncK.
I»»«<I<>n»pl«l»: pw 4s mm brelt« 2«ile (KuÄoll ^c>«e'« Konn-ll XeUn».
m««l «o. 5) 70 ?k.

F
in Kissingen an dein Tage, an dem el StaatssekretÃ¤r wurde.
(Nach IÂ«inÂ« MÂ«inung daÂ« bestÂ« VUd.)

:eo3lWeM)natWlHt
?, mündet vaa Paul ?-».dan
-", .
^ ,^r: Pwftssor Dr. Ludwig Stein
uchdruckerei, Kunst' und V^rlagsanstalt
5chottlaender, A.-G., Breslau.
^.:.' ««>.«'
i:^>l'.
Berlin XV. in Budop.st Kol v'nhagen
London
7? ^»w, <c ^ ^«.
Christiania
sur die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
««»lg Chi. Uisin» Nachsolg«l, Kop«nhag«n.
37. Jahrgang. Band 144. Heft 461 Februar 191z

,y <
^
^<./
',â€ž KiisiÃ¼sscn .i!> dcm Tag.-, aÂ» dein ei Etaatsscl,"

EmeöeuHeMmotWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin ^V.iu Budapest Kopenhagen
«. F.LI«wackei. Verthold Lutt«i. «iM1ch«K,K,8°st»>chhandI, «»l«» K Illss«lbalch,
Stockholm Christian!« London
l. !l, Fittz«, I^!bl»III« Ilo^»!«, Jaeob Dyb»ao Vuchhdlg, WMlam« K Norgllt«.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
««org Ihi. Uiftn» Nachfolg«!, Kopenhag«n.
37. Jahrgang. Band 144. Heft 461 Februar 191z

EMPTY

Sultan Abdul Hamid II.:
Gedanken und Erinnerungen.
Tagebuchblätter, herausgegeben von Ali Vahbi Bey.
Vorwort.
„Von der Parteien Gunst und Haß verwiirt,
schwanlt sein Charalterbild in dei Geschichte."
Auf niemand passen diese Worte besser als auf den Sultan Abdul Hamid II.
So viel Schwächen er auch besessen, unter allen Herrschern des Osmanenreiches
war er doch einer der Klügsten und diplomatisch Begabtesten. Hat er es doch
verstanden, die Türkei aus dem Staube wieder emporzuheben, in den sie nach
dem unglücklichen Kriege gegen die Russen gesunken war. Ja, es gelang ihm,
seinem Reiche ein Ansehen zu verschaffen, wie es zuvor lange nicht be-
sessen hatte. Jahrzehnte hindurch hat sich Abdul Hamid mit beispiellosem Geschick
gegen das Sturmlaufen der Mächte verteidigt und der inneren Zersetzung seines
Staates mit Zähigkeit entgegengekämpft. Rastlos war sein Geist darauf be-
dacht, die Interessengemeinschaft aller Moslems der Welt zu wahren — er hat
den Panislamismus geschaffen und damit die Türkei zu einer Großmacht ersten
Ranges erhoben. Die innere Schwäche seines Reiches wußte er geschickt zu ver-
bergen, um dasselbe nach seinen eigenen Ideen einer langsamen, aber sicheren
Erstarkung von innen heraus zuzuführen. Die folgenden Blätter, welche die
„Gedanken und Erinnerungen" des Sultans Abdul Hamid II. widerspiegeln,
und die wir einigen, dem Herrscher einst nahestehenden Männern verdanken,
dürften gerade heute angesichts des Zusammenbruches des Osmanischen Reiches
mehr denn je das Interesse weitester Kreise beanspruchen. Sie werden uns den
entthronten Padischah menschlich näher bringen und uns zeigen, daß die größere
Hälfte seiner Schuld der Ungunst der Verhältnisse zur Last fällt und dem unseligen
Stern, unter welchem die Türkei nun einmal steht. Gleichzeitig hofft aber der
Herausgeber dieser „Tagebuchblätter", daß sie, insbesondere bei allen Osmanen,
Gehör finden, daß diese Nutz und Lehre daraus ziehen für die Zukunft, für die
Wiedergeburt des Dsmanenreiches!
Ali Vahbi Bey.

Äußere Politik.
Deutsche Politik im Orient.
Man behauptet immer, daß Bismarck nicht wie andere Diplomaten seine Gedanken hinter seinen Worten verberge, sondern stets alles ausspreche, was er denke. Möglich — aber sein Ausspruch von den Knochen des pommerschen Grenadiers, welche für den Orient zu schade seien, kann unmöglich seine wahre Meinung gewesen sein. Ich müßte ihn sonst für einen kurzsichtigen Staatsmann halten. Vielleicht hielt er damals den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, seine Augen vor aller Welt auf den Orient zu richten. Hätte er rechtzeitig erkannt, daß es für Deutschland geradezu eine Lebensfrage ist, die Türkei stark zu erhalten, so wäre das für beide Teile besser gewesen. Es ist schade, daß uns Bismarck nicht in die Triple-Alliance aufnehmen wollte. Damals wäre es möglich gewesen! Auch Kaiser Wilhelm hätte es ruhig wagen sollen, uns dem Dreibund einzuverleiben. Anstatt seine überschüssige Kraft in der ganzen Welt zu zersplittern und Kolonien zu erwerben, von denen niemals Früchte geerntet werden, hätte Deutschland seinen Einfluß zielbewußt bis zum Persischen Meerbusen vorschieben sollen. Die Deutschen hätten dabei gewonnen, aber auch wir!
Deutschland, die Türkei und Anatolien.
Es ist wirklich höchste Zeit, daß wir den deutschen Einfluß endlich wieder zurückdrängen. Dem „Grandseigneur" (Botschafter Marschall von Biederstem) müssen wir zeigen, daß wir gegen ihn und die deutsche Politik Mißtrauen hegen. Der Plan des deutschen Kaisers, so berichtet mir mein Botschafter aus Berlin, soll dahin gehen, eine deutsche Einflußsphäre in Kleinasien zu schaffen. Nun, gegen eine wirtschaftliche Belebung Anatoliens durch die Deutschen habe ich gewiß nichts einzuwenden, deutsche Zeitungen jedoch verlangen eine deutsche Kolonisation längs der Bagdadbahn. Was denken sich diese Zeitungsschreiber? Glauben sie, daß wir die von unseren Vätern mit schweren Opfern erkauften anatolischen Gaue deutschen Ansiedlern preisgeben werden? Von jeher haben wir leider versäumt, uns fremde Elemente vom Halse zu halten — daher kommt unser ganzes Unglück. In Anatolien wollen und müssen wir allein bleiben. Allah sei Dank, daß uns wenigstens dieser letzte Zufluchtsort für unsere von allen Seiten bedrängten Volks- und Glaubensgenossen geblieben ist.
Die Balkanländer und die Türkei.
Mein alter Gärtner im Iildiz hatte recht, als er mir über die politischen Wirrnisse des Balkans seine Meinung folgendermaßen offenbarte: Ein Apfelbaum, ein Birnbaum, ein Pflaumenbaum, eine Eiche und eine Pinie standen nebeneinander, sodaß ihre Zweige sich fast berührten. Hoch überragte die Eiche

die andern Bäume, dennoch nahmen diese den unteren Ästen des Baumriesen Luft und Licht, sodaß dieselben morsch wurden und abfielen. Und es begab sich, daß diese Bäume, alle um ihren Platz an der Sonne ringend, in Streit gerieten; das Gezänk und Gezeter ward so groß, daß es schließlich Allah im Himmel horte. Da erschien er unter ihnen und sprach: „Weshalb streitet ihr? Ihr habt alle Daseinsberechtigung, kein Baum ist besser als der andere, jeder ist groß an seinem Platze!" — So ist es auch auf dem Balkan. Der Apfelbaum sei Rumänien, der Pflaumenbaum Serbien, die Pinie Griechenland und der Birnbaum Bulgarien, unsere Türkei aber ist die Eiche, welcher manche morsche Ast bereits abgefallen ist — wie ich glaube, nicht zum Schaden des Stammes; denn diese hohlen, morschen Äste, die wir verloren haben, bildeten eine Gefahr für die Gesundheit unseres Stammes.

England am Nil.

Der Rapport meines Paschas in Ägypten (Moukthar Pascha, der Kaiserliche Kommissar) preist das, was die Engländer im Nillande geleistet haben. „Die materielle Wohlfahrt des Landes hat dort angeblich einen großen Umfang genommen; die geistige Erhebung des Volkes macht von Tag zu Tag Fortschritte." — Moukthar ist ein Tor, er ist selbst von dem englischen Gifte angesteckt. Wie kann er die Engländer loben, die doch nur aus Egoismus handeln, die lediglich das Nilland ausquetschen, die es zu einer englischen Provinz machen wollen. Um das besser zu können, verderben sie den Charakter des Volkes, suchen sie die mohammedanischen Tugenden zu untergraben. Was sollen uns all diese Fortschritte der europäischen Kultur? Sie blenden die Unwissenden und betrügen das Volk, das ehedem so still und glücklich dahinlebte. Nein, die Zivilisation des Abendlandes ist für uns ein tötliches Gift, das man uns unter gleißnerischem Lächeln darbietet. Gastlich nahmen wir die Fremden auf, und das ist der Dank, daß sie uns vernichten, daß sie an unserem Ruin arbeiten.

Kreuzzug gegen die Türkei.

Der Kreuzzug gegen uns hat noch niemals ganz aufgehört! Gladstone, dieser alte Heißsporn und Schwätzer, wandelt in den Fußstapfen des Papstes Plus II. Trotzdem ist das den Christen so verhaßte Reich der Osmanen schon im Mittelalter, als im Abendlande die grausamsten. Religionsverfolgungen in Szene gesetzt wurden, das Asyl aller um ihres Glaubens willen Verfolgten gewesen. Als in Spanien die heilige Inquisition waltete, welche die Juden verbrannte oder ins Eril trieb, da haben wir ihnen Hilfe gewährt und sie aufgenommen. Der Halbmond hat zu allen Zeiten den ihrer Religion und ihrer politischen Ansichten wegen Verbannten eine sichere Zufluchtsstätte geöffnet. Wer aber im Abendlande kennt unsere Geschichte? Wer gibt sich überhaupt dort die Mühe, sie kennen zu lernen?

Was versteht beispielsweise der „ßranä ol6 u»n,u (3Ia6»toue' von orientalischen Dingen? Wenn ich seine Auslassungen richtig charakterisieren will, seine Angriffe auf meine Regierung, „die sich nicht auf Gesetze, sondern auf Gewalttätigkeiten stützen soll", so kann ich dieselben nur eine Roheit nennen! Ist es mit den armenischen Greueln nicht ebenso, wie mit den „Lu1ßariau tiorrors" — ist es nicht längst erwiesen, welche Lügenberichte die englischen Zeitungen damals veröffentlichten?! Sie berichteten über die Zerstörung christlicher Dörfer und Ausrottung ihrer Bewohner, während sich herausstellte, daß diese Ortschaften in Blüte dastanden und ihre Bevölkerung mit den mohammedanischen Nachbarn in ungetrübter Harmonie lebte. Ich glaube, daß jeder, der im Orient längere Zeit gelebt und sich Objektivität bewahrt hat, sagen wird, daß wir Moslems doch bessere Menschen sind — im Vergleich zu den orientalischen Christen. Was für Greueltaten haben übrigens die Spanier begangen, als sie ihre Entdeckungsfahrten unternahmen, wie grausam verfuhren die Franzosen bei der Eroberung Algeriens, die Engländer bei den indischen Aufständen, die Belgier im Kongostaat, von den Russen mit ihren sibirischen Greueln ganz zu schweigen! Soll man sich wundern, wenn dem geduldigen Türken, der die Armenier bis heute verhätschelte und als Dank dafür von diesen im eigenen Hause überfallen wurde, — die Galle ins Blut tritt! Haben nicht die Armenier, wie richtige Anarchisten, mit Dolch und Dynamit gewütet? Die Mächte lassen es nicht zu, daß wir Herr im eigenen Hause sind, stets kommen sie uns mit ihren Anträgen, Kapitulationen usw. Was irgend einem anderen Staate der Welt, und wäre es Monaco, recht und billig ist, gewähren uns die christlichen Mächte noch lange nicht. Der Kreuzzug gegen die Türkei wird von ihnen im geheimen immer noch fortgesetzt.

Frankreich und die Türkei. 1899.

Unser Verhältnis zu Frankreich läßt leider sehr zu wünschen übrig. Es ist offenbar, daß die Franzosen wegen des Besuches des deutschen Kaisers bei mir verstimmt sind! Wir haben in den letzten Jahrhunderten unsere Blicke zu sehr auf Frankreich gerichtet — seit den Tagen, da Ludwig XIV. erklärte, daß die anderen christlichen Fürsten Europas seiner Unterstützung im Kriege gegen die ritterlichen Osmanlis nicht wert seien, datiert die türkisch-französische Freundschaft. Gewiß, wir schulden jenen französischen Offizieren, welche unsere Armee und vornehmlich unsere Artillerie reformierten, großen Dank und haben ja oft auch noch später französische Offiziere in unseren Reihen gesehen; der Krimkrieg schuf endlich eine gewisse Waffenbrüderschaft zwischen beiden Nationen. Das letzte Säkulum unserer Geschichte kann man mit Recht das französische nennen. Die wichtigsten Reformen meines erhabenen Vorgängers Abdul Aziz und meines seligen Vaters Abdul Medschid sind französischen Ursprungs. Armee, Schule und Sprache waren bei uns bis neuerdings fast ganz französisch, die ersten

Eisenbahnen wurden von Franzosen gebaut. Natürlich ist es bitter für diese empfindlichen Messieurs, daß jetzt Deutsche unsere Instruktoren sind, daß in unseren Ministerien Deutsche sitzen — kein Wunder, daß sie die Erstarkung des germanischen Einflusses in der Levante mit Mißbehagen sehen. Noch vor zwei Jahrzehnten waren wir einem Bismarck die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht wert, und trotzdem hat Deutschland vermocht, alle anderen Nationen im Orient ohne Kampf zu besiegen. Ich muß sagen, daß der französische Botschafter Eonstans in sehr energischer Weise gearbeitet hat, um den französischen Einfluß im Drient zu stärken, er hat die französischen Missionen, diese Pioniere französischer Art, sehr unterstützt, er hatte ebenfalls Glück mit verschiedenen Konzessionen. In der Kaifrage war es wirklich ein Fehler von mir, die alten Privilegien der Franzosen zu vernichten. Von einem Konflikt treiben wir leider seit einiger Zeit in den andern hinein; erst hatten wir einen Postkonflikt, dann den mit dem internationalen Sanitätsrat, mit der Dette-Publiquc usw. Es ist schlimm, daß wir uns mit unseren alten Freunden entzweit haben. Ja — das ist „bela" (Verhängnis); es treibt nun einmal den Menschen dazu, das zu tun, was verkehrt ist. Was soll man dabei tun? Jedenfalls stehen wir uns dafür mit unserem Erbfeind, Rußland, heute besser denn je.

Bulgarien. 1903.

Ein interessantes Dokument hat mein Kaiserlicher Kommissar Nedschib (in Sofia) in seine Hände gebracht. „Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen," so schreibt der russische Botschafter (Sinowjew) meinem Vasall Ferdinand — „um Bulgarien selbständig zu machen. Warten Euere Königliche Hoheit eine bessere Gelegenheit ab; Rußland kann zurzeit keine Versprechungen machen. Vor allem wird es sich empfehlen, Österreich-Ungarn geneigter zu machen" usw. Der schlaue Nedschib hätte nicht so große Summen auszugeben brauchen, um sich diesen Brief zu beschaffen. Daß Ferdinand auch in Wien alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um dort Unterstützung für die Losreißung Bulgariens von der Türkei zu erlangen, hat mir mein Wiener Botschafter schon lange gemeldet. Trotz aller seiner Liebenswürdigkeit und Unterwürfigkeit zu uns ist dem Fürsten Ferdinand nicht zu trauen! Möge er es nur wagen, sich zum König auszurufen! Das können und dürfen wir niemals gestatten, wenn wir nicht unser Prestige als Großmacht einbüßen wollen. Die Adrianopler Truppen sollen in diesem Falle sofort nach Sofia marschieren. Rußland wird es sich überlegen, einzugreifen; Österreich würde einen groben Fehler begehen, wenn es Bulgarien in seiner Großmachtssucht unterstützen wollte.

Bulgarien und der Balkanbund. 1903.

Was helfen alle Beteuerungen des Fürsten Ferdinand, alle Beschwichtigungsversuche der bulgarischen Regierung! 20 000 Komitadschis stehen in Ru-

melien und beunruhigen unsere Grenzen. Nun tun die Mächte verwundert, daß wir mobilisieren, daß wir endlich den Bulgaren den Krieg machen wollen, um uns Ruhe zu schaffen. Schon hat sich Rußland mit Österreich verständigt, um gemischte Korps gegen uns zu entsenden, und ein französisches Geschwader erscheint auf Rußlands Geheiß in unseren Gewässern. Die russischen Zeitungen verkünden die Idee der Einigung aller Balkanvölker! Serbien, Bulgarien, Rumänien und Griechenland, zusammen mit den Christen Mazedoniens, Bosniens und der Herzegowina sollen einen Bund bilden, für den die russische Presse über 18 Millionen Seelen zusammenrechnet. — Zwietracht und gegenseitiges Mißtrauen verurteilen die Balkanstaaten zur völligen Ohnmacht, zur Rolle von Werkzeugen anderer. , Es ist wahr, unsere Herrschaft in Europa gründet sich auf dieses Nichtverstehen der Balkanvölker! Wie denken sich die russischen Journalisten einen Zusammenschluß der Balkanländer? Serben und Bulgaren lieben sich nicht, letztere hassen die Rumänen, Griechen und Bulgaren sind bekanntlich Todfeinde. Die Bulgaren behaupten, daß in Makedonien die bulgarische Rasse vorherrsche, die Griechen behaupten, daß Makedonien eine griechische Bevölkerung habe und mit Gewalt bulgarisiert worden sei. Der Kirchenzwist (1870) hat die Griechen und Bulgaren auf ewig getrennt.

Die Engländer in Ägypten.

Die Engländer sind mehr zu fürchten wie jede andere Nation. Kein Versprechen ist ihnen heilig! Noch im November vorigen Jahres äußerte Lord Granville, daß die englische Politik in bezug auf Ägypten kein anderes Ziel verfolge, als es durch unsere Firmane vorgezeichnet sei. Im Juli 1882 erklärt der Admiral Seymour, daß Britannien nicht daran dächte, Ägypten zu erobern, noch in irgend einer Weise den Freiheiten der Ägypter nahe zu treten. Gleichzeitig versichert der englische Botschafter in Stambul (Dufferin), daß Großbritannien keine Sondervorrechte, nicht einmal Handelsvorrechte, in Ägypten anstrebe. Im August behauptet General Wolseley, daß die englischen Truppen nur in Ägypten erschienen seien, um die Autorität des Khediven wieder herzustellen. — All diese Versprechungen hat das perfide Albion nur zu bald vergessen. Der Einfluß meines Ober-Kommissars in Ägypten wird von den Engländern systematisch untergraben; wir sind dort einfach an die Wand gedrückt. Ich verstehe nicht, wie die Franzosen so schlapp sein können, dem allem ruhig zuzuschauen!

Englische Aspirationen auf das Kalifat.

Die Briten tun ihr Möglichstes, um unsere Autorität in Ägypten zu untergraben, und die ägyptischen Moslems sind von dem englischen Geiste bereits vergiftet. Die Ägypter glauben, daß die englische Kultur die allein seligmachende sei; sie setzen die Nationalität über die Religion. Sie glauben, daß die europäische

Zivilisation mit der eigenen verschmolzen werden kann. Aber lassen sich zwei so grundverschiedene Weltanschauungen wie die des Islams und die des Christentums je vereinen? Auch der Khedive ist bei aller seiner Rechtschaffenheit, die ich an ihm schätze, fast ein Giaur geworden. Wie sollte es auch anders sein? Erst seine Erziehung in Genf, dann auf dem Theresianum zu Wien — mußte er da nicht zum Europäer werden? Die Engländer möchten ihm gern das Kalifat in die Hände spielen, um den Einfluß des Islams zu brechen und um dasselbe in ihre Gewalt zu bringen. Kein rechtschaffener Moslem würde aber den Khediven als Herrscher der Gläubigen anerkennen. Ebenso könnten die Engländer auch Lord Cromer zum Kalifen proklamieren!

Bulgarien und der Panslavismus.

Was will Rußland anderes, als den Panslavismus bis zum Bosporus vorschieben! Die Bulgaren sind nur die Seibs, die Vorreiter dieses russischen Ansturms, sind und bleiben des Zaren gefügige Werkzeuge. Nur das Griechentum vermag dem Slaventum auf dem Balkan Paroli zu bieten. Allah sei Dank, daß sich Bulgaren und Griechen hassen wie Feuer und Wasser. Bulgarien ist nicht allein der Schützling Rußlands, sondern auch der Englands. Ist es nicht eine erwiesene Tatsache, daß das Balkankomitee in London enorme Summen hergibt für die Unterhaltung der bulgarischen Banden, welche unsere Grenzen überschreiten und seit Jahren keinen Frieden in unseren Grenzprovinzen aufkommen lassen? Stände Bulgarien finanziell nicht am Rande des Abgrunds, so hätte es uns schon längst mit Krieg überzogen. Der Krieg mit Bulgarien wird und muß kommen. Noch vor 7 Jahren hätten wir mit diesem bösen Gesellen abrechnen sollen, aber Rußland und England fallen uns jedesmal in den Arm, wenn wir zu einem Streiche gegen diese Balkanräuber ausholen. England und Rußland wühlen in unserem Hause, gleich zwei Ratten. Frankreich war uns ehedem ein zuverlässiger Rattenfänger, den wir im geeigneten Moment auf die beiden unliebsamen Nager loslassen konnten. Aber Frankreich versagt immer mehr. Allah sei Dank, daß wir in Deutschland Ersatz gefunden haben. Um sie alle in Schach zu halten, können wir unseren „ehrlichen Makler" gebrauchen.

Tripolis.

Der Besitz von Tripolitanien ist für uns sehr undankbar. Alljährlich kostet uns dieses Wilajet viel Geld, und die Intrigen der Italiener dort nehmen kein Ende. 54 Millionen Lire wollen uns die Italiener angeblich geben, wenn wir ihnen Tripolis „wirtschaftlich" öffnen und es ihrem Protektorat überlassen. Es ist zu überlegen, ob wir ihrem Drängen nicht nachgeben sollen? Da hätten wir dort unsere Ruhe, bekämen Geld, um andere Aufgaben zu erfüllen, und jedenfalls wäre es besser so, als daß uns das Land später mit Gewalt entrissen wird. Der beste

Verteidiger meiner Rechte in Tripolis bleibt der Scheich ul-Mahdi der Senussi. So leicht wird er die Italiener nicht hereinkommen lassen, soll er doch 30 000 Mann auf die Beine stellen können. Außerdem sind den Senussis fast alle Derwischorden der Welt mit einigen Hunderttausenden angegliedert. Stehen die Senussis auf, so gibt es für die Italiener einen Krieg, blutiger, wie der seinerzeit mit dem Mahdi im Sudan; genügend Gewehre und Kanonen haben wir ihnen zur Verfügung gestellt, sodaß sie sehr achtbare Gegner sind.

Deutschland und Frankreich im Orient.

Die Franzosen sind sehr ungehalten, daß ich die Deutschen bevorzuge. Nun, das hat seine guten Gründe! Der Kaiser würde es schon allein fertig gebracht haben, daß ich den Deutschen meine ganze Sympathie zuwende. Das ist ein Mensch, zu dem man Vertrauen und Liebe haben muß. Er ist ein bewunderns-werter Mann und wie hat er sein Land hochgebracht! — Aber der Deutsche selbst an und für sich ist mir viel lieber wie der Franzose. In seinem Charakter steht cr dem Osmanli viel näher, er ist wie dieser etwas langsam und schwerfällig, aber treu und ehrlich. Der Deutsche ist fleißig und arbeitet nachhaltig, der Franzose ist auch sehr arbeitsam, aber er arbeitet nicht mit der germanischen Energie, er verzettelt vielfach seine Kräfte durch unfruchtbares Politisieren. Der deutschen Beharrlichkeit haben die Franzosen nur ihre große Begeisterungsfähigkeit entgegenzusetzen, die nur zu bald, einem Strohfeuer gleich, verschwindet. Vor allem aber ist der Deutsche — was dem Franzosen meist abgeht — über alles, was er anfaßt, gründlich unterrichtet. Daß uns Osmanen die Franzosen gegen früher weniger sympathisch sind, erklärt sich auch daraus, daß sie uns Tunis genommen haben, sowie daß wir uns mit einer republikanischen Regierungsform nicht befreunden tönnen. Dort, wo das Zepter des Monarchen fehlt, kann auf die Dauer keine Ordnung herrschen!

Rußland.

Die Erfolge Japans gegen die Russen müssen uns mit großer Freude erfüllen — die japanischen Siege sind auch unsere Siege! Es ist ein Glück für uns, daß sich Rußland mit seiner überschüssigen Kraft dem fernen Osten zuwendet, denn dadurch wird seine Stoßkraft am Schwarzen Meere geschwächt. Sobald sich die Russen etwas erholt haben, werden sie ja allerdings ihre Tätigkeit gegen uns wieder aufnehmen. Können sie die Ostsee nicht zu einem russischen Meere machen, so streben sie danach, das Schwarze Meer als solches zu gewinnen. Es ist das begreiflich und natürlich: Die Hauptwasseradern Rußlands, der Dnjestr, Dnjepr, Don und indirekt durch Kanäle auch die Wolga münden in das Schwarze Meer; die russische Kraft drängt nun darüber hinaus

durch die Meerengen dem Mittelmeer zu. Zs mag ja eine bedeutsame Frage
für Rußland sein, die Fessel der Dardanellen zu zersprengen, aber ebenso ist es
für uns eine Lebensfrage, die Meerengen in unserem Besitz zu halten. Ständen
wir uns mit Rußland in diesem Punkte nicht als unversöhnliche Gegner gegenüber,
so könnten wir in der Tat die besten Freunde der Welt sein. In der ganzen Anlage des Staates ist zwischen dem Reiche des Zaren und meinem Reiche zu viel
Gleiches und Verwandtes, nicht weniger auch im Charakter der beiden Völker
selbst; das alles ist darauf zugeschnitten, die beiden Staaten eher zu Bundesgenossen, wie zu Erbfeinden zu machen! Hinzu kommt die Wechselwirkung, daß
wir in Rußland viele Millionen Mohammedaner haben, während Rußland
wiederum der Schützer der Orthodoren Kirche in meinem Reiche und der Protektor
keinen moäu» vjv«u6i mit Rußland finden können!

Eine Konkurrenz des Suezkanals.

Ein interessantes Kanal-Projekt unterbreitet uns ein preußischer Offizier
a. D.; er schlägt uns vor, den Suezkanal zu umgehen und ihm eine Konkurrenz
zu schaffen. Die Höhenverhältnisse im Wadi-El-Araba ließen darauf schließen,
daß das Tote Meer und der Golf von Akkaba einstmals durch Wasser verbunden
gewesen seien. Die Durchstechung von kaum 90 Kiu Land zwischen dem Toten
Meer und dem Roten Meer würde genügen, um das ganze Gebiet in einer Breite
von 25—30 Km wiederum unter Wasser zu setzen. An Stelle des Iordantales
und des Ghor — so führt der Herr weiter aus — wird dann ein großer Binnensee entstehen, an dessen Gestaden, wie in uralter Zeit, Handel und Wandel wieder
erblühen dürften. Durch genaue topographische Aufnahmen müßte festgestellt
werden, ob sich nicht von diesem weiten Binnensee, der mir zu Ehren „Abdul
Hamid-See" genannt werden soll, eine Verbindung nach dem Mittelmeer herstellen ließe. Die politische Bedeutung dieser Kanäle dürfte nicht geringer sein,
als die wirtschaftliche; ein Teil des Suezkanal-Verkehrs würde auf den Syrischen
Kanal abgelenkt werden, die Türkei und deren befreundete Staaten werden dann
unabhängig vom Suezkanal sein. Die Kosten sollen 120 Millionen nicht überschreiten. Diese Ausführungen des preußischen Offiziers verdienen unsere Beachtung; eine Spezialkommission soll sich damit beschäftigen und das Projekt
nachprüfen.

Die „Tagebuchblätter" des Sultans Abdul Hamid II. werden in den nächsten
Nummern von „Nord und Süd" fortgesetzt; das Märzheft wird die Äußerungen des Er-Sultans zur „Religion und Geisteskultur", das Aprilheft die zur
„Innern Politik der Türkei" bringen.

Diese „Memoiren" sind mir von durchaus vertrauenswürdiger Seite zuge-
gangen, welche die Verantwortung für deren Authentizität übernimmt.
Mögen sie uns Europäer noch so sonderbar anmuten, so bilden sie doch einen
bemerkenswerten Beitrag zur Psychologie dieses, trotz seiner Einseitigkeit, und
vielleicht gerade wegen ihrer, bemerkenswerten Selbstherrschers.
Ich halte mich nicht für befugt, durch redaktionelle Randglossen und Vor»
behalte das einheitliche Bild dieser in sich geschlossenen Weltanschauung und
Staatsauffassung zu beeinträchtigen.
Der orientalische Despot von eigenem Gesichtsschnitt soll so zu Worte kommen,
wie er sich seinen Treuesten gegenüber im engsten Kreise gegeben hat.
Ich übergebe daher diese Ausschnitte aus den „Memoiren" des Er-Sultans
ohne jeden Kommentar der Öffentlichkeit. Ludwig Stein.

(Fortsetzung folgt.)

König Nikolaus I.:
Sonnenuntergang in Montenegw.

Erinnerung an den 1860 zu Cattaro ermordeten Fürsten Danilo, seinen Vorgänger.
Deutsch nachgebildet von Arel Liibbe.

In das weiche Meer
Will die Sonne sich legen...
Auf dem harten Land
Steht der tapfere Degen
Danilo, der Fürst.
Steht einsam am steinigen Strand,
Blickt wie gebannt ins Licht,
Hebt die Hand und spricht:
„Allmächtiges Gestirn!
Du bist von Gott gesandt;
Kehrst jetzt zu Ihm zurück,
Sprich Ihm von meinem Land,
Vom unglücklichen Land,
Darin ein armes Voll
Noch wartet auf das Glück . . .
O, ew'ge Sonne du!
Wenn morgen Gottes Hand
Dir's Osttor öffnen tut,
Du aufsteigst aus der Flut,
Dann jauchzen dir in jedem Land
Die Völler zu
Und Lieder voller Glut
Begleiten dich auf deiner Bahn,
Bis wieder gehst zur Ruh . . .
E i n Voll nur sang dir nicht
Cs wohnt auf öden Steinen,
Muß seufzen und weinen. . .
. . Sahst du das nicht?!
Du schautest Gottes Angesicht,
Kennst ewige Gerechtigkeit,
Und meines Volles bittres Leid
Empört dich nicht?

Und wenn zu Gott du davon sprichst,
Hört er dich nicht?!...
.... Gewiß verschwiegst du's Ihm
Sonne! !
Ich fluch« dir und Ihm!!"
Komm herauf vor Gottes Thron!
Sprich Ihm selbst von deiner Schmach,
Von dem Unglück der Nation!
Bist du deiner Verge tapf'rer Sohn,
Hilf dir selbst in deinem Ungemach!"
Das letzte rief der Fürst gar laut,
Dann blickt er scharf
Und sieht, der Sonnenball,
Der eben in die Fluten tauchen wollte,
Steht still mit einem Mal.
Und über ihm hebt an ein Zauberwesen,
Cs flammen feurige Buchstaben auf,
Und folgende Worte sind zu lesen:
„Fürst Danilo, lomm herauf!
Das Gestirn verlischt im dunllen Meer.
Fürst Danilo greift ans Herz.
Von den finstern Büschen her
Kam die Kugel,
Endet seinen Schmerz . . .
Und auf schwarzen Schwingen sinkt die Nacht
herunter. .
Unserm Lande — — gingen heut' zwei
Sonnen unter.

Wilhelm Georg:

Erinnerungen an Alfred von Kiderlen.

Als ich Alfred Kiderlen (das Wörtchen „v o n" und das Beiwort „Wächter" ließ er in Privatbriefen regelmäßig fehlen, vielleicht nicht ganz ohne Absicht!) kennen lernte, war er im 9. Jahre Gesandter in Bukarest. Er, der Fähigsten und Tüchtigsten einer, ertrug diese Art „Verbannung" in dem Balkan-neste mit jener Dosis goldenen Humors, den ihm der Herrgott bis ans Lebens» ende gegeben. Daß er schließlich doch aus Bukarest herauskam, hat er Herrn von Bethmann Hollweg zu verdanken, der von Berliner Finanziers immer und immer wieder auf diesen Mann, der sich in der bosnischen Krise kurz vorher so glänzend bewährt hatte, aufmerksam gemacht wurde. Leicht war es für den Reichskanzler nicht, die Berufung Kiderlens durchzudrücken. (Fürst Bülow hatte es v er su ch t, war damit aber ausgerutscht!) Zunächst mußte Paris freigemacht werden, wo Fürst Radolin behaglich saß. Der Botschafter dachte nicht daran, Herrn von Schoen, der aus der Gartenvilla Königgrätzer-straße 136 herauswollte, den Platz zu räumen. Als Fürst Radolin es schließlich doch tat, geschah es unter der von Radolin stipulierten Bedingung: Es dürfe n i ch t in der offiziösen Presse gesagt werden, daß er aus „Gesundheits-rücksichten" ins Privatleben gehe. Ein wenig Bosheit, an die man sich nicht störte . . .

Beim Kaiser setzte Herr von Bethmann Hollweg, der nicht nur ein philo-sophischer Träumer, sondern auch ein sehr energischer Staatsmann sein kann, die

Berufung Kiderlens schon in der ersten Audienz durch. Es ist falsch, was neulich durch süddeutsche Zeitungen ging, der Reichskanzler hätte im Falle einer ablehnenden Antwort des Kaisers demissionieren wollen. Nein, so war es nicht. Demissionieren wollte ein Anderer: Herr von Kiderlen. Er, der jahrelang mit Galgenhumor in den Wäldern Sinajas auf den Anstand ging und mit zuschauen mußte, wie sich die Mittelmäßigkeit immer breiter in der Politik machte, bekam es schließlich doch satt, ewig im Salon der Zurückgewiesenen zu sitzen. Nicht ohne Bewegung sagte er mir eines Tages, daß er dem Kanzler erklärt habe: „Wenn ich jetzt wieder zurückgewiesen werde, will ich meinen Abschied nehmen." Ein Jahr vorher hatte er mir noch, als in den Zeitungen sein Name als zukünftiger Staatssekretär laut wurde, ins Ohr geflüstert: „Sie, das glaub' ich nit, dann würden sie in Berlin aus der Not eine Tugend machen "
In dem Jahr, das zwischen diesen beiden Äußerungen lag, war die Marokkokarre so gründlich verfahren worden, daß zu ihrer Liquidation eine erste Kraft notwendig wurde. Und eine andere erste Kraft wie v. Kiderlen gab es (außer dem Biebersteiner, der sich für die Rolle des Liquidators höflich bedankte,) bei uns nicht. Ich behaupte heute, daß der heiße Marokkosommcr 1911, der an die Kraft des damals 59jährigen, der eben knapp die anstrengende Kissinger Kur beendet hatte, aus der man ihn zum dritten Male telegraphisch weggerufen hatte, ungeheuere seelische und physische Anstrengungen stellte, die Schuld an dem viel zu frühen Ableben dieses sonst so robusten Mannes trug.
Auch die Berufung zum Staatssekretär erreichte Herrn von Kidcrlen beim Abschluß des Kuraufenthaltes an der Quelle des Rakoczy. Er hatte mir einige Tage — nachdem in den Zeitungen allerlei von der bevorstehenden Ernennung v. Kiderlens durchgesickert war, Andeutungen gemacht, was bevorstehe. Als mir dann ein Berliner Telegramm den Namen Kiderlens als den des neuen Staatssekretärs meldete, hatte ich mit v. K. gerade ein Iteuäe? von» im Kissinger Kurgarten verabredet. Schnell kaufte ich ein Dutzend Nelken und drückte sie ihm, der damals noch so elastischen Schrittes freudig erregt auf mich zukam, in die Hand: „Gottlob, Erzellenz, Bukarest liegt hinter Ihnen!" Noch sehe ich ihn, wie er die lange Zigarre aus dem Munde nimmt, wie die ursprüngliche Erregung einer stillen Resignation wich, die in die Worte ausklang: Lieber Freund, in Bukarest war's auch ganz schön . . . Wer, wie ich, die Entwickelung dieses Landes verfolgte und mit ihm so eng verwachsen ist, scheidet nach zehn Jahren nicht so leicht aus einem Kreis guter Menschen! Eins freut mich jetzt, wenn ich Abschied nehme, daß mein günstiges Prognostikon, das ich dem rumänischen Thronfolger gestellt, in Erfüllung geht. Sie haben ihn skeptisch aufgenommen, als er kam, weil sie ihn nicht erkannten, weil ihnen seine reichen Geistesgaben und edlen Charaktereigenschaften fremd waren. Ich habe für ihn eine Lanze gebrochen und ich freue mich dessen . . .
Nachts fuhr Kiderlen dann auf dringendes Ersuchen des Kanzlers nach

Berlin. Der Kaiser wollte noch allerlei mit dem neuen Staatssekretär besprechen.
Als ich am anderen Morgen in die „Villa Germania" kam, um Herrn von Kiderleu
zum Spaziergang abzuholen, war das Eckzimmer leer.
Nachstehender Brief, den ich im Hotel vorfand, brachte die Lösung:
Kissingen, Dienstag Nachmittag.
Liebe« He« Georg!
Ein Berliner Telegramm veranlaßt mich, noch heute Abend zu fahren. Leider
sehe ich Sie nun hier nicht mehr und mit dem schonen Photographieren wird es zu
meinem Bedauern auch nichts. Ich hoff« Sie aber recht bald in Berlin begrüßen
zu lönnen — wir weiden dann sehen, ob mir Ihre Nelte Glück ge-
bracht.
Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau und grüßen Sie den jungen Photographen,
dem ich sehr — gegen meinen Willen — durch die Lappen gegangen bin.
Mit besten Grüßen
Ihr aufrichtig ergebener
Kideilen.
Der entzückende Humor, der aus allen Worten und Briefen Kiderlens
spricht, der diesen Schwaben mit dem goldenen Herzen mir von Jahr zu Jahr
lieber gemacht, klingt auch aus einem anderen Brief, den ich beim Niederschreiben
dieser Zeilen nicht ohne das Gefühl der Wehmut lese. Er lautet:
Berlin, 2. Juli 1910.
Lieber Her« Georg!
Ich fahre zwar heut« nach Sinaja, Briefe erreichen mich aber noch immer
am sichersten unter der Adresse Berlin, Auswärtiges Amt, Wilhelmstraße 76, von wo
sie mir täglich nachgesandt werden. Photographie hatte ich leine, sah zufällig die beifolgende
in einem Schaufenster, ich sende sie Ihnen, bis ich ein« bessere habe,
Besonders ähnlich muß sie nicht s«in, da das Ladenfräulein auf meine Frage:
Wer ist das? — — — ohne zu mucken, erwiderte: „Das soll so ein neuer
Minister sein....!"
Ihr Photograph lann es jedenfalls besser.
In großer Hetze
Ihr aufrichtig ergebener
Kiderlen.
Der Zug der Franzosen nach Fez drängte unsere Diplomatie zur Ent-
scheidung, wenn die Scharte von Algeciras wieder ausgewetzt werden sollte.
Hätte man Holsteins Rat damals befolgt und die Konferenz abgebrochen — dann
war es besser für uns.

Kein anderer hätte die Marokkoaktion so geschickt einleiten können, wie Kiderlen, Holsteins Freund, es tat. Als ob er auf dem Anstand stehe, die Vüchse in der Hand, verfolgte er jede Phase der französischen Marokkoerpedition. „Nur nicht stören, jetzt sind sie dort, wohin ich sie haben will . . . ." Eines Vormittags erschien der Staatssekretär bei mir im Hotel. Ich werde diese denkwürdige Stunde nie vergessen. Wir trafen uns im Vestibül. „Ich habe ein Attentat auf Sie vor! Begleiten Sie mich zur Bahn, Cambon kommt heute. In der Hand trug er die Depesche des Unterstaatssekretärs, die die Ankunftszeit meldete. Als wir nachmittags zur Bahn fuhren, war er in bester Laune. Er scherzte und erzählte mir von Paul Lindaus Aberglauben, der nur in Droschken mit bestimmten Nummern fahre. Nichts deutete in seinem Äußeren darauf hin, daß er vor einem historischen Moment, vor einer hochwichtigen Begegnung stehe. Bei der Begrüßung zwischen Cambon und Kiderlen, die einen sehr herzlichen Charakter trug — mir scheint, die beiden Männer verstanden sich besser, als die Chauvinisten hüben und drüben — stand ich in Sehweite. Nach fünf Minuten brachte der Botschafter seine Gemahlin ins Sanatorium, Kiderlen und ich fuhren zurück, llber die Geschäfte war in der Konversation nur mit einem Satze, den mir der Staatssekretär auf französisch wiederholte, die Rede. Am anderen Morgen traf ich beide Herren zufällig in der Salinenpromenade. Cambon sah ich schon von weitem gestikulieren, Kiderlen war ruhig — ein wandelndes Erzblld. Mittags kam der Staatssekretär zu mir ins Hotel. „Herr Cambon fährt nach Paris, sonst hätte sein Hierherkommen ja gar keinen Zweck gehabt!" meinte Kiderlen, mit den klugen Augen zwinkernd. Im Lesezimmer des „Hotel Büdel" entwarf ich dann das Telegramm, das der Staatssekretär durchsah, kurz redigierte und das zum ersten Male der Öffentlichkeit Kunde davon gab, daß in Kissingen eine Begegnung der beiden Staatsmänner stattgefunden habe.

Ich glaube 14 Tage später — vielleicht irre ich mich auch um einige Tage — ging der „Panther" nach Agadir.

Als ich Kiderlen im nächsten Jahre wiedersah, fand ich ihn merklich gealtert. Der Marokkosommer war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. „Nenn ich heute daran denke, dann kommt es mir vor, als ob alles so sehr weit zurückliegt . . . .", setzte er das Gespräch fort, das ich mit einem Hinweis auf unser letztes Zusammensein in Kissingen begann. Dann zeigte er mir auf der Promenade die Stelle, wo zum ersten Male aus Kiderlens Mund das in Paris so viel umstrittene Wort „Kompensation" — fiel. Man sollte einen Gedenkstein an jener Stätte errichten; die Kompensationen, die uns Frankreich gab, sind es wert. Die Zukunft wird darüber objektiver urteilen, als es die deutsche Presse im Sommer 1911 getan hat.

Als zum letzten Male im Juli 1912 meine Hand in der des Staatssekretärs zu» Abschiednehmen ruhte, war er ernst und der Sorgen voll. Wir sprachen über

Bosnien, den Potsdamer Vertrag, über Baltischport, von dem man ihn, der doch die Fäden dieser Entrevue geknüpft, ferngehalten. Er war von dem Ergebnis dieser Entrevue, so wie sie in dem offiziösen Communiqus geschildert worden war, nicht sehr erbaut und er erblickte mit Recht in der Abfassung dieses Communiquss, das er, nebenbei bemerkt, für ganz überflüssig hielt („ich hatte s. Zt. über unsere Marienbader Begegnung trotz allem Drängen auch nichts veröffentlichen lassen und es ging auch so . . . .") eine Verbeugung vor der T r ip le en t en t e. Er hat mich damals auch autorisiert, es zu publizieren. . . . „Ich habe gar nichts dagegen, wenn meine Auffassung bekannt wird . . . ."
Er liebte es überhaupt nicht, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Und gerade das zeichnete ihn vor so vielen Diplomaten aus. Es steckte nichts Falsches in ihm. Er war aufrichtig und unerschrocken gegen jedermann. Das bewies er wahrlich nicht nur e i n mal in der Marokkoaffäre, wo er an einem sehr heißen Tag in seinem Arbeitszimmer einen stürmischen kriegslustigen Prinzen abkanzelte
Wäre es nach i h m gegangen, das Endresultat von Agadir wäre ein anderes gewesen. Daß damals Fehler auch von derdeutschen Diplomatie gemacht wurden, hat er später selbst eingesehen und zugestanden. Aber sie waren längst nicht so groß und so schwerwiegend, wie der — „Algecirasfehler!'
Die Marokkotage hatten Herrn von Kiderlen das Renommse eines „brutalen Diplomaten" eingebracht. Dieses Konterfei stammt von einem gewissen Zirkel im Berliner diplomatischen Korps, der jahrelang gewöhnt war, daß er mit faden Schmeicheleien von deutscher Seite traktiert wurde. Empört schrieb man aus diesem Zirkel einem mir befreundeten bundesstaatlichen Gesandten, den man (mit Unrecht) nicht auf Kiderlens Seite wähnte: „I^n drutllllits« 6e ^li'. Xickerleu ue »anv«rout M» 1'H.IIemaFue." Herr C a m b o n hat mit jenem Zirkel nichts zu tun. Er war während der Marokkotage ein ebenso aufrichtiger wie anständiger Gegner. (Ein anderer Berliner Botschafter hätte sich daran ein Beispiel nehmen können!) An einer Verständigung mit England hat Kiderlen nie gezweifelt. Als ich mich skeptisch dazu äußerte, hielt er mir vor: „Die Engländer sind viel zu kluge Geschäftsleute, als daß sie nicht einsehen sollten: So kommen wir beide nicht weiter Glauben Sie sicher, die Sache wird, — egal, werin London als Botschafter wirkt!" Weniger egal war's ihm, als Herr von Wangenheim nach Konstantinopel kam. „Mit meinem Willen geht er n i ch t hin . . . .!"
Daß der Staatssekretär — als Gesandter in Bukarest und Kenner des Orients — n i ch t in den Iubelhymnus auf das I un g türke nr egi m e in Konstantinopel einstimmen wollte, dessen politische Kanäle er aus jener Zeit, da er Herrn v. Marschall vertrat, sehr gut tarierte, hat man ihm verdacht.
Und d o ch hat er Recht behalten! Die neueste Phase der politischen Lage — so

wie sie sich jetzt unserem Auge in Konstantinopel zeigt — ruft mir seine Worte ins Gedächtnis, die er mir am 11. August 1909 aus Sinaja schrieb:
„Ein bedenkliches Symptom für die Türkei sehe ich in der Wiederein-mischung von allerlei jungtürkischen Elementen in die Regierung, nament-lich der sogen. Freiheitshelden » In Niazi Ben. In der Negative, dem Sturz des Abdul Hamidschen Regiments waren sie alle einig; ich kann den Boden noch nicht erkennen, auf dem sich Iungtürken, Alttürken, Parlament, Christen, Araber und Albanesen und das kleine Häuflein erfahrener und klarsehender Männer der Regierung, wie Gilmi Rifaat, Ferid etc. sich auch zu positivem Tun vereinigen sollen . . . ."
Dieser Brief ist heute bald vier Jahre alt. Ist er nicht mit wahrhaft prophetischem Blick geschrieben? — Ist Kiderlen nicht ein besserer Seher gewesen wie Herr von der Goltz? —
Ebenso scharfblickend zeigte sich der damalige deutsche Gesandte in Bukarest v. Kiderlen in der Kretafrage, in der er in einem Brief an mich meint:
„Die Verhätschelung der kretensischen Agitatoren durch die Herren „Schutzmächte" mußte natürlich ihre Früchte tragen. Auch hat sich wieder einmal die Schwierigkeit gezeigt, sein Versprechen zu halten, wenn man zwei Leuten denselben Gegenstand verspricht." —
Der tote Kiderlen hatte eine bessere Presse als der lebende. Heute sieht man, was wir an ihm hatten. Ein tragisches Schicksal reißt ihn in d e m Moment aus seinem Wirken, wo er mit dem Schlußstein ein Friedenswerk krönen wollte, wie es aufzubauen nur einem Genie beschieden war! Daß ihm die Orden dafür entgangen sind, wird Kiderlen, so wie ich ihn kenne, dort droben im Himmel nicht schmerzen. Ein Minister, dem am 60. Geburtstag ein Briefckcn eines alten armen Feldzugskameraden lieber ist als hundert Fürstentelegramme, kann nicht lüstern nach Sternen auf der goldgestickten Brust sein.

Max Roloff:
Der Panislamismus.
Der Zusammenbruch der europäischen Türkei ist vielen Kreisen, auch solchen, welche sonst über die Verhältnisse im nahen Orient gut unterrichtet zu sein pflegen, völlig unerwartet gekommen. Wie war das möglich? Man hat in den letzten Jahren in Deutschland das Studium des Islam, der nicht nur eine Religion, sondern auch ein politisches System darstellt, im Großen und Ganzen gröblich vernachlässigt und Dilettantenarbeiten mehr Wert zuerkannt, als sie in Wirklichkeit verdienen. So hat der Islam schließlich jene idealisierte Form angenommen, als welchen man ihn heute in Deutschland kennt; in Wirklichkeit besteht jedoch dieser idealisierte Islam nirgends. Daß die Islamkunde, d. h. die Erforschung der religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Zustände der Islamwelt, in Deutschland vernachlässigt worden ist, haben namhafte Orientalisten erkannt und, um diesem Mangel abzuhelfen, im letzten Frühjahr eine „Deutsche Gesellschaft für Islamkunde" gegründet.
„Unerwartet" ist der Zusammenbruch des letzten selbständigen muhamedanischen Staatswesens von einiger Bedeutung nur für den gekommen, der mit den Geistesströmungen im türkischen Volke unbekannt war. Professor Dr. M. Hartmann, «elcher im Jahre 1940 ein Buch herausgegeben hat, „Unpolitische Briefe aus der Türkei", richtete am 1. Mai 1910 folgend« Zeilen an den Schreiber dieser Studie: „Besonders wichtig ist mir Ihr Urteil über die Bulgaren. Für mich ist kein Zweifel, daß es vor dem 1. Januar 1915 (ich setze das Späteste, sonst vor dem 1. Januar 1913!) zur Eroberung Macedoniens durch die Bulgaren kommt, und die Osmanlis dann freiwillig nach Asien verduften. Die Ferdinandreise war nur eine Inspektion (die 50 Begleiter werden die Augen offen gehabt haben). Eine kleine Verzögerung könnte durch schleunige Thronfolge Insnf Izzeddin's entstehen: der fähige und energische Mann könnte für eine Weile Ordnung schaffen in beschränktem Maße; es wäre aber nur eine Galgenfrist."
Mit dem Panislamismus und der muhamedanischen Propaganda hat man sich in Deutschland offiziell zum ersten Male auf dem II. Kolonialkongreß im Jahre 1910 beschäftigt, und zwar speziell mit der „Ausbreitung des Islam in Afrika und deren Bedeutung und Gefahren für die deutschen Kolonien". Der Referent, I.ic-. Arenfeld (Berlin), führte etwa folgendes aus: „Die Gefahr, welche die Früchte deutscher Kulturarbeit in unseren afrikanischen Schutzgebieten bedroht, wird in unseren Tagen immer deutlicher erkaunt. Seit dem Eintreten der europäischen Kolonialherrschaft dringt der Islam zwar nicht mehr mit Feuer «nd Schwcrt vor, aber seine Propaganda unter den heidnischen Negerstämmen ist

nicht geringer geworden, ja, die neuere Zeit mit ihrer Erschließung der Landstriche für Verkehr und Handel bahnt dem Islam die Wege. Der wirtschaftliche Aufschwung zieht Hunderte von muhamedanischen Indern in's Land und Schutztruppe und Verwaltungsapparat haben Tausenden von Muhamedanern eine angesehene und machtvolle Stellung gegenüber den Eingeborenen geschaffen. Es gilt in Afrika das Wort: wohin der Europäer kommt, dahin kommt der Islam. Der Islam kommt dem Bedürfnis der Neger nach einem neuen innern Halt in den veränderten Verhältnissen entgegen, er paßt sich sehr geschickt ihren bisherigen Bedürfnissen an, läßt ihren Geisteskult und Polygamie bestehen und übt so zunächst eine viel größere Anziehungskraft aus, als das Christentum mit seinen ernsten sittlichen Forderungen. Die nächste Zeit wird entscheiden, ob Islam oder Christentum in Afrika herrschen soll. Der Sieg des Islam würde für die deutsche Kultur verhängnisvoll sein. Der Islam hat noch niemals zur Arbeit erzogen, wie es das Christentum tut. Der Moslim steht dem christlichen Herrn immer feindlich gegenüber, weil es ihm ein Glaubenssatz ist, daß die Ungläubigen nicht über ihn herrschen dürfen. Auch die ostafrikanischen Muhamedaner fühlen sich als Teile der großen islamischen Welt, deren Fanatismus nur auf die günstige Gelegenheit wartet, gegen die Christen die Fahne des Aufruhrs zu entfalten. Wir fordern nicht, daß die Regierung das Christentum begünstige oder den Islam unterdrücke, aber wir wünschen volle Religionsfreiheit und die Vermeidung des Anscheins, als ob die Kolonialregierung den Muhamedaner dem Christen vorzöge. Man gebe der christlichen Mission in wohlwollender Weise freie Hand, damit der Geisterkampf zwischen beiden Religionen ausgekämpft werden kann mit den geistigen Waffen."

In den deutschen Schutzgebieten in Afrika dürfte die Zahl der dort wohnenden Muhamedaner annähernd 3 Millionen betragen; freilich im Vergleich zur Gesamtbevölkerung dieser Gebiete ein geringer Prozentsatz, — annähernd eine halbe Million Muhamedaner dürften übrigens nach Abtretung eines Teiles des französischen Kongos noch hinzukommen; — aber wenn man bedenkt, daß der größte Teil der übrigen einheimischen Bevölkerung nahezu aus heidnischen Negern besteht, welche noch auf einer sehr tiefen Kulturstufe stehen und demnach in kolonial-politischer Hinsicht nicht mitzählen, dann bekommt die Zahl der Muhamedaner einen anderen Wert. Nun kann nicht geleugnet werden, daß von diesen drei Millionen Moslim ein großer Teil den in ihrem Gottesdienste herrschenden Geistesströmungen durchaus gleichgültig gegenübersteht; hiermit sind nicht etwa diejenigen gemeint, für welche die Religion nur ein Kleid ist und die man demzufolge Namen-Moslim nennen kann (wie man ja solche Leute in allen Religionen antrifft), sondern diejenigen unserer schwarzen Untertanen, welche wohl religiös gesinnt sind, aber allerlei heidnische Begriffe in den Islam mit hinübergenommen haben. Der, in theologischer und juridischer Hinsicht sehr strenge orthodore Islam, dem sie doch angehören, wird diese ehemaligen Heiden nie-

mals so beeinflussen, wie dies bei rein muhamedanischen Völkern der Fall ist; dennoch hat auch bei ihnen die Überzeugung feste Wurzel gefaßt, daß sie einem Gottesdienst angehören, der einmal zur Weltherrschaft berufen ist. Es würde demnach von einer politischen Kurzsichtigkeit und Gleichgültigkeit zeugen, wenn man einer Bewegung, wie sie der Panislamismus darstellt, jede praktische Bedeutung absprechen wollte.

Der Panislamismus wurzelt in der Lehre des orthodoren muhamedanischen Rechts, daß alle Muhamedaner, zu welcher Nation sie auch gehören, welche Muttersprache sie auch sprechen mögen, von Rechts wegen einem einzigen, idealen Staate angehören, und daß die verschiedenen muhamedanischen Fürsten nicht Souveräne sind, in dem Sinne, welchen wir diesem Worte beilegen, sondern daß sie alle einen der ihren als Oberhaupt anerkennen müssen. Es ist hierbei nicht nötig, daß alle muhamedanischen Fürsten, was die Regelung der inneren Angelegenheiten ihres Landes betrifft, von diesem Oberhaupt abhängig sind; ihre Autonomie kann so weit gehen, daß sie ihre Untertanen nach eigener Ansicht regieren, so weit dies das heilige und universale Gesetz des orthodoren Islam erlaubt (arab. Schariah, türkisch Schertet, nämlich: die Vorschriften des Korans ^Allahs Wort), die Sunnah ^geweihte Tradition von Muhameds Handlungen und Meinungsäußerungen), Idjmah ^übereinstimmende Vorschriften von Muhameds Genossen und Mitarbeitern)). Es ist nicht einmal nötig, daß alle Fürsten ihrem Oberhaupte einen Tribut bezahlen. Eins ist aber unbedingt erforderlich: sie alle müssen ihn als den Bannerträger der Gemeinschaft der gläubigen Moslim den Ungläubigen gegenüber anerkennen und ihn als ihren Lehnsherrn betrachten; außerdem sind sie verpflichtet, diesem Oberfürsten ihre Streitigkeiten untereinander behufs friedlicher Regelung vorzutragen. Andere Ziele verfolgt im Grunde auch der Panislamismus nicht.

Das muhamedanische Recht verteilt die Erde in zwei große Teile: das Gebiet <Mr) des Islam, und das der Ungläubigen; das letztere wird auch im Arabischen genannt „Gebiet des Krieges (Mr-ul-tmrd)", weil es eine der ersten Pflichten ist, welche auf der muhamedanischen Gemeinde ruht, dies Gebiet, nötigenfalls mit Waffengewalt, zu erobern und die Bewohner desselben entweder zum Islam zu bekehren oder, wenn es Christen und Juden betrifft, diese dem muhamedanischen Herrscher zu unterwerfen. Dies letztere kann auf zweierlei Weise geschehen: das eroberte Land kann als Vasallenstaat dem muhamedanischen Reiche einverleibt und den Bewohnern eine gewisse Autonomie belassen werden, oder diese unterwerfen sich individuell den Moslim und behalten ihren Gottesdienst und zum großen Teil auch ihre eigene Rechtspflege. Dieser Grundgedanke einer staatlichen Einheit aller Gläubigen wird von den alten arabischen Juristen, deren Werke

heute noch in der islamischen Welt als Autorität gelten, so konsequent durchgeführt, daß sie nur zwei Arten von Krieg kennen; nämlich auswärtige Kriege, gegen Ungläubige, und Kriege zur Wiederherstellung der Ruhe im Innern, welche letzteren wieder verteilt sind in Kriege gegen Abtrünnige vom Islam, gegen Räuberbanden und gegen Rebellen. Wenn im Laufe der Zeiten muhamedanische Fürsten untereinander Krieg geführt haben, dann wurden stets die Vorschriften für diese letztere Art von Krieg, gegen Rebellen, befolgt; weil in solchen Fällen der eine kriegführende Fürst nach der Schariah die Autorität des andern nie anerkennen konnte, ohne sich selbst als Rebell zu brandmarken. Zwei Stellen im Koran sll, 28*) und XXXVIII, 25")) schreiben ausdrücklich vor, daß stets ein muhamedanischer Oberfürst auf Erden anwesend sein müsse, nämlich der Statthalter Allahs auf Erden; außerdem besteht noch eine Tradition von Muhamed, welche sagt, daß, wenn sich neben diesem Oberhaupte noch eine zweite Person als solches aufwerfen sollte, diese als Rebell betrachtet und getötet werden müsse. Aus Obengesagtem geht demnach logisch hervor, daß ein nicht-muhamedanischer Fürst von den gläubigen orthodoren Moslim prinzipiell n i em als als ihr rechtmäßiger Souverän angesehen werden darf, höchstens können der eigene Vorteil oder die Tatsache, daß der ungläubige Fürst der stärkere ist, die Moslim dazu zwingen, sich diesem örtlich und zeitlich zu unterwerfen. Eine Stelle im Koran (IV, 140)"**) weist übrigens ausdrücklich darauf hin, daß es den Ungläubigen unbedingt verboten ist, über Muhamedaner zu herrschen.

Es ist überflüssig, zu beweisen, daß die hier umschriebene Bewegung des Panislamismus eine ganze andere ist, als ähnliche Bestrebungen bei einigen europäischen Völkern, welche, obwohl einer Rasse angehörend, staatlich dennoch von einander geschieden sind. Ein Pangermanist z. B. kann wohl behaupten, die Niederländer, Flamländer und deutschsprechenden Schweizer seien verirrte Brüder des großen germanischen Stammes, aber es wird nicht in ihm aufkommen, in Paris oder in Madrid pangermanistische Propaganda zu treiben. Ebenso verfolgen die Ultra-Panslavisten wohl das Ziel, Bulgaren, Polen, Serben, Czechen und andere slavische Stämme unter das Zepter eines slavischen Herrschers zu vereinigen, aber der Gedanke, auch Germanen dieser Wohltat teilhaftig werden zu lassen, liegt ihnen fern, es sei denn, daß ihre Wohnplätze durch eine slavische Bevölkerung umgeben oder begrenzt sind, wie dies z. B. bei den Deutschen der Ostseeprovinzen und den Finnen der Fall ist. Die Ausbreitung der russischen Herrschaft in Asien über größere und kleinere Staaten, die doch auf die Dauer ihre Selbständigkeit nicht behalten können, hat ebenfalls mit dem Panslavismus

') „Da splock dein H«« zu den Engeln: Ich will auf Erden einen Statthalter setzen."

") „O David, wir haben dich zum Statthalter (wörtlich Chalifah) auf Eiden eingesetzt,"

"*) „Und Allah wird nicht zugeben, daß die Ungläubigen etwas übei euch vermögen,"

nichts gemein. So ist es auch mit dem Panhellenismue und dem Panbritanismus. Diese und ähnliche Bestrebungen nach nationaler Einheit beruhen auf einer ethnologischen Grundlage, sie sind beschränkt auf ein geographisches Gebiet, von stammverwandten Völkern bewohnt. Wohnt man außerhalb dieses Gebietes, so kann man wohl manchmal Unannehmlichkeiten haben von diesen Chauvinisten, aber das Volkstum fremder Stämme ist nicht im geringsten bedroht. Anders verhält es sich mit dem Pauislamismus; er beruht nicht auf einer in der Natur begründeten, sich organisch entwickelnden ethnologischen Einheit, sondern auf einer religiösen Einheit, welche einen rein mechanischen Charakter trägt, und gründet sich auf das Dogma der Ausbreitung des Islam mit dem Schwerte, vor allem aber auf das Dogma der verpflichteten staatlichen Unterwerfung aller Ungläubigen unter den idealen Herrscher der muhamedanischen Welt, auch ohne daß sie den Islam annehmen. Dieser Charakterzng des Panislamismus ist die Ursache, weshalb er sich an alle diejenigen Moslim wendet, welche noch nicht Untertanen des großen idealen muhamedanischen Reiches sind, namentlich aber an die Gläubigen, welche in den Kolonien christlicher Mächte leben. Sind in unseren Tagen die Machtverhältnisse zwischen christlichen und muhamedanischen Staaten auch solche, daß an eine Ausbreitung des Islam mit dem Schwerte oder an eine Mafsenerhcbung der Moslim in den christlichen Kolonien nicht mehr gedacht werden kann, so ist dennoch die Besorgnis, mit welcher man in Europa den Panislamismus beobachtet, nicht ohne Grund, namentlich, wenn man im Auge behält, daß der gläubige Muhamedaner die gesamte panislamitische Bewegung auf einen ausdrücklichen Befehl Allahs zurückführt. Solange Muhamedaner unter dem Zepter eines christlichen Fürsten leben, wird die Kluft, welche die Gläubigen von den Ungläubigen trennt, nicht eher überbrückt sein, bis die crsteren das Christentum angenommen haben; materielle Vorteile, die wir unseren muhamedanischen Untertanen gewähren, können uns behilflich sein, daß die scharfen Ecken und Kanten etwas abgeschliffen werden, aber die Kluft bleibt dennoch bestehen.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand: die Art und Weise, auf welche der Panislamismus seine Propaganda betreibt, steht in engem Zusammenhang mit der Behauptung der türkischen Sultane, gerade sie seien als die Nachfolger der Chalifen des großen muhamedanischen Reiches im Mittelalter die zur Weltherrschaft berufenen Fürsten aller orthodoxen Muhamedaner. Hierdurch wird die Sache viel bedenklicher, denn hierdurch bestreitet der Panislamismus grundsätzlich und theoretisch europäischen Mächten das Recht, über Muhamedaner zu herrschen, und arbeitet geradezu im Interesse eines bestimmten fremden Souveräns. Nun kann man unmöglich von den türkischen Sultanen verlangen, daß sie auf Grund ihrer politischen Antecedentien die von gläubigen Muhamedanern gemachten Versuche, sie als die einzigen rechtmäßigen Herrscher aller Moslim zu betrachten, öffentlich ignorieren; eine europäische Regierung, welche über

Millionen Muhamedaner herrscht, kann aber auf der anderen Seite auch nicht zu-
geben, daß ein Teil ihrer Untertanen einem fremden Fürsten huldigt. Ee ist dies
eine der heikelsten orientalischen Fragen, die man — im Interesse beider Par-
teien — am besten ruhen läßt, in der Hoffnung, daß sie sich später, bei der Hand-
habung eines statu» yu», einmal von selbst lösen wird. Die Bedeutung dieser
Frage wird noch heikler, wenn man im Auge behält, daß es sich für die eine
Partei nicht nur um politische, sondern auch um religiöse Zukunftsideale handelt;
deshalb ist es das Beste, daß sich die Diplomatie hier nicht einmischt. Die
Prediger des Panislamismus scheinen oder wollen nicht begreifen, daß sie dem
türkischen Sultan eigentlich einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie diesen als
den Bannerträger des Panislamismus in den Vordergrund stellen, denn sie
können hierdurch die Hohe Pforte nur in Verwicklungen mit andern Mächten
bringen, ohne doch für die Sache des Islam selbst irgendwelchen Vorteil zu er-
langen. Jeder, welcher es wirklich gut mit der Türkei meint und ein aufrichtiger
Muhamedaner ist, sollte im Gegenteil so wenig wie möglich über das Chalifat,
oder besser das eingebildete Chalifat der türkischen Sultane sprechen, sodaß die
Chalifenwürde langsamerhand ein einfacher geistlicher Titel wird. Daß die tür-
kischen Sultane, und auch die Iungtürken, diese Auffassung der Dinge nicht teilen,
sondern sich im Gegenteil an der panislamitischen Propaganda eifrig beteiligen,
ist zur Genüge bewiesen.

II.

Zum besseren Verständnis des Panislamismus ist es nötig, zunächst einmal
festzustellen, wie sich das Religionsgesetz (Schariah) der orthodoren Muhamedaner
den idealen Souverän aller Moslim vorstellt; am ausführlichsten wird dies
Thema behandelt von dem arabischen Juristen MKwerdi (gest. 1058) in seinem
Buche „lll-^.Iill^ili a» 8oItKni^ab", welchem Werke die folgenden Ausführungen
zum größten Teile entnommen sind.

Obgleich die arabischen Juristen nicht einstimmig sind in der Beantwortung
der Frage, ob die Souveränität im allgemeinen ein Begriff des Natur rechts
oder des religiösen Gesetzes ist, welchem die Moslim im besonderen unter-
worfen sind, so sind sie sich doch darin einig, daß die Muhamedaner einen An-
führer (ImKm) haben müssen, welcher sie in Friedenszeiten regiert und in
Kriegszeiten an der Spitze der Armee marschiert. Das Naturrecht (arab. IioKrn)
entspringt aus dem menschlichen Verstande Oyl), während das Schariah-Recht
göttlichen Ursprungs ist und auf Koran IV, 62*) beruht. Die Gemeinschaft der

*) „O, ihr Gläubigen, gehorchet Allah, seinem Gesandten und denen, welchen Autorität
über euch gegeben ist. Vringt eure Streitigkeiten vor Allah und seinen Gesandten."

gläubigen Moslim ist Allah gegenüber dafür verantwortlich, daß stets ein solcher ImKm auf Erden anwesend sei; von dieser Pflicht ist die gläubige Gemeinde nur dann entbunden, wenn die Übermacht der Ungläubigen dies nicht zuläßt. Um zu verhindern, daß in der Folge die von unseren Ausdrücken „Souverän" und „Souveränität" abweichende arabische Bedeutung für „ImKm" und „ImKmat" Veranlassung zu Verwechslungen gibt, sollen hier nur die letzteren beiden arabischen Ausdrücke gebraucht werden. Dieser Imum ist der „Herrscher aller Gläubigen" (Nmir «I mouüuiu) und der „Statthalter Allahs auf Erden" (^tnü-^.Ilad N I'llr6b). Sein Titel ist „Chalifah", wovon unser Chalif, ein arabisches Wort, welches sowohl „Statthalter" wie „Nachfolger" bedeutet. In ersterem Sinne ist er „ObaIiknt-^.IIaK" d. h. Statthalter Allahs, in letzterem Sinne „Odllllillt «Ä»nI ^Illld" d. h. Nachfolger des Propheten Allahs, nämlich Muhameds. Er ist verpflichtet, dem Schariah-Gesetz gemäß zu handeln, ist aber im übrigen nur Allah Verantwortung schuldig. Im Koran wird ihm geraten, in allen wichtigen Angelegenheiten, bevor er einen Entschluß faßt, die Meinung der frömmsten und klügsten seiner Untertanen zu hören, aber er ist nicht verpflichtet, nach der Stimmenmehrheit zu handeln. Eine Art Staatsrat ist demnach in einem muhamedanischen Reiche selbst im Koran, wenn auch indirekt, vorgeschrieben; aber eine Volksvertretung in unserem Sinne ist nach dem muhamedanischen Recht vollkommen ausgeschlossen. Der ImKm ist nicht nur oberster Verwaltungsbeamter, Haupt der Rechtspflege und oberster Kriegsherr, sondern auch der erste Geistliche, der pontikex maxinins in seinem Reiche.*) Seine gesetzgeberische Befugnis ist beschränkt auf diejenigen Angelegenheiten, über welche das Schariah-Gcsetz keine Vorschriften enthält, oder ausdrücklich auf lokale Gebräuche und das Gewohnheitsrecht hinweist. In Glaubenssachen hat er nicht den geringsten Einfluß, es sei denn, daß er persönlich ein Theologe von so eminenter Bedeutung ist, daß er sich in dieser Hinsicht Ansehen zu verschaffen weiß. Unrecht und Willkür sind dem ImKm aufs strengste verboten; ja, was noch mehr sagt, alle seine Handlungen müssen davon Zeugnis ablegen, daß er einzig und allein auf das Wohlsein der Gemeinschaft der Gläubigen bedacht ist, und zwar mit vollständiger Zurücksetzung seiner eigenen persönlichen Interessen und die seiner Familienangehörigen und Freunde. Obwohl Fürst von Gottes Gnaden, so ist das Volk doch nicht für ihn, sondern er für das Volk da. Befolgt er die Vorschriften des Schariah-Gesetzes nicht, oder zeigt er sich aus anderen Gründen zur Regierung

») Da der Islam l«ine „Geistlichen" kennt in unserem Sinne, ist es nicht richtig, wenn in den europilischen Sprachen das Wort „Chalif" mit „geistliches Oberhaupt" übersetzt wird; demnach wllrde der Chalif «ine Art Papst des Islam sein. Di« geistlichen Funltionen des Chalifen haben wohl viele Übereinstimmung mit dies« Idee, aber der Chalif hat, wie oben erwähnt, auch noch andere Funltionen zu verrichten. Jeder fromm« Moslim, ist er auch Privatmann, darf im Islam die Funltion als Geistlicher verrichten.

untauglich, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden, ihm noch ferner Gehorsam zu leisten; umgekehrt aber sind diese dem ImKm zu striktem Gehorsam und Beistand verpflichtet, solange er als rechtmäßig gilt und im Interesse der gläubigen Gemeinde des Islam regiert. Dort, wo er nicht persönlich dem Gottes- dienste beiwohnt, wird sein Name in dem öffentlichen Freitagsgebet in allen Moscheen von der Kanzel herab erwähnt, und zwar an der Stelle, wo um Allahs Segen für die gläubige Gemeinde und die Ausbreitung des Islam gefleht wird. Weigerung, seine Befehle auszuführen, ist nicht nur strafbar als Rebellion gegen das Staatsoberhaupt, sondern auch Sünde gegen Allah. Man könnte die im Schariah-Gesetz beschriebene ideale Regierungsform als einen gelinden Des» potismus bezeichnen, da die Untertanen das Recht haben, den jeweiligen ImKm zu beseitigen, wenn seine Handlungen nicht mehr mit den Vorschriften der Schariah übereinstimmen. In Koran IV, 62 heißt es wörtlich: „O ihr Gläu- bigen, gehorchet Allah, gehorchet seinem Gesandten und denen, welche unter euch ein Amt bekleiden, und seid ihr in irgend einer Sache untereinander uneins, so bringt es vor Allah und seine Gesandten." Der Koran-Kommentator BaidhKwi (gest. 1286) erklärt diese Stelle folgendermaßen: „Die Worte „welche unter euch ein Am» bekleiden" beziehen sich auf die Obrigkeiten der Moslim, sowohl zu Zeiten Muhameds, wie auch später. Hierzu gehören die Chalifen, die Richter und die Kriegsobersten. Der Befehl, diesen Personen Gehorsam zu leisten, wird hier gegeben, nachdem ihnen Allah im vorhergehenden Verse Redlichkeit und ge- naue Gesetzeserfüllung vorgeschrieben hatte. Der 62. Vers enthält demnach die Ermahnung, es sei nötig, den Obrigkeiten zu gehorchen, solange diese auf dem Boden des muhamedanischen Rechts stehen. Manche meinen, daß sich dieser Vers auch auf die Rechte gelehrten bezieht, weil sie unter diejenigen gehören, welche „ein Amt bekleiden". „Und seid ihr in irgend einer Sache untereinander uneins", d. h. die Gläubigen mit ihren Obrigkeiten, „so bringt es vor Allah", d. h. zieht sein Buch, den Koran, zu Rate, „und seinen Gesandten", d. h. fragt Muhamed um Rat, als er noch lebte, aber nach seinem Tode die Sonnah, d. h. die geweihte Tradition." So weit BaidhKwi.

Im übrigen ist der ImKm ein gewöhnlicher Mensch, der sich gerade deshalb, weil ihn Allah so hoch gestellt und ihm so große Macht gegeben hat, um so mehr durch treuere Pflichterfüllung auszeichnen muß, als seine Untertanen. Seine Würde ist heilig, nicht aber seine Person. Als Mensch ist er nicht mehr, als jeder andere Gläubige, der dasselbe Maß von Glauben und Frömmigkeit besitzt. Seine Frauen und sonstigen Familienmitglieder sind gewöhnliche Menschen ohne irgendwelchen Titel oder sonstige Vorrechte. Selbst die Söhne des Inckm haben als solche kein Recht anf die Thronfolge; sie müssen als Thronfolger vom regie- renden ImKm bei dessen Lebzeiten angewiesen werden, oder nach dessen Tode von den angesehensten Männern der muhamedanischen Gemeinde zum ImKm gewählt werden. In beiden Fällen können sie übrigens nur dann zur Würde eines

ImKm oder Thronfolgers erhoben werden, wenn sie persönlich den in der Schariah dafür gestellten Bedingungen entsprechen; d. h. sie müssen volljährig, freie, orthodore Moslim männlichen Geschlechts sein, es darf nichts Nachteiliges über sie bekannt sein, sie müssen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sein, und sie dürfen keine körperlichen Gebrechen haben, welche an ihrer äußeren Haltung oder ihren Manieren erkennbar sind. Was die anderen sittlichen Eigenschaften betrifft, wie Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Gesetzeskunde, hierüber wird in der Schariah keine scharfe Grenze gezogen, welchem Umstande es zuzuschreiben ist, daß die Beurteilung dieser Eigenschaften dem subjektiven Ermessen des ImKm, welcher seinen Nachfolger anweist, oder der Notabeln, welche einen neuen ImKm wählen, überlassen bleibt. In beiden Fällen ist die Annahme des ImKmats oder der Thronfolge nichts anderes als ein Kontrakt, und zwar im crsteren Falle mit dem regierenden Imum als Bevollmächtigter der gläubigen Gemeinde, und im anderen Falle mit der Gemeinde selbst.

Die hier in kurzem besprochene im höchsten Grade merkwürdige, und im Grunde echt demokratische Auffassung der fürstlichen Würde wird jedoch logisch nicht mehr befolgt hinsichtlich der Vorschrift, daß der ImKm dem arabischen Stamme der Koraischiten angehören muß. Dem Schariah-Gesetz zufolge ist nämlich die arabische Nation die edelste der Welt. Die gewöhnlichste arabische Frau, welche einen Mann heiratet, der einer anderen Nation angehört, wäre er auch ein Fürst, schließt eine Mesalliance, welche in den meisten Fällen schon die Schariah unmöglich macht oder doch erschwert. Der gewöhnliche arabische Kameltreiber jedoch kann jede Frau anderer Nationalität heiraten, da das muhamedanische Recht für den Mann keine Mesalliance kennt. Reichtümer und äußere Ehren sind in den Augen des Sohnes der Wüste nichts im Vergleich mit einer unantastbaren und auf viele Geschlechter fußenden Genealogie. Das Schariah-Gesetz versteht jedoch unter „Araber" allein die Angehörigen der rein arabischen Stämme, aber nicht das Gemisch von allerlei Nationalitäten, woraus sich u. a. die Bevölkerung von Mekka zusammensetzt; Mekka ist die am wenigsten arabische Stadt in Arabien. Muhamed selbst hat wiederholt erklärt, daß das Oberhaupt aller gläubigen Moslim seinem eigenen Stamme, dem der Koraischiten, angehören müsse, welcher Stamm von jeher bei den Arabern als der edelste galt. Spätere Juristen gingen selbst noch weiter, indem sie als die edelste Familie dieses Stammes die von HKschim bezeichneten, welcher der Prophet selbst entsprossen war. Diese Familie zählt heute noch zahlreiche Glieder, welche all« in direkter männlicher Linie abstammen vom Chalifen Ali nnd Muhameds Tochter Fatimah. Sie führen den erblichen Titel Scharif oder Sajid. Man kann demnach die Mitglieder dieser Familie HKschim als eine Art Erbadel im Islam betrachten, und zwar erblich in dem Maße, daß keine Fürstengunst imstande ist, jemand von weniger hoher Herkunft in diesen Adel aufzunehmen. Um Imnm zu werden, ist es jedoch nicht nötig, Scharif oder Sajid zu sein, es genügt, wenn

der Betreffende Koraischit ist; wohl dient es als eine Art Empfehlung für diese Würde. Gewöhnlich wird von Europäern dieser nationale Hochmut der Araber damit in Verband gebracht, daß der Prophet Muhamed ihrer Nation angehörte, jedoch mit Unrecht; bereits in der vor-islamischen Zeit hielten sich die Araber für ebenso vornehm wie heute, und von jeher galt der Stamm der Koraischiten als der edelste unter ihren Stämmen. Nur die Titel Scharif und Sajid hängen mit dem Islam zusammen.

Oben wurde schon angedeutet, daß der ImKm das Recht hat, seinen Nachfolger anzuweisen. Hierfür kann er seinen Sohn, ein anderes Familienglied oder einen Fremden wählen, wenn derselbe nur Koraischit ist. Der zum Nachfolger Bestimmte muß aber auch den Vorschriften entsprechen, welche das Schariah-Gesetz in dieser Hinsicht gibt, er muß u. a., wie schon erwähnt, volljährig sein, und zwar bereits am Tage der Anweisung. Dies ist der Schlüssel für die sonst fremdartig scheinende Tatsache, daß in den Chalifendynastien des Mittelalters nicht immer der Sohn vom Vater als Nachfolger bestimmt wurde. Ein Chalif, welcher bei seiner Thronbesteigung nur minderjährige Söhne hatte, zog es vor, namentlich im Hinblick auf die Unsicherheit und die Lebensgefahr eines orientalischen Fürsten, das Imamat dadurch seiner Familie zu erhalten, daß er sofort bei seiner Thronbesteigung z. B. seinen volljährigen Bruder als Nachfolger bestimmte; er wartete nicht ab, bis sein ältester Sohn volljährig war, da er seines Lebens nie sicher war und bei einem plötzlichen Tode nicht wissen konnte, ob dann nicht ein Koraischit aus einer anderen Familie zum IMm gewählt werden würde. Hat der als Nachfolger Bestimmte die Thronfolge einmal angenommen, so hat er auch ein kontraktliches Recht darauf, welches Recht ihm durch etwaige spätere, jedoch einseitige Willensänderung des regierenden Imnm nicht mehr verloren gehen kann.

Wird der Thron vakant, und ist kein Nachfolger angewiesen, dann wird ein neuer ImKm gewählt, und zwar von den Notabeln des Volks, den Juristen, oder eigentlich den Schriftgelehrten, „die Personen, welche entbinden und binden können" (arab. anl nl Kall na 'I aq6). Dies sind die angesehensten Gelehrten, Kriegsobersten, Stammeshäuptlinge und andere angesehene Personen, vorausgesetzt, daß sie die Befugnis haben, als Zeuge vor Gericht auftreten zu können. Das Gesetz fordert, daß die Versammlung, welche die Wahl verrichtet, als eine würdige Vertretung der muhamedanischen Gesamtgemeinde gelten kann; doch es betrachtet die Frage, ob dies auch wirklich der Fall ist, als eine y u a, e » ti o kneti. Soviel ist gewiß, daß es nicht nötig ist, alle Notabeln des Reiches in die Hauptstadt zu berufen, und es ist selbst mit der Möglichkeit gerechnet, daß in verschiedenen Teilen des Reiches verschiedene Personen als ImKm gewählt werden können. Es bestehen wohl Vorschriften darüber, welche Wahl in solchen Fällen als gültig zu betrachten sei, aber diese Vorschriften stehen alle auf sehr

schwachen Füßen. Natürlich ist immer nur der wählbar, welcher den für die fürst-
liche Würde vorgeschriebenen Bedingungen entspricht.
Wenn der Thron vakant wird, ohne daß ein Nachfolger angewiesen worden
ist, und keine Gelegenheit besteht, einen neuen ImK,m zu wählen, dann kann
jemand, nach dem Urteil späterer Juristen (u. a. Nawawi, gest. 1278), auch
ImKm werden durch das Recht des Stärkeren (arab. i»t.M, wörtlich: „sich der
Regierung bemächtigen"). Der Islam soll ja doch nie ohne ein sichtbares
Oberhaupt sein, man muß demnach in solchen Fällen die Sache als «in I'ait
aneompli betrachten und den ImKm als solchen anerkennen; es ist dann
auch nicht nötig, daß das neue Oberhaupt den vom Gesetz vorgeschriebenen Be-
dingungen entspricht. So kann unter Umständen z. B. auch eine Frau oder ein
Minderjähriger als rechtmäßiger ImKKm den Thron besteigen. Wohl ist es er-
forderlich, daß wirklich ein I'nit aeeoiuM besteht, d. h. die Person, welche sich
des Imamats bemächtigt, muß auch wirklich die Macht besitzen, sich auf dem
Throne zu halten, sie muß die Regierung führen im Interesse der Moslim, wie es
die Schariah vorschreibt, und endlich, der neue ImKm darf kein Ungläubiger sein.
Ein neuerer Jurist, Baidjuri (gest. 1844 in Kairo), äußert sich über diesen Punkt
folgendermaßen: „Drittens kann jemand ImKm werden durch das Recht des
Stärksten. Wenn sich nämlich ein Moslim mit Gewalt des Thrones bemächtigt
hat, muß er als gesetzmäßiger ImKm anerkannt werden, fehlen ihm auch die Eigen-
schaften, welche das Gesetz fordert, er kann selbst minderjährig oder weiblichen
Geschlechts, eine Person von schlechtem Lebenswandel oder nicht im Vollbesitz
seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit sein, wenn seine Regierung nur dient zur
Förderung der Sache des Islam. Seine Befehle und Anordnungen müssen
befolgt werden als ein Gesetz der Notwendigkeit. Was einen Ungläubigen be-
trifft, so kann dieser niemals als ImKm anerkannt werden, hat er sich auch wirk-
lich durch Gewalt des Thrones bemächtigt. Denn der Allerhöchste sagt im Koran:
,Allah wird niemals die Ungläubigen über die Gläubigen stellen/" Es ist selbst-
redend, daß sich eine Person, welche den gesetzlich angewiesenen oder den ge-
wählten ImKm vom Throne gestoßen und die Regierungsgewalt an sich gerissen hat,
niemals auf das I'ait accoiupli berufen kann, wenn der vom Throne Gestoßene
den in der Schariah geforderten Bedingungen für das Imamat entsprach.
Außer durch den Tod, durch Abdankung, durch Kriegsgefangenschaft, aus
welcher der ImKm voraussichtlich in absehbarer Zeit nicht befreit werden kann,
wird der Chalifenthron auch vakant, wenn, wie schon erwähnt, der ImKm die
Vorschriften des Schariah-Gesetzes nicht befolgt, oder die körperlichen und geistigen
Eigenschaften verliert, welche für dasImamat gefordert werden. InbeidenFällen
ist ein positiver Beweis nötig, doch das Urteil hierüber ist der öffentlichen Meinung
unter den gläubigen Moslim überlassen, oder besser, den Männern, welche als
Organe und Führer der öffentlichen Meinung gelten. Jedenfalls beschließt bei
icdem einzelnen Gläubigen in letzter Instanz das eigene Gewissen darüber, ob

das Schariah-Gesetz erlaubt, einem ImKm noch länger Gehorsam zu leisten oder nicht. Keine einzige sichtbare Macht vermag in dieser Hinsicht, nach den Dogmen des orthodoren Islam, das Gewissen der gläubigen Gemeinde sittlich zu beeinflussen.
Zum besseren Verständnis des Imamats sei hier Erwähnung getan von zwei Kategorien hoher Staatsbeamter, welche dem ImKm in der Verwaltung des Reiches zur Seite stehen, nämlich die Wesire und die Gouverneure der verschiedenen Provinzen. Der Wesir ist ungefähr dasselbe, was im Abendlande ein Minister ist, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht dem Volke, sondern nur dem ImKm Verantwortung schuldig ist; er ist der Trichter, durch welchen alle Befehle des Fürsten zur Ausführung kommen. Ein solcher Wesir kann für alle Angelegenheiten ernannt sein, es kann ihm aber auch nur ein bestimmtes Ressort, z. B. das des Innern, anvertraut sein. Der ImKm kann einen oder mehrere Wesire zugleich ernennen, in letzterem Falle führt der eine als Groß-Wesir den Vorsitz und ist demnach eine Art Ministerpräsident oder Reichskanzler. Neben diesem begrenzten kennt man noch das unbegrenzte Wesirat, wobei der ImKm einem Wesir unumschränkte Vollmacht erteilt, um in seinem Namen, doch nach eigenem Gutdünken die Regierungsgeschäfte zu erledigen, ähnlich wie dies der Fall war mit den Hofmeiern der Merrwinger und bis im Jahre 1868 in Japan mit den Schugun's. In diesem Falle ist der ImKm nur noch das theoretische Oberhaupt der Moslim, eine Art Mikado vor der Abschaffung der Schugun's in Japan.
Dieser unnmschränkte Wesir vertritt den ImKm sowohl in seinen gottesdienstlichen, wie in seinen weltlichen Funktionen; er ist dann eigentlich nur noch dem Namen nach Fürst. In einer Hinsicht jedoch steht der ImKm über dem unumschränkten Wesir: dieser braucht kein Koraischit zu sein. Bei den Gouverneuren der Provinzen findet man einen ähnlichen Unterschied. Der gewöhnliche Gouverneur, arabisch WKli oder Emir genannt, ist ein Beamter, welcher für die Ausführung der Befehle des Imüm oder des unabhängigen Wesirs zu sorgen hat. Außer diesen kennt aber das muhamcdanische Staatsrecht auch noch unabhängige Gouverneure, welche ihr Gebiet als Unterteil des großen muhamedanischen Reiches nach eigenem Gutdünken verwalten, und welche nur in solchen Angelegenheiten, welche die allgemeine Wohlfahrt des Reiches berühren, von der Zentralregierung Befehle und Anweisungen empfangen. Diese unabhängigen Gouverneure können ernannt werden vom ImKm oder dessen unabhängigem Wesir, sie können aber auch in gewissen Fällen rechtmäßig Anspruch haben auf ihre Unabhängigkeit, muß dies auch erst durch den ImKm bestätigt werden, was jedoch in den meisten Fällen nicht geweigert werden kann, also eine Art Investitur.
Einem Feldherrn z. B., welcher ein Gebiet von den Ungläubigen erobert und dem muhamedanischen Einheitsstaat einverleibt hat, kann niemals das Recht geweigert werden, nun auch unabhängiger Gouverneur dieser neuen Provinz zu sein. Diese unabhängigen Gouverneure führen neben den schon erwähnten Titeln WKli und Emir auch häufig den Titel „Sultan"; die Gouverneure derjenigen Pro-

vinzen, welche an das Land der Ungläubigen grenzen, nannte man früher vK'i
(Dey), wie z. B. die Dey's von Algier.*)
Aus Obengesagtem geht deutlich hervor, daß die Bewegung des Panislamis-
mus nicht, wie oft angenommen wird, nur religiöse Zwecke verfolgt, sondern vor
allem ein politisches Ziel im Auge hat: die Unterwerfung aller Moslim unter den
Statthalter Allahs auf Erden, die Gründung eines muhamedanischen Weltreiches.
Eine direkte Gefahr für die europäischen Staaten, welche über Millionen Mos-
lim in ihren Kolonien herrschen, besteht freilich nicht; aber die Ausbreitung des
Islam als Religion hat in neuester Zeit solche Dimensionen erreicht, daß, wenn
einmal in der islamitischen Welt „tlie rißdt mnu <in td« ri^lit plnce" an die
Spitze der Bewegung treten sollte, ein Mahdi, der nicht ein Fanatiker, sondern
ein Politiker mit weit sehendem Blick ist, alles zu erwarten und zu fürchten ist.
Aus diesem Grunde läuft auch das Streben der britischen Regierung, welche diese
Gefahr längst vor Augen hat, seit Jahren darauf hinaus, das Kalifat in die
Hände eines ohnmächtigen Fürsten arabischen Bluts zu spielen; dieser würde dann
nur eine Drahtpuppe sein in der Hand seiner Gönner, und allen zentralistischen
Bestrebungen des Panislamismus wäre ein Ende gemacht.

Lord Courteney of Penwith:

Nationen und Nachbarn.

Ein Brief an einen deutschen Freund.

Ich möchte mich gern über einen Punkt, auf den ich Sie im vergangenen
Monat hingewiesen habe, etwas ausführlicher auslassen. Ich bat Sie, zu er-
wägen, was Italien vor etwa mehr als einem halben Jahrhundert gewesen, und
was es jetzt sei. Im Jahre 1858 war Italien noch ein „geographischer Aus-
druck", und nichts mehr; der König von Sardinien war Herr Piemonts; die Lom-
bardei und Venedig waren Teile des österreichischen Kaiserreichs; ein Österreicher
war Großherzog von Toscana, ein Bourbone König der beiden Sizilien; der
heilige Vater besaß die Kirchenstaaten; kleinere Fürsten stoppelten den Rest der
Halbinsel zusammen. Es gab kein gemeinsames, kein freies Leben. Die macht-
habenden Herrscher waren von verschiedenen Herrschereignungen; einer oder zwei
waren ziemlich gut, andere unerträglich schlecht, alle als der Sehnsucht nach
einem freien Italien für Italiener Fremde und feindlich Gesinnte angesehen.
Politische Freiheit war ein Traum; Handelsverkehr und ökonomische Entwicke-

*) Die genaue Nedeuwug dieser verschiedenen Titel ist folgende: W2Ii — Herrscher;
Emir -- de. Befehle gibt; Sultan ^ Machthaber; D5'i ^ derjenige, welchem die Dlllvah auf-
getragen ist, d. h. der die Ungläubigen zu ermahnen hat, sich zum Islam zu bekehren oder
dem ImKm zu unterwerfen.

lung waren erdrosselt. Geächtete Phantasten prophezeiten das Herannahen einer
italienischen Nation, die ihre Rolle unter den Nationen spielen würde, und ihre
Freunde lächelten mit gutmütiger Ungläubigkeit über jene eitlen Träume. S«
standen die Dinge im Jahre 1858. Wie steht der Fall jetzt? Ich will Ihnen
mein Bedauern über manche der letzten Offenbarungen der italienischen Einigkeit
nicht verhehlen; aber ich glaube zu wissen, daß Sie, gleich mir, den eingetretenen
Wechsel als einen gewaltigen Gewinn erklären dürften. Das materielle An-
wachsen steht außer Frage. Trotz des rückständigen Südens ist der Fortschritt
Italiens als eines Ganzen ein gewaltiger gewesen. Auch in bürgerlicher Freiheit
hat sich eine ergiebige Stärkung erwiesen. In Stadt und Land, in Städtever-
waltungen und im Parlament sind die Italiener mit der Ausarbeitung ihrer
eignen, heimischen Probleme beschäftigt. Und haben Sie nicht im internationalen
Leben seit langen Jahren Italien als ein Mitglied der Triple-Alliance willkommen
geheißen? Wenn wir alles, was im Vergleich für und wider gesagt werden
kann, abwägen, muß sicherlich anerkannt werden, daß die Umbildung Italiens
nicht nur in Hinsicht auf die Italiener selbst, sondern auch im Interesse Europas
und der Zivilisation ein großer Gewinn ist. — Wie ist diese Umbildung vollzogen
worden? Ich will nicht in die Geschichte des Altertums zurückgehen; ich will nur
von dem sprechen, was sich während meiner Arbeitsjahre ereignet hat. Vor
1859 schmiedeten italienische Verbannte viele Pläne und entwarfen viele Unter-
nehmungen; aber diese alle kamen zu nichts. Das Versprechen von 1848 war in
einen Zusammenbruch ausgelaufen. Mazzini kam und ging, aber lebte zum
größten Teile in England, wo ihn eine kleine Gefolgschaft von Schülern als einen
inspirierten Heiligen und Weisen verehrte. Ein oder andrer Gläubige lebt noch,
für den die Vergangenheit eine heilige Erinnerung ist. Sympathie mit italie-
nischen Aspirationen wurde von vorgeschrittenen Liberalen lebhaft empfunden,
blieb aber untätig. Die Rede, die Napoleon III. am Neujahrstage 1859 an den
österreichischen Gesandten richtete, verursachte einen plötzlichen Wechsel; und eine
gänzlich neue Situation wurde sichtbar, als eine französische Armee mit dem
ausgesprochenen Zwecke in die Lombardei marschierte, Italien von den Alpen bis
zum Adriatischen Meere zu befreien. Wie war unsere Stimmung in England?
Liberale Enthusiasten liebten Italien, mochten aber Louis Napoleon nicht. Eng-
länder aus allen Volksschichten und Parteien waren wenige Monate vorher zum
Unwillen gegen ihn erregt worden und hatten sich eiligst als Freiwillige zur Abwehr
einer nationalen Gefahr gestellt. Beim Rückblick auf die Vergangenheit müssen
wir nach meiner Meinung gestehn, daß Louis Napoleon etwas mehr, als der
gcschmähte Charlatan, der so viele im Jahre 1859 verletzt hat, gewesen ist, und
seine italienische Erpedition einem, wenn auch mit selbstischen Motiven ver-
mengten, doch anerkennenswerten Wunsche zur Beförderung des Wohls Italiens
gefolgt ist. Indessen! Seiner Vorkämpferschaft wurde weithin mißtraut, und Sie
werden sich, wenn Sie die vor einigen Jahren veröffentlichten „Briefe der

Königin Viktoria" gelesen haben, erinnern, mit welch' starker Verurteilung der
Hof der Tat des französischen Kaisers begegnet ist. Die Königin — und vielleicht
noch mehr der Prinzgemahl — glaubte natürlich sehr stark an die Heiligkeit der
Besitzrechte der Herrschenden und ging leicht über Fragen der Stimmung der
Untertanen hinweg. Nach meinem Wissen hatten wir in jenen Tagen nicht viel
von einer Offenkundigkeit einer deutschen Meinung. Deutschland war tatsächlich
noch nicht organisiert. Aber der Kaiser von Österreich war noch das Haupt
des Norddeutschen Bundes, und der Marsch der mobilisierten Preußen nach der
französischen Grenze darf jetzt als die geheime Ursache des Friedens von Villa
Franca angenommen werden, jenes Friedens, der, wie Lord Brougham zurzeit
sagte, wie ein über alles Verstehn kommender Gottesfrieden zustande kam. Er
beendete den Krieg nicht, bevor die Lombardei befreit war, was keine Kleinigkeit
war, aber doch bevor die Hälfte des größeren Zieles dieses Krieges verwirklicht
worden war. Die Bewegung Italiens war indes den Händen entglitten. Die
Intervention Napoleons III. fand ihr Ende, aber die Kühnheit Garibaldis und
die staatsmännische Kunst Cavours und ebenso jene völlige Fäulnis einer gouver-
nementalen Autorität in Mittel- und Süditalien, ohne welche Verwegenheit,
Staatskunst und selbst volkstümliche Begeisterung ohne Nutzen gewesen wären,
blieben in Kraft. Die Bewegung nahm ihren Fortgang und ruhte nicht, bis
Ilalien tatsächlich frei und das Heim eines sich selbst regierenden Volkes wurde.
Venedig war zwar erst nach Sadowa miteinbegriffen und Rom bis nach Sedan
zurückgehalten — die Einigung Deutschlands brachte in beiden Fällen die Eini-
gung Italiens einen weiteren Schritt vorwärts — aber die Halbinsel war befreit,
nach Napoleons eigenen Worten, von den Alpen bis zum Adriatischen Meere. Er
fetzte die Bewegung in Gang. Ist etwas über das Eingreifen oder Nicht-Eingreifen
der fremden Mächte in ihren ferneren Fortgang und endlichen Vollzug zu sagen?
Im großen und ganzen genommen darf gesagt werden, Italien habe sich selbst
geschaffen. Europa war Zuschauer und hatte den Takt, nicht einzugreifen. Wenn
irgend eine Ausnahme zu verzeichnen war, war's vielleicht auf Seiten Groß-
Britanniens. Ich habe von der Eifersucht, mit der unsre Nation das Unter-
nehmen Napoleons betrachtete, gesprochen; aber trotz dieser Eifersucht fehlte es
nicht an mancher Sympathie für Italien. Während Napoleon und Viktor
Emanuel noch ihren Fcldzug fortsetzten, fand bei uns selbst eine allgemeine Wahl
statt, und die Frage unsrer Auslandspolitik mit besonderer Berücksichtigung der-
selben zu Italien wurde während dieser Wahl mindestens zur Debatte gestellt.
Lord Derby war das Haupt der konservativen Regierung zur Zeit dieses Wahl-
gangs, und seine persönliche Ansicht über den italienischen Charakter mag aus
der Tatsache festgestellt werden, daß er sich erlaubte, auf diese Nation die Ihnen
sicherlich bekannten Worte Macbeths anzuwenden:

„Ja, ja, ihr lauft so auf der Liste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heißen

Courteney of Penwith Nationen und Nachbarn
Die eigne Rasse aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den fleiß'gen Jäger. So auch mit den Menschen."
(Nach Schiller III. Aufz. 4. Auftr.)
Die Mittelklasse Englands war damals liberal, und das Ergebnis der Wahl war der Eintritt einer liberalen Regierung ins Amt; Lord Palmerston als Premier-Minister, Lord Russel als Minister fürs Auswärtige und Mr. Gladstone als Finanzminister; alle von starker Sympathie für Italien. Die neue Regierung griff allerdings nicht ein, aber ihre Haltung versicherte vielleicht das Nicht-Eingreifen Anderer, und das Auftreten unsrer Admirale im Mittelländischen Meere war von sehr wohlwollender Neutralität. In einem kritischen Augenblick lehnte es Lord Russel ab, mit Frankreich zum Aufhalten Garibaldis zusammenzuarbeiten, und diese Ablehnung verhinderte es wahrscheinlich, daß die Befreiung wiederum zu einem Fiasko wurde. Der so von unserm Minister für s Auswärtige gefaßte Entschluß wurde in der Folge mit emphatischem Nachdruck aufrecht erhalten, und Italien schuf sich selbst. Aus welchem Grunde habe ich Sie gebeten, die Erinnerung an die Geschehnisse von 1859 und 1860 wachzurufen? Die Geschichte scheint mir einige Wahrheiten hervorzutreiben, die grade in der gegenwärtigen Zeit der Erinnerung ganz besonders wert sind. Sind sie auch nicht neu, dürften sie deshalb sehr wohl auf's neue auf die Gedankenplatte geätzt werden. An erster Stelle erscheint es zu klar, daß die Wiederherstellung der italienischen Einheit erst nach nngekannten Verzögerungsmomenten erreicht worden wäre, wäre nicht die Intervention Napoleons erfolgt. Die Tatsache ist für mich nicht schmackhaft, aber ich kann sie nicht ableugnen. Die Kräfte innerhalb Italiens waren der Anstrengung nicht gewachsen und außerhalb gab es keine Autorität, welche mit Erfolg hätte angerufen werden können. Kein, wie auch immer fest begründeter, Schiedsgerichtshof — und solchen gab's damals nicht — konnte mit solchen Streitpunkten, wie sie in Frage standen, abhandeln. Ein Gerichtshof oder ein Kongreß der europäischen Mächte hätte nach Prinzipien internationaler Politik die Situation Italiens beraten können, aber wer, der sich die Reihen diplomatischen Gedankens und Gefühls jener Zeit vergegenwärtigt, kann den Traum hegen, daß dann irgend ein gutes Resultat aus solcher Diskussion hätte kommen können? Tatsächlich war der Gedanke an einen europäischen Kongreß vor dem Ausbruch des Krieges angeregt worden, aber österreich lehnte es ab, am gleichen Tisch mit Sardinien zu sitzen; und wir dürfen vielleicht dafür Dank wissen, daß nach dem Frieden von Villa Franca keine nördliche Macht unter Beziehung auf vorherbestehende Verträge eine Konferenz zur Revision und Ratifizierung der Friedensbedingungen verlangt hat, denn wir können sicher sein, daß der Erfolg irgend einer solchen Versammlung eine Niederdrückung der ferneren Bewegung, wenn nicht eine Bekürzung des bisher Er»

reichten bedeutet hätte. Das Konzert Europas ist ein großes Instrument, dessen Wert innerhalb seiner eigne« Sphäre zu unterschätzen, ich der Letzte sein würde. Aber wir müssen die Grenzen seiner Wirksamkeit erkennen. Es wirkt im Rat, nicht nach Majoritäten; und wenn seine Beschlüsse Aufforderungen darstellen, denen gehorcht werden muß, sind sie doch nur durch den Meinungsdruck, der auf eine widerstrebende Einheit ausgeübt werden kann, machtvoll. Dieser Druck kann durch Feststellung vollendeter Tatsachen ausgeübt werden, kaum aber die Erzwingung eines Wechsels der Haltung der betreffenden Einheit auf Grund unvollendeter. Bei der Übersicht des Einigungswerks Italiens habe ich, und auch Sie, wie ich hoffe, an die im Entstehen befindliche Umbildung in Süd - Osteuropa gedacht. Als wir uns trafen — wie lange ist's her? — fragte ich Sie, wie die Stimmung Deutschlands über die Balkanfrage sei; und Sie antworteten mir, sie sei stark — nein, man könne sagen, leidcnschaftlich-pro-türkisch; und ich fürchte, Sie sagten dies in einem Tone, der andeutete, daß Sie selbst nicht ganz von ihr abweichen. Die Volksstimmung ist hier nicht pro-türkisch gewesen, aber auch die Sympathie mit den verbündeten Balkanmächten war in vielen Kreisen nur eine mäßige. Ein Schätzungsurteil über den Charakter der Balkan-Rassen, nicht immer von einflußlosen Personen stammend, dürfte umgegangen sein, das dem ähnelt, welches nach Ihren Worten Deutsche nach persönlichem Verkehr mit jenen geformt haben. Mit Bezugnahme auf solche Urteile, wie sie hier und unter Ihren Landsleuten umgegangen sind, habe ich an Lord Derbys Zitat aus Macbeth erinnert. Nichts indessen hat den Erfolg wie der Erfolg, und die Anwendung verächtlicher Worte auf die Balkan-Rassen hat in England mit dem Fortgang des Krieges stark nachgelassen. Möglicherweise ist in Deutschland eine ähnliche Modifikation eingetreten. Wir jedenfalls haben gelernt, den Bulgaren als einen nüchternen, geduldigen und fleißigen Bürger anzuerkennen, der sowohl die Fähigkeit besitzt, einen weitangelegten Plan zum Handeln zu entwerfen und diesen pflichtbewußt zur Ausführung zu bringen, wie auch vorsichtig in großen und kleinen Dingen ist; und nach und nach dürften wir auch unser Urteil über Serben und Griechen überprüfen müssen. Männer mit offenen Augen, ob in London oder Berlin, müssen Notiz von neuen Tatsachen nehmen und alte Vorurteile beiseite schieben. Und die neuen, sich uns erweisenden Tatsachen ergeben sich als eine Folge und Fortsetzung von schon wohl begründeten Tatsachen. Ich erinnere mich, wie ich vor 40 Jahren in Budapest sinnend auf ein Moskowitergrab schaute, das weiß aus den Weinbergen an den Hügelhängen Ofens als ein überlebendes Merkmal einer vergangenen Herrschaft des Türken über Ungarn hervorblinkte. Das ist lange her; aber was ist nicht alles während der letzten 60 Jahre geschehn? Die teilweise und dann völlig vollzogene Emanzipation der Donau-Fürstentümer, in ein Königreich unter einem Hohenzollern geschmiedet; eine gleiche Umbildung Serbiens und dann der gehinderte und verzögerte, aber mit sicherem, wenn auch

langsamem Schritt vollzogene Wiederaufbau Bulgariens. Ich bin kühn genug, zu glauben, daß Sie, als Deutscher, diese Bewegung mit ungemischter Genugtuung ansehen. Kein offener Akt Deutschlands hat einen Fortschritt gehindert, den zu hindern auch kein geheimer Wunsch vorlag, so viel ich weiß. Ein Engländer muß andere Gefühle hegen. Er kann sich nur mit gewissem Verdruß Lord Salisburys Geständnisses erinnern, daß wir im Krimkriege „unser Geld auf das falsche Pferd gesetzt haben". Er muß mit noch bittererem Gefühl daran denken, daß auf Veranlassung der englischen Regierungskunst halb Bulgarien unter türkische Herrschaft zurückgeliefert wurde, nachdem es durch russische Intervention zurückgefordert worden war. Wir sind verantwortlich für die Taten unsrer Nation, selbst für jene, zu denen wir nie zugestimmt haben; und das Unrecht der Vergangenheit, das nicht vergessen werden kann, verstärkt den Wunsch, daß dieser letzte Akt des Befreiungsdramas sich als vollständig und endgültig, von keiner Feindseligkeit von außen durchkreuzt und von keinen unglückseligen Eifersüchteleien innerhalb seiner Grenzen befleckt erweisen möge. Was sind also die Beschlüsse, über die Deutschland und Britannien sich sicherlich einigen müssen und in deren Anerkennung und Durchführung sie sogar sich zusammenfinden könnten zur Besserung ihrer Verhältnisse unter sich selbst? Die Staaten des süd-östlichen Europa haben sich aus eigner Tat als einen Bund aü boc gegründet. Der Sultan hat um Frieden nachgesucht und würde sich offenbar zufrieden geben, wenn Konstantinopel und ein begrenztes Gebiet um die Stadt unter türkischem Gebot bleiben würde. Wenn die Verbündeten willens sind, dieses zuzugestehen, würde Europa kaum zur Erweiterung des Verhandlungsgebiets eingreifen, obgleich es ebenso im Interesse des Türken, wie des Christen besser sein würde, wenn die Herrschaft des Sultans gänzlich nach Asien überführt und Konstantinopel mit seiner Umgegend als eine Freistadt bei Neutralisierung der Dardanellen unter internationalen Garantien organisiert werden würde. Das ist eine Aufgabe, die große Anforderungen an die ganze Weisheit aller Kongreßmächte stellen würde, und es mag im Augenblick genügen, auf sie hinzudeuten. Was erreicht worden ist, sollte schnelle, ja weitherzige Anerkennung finden. Wir selbst sollten unsere Politik im Krimkriege und beim Kongreß von 1878, und Deutschland den Rat und die Hülfe vergessen, die es in den jüngsten verflossenen Jahren der Regierung der Türkei geleistet hat; aber beide sollten wohl ein Gefühl der Erleichterung darüber empfinden, daß sie der undankbaren, fruchtlosen, wenn nicht schlecht beratenen Arbeit enthoben sind, das wieder einzurenken zu versuchen, wa? nicht eingerenkt werden kann. Ein gewichtiger Grund scheint mir dafür zu sprechen, daß Deutschland und Britannien sich darin einigen sollten, die Vergangenheit zu vergessen und sich an die Gegenwart zu halten. Beide dürfen, wenn sie überhaupt eingreifen, mit Recht behaupten, daß sie es als leidenschaftslose Freunde einer bessern Gestaltung der Dinge im südöstlichen Europa tun. Unser Premier-Minister sagte in seiner wohlbedachten Rede beim Lord-Major-

Bankett: wir haben kein direktes Interesse an der endgültigen politischen und territorialen Aufteilung des locu» in guo; und dasselbe darf wohl, wie wir annehmen, von dem Deutschen Reiche gesagt werden. Wir beide sind uninteressiert und stehen doch beide als die Freunde, wenn nicht als die Vorkämpfer der Außenmächte da, welche am stärksten an der Entwickelung des Problems interessiert sind. Der Kreisel der Zeit schleudert Britannien als den Freund Rußlands hervor, und Deutschland ist der Halbbruder und Verbündete Österreich-Ungarns. Das sind in der Tat die formalen Beziehungen beider; aber die Situation ist durch die Tatsachen erleichtert, daß man sich schwerlich Deutschland vom Freundschaftsband mit Rußland getrennt vorstellen kann, und daß zwischen Österreich-Ungarn und Britannien seit Generationen keine ernstliche oder andauernde Entfremdung eingetreten ist. Wenn Italien als eine dritte stark interessierte Macht angesehen werden muß, dürfte es sicherlich auf den Ratschlag gemeinsamer Freunde vertrauen. Wenn Britannien und Deutschland die gegenseitigen Verdächtigung^.,, welche unsere letzten Jahre beunruhigt haben, beiseite schieben könnten, ist die vor ihnen liegende Gelegenheit zur segensreichsten Ausübung gemeinsamen Einflusses gegeben. Ebenso ist die Richtung ihrer wertvollen Tätigkeit nicht weniger offensichtlich. Die zu erreichenden Zielpunkte sind: eine freundschaftliche Ordnung der künftigen Beziehungen zwischen den jetzt im Kriege verbündeten Mächten und eine Beschwichtigung der ganz offenbar erregten Besorgnisse zwischen den Nachbarstaaten, welche den Erfolg der Verbündeten verfolgen. Wir dürfen wohl hoffen, daß die Ordnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Balkanstaaten keine außenstehende Hilfe erheischen wird. Sie können diese Angelegenheiten, wenn Sie wollen, für sich selbst ordnen, wenn auch ein hier und da von einem wohlwollenden Freunde kommendes gutes Wort die Aufgabe erleichtern dürfte. Wenn der bestehende Kriegsverein sich in einen Zollverein entwickeln würde, dürfte Deutschland mit dieser wirklich schmeichelhaften Nachahmung wohl zufrieden sein, und Britanniens Zustimmung würde nur die eine Hoffnung hegen, daß die neue Union dem Freihandel zugetan sei. Hier ist eine Linie natürlicher Zusammenarbeit zwischen uns. Ich würde herzlichst gern die unglückliche Krisis des Juli letzten Jahres aus meinem Gedächtnisse verbannen; aber ich kann nicht vergessen, daß Deutschland in dieser unglückseligen Episode für die offene Tür in Marokko eingetreten ist, während wir, die Freihändler der Welt, ihr indifferent oder feindselig gegenüberstanden. Erlauben Sie uns, diesen Fehler in Süd-Ost-Europa gut zu machen. Indem wir unser Bestes dazu täten, den Freihandel dort zu fördern, würden wir offenbar zugleich unser Bestes dazu tun, die Gefahren, welche auf feiten Österreich-Ungarns drohn, zu beseitigen. In manchen Kreisen war eine beklagenswerte Tendenz vorhanden, diese Gefahren zu vergrößern oder gar anzufachen. Österreich-Ungarn wurden unwiderrufliche Ultimata zugeschrieben — die nach meiner Kenntnis in keiner Erklärung der gemeinsamen Regierung, noch selbst in der offiziellen Presse Ausdruck

fanden. Ein leidenschaftsloser geschichtlicher Überblick über die wirklichen Tat-
fachen würde zu dem Urteil führen, daß das Kaiser-Königreich eine der Mächte
ist, die sich vorzüglich mit friedlicher Heimpolitik begnügen. Länger als eine
Generation hat es sich in keiner Weise nach außen gedrängt, es sei denn, daß wir
die Annektierung Bosniens als eine Ausnahme ansähen; auch sie war indes mehr
eine nominelle als eine wirkliche Umbildung. Ja, wenn wir uns erinnern, daß
sie mit einer Aufgabe des Sanjak von Novi Bazar verbunden gewesen ist, dürfen
wir sagen, daß sie einen Rückzug und nicht einen Angriffsakt bedeutete. Auch
hier muß ich wieder die Hoffnung ausdrücken, daß wir gern dazu zustimmen
werden, die Erinnerung an manches unbedachte Geschwätz, das der Annerions»
Erklärung folgte, absterben zu lassen. In der gegenwärtigen Krisis ist das Auf-
treten der kaiserlichen und königlichen Regierung mehr als korrekt gewesen; es
war gemäßigt. Graf Berchtold hat manche feurigen Freunde enttäuscht, und doch
gibt es offensichtliche Gründe, die ihn bewegen, zu sprechen, wie er gesprochen
hat. Wenn das Kaiser-Königreich unter seinen Völkerschaften manche aufweist,
die eifersüchtig oder gar feindselig auf die serbischen Aspirationen blicken, um-
fängt es doch auch andere, welche mit diesen selbst bis zur Brüderlichkeit sym-
pathisieren, während noch ein dritter Bestandteil dagegen protestiert, in irgend
eine kriegführende, ob günstige oder ungünstige, Haltung gedrängt zu werden.
Kein Wunder also, daß die Erklärung erfolgte, daß das Interesse Österreich-Un-
garns an der Balkan-Entwickelung ein ökonomisches, kein territoriales sei, und
darum kein anderer Wunsch obwalte, als der des Schutzes der eigenen ökono-
mischen Zukunft. Möge Deutschland und ebenso Britannien diese Erklärungen an-
nehmen und beherzigen und nach Analogie derselben eine Politik verfolgen, die
nutzbringend für sie selbst, günstig für Österreich-Ungarn und nicht nachteilig für
die Balkan-Verbündeten ist — eine Politik der offenen Tür, offener Häfen und
offener Straßen. ,,^u» trau»itu» iunoxii" ist jedem deutschen Juristen in Phra-
seologie und Praris geläufig; so könnten Rechtslinien, die der Art nach den schon
bestehenden entsprechen oder ihnen streng analog sind, als eine friedliche Lösung
der gerüchtweise drohenden Schwierigkeiten in die Ordnung der Balkanangelegen-
hciten übertragen werden. Die Rechte freier Durchfuhr, welche den Handels-
verkehr am Rhein, der Meuse, der Scheide und der Donau zwischen den Landwirt-
schaftsgebieten und der See sicherstellen, könnten auf den Transitverkehr von den
Hinterländern der Balkanstaaten zu den Häfen, sei es am Schwarzen,
dem Ägäischen oder dem Adriatischen Meere angewandt werden. Für Männer
guten Willens liegt in all dem nichts Unerreichbares; nichts, das sich denen, die.
als Zuschauer ad extra der vorüberziehenden Kriege, stetiges Interesse an Han-
delsfreiheit haben, nicht empfehlen würde. Es mag einer Aussprache vorbehalten
bleiben, ob ein europäischer Kongreß dazu nötig ist, besondere Regulative über
die Handelsstraßen nach den Zweiggebieten des Mittelländischen Meeres aufzu-
stellen, wie frühere Kongresse die Bedingungen des ,.1u» trau»itu» inuoxii" nach

andern Meeren festgelegt haben; aber irgendwie kann und sollte das Ziel erreicht werden. — Sie dürften fragen, welche Hoffnung oder Aussicht dafür vorhanden sei, daß die Stimmung eines eventuell einberufenen europäischen Kongresses sich se einmütig und weitsichtig erweisen würde, wie ich annehme. Es wäre natürlich eine wundervolle Beendigung des Krieges, wenn ein Kongreß für unnötig befunden werden würde. Ich gebe Ihnen aber die Berechtigung der Annahme zu, daß der Kongreß, der angerufen werden sollte, die Fähigkeit erweisen würde, Schwierigkeiten zu glätten, wie ehrliche Makler gehandelt haben und handeln sollten. Ich habe die Haltung Frankreichs nicht erwähnt; wir dürfen indes m. E. darüber einig sein, daß die Sprache und das Auftreten Mr. Poincarss die beste Deutung französischen Einflusses darstellen. Sie in Berlin wissen wahrscheinlich mehr von der italienischen Politik, da doch der Marquis de San Giuliano erst kürzlichst in Ihrer Mitte geweilt hat; aber sein Besuch darf wohl als Maßgabe für die Art angesehen werden, in der Italien von der Autorität Deutschlands geleitet werden würde. Österreich-Ungarn und Rußland haben sich, wie ich mir zu wiederholen erlaube, in spannenden Verhältnissen sehr vernünftig gezeigt. Ich hoffe, über unser eigenes auswärtiges Amt nichts sagen zu müssen. Ich habe mein Urteil über seine Politik bei anderen Gelegenheiten abgegeben, glaube aber, daß sie während der ganzen gegenwärtigen Krisis von ausgesprochenem guten Willen war. Ich gewahre, daß ein erdichteter Wunsch, Suda-Bai zu erwerben, der vor wenigen Jahren die Eifersüchteleien des Quai d'Orsay immer aufs neue entflammt hatte, jetzt Beunruhigung in andern Kreisen zu erwecken scheint; ich bin aber überzeugt, daß er als eine boshafte Erfindung unnatürlichen Verdachts abgewiesen werden darf. Es ist an Deutschland, das Versprechen wohlwirkender Mitarbeit einzulösen; und es ist, wie ich glaube, eine Illustration unserer kleinlichen Eifersüchteleien, daß wir etwas im unklaren über die Rolle des deutschen Vertreters beim Kongreß zu sein die Empfindung haben sollten. Er würde dort erscheinen, um die Politik seines Souveräns zu vertreten, und diese Politik darf sicherlich als eine des Friedens angesprochen werden. Ihr Kaiser ist allerdings von Zeit zu Zeit eine Bestürzung erregende Persönlichkeit im europäischen Drama gewesen; es ist aber die Eigenart des Genies, unberechenbar zu sein; und seine Individualität hat sich allmählich den Beobachtern als einen Freund freundschaftlicher Empfindungen unter allen Nationen klar gestellt. Dem Kaiser, der vollendete Tatsachen und die Bedingungen, die dauernden Frieden und Ordnung gewährleisten, schnell erfaßt, darf zugetraut werden, daß er seinen Vertreter beauftragen wird, seinen Einfluß, der leicht von ausschlaggebender Bedeutung sein kann, für eine Ordnung der Dinge einzusetzen, die, weil auf Rechtlichkeit und guten Willen gestellt, von Dauer sein wird.

G. H. Perus:

Mehr Licht über die Agadir-Krisis.

Die Agadir-Krisis von 1911 muß den intelligenten und weitsichtigen Deutschen, Franzosen und Engländern in gleicher Weise von dauerndem Interesse sein. Sie brachte diese 3 großen Nationen in absehbare Nähe eines Krieges von unabsehbaren Umfängen. Sie ist immer noch in manchen ihrer Gesichtspunkte und Umstände rätselhaft. Die meisten ihrer Hauptmitwirkenden sind noch auf ihrem gleichen hohen Posten; und wer weiß, ob sie nicht eines Tages die Welt mit einer neuen Leistung gleicher Art in Staunen versetzen dürften. In jedem Falle wird die Behandlung der Krisis durch die betreffenden großen Minister für lange Zeit eine klassische Beleuchtung der Abwege der alten Diplomatie bleiben, ebenso wie der Verlauf der „Tunizifierung" Marokkos, aus der die Krisis entstand, neben der britischen Besetzung Ägyptens ein Arbeitsvorbild des modernen Imperialismus bleiben wird. Deshalb bedarf ich keiner Entschuldigung, wenn ich dieses Thema wieder aufnehme, über das ich zur Zeit in Ihren Spalten schreiben durfte. Seit jener Zeit hat man in England und Deutschland sehr wenig neuer Aufklärung durchsickern lassen; aber das soeben veröffentlichte französische Gelbbuch enthält frisches Material von bedeutendem Interesse und Gewicht. Ich habe es passend gefunden, daß ein Engländer die Arbeit der Analyse und Synthese der Masse der jetzt zugänglichen Informationsbruchstücke übernehmen solle; erstens, weil m. E. von den drei Regierungen die englische, wenigstens soweit es ihre Tätigkeit in dem Höhepunkt der Krisis angeht, die schärfste Kritik erheischt, und zweitens, weil ein Engländer, der zugleich ein Freund Frankreichs und Deutschlands ist, hoffen darf, die Gesichtspunkte, die zwischen den Ministern dieser Staaten zur Geltung kamen, unparteiisch zusammenstellen zu können. Das ist eine Art journalistischen Vermittelns und Schiedsprechens, die sicherlich häufiger versucht werden sollte. In der sehr erfolgreichen englisch-deutschen Freundschafts-Konferenz, welche diesen Sommer im Rathause der City of London abgehalten wurde, hat ein hervorragender Redakteur vorgeschlagen, daß z. B. der Redakteur der „Kölnischen Zeitung" gelegentlich Leitartikel in der Londoner „Times" schreibe und umgekehrt. Natürlich muß bei irgend einem solchen Versuch ein Wunsch nach Freundschaft und unparteiischer Gerechtigkeit sowohl bei den Lesern wie bei den Verfassern vorhanden sein. Glücklicherweise darf ich annehmen, daß die Leser dieses Blattes sowohl Weltbürger wie Patrioten in engerem Sinne sind und meinen eigenen Wunsch teilen, die Tatsachen des Streitfalles mit ruhigem Gerechtigkeitssinne zu prüfen, um alle drei Nationen in der Zukunft von einer Wiederholung der Fehler und Torheiten der Vergangenheit retten zu können. —

Mehr Licht über die Agadir-Krisis G. H. Perris
Das französische Gelbbuch ist ein gewaltiger Band von 671 Seiten und enthält 690 Telegramme, die die marokkanischen Angelegenheiten vom September 1910 bis März 1912 umfassen. Es ist sehr weit davon entfernt, uns alles über die Ereignisse dieser Zeit zu erzählen. Es sagt nichts über die geheimnisvollen Verhandlungen, welche bekanntlich privat in Berlin und Paris von Herrn Caillaur unter Mithilfe des Herrn Fond^re, Direktors der Congo-Schiffahrtsgesellschaft, des Bankiers Henroot und Dr. Semler's, Präsidenten der Süd-Kamerun-Gesellschaft, gepflogen worden sind und die Pariser Presse während der Untersuchung des französischen Senats-Komitees im vorigen Jahre mit Gerüchten gefüllt haben. Es enthält weder die Reden der Herren v. Bethman Hollweg und v. Kiderlen-Wächter, gehallten vor dem Komitee des Reichstags für Auslandspolitik, noch die sensationelle Feststellung, die Mr. Lloyd George im Namen Sir Edward Grey's im Mansion-House Juli 1911 gemacht hat, und ebensowenig die Rede Sir Edward Grey's im House of Commons vom 27. November. Wir werden sehn, daß nichts im Gelbbuch zeigt, daß die französische Regierung die britische ersucht habe, die Rolle zu spielen, welche letztere tatsächlich in der Iuli-Krisis gespielt hat, und daß auch nicht ein Titel von Beweis für die zurzeit in England verbreitet gewesene und geglaubte Feststellung vorhanden ist, daß die deutsche Regierung es während 14 Tagen versäumt habe, eine wichtige englische Depesche zu beantworten. Dies sind Teile der Geschichte, die noch in ein Mysterium gehüllt sind; manche von uns werden sich nicht zufrieden geben, bis das Mysterium nicht völlig enthüllt sein wird. Auch anderes von Belang ist übergangen worden. Zum Aus gleich finden wir viel Aufklärung, die, verglichen mit dem andern oben besprochenen Material, zu einer sehr bedeutsamen wird. Indem ich daran erinnere, daß wir es mit zwei Hauptteilen des Themas zu tun haben, nämlich der langen Kontroverse zwischen Deutschland und Frankreich und sodann der Britischen Intervention, welche jene für einen Augenblick verschärfte, stelle ich nun die hauptsächlichen Tatsachen in chronologischer Folge zusammen. —
Die Verdauung der Beute, welche England im Jahre 1904 Frankreich und Spanien überlassen hatte, wurde nur für den Augenblick durch die Algeciras-Konferenz gestört. Selbst das direkte französisch-deutsche Abkommen vom 4. Februar 1909, das bei Anerkennung des besonderen politischen Interesses Frankreichs ein ökonomisches Zusammenarbeiten der Franzosen und Deutschen vorsah, unterbrach nicht ernstlich den Fortgang zu einem französischen Protektorat. Im Herbst 1910 befestigte die französische Regierung ihr Joch über den Maghzen durch Verstärkung ihrer militärischen Mission und Spanien suchte Sicherheiten für seine Schadloshaltung in seinem Riffkriege. Im Dezember lenkt der Besuch eines französischen Kreuzers in Agadir die Aufmerksamkeit auf diesen seltsamen Platz. Agadir, dieser alte, vielleicht beste Hafen an der marokkanischen Küste, unter gegebenen Verhältnissen ein guter Markt und Regierungssitz, war schon im Jahre 1776 von der Mohrischen Regierung dem Handel verschlossen worden;
-

teilweise war's geschehen, um die Bewohner des umgebenden Landstrichs, die Sous, wegen fortwährender Aufstände zu bestrafen, zum andern zugunsten Mogadors, der „künstlichen Stadt", wie der französische Konsul sie nennt. Der Landstrich ist von Natur aus reich, aber der Mangel an einer Ausflußmöglichkeit hat das unglückliche Volk in große Armut versetzt. Britische Kaufleute hatten die Öffnung Agadirs beantragt; ein offensichtlich vernünftiger Handelsschritt; angesichts dieser Möglichkeit vielleicht hatten dann gewisse deutsche Firmen, insbesondere die Mannesman-Gesellschaft, Konzessionen für Erzabbau erlangt und Handelsbeziehungen in diesem Umkreise eröffnet. Auf eine Anfrage des Berliner auswärtigen Amts (Dezember 1910) wurde erwidert, der Besuch eines französischen Kreuzers in Agadir diene nur der Unterdrückung des Waffenschmuggels' und hiermit kam die Angelegenheit zur Ruhe. Im Anfang letzten Jahres wurden zwischen Paris und Berlin Verhandlungen über französische Pläne zur Anlage von Eisenbahnen eröffnet, die von Onjda an der algerischen Grenze, resp. Casablanca nach den Fez-Linien führen und nach ihrer Vereinigung Algerien mit der atlantischen Küste verbinden würden. Die Deutschen forderten Sicherheiten für einen angemessenen Anteil an deren Bau. Wenn Frankreich diese Linien unter seinen eigenen Bedingungen bauen würde, würde es ihm ein ökonomisches Monopol verleihen. Wir brauchen die Einzelheiten der darauffolgenden Kontroverse nicht in Erinnerung zu bringen; zwei Dinge müssen indes gesagt werden: Wäre einerseits das französische auswärtige Amt zu einem schnellen und großherzigen Abkommen über diese Angelegenheit gekommen, statt zu schachern, wie ein Marktweib, hätte keine Agadir-Krisis erfolgen müssen. Während andererseits Deutschland am Ende wesentlichen Ersatz für die Aufgabe seiner Rechte erhielt, gab England die seinigen auf, ohne irgend einen Ersatz erhalten zu haben. Herr Jules Cambon, der französische Gesandte in Berlin, der eine ganz hervorragende Rolle in diesem Drama spielte, warnte seine Regierung, daß eine kleine Wolke sich am Horizont erhebe. ,,^'ai Ia keriue couvietiou que !en ?uinnauce« ne" «e plaiuarout Minai« »i eu vue de l'ouvrir <lavautaße au commerce, uou» kaiLvun a.uelo.ue cbon« au Nlaroo. 8i, du re»te, uou» äouniou» ü, penser K I'^.IIemaßue nue, uou» recloutou« de uou» euteuäre au ^laroc avee eile, aiuni oue I'exe'cution cle uotre aecorcl clu 9 ksvrier H 909 le eomziorte, ce »erait üe uature n uou» creer bellucoup <le äikkicults»." (4. März.) Dennoch lehnte Mitte März das Monis-Kabinett das Zustandekommen des französisch-deutschen Kongo-Konsortiums ab, das einen Monat früher von dem Briand-Ministerium provisorisch unterzeichnet worden war. Was uns in gewissem Maße überrascht, ist die hier festgestellte Tatsache, daß parallel zu den Verhandlungen mit Deutschland eine auf beiden Seiten in viel steiferen Tönen geführte Aussprache mit Spanien lief. Ein Vorschlag, eine spanische Militär-Mission in Fez zu errichten, beunruhigte stark das französische auswärtige Amt, das offen erklärte, es würde

solche Rivalität nicht dulden. März 1911 wurde Mr. Cruppi, Mr. Pichons
Nachfolger am Quai d'Orsay, benachrichtigt, daß nach Meinung der spanischen
Regierung die neue marokkanische Anleihe und die Reorganisation der Armee des
Sultans „eine neue Entfaltung französischer Macht in Marokko" darstelle und die
spanische öffentliche Meinung hierdurch ernstlich beunruhigt sei. Nach einer pro-
phetischen Warnung von selten des Sultans Mulay Hafid, die darauf hinwies,
daß eine Straferpedition gegen den Zair-Stamm, der eine französische Wache in
den Hinterhalt gelockt hatte, „das Signal zu einem großen, schwer niederzu-
schlagenden Aufstande in Marokko sein könnte", zog die deutsche Regierung Erkun-
digungen über diese Frage ein und bemerkte, daß „Frankreich durch aufeinander-
folgende kleine militärische Operationen allmählich zu einer Art dauernder Okku-
pation geführt werden könnte, welche den Vertrag von Algeciras aufzuheben ge-
eignet sei". Klagen strömten nun von Madrid; Frankreich böte Deutschland Eisen-
bahnrechte an, die Spanien gehörten; es monopolisiere den Befehl über die sche»
rifische Armee, was den Abkünften von 1904 und Algeciras widerspräche; es
mache mit dem Sultan ein finanzielles Geschäft, das unvereinbar mit den Ver-
trägen und Freundschaft sei. Vergeblich wies der französische Gesandte in Madrid
darauf hin (7. April), daß der Skandal eines französisch-spanischen Streites zu
„einer neuen Algeciras-Konferenz, die in der Intcrnationalisierung Marokkos
endigen würde", auslaufen würde. Gerade in diesen aufregenden Verhältnissen
erfuhr anfangs April die französische Regierung, daß die Berbern Fez belagerten,
und entschloß sich zu einer Entsatzerpedition. „Die Einnahme von Fez", sagte die
spanische Regierung, „würde eine große Veränderung des Gleichgewichts in der
Einflußmacht in Marokko bedeuten"; und Spanien müsse also Frankreichs Bei-
spiel folgen. Es ist offenbar, (Telegramm No. 160), daß diese Gesichtspunkte in
Berlin bekannt waren. Obgleich nun die deutsche und französische Presse ihren
Einfluß fühlbar machten, begnügte sich die deutsche Regierung zunächst mit milden
Vorhaltungen. Aber hier finden wir das Herz des Problems. „0u ue von»
croirll en Hllem^ue", sagte Herr v. Kiderlen-Wächter zu Herrn Jules Cambon,
« von» parle? cl'ocouvatiou temporaire. Huaua a-t-ou vu kmir uue oeeu-
plltiau cke ce ßeure? Nnt-ce en Nß^vte? ^ lue» veux, I'^cte u'^lßs»ira»
vöoue Mr un polut; il reno»a sur l'idse kau»»e uue le Naroc ent un
Ntat or^auins. Huoi qu'il en noit, le» euonen »aut ain»i; «i Ia »<>u-
veraiusts au 8ultan venait il uisvaraltre, I'^Uemll^ue von» laisnerait
lidre» Ae klüre ce ^que vou» vouurie? du Hlaroo, vourvu qu'on lui ^ kit
«H part. lün lltteuclant, il kaut ^ naintenir l'stilt üe cdonen 2etuel»."
Zwei Tage später wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen. „8o)ou»
»ineere», je vou» pre", rief Herr Kiderlen aus, „et jouon» eaite» «ur tadle.
Huanä von» »eie? a I'e«, vou» u'en »ortireli nlu»." Im Bericht über diese
Gespräche drückte Herr Cambon den Glauben aus, daß „I/^IIeuiassne, poui-vu
uu'on lui uonukt uue part, non» adllnuounerllit le Hlaroc"; aber er gibt

solche Rivalität nicht dulden. März 1911 wurde Mr. Cruppi, Mr. Pichons Nachfolger am Quai d'Orsay, benachrichtigt, daß nach Meinung der spanischen Regierung die neue marokkanische Anleihe und die Reorganisation der Armee des Sultans „eine neue Entfaltung französischer Macht in Marokko" darstelle und die spanische öffentliche Meinung hierdurch ernstlich beunruhigt sei. Nach einer prophetischen Warnung von selten des Sultans Mulay Hafid, die darauf hinwies, daß eine Straferpedition gegen den Zair-Stamm, der eine französische Wache in den Hinterhalt gelockt hatte, „das Signal zu einem großen, schwer niederzuschlagenden Aufstande in Marokko sein könnte", zog die deutsche Regierung Erkundigungen über diese Frage ein und bemerkte, daß „Frankreich durch aufeinanderfolgende kleine militärische Operationen allmählich zu einer Art dauernder Okkupation geführt werden könnte, welche den Vertrag von Algeciras aufzuheben geeignet sei". Klagen strömten nun von Madrid; Frankreich böte Deutschland Eisenbahnrechte an, die Spanien gehörten; es monopolisiere den Befehl über die sche» rifische Armee, was den Abkünften von 1904 und Algeciras widerspräche; es mache mit dem Sultan ein finanzielles Geschäft, das unvereinbar mit den Verträgen und Freundschaft sei. Vergeblich wies der französische Gesandte in Madrid darauf hin (7. April), daß der Skandal eines französisch-spanischen Streites zu „einer neuen Algeciras-Konferenz, die in der Intcrnationalisierung Marokkos endigen würde", auslaufen würde. Gerade in diesen aufregenden Verhältnissen erfuhr anfangs April die französische Regierung, daß die Berbern Fez belagerten,

und entschloß sich zu einer Entsatzerpedition. „Die Einnahme von Fez", sagte die
spanische Regierung, „würde eine große Veränderung des Gleichgewichts in der
Einflußmacht in Marokko bedeuten"; und Spanien müsse also Frankreichs Bei-
spiel folgen. Es ist offenbar, (Telegramm No. 160), daß diese Gesichtspunkte in
Berlin bekannt waren. Obgleich nun die deutsche und französische Presse ihren
Einfluß fühlbar machten, begnügte sich die deutsche Regierung zunächst mit milden
Vorhaltungen. Aber hier finden wir das Herz des Problems. „0u ue von»
croirll en Hllem^ue", sagte Herr v. Kiderlen-Wächter zu Herrn Jules Cambon,
« von» parle? cl'ocouvatiou temporaire. Huaua a-t-ou vu kmir uue oeeu-
plltiau cke ce ßeure? Nnt-ce en Nß^vte? ^ lue» veux, I'^cte u'^lßs»ira»
vöoue Mr un polut; il reno»a sur l'idse kau»»e uue le Naroc ent un
Ntat or^auins. Huoi qu'il en noit, le» euonen »aut ain»i; «i Ia »<>u-
veraiusts au 8ultan venait il uisvaraltre, I'^Uemll^ue von» laisnerait
lidre» Ae klüre ce ^que vou» vouurie? du Hlaroo, vourvu qu'on lui ^ kit
«H part. lün lltteuclant, il kaut ^ inaintenir l'stilt üe cdonen 2etuel»."
Zwei Tage später wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen. „8o)ou»
»ineere», je vou» pre", rief Herr Kiderlen aus, „et jouon» eaite» «ur tadle.
Huanä von» »eie? a I'e«, vou» u'en »ortireli nlu»." Im Bericht über diese
Gespräche drückte Herr Cambon den Glauben aus, daß „I/^IIeuiassne, poui-vu
uu'on lui uonukt uue part, non» adllnuounerllit le Hlaroc"; aber er gibt

keinen Beweis zur Unterstützung der von Sir Edward Gre» aus der Iingo-Presse
wiederholten Vermutung, der entsprechend Deutschland auf eine Teilung Ma-
rokkos hinziele; auch das Gelbbuch enthält keine solchen. Daß Deutschland nach
einem Gebiet irgendwohin Umschau hielt, mag zugegeben werden; und nur ein
wirklich dummer Mensch kann sich darüber freuen, daß Deutschlands Ausblick nach
Besitzungen immer durchkreuzt worden ist, nicht am wenigsten auffällig in Alge»
ciras. Die Streitfrage über die Eisenbahnen nahm ihren Fortgang; Klagen über
die ungerechte Behandlung'deutscher Untertanen von feiten der französischen Be-
amten liefen ein; die französische Okkupationsarmee wurde um 4 Bataillone ver»
stärkt; Spanien erhob Einspruch gegen „flagrante" Verletzungen des Abkommens
von 1904 und „die offensichtliche feindselige Stellung gegenüber spanischen In-
teressen". Am 19. April berichtete Mr. Jules Cambon dem deutschen Reichs-
kanzler über die projektierte Erpedition nach Fez, indem er hierbei folgende kühne
Analogie vorbrachte: ,,^'ai iumnts «ur la lour6e responnibilits <M penerait
»ur ceux qui empecderaient 1l l I'rauoe lle pren6re <1en menure» 6e salut.
^6 Ini lli msme rllppels len acounlltioii» gue Ixircl Oromer ava,it illäi» portee»
eoutre Nr. (illläntoue, il c>ui il repraobllit ü'avoir sts caune, en teiupori»2iit,
lle Ia mort <ie (3oräoii et lle« Nuropeeu» reulerms« llveo wi üllu» KI>artoiiill."
Der Kanzler erwiderte mit nahezu den gleichen Worten, wie sein Kollege, Herr
von Kiderleu: ,^i van»2ile2 il ?e2, vou« n'eu »ortire^ pll«; et, üllun ce cll«, e'ent
la ^ue»tic»u qui »e ponerll tout eutiere, ce c>ue, il tout Prix, je vouürai» sviter."
..^e ne äoin M» von» üi»»iiuri1er" — schrieb Mr. Cambon an Mr. Cruppi am
21. April mit Bezug auf die Eisenbahnfrage — „yn'il m'ettt paru prskerable üe
llouuer une »atinkaction plun ßsnsrale il l'^IIema^iie pour uue psrioüe 66teriulllse.
tjuoi <^>ue pui»»eut peuner certaine» z>er8ouue», le <üdaiieelier,
il luou «eutiiueiit, ue recdercde p»l> ci llvcntuik» au iluroe;
il veut mailIteuir le» interet» scouoiuiczuen äe l'^lleuiilßne."
Wie dem auch sei, er denke, daß Petersburg und London nunmehr befragt werden
sollten. London gab sofort seinen Segen zur Fez-Erpedition. Wiederholt und
klarer warnte Herr von Kiderleu, daß er, falls die Macht des Sultans mit
französischen Bajonetten aufrechterhalten werden sollte, die Bedingungen von
Algeciras als nicht innegehalten werde ansehen müssen und „wir werden
dann unsere Freiheit wieder aufnehmen". Spanien sprach in ungefähr ähn-
licher Sprache, schlug ein neues französisch-spanisches Abkommen vor, appellierte
an Sir Edward Gren und erhielt eine Reihe von Douchen für seine Schmerzen.
(N. 289, 319 und 377.) Die Erpedition brach am 26. April auf und entsetzte die
Stadt am 21. Mai. Spanien schritt zur Besetzung von Tetuan und Larache unter
heftigem Protest Frankreichs und des Sultans. Während einiger Wochen war
die französische Macht mit der „Pacifizierung" des Landes beschäftigt. Während
dieser Pause hatte Mr. Cambon am 11. Juni eine andere Unterredung mit dem
deutschen Kanzler. Auf des letzteren Bemerkung hin, die deutsche Ansicht der An-

gelegenheit befinde sich in wachsender Beunruhigung, entwarf der kühne Gesandte Vorschläge, die wir als Anfänge eines dramatischen Handelsgeschäfts ansehn würden, wüßten wir nicht, daß Mr. Caillaur, der seit Ende Februar im Finanzministerium in Paris gewesen war, schon Privatverhandlungen, die auf eine französisch-deutsche Bahn im Kongo-Kamerungebiet hinzielten, in Berlin eingeleitet hatte. „?er»onue", sagte Mr. Cambon, „ue peut enipüeker les fruit» <ie mKrir, ni le Naroc de tomber uu jour »oun uotre iuklueuoe." Indes, wenn gewisse alte Erinnerungen eine Entente cordiale verhinderten, wie sein Bruder eine solche zwischen London und Paris zu schaffen mitgeholfen habe, „il iue »eiudle, yue uou» uourrlon» exaiuiner Ie» que»tiou» c>ui nou» iutsre»neut le» un» et Ie» autre», et cuercuer K üouuer K I'opiuiou »Uemauüe len »ati»laetiou» <^ui lui periuettraieut de voir «au» iuyuistu«ie le äsvelopveiueut äe I'iuklneuce politiczue krauyllise au Naroc."
Das war der erste formelle und offizielle Vorschlag zur „Compensation", und er kam von der französischen, nicht der deutschen Seite. Mit dem Bemerken, Deutschland verlange wohl einen Anteil in der Teilung der Welt und lasse sich aus keinem neuen Lande ausschließen, habe aber keine Animosität gegen Frankreich, bat der Kanzler Mr. Cambon, mit Herrn von Kiderlen zu konferieren. Die Kissinger Unterredungen folgten. Am 21. Juni bemerkte Herr von Kiderlen, es sei offenbar unmöglich, die Risse in der Marokkanischen Streitfrage zu verkleistern; man kam llberein, irgendwoanders Umschau zu halten. „Bringen Sie uns etwas aus Paris." „Ich werde es versuchen", antwortete Mr. Cambon; und seiner Regierung gegenüber fügte er zu, wenn sein Weg auch riskant sei, sei es jetzt zum Rückzug zu spät. In diesem kritischen Punkt fällt der Vorhang über die diplomatische Szene wieder. Die „Endursache" des Agadir-Zwischenfalls ist genügend klar; die unmittelbare Ursache ist noch nicht festgestellt. Am 23. Juni kam Mr. Cambon nach Paris, am 25. fiel das Monis-Kabinett; zwei Tage später folgte Mr. de Selves d«n Mr. Cruppi im Amt am auswärtigen Amt; und am 28. Juni wurde Mr. Caillaur Premier. Mittlerweile hatten der deutsche Kaiser, der Kanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen in Kiel eine Zusammenkunft, und am 1. Juli wurde in Paris, London und anderen Hauptstädten die die Mitteilung enthaltende Note übergeben, die deutsche Regierung habe sich auf die Bitte deutscher, in Südmarokko etablierter Häuser entschlossen, ein Kriegsschiff nach Agadir zu senden. Möglicherweise unterschätzten sie in der Wilhelmstraße die Wirkung der Reise des „Panther". Möglicherweise fühlten sie, sie könnten und würden sofort einen Druck auf die neuen französischen Minister ausüben. Mr. Caillaur's Privatunterhandlungen werden wohl einige Tage früher abgebrochen worden sein. Das mag das Signal für eine deutsche Demonstration gewesen sein. Bei Übergabe der Note an Mr. de Selves sagte Baron von Schön, „er wünsche nicht, zu untersuchen, ob die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir in Übereinstimmung mit dem Akt von Algeciras sei oder nicht;

tatsächlich habe dieser Akt schon zu viele Stöße erfahren, als daß dessen Bedingungen sich noch mit Autorität anrufen lassen. Deutsche Auffassung sei sehr nervös; und zu deren Beruhigung hauptsächlich habe die kaiserliche Regierung gehandelt. Er hoffe, die Angelegenheit würde nickt so „dramatisiert" werden, daß die Beziehungen der beiden Länder berührt werden würden." Das hieß, von den Zeitungen zu viel verlangen. Aber das französische Ministerium scheint seine Stellung auffallend gut gewahrt zu haben. Mr. de Selves war persönlich für eine französisch-britische Flotten-Demonstration. (N. 429.) Die Tatsache aber, daß er mit Präsident Falliges auf einen Höflichkeitsbesuch vom 4. bis 7. Juli nach Holland abging, spricht Bände. Mr. Caillaur war offen gegen jede Flottendemonstration; und die hervorstechende Tatsache ist, daß die Unterredungen zwischen dem französischen Gesandten und dem deutschen Staatssekretär fürs Auewärtige am 7. Juli in Berlin wieder aufgenommen wurden. Sir Edward Grey hatte in der Zwischenzeit den, französischen und deutschen Gesandten in Lon» don gesprochen. Dem crsteren sagte er: Die britische Regierung hält eine diplomatische Aussprache über Marokko zwischen Frankreich, Deutschland, Spanien und England und nicht allein zwischen den drei ersten Mächten für nötig. Vor derselben aber sollte die britische Regierung wissen, welche Lösung die französische Regierung für die praktischste, vernünftigste, und den französischen Interessen am meisten zutunliche halte. Eine solche könnte ;. B. die Rückkehr zum »tn,tu» (zuo nute nach Rückzug der Deutschen aus Agadir, der Spanier aus El Ksar und Larache und der Franzosen aus Fez und dem Innern sein. Oder es könnte ein neues Arrangement sein, welches die Stellung Frankreichs in Marokko unter Zustimmung Deutschlands, dem einige Kompensationen zu gewähren seien, befestigen würde. In letzterem Falle müßte die britische Regierung erwägen, welche Bedingungen es für sich selbst zur Garantie der Interessen Groß-Britan. mens fordern müsse. Dem deutschen Botschafter sagte Sir Edward Grev, britische Interessen seien jetzt mehr direkt als bisher berührt und „wir können deshalb kein neues Arrangement, das außerhalb unsrer selbst getroffen würde, anerkennen". Die französische Antwort ist merkwürdig; sie liegt in einem einzigen von Mr. Caillaur an Mr. Cambon in London gerichteten Satze: „Ich halte es jetzt für nötig, die britische Regierung von der Unmöglichkeit von Kompensationen in Marokko zu unterrichten", sowie in einer einzelnen Tatsache : die Wiederaufnahme direkter Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland. Sir Edward Grey's Alternative, ein »tatu» yuo aute oder ein« Vier-Länder-Konferenz — war schnell beiseite geschoben worden. Ein deutlicher Kontrast in der Stellung St. Petersburgs und Londons ist bemerkbar, erste« fülll im Ertrem, letztere wachsend warm. Die Berliner Unterredungen schritten langsam vorwärts. Am 9. und 10. Juli wurde Kompensation im französischen Kongo beraten; und am 11. versprach Mr. de Selves ernste und weitblickende Erwägung der deutschen Vorschläge. Am 13. Juli schlug Herr v. Kiderlen vor: eine Be.

richtigung der Grenzen, in der Deutschland Frankreich den nördlichen Teil des Kamerun geben würde; eine Revision des französisch-deutschen Abkommens von 1909, in der Frankreichs Stellung in Marokko vollere Anerkennung finden und eine Garantie für das Zugangsrecht der Deutschen zu den Erzlägern der Sous gegeben werden solle. Am 16. Juli kam er zu der großen Forderung, welche kurz hernach von den französischen Iingoes und der Londoner „Times" als beleidigend unmöglich verschrien wurde. „II in'a rspoudu, sagt Mr. Cambon, gu'il u'ilVllit c>ue üen iuäicatiou» tre» ßsusrale», et, 2?2ut kkit veuir une oarte, il m'a montrs le Oou^o krlluyHi« eutre lOce^u et Ia 6außKil" hinzufügend, Deutschland würde Nord-Kamerun und Togoland aufgeben. Mr. Cambon erklärte dieses Tauschgeschäft für unmöglich. Mr. de Selves war „sehr überrascht", meinte aber, die Angelegenheit sollte im Detail diskutiert werden. Hier war aber noch eine andere Partei zu befragen — die Presse und besonders der Teil derselben, der bei dem britischen auswärtigen Amt den größten Einfluß genießt. Gerade an diesem Tage, dem 16. Juli, hatte sich Mr. de Selves Mr. Jules Cambon gegenüber darüber zu beklagen, daß „in Berlin die ernstesten Indiskretionen zugunsten französischer Zeitungskorrespondenten begangen worden seien" und „das strikteste Stillschweigen" zu gebieten. Am 20. indessen begann die Londoner „Time s" die Kriegstrommel in bezug auf die deutschen „Forderungen" zu rühren. Am folgenden Tage sandte Sir Edward Grey nach dem deutschen Botschafter in London und sagte ihm, Englands Stillschweigen solle nicht falsch ausgelegt werden, die Zession des französischen Kongo sei „offenkundig unmöglich für die französische Regierung" und es habe den Anschein, als ob Deutschland im letzten Grunde auf eine Flottenbasis in Agadir hinziele. Und am selben Nachmittag wurde Mr. Lloyd George beordert, den Bankiers der City of London zu sagen, „wenn Friede nur dadurch gewahrt werden könne", daß Britannien „seine große und wohltätige Stellung" aufgebe, so erkläre er „emphatisch, daß ein Friede um diesen Preis eine nicht zu ertragende Erniedrigung sei". Zu gleicher Zeit wurde die Nachricht in London verbreitet, daß das Berliner Auswärtige Amt seit zwei Wochen die Antwort auf eine britische Depesche verabsäumt habe. Offenbar war diese Nachricht, wenn sie auch im Parlament und außerhalb desselben geglaubt wurde, eine absolute Mache. Wozu der Trompetenschall? Wer bedrohte Englands „große und wohltätige Stellung"; wer hatte das auswärtige Amt in Schrecken gesetzt? Während Mr. Lloyd George sprach, fragte Sir Francis Bertie Mr. de Selves, ob, falls die Verhandlungen mit Deutschland fehlschlagen sollten, Frankreich zu einer internationalen Konferenz zustimmen würde. Die Antwort erfolgte, die Verhandlungen „seien nicht fehlgeschlagen und würden sich allem Anschein nach für einige Zeit hinziehen". — Trotz der so seltsam erzeugten Verstimmung wurden die Verhandlungen fortgesetzt; und zweifellos trug die veränderte Stellung Englands, die in der Rede Mr. Asquith's vom 27. Juli, in der er sagte, „daß wir außerhalb Marokkos, in andern Teilen West»

afrikas an keinen Versuch der Einmischung in die von den mehr direkt Betroffenen als vernünftig angesehenen Gebietseinteilungen denken", ihren Ausdruck fand, zum schließlichen Erfolg bei. Die französischen Minister hatten sich als hartnäckige und waghalsige Unterhändler erwiesen. Als Mitte August die Verhandlungen ihrem Abbruch nahekamen, wurde Sir Edward Grey, wahrscheinlich in der Hoffnung, eine neue sensationelle Intervention zu gewinnen, wiederum um Rat gefragt. Dieses Mal war die Antwort sehr eisig — England wolle eine Konferenz vorschlagen. Frankreich wünschte kein zweites Algeciras. Schließlich wurde am 3. November das Abkommen abgeschlossen; am nächsten Tage wurde es unterzeichnet; und der deutsche Kreuzer verließ sofort den Hafen von Agadir. — Was ist das hauptsächlichste Resultat unseres Überblicks? In erster Reihe finde ich die britische Intervention verstimmt, schlecht unterrichtet, im ganzen unklug und gefährlich, wie überaus ungerecht Deutschland gegenüber. Mit diesem Urteil gebe ich nicht allein meine persönliche Meinung wieder, sondern die einer großen und anwachsenden Zahl von Engländern. Es hatte sich eine sehr bedeutende Gelegenheit für freundschaftliche Intervention ergeben — und das britische auswärtige Amt wurde ein heftiger Parteigänger, indem es für einen Augenblick noch weiter als die französische Regierung selbst ging. Im Verlauf dieser Parteinahme brachten gewisse Gruppen und Organe des britischen Iingotums so lügenhafte und boshafte Nachrichten in Umlauf, wie den Schrecken der „Flottenbaubeschleunigung" von 1908. Zweitens finde ich die deutsche Behandlung des Falles, wenn auch unglücklich in ihrer Unbestimmtheit und von nicht sehr großem Geschick, in ihrer Wesenheit gerechtfertigt; und diese Tatjache ist in der materiellen Kompensation, die am Ende errungen wurde, niedergelegt. Nur Narren sind's, die noch jetzt, in irgend einem Lande, wünschen, das deutsche Volk seines „Platzes an der Sonne" zu berauben. Es wäre aber ein Fehler, anzunehmen, daß die gegenwärtige Kaiserliche Regierung geeignet ist, das deutsche Volk in seinem Verhältnisse zu anderen Völkern so gut zu vertreten, wie es vertreten werden könnte. Drittens: Frankreich, das dem Beispiele Englands folgte, hat die Saat gesät und muß die Ernte des kolonialen Abenteuers gewärtigen. Noch eine andere Morallehre ergibt sich, die alle drei Länder zu Herzen nehmen sollten. Die alte Mode diplomatischer Intrigue ist in der modernen Welt eine teure und gefährliche Torheit. In England ist eine starke Bewegung — hauptsächlich vertreten durch das Komitee für auswärtige Politik unter dem Präsidium des Lord Courteney, mit der Tendenz am Werke, folgendes sicher zu stellen: 1. die Befreiung der britischen auswärtigen Politik von verwickelnden Allianzen und 2. die Kontrolle über diese Politik durch die progressiven und demokratischen Kräfte des Landes. Es ist ein großes und schwieriges Ziel, das nicht leicht zu erreichen ist, aber viele fähige Männer haben sich in den Dienst desselben gestellt, und es hat die tätige Unterstützung der Führer der organisierten Arbeit.

Professor Dr. Ernst Sieper:
Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.
ii.
Die Prcssefrage.
Von allen Faktoren, die auf die Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen entscheidend gewirkt, ist die Presse der bedeutungsvollste. Was man auch immer planen und unternehmen mag, und was immer auch theoretisch als richtig und vernünftig erwiesen werden mag — ob die Dinge die gewünschte und vorberechnete Entwicklung nehmen, das hängt in erster Linie von dem Verhalten der Presse ab. Die Presse bestimmt, wie die Dinge nun einmal liegen, die öffentliche Meinung, und von der öffentlichen Meinung ist die Gestaltung aller politischen Verhältnisse mehr oder minder abhängig — in Deutschland allerdings weniger als in England.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die deutsch-englische Frage eine Pressefrage gewesen ist. Damit ist ausgesprochen, daß der Einfluß der Presse zeitweilig kein guter war, ja vielfach direkt unheilstiftend gewirkt hat. Kein Wunder, wenn auch verständige und verantwortungsbewußte Männer sich absprechend über die Presse äußern. Noch wenige Tage vor der Londoner Konferenz sagte mir ein süddeutscher Gelehrter, mit dem ich die Schwierigkeit der deutsch-englischen Verständigung besprach — er ist eine internationale Berühmtheit und ein Mann von ruhiger, gerechter Denkart — „Die Presse ist an allem Unheil schuld." — Sicher läßt sich dieses Urteil in seiner Allgemeinheit kaum aufrecht erhalten, wenn sich auch begreifen läßt, warum gerade gerecht abwägende Männer der Wissenschaft zu solchen Äußerungen gedrängt werden.

Ein genaues Studium der Pressefrage läßt nun freilich erkennen, daß an vielen der übelstände in letzter Linie das Publikum selbst schuld ist. Ich erinnere mich hier eines denkwürdigen Augenblickes: Im Frühjahr 1911 sprach ich in London vor einem ausgewählten Kreise, dem der Lord-Kanzler vorstand, über das Problem der deutsch-englischen Verständigung. Nach mir kam Lord Courteney zu Wort. Er schilderte in beredten Worten das wachsende Mißbehagen auf beiden Seiten der Nordsee, um plötzlich zu fragen: „woher all diese Verwirrung?" Aus dem Auditorium rief eine Stimme: „Die Presse!" Schlagfertig erwiderte der alte Parlamentarier: „Nein, mein Freund, es ist nicht die Presse; die Presse ist eine soziale Sekretion, die Presse ist, was Sie sind und was ich bin, die Presse ist genau das, was wir aus ihr machen. Wären

wir nicht mit so vielen Vorurteilen und mangelnder Kenntnis behaftet, wir würden eine bessere Presse haben." Lord Courteney ist vollkommen im Recht, doch ist mit dieser Erkenntnis noch wenig gewonnen. Solange die überwältigende Mehrheit der Zeitungsleser nicht aus Wissenden und Erleuchteten besteht, wird die Spekulation auf die Vorurteile und Unwissenheit der Leser immer eine gewisse Rolle spielen; und für denjenigen, der positive, praktische Arbeit tun will, wird die Frage lauten, wie trotz alledem auf eine Besserung im Pressewesen hingearbeitet werden kann.

Wenn man daran geht, die nächsten Ursachen der Mißstände im Zeitungswesen aufzudecken, so ergibt sich, daß nicht immer, wie häufig behauptet wird, Boshaftigkeit, Skandalsucht und chauvinistische Beschränktheit die Wurzeln des Übels sind, sondern daß die Gründe mancher Unzulänglichkeiten durch die Natur der Presse bedingt sind. In einer Redaktion, die schnell und ausreichend über das Gesamtgebiet des öffentlichen Lebens unterrichten soll, kann unmöglich dasselbe Maß von Kritik, Vorsicht und ruhiger, besonnener Überlegung walten, wie in der stillen Stube des Gelehrten. Dazu kommt die ungeheure Weite des Gesichtskreises, den das Arbeitsfeld einer Zeitung umfaßt; auch bei der denkbar besten Besetzung des Redaktionsstabes können unmöglich für alle Nachrichten und Mitteilungen geeignete Erperten zur Stelle sein, Männer, die eine kritische Sichtung des Materials gewährleisten.— Vielleicht noch größeren Schaden, jedenfalls größere Erbitterung als einseitige oder direkt unwahre Berichte stiften die sogenannten Preßfehden. Die Presse des einen Landes gibt durch ihre Ausführungen derjenigen des anderen Landes Anlaß zu wütenden Ausfällen; darauf folgen noch heftigere Gegenäußerungen, und so geht der Streit hin und her, keinen befriedigend, und nachhaltige Erregung hinterlassend.

Es lassen sich solche Preßtreibereien nicht immer durch die „berechtigten Wallungen eines patriotischen Gefühls" erklären. Mir war es wie eine Art Offenbarung, als ich, von den Andeutungen englischer Freunde geleitet, feststellen konnte, daß die Iournalisten und Politiker, die sich in der Hetze gegen Deutschland besonders hervortun, deutsche Iuden sind. Ich nenne Mr. Goldsmid, der auch als Kandidat für das Parlament aufgetreten ist. Ferner Mr. Ellis Barker, der mit seinem guten deutschen Namen Eltzbacher heißt. Alan vergleiche über diese beiden Leute die Westminster Gazette vom 10. Ianuar und die Daily-News vom 13. Ianuar 1910. Auch die Namen Schlesinger, Binswanger, Hirsch und Wertheimer, mehr oder minder schamhaft verhüllt durch anglisierte Formen, erscheinen in der Liste derjenigen Einwanderer, die an Patriotismus den waschechten Engländer turmhoch übertreffen.

Ein besonders delikates Kapitel ist das Verhältnis der Presse zu den verantwortungsvollen Regierungsstellen, namentlich soweit das Gebiet der auswärtigen Politik in Frage kommt. Natürlich wäre es falsch zu behaupten,

daß sich die Zeitungen ganz und gar von den auswärtigen Ämtern gängeln lassen, aber ebenso töricht wäre es zu glauben, was mitunter behauptet wird, daß namentlich die großen, führenden Blätter gegenüber den Regierungs-instanzen vollkommen unabhängig sind.

Die Regierungen brauchen die Presse, brauchen sie gerade dann, wenn sie ihre diplomatische Position gefährdet glauben und durch Erregung der öffentlichen Meinung eine gewisse Rückendeckung zu gewinnen hoffen. Gerade die Marokko-Wirren haben uns hierfür klassische Beispiele geliefert.

Indem die Regierungen die Presse-Organe zeitweilig dirigieren, zeit-weilig aber ihre eigenen Wege gehen lassen oder auch, wenn es ihnen not-wendig erscheint, desavouieren, geht beiden Seiten das Gefühl für Verant-wortung und Kritik bis zu einem gewissen Grade verloren. Es gehört zu den Bedingungen des ewigen Sittengesetzes, die auch die Politik nicht unge-straft verletzen darf, daß überall da Verwirrung und Zuchtlosigkeit eintreten, wo Bundesgenossenschaft und Fehden sich in lieblichem Wechsel ablösen.

Die Sache wird dadurch noch komplizierter, daß nicht bloß die auswärtigen Amter als solche, sondern auch die auswärtigen Gesandtschaften mehr oder minder intime Beziehungen zu den Vertretern der heimischen Blätter unter-halten. Und der Fall ist gar nicht so selten, wo die Andeutungen, welche diese oder jene Gesandtschaft hinauszugeben für gut findet, in schrillem Miß-klang stehen zu' der Weisheit, die die zentrale Instanz den Preßvertretern übermittelt. Sir Fairfar Cartwright in Wien und in allerjüngster Zeit der russische Vertreter v. Hartwig in Belgrad haben hierfür klassische Beispiele ge-liefert. Das Schlimmste ist, wie auch bei den Londoner Verhandlungen von englischer Seite nachdrücklich hervorgehoben wurde, daß man im Ausland die heimischen Preßleistungen fast samt und sonders als inspiriert von den Ver-tretern der heimischen Regierung ansieht, und daß die literarischen Streifzüge irgend eines Iournalisten in Zusammenhang gebracht werden mit den „tief verborgenen Plänen" der verantwortlichen Leiter der Politik.

Besserung kann hier nur entstehen, wenn sich die Änderung in den bestehenden Zuständen alle beteiligten Instanzen angelegen sein lassen. Wirksame Maßnahmen werden deshalb im Einvernehmen und unter Mitwirkung der beteiligten Regierungskreise ergriffen werden müssen. Das deutsch-englische Nerständigungskomitee ist bereits vor länger als Iahresfrist an die Reichsregierung mit dem Ersuchen herangetreten, der Reichskanzler möge eine Kommission aus Vertretern aller beteiligten Kreise einsetzen, um in eine spezielle Prüfung und Behandlung der Pressefrage einzutreten. In einem umfangreichen Erposs, das später auch durch den Druck veröffentlicht worden ist, wurde versucht, die Unzuträglichkeiten, Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten, die dem Pressewesen anhaften, auf ihre Gründe und tieferen

Zusammenhänge hin zu untersuchen und Mittel und Wege, die zur Abhilfe geeignet erscheinen, zu erörtern.*) Die Schrift wird der kulturellen Bedeutung der Presse gerecht und hält sich von billigen Anklagen und oberflächlichen Anschuldigungen durchaus fern.

Vor allen Dingen muß die Presse selbst von dem Gefühle durchdrungen sein, daß sie in erster Linie berufen ist, an der Beseitigung der Ubelstimde mitzuwirken. Diese Überzeugung war maßgebend, als bei den Vorverhandlungen für die Londoner Konferenz beschlossen wurde, für die Behandlung der Presse in erster Linie führende Iournalisten zu Wort kommen zu lassen. Eingeleitet wurde die Diskussion durch ein Referat des geistvollen und sympathischen Herausgebers der Westminster Gazette, Mr. I. A. Spender, dessen Ausführungen es verdienen, ihrem wesentlichen Inhalt nach wiedergegeben zu werden.

„Es ist kaum möglich," so führte der Redner aus, „die Wichtigkeit des Gegenstandes, der heute zur Betrachtung steht^ zu übertreiben, denn der tägliche Nachrichtendienst über Fragen der auswärtigen Politik wird, soweit die große Masse des Publikums in Frage kommt, fast ausschließlich von Zeitungen und Zeitungskorrespondenten bestritten. Wir sind den Blättern vollkommen ausgeliefert in betreff der Auswahl der Tatsachen, die sie für dys Bild, das sie von den fremden Nationen entwerfen, bedeutungsvoll halten, desgl. in betreff des Charakterbildes, das nach und nach das eine Land fast unmerklich von dem andern erhält. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Zeitungen im wesentlichen auf einander angewiesen sind. In dem Sinne kann man von dem Iournalismus sagen, daß er in hohem Maße parasitisch ist. Ein großer Teil dessen, was von dem einen Land dem andern telegraphiert wird, besteht aus Auszügen aus Zeitungsberichten. Man darf einem Iournalisten nicht zumuten, diese Methode zu verdammen. Der auswärtige Korrespondent, der sich ein Bild von der öffentlichen Meinung zu machen wünscht, wird naturgemäß die Zeitungen des Landes daraufhin prüfen und das Resultat dieser Prüfung seiner eigenen Zeitung mitteilen. Aber natürlich hängt alles von der Auswahl ab, die er trifft. Wenn er immerfort nach Gehässigkeiten oder unangenehmen Nachrichten über sein eigenes Land Ausschau hält oder auch nach solchen Neuigkeiten, die nach seinem Urteil sensationell wirken, so wird er gewiß Material genug finden. Aber es ist kein Zweifel, daß er dadurch eine vollkommen falsche Vorstellung von der Ansicht des vernünftigen Durchschnittsmenschen gibt. Wie oft habe ich mich nicht geärgert, wenn ich auf meinen Auslandsreisen ein Blatt zur Hand nahm und darin mit gewichtiger Miene, als handle es sich um die Meinung einer erstklassigen Zeitung, irgend

*) Vergl. Aitur Böninger, „Die Presse und die internationale Verständigung, MUnchen 1911."

ein böswilliges Geschwätz eines ganz obskuren englischen Iournals, dem man hierzulande nicht die geringste Bedeutung beimessen würde, verzeichnet fand. In ähnlicher Weise, fürchte ich, wird sich der Fremde ärgern, der in diesem Lande reist und die Ansicht irgend einer absolut bedeutungslosen Zeitung seiner Heimat in einer Weise wiedergegeben und besprochen findet, daß man glauben könnte, es handle sich um die Durchschnittsansicht seiner Landsleute. Nach meinem Urteil haben die Zeitungen in dieser Hinsicht eine viel größere Verantwortung, als sie ihnen gewöhnlich zum Bewußtsein kommt. Aber selbst wenn wir einmal zugeben, daß man bei der Anführung auswärtiger Preßstimmen die größtmögliche Sorgfalt übt, wird sich die Tatsache nicht wegleugnen lassen, daß das Bild, das uns durch die Zeitungen über ein anderes Land vermittelt wird, bis zu einem gewissen Grad verschoben ist. Das tägliche Leben und Treiben der soliden und korrekten Bürger, die die große Mehrheit der Staatsgemeinschaft bilden, hat kein Interesse für den Nachrichtensammler. Sein Standpunkt zwingt ihn, immerfort seine Augen gerichtet zu halten auf Gezänk, Verbrechen, Skandal, Katastrophen, das unnormale und seltsame Ereignis, das unter einem geeigneten Stichwort einen guten Beitrag für seine Zeitung liefert. Dies ist in bezug auf auswärtige Angelegenheiten mehr der Fall als bei heimischen Vorkommnissen, denn von den Ereignissen des Auslandes muß all das streng ausgeschieden werden, was nicht den Charakter des ungewöhnlichen Geschehnisses hat und infolgedessen die teuren Telegraphenspesen nicht lohnt. Auf diese Weise erhalten wir übermittelt: die deutschfeindlichen Preßäußerungen in England und die englandfeindlichen Äußerungen in Deutschland. Aber wir hören nichts von der friedlichen und beständigen Entwicklung des Handels, dem Austausch von Ideen, der immerfort zwischen den Nationen vor sich geht und von einem rein menschlichen Standpunkt aus der bedeutungsvollste Teil ihrer Beziehungen ist.
Es ist verhältnismäßig leicht, das Übel im Pressewesen zu beschreiben. Die Schwierigkeit beginnt, wenn man nach einem Heilmittel gefragt wird. Man könnte mit ebensoviel Recht nach einem Heilmittel fragen, das uns gegen die Unzulänglichkeiten der Menschennatur schützt: denn im Pressewesen begegnet uns tatsächlich viel von den Eigenheiten und den Fehlern der menschlichen Natur.
Ich vermute, daß gegenwärtig in allen Ländern eine ungeheuer übertriebene Ansicht herrscht über den Umfang, in dem die Presse von denjenigen Beamten, die man als ihre Meister betrachtet, beeinflußt und dirigiert wird. Wenn ich ein einfaches Beispiel aus meiner Erfahrung wählen darf, so finde ich, daß man, wenn immer ein Artikel aus meinem Iournal in einer ausländischen Zeitung erwähnt wird, fast unweigerlich hervorhebt, daß er zweifellos die Ansicht irgend eines Ministers wiedergibt, mit dem der Redakteur eine Unterhaltung gehabt haben muß, bevor er es wagte, seine Feder aufs Papier

zu setzen; in ähnlicher Weise wild auf unserer Seite fast jedes deutsche Blatt, das man zitiert, als offiziell, offiziös oder offiziös inspiriert bezeichnet. Auf diese Weise werden unsere beiderseitigen Regierungen zu Mitschuldigen, wenn wir gegenseitig Komplimente oder auch das Gegenteil von Freundlichkeiten austauschen. Was Deutschland und England anbetrifft, so wurde ein solcher Verdacht bedeutend verstärkt durch die Publikation von Buschs „Geheimgeschichte des Fürsten Wismarck", ein Buch, das — man möge mir das Urteil zugute halten — eine der Quellen des Unheils und Mißtrauens zwischen den beiden Völkern war."

Das Verhalten der Presse gegenüber dem Kriege oder den Möglichkeiten des Krieges streifend, führte der Referent folgendes aus: „Es ist vollkommen richtig, daß der Krieg als solcher den Interessen der Zeitung eher schädlich ist. Aber jener Zustand, in den uns die lebendige Erwartung des Krieges versetzt, ist im Gegenteil für die Presse ganz einträglich. Er schafft eine Atmosphäre, in der die Zeitungen gerne gekauft und gelesen werden, und ist bis zu einem gewissen Grade nicht schädlich für das Geschäft. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Erwartung, wenn sie allzu klug und allzu eifrig genährt wird, die Tendenz hat, sich zu erfüllen. Eine kriegerisch gesinnte Presse, die den Zustand der Erwartung des Fürchterlichen schafft und nährt, mag sich ganz außerstande sehen, die Konsequenzen zu verhüten. Der Iournalist wird in Augenblicken der Ereiferung fortgetrieben von den Impulsen, welche die Allgemeinheit beherrschen, fortgetrieben von etwas, das wie eine uns feindliche Macht uns so oft dem Verderben zutreibt. Wir müssen offen zugeben, daß die Presse, die ein Echo der Bewegungen ist, welche das Volk durchzittern, und diese Bewegungen verstärkt, anderseits auch das Risiko fürchtet, das in solchen Tagen eine unpopuläre Politik mit sich bringen würde, und infolgedessen kaum imstande ist, einer öffentlichen Meinung, die entschieden zum Kriege drängt, zu widerstehen.

Wenn die Presse einen wohltätigen Einfluß ausüben soll, so muß sie es in den Zeiten des Friedens tun, indem sie friedliche und freundschaftliche Gefühle gegenüber den benachbarten Völkern nährt, indem sie die kritischen Momente mit kluger Voraussicht erfaßt und geschickt umgeht, so daß das Publikum nicht überrumpelt wird, indem sie weiterhin alle jene Bestrebungen fördert, die der Sache des Friedens dienen, anstatt alles zu glorifizieren, was dem Kriege günstig ist."

Es gewährte einen eigenen Reiz, auf der Londoner Konferenz nach den vorsichtig abgewogenen, scharf pointierten und teilweise sehr sarkastischen Bemerkungen des feinsinnigen, von vornehmer Reserve geleiteten Mr. Spender den Ausführungen des temperamentvollen, von frischem Leben und starken ethischen Impulsen bewegten Vertreters der „Yorkshire Post" zu lauschen.

Es wird in Deutschland zu wenig beachtet und verstanden, daß es in England

eine große Zahl bedeutender Menschen gibt, die, von starken religiösen und
ethischen Überzeugungen erfüllt, das Gebot der Sittenlehre und des öffent-
lichen Rechts, das unser privates Leben beherrscht, auch auf das Leben der
Völker, auf die internationale Politik übertragen sehen möchten. Männer
und Frauen dieser Art verabscheuen den Chauvinismus und die internationale
Verhetzung aus keinem anderen Grunde, als weil sie moralisch verabscheuungs-
würdig sind.
Wie ein Individuum, so führte Mr. Phillips aus, das der Aufreizung zur
Gewalt überführt ist, bestraft und unschädlich gemacht wird, so sollte ein inter-
nationales Tribunal eristieren, das diejenigen Leute zur Rechenschaft fordert,
die den Haß und den Abscheu gegen fremde Nationen predigen und nähren
und dadurch direkt oder indirekt zum Kriege treiben. Der Redner geißelte
in schärfsten Worten das Gebaren der gelben Presse, deren Vertreter ent-
weder den Militärjahren entwachsen oder überhaupt von militärischen Ver-
pflichtungen befreit sind und, ohne irgend ein Risiko zu laufen, zum Kriege
predigen, der, was auch immer zu seinen Gunsten gesagt werden mag, allen
Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spricht. Eine Vaterlandsliebe — so hieß
es wörtlich — welche die Regierungen verhetzt, in den Krieg zu ziehen, aber
selbst zu Hause bleibt, anstatt ihre Stelle in den Reihen der Fechter einzu-
nehmen, ist verabscheuungswürdig. Mr. Phillips ist der Überzeugung,
daß das Gebaren der Iingo-Presse vielfach auf Unwissenheit zurückzuführen ist.
Er schlägt einen Austausch vor: „Laßt uns alle schriftstellernden Germano-
phoben auf ein Iahr nach einer der schönen deutschen Städte — München,
Dresden, Leipzig, Frankfurt, Berlin — oder anderswohin verbannen. Wir
wollen ihnen ein gutes Einkommen gewähren, sie außerdem bei jenen deutschen
guten Freunden einführen, die uns bei den Iournalistenbesuchen so gut emp-
fangen haben. Dann werden wir bei unsern deutschen Freunden anregen,
daß sie ihre deutschen Kollegen, die sich als Anglophoben hervortun, nach
London, Orford, Cambridge, Brighton oder Scarborough schicken, wo wir
ihnen gegenüber die deutsche Gastfreundschaft gebührend erwidern wollen.
Das Geld, das wir für dieses Erperiment verwenden, würde sich reichlich
bezahlt machen."
Ein Umstand, der bei der Beurteilung englischer Presseverhältnisse nicht
übersehen werden darf, wurde von Mr. Phillips in gebührende Beachtung ge-
rückt: In England gilt bei der Diskussion innerpolitischer Fragen der Grundsatz
unbedingter Offenheit und Rücksichtslosigkeit. Diese entschiedene Stellung-
nahme im politischen Kampf hält sich aber unter allen Umständen fern von
persönlicher Geringschätzung des Gegners. Die Achtung vor anders gearteten,
vor anders denkenden Persönlichkeiten, auch in den erbittertsten politischen
Kämpfen, ist etwas so Selbstverständliches, daß niemand auf den Gedanken

kommen würde, sich persönlich durch die Äußerungen eines politischen Antipoden getroffen zu fühlen.

Indem die englischen Iournalisten nun dieselbe Offenheit und Rücksichtslosigkeit bei der Diskussion über die internationale Politik zur Anwendung bringen, wirken sie auf unser anders geartetes deutsches Gefühl verletzend und abstoßend.

Die Ausführungen der deutschen Referenten, die den englischen Rednern folgten, ließen unschwer erkennen, daß die Bedeutung und Organisation des Zeitungswesens in Deutschland wesentlich anders geartet ist als in England. Neben zwei Angehörigen der Zunft kam ein Universitätslehrer, Professor Mendelssohn-Bartholdy aus Würzburg zu Wort. Er war in der Lage, an konkreten Beispielen zu zeigen, daß auch vonseiten der sog. kleineren Presse — Zeitungen und Zeitschriften — in größeren oder kleineren Provinzstädten die ungünstige Stimmungsmacherei und Verhetzung zwar unmerklich und langsam, aber nicht minder wirksam betrieben wird.

Aus den Referaten der beiden Vertreter der Iournalistik — vi Trefz, Hamburg, und Di Gutmann, Frankfurt a. M. — gewann man die wohltuende Überzeugung, daß auch in der deutschen Presse das Gefühl ihrer ungeheuren Verantwortung lebendig ist. vi Trefz hob die Notwendigkeit hervor, bei der Auswahl der Vertreter der großen Zeitungen im Auslande die größtmögliche Sorgfalt walten zu lassen. Auch eine genaue kritische Sichtung des einlaufenden Nachrichten-Materials erklärte er für eine unabweisliche Forderung. Die Vertreter der großen Blätter in, Auslande sollten nicht bloß gebildete und kenntnisreiche Männer sein, sie sollten eine klare Vorstellung ihrer Pflichten und Verständnis für die Eigenart eines Volkes besitzen. Sie sollten — so möchte ich mir gestatten hinzuzufügen — auch die historische Entwicklung des fremden Landes zu beurteilen imstande sein und nicht bloß in jenen Kreisen verkehren, die professionsmäßig Politik machen. In London bemühen sich seit Iahren jene Zirkel, denen die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt, vor allem Lord und Lady Courteney, auch deutsche Iournalisten in ihren Gesellschaftsverkehr zu ziehen.

An welcher Stelle ein Iournalist auch stehen mag, er sollte immer das feinste Gefühl für die Bedeutung seines Berufes und die Schwere seiner Verantwortung besitzen: „Tauche deine Feder zuerst in dein Gewissen und dann in die Tinte!" (Abraham a Santa Clara). „Ärgere dich niemals über das, was du nicht geschrieben hast!"

Zeitgemäß erschien mir die Forderung Trefz', daß sich die Regierungen, wenn sich die Notwendigkeit ergibt, zu prompten Dementis verstehen sollen. Hätten sich das Auswärtige Amt in Berlin und das Reichsmarineamt einige Monate früher dazu verstanden, das törichte Geschwätz des Hauptmanns Faber

zu desavouieren, so hätten sie dadurch viel Erregung, ja Erbitterung verhüten können.
Auch die englische Regierung hätte hin und wieder durch ein rasche»
Dementi Gutes wirken können. In manchen englischen Köpfen spukt noch immer die unglaublich alberne Geschichte von dem Toast „tde äa/' (Tag der Abrechnung mit England), der bei allen Offiziersmessen und Universitäts-festen in Deutschland ausgebracht werden soll.

III.

Unverletzlichkeit des Privat-Eigentums im Seekriege.

Politische Fragen im engeren Sinne waren von den Verhandlungen der Londoner Konferenz ausgeschlossen. Es wurde in den Vorverhandlungen mit Recht betont, daß es zwecklos sein dürfte, diese Fragen dem Forum der beteiligten Regierungen zu entziehen. Namentlich erschien es uns unangebracht, die Frage des maritimen Wettrüstens der beiden Nationen in London zu erörtern. Diese Frage ist freilich der nächste schwierigste Anlaß für die Verwicklung der deutsch-englischen Beziehungen; aber wie die Dinge nun einmal liegen, erscheint es zur Zeit ausgeschlossen, daß die delikate Angelegenheit durch Erörterungen und Resolutionen einer befriedigenden Lösung nähergebracht wird. Auch die Regierungen haben eine Erörterung über dieses Thema aus den zur Zeit schwebenden Verhandlungen ausgeschieden.
Wenn also die Rüstungsfrage selbst aus dem Programm der Londoner Konferenz ausschied, so erschien es uns andrerseits doch angebracht, einige Fragen zu erörtern, die nachweislich mit dem Rüstungsproblem im engsten ursächlichen Zusammenhang stehen. Das ist vor allen Dingen die Frage der Unverletzlichkeit des privaten Eigentums im Seekriege. Ist diese Frage befriedigend gelöst, so schwinden mit einem Schlage eine ganze Reihe von Gründen und Bedenken, die einem Abkommen in betreff der Seerüstungen entgegenzustehen scheinen. , Auf diesen Punkt wurde nicht bloß von den deutschen Referenten, insbesondere von vi Spiecker, sondern auch von den englischen Rednern, namentlich von Dl Lawrence, mit gebührendem Nachdruck verwiesen.
Es wurde dabei erinnert an eine Erklärung, die der frühere Premier Sir Henry Campbell - Bannerman am 12. März 1906 im Unterhause abgegeben hatte und in der er aussprach, was jedem Deutschen geläufig ist, daß die Vermehrung der deutschen Flotte einzig und allein durch die Bedürfnisse des Deutschen Reiches, seiner Kolonien und seines Handels bedingt wird. „In dem Augenblicke," so wurde unter allgemeiner Zustimmung ausgeführt, „wo die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege durch ein internationales Übereinkommen von allen Mächten anerkannt wird, würde uns Deutschen

die nationale Pflicht, unseren Seehandel zu schützen, diese Pflicht, die uns schon das einfache Gebot der Selbsterhaltung auferlegt, bedeutend erleichtert werden, und die Frage der Abrüstung oder besser gesagt: die Einschränkung unserer Seerüstung würde alsdann nach meiner Meinung wirklich in ein praktisches Stadium treten können."

Durch das einleitende Referat des Abgeordneten Eickhoff, der als Vorsitzender der Interparlamentarischen Union Fragen dieser Art nahe steht, wurde in geschickter Weise eine Grundlage für die weiteren Verhandlungen dadurch geschaffen, daß in einem historischen Rückblick die Stellung dargelegt wurde, die die verschiedenen Mächte gegenüber diesem wichtigsten Problem des Seekriegsrechtes eingenommen haben.

„Daß die deutsche Nation", so führte Prof. Eickhoff aus, „bereit ist, an diesem Werke mitzuarbeiten, weil das Seebeuterecht dem modernen Rcchtsbewußtsein geradezu ins Gesicht schlägt, das darf ich Ihnen zunächst mit einigen Worten darlegen.

Da wird es Ihnen denn nicht uninteressant erscheinen, daß schon der Staat Friedrichs des Großen auf dem Standpunkte stand, daß, wie das Privateigentum im Landkriege nicht der Plünderung anheimfallen dürfe, auch im Seekriege der gleiche Grundsatz durchgeführt werden müsse. So schloß Friedrich der Große im Iahre 1785 mit der erst 2 Iahre zuvor als selbständige Macht anerkannten nordamerikanischen Union, die auch heute noch die Führung in dieser Frage hat, einen Staatsvertrag, dessen Artikel 23 für den Fall eines zwischen den beiden Vertragschließenden ausbrechenden Krieges die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See aussprach. Diese Bestimmung scheint auch heute noch gültig zu sein. Einen ähnlichen Vertrag schlossen dann 1792 die deutschen Hansastädte mit Frankreich. Die Frage hat darauf Iahrzehnte lang geruht. Aber als sie auf dem Pariser Kongreß, der den sogenannten Krimkrieg im Iahre 1856 beendigte, aufs neue aufgerollt wurde und die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika den förmlichen Vorschlag machte, die Mächte sollten das Prinzip der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege einmütig anerkennen, kam es leider nicht zu einem solchen Beschlusse, obwohl Preußen und auch Rußland ihm zustimmten. Immerhin wurde insosern ein gewisser Fortschritt erzielt, als feindliches Gut auf neutralen Schiffen — mit Ausnahme der Kriegskonterbande — in Zukunft vor der Wegnahme gesichert sein sollte.

Damit war durch diese Pariser Seerechtsdeklaration die Kaperei abgeschafft.

Bei uns in Deutschland hat diese Frage seitdem nicht aufgehört, die öffentliche Meinung zu beschäftigen. So faßte am 2. Dezember 1859 eine Versammlung von Reedern und Kaufleuten in Bremen einen Beschuß zugunsten der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege, dem die Kaufleute

von Hamburg, Stettin und Breslau, sowie die Handelskammer von Oberbayern
beitraten. (Vergl. Meurer, Die Haager Friedenskonferenz, II. Band, S. 262,
München 1907.)
Aber auch die deutsche Volksvertretung hat sich von jeher zu der gleichen
Auffassung bekannt. Am 18. April 1868 wurde im Norddeutschen Reichstag
ein Antrag des Abgeordneten vi Aegidi, den auch Herr Delbrück, als Ver-
treter der Regierung, sympathisch begrüßte, so gut wie einstimmig angenommen.
Der Antrag hat folgenden Wortlaut: Der Reichstag wolle beschließen, den
Bundeskanzler aufzufordern, zu veranlassen, daß bei dem gegenwärtigen fried-
lichen Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten Verhandlungen eingeleitet
werden, welche zum Zweck haben, durch Übereinkunft von Staat zu Staat
die Freiheit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten zu einen, vertrags-
mäßig anerkannten Grundsatz des Völkerrechts zu erheben. (Vergl. das amtl.
Protokoll des Nordd. Reichstages 1868.)
Dieser Antrag wurde im Iahre 1892 wiederholt. An, 4. März dieses
Iahres kam es im Reichstag zu einer eingehenden und interessanten Erörterung,
bei der kein prinzipieller Gegner des Antrags aus dem Hause das Wort
ergriff. Wenn der Abgeordnete vi Baumbach den Antrag in jener Sitzung
zurückzog, so geschah es besonders aus dem formellen Grunde, weil den, Reichs-
kanzler Grafen von Caprivi, der allerdings auch prinzipielle Bedenken äußerte,
die in dem Antrage geforderten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten
damals nicht opportun erschienen (Vergl. das amtl. Protokoll der Reichstagsver-
handlungen). Unterm 39. November 1892 erneuerte derselbe Abgeordnete mit
seinen Freunden den Antrag in der etwas abgeänderten Form, daß der Herr
Reichskanzler ersucht werden solle, „dem Grundsatz der Unverletzlichkcit des Pri-
vateigentums zur See in Kriegszeiten auf einer internationalen Konferenz die
völkerrechtliche Anerkennung zu verschaffen".
Zwar sind weder dieser Antrag noch die von meinen politischen Freunden
unterm 1. Dezember 1909 und 9. Februar 1912 gestellten gleichlautenden
Anträge aus formalen Gründen bisher zur Abstimmung gelangt, aber die
Abschaffung des Seebeuterechts ist im Laufe der Iahre immer wieder von
einzelnen Rednern gefordert worden, ohne daß sich auch nur eine einzige
Stimme dagegen erhob. So unterliegt es denn für mich keinen, Zweifel,
daß die deutsche Volksvertretung, wenn nicht einmütig, so doch in ihrer über-
wiegenden Mehrheit noch auf demselben Standpunkt steht, den einst Friedrich
der Große und Benjamin Franklin in einem Staatsvertrage feierlich zun,
Ausdruck gebracht haben.
Daß Preußen selbst diesen Standpunkt niemals verlassen hat, dafür
mögen Ihnen zwei Tatsachen als Beweise dienen. Im Iahre 1866 hat
Preußen ausdrücklich auf die Wegnahme von Privateigentum auf hoher See

verzichtet, und in unserer Gesetzsammlung vom Iahre 1870 finden Sie eine Verordnung, welche in dem deutsch-französischen Kriege den Grundsatz proklamierte, daß feindliche Handelsschiffe durch Kriegsschiffe des Norddeutschen Bundes nicht weggenommen werden dürfen. Leider wurde in diesem Falle die Reziprozität durch Frankreich nicht gewährt und infolgedessen die Verordnung im Anfang des Iahres 1871 zurückgezogen.

Daß aber auch die deutsche Reichsregierung in dieser Frage der preußischen Tradition folgt und zugleich mit dem Reichstage völlig Hand in Hand geht, dafür möchte ich Ihnen doch ein klassisches Zeugnis anführen.

Es war im Iahre 1900, wo aus Anlaß des Burenkrieges an der Ostküste Afrikas deutsche Schiffe durch Organe der englischen Regierung beschlagnahmt worden waren. In der Sitzung des Reichstages vom 19. Ianuar 1900 stand diese Frage auf der Tagesordnung, der damalige Reichskanzler, Fürst von Bülow, äußerte sich nach dem amtlichen Berichte (vergl. Reichstag, 10. Legislaturperiode, 1. Session 1898—1900, 130. Sitzung, S. 3600) wörtlich folgendermaßen:

„Das Deutsche Reich würde seine Zustimmung und Unterstützung nicht versagen, wenn unter Mitwirkung anderer Mächte sich die Aussicht böte, auf dem Wege internationaler Vereinbarung einer internationalen Regelung der strittigen Punkte des Seerechts näher treten zu können, als dies bisher der Fall ist."

In der Tat hat das Deutsche Reich seine Zustimmung auch nicht versagt, als auf der 2. Haager Konferenz von 1907 von amerikanischer Seite der erneute Versuch unternommen wurde, die noch so sehr umstrittenen Fragen des Seekriegsrechts international zu regeln.

Der jüngst verstorbene Botschafter am britischen Hofe, Freiherr von Marschall, der Deutschlands erster Vertreter auf der zweiten Friedenskonferenz von 1907 war, führte damals aus: „Deutschland hat von jeher dem Gedanken der Abschaffung des Rechts der Wegnahme feindlicher Kauffahrteischiffe sympathisch gegenüber gestanden. Die uns vorgelegte kategorische Frage: Soll das Seebeuterecht abgeschafft werden oder nicht? kann jedoch offenbar nicht für sich allein beantwortet werden, denn sie bildet nur einen Teil der Gesamtheit des Problems, die der großartige Gedanke der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege in sich schließt. Der Vorschlag der Vereinigten Staaten selbst läßt zwei Ausnahmen zu:

1. Die Wegnahme eines Kauffahrteischiffes ist gerechtfertigt, wenn es mit Konterbande beladen ist.
2. Das Prinzip der Unverletzlichkeit findet keine Anwendung im Falle des Blockadebruchs.

Diese beiden Ausnahmen führen auf eines der bestrittensten Gebiete.
Es genügt u. a. auf die relative Konterbande und auf den Begriff
„vo^Äße coiilenu" hinzuweisen. Nur nach Lösung einer Reihe von Streit-
fragen, die sich an die Worte „Konterbande" und „Blockade" knüpfen, wird
eine Sicherheit dafür geschaffen werden, daß die Beseitigung des Wegnahme-
rechtes einen tatsächlichen Wert erhalten wird."

Nun, Englands eigener Initiative ist es zu verdanken, daß diese
Streitfragen, die der Abschaffung des Seebeuterechts hindernd im Wege
standen, wenn ich recht sehe, eine Lösung gefunden haben, daß dem
Privateigentum im Seekriege künftig tatsächlich völliger Schutz zuteil
werden kann. Auf die Einladung der britischen Regierung tagte hier in
London vom 4. Dezember 1908 bis zum 26. Februar 1909 eine Seekriegs-
rechts-Konferenz, der es gelang, die auf der zweiten Haager Konferenz
zurückgebliebene Lücke auszufüllen und in 71 Artikeln Vereinbarungen zu
treffen, die — um mit den Worten des deutschen Weißbuches vom 30. No-
vember 1909 zu roden, — wenn sie auch für den Fall eines Krieges getroffen
sind, doch mittelbar im Interesse des Friedens wirken werden, — da sie eine
Reihe schwerwiegender, völkerrechtlicher Streitigkeiten zwischen Neutralen und
Kriegführenden, insbesondere über die Ausübung des Prisenrechtes, ohne
weiteres abschneiden oder der friedlichen Erledigung durch den internationalen
Prisenhof überweisen.

Vor allem haben die Fragen der „Blockade" und „Konterbande", die einer
internationalen Regelung bisher die größten Schwierigkeiten bereiteten, in
der Londoner Konvention eine solche Lösung gefunden, daß die Vorbedingungen
für die Abschaffung des Seebeuterechts nunmehr erfüllt zu sein scheinen. Mit
vollem Recht sagt einer unserer ersten Völkerrechtslehrer, Professor Philipp
Zorn, die Londoner Seekriegsrechts-Konvention sei einer der größten Fort-
schritte des Völkerrechts und reihe sich ebenbürtig den beiden großen Werken
der ersten Hanger Konferenz, der Landkriegs- und der Schiedsgerichts-Kon-
vention an.

Wenn ich nunmehr an die Erörterung der Bedingungen herantrete,
unter denen England und Deutschland zu einem gegenseitigen Verzicht
auf das Prisenrecht gewonnen werden könnten, so zeigen sich unseren Blicken
sofort die großen Schwierigkeiten, die der Erreichung dieses Zieles heute
noch entgegenstehen. Zunächst und vor allem: keiner der Großstaaten
hat bisher die auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 und der Londoner
Konferenz von 1908/09 über die Frage des Seekriegsrechts getroffenen
Vereinbarungen ratifiziert. Noch steht also diese — man darf ohne
Übertreibung sagen — großartige Kodifikation der wichtigsten Bestandteile
des Seekriegsrechts gewissermaßen auf dem Papier. Wann die britische

Regierung in der Lage sein wird, die Londoner Deklaration zu ratifizieren, kann heute noch niemand mit Bestimmtheit voraussagen, nachdem die Naval Prize Bill, die das Unterhaus am 7. Dezember v. Is. mit 175 gegen 125 Stimmen angenommen hatte, am 12. Dezember 1911 vom Oberhause mit 145 gegen 53 Stimmen abgelehnt worden ist. Denn daß diese Deklaration im englischen Volke eine große Gegnerschaft gefunden hat, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; der frühere Lordkanzler, Lord Loreburn, der sich schon im Iahre 1905 in einem Briefe an den Herausgeber der Times für die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege aussprach (Commerce sn6 ?ropert^ in >IavaI Wartare. ^ letter ot ttte I^orä CKancellor. ^dited xvitn introciuctioii, notez 2n6 aopenoüc« d^ Francis >V. NilZt, I^on6on, Uacmiüan «8c Co. 1906), die Handelskammern von Liverpool und — last not least — zahlreiche liberale Parlamentarier, wie Mc. Robertson, der auf der 15. Interparlamentarischen Konferenz von 1908 in Verlin mit den deutschen Rednern völlig übereinstimmte, bilden, so glaube ich, dabei nur rühmliche Ausnahmen. Vielleicht darf ich den Gedankengang ins Gedächtnis zurückrufen, von den, Lord Loreburn sich damals leiten ließ. (Vergl. L. v. Bar, Die Nation 24. Iahrgang, S. 135.)

Lord Loreburn geht zunächst von der einer Ausübung des Beuterechts günstigen Annahme aus, daß in einem etwaigen Seekriege Englands Flotte der feindlichen Flotte durchaus überlegen sei. Was würde nun im besten Falle der Erfolg einer Iagd auf Handelsschiffe der Untertanen des Feindes sein? Diese würden einfach in den Häfen bleiben, und einerseits würde durch das unendlich vervollkommnete Landtransportwesen, andererseits durch neutrale Schiffe dem feindlichen Lande alles, dessen es bedürfte, zugeführt werden; auch der Erport würde auf neutralen Schiffen und Eisenbahnen erfolgen, sodaß die Industrie des feindlichen Territoriums keineswegs zum Stillstand gezwungen wäre. Der hieraus für den Feind resultierende Schaden würde zwar fühlbar und für manche Person empfindlich sein — aber für das Schicksal des Krieges fiele er nicht ins Gewicht. Es verhielt sich anders, als es noch keine Eisenbahnen gab, und als feindliches Eigentum auf neutralen Schiffen noch der Sicherheit entbehrte. Dagegen könnten feindliche Kreuzer, aus nicht blockierten Häfen hervorbrechend, dem englischen Handel empfindliche Verluste beibringen, gerade bei der enormen Ausdehnung des englischen, sich auf allen Meeren bewegenden, Schiffsverkehrs, und jedenfalls würde die Unsicherheit die Seeversicherungen zu enormer Höhe treiben und der Seeverkehr zum erheblichen Schaden Englands für längere Zeit größtenteils der Reederei neutraler Staaten zugewendet werden. Würde aber England der feindlichen Seemacht nicht völlig überlegen sein, würde es im Seekriege Schlappen zu verzeichnen haben, oder würde der Seekrieg längere Zeit unentschieden sein, so würde England, wenngleich

eine effektive Blockade der britischen Inseln unausführbar sein würde, da es zu seiner Ernährung wie für seine Industrie eines höchst bedeutenden Importes gerade seiner insularen Lage wegen bedarf, den schwersten Nachteilen ausgesetzt sein.

Lord Loreburn ist daher der Meinung, daß England im eigenen Interesse die Unverletzlichkeit des Privateigentums anzunehmen allen Grund habe. Wir, die wir uns hier zusammengefunden haben, um die Bedingungen zu untersuchen und festzustellen, unter denen England und Deutschland zu einem gegenseitigen Verzicht auf das Prisenrecht gewonnen werden könnten, müssen uns auf den Ausdruck des Wunsches beschränken, daß die öffentliche Meinung sich in allen Ländern zugunsten der Ratifizierung der 1907 im Haag und 1909 in London getroffenen Vereinbarungen wandeln möge; dieser Wunsch ist nicht unerfüllbar: dürfen wir doch mit Genugtuung feststellen, daß auch im englischen Unterhause .eine Mehrheit dafür vorhanden ist. Daß dieser Wunsch aber in höchstem Maße berechtigt ist, darüber kann gar kein Zweifel bestehen — denn diese Ratifizierung ist der erste und unerläßliche Schritt auf dem Wege zu dem Ziele hin, das wir gemeinsam erstreben. Ohne ihn iverden wir nicht zu der Abschaffung des Seebeuterechts gelangen, das mit unserem modernen Rechtsbewußtsein nun einmal in einem grellen Widerspruch steht. Ist aber diese Bedingung einmal erfüllt, so wird Deutschland sicherlich in die dargebotene Hand einschlagen und den Verzicht auf das Prisenrecht für alle Zeiten aussprechen, wie es dies schon 1866 und 1879 aus Anlaß des damaligen Krieges getan hat.

Ich stelle diese Behauptung mit voller Zuversicht auf, mag auch seinerseits Graf Caprivi — mehr vom Standpunkt des Militärs, der immer einseitig ist, als von dem eines leitenden Staatsmannes — gewisse Bedenken gegen die Abschaffung des Beuterechts geäußert haben, mögen auch heute noch bei uns in Deutschland vereinzelte Gegner der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege vorhanden sein: die große Mehrheit des deutschen Volkes und mit ihr die deutsche Regierung steht unter der Bedingung, die ich dargelegt habe, auf dem Standpunkt, daß es sich hier um eine grundsätzliche Frage handelt, deren Lösung die fortschreitende Kulturentwicklung dringend erheischt."

Die auf Professor Eickhoff folgenden Referenten betonten gleichfalls die Richtigkeit der von Lord Loreburn vertretenen Ansicht, daß das Kaperrecht im Grunde für das Schicksal eines Krieges belanglos ist, also letzten Endes auf eine sinnlose Schädigung privater Interessen und damit des nationalen Wohlstandes hinausläuft. Lord Avcbury wies darauf hin, daß die Kosten des Kaperrechts, das immerfort als im Interesse des Insellandes liegend hingestellt wird, in vielen Fällen von England selbst getragen wurden. Der

berühmte Bankier hat als Vorsitzender des Aufsichtsrats verschiedener Versicherungsgesellschaften genugsam erfahren müssen, wie die durch Beschlagnahme privaten Eigentums verursachten Schäden von englischen Kapitalisten getragen wurden.

Aus den Londoner Verhandlungen ging hervor, daß die offizielle Stellungnahme Englands gegenüber den» Kaperrecht in teilweise recht schroffem Gegensatz gestanden hat zu den Erklärungen seiner führenden und verantwortlichen Männer. Auch Palmerston hat sich, wie Lord Weardale nachzuweisen in der Lage war, unzweideutig für die Unverletzlichkeit de« privaten Eigentums auf See ausgesprochen.

Fast alle Argumente der Gegner des Kaperrechts vermögen einer scharfen kritischen Prüfung nicht standzuhalten. Eines der seltsamsten Argumente will uns begreiflich machen, daß gerade die furchtbaren Möglichkeiten der Vernichtung des Privateigentums, also jenes ungeheueren Reichtums, der in Handel und Schiffsverkehr investiert ist, den Ausbruch eines Seekrieges in gewissen Fällen verhüten dürften. Es war Lord Weardale, der das Absurde dieses Standpunktes treffend beleuchtete.

Den Gegnern des Kaperrechts ist es nicht besser ergangen wie jenen Menschenfreunden, welche die Möglichkeiten eines Krieges einzuschränken und die Greuel der Kriegführung zu mildern sich bemühten. Leute, die ihre Fähigkeit, für das Vaterland sterben zu können, noch erst nachweisen müssen, haben sie einer schwächlichen und dekadenten Gesinnung bezichtigt. Daß es sich in Wirklichkeit der Mühe nicht lohnt, solche Vorwürfe zurückzuweisen, kam in London zu entschiedenem Ausdruck.

Erfreulich war die Diskussion über das Problem der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege auch insofern, als der deutsche Standpunkt, daß zum Schutze unseres enormen Handels eine große Flotte notwendig ist, von Männern wie Weardale, Lamington und Strachey bedingungslos anerkannt wurde.

Dr. I. von Ferenczy,
ordentlicher Hochschulprofessor in Budapest:
„Krieg dem Kriege"*).
Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Magyarischen vom Königlichen Rat
Dr. Adolph Kohut.
Motto: „Ehre sei Gott in der Hohe
und Friede den Menschen auf Erden."
Allerdings paßt dieses mein Motto zu dem nicht, was ich gleich zum besten
geben will; es wäre vielleicht besser, wenn ich die Worte Schillers: „Der Mensch
ist zum Kampfe geboren" mir als Devise gewählt hätte. Doch wollen wir jetzt
nicht die Motti auf die Wagschale legen, die doch im Grunde nur Formalitäten
sind. Der Kern der Sache dreht sich um die Frage: Was wollen wir und was
tun wir, um unseren Willen zu verwirklichen? Denn auch das klangvollste
Motto ist nur Wortgepräge und doch haben wir eine Tat vonnoten!
Doch bevor wir unsere Diskussion beginnen, sei es mir gestattet, eine längere
und vielleicht langweilige Revue über die Weltereignisse und ihre Kriegs-
schöpfungen zu halten.
Nehmen wir die Bibel zur Hand, und was finden wir in ihr? Gleich im
Anfang lesen wir, daß Kam seinen Bruder Abel erschlug, dann, daß Abraham
seinen Sohn Isaak zu opfern bereit ist. Ferner: bei der Einnahme Jerichos hat
das Volk Iosuas die ganze Stadt verbrannt und Mann, Weib und überhaupt
jedermann getötet. Das 9. Kapitel des Buches der Richter beschreibt die Tötung
der Kinder Ieroboams und die Ermordung Abimelechs. Das 15. Kapitel erzählt,
wie Simson tausend Philister erschlug. Später lesen wir, daß Samuel den König
der Amalekiter Agag umbrachte, daß David den Kopf Goliaths abschnitt sowie
Judith den des Holofernes und daß Saul eine Lanze nach David warf, damit
er ihn aufspieße.
Blättern wir ein wenig in der Weltgeschichte. Dort finden wir, daß die
orientalischen Völker: die Syrer, Phönizier, Assyrer und Ägypter jahraus jahrein
im Kriege miteinander standen. Die Pharaonen schleppten im Triumph in
ihr Vaterland ihre Gefangenen, wie dies später auch die Perser, Macedonier und
*) Der als Liter«: und Kunfchistoriler rühmlichst bekannte Verfasser, der ordentliche Hoch:
fchul-Professor in Budapest, vi Josef von Ferenczy, hielt seine Rede in magyarischer
Sprache in der Friedensversammlung der Länder der heiligen Stefanslrone am 8. April
1911. Er hat mir das Manuskript seiner geistvollen Ausführungen freundlichst zur Verfügnng
gestellt und «erdienen diese infolge ihres Inhalts und ihrer Form hier in der Übersetzung
auszugsweis« wiedergegeben zu weiden. Der Überseher.

-'?
f
Römer taten. Der König der Assyrer, Tiglath-Pilasar, sagt: „Ich habe mich mit der 20 000 Mann betragenden Armee des Feindes in den Krieg eingelassen und sie alle besiegt." Von dem gegen die Armenier geführten Feldzug sagt Assur-nazir-habal: „Ich habe jeden zweiten vom Feinde getötet; vor den Toren des Feindes ließ ich eine Mauer aufführen. Ich habe seine Häuptlinge schinden und mit ihrer Haut die Wand bedecken lassen."

Von dem Feldzug Davids, des Königs von Inda, lesen wir, daß er unter der Führung Ioabs die Moabiter und Ammoniter angegriffen und beide Völker in blutigem Kriege besiegt habe. Nach Herodot bedeckten das Schlachtfeld von Marathon 6400 persische Leichen. In der Schlacht von Thermopylae haben die Soldaten des terres die Widerstand leistenden griechischen Krieger bis auf den letzten Mann niedergemäht. In der Schlacht von Platää ging, weil Pausanias den Befehl gegeben, daß niemand Pardon gewährt werden solle, ein solch entsetzliches Gemetzel vor sich, daß man nach der Angabe griechischer Schriftsteller 100 000 Mann gemordet habe. Thukndides berichtet, daß in dem peloponnesischcn Kriege die grauenhaftesten Dinge in Corcyra vor sich gingen, wo man die Flüchtlinge zum Schafott schleppte und andere bei den Altären hingemetzelt wurden. Der Feldzug in Sizilien kostete Athen 50 000 Menschen und 200 Schiffe. — In dem Gefecht von Chäronea töteten die macedouischen Soldaten 1000 Athener und machten 2000 zu Gefangenen. — Als Alerander der Große Theben einnahm und niederriß, war das Schlachten furchtbar, ihm fielen 500 macedonische Soldaten und mehr als 8000 Thebaner zum Opfer. — In der von Alerander dem Großen gegen die Perser geführten Schlacht neben dem Fluß Granicus bedeckten nach dem Bericht von Arrhianus 25 000 Perser das Schlachtfeld.

Die große französische Revolution und die Kriege des ersten französischen Kaiserreichs haben mindestens 2 Millionen Menschen das Leben gekostet. Bei Arcole haben im Jahre 1796 die Österreicher 1000 Tote und Verwundete und 5000 Gefangene verloren. Bei Tivoli und Mantua büßte die österreichische Armee, die insgesamt 30 000 Mann betrug, an Toten ca. 20 000 Mann und überdies sehr viel Gefangene ein. In der Schlacht am Fuße der Pyramiden ertranken 1500 Muselmänner im Nil und in der Seeschlacht bei Abukir ging die gesamte aus 15 000 Mann bestehende türkische Armee zugrunde. In der Schlackt bei Marengo verloren die Österreicher 8000 und die Franzosen 6000 Mann. Bei Echlingen ließen die Österreicher 2000 Tote und Verwundete zurück. Bei Austerlitz blieben auf dem Schlachtfelde 21 000 Tote. In der Schlacht bei Jena starben und wurden verwundet 21 000 Preußen. In der Schlacht bei Anerstädt deckten 9000 Leichen das Feld. In der Schlacht bei Evlau büßte die feindliche Armee 40 000 Mann an Toten und Verwundeten ein. Die Revolution von Rio Secco kostete Spanien 10 000 Tote. Bei Eßlingen betrug die Zahl der öster» reichischen Toten und Verwundeten 25 000 Mann und der Verlust der Franzosen bezifferte sich auf 15 000 Mann. Soviel Menschen verschlang aucb die

Schlacht bei Wagram. Von der halben Million Menschen, die Napoleon I. 1812 nach Rußland führte, kehrten nur 50 000 nach Frankreich zurück; folglich sind rund 450 000 Mann vernichtet worden. In der Schlacht bei Moskau gingen 50 000 Russen und 20 000 Franzosen zugrunde. Die Schlacht bei Waterloo kostete die feindliche Armee 60 000 Mann. Der Feldzug in der Krim forderte 95 615 Mann, der Krieg Frankreichs gegen China verschlang Tausende von Menschen. Die Opfer des deutsch-französischen Feldzuges bezifferten sich auf 339 556 Tote, die Verwundeten nicht mitgerechnet. Ungefähr soviel machten auch die Verluste im russisch-japanischen Kriege aus.

Eine Entsetzen erregende Statistik, eine grauenerweckende Geschichte! Während die Gesellschaft und die Behörden die Verbreitung von Mordgeschichten und von Schnnd-Literatur streng verfolgen, lehrt man in unseren Schulen obligatorisch die Geschichten der Massenmorde. Der Mensch kämpft gegen den Menschen, die Rasse gegen die Rasse, die Religion gegen die Religion einen Vernichtungskrieg und zwar durch alle Zeitalter der Weltgeschichte. Die Rivalität zwischen Cäsar und Pompejus, die Eifersucht auf die Macht zwischen dem Kaiserreich und dem Papsttum, die Konkurrenz der lateinischen Rasse gegen die germanische, die Niederlassung der Barbaren im südlichen Reich, der gegenseitige Haß der katholischen Spanier und der mohammedanischen Araber, der Gegensah zwischen dem Christentum und dem Heidentum hat blutige Kriege und mörderische Gemetzel unter den Völkern und Nationen hervorgerufen znm ewigen Schaden der Zivilisation, zur Schmach der im Ebenbilde Gottes und der Gottähnlichkeit erschaffenen menschlichen Würde.

Man unternimmt Kreuzzüge aus Rassenhaß und führt Religionskriege aus Glaubensfanatismus. Man unterdrückt, verfolgt und tötet die Ketzer, die Reformatoren. Die römischen Imperatoren werfen die Christen den wilden Tieren zur Beute hin. Die römische Inquisition richtet mit den grausamsten Qualen die Ungläubigen oder die des Unglaubens Verdächtigen hin, schleppt die Hussiten auf den Scheiterhaufen, läßt die Hussiten über die Klinge springen, verfolgt blutig die Protestanten, und gegen die Juden veranstalteten Progrome diejenigen, die sich als Beschützer der Balkanchristen aufwerfen. Wahrlich, es hat den Anschein, als wenn die Weltgeschichte nicht so sehr die Entwicklung der Nächstenliebe und der Zivilisation als vielmehr deren Entartung und eine ununterbrochene Kette des Menschenhasses und der Brutalität zeigen würde.

Noch eine kurze Revue will ich in das Weltreich der Literatur und der schönen Künste werfen. Der Gegenstand aller Heldengedichte einer jeden Nation sind die jeweilig geführten Kriege. Schon bei den alten orientalischen Völkern besingt das eine große Epos der Sanskrit-Literatur, die „Ramajana", jene Heldentaten, die Rama in dem Feldzug gegen Rawanas vollführt hat. Das zweite in der Sanskrit-Sprache verfaßte indische Epos, die „Maha Bharata", beschreibt die Kämpfe zwischen den Knruiden und den Penduiden, wie Homer in

seiner Ilias den Kampf zwischen den Griechen und Trojanern und Tasso in seinem befreiten Jerusalem denjenigen der Christen gegen die Saraccnen und Mohammedaner besingt. Die Handlung des Nationalepos der Perser, des Schabname des Epikers Firdusi, macht die Kriegsführung des Feridon aus, gerade wie die „Flucht des ZalKn" des magyarischen Epikers Vörösmarty die Eroberung Ungarns durch Arpud dartut. Die Äneide Vergils beginnt mit den Worten: „Ich besinge die Waffen und die Männer". Auch das Heldengedicht der Deutschen, „Die Nibelungen", ist erfüllt von Kampf und Tötung, wie denn überhaupt jedes Nationalepos eines Volkes mit Blut geschrieben ist.
Aus der Tragödicndichtung hört man das Todesröcheln von Hschylos bis Shakespeare und von diesem bis in unsere Tage; denn die Triebfedern des Trauerspiels sind die menschlichen Gefühle und Leidenschaften. Namentlich die Rache und die zu deren Befriedigung angewandten Mittel, nämlich die offene Gewalttätigkeit oder der heimlich gebrauchte Dolch und der Giftkclch. Ebenso begegnen wir auch in den Gestaltungen der bildenden Künste in den ältesten Epochen, aber auch in den neuesten Zeiten, den Darstellungen von Mord, Totschlag und Krieg. In den bei den pergamenischen Ausgrabungen zutage gekommenen plastischen Werken begegnen wir Kriegern in schwerer Waffenrüstung, an denen wir auf den ersten Augenblick sehen, daß sie nicht zu einem freundschaftlichen Mahl, sondern zur blutigen Menschenschlächterei sich begeben. Die Gruppenmonumentwerke auf der Akrovolis zu Athen stellen nicht die unsterblichen Gestalten der hellenischen Zivilisation, sondern massakrierende Krieger dar, die das Leben ihrer Mitmenschen vernichtet haben. Im Kapitolinischen Museum in Rom gibt es eine antike Statue des sterbenden Gladiators, der einen zusammengebrochenen römischen Krieger uns zeigt, auf der Brust mit einer klaffenden Wunde, aus der fortwährend Blut strömt. In Florenz sebcn wir in der Loggia dci Lanzi das Perseusdenkmal des Benvenuto Cellini, in der rechten Hand ein scharfes Schwert und in der Linken den abgeschnittenen Kopf der Medusa haltend, aus dem das Blut strömt, ebenso fließt das Blut auch aus dem Halse des auf der Erde Liegenden. Überall Blut, Tod, Vernichtung !
Im Nationalmuseum zu Neapel gibt es ein Mosaikgemälde; es stellt die Schlacht Aleranders des Großen bei Issus mit mit Lanzen bewaffneten Kriegern, toten Kämpfern und verendenden Kriegspferden dar. Unter den Fresken des Vatikan erblicken wir das große Gemälde Raphaels „Die Schlacht Konstantine". Ein erschütterndes Bild. Als hörten wir das Todesröcheln der Niedergemetzelten, der zum Tode verurteilten Kämpfer und das Geschrei der im Wasser Ersticken-den! Die Galerie zu Bologna schmückt das Gemälde von Guido Reni „Die Tötung der Säuglinge". Die im Blute schwimmenden Leichen der Kleinen, die Todesfurcht ausdrückenden Gesichter der flüchtenden Mütter und die mordenden Dolche der wilden Söldner erwecken in dem Beschauer Grauen und Em-

setzen. In der königlichen Galerie zu Dresden befindet sich das Gemälde Wouvermans „Der Reiterkampf". Die in Flammen stehende Windmühle und die mörderische Arbeit der am Fuße der brennenden Gebäude und in unmittelbarer Nähe aufeinanderschießenden Krieger, das fast hörbare Todesröcheln der ihren letzten Atem aushauchenden Pferde oder das Wiehern der in wilder Flucht dahinrasenden Rosse erschüttern selbst das stärkste Nervensystem des Beschauers.

Im Prado zu Madrid hängt das Ölgemälde „Der Lanzenreiter" von Velasquez. Die Menge der mit Lanzen bewaffneten Kämpfer beweist, daß sie nicht sich der segenbringenden friedlichen Arbeit, sondern der menschlichen Vernichtung gewidmet haben.

Also überall in der Welt, wohin wir nur blicken, in der Bibel, in der Geschichtswissenschaft, in den schönen Künsten, überall sehen wir Blut, Vernichtung, Gewalttätigkeit und Tod.

Und nun denken wir nach. Die erste Frage, die wir aufwerfen können, ist die: Hat der Krieg eine ethische Berechtigung? Der diese Frage bejahte, würde mit dieser seiner Behauptung jede Judicatur auslöschen. Wenn die Weisheit der gebildeten menschlichen Gesellschaft es für notwendig erachtet, die unter den Menschen entstandenen Differenzen durch richterliche Rechtsprechung zu begleichen, so ist die logische Schlußfolgerung dieser Tatsache, daß auch die zwischen den Völkern und Nationen entstandenen Differenzen auf richterlichem Wege entschieden werden müßten. Denn wenn der Krieg zwischen den Nationen ein berechtigter ist, dann ist auch der Faustkampf unter den Einzelnen berechtigt. Und doch finden wir niemand in der zivilisierten Menschheit, der sowas in Ordnung fände.

Wenn alle gebildeten Nationen darin übereingekommen sind, daß sie ihre gemeinsamen Angelegenheiten der Leitung und der Erledigung ihrer Weisesten übertragen, so ist es unverständlich, warum gerade die Soldaten die das Lebensinteresse der Völker, Länder und Reiche berührende Frage des Krieges entscheiden sollten. Nicht ohne Grund stellte im Jahre 1868 der Abgeordnete Richard im englischen Parlament den Antrag, daß der Herrscher nicht das Recht zur Kriegserklärung haben solle, und nur mit einer Minderheit von sieben Stimmen wurde dieser Antrag abgelehnt.

Übrigens müßte man nicht das Unterlassungsrecht der Kriegserklärung seitens des regierenden Hauptes, sondern die Erledigung der schwebenden Fragen unter den Völkern auf dem Wege des Schiedsgerichts verlangen. Und diese Idee ist keineswegs so absurd, wie sie von vielen hingestellt wird, wenn wir bedenken, daß sie von so hervorragenden Männern wie Washington, Franklin, Cavour, Gladstone, Cobden, Manteuffel, ja sogar von Bismarck für gut geheißen wurde. Hat doch letzterer den Antrag gestellt, daß die zwischen Deutschland und Spanien entstandenen Differenzen wegen der Karolineninseln durch das Schiedsgericht des Papstes Leo XIII. spruchreif werden sollten.

Das Schiedsgericht ist ja auch keine neue Einrichtung, denn, wie der englische Übersetzer des Werkes von Arnoldson: „?ax Hluucli", der Bischof B. F. Westcott, sagt, sind seit 1794 in 67 Fällen die Kriegsdifferenzen durch Schiedsgerichte friedlich geschlichtet worden. Hochgeachtete Versammlungen haben 1887 in Amerika und 1888 in Frankreich dem Verlangen Ausdruck gegeben, daß die zwischen den einzelnen Nationen auftauchenden Differenzen durch das Schiedsgericht ihre Lösung finden sollten. An dem Zustandekommen dieser Idee mühen sich die interparlamentarischen Konferenzen ab. Diesem menschlichen Gedanken der Welt suchen die allerorten entstandenen und eine eifrige Wirksamkeit entfaltenden Friedensligen und Friedensvereine Geltung zu verschaffen. Und wenn wir sehen, daß n a ch dem Kriege den Friedensschluß der betreffenden kriegführenden Nationen ein internationales Gericht erwägt, beendet, modifiziert und verbürgt, so sehen wir nicht ein, warum nicht ein internationales Gericht die Differenzen schon vor dem Kriege hätte schlichten können!

Daß dieses Bestreben Heerführer, Generäle, Admirale, ja sogar sehr viele Staatsmänner, Schriftsteller, Gelehrte und sogar praktisch tätige Bürger als einen frommen Wunsch und als eine nicht zu verwirklichende Utopie betrachten, tut nichts zur Sache. Sie hätten aus der Geschichte lernen können, daß, was große Autoritäten gestern noch für unmöglich erklärt haben, morgen schon als nützliche, praktische Tatsachen gelten kann. Große philosophische Intelligenzen, Staatsmänner und Gelehrte haben seit Jahrhunderten, ja sogar seit Jahrtausenden die verschiedensten Formen der Staatsorganisation ausgedacht und ins Leben treten lassen. Und wenn sie auch bis heute nicht die vollkommenste Form gefunden haben, — denn die Vollkommenheit ist nur theoretisch denkbar —, so setzt doch das fortwährend tätige menschliche Gehirn seine Grübeleien fort und sucht das Gute durch das Bessere zu ersetzen. Ebenso dürfen und können diejenigen, die darauf bedacht sind, daß Frieden unter den Nationen herrsche, ihre Bemühungen nicht einstellen, unbekümmert um das geringschätzige oder verächtliche Lächeln der Ungläubigen, denn es ist unmöglich, daß ein solches Bestreben, das eine so alte Vergangenheit hat, keine Zukunft haben sollte.

Seitdem der Ruhm der französischen „Oran6e armse" sich verdüstert hat und neuerdings die Germanen sich mit dem Ruf« der Kriegsherrlichkeit brüsten, hat Deutschland die führende Rolle in der Frage des Kriegskultus übernommen. Es ist wahr, ihm gebührt der Ruhm, das Echießpulver erfunden zu haben, aber nicht minder Deutschlands Ruhm ist auch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Wenn es auch mit selbstbewußtem Stolz die Namen seiner großen Heerführer, eines Blücher und eines Moltke, erwähnt, so kann es nicht minder darauf sich was zugute tun, daß es unter seinen großen Geistesheroen einen Kant und einen Goethe nennen darf, unter denen der Erster« ein Buch geschrieben hat über die Idee des Friedens, unter dem Titel „Zum ewigen Frieden".

Im Anfang seines Buches hat er in 6 Punkten aus dem natürlichen Zustand

des Krieges die Bedingungen des Überganges in den Kulturzustand des bleiben-
den Friedens zusammengefaßt. Unter diesen ist besonders in unserer Zeit, wo die
Frage der Entwaffnung eine so aktuelle ist, der dritte Punkt wichtig, worin er die
Abschaffung des stehenden Heeres verlangt, weil es den Frieden bedroht, die
Auegaben erhöht und mehr kostet als der Krieg selbst.
Mit Bewunderung erweckender Weisheit überblickt er, der Weise von
Königsberg, 100 Jahre voraus die jetzige Lage Europas, die man als einen be-
waffneten Frieden zu bezeichnen pflegt. Ein französisches Tagesblatt hat erst
kürzlich ausgerechnet, daß innerhalb 25 Jahren von 1883 bis 1908 der bewaffnete
Friede 145 Milliarden Frcs. gekostet hat. Ich führ« hier die auf die Großstaaten
bezüglichen statistischen Daten an. Deutschland gab für seine Armee
1883 504 Millionen und
1908 1504 Millionen, also
rund 1 Milliarde Frcs. aus, d. h. erhöhte sein Kriegsbudget um 193 Prozent.
England von 702 Millionen auf 1487 Millionen (112 Prozent), Rußland von
894 Millionen auf 1501 Millionen (69 Prozent), Frankreich von 789 Millionen
auf 1100 Millionen (39 Prozent), Österreich und Ungarn von 318 Millionen auf
529 Millionen (66 Prozent), Italien von 311 Millionen auf 457 Millionen
(47 Prozent). Diese Zahlenreihe beweist deutlich den Weg, auf welchem die
Staaten bestimmt und nicht einmal schwankend dem Staatsbankerott entgegen-
gehen. Zeigte sich in der Direktion irgendeiner Aktiengesellschaft oder eines
anderen Geldinstituts eine derartige Wirtschaft, wie wir sie im militärischen Ge-
baren gewahren, würde gewiß die ganze Direktion vor den Staatsanwalt
kommen.
Doch es scheint, daß die Völker ohne jede größere Erregung die ihnen im In-
teresse der Aufrechterhaltung der imperialistischen Politik aufgelegten Lasten
tragen, als wenn sie sich damit trösten würden, daß es ihnen gleich sei, ob sie die
steuerzahlenden Vasallen eines fremden Eroberers oder aber die Sklaven ihrer
eigenen Götzen sind. So ist das unabänderliche Schicksal der Untertanen die
Ergebung in den Fluch des bewaffneten Friedens.
Wir sprachen vorhin von dem den ewigen Frieden behandelnden Werke
Kants, doch auch der Abt von St. Pierre verdient es, daß wir seines „rrojet 6e
Mix perp^tueNe" betitelten Werkes, das ein Jahrhundert vor Kant erschien,
gedenken. Er war der erste, der eine ernste Arbeit über die Sicherung des ewigen
Friedens geschrieben hat. Auch er faßte die den Frieden verbürgende Organi-
sation in bestimmte Punkte zusammen, auch er wünschte die Beweggründe des
Krieges der Völker wie die der Bürgerkriege vor ein Schiedsgericht zu bringen.
Und wenn man auch gegen diese Vorschläge einzelne Einwendungen erheben
kann, so hat er doch nicht jenen spöttischen Hohn verdient, dem er seitens eines
Leibniz und Voltaire ausgesetzt war.

Unter allen Umständen bekundete sich in der Wirksamkeit des edelgesinnten Geistlichen mehr Weisheit, als in sämtlichen leitenden Staatsmännern und Armeeführern Rußlands und Japans anläßlich des mörderischen Ringens des letzten Feldzuges. Betrachten wir nur die Ergebnisse dieses mörderischen Krieges. Rußland gab für den Fcldzug 6300 Millionen Frcs. und Japan 5 Milliarden aus. Dagegen verloren sie gemeinsam etwa 300 000 Menschen, und was war das Resultat dieser erschrecklichen Menschen- und Vermögensvernichtung? Der durch den Zaren und den Mikado gern angenommene Alliancc-Vertrag. Dieses Ergebnis hätten sie ohne den Verlust von vielen Milliarden Vermögen und vielen Hunderttausend Menschenleben für einige Hunderttausend Frcs. Kosten auf dem Wege des Haager Friedenskongresses erreicht. Oder hätte der Krieg zwischen England und Transvaal die 5'/- Milliarden Frcs. betragenden Kriegskosten und das Opfer des Verlustes von eben so vielen tapferen englischen Männern verdient, die England dieser Feldzug gekostet hat, nur deshalb, damit eine mit autonomer Machtbefugnis ausgestattete südafrikanische föderative Republik unter englischer Oberhoheit entstehen konnte? —

Kann uns daher jemand tadeln, wenn wir laut ausrufen: „parv.i »a^winia i'l^itui' inunclu»!"

Daß ohne Krieg die Welt in Fäulnis übergehen würde, wie Moltke, der berühmte Heerführer, einst an Professor Bluntschli, den großen Juristen, schrieb, können wir nicht glauben. Fäulnis ist aber eine Folge des Krieges, der in Wochen oder Monaten all das zerstört, was die Menschen in Jahrhunderten geschaffen haben.

Wir wissen nichts davon, daß je ein Feldzug der Weltgeschichte großartige Schöpfungen der bildenden Kunst zutage gefördert hätte; wohl aber wissen wir, daß die Zerstörung des schönsten Fresko-Gemäldes der Welt, „das letzte Nachtmahl" von Leonardo da Vinci, durch die Soldaten Napoleons bewerkstelligt wurde. Auch soviel ist bekannt, daß die spanischen Soldaten ihre Pferde an die Jaspi?- und Porphyrsäulen der weltberühmten Moschee zu Cordowa gebunden, und daß ihre Rosse die künstlerischen Mosaiks der Moschee zerstampft hatten, deren jedes Stückchen heutzutage eine wertvolle Erinnerung an den dereinstigen arabisch-maurischen Kunstgeschmack ist.

Ist es vor einem Jahrhundert, im Jahre 1815, gelungen, die heilige Allianz zur Sicherung der Legitimität der Herrscherrechte zustande zu bringen, so leben wir der Zuversicht, daß es auch gelingen werde, die zur Sicherstellung der Völker dienende, noch heiligere Allianz des ewigen Friedens ins Leben zu rufen. Diese unsere Zuversicht wird noch durch solche Kundgebungen bestätigt, die berühmte amerikanische Bürger kürzlich machten, von denen die Anhänger des ewigen Friedens sehr viel zu erwarten haben. Carnegie, der im Jahre 1911 eine halte Million für den Weltfrieden gestiftet hat, sagte: „Ich glaube, daß wir an die Schwelle der Herrschaft des Friedens gelangt sind, und daß das Zeitalter, in

welchem die Menschen sich nicht mehr wie wildgewordene Bestien töten werden, nahe ist."

In der ständigen Erhöhung der Rüstungen sehe ich nicht das sicherste Mittel der Erhaltung und der Notwehr des Staates, sondern im Gegenteil dessen größte Gefährdung, denn wir sind schon dahin gelangt, daß wir bis an die Zähne bewaffnet zusehen müssen, wie die Länder infolge des Staatsbankerottes zugrunde gehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Staatsschulden Europas innerhalb 25 Jahren von 107 Milliarden Franken sich auf 151 Milliarden erhöht haben. Durch die ganze Weltgeschichte zieht sich wie ein roter Faden der Kampf der Völkerrassen gegeneinander hindurch. Der Weiße hat fast schon die rothäutigen Indianer ausgerottet. In den mörderischen Kriegen zwischen Weißen und Negern ist schon ein Meer von Blut geflossen, und jetzt ängstigt man uns mit den Schreckensnachrichten von der gelben Gefahr. Wahrlich, es ist endlich Zeit, daß wir ein neues, menschlicheres und wahrhaft gebildetes Motto proklamieren, nämlich: Wir wollen alle Brüder sein.

vi-. Franz Ledermann:

Der Krieg als Kultur- und Wirtschaftsereignis.

Vorschläge zur Begründung eines Zivilarchivs des Krieges.

Wenn wir von „Kriegsliteratur" sprechen, denken wir regelmäßig an Schilderungen rein militärischen Charakters. Das ist um so merkwürdiger, als wir nebenbei genau wissen, daß ein Krieg die beteiligten Staaten den schwersten knlturellen und wirtschaftlichen Erschütterungen aussetzt, ja daß grade in unserer Zeit diese „Nebenwirkung" sowohl für den Ausbruch des Krieges als auch für seinen Ausgang entscheidend ist. In der Literatur aber ist diese nicht militärische Seite des Krieges bisher recht stiefmütterlich behandelt. Auf dem Gebiet der Fachliteratur mag einer der Hauptgründe darin liegen, daß die Grundlage jeder wissenschaftlichen Arbeit, die Statistik, regelmäßig die Beobachtung längerer Zeiträume aus Gründen der Zuverlässigkeit zur Voraussetzung hat, während die Kriege der Neuzeit sich verhältnismäßig rasch abspielen, so daß es schwer halten wird, innerhalb einer Wirtschaftsperiode einzelne Erscheinungen als unzweifelhafte K r i e g s wirkungen zu bezeichnen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Wirkungen eines Krieges auf den Staat zeitlich keineswegs mit dem Zeitraum der militärischen Operationen zusammenzufallen brauchen, sondern sich ganz unabhängig davon über längere oder kürzere Zeiträume erstrecken können. In erhöhtem Maße gilt dieses von den seelischen Wirkungen des Krieges, die

einen immcr weiteren Umfang annehmen müssen, je mehr der Krieg zum Ausnahmezustand wird, und deren letzte, feinste Wirkungen vielleicht erst nach Jahr» zehnten in guter oder schlechter Form ans Tageslicht treten. Auch die sachliche Scheidung, die Frage, welche letzten kulturellen und wirtschaftlichen Erscheinungen noch, wenigstens mittelbar, auf den Krieg zurückzuführen sind, bietet große Schwierigkeiten. Endlich darf man ein psychologisches Moment nicht außer Acht lassen: Wie bei einer mündlichen Debatte über den Krieg der ehemalige Feldsoldat das große Wort führt, der Bürger, der die Wirkungen des Krieges in der Heimat nicht minder stark erlebt hat, bescheiden schweigt, so scheint auch die Wissenschaft bisher die „zivile" Wirkung des Krieges gewissermaßen als bloße Reaktion auf ein Hauptereignis — eben den Krieg selbst — betrachtet zu haben, ein Nebenereignis, das unzweifelhaft den Staat — mag der Krieg als solcher glücklich oder unglücklich verlaufen — in seinen Grundfesten erschüttert, das aber seinem Charakter gemäß nicht geeignet ist, unabhängig von seiner Ursache als selbständige Erscheinung durchforscht zu werden.*)

Teilweise kann natürlich die vorhandene militärische Literatur als Ersat z herangezogen werden. Auch der im Felde stehende Soldat ist nicht nur Soldat, sondern hat ein gut Teil bürgerliche Anschauungen und Sorgen mit ins Feld genommen, die sich in seinen Berichten spiegeln müssen. Selbst die rein militärische Fachliteratur wird hier und da gewissermaßen zwischen den Zeilen Material bieten. Vollkommen nutzbares Material bieten aber doch nur die bisher vorliegenden Monographien über Einzelwirkungen des Kriegsrechts sowie die zivile Memoirenliteratur in jenen speziellen Kapiteln, die die Kriegszeiten behandeln.

Alle diese Materialien wird man mit größerem oder geringerem Nutzen gebrauchen können, dem eigentlichen Thema aber genügen sie nicht nur quantitativ, sondern vor allem der Tendenz nach nicht, da sie nicht nur von Einzelerscheinungen ausgehen, sondern auch sich ausschließlich die Erzielung von Einzelresultaten zum Thema gestellt Haben.

Selbstverständlich wird, auch bei dem, was ich erstrebe, für die Anerkennung alsMaterial kein Thema zu speziell, kein Zusammenhang zu flüchtig sein, aber dort, wo die Arbeit der anderen aufgehört hat, wird dann die eigentliche Arbeit erst beginnen. So wie die Einzelzahl in der Statistik als Zufall betrachtet wird, ibre Häufung uns positive wissenschaftliche Resultate gibt, so wird auch dieses „Rohmaterial" erst Leben gewinnen, wenn seine Vergleichung uns die Möglichkeit gibt, alles Zufällige, Persönliche, nur im Spezialfall geltend auszuscheiden, bis

*) In Dänemark erschien vor einigen Jahren unter dem Titel „Ein modernes Volt im Kriege" ein Buch, das — nach der Kritil, ich hatte leider keine Gelegenheit, es zu lesen — in einer Reihe von Briefen, die Stimmung der im Lande Gebliebenen widerspiegelt, also auf speziellem Gebiet als eine Vorarbeit meiner allgemeinen Sammlung zu betrachten ist.

uns schließlich als letztes Resultat „der Krieg als Kultur- und
Wirtschaftsereignis" sich enthüllt. —
Die großen Schwierigkeiten, die die Sammlung, Sichtung und Verar-
beitung des Materials in Aussicht stellt, machen die Frage zu ernster Pflicht, ob
selbst bei Erreichung des Zieles das Resultat in wirtschaftlicher wie in rein wissen-
schaftlicher Beziehung der Arbeit entsprechen wird. Ich glaube beide Fragen
bejahen zu können, möchte aber eine Begründung meiner Ansicht bis auf den
Schluß des Aufsatzes verschieben, wo der Leser in der Lage ist, sich über die von
mir empfohlene Methode der Sammlung und Sichtung des Materials ein ab-
schließendes Urteil zu bilden.
Ich habe bisher immer vom Kriege im allgemeinen gesprochen und will vor-
ausschicken, daß das von mir erstrebte Endziel vollständig nur erreicht werden kann,
wenn die Sammlung sich weder auf einen einzelnen Krieg noch auf ein einzelnes
Volk beschränkt, sondern ähnlich wie es bei dem Generalstab der größeren Staaten
schon heute geschieht, alles nur zugängliche Material über den Krieg überhaupt
verarbeitet wird. Denn auch ein Millionenvolk bietet in seiner nationalen Kultur
wie wirtschaftlichen Struktur noch zu viel des Speziellen, Temporären, als daß
die Destillation des Kriegsbegriffs aus diesem Material allgemein gültige Resul-
tate geben könnte.
So das Endziel! Für den Augenblick aber müssen wir uns mit dem Er-
reichbaren begnügen. Da möchte ich vorschlagen, zunächst einmal das Material
des Krieges 1870/71 zu sammeln. Er ist unter den deutschen Einheitskriegen
jedenfalls der geeignetste: Er umfaßte die ganze Nation entgegen 1864, er erfaßte
die ganze Nation unter gleichen Bedingungen (entgegen 1866, wo es Sieger und
Besiegte gab), er erstreckt sich endlich in seinen Ausläufen über fast ein ganzes
Jahr, schaltet also die Besonderheit der Jahreszeit einigermaßen aus. Freilich
er liegt über ein Menschenalter zurück, die Zahl derjenigen, die ihn als Erwachsene
erlebt haben, schmilzt immer mehr zusammen, unschätzbares Material privater oder
amtlicher Herkunft geht Jahr für Jahr zugrunde. Will man ein Wirtschaftsbild
dieses letzten großen Krieges gewinnen, so ist es die h ö ch ste Zei t.
Wir kommen nun zur wichtigsten praktischen Frage, der Sammlung des
Materials. Ich bin mir wohl bewußt, mit den folgenden Vorschlägen keine festen
Richtlinien geben zu können. Dieses Eingeständnis basiert nicht auf der üblichen
Autorenbescheidenheit, sondern auf der nüchternen Erfahrung, daß man an eine
derartig neue Sammlung nicht mit einem festen Arbeitsplan herangehen kann,
sondern daß das Fortschreiten der Arbeit selbst die beste Methode gebären muß.
In diesem unverbindlichen Sinne bitte ich die folgenden Vorschläge aufzufassen.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß das Material zwei großen Quellen entströmen muß: den Einzelpersonen, wie dem Staat. Sie stehen in einer vollständigen Wechselwirkung, wobei es denkbar ist, daß jeder Teil im Einzelfall Ursache oder Wirkung ist. Ein Beispiel: Wir stellen fest schlechte Zeiten für den Handel (als vielfaches Einzelmaterial) — Rückgang des Eisenbahnfrachtverkehrs (Staatsmaterial). Nun ist es sowohl denkbar, daß, w e i l der Handel darniederliegt, der Frachtverkehr zurückgegangen ist, als auch daß — etwa mit Rücksicht auf den Truppen- und Provianttransport — der Güterverkehr wochenlang gestockt hat, und dadurch der Handel in Schwierigkeiten geraten ist.
Diese Wechselwirkung bietet zugleich eine äußerst wirksame Kontrolle. Nur wenn jede private Anormalität in einer entsprechenden staatlichen Rubrik ihr Gegenstück findet, werden wir sie als echte Kriegswirkung registrieren können, fehlt das Gegenstück, so muß doppelt sorgfältig geprüft werden, ob hier nicht Einzelfälle ohne Grund verallgemeinert sind.
Die oben gegebenen allgemeinen Betrachtungen gelten sowohl für wirtschaftliche als auch für psychische Wirkungen, wie sich überhaupt diese Unterscheidungen im einzelnen schwer durchführen lassen.
Ich gebe nun Vorschläge zu einem Schema:
I. Durch Einzelpersonen zu erlangendes Material.
Die wertvollste Quelle würden auch hier, wie für das militärische Studium des Krieges, Tagebücher, Briefe etc. aus jener Zeit bilden, soweit in ihnen häusliche Fragen dieHauptrolle spielen. Bei dieserMaterialsammlung würden also dieFrauen im Gegensatz zu mancher anderen eine sehr wichtige Rolle spielen.
Daß a u ch die Militärliteratur zu berücksichtigen ist, habe ich schon oben erwähnt.
Der Erfolg einer solchen Sammlung, die am besten wohl durch öffentlichen Aufruf geschehe,*) hinge nicht am wenigsten davon ab, daß den Einsendern absolute Diskretion gewährleistet würde. Es gibt Wunden, die auch nach 40 Jahren noch nicht verharscht, geschäftliche Situationen, die man auch heut
*) Ich möchte erwähnen, daß ein Versuch, militärische Literatur auf diesem Wege zu gewinnen, ganz guten Erfolg gehabt hat. Vergl. die nachf. Zeitungsnotiz. „Vor einiger Zeit erging infolg« einer Anregung des früheren Direktors des Berliner Zeughauses Geheimen Megierungsrats Major Nr v. Ubisch ein Erlaß des preußischen Kultusministers, der bestimmte, daß die königliche Bibliothek in Berlin und die preußischen Universitätsbibliotheken Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten sammeln sollen. Zum Zwecke dieser Sammlung wurde bei der Königlichen Bibliothek «ine Kommission eingesetzt, die aus Geheimrat v. Ubisch, dem Historiker der Kriegskunst, Geheimen Regierungerat Professor Nr Hans Delbrück und dem Abteilungsdirekt»! Geheimen Regierungsrat Nr Perlbach besteht. Im ersten Halbjahr sind 1196 Briefe und Postkarten, 38 Tagebücher, 9 Notizbücher und 10 Lieder und Gedichte eingeliefert worden, «on denen sich die Mehrzahl auf den Krieg 1870/71 bezieht."

noch nicht ohne Zwang der Öffentlichkeit preisgibt. Es handelt sich weder darum, sensationellen Klatsch, noch romantische Abenteuer zu kodifizieren, sondern das eingehende Material soll restlos einem höheren Zwecke dienen. Selbstverständlich müßten auch die eingesandten Beiträge nach Benützung zurückgegeben werden.

L.

Eine allerdings mit großer Vorsicht zu benützende Ergänzung würden nachträgliche Aufzeichnungen, Niederschriften mündlicher Berichte etc. bilden. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß nach 40 Jahren doch vieles im andern Licht erscheint, andrerseits, daß grade stark wirkende Erlebnisse, wie psychologisch bekannt, im Laufe der Jahre häufig noch eine Verstärkung erfahren.

Alles unter ^ und N Gesagte gilt sowohl für Erlebnisse rein familiärer als auch geschäftlicher Natur. Es kämen also auch Geschäftsbriefe, Rechnungen, Prozesse, der gesamte Verkehr des Bürgers mit den Behörden etc etc. in Frage. Gewissermaßen den Übergang von den privaten zu den öffentlichen Quellen würde die Presse darstellen, wobei nicht der politische, sondern im Gegenteil der lrkale, Handels- und Annoncenteil etc. das wichtigste Material verspricht. Dasselbe gilt vom Bank- und Börsenwesen, das teils privaten, teils öffentlichen Charakter trägt, dem Immobilienwesen etc. Auch die Arztejournale, Rechtsanwaltsaktcn könnten, soweit als Material zugänglich, benützt werden.

II.

Für die Bearbeitung des öffentlichen Materials kann selbstverständlich nicht die heutige Verwaltung im weitesten Sinne zugrunde gelegt werden, sondern die von 1870 unter möglichster Berücksichtigung der Verschiedenheiten der einzelnen Staaten und innerhalb der Staaten selbst. Überhaupt bildet die Basis der ganzen Arbeit — das gilt auch für das Material der Einzelpersonen — die Feststellung eines Wirtschafts- und Kulturbildes unmittelbar vor Beginn des Krieges, deren Vergleich erst die durch den Krieg entstandenen Anormalitäten ergibt. Man kann im übrigen wohl sagen, daß das große Ereignis eines Krieges alle staatlichen und städtischen Behörden in Mitleidenschaft zieht, in diesem Sinne sollen die nachfolgenden Vorschläge gewissermaßen ein Beispiel geben.

^. Gerichte.

Zivilsachen.

I. Wirtschaftl. Material: Konkurse, Zahlungsstockungen, Moratorien, Ermissionen etc. — 2. Persönlichen Charakters: Ehe-

scheidungen. Eine ebenso psychologisch interessante wie wichtige Frage die
Wirkung des Krieges auf die Ehe: lange Trennung des Mannes etc. —
Adoptionen, Todeserklärungen.
Strafsachen.*) Beleidigungen, Körperverletzungen, Eigentumsver-
gehen, Sittlichkeitsverbrechen, Duelle. —
Alle diese Delikte — natürlich nach Abzug ihrer normalen Anzahl, wür-
den interessante psychologische und kulturelle Schlüsse gestatten. — Z. B.:
Beleidigungen und Duelle die Folge eines krampfhaft gesteigerten
Selbstbewußtseins (Säbelregiment). — Sittlichkeitsverbrechen die
Folge der anormalen Verhältnisse zu Hause und im Felde. — Körperver»
letzungen die Verrohung im Felde. — Eigentumsvcrgehen: Das
Elend der Zurückgebliebenen.

L. Die Verwaltung.

1. Staat und Kommune als wirtschaftliche Unter-
nehmer. Hier wäre in gleicher Weise wie bei den Privatbetrieben eine wirt-
schaftl. Untersuchung der Einwirkung des Krieges auf die einzelnen Zweige Post,
Telegraphie, Eisenbahn, Kranken- und Armenhäuser, Schulen, Universitäten,
Irrenanstalten etc. etc. vorzunehmen.

2. Staat und Kommune als reine Verwaltungs-
behörde. Hierher gehören die vom Bürger zu entrichtenden Abgaben, Zölle,
Steuern, auch Naturalleistungen, Gespanndienste (Stellung vou Kriegspferden.
Einwirkung auf die Landwirtschaft etc.)

Für alle Betrachtungen gelten noch einige allgemeine Gesichtspunkte.

1. Wie wurde die fehlende Männerarbeit während des Krieges bekämpft?
Möglichkeiten: 1. Einschränkung des Betriebes. — 2. Zuziehung von Aue-
ländern resp. Verlegung von Fabrikationszweigen ins Ausland. — 3. Heran-
ziehung älterer Männer (Invaliden, pensionierte Beamte) etc. — 4. Frauen-
und Kinderarbeit.

Nach dieser Entwicklung meiner Vorschläge möchte ich noch einmal die
Frage stellen, ob die ganze Untersuchung in wissenschaftlicher und praktischer Be-
ziehung lohnt. Zur Frage des wissenschaftlichen Nutzens glaube ich, daß, wenn
es uns gelingt, bisher nur einzeln gewertetes Material in Beziehung zu einander
zu setzen, auch tatsächlich neue Werte geschaffen werden, wissenschaftliches

») Auf diesem Gebiete existieren schon eine Reih« von Einzelstudien,

Neuland sich uns erschließt, dessen rationelle Ausnutzung in seinen letzten Konsequenzen garnicht abzusehen ist.
Rascher und stärker noch wird der praktische Nutzen in Erscheinung treten.
Wie liegen die Verhältnisse heute? Die militärischen Leiter der einzelnen Staaten sind über die ihnen zur Verfügung stehenden Hilfskräfte jeder Art aufs genaueste orientiert. Nicht weniger genau kennen sie die ihrer Gegner. Gewiß bleiben immer noch Imponderabilien, die den Krieg im letzten Grunde zu einem Glücksspiel machen, aber der rein technische — wenn ich so sagen darf — Verlauf des Krieges läßt sich ziemlich genau voraussehen und — vorausbestimmen.
Ganz anders die Bürgerschaft. Mögen einzelne große staatliche und finanzielle Institute gewisse wirtschaftliche Vorbereitungen treffen, die große Masse des Volkes sieht im Krieg eine Art Elementarereignis, dessen Gestaltung man nicht voraussehen und auf das man sich daher in keiner Weise rüsten kann.
Mit Unrecht!
Auch der Krieg folgt Wirtschaftsgesetzen, die sich erforschen und dann in ihren Folgen mildern lassen. Gelingt es, den von mir entwickelten Plan zur Ausführung zu bringen, so kann auch der Einzelne auf Grund des ihm gebotenen Materials sich auf den Krieg wirtschaftlich vorbereiten. Der einzelne Kaufmann kann sich vorher schlüssig werden, ob sich der Betrieb aufrecht erhalten laßt, resp. ob es lohnt, den Betrieb aufrecht zu erhalten. Auch Tod und Blitzschlag sind unvorhergesehene Ereignisse, wir haben aber im Laufe der Zeit gelernt, uns wirtschaftlich dagegen zu wappnen. Das gleiche gilt vom Kriege!
Liegt eine sorgfältige Wirtschaftsstatistik des Krieges vor, so wird die Kriegsversicherung aus ihrem Dornröschenschlaf erwachen und einen wichtigen Teil unserer Volksversicherung bilden.
Und noch eine letzte Konsequenz:
Wie die genaue Kenntnis der eigenen und gegnerischen Kräfte unzweifelhaft manchen Krieg verhindert, so wird auch die klare Abschätzung der durch den Krieg gefährdeten Werte in manchem Falle da zum Frieden raten lassen, wo man das unklare Gefühl von der Furchtbarkeit des Krieges im allgemelnen als Schwäche bekämpft.
So bleibt der letzte Erfolg der Erforschung der Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse des Krieges die Einschränkung des Krieges in der Zukunft unter dem Druck des gewonnenen Materials.
Für dieses Ziel erscheint mir keine Arbeit zu groß! j

Werner Bloch:
Vom Wesen der Kritik.

Die Kritik, so wie sie heute allgemein geübt wird, ist der Gegenstand vielfacher Angriffe, Vorwürfe und Anfeindungen. Man kann sich nun mit seiner Kritik der Kritik entweder gegen die Personen richten, die heute das kritische Amt verwalten, oder gegen die herrschenden Theorieen und überkommenen Formen. Sicherlich wird man in beiden Fällen auf bestimmte Übelstände stoßen. Vorliegende Zeilen nun wollen sich nur auf diesen letzten Teil beschränken. Wir werden zu zeigen versuchen, daß Mißverständnisse der Aufgabe und Absicht der Kritik wesentlich an ihrer Minderwertigkeit Schuld tragen. Insbesondere beschränken wir unsere Ausführungen auch noch auf die literarische Kritik. Es wird aber dem Leser leicht sein, mutati» mutauüi», die gleichen Grundsätze auf alle anderen Arten der Kritik zu übertragen.

Dreierlei Verschiedenes ist es, was heute unter dem Begriff der Kritik zusammengefaßt wird, dreierlei nach seiner Absicht, seinen Mitteln und dem Leser, an den es sich wendet. Wir unterscheiden diese drei Arten der Kritik — wenn auch den gewählten Worten nach etwas willkürlich, so doch der Sache nach desto strenger — als Referat, Besprechung und Beurteilung.

Unter einem Referat verstehen wir eine sich jeder „Kritik" enthaltende Mitteilung über ein vorliegendes Werk, d. h. meistens eine inhaltliche Wiedergabe desselben eventuell unter Erwähnung der dazu gehörigen sachlichen Umstände. Solche sachliche Umstände wären z. B. bei einer Theateraufführung der Beifall oder die Mißbilligung des Publikums, Angaben über den Regisseur u. dgl., bei einem Buch etwa Mitteilungen über besondere Anordnungen oder Ausstattungen. Zu diesen sachlichen Umständen gehört aber nicht, oder jedenfalls nur in sehr beschränktem Maße die Billigung oder Mißbilligung durch den Referenten. Solche Referate richten sich ihrem Wesen nach an ein großes Publikum, das einfach über die Vorgänge oder etwa über die Neuerscheinungen orientiert sein will.

Hiervon unterschieden ist die Besprechung. Sie muß zwar unter Umständen auch ein Referat enthalten, aber nicht als wesentliches Moment, sondern nur als Grundlage zu ihren weiteren Ausführungen. Aufgabe der Besprechung ist es vielmehr, die Gegenstände unter den ihnen gebührenden Gesichtspunkten zu betrachten und zwar vom Standpunkte des mitschaffenden Zeitgenossen aus. Sie begnügt sich nicht Mitteilungen zu machen, sondern sie will selbst bildend wirken, will dem fremdartigen aber gehaltvollen Werk den Weg bahnen und den Kampf gegen alles Seichte aber leicht Zugängliche aufnehmen. Sie will den Schaffenden wie den Genießenden Beraterin, Helferin und Führerin sein. Sie wendet sich

-

also nicht mehr an das große Publikum, sondern an einen engeren Kreis In-
teressierter, insbesondere auch an alle die, die an der Schaffung oder Ver-
wirklichung des Werkes beteiligt waren.
Die Beurteilung endlich ist die Kritik »üb »peci« aeteruitati». Sie
richtet sich nicht mehr an den Zeitgenossen, um ihn in seinem Werk zu fördern.
Sie will ein abschließendes Urteil über den Mann oder das Werk geben. Hier
wird keine Rücksicht mehr auf die Entwicklungsmöglichkeiten eines Mannes ge-
nommen, sondern alles wird so beurteilt, wie es vorliegt. Ein Iugendwerk ist
unter diesem Gesichtspunkt, wenn es auch die Ansätze zum Höchsten zeigt, — eben
ein Iugendwerk. Diese Art der Kritik nun wendet sich wiederum, wenn auch in
anderer Weise, an ein weiteres Publikum.
Eine Vermischung dieser drei Prinzipien ist es, die wir heute unter dem
Namen der Kritik in allen Zeitungen, Zeitschriften, Literaturgeschichten und, wo
immer literarische Kritik geübt wird, finden. Und doch besieht sozusagen eine
prästabilierte Harmonie zwischen diesen drei Arten zu kritisieren und den drei
bauptsächlichsten Arten von Druckerzeugnissen, der Zeitung, der Zeitschrift und
dem Buch.
Die Zeitung wendet sich mit einer Fülle von Nachrichten aus allen Ge-
bieten des Lebens, denen aber eine gewisse Leichtigkeit und — ohne Tadel gesagt
— Oberflächlichkeit innewohnt, an ein sehr breites Publikum. Was man von
ihr in erster Linie erwartet, ist Schnelligkeit und Vollständigkeit. Sie ist nur
für den Tag berechnet. Morgen ist sie meistens schon vergessen, überwunden.
Aus diesem ihrem allgemeinen Charakter scheint uns für sie die Aufgabe des lite-
rarischen und künstlerischen Referats zu entstehen. Es ist ja heute allerdings
üblich geworden, daß der Zeitungskritiker, der seine Theaterkritiken z. B. zwischen
iL und 1 Uhr nachts verfaßt, eine kunstverständige Miene aufsetzt und seinen
distanzlosen Serienartikeln das Ansehen einer zeitgenössischen Kunstgeschichte geben
möchte. Es fehlte nur, daß er sie „zu einem Bande vereinigt" in Seide gebunden
herausgibt. Dies scheint uns aber eine grobe Verkennung der Aufgabe und Mög-
lichkeit der Zeitung. Um es etwas kraß auszudrücken: Dem Zeitungsleser
liegt nicht daran zu wissen, ob der Referent das Werk für künstlerisch wertvoll
oder nicht erachtet, sondern, ob er hingehen soll, ob er sich amüsieren wird oder
gerührt wird, ob er ein Taschentuch oder Schokolade mitnehmen soll. Nun ist es
ja gewiß richtig, daß manche der großen Zeitungen in der Lage sind, neben ihren
allgemeinen Zielen, meist in Beilagen, sich mit spezielleren Aufgaben zu befassen.
In dieser Form der Beilage liegt aber schon ein Übergangsglied zur Zeitschrift.
Die Beilagen verfolgen nicht mehr allein die Ziele der Tagespresse. In einer
richtigen Erkenntnis dieser Sachlage hat sich denn bei manchen Zeitungen auch
die Übung ergeben, z. B. über Theateraufführungen zweimal zu berichten, einmal
in der Art des Referats und einmal im Stile der Besprechung.

Den eigentlichen Boden für die Besprechung aber wird immer die Zeit-
schrift abgeben. Sie wendet sich meist mit einer deutlichen Tendenz an eng
umschriebene Gruppen. Sie will auch vor allem ihrer ganzen Anlage nach
Kulturarbeit leisten und ist nicht in gleicher Weise nur für den Augenblick be-
stimmt wie die Tagespresse. Sie hat Zeit und Muße, sich mit den Dingen aus-
einanderzusetzen, Distanz zu ihnen zu gewinnen. Hier wäre der geeignete Boden,
mit Gründen den Streit mit dem und für den schaffenden Künstler zu führen.
Hier wird auch zu einem Publikum gesprochen, das in der bestimmten Materie
über eigenes Urteil verfügt, oder — verfügen sollte! Insbesondere hat der
Leser auch mit seiner Zeitschrift einen viel innigeren Kontakt, als mit seiner
Zeitung.
Daß sich für diese Art der Kritik gerade der Zeitschrift gewisse praktische
Schwierigkeiten in den Weg stellen, ist richtig, darf uns aber an der Aufstellung
der Norm nicht hindern. Sicherlich hat der Verleger, der seine Bücher zur Be,
sprechung einsendet, und der Theaterdirektor, der Pressekarten verschickt, nur ein
Interesse daran, daß für ihn eine möglichst gute Reklame gemacht werde, und
zeigt seine Enttäuschung zuweilen sehr drastisch 5urch „Entziehung" dieser „Frei-
eremplare". Es ist aber nicht so schlimm mit diesem Einwand gegen eine auf-
richtige und eingehende Kritik in der Zeitschrift bestellt. Denn der gute Ver-
leger wird dadurch nicht geschädigt, daß man ihm öffentlich attestiert, daß er sich
auch einmal geirrt hat, und die Kritik wird, wenn sie ihn vielleicht auch im Augen-
blick verstimmt, ihm auf die Dauer von Vorteil sein. Und der Verleger, der sicb
immer „irrt", dem das regelmäßig bezeugt wird und der dann vorsichtshalber
keine Rezensionseremplare mehr schickt — ja schadet es etwas, wenn der un-
besprochen bleibt?
Das endgültige Urteil aber über Künstler und Kunstwerk wird auch nicht von
der Zeitschrift gefällt, die doch immer noch im Tagesgetriebe steht und abhängig
ist von vielen Zeitströmungen und dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten.
Das abschließende Urteil bleibt der Literarhistorie vorbehalten, die »ine
ira et »tuäio den Menschen wie den Werken gegenübersteht. Hier sprechen
Rücksichten auf die Entwicklungsmöglichkeiten nicht mehr mit, und deshalb werden
von ihr auch nur die reifen Kunstwerke geschätzt und der Mensch nur als Schöpfer
seiner Werke, während die zeitgenössische Kritik auch die Werke wertet, aus denen
eine starke, zu Hoffnungen berechtigende Persönlichkeit spricht. Das Publikum,
an das sich aber die Literaturgeschichte wendet, ist nun wieder ein weiteres als
das, auf welches die Zeitschrift zu wirken vermag. Nicht jeder kann und will
sich am Kampfe der Meinungen und Bestrebungen beteiligen, der gleichwohl der
Literatur und ihren Schöpfungen nicht verständnislos, nicht gleichgültig gegen-
übersteht. Nicht jeder ist Künstler oder kunstverständig, der sich doch gern zu den
Meisterwerken führen und leiten lassen will. An alle diese, ein weit größeres
Publikum als die Interessenten einer Zeitschrift, ein kleineres als der Leserkrrii

einer Zeitung, wendet sich in der Form desBuches die literarische Beurteilung,
die somit einen integrierenden Bestandteil der Literaturgeschichte bildet.
Wollte sich unsere gegenwärtige Kritik auf diese ihre Aufgaben besinnen, so
würden viele der Vorwürfe, die gegen sie erhoben werden, gegenstandslos werden.
Sie braucht sich deshalb nicht sklavisch an diese Regeln zu binden. Es wird
niemandem einfallen sich zu beklagen, weil hie und da ein Berichterstatter seine
eigenen Kunsturteile in ein Referat einfließen läßt. Das Leben ist viel zu be-
weglich, als daß es sich in Kategorien pressen ließe, aber die großen Gesichts-
punkte müssen sich durchsetzen und Klarheit über Wesen und Aufgabe der Kritik
muß allmählich Platz greifen.

Geheimrat Dr. K. Koppin:

Hellenisches Lachen.

(Eine ganz unmoderne literarische Epistel.)

Als ich Ihnen, verehrte Freundin, diese „Lustigen Lieder und Geschichten
der alten Griechen" vorwies, welche Gustav Eskuche zu einem schmucken
Bande mit zierlichen Titelvignetten „ausgewählt und verdeutscht" hat*), und
aufs Geratewohl das Epigramm aufschlug:

„Endlich allein
Ich traf es jüngst so glücklich bei Prodika wie nie:
sie war allein! Ich rührte an ihre ambrosischen Knie
und rief: „Es bricht mein Herze, wenn du mich, ach, nicht liebst!
Ich sterbe, wenn mein Leben du mir nicht wiedergibst!"
Sie weinte. Darauf wischte sie sich die Äuglein aus,
Dann mit den rosigen Händen — warf sie mich aus dem Haus" —

da vernahm ich auch Ihr hellenisches Lachen mit dem lakonischen Kommentar:
„Ganz mein Fall!", und dann die gewohnten hastigen Fragen: „Ist das ganz«
Buch so lustig? und ein Buch für mich? überhaupt für Frauen? Was ist uns
Hekuba? sagt man doch. Wer will denn heut überhaupt noch etwas von den
alten Griechen wissen? Ich höre, daß sie sogar an unseren Gymnasien bereits
einen Thermopylenkampf kämpfen."

„Allerdings," mußte ich zugeben, „man hört mancherlei; aber Sie glauben
doch auch nicht alles, was Ihre Anbeter und Ihre Rivalinnen Ihnen sagen. Die
... ii i^'l!?'"',!.

-) Hannover 1911, Norddeutsch« Verlagsanstalt O. Goedel. (280 S. 8« gebe. 3 M.,
auf Büttenpapier in Halbpergament 5 M.)

alten Griechen werden von ihren modernen Rivalen vielleicht gerade deshalb so tot gesagt, weil sie noch so lebendig sind und verführerischer als je in unsere angeblich so materielle, mechanistische und ernste Zeit mit ihrer heiteren Schönheit hineinschauen, selbst drüben in „Dollarika". Das Wiederaufleben der Antike, ihrer Gestalten und Motive bestätigt deren unverwüstliche Lebenskraft und ist eine der interessantesten Erscheinungen unserer Zeit. Was holt sich neuerdings nicht alles die moderne Bühne aus dem ?"

„Schon gut, mein Mentor! Ich habe selber v. Hofmannsthals Sophokles» dramen, Zweigs und Schmidtbonns Iliasdramen gelesen."

„Also vielleicht auch Stowassers „Griechenlyrik" und die „Hellenischen Sänger" von Preisendanz und Hein und Meilers „Hellenisches Dichterbuch"?" wagte ich zu ergänzen.

„Vielleicht!" klang es zurück, „Sie wollen mich doch nicht eraminieren?"

„Pardon! Sie wissen also, wie zahlreiche neue Übersetzungen antiker Klassiker namhafte Verleger in den letzten Jahren herausgebracht haben, wie sie sogar ältere in modernem Büchergeschmack verneuen. Etwas auffallend, da eigentlich jedes Zeitalter seine besondere Form der Ausgleichung zwischen dem Alten und Neuen, dem Fremden und Eigenen beansprucht. Gleichviel, diese Sachen werden gekauft und gelesen, nicht zum wenigsten von Frauen, den Geschmacksmeisterinnen unserer Tage. Ist auch kein Wunder im Zeitalter der Lyzeen und Oberlyzeen, wo in deutschen Lesebüchern für höhere Töchter sich bereits Stücke finden aus Xenophons Anabasis, aus Plato und Aristoteles' Poetik, aus Theophrasts Charakteren und Lukians Göttergesprächen, aus Epiktet und Marc Aurel. Haben Sie nicht selbst, Verehrteste, dessen „Selbstbetrachtungen" jüngst für sich entdeckt, — ausgerechnet in Neapel und in englischer Übersetzung! — und mir ganz hingenommen von der Ruhsamkeit dieser Lektüre berichtet?"

„Ja ja, ich weiß", zürnten Sie. „Als ob es keinen deutschen Reclam gäbe! Aber das englische Buch sah wirklich viel geschmackvoller aus. Und hatten Sie mir nicht selber gesagt, daß unser unersättliches Zeitalter sich die unentbehrlichen Übersetzungen aus weitester Ferne hole? Also?! Wir lesen den Hafis und die Chinesische Flöte, sogar von Übersetzern, die weder des Persischen noch des Chinesischen mächtig sind, lesen mongolische Märchen, finnische und japanische Novellen oder Lieder, selbst alte Isländergeschichten, den Koran und das türkische Papageienbuch. Warum also nicht auch Griechisches? Ich bin längst einver» standen. Aber was ich wissen möchte: ist Ihr Buch wirklich so lustig, wie sein Titel glauben machen will? Ist es für Frauen? Sind die Stücke geschmackvoll und charakteristisch gewählt, und sind sie gut und zeitgemäß übersetzt? Also bitte! Sie als Philologe müssen das doch wissen."

„Nur teilweise, Verehrteste," mußte ich mich bescheiden. „Zunächst also der Titel. Unser Wilhelm Raabe hielt das Lachen für eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit, von der man viel zu leichtfertig in der Welt spreche.

Sehr richtig! Daß es das wirksamste Schönheitsmittel ist, wissen Sie selber
fast zu gut. Und daß es eine höchst gesunde Lebensäußerung ist, kann Ihnen Ihr
Arzt beweisen. Aber es ist auch eine Offenbarung, die das Innere der Menschen
wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Wie verschieden lachen sie doch, nach
Anlaß, Alter, Geschlecht und Charakter! Selbst nationale Verschiedenheiten sind
bemerkbar, und der Verfasser will uns vielleicht daran erinnern, daß die Hellenen
anders lachten als wir Germanen, anders auch als die heutigen Franzosen.
Schauen Sie nur die griechischen Marmorköpfe daraufhin an: welche innige
Verschmelzung von Ernst und Heiterkeit! Oder das Bild des Sokrates, wie ihn
in seinen Gesprächen uns Plato zeichnet, auch in Eskuches Buch. Was man so
eigentlich ein „lustiges" Buch nennt, das ist es allerdings nicht, sogar ein ganz
ernsthaftes, aber auch ganz durchsonnt von hellenischer Heiterkeit. Und so sei
ihm denn sein Titel gegönnt, der vor hundert Jahren vielleicht etwas preziöser
gelautet hätte: Duftige Blüten aus dem Lustgarten der griechischen Literatur.
Dergleichen wäre nicht mehr nach dem Geschmack unserer Damen. Ein Buch aber
auch für Damen ist das „Hellenische Lachen" zweifellos, und wenn auch nicht
geradewegs für Frauen geschrieben, so doch mit zarter Rücksichtnahme auf sie;
der Verfasser hat es seiner eigenen Frau gewidmet. Ihre weiteren Fragen in-
dessen, wißbegierigste Freundin, fordern etwas viel, wie Sie denn über-
haupt "
„Jawohl, ich weiß schon", fielen Sie ein. „Aber Sie werden doch wohl
für mich diese noch nicht dreihundert Seiten etwas genauer mit den Original-
stellen vergleichen und dann meine paar Fragen sämtlich beantworten können!"
Und damit war ich für diesmal entlassen.
Nun, ich verhehle Ihnen nicht, Gestrenge, mir war ein wenig zumute wie
der armen Psyche im Märchen des Lateiners Apulejus, das der Übersetzer nebst
Catulls „Hochzeit des Peleus und der Thetis" und einem vacchischen Bruchstück
aus Ovids Verwandlungen unter seine griechischen Stoffe eingeschmuggelt hat:
die sollte aus dem wirren Haufen Linsen, Mohn und allerlei Gekörn fein säuberlich
herauslesen. Ich war heilfroh, daß Ihre ausgedehnte Orientfahrt mir zu ähn-
lichem Geschäfte bequemere Muße ließ. Der Übersetzer hat nämlich seinen Lesern
alle Unbequemlichkeit gelehrten Ballastes erspart, weder eine Einleitung noch
ein Schlußwort geliefert, nur Überschriften den einzelnen Stücken beigefügt und
darunter die Verfasser genannt ohne nähere Angabe der Fundstellen. Diese
Namen, 64 im ganzen (es sollten nur 63 sein, denn den „ungezogenen Liebling
der Grazien" finden Sie nur im Verzeichnis, nicht im Tert) sind in einem Anhang
mit kürzesten Notizen über ihre Träger zusammengestellt. Für dieses Verfahren
läßt sich einiges sagen: diese literarischen Blüten sollen eben durch sich selber
wirken, durch Farbe, Form und Duft. Was geht Sie die wissenschaftliche Be-
stimmung der Gewächse an, ihr natürlicher Standort oder der Stil des Gartens,
durch den Sie lustwandeln? Gut denn. Aber die Fundstellen jener 250 Stücke

und Stücklein auftragsmäßig zu suchen ist vielleicht etwas umständlich. Allerdings nicht solcher, die schon längst als Perlen der griechischen Literatur gewertet sind, und auch für die meisten andern beschwert den Philologen wenigstens das Aufsuchen nicht sonderlich. Aber die Originale der 114 Epigramme aufzuschlagen, welche Eskuche den über 4000 der Palatinischen Anthologie entnommen hat, das ist für den Nicht-Spezialisten allerdings eine Art Aschenbrödelaufgabe, die ihm zwei Ziffern neben den Autoren erspart hätten, während jetzt ein paar Fehlangaben sie ihm noch nüancieren. Der sehr belesene Verfasser hat nicht nur aus der „althellenischen" Zeit, sondern auch aus der „alerandrinischen" und aus der „römischen" geschöpft: Agathias, der die Geschichte des byzantinischen Kaisers Iustinian schrieb, macht den Schluß des chronologischen Namensverzeichnisses. Woraus Sie ersehen, daß dieses „Hellenische Lachen" viel weiter ausklingt, als unsere Gymnasialabsolventen sich träumen lassen; auch die also und ihre realistischen Kommilitonen können ihre Vorstellung vom hellenischen Schrifttum hier mühelos erweitern. Selbst die neuesten Funde zu Bakchylides, Menander, Herondas hat Eskuche sich nicht entgehen lassen.

Kein Zweifel, daß uns solchergestalt, auch im Sinne der heutigen Philologie, die Alten wesentlich näher gerückt werden: schon Herondas, Theokrit, Lukian schlagen eine Brücke; der Moderne fühlt sich nicht mehr so ganz in der Abgeschiedenheit einer zwar klassischen, aber doch fremden Welt. Und unbesorgt! auch von Ihren wohlbekannten Klassikern werden Sie nicht viele vermissen. Freilich, die Erhabenheit eines Pindar, die Tiefgründigkeit eines Thukydides, die Gelehrsamkeit eines Aristoteles würden eben nicht zum Charakter des Buches passen. Ebensowenig die großen Tragiker, von denen nur Sophokles mit dem tief empfundenen Heimatsbild aus dem Ödipus auf Kolonos vertreten ist; von denen haben Sie ohnehin gute Übersetzungen in Ihrer Bücherei, und sie kommen auch nur als ganze Dramen zu ihrem Recht. Ähnlich Homer, von dem auch nur das kleine Bruchstück „Bei der Zauberin Kirke" Aufnahme gefunden hat, ganz ausnohmsweise in fremder Übersetzung, der ehrwürdigen unseres Ioh. 'Heinr. Voß. Auch von der wuchtigen Beredsamkeit des Demosthenes finden Sie natürlich nur eine Kostprobe, der ihr scheinbar harmloser Titel „Parteipolitische Grobheiten aus einer Gerichtsverhandlung" hier Einlaß erwirkte, so daß die berühmten neun attischen Redner wenigstens in ihrem Meister vertreten sind. Leichter hätte sich vielleicht aus Lysias ein Genrebild gewinnen lassen, der z. D. in seiner Rede „Für den Gebrechlichen" eine Persönlichkeit vorführt, die durch beißenden Witz und robust-gesunde Lebensphilosophie ins Milieu gepaßt hätte. Ernstlicher vermissen werden Sie wohl die Ode Ihrer berühmten Geschlechtsgenossin Sappho „An Aphrodite", und Ihr feiner Geschmack, kritische Freundin, hätte ihr vielleicht, nun sagen wir das etwas theatralische Stück „Jung Theseus" von und nach Bakchylides geopfert.

Indessen wir wollen die Auswahl nicht unter die Lupe nehmen, am

wenigsten die der beiden spätern Perioden. Aus der Fülle des Vorhandenen sind eben viele verschiedene Sammlungen herauszuholen, und man muß dem Sammler das Recht seiner Persönlichkeit lassen, wenn diese nur eine so geschmackvolle ist wie im vorliegenden Fall; muß ferner bedenken, daß der (mutmaßliche) Zweck des Buches die Auswahl zu beeinflussen hatte, — auch, daß der Übersetzer offensichtlich alles ausschließen wollte, dessen Verständnis speziellere Kenntnisse des Altertums voraussetzte oder — empfindlichen Leserinnen allzu „lustig" erscheinen konnte. Nicht alle, Teuerste, sind so weitherzig wie Sie! —

Mit der Anordnung aber wird Ihr aller pedantischer Symmetrie abholder Geschmack wohl einverstanden sein. In die 271 Tertseiten teilen sich Prosa und Poesie zu annähernd gleichem Umfange und in buntem Wechsel, nach loserem Zusammenklang der einzelnen Stücke. Das ordnende Fachwerk bilden nur die 9 Abschnitte: Lenz und Liebe, Wein, Kinder, Frauen, Landschaften und Reisebilder, Tiere, Allerlei Käuze, Kunst Wissenschaft und Politik, Sokrates, — zweifellos die für das Buch zweckmäßigste Gliederung. Denn die einzelnen literarischen Gattungen, Persönlichkeiten oder gar Zeiträume ließen sich bei seinem immerhin beschränkten Umfange durch den beigebrachten Stoff doch nicht hinreichend charakterisieren; wohl aber erhalten wir jetzt eine Art Gemeinbild der griechischen Denkweise innerhalb der bezeichneten Gebiete, wobei es wenig verschlägt, wenn die Ferne unseres Standpunktes individuelle Unterschiede weniger wahrnehmbar macht. Denken Sie an den kunstvollsten Ihrer Fächer, Verehrteste: jede Faltfläche ein reizvolles Einzelbild, ihre Vereinigung aber ein harmonisches Gesamtblid des „bekränzten Jahres".

Jedes Stück oder Stücklein hat seine Überschrift, und — ein wichtiges Moment — diese Überschriften treffen zumeist den Kern oder geben eine Beleuchtung. Sie möchten einige Proben davon? Kaum rätlich; indessen pour 5air« 6'une pieire «I«ux <?onr>», will ich die umfangreichsten Stücke namhaft machen. Das Märchen „Eros und Psyche", dessen Schluß selbst einen Raffael inspirierte und dessen Motive wir in mehreren unserer Volksmärchen wiederfinden, während die breite Darstellung des phantastischen Afrikaners nicht mit Grimmscher Schlichtheit, eher noch mit unserm gesprächigen Musäus sich vergleichen läßt, umfaßt trotz der Verdichtung auf ein Viertel seines ursprünglichen Umfangs 13 Seiten. Es folgt mit deren 12 als „Ein Flug nach dem Monde" die freie und gleichfalls stark eingedämpfte Nacherzählung von Lukians „Ikaromenippos", voller Witz und Spott über menschlichen Größenwahn, naturwissenschaftliche Theorien, philosophische Lehrmeinungen und beschränkte Religionsvorstellungen, die ungeachtet ihrer Vorahnung moderner Aviatik und drahtloser Telephon« Sie weniger an Jules Verne als an Swifts Gulliver erinnern dürfte.

Auf ganze 10 Seiten hat es trotz aller Kürzungen „Das Märchen vom Wein" aus des schwülstigen Nonnos spätem Epos „Dionysos" gebracht, während der mit reizendem Humor übersetzte „Froschmäusekrieg" glücklicherweise nur um ein

Fünftel beschnitten ist. Ihm ganz nahe stehen mit je 9 Seiten „Der berühmte Redner" und „Ein Herrenmensch in der Klemme", die uns den äußeren Rahmen der Platonischen Dialoge „Protagoras" und „Gorgias" zeigen, und mit 7 Seiten „Die junge Hausfrau" aus Xenophons Gespräch von der Haushaltung. Den Reigen führt übrigens mit ihren 15 Seiten dessen „Athenische Herrengesellschaft", die sehr anschauliche Schilderung eines feinen griechischen Gelages. Nehmen wir hierzu noch die Stücke „Das Meer, das Meer!", „Bei einem Thrakerhäuptling" und „Ein Offiziersessen bei den Eingeborenen Nordkleinasiens" aus der allen Gymnasiastenmüttern wohlbekannten Anabasis, so ergibt sich beiläufig zu unserer fast freudigen Überraschung, daß der gute Xenophon es schließlich noch zum Favr-riten gebracht hat. Auch Äsops Fabeln und Theophrasts Charaktere sind in glücklicher Auswahl reichlicher vertreten. Der vielen Epigramme habe ich bereits gedacht. Von der Fülle und Art der kürzeren Stücke läßt sich hier nur sagen: reizvolle Lyrik, lebensvolle Veduten und Genrebilder (Theokrit hat deren 7 beigesteuert), Volkslieder, Kindcrreime, Sinnsprüche, Anekdoten, Witzworte, die man aus Diogenes Laertius, jedenfalls aus Athenäus und Plutarch gern noch gemehrt sähe; denn möchten Sie, Gabefrohe, auf fein geschliffener Platte mir wohl eine oder zwei Erdbeeren präsentieren? Ich aber habe Ihnen heut schon zu viel präsentiert; die moderne Frau ist ja so „namenlos" beschäftigt! Also a riveüerla e cou molta »tiiull!

II.

Also nicht zufrieden gestellt, Verehrteste! Nun wollen Sie mich auch noch über Art und Kunst der Verdeutschung verhören. Ach, ich dachte es wohl, Ihre Gründlichkeit läßt mich nicht entwischen. Wenn Sie also aus meinen letzten Andeutungen bereits das Bedenken geschöpft haben, ob nicht durch jene Kürzungen der Charakter der Originale alteriert werde, so kann ich dem nicht widersprechen. Indessen was wollen Sie? Der modischen Hast unterliegt auch der Leser von heut; man verfährt mit älteren deutschen Autoren in gewissen Neuausgaben bereits ähnlich. Bedenklicher schon ist es, daß auch kleinere Stücke, selbst poetische, solche Verdichtungen sich gefallen lassen mußten unv daß hier wie dort viele kleinere Streichungen erfolgt sind, deren Notwendigkeit nicht immer einleuchtet, andererseits auch wohl erklärende Zusätze, die, wie diskret auch immer, doch besser in die leidige Fußnote verwiesen wären. Aber werden wir auch der schwierigen Aufgabe des Übersetzers gerecht!

Wenn man vom Ideal einer Übersetzung gefordert hat, daß sie heut auf uns denselben Eindruck mache, den das Original auf die Menschen seiner Zeit gemacht hat, so ist diese Aufgabe restlos nicht lösbar: in zwei verschiedenen Sprachen haben wir zwei nie ganz zur Deckung gelangende Volksseelen. Aber die gute Übersetzung soll freilich die fremde Sprachseele, dazu die Eigenart des Autors möglichst treu widerspiegeln, ohne dabei gegen den Geist der Mutter-

sprache zu sündigen. Diese Aufgabe gestaltet sich natürlich um so schwieriger, je kunstvoller und stimmungsfeiner ihr Objekt ist und je mehr dessen Stimmung auch von der äußeren Sprachform, von Klängen und Rhythmen getragen ist. Je sklavischer die Übersetzung ist, um so weniger wird sie ein spontanes Mitklingen unserer eigenen Seele wecken. Anderseits, je freier wir das Fremde in die Form unseres eigenen Empfindens und Denkens umzugießen wagen, um so mehr werden wir ihm seine nationale Färbung abstreifen. Und das wollen Sie doch auch nicht. Es handelt sich bei Verdeutschungen nicht um eine Bereicherung unserer eigenen Literatur, sondern um eine Reise in die Ferne zur Erweiterung unseres geistigen Gesichtskreises. Das haben unterweilen schon Kritiker vergessen, ähnlich gewissen Reisenden, die auf Capri sich nach blonden Germanenmädeln sehnten, — wissen Sie noch? Also wir fordern Kostümtreue, wollen Alexander und seine Paladine nicht mehr, wie vorzeiten, im mittelalterlichen Gewande schauen, wie Sie ja selber den Ödipus und die Elektra nicht seelisch modernisiert und kompliziert sehen mögen. So bleibt denn der Weisheit letzter Schluß auch hier ein taktvoller Kompromiß zwischen photographischer Genauig- keit, die heut nur noch von skrupellosen Schülern in sogenannten „Schmökern" geschätzt wird, und jenen überfreien Übersetzungen, welche deutsche Originale vortäuschen wollen. Je nach dem Zweck der Übertragung, der Individualität des Übersetzers und dem Zeitgeschmack wird das Werk mehr dem einen oder dem andern Pole sich nähern. Auch die Besonderheit der literarischen Gattungen fällt ins Gewicht: Prosaschriften z. B. werden mehr Worttreue vertragen als Dichtungen. Zum erwünschten Ziele leiten hier keine sicheren Regeln, nur sprachkundiger Takt und feines Nachempfinden. Der Verfasser besitzt beides: er versteht nicht nur sein Griechisch, er ist auch vom Geiste der Originale innerlich berührt und zugleich ein Meister der Sprache, zumal der poetischen. Im übrigen weiß er fast zu gut, daß der moderne Geschmack die freiere Nachbildung bevorzugt und dem Übersetzer eher in dieser als in der entgegengesetzten Richtung ein Zuviel nach- sieht. Ich verkenne nicht, daß die besonderen Zwecke einer fragmentarischen Anthologie manche Freiheit fordern, welche die Übertragung ganzer Schriftwerke ablehnen müßte. Es gilt Bruchstücke abzurunden, das Interesse des Lesers in der Enge zu konzentrieren, entlegene Beziehungen abzustoßen, hie und da dem Verständnis eine Handreichung zu gewähren und dergleichen. Gewiß ist es auch zu billigen, wenn Eskuche in den Äsopischen Fabeln die pedantische „Moral" durch bezeichnende Überschriften ersetzt oder aus Theophrasts Charakteren die vor- ausgeschickten „Definitionen" der „Schwatzhaftigkeit", „Eitelkeit" usw. streicht. Aber das griechische Kolorit sollte doch öfters vorsichtiger geschont sein. Warum sollen z. B. die griechischen Kinder (S. 208) durchaus „dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten" sein und nicht „so ähnlich wie eine Feige der andern"? Warum muß (S. 211) der Ballspielplat z just zum „Tennisplatz" werden? War- um müssen (S. 209) „Götterbilder" bekränzt werden und nicht die „Herm-

aphroditen" des Originals? Sollten hier vielleicht gar sittliche Bedenken wal-
ten? Der Übersetzer ist nämlich so vorsichtig, daß sein „Hellenisches Lachen"
selbst den höheren Töchtern unbedenklich in die Hand gegeben werden kann,
geschweige denn unseren Schuljünglingen. Ob das im Zeitalter der „seruellen
Aufklärung" 6e ri^ueur war, überlasse ich Ihrer Weisheit, Verehrteste, zu ent-
scheiden. Was die Frauen selber betrifft, so könnte ihnen der sonst so moderne
Verfasser in seiner strengen Zurückhaltung vielleicht etwas unmodern erscheinen.
„Die lesen heut alles", sagte mir ein auch in Fremdsprachen wohlassortierter
Leihbibliothekar. Wovon ich so viel glauben will, daß manche manches Buch
besser ungelesen lassen könnte. Meinen Sie nicht auch, Belesenste? Aber wer
würde Ihnen unsere heutigen Autoren zu „säubern" wagen, wozu selbst die besten
Gelegenheit gäben? Warum also die Griechen in einer ohnehin und mit Recht
vorsichtigen Auswahl? — Beispiele? Nun, in der Fabel S. 90 hatte der
„Mann in mittleren Jahren" bei Äsop nicht „zwei Frauen" (Monogamie war bei
den Griechen durchaus die Regel!), sondern zwei „Geliebte", von denen die ältere
ihm die schwarzen, die jüngere die weißen Haare ausriß, bis er kahlköpfig ward;
die „zarte" Kürzung lasse ich eher gelten. S. 135 wird aus dem Kordar, also
etwa „Cancan", mit dem Silenos die schon etwas „beträufelten" Götter Lukians
beim Mahle unterhält, ein „wilder Tanz", — S. 164 aus dem verliebten Mäd-
chen des Äsop ein verlobtes, aus dem Schlafgemach ein „Hochzeitszimmer", und
die Jungfer, welche als verwandelte Katze das Mäusefangen nicht lassen kann, ver-
gißt in der Verdeutschung nicht die „gegenwärtige Situation", sondern „alle An-
wesenden". Hellenisches Lächeln der Auguren! Ich will diese leichteren Fälle
nicht häufen. Schwerer fällt ins Gewicht, wenn aus der „Athenischen Herren-
gesellschaft" (und nicht aus der allein!) alle Beziehungen auf die griechische
Knabenliebe entfernt worden sind; denn des Sokrates Vortrag über die sinnliche
und die geistige Knabenliebe bildet ja geradezu die Höhe des Tischgesprächs.
Wir sind über ungeschichtliche Überschätzung und Verschminkung des Hellenen-
tums wohl nachgerade hinausgewachsen und zeigen auch unserer Jugend heut
die Griechen, wie sie wirklich waren, wenn wir sie auch nur iu deren edelsten
Schöpfungen heimisch machen wollen. Wer also aus solchen Übersetzungen auch
ein Stück Griechentum kennen lernen will, der mag auch von der griechischen
Knabenliebe hören, zumal so Edles wie aus Sokrates Mund. Was unser«
Frauen und jungen Männer, selbst Mädel leider, heut von Homoseruellen zu
lesen bekommen, ist nicht von so keuscher Art. So macht denn z. B. Seite 249
mit ihren sechs größeren und kleineren Lücken (nicht immer sind solche durch
Punkte bezeichnet) doch einen etwas verdunkelten Eindruck. Denn dieser Sokrates,
dem alles genommen ist, was er in der Gegenüberstellung der edlen und der
unedlen Knabenliebe zur Charakterisierung der letzteren schlechterdings sagen
mußte, scheint fast gegen Windmühlen zu kämpfen. Auch der ironische Einfall
des Weisen, daß der Sieger im Schönheitsstreit zwischen seiner Silenengestalt und

dem jungen Kritobulos statt der üblichen Kopfbinden Küsse von den Richtern empfangen solle, ist (S. 247) unterdrückt. Unverständlich durch ihre — übrigens sehr geschickte! — Abschwächung wird auch die drastische Wirkung, welche am Schluß das von einer Tänzerin und ihrem Partner dargestellte Liebesspiel des Vacchus und der Ariadne auf einen Teil der weinerregten Gäste ausübt. — Wo bleibt da das hellenische Lachen? Aber ich glaube, Sie lachen jetzt dennoch, schöne Freundin, da ich weiß, daß Sie in einem reizenden Novellenbande v. Leitgebs auch die wenig sokratische, aber psychologisch feine Skizze „Ein Herrenabend" mit reichlichem Vergnügen und ohne sonderlichen Schaden für Ihre Sittsamkeit gelesen haben. Und dennoch, ich rechte nicht mit Herrn Eskuche über seinen Standpunkt, halte nur dafür, daß dieser besser zur Ausscheidung des Stückes geführt hätte, wenn es mir auch leid darum wäre. Und ganz ebenso denke ich über die 27. Idylle Theokrits (S. 6). Die 26 Zeilen, welche uns von dessen 70 unter allerlei feinen Kürzungen gelassen sind, lesen sich allerliebst; aber es ist doch etwas ganz anderes aus der freilich ziemlich offenherzigen Naivität (schlimmer ist's nicht!) des Hirtenliedes geworden, daß ich es lieber ganz missen würde, zumal die Autorschaft nicht völlig feststeht. — Sie als verdiente Rcchtschutzdame wissen ja auch Juristisches aufs Leben anzuwenden. Also: Du darfst deinen Sirenen, auch wenn du sie noch so sehr bezahlt hast, nicht nachträglich Kleider auf die nackten Glieder malen, sprach jüngst das Reichsgericht, sondern sollst rechtzeitig überlegen, ob du sie in deinem Treppenhause sehen lassen willst oder nicht. Entscheidungsgründe: Das Recht der Persönlichkeit des Künstlers, an dem auch die Freiheit, welche man dem Übersetzer reichlich zu gewähren hat, eine Schranke findet, sollte der auch selber ein Künstler sein.

Und das ist der unsrige zweifellos. Er vereinigt feine Nachempfindung mit müheloser Formgewandtheit und weiß solchergestalt die griechische Ausdrucksweise so umzubilden, daß der deutsche Leser wie im eigenen Elemente schwimmt und die Seelenverwandtschaft hellenischer Poeten genießen kann, ohne sich fremdartig berührt zu fühlen; und dabei vermag er doch auch sehr treu zu übersetzen, wenn es ihm just behagt. In seinen lyrischen Übertragungen zumal schwingen auch die seelisch bedeutsamen Klänge voll mit, und die Reime fallen ihm wie Goldregen in den Schoß. „Reim e?" fragen Sie. Nun freilich! Eskuche steht natürlich auf dem modernen Standpunkt, die dem Deutschen fremdartigen antiken Metra nicht nachzubilden, sondern durch mehr oder weniger freie Reimstrophen zu ersetzen. Daß er daran, im allgemeinen, recht getan hat, braucht man heut nicht mehr zu erweisen. Wenn einer, so ist Rudolf Westphal, gleich anerkannt als griechischer Metriker wie als deutscher Sprachmeister, in dieser Sache kompetent, und die Gründe, die ihn bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert zu ähnlichem Verfahren bestimmten, könnten Sie schon in der Einleitung seiner Verdeutschung „Humoristischer Lyrik des klassischen Altertums" nachlesen. Leider muß ich mir

auch sonstige Vergleichungen hier versagen; immerhin mögen Sie, da Sie's ja zur Hand haben, aus Geibels „Klassischem Liederbuch" (S. 25) die doch auch sehr schöne Übersetzung eines Dithyrambus von Bakchnlides mit der Eskuches (S. 29) zusammenhalten. Aber Westphal hat jenes Verfahren weislich beschränkt auf die künstlichen Formen der Lyrik, beim Epigramm dem Distichon treu bleibend, und ich weiß nicht, ob man in der Ausschaltung des epischen Herameters, bei Übersetzungen meine ich, heut nicht zu weit geht. Der gemessenen Vornehmheit der Antike gibt er doch einen unvergleichlichen Ausdruck, und selbst Goethes Römische Elegieen würden Sie selber kaum in einer andern Form sich denken können. Aus dem Distichon wenigstens ist auch im Deutschen noch immer viel herauszuholen, wofern man auf seine Feinheiten sich versteht. Aber freilich, wem diese Form nicht liegt, der mag sie lassen; es wäre lächerlich, hier verallgemeinern zu wollen. Wenn Eskuche also auch den epischen Herameter ablehnt und meist durch die gereimte neuere Nibelungenstrophe, die ihm trefflich entfließt, durch fünf- und sechsfüßige Jamben, durch Oktaven und Stanzen freierer Form ersetzt hat, so lasse ich auch das gelten. Aber warum mußte der sonst so treu übersetzte „Junge Taugenichts" des Herondas (S. 60) aus den sechsfüßigen Jamben in vierfüßige schlüpfen, die sog. Accentversen sich nähern? Sie passen ihm sehr gut, gewiß; aber der Eindruck des Originals wird dabei doch zu fühlbar geändert. Und so öfter. Ich bekenne auch, daß ich der sehr anmutigen Verdeutschung von Theokrits Kyklop (S. 8) die Moerikesche namentlich deshalb vorziehe, weil ihre Herameter ein treueres Echo der griechischen Klänge geben. Das jedenfalls werden Sie mir wohl zugestehen: wer die Anakreontischen Verse so zierlich und treu nachbilden kann wie Eskuche (der übrigens von den echten die sog. Anakreonteen im einzelnen nicht scheidet), hatte keinen sachlichen Grund, uns statt ihrer so reizende Reime zu bringen wie S. 4

„Frühling! — Sieh, den Charitinnen
Rosen aus den Händen rinnen" usw.

Aber gerade dieser Reiz entwaffnet die Kritik. Das „Hellenische Lachen" ist eben ein sehr persönliches Buch, und dieses Moment gibt selbst Über» setzungen, die es nicht auf Philologen abgesehen haben, einen Eigenwert. So schicken wir uns denn darein, daß Eskuche sogar dem Epigramm seine angestammte Form, die auch die Distichen unserer Größten in ihren lenien uns lieb machten, genommen hat. Ich kann nicht einmal leugnen, daß die Reime des hier recht passenden neueren Nibelungenverses dieses sinnreich« und graziöse Spiel mit Gedanken und Worten reizvoll pointieren. Auch Lessing hat ja einzelnes aus der Anthologie mit Reimen übersetzt, in Trimetern; vergleichen Sie, bitte, Nr. 114 seiner Sinngedichte mit Eskuches „Fresser" (S. 196).

Überhaupt, wenn der stärkere Reiz des „Hellenischen Lachens" doch wohl von den poetischen Stücken ausgeht, so fällt den Epigrammen hierbei nicht das

kleinste Verdienst zu; manches unter ihnen hat das Original noch verfeinert,
am augenfälligsten vielleicht S. 225 „Schlechte Lehrer". Herr Eskuche wäre
wohl der Mann dazu, der Gegenwart die reichen Schätze der Anthologie, die
unter allerlei Spreu doch auch viele Goldkörner bergen, von neuem zu erschließen,
trotz Herders „Blumen aus der griechischen Anthologie gesamlet", anderer Ver-
deutscher zu geschweigen. Hier wäre dann freilich eine Sondersammlung für
Damentees, eine andere für Herrenabende geboten, und die letztere bliebe am
besten wohl — ungedruckt.

Eine so lange Epistel, uüa cara, konnte ich nur für Sie fertig bringen.
Nun ist's an Ihnen, meinem galanten Gehorsam seinen ungalanten Eifer zu
verzeihen. Oder wünschen Sie zu dessen Bestätigung gar noch die übliche Er-
gänzung des Erratenverzeichnisses? Ich weiß nicht; unsere telepathische Ver-
bindung funktionierte neuerdings nicht immer ganz tadellos. Also wage ich
wenigstens eine Andeutung. Ergänzen Sie, um bei unfern Epigrammen zu bleiben,
die Autorennamen Seite 8 Palladas, Seite 191 Lukillios, Seite 217 denselben,
dann Nossls (?), Seite 219 Rufinos, Seite 220 Neilos Scholastikos, dann Deme-
trios Bithnnos (?), Seite 229 Agathias (?), — und lesen Sie Seite 33 Antipatros
aus Sidon, Seite 57 (sog.) Homerisches Epigramm, Seite 85 und 110
Antipatros (aus Thessalonike?), Seite 110 Leonidas von Tarent, Seite 222
Alkaios Mitnlenaios (?), Seite 223 Antipatros aus Thessalonike.

— Ihr Entsetzen löst nun auch mein hellenisches Lachen: taut se paiel
Sie hatten ja an den „Philologen" appelliert, und ich kann wirklich
nicht dafür, daß der Übersetzer die Namen seiner Epigrammatiker überhaupt ver-
raten hat, und wenn schon, so wäre ein Fragezeichen noch manchem dienlich gewesen.
Übrigens Ihnen sagen, daß „Simonides"*) (S. 219) schon aus chronologischen
Gründen nicht den „Eros des Prariteles" bedichtet haben kann, auf dessen
marmorne Nachbildung in Ihrem Allerheiligsten Sie so stolz sind, hieße Eulen
nach Athen tragen. Mögen Sie deren lieber getrost sich holen, auch ans den
neuumgrünten Ruinen des „Hellenischen Lachens"! Ich wünsche der „Ge-
nießerin" reichen Genuß und schließe unbeschadet meiner unentwegten Ehrer-
bietung mit dem Epigramm des Palladas (S. 8):

„Ein Feuer hat uns Prometheus, Zeus hat das andre beschert,
das Weib. Ach, wäre beiden die Erde doch verwehrt!
Zwar Flammenfeuer löscht man, das Weibesfeuer jedoch,
das flackert allerorten, gelöscht brennt's immer noch."

*) Der Übersetze» hat denn auch im Schriftstellerverzeichnis S. 274 Z. 8 v. o. dem
Namen nachtriiglich ein Fragezeichen beigegeben.

Sigmar Mehring:

Philomelens Klagelaut.

<flü, illXalv««; ^plÄv

Im „Agamemnon", dem ersten Teil der „Orestie" von Aischylos, Nagt Kassandra, die von Agamemnon aus Troja nach Argos verschleppte Könige-tochter, ihren Tod vorausschauend:

Hast du nach Argos mich
Arme hierher geführt —
wozu? Um mit zu sterben! Ja, wozu auch sonst?

Und vorwurfsvoll erwidert der Chor ihr:

Von Sinnen bist du.
Im Seherrausch
singst du dir selber
mit Trauertönen
das Schicksalslied.
So unersättlich Nagt
leidvoll ihr Leben lang
Itylos, Itylos rufend
die braune Nachtigall.

Wilamowitz-Moellendorff, der Übersetzer, erklärt in seiner Einleitung, daß Aischylos mit den Bersen von der Itylos rufenden Nachtigall das Schluchzen der Kassandra ausmalen wollte.

Warum aber ruft die Nachtigall: „Itylos" oder, wie es im Urtert heißt: „Itys"?

Der griechische Dichter durfte die Bedeutung dieses Rufes bei seinen Zu» Hörern als bekannt voraussetzen. Wilamowitz-Moellendorff hätte, wenn er seine Nachdichtung aufmerksamen Lesern so verständlich machen wollte, wie den Athenern die Urform war, eine Erklärung des Itylos nicht unterlassen sollen.

Der Name weist auf eine der düstersten Sagen der griechischen Mythologie hin. Horaz spielt im vierten Buch seiner Oden darauf an, in der Ode an Vergilius:

Itys klagend in Gram, bauet die Nachtigall
Mitleidswürdig ihr Nest, sie, des cekropischen
Hauses ewige Schmach.

Ovid erzählt davon in seinen Metamorphosen unter dem Titel: „Prokne und Philomela."

Philomelens Klagelaut Sigmar Mehring
Prokne war die Gattin des Thrakerfürsten Tereus. Dieser verging sich an der
jungen Schwester seiner Gattin, an der Philomela, der er dann noch grausam die
Zunge verstümmelte, damit sie seine Schandtat nicht verrate. Philomela verstand
es aber, durch purpurne Zeichen, die sie in ein Linnengespinst webte, der
Schwester alles zu entdecken und sie zur schrecklichsten Rache anzustacheln. Prokne
tötete ihren eigenen kleinen Sohn Itys, wobei ihr Philomela half, zerstückelte und
briet den Leichnam und gab dem ahnungslosen Vater, ihrem Gatten Tereus, davon
zu essen. Mit grimmigem Hohn enthüllte sie nach dem Mahl dem Thraker-
fürsten, was er genossen. Wahnsinnig vor Wut, „mit blinkendem Schwert ver-
folgt er die Töchter Pandions".
Und weiter heißt es in der Wiedergabe von Voß:
Fittiche scheinen den Lauf der cekropischen Weiber zu heben;
Fittiche hoben den Flug. Die flieht in die Wälder, die andre
Schwingt sich unter das Dach ....
So wurde Philomela, die in die Wälder flog, zur braunen Nachtigall und
Prokne, die unter das Dach sich schwang, zur Schwalbe. Und so weiß man, was
das schluchzende Lied der Nachtigall zu bedeuten habe. Itys, Itys ruft sie, sie
klagt um den unschuldigen Sohn ihrer Schwester Prokne, dessen gräßlichen Tod
sie veranlaßt hatte.
Wilamowitz-Moellendorff verwandelte den griechischen Namen Itys, den
nach Ovid auch Voß beibehielt, in Itylos:
. . . unersättlich klagt
leidvoll ihr Leben lang
Itylos, Itylos rufend
die braune Nachtigall.
Diesen Namen greift auch ein neuerer Dichter auf, Algernon Charles Swin-
burne, und setzt ihn über eine Dichtung, worin die Nachtigall ihre längst getröstete
Schwester, die Schwalbe, an den dahingeopferten Itys und an die Schaudertat,
die mit ihm verknüpft ist, erinnert.
Es sei hier in eigener Übertragung wiedergegeben.
I t y l u s.
Schwalbe, o Schwalbe, du meine Schwester,
Wie ist dein Herz des Lenzes so voll?
Tausend von Sommern gingen dahin.
Warum frohlockst du im Frühlingsorchester,
Jubelst Lieder, so freudentoll?
Scheidet der Sommer, was ist dein Gewinn?

Sigmar Mehrina. Philomelens Klagelaut
Schwalbe, o Schwester, so hurtig im Jagen,
Denkst du zum wärmenden Süden zu fliehn,
Wenn hier verdorrt sind Blumen und Gras?
Folgt nicht ein Leid dir aus früheren Tagen,
Wird nicht ein Klagelaut mit dir ziehn?
Hast du vergessen, was ich nicht vergaß?
Schwester du mit dem zierlichen Flügel,
Weit ist dein Weg in das südliche Land.
Ich indessen, von Sehnsucht entfacht,
Gieße mein Lied über Täler und Hügel,
Setze das Herz der Nacht in Brand
Mit meiner Stimme bezwingender Macht.
Ich, die Nachtigall, schluchze mein Leid, —
Hör' mich, Schwester, du unbeständige,
Schluchzen, so lange der Frühling währt!
Nächtiger Tau glänzt weit und breit,
Während ich scheue Vögelein bändige,
Bis sie den Flug zur Sonne gekehrt.
Schwalbe, du Schwester, so leicht beweglich, —
Wenn allen der Lenz Huldgaben bot,
Hast du das Herz, dich zu freuen des?
Ich bleibe zurück und leide unsäglich,
Bis das Leben erlischt und auftaucht der Tod
Bis du dich erinnerst und ich vergefs'.
Schwalbe, o Schwester, du sangesbereite,
Woher nimmst du zum Singen den Mut?
Fühlst du dein Herz nicht von Kummer zernagt?
Folgst du dem neuen Herrn in die Weite,
Folgst du dem Sommer, wie machst du das gut,
Wenn dich dein Liebster, der Lenz dich verklagt?
Schwalbe, o Schwester, du schwunggewandte,
Mein Herz, zu Asche verglommen, hält Ruh',
Mein Haupt ward von rüttelnden Stürmen erfaßt.
Doch wär' i ch der Wandrer und d u der Gebannte,
Vergäße dann i ch, und gedächtest d u,
Stieg' dir ein Bild auf, und mir wär's verblaßt?
D süße Schwester, du ruhelose.
Es gibt ein Gefühl, das uns trennen muß.
Dein Herz, wie ein Blättlein, schwankt hin und her.
Doch meines drängt durch des Strudels Getose
Hin, wo erschlagen liegt Itylus,
Zum Festplatz von Daulis, zum thrakischen Meer.

Philomelens Klagelaut Sigmar Mehring
Schwalbe, o Schwesterlein, flink ohnegleichen,
Laß dich erweichen, singe du nicht! i
Siehe, wie feucht sind Riegel und Dach!
Das Linnengespinst mit dem heimlichen Zeichen,
Der erschlagene Leib, das Blumengesicht
Wird keine Erinnerung in dir wach?
O Schwester, du hast einen Sprößling besessen —
Fest klammert die Hand sich, es zittert der Fuß,
Aus des Kindleins Vlut laut jammert es:
Wer denket mein? Wer hat mich vergessen?
Du hast vergessen! Wie konntest du's!
Die Welt geht unter, eh' ich vergess'!

Vergleicht man dieses rührende Lied mit der Schaudermär des Ovid, so staunt man, wie der englische Dichter aus einer so bluttriefenden, uns anekelnden Begebenheit die zarteste Regung seelischer Empfindungen herauszuholen wußte, und wie er es verstand, eine uns garnicht mehr faßbare Untat in so lieblich versöhnender Form ausklingen zu lassen. Algernon Charles Swinburne hat seinen griechischen Vorgänger Aischylos gut erfaßt, und so gibt er uns den Widerhall, den die Verse des griechischen Klassikers in der Brust des englischen Klassikers weckten:

unersättlich klagt
leidvoll ihr Leben lang
Itylos, Itylos rufend
die braune Nachtigall.

Gräfin L. Uxkull:
Das Haus des Hasses. Novellen
Das Deckengebälk lastet medrig auf dem weiten, düstern Gemach. Durch das einzige Bogenfenster, das die Umfassungsmauer durchbricht, kriecht ein scheues Licht. Doch es traut sich nicht in die Ecken hinein, wo graue, spinnwebverschleierte, unbestimmbare Formen zu hocken scheinen. Ab und zu kracht es im Holz der altersdunkeln Schränke und Truhen und Stühle, durch deren Schnitzerei sich seltsame Ungeheuer winden: Löwen mit Adlerschnäbeln und Fledermausflügeln, bocksfüßige Männer mit Hörnern im Stachelhaar, Frauen, die in Drachenschweife auslaufen. Aber das ganze Gemach hängt voll Rosenduft, der den strengen Geruch uralter Gegenstände und Räume niederkämpft.

Und wundersam, wie aus einem sehr fernen Paradiesesgarteu herverirrt, wirkt dieser Duft an diesem Orte. Wundersamer noch die üppigen Sträuße dunkelpurpurner Sammetblumcn, rosig seidener Zentifolien, gelber, schwerköpfig hängender Rosen und weißer, wie zu Schneeballen zusammengedrängt. Sie blühen abenteuerlich aus den tönernen Gefäßen und lachen der Feindseligkeil, die ihnen aus den gespenstischen Ecken, aus den geschnitzten Grauengestalten, aus den Gesichtern der Menschen entgegenstarrt.

In der Mitte des Raumes am runden Tisch sitzt die junge Frau Agnete Rudbeck im schwarzen, pelzberänderten Tuchkleid, unter dem ihr schattenhafter Körper zu frieren scheint. Ihre von glattem Scheitel umrahmte, gelblich wie Elfenbein glänzende Stirn neigt sich über eine sonderbare Arbeit. Sie schneidet aus Papier die Figuren lächerlicher Ritter und Damen aus. Indes Sören Rudbeck, ihre Gatte, mit gierigen Fingern die papierenen Herrschaften ergreift und sie in langem Zug vor sich aufreiht. Ein tierisch grausamer Zug lauert um seine hängenden Lippen. In seinen unbeweglichen Augen glitzert ein Funken. Mit den eingesunkenen Wangen, der fliehenden Stirn, der vorschießenden Nase und dem zurückweichenden Kinn gleicht er einem häßlichen, blöden, balb verhungerten Raubtier.

Zwei ueue Ritter mit Wasserköpfen und krummen Beinen sind unter Agnetes Schere entstanden. Sie reicht sie ihm hin. Er stellt sie hinter den andern auf. Und er stößt ein unheimlich albernes Lachen aus. Dann flüstert er mühsam gebildete Worte, die nur Agnete versteht.

„Ich bin der König — ja — ja — der König bin ich — ihr müßt gehorchen. Ihr wollt nicht? Ihr habt euch gegen mich empört? Rebellen — ich verurteile euch zum Tode Aufs Schafott mit euch, Rebellen " und er schneidet ibnen die Köpfe ab.

Geduldig bildet Agnete immer neue Opfer für ihn, die er nicht müde wird hinzurichten. Durch den großen Raum geht kein Laut als das Klappern der Scheren und Sörens Flüstern und Lachen, das sich wie im Widerhall eines allerfeinsten Gekichers in den gespenstischen Ecken verliert. Und die Rosen duften und leuchten unbekümmert darüber.
Gegen die Helle des Bogenfensters zeichnet sich die Gestalt Frau Mette Rudbecke ab. Etwas erhöht, im hochlehnigen Sessel sitzt sie unbeweglich, wie eine gemeißelte Königin. Ihre stahlscharfen Augen spannen hinaus. Und selten nur wenden sie sich auf die Rosensträuße, doch dann, als wollten sie jede einzelne Blüte tötlich durchbohren. Und ihre Nasenflügel beben dabei, als treffe der Duft sie wie ein beleidigender Schlag. Zuweilen auch, wenn Sörens Gelächter durchdringender schrillt, wirft sie einen Blick der Verachtung und des Ekels auf Agnete. Von dieser frierenden, körperlosen Frau hat sie ein Wunder erwarten können! Die Rettung Sörens, ihres Sohnes! Freilich — wenn schon des reichen Herrn Olaf Rudbecks Ältester — so ist's doch nicht leicht gewesen, ihm eine Frau zu finden, nachdem er, von wilden und lasterhaften Iünglingsjahren erschöpft, stumpf dahin zu dämmern begann oder manchmal zu Ausbrüchen zornigen Tobens oder verzweifelter Weinkrämpfe erwachte. Aber Agnete, aus einem ganz verarmten Geschlecht und mit wenig Reizen ausgestattet, die mochte sich glücklich preisen, noch hier in ein reiches Herrenhaus unterkriechen zu dürfen. Und es wäre Pflicht ihrer Dankbarkeit gewesen, aus Seren wieder einen gesunden, vernünftigen Menschen zu machen. So hatte Frau Mette Rudbeck sich's vorgestellt. Statt dessen muß sie nun Tag für Tag ansehn, wie ihr Sohn tiefer in sein tierisches, albernes Wesen versinkt, wie sein Gang unsicherer, seine Sprache unverständlicher wird. Und täglich auch wächst ihr Abscheu gegen diese Schwiegertochter, die nichts kann, als Puppen ausschneiden und den Rastlosen durch leise eintönige Lieder einschläfern. Ach die! Ist sie nicht jedes Übels Wurzel? Hat sie nicht auch Gurli Lindegren mit ins Haus gebracht, ihre Base, wie ei„5 Schwester neben ihr aufgewachsen — dies zart aus kümmerlichem Boden gesprossene Pflänzchen, das auf der üppigen Erde des Herrenhofs plötzlich zur strahlenden Königskerze emporgeschossen ist und ihr goldenes Haupt über alle reckt? Wenn's auch Agnete nun reut — was hilft das? Niemand entwurzelt den Eindringling mehr.
O, diese Rosen! Diese schrecklichen Rosen!
Frau Mettes Herz schreit: Gunnar! Gunnar! Wo bleibst du, Retter, nach dem ich in meiner Verzweiflung rief?
Und schärfer durchforscht ihr Blick die Ferne.
Eine Seeräuberburg mag dies Herrenhaus einst gewesen sein, das von der Höhe wuchtig, mit uralten, wie durch Riesen zusammengefügten Steinmauern das Meer beherrscht. Drunten nach links zu schwingt sich eine sichelförmige Bucht mit einer kleinen Hafenanlage. Darüber hinaus erstreckt sich flaches Weideland. Indes nach rechts die Höhen steiler und mächtiger schwellen, mit finstern Hängen

zum Meere abstürzen, trotzige, zernagte, abenteuerlich gestaltete Klippen ins strudelnde Wasser hinaussenden. Bis sie ganz draußen in einer Spitze münden, um deren zerklüftete Felsenmassen die Wogen in wilden Wirbeln branden, von einem Leuchtturme überragt.
Mette Rudbeck starrt hinaus auf die Flut, die sich regungslos, wie eine gespannte, silbergraue Seide breitet. Gleichmäßig grau liegt auch der Himmel darüber. Flatternde Möven werfen einzelne leuchtend weiße Punkte in den Silb ergrund. Und ferne, gegen den Horizont stehen als dunkelgrauere Schattenrisse ein paar große Segler, in der wunderlichen Beleuchtung wie vom Wasser gelöst, unwirklich, gespenstisch in der Luft schwebend. Und Mettes Augen heften sich in ungestümem Verlangen an sie, wollen sie mit magnetischem Willen heranziehen: Gunnar! Gunnar!
Schrill klingt Sörens Gelächter hinein. „Weg I Weg!" Er streift die Papierpuppen mit hastigen, zitternden Händen vom Tisch, daß sie zu Boden wirbeln. Und eine grausame Gier bricht aus seinem Stammeln. „Die Rosen! Ich will die Rosen! die Rosen!"
Ein schreckhaft freudiges Aufleuchten zuckt zwischen Agnete und Mette. Dies eine Mal haben sie sich innerlich verstanden im Haß. Mette nickt. Agnete stellt eilig ein Gefäß voll glühender Rosen vor Soren.
Und wieder flüstert er: „Ich bin der König — ich ... ich verurteile euch zum Tode . . . Wenn ihr eure Köpfe auch noch so stolz tragt — hinunter mit euern Köpfen — hinunter . . ." Und dicht am Stil schneidet er die Rosenhäupter ab, die sich wie Blutflecke auf die dunkle Decke ergießen. Und als alle gefallen sind, streift er sie den Papierpuppen nach zu Boden, und zitternd strecken sich seine Finger: „Mehr! Mehr! Mehr! Alle Rosen! Ich will alle Rosen."
Und wieder nickt Mette. Und Agnete trägt einen Strauß um den andern herbei, und während die Blumenhäupter unter der unermüdlichen Schere sinken, begegnen sich wieder die Blicke der Frauen, und ihre Lippen lächeln.
Auf geht die Tür. Eine plötzliche Helle erleuchtet das Gemach. Es geht von Gurlis schneeweißem Kleide aus, von Gurlis Locken, die wie ein goldener Schaum ihr lichtes Gesicht umkräuseln, von Gurlis strahlenden Augen, von Gurlis rotem Mund, der sich über blitzenden Zähnen öffnet — von Gurlis glanzvollem Sonnenwesen.
Mettes und Agnetes Gesichter sind im gleichen steinernen Ausdruck erstarrt: streng sind ihre Lider gesenkt, eng zusammengepreßt ihre Lippen.
Eben fällt das letzte Rosenhaupt unter Sörens knappem Schnitte. Und mit weit aufgerissenen Augen umfängt Gurli mit eins das ganze Gemetzel. Da stürzt sie auf Sören zu, und an ihrer Empörung erstickend, kann sie nichts herauswürgen als: „Du! du! du!"
Verängstigt stammelt er: „Der König ... der König hat es befohlen . . ."
Doch Gurli hat sich bereits gegen die beiden Frauen gewandt und wirft ihnen

ihren Zorn ins Gesicht: „Und ihr habt es gelitten! Was denn? Ihr habt ihn dazu angestiftet! Ihr —ihr! Ihr sollt es mir büßen!"
Und plötzlich bricht sie in ein wildes, kindliches Schluchzen aus: „O, meine Rosen! Meine schönen, schönen Rosen!"
Sie ist auf einen Sessel gesunken. Die Arme auf den Tisch verschränkt, das Haupt hinein vergraben, schuttert ihr ganzer Körper unter heftigem Weinen.
Sören wendet sich hilflos von Agnete zu Mette, die beide verbissen, mit niedergeschlagenen Augen schweigen. Mette erhebt die ihren zuerst und läßt sie im Triumph gesättigter Rache über das schluchzende Mädchen gleiten. So leicht ist dieses Geschöpf zu verwunden! Und trotzdem weiß sie: jeder Schmerz, den sie ihr antut, wird ihr hundertfältig vergolten werden. Doch was! Vielleicht ist der Retter schon auf dem Weg. Vielleicht trägt ihn eines der Schiffe schon her. Und er bringt den Sieg für sie, für sich selber. Denn er ist jung und stark. Gunnar!
Doch es ist nicht Gunnar, der in der Türe erscheint. Das ist die große Gestalt Olaf Rudbecks, der das Haupt aufrecht trägt, dessen Blick hart und herrisch sticht, wie der eines Seeadlers, dessen Bart noch der Altersreif nicht gestreift hat, dessen feste Hände und breite Brust den Jüngsten in Kampf und Liebe gewachsen scheinen.
Agnete und Sören drücken sich furchtsam zusammen. Mette ist bis in die Lippen erbleicht.
Unter Olaf Rudbecks Fuß knackt die Diele, als er zn Gurli tritt. Schwer und zärtlich sinkt seine Hand auf ihre Schulter, und seine tiefe Stimme klingt seltsam weich: „Gurli! Gurli, mein Kind! Warum weinst du?"
Sie hat sich schnell zu ihm gewendet. Dann mit einer hilflosen Gebärde weist sie auf die Blumenhäupter, die über Tisch und Boden verstreut liegen. „Meine Rosen! Sieh doch, meine Rosen! Die du mir geschenkt hast, Olaf Rudbeck! Sie haben sie mir getötet, meine schönen Rosen!"
Es kränkt Olaf Rudbeck nicht, daß sein Bote viele Stunden hat ins Land reiten müssen, daß er um endlose Mühen und schweres Geld die Rosen beschafft hat, nach denen Gurlis Laune gegangen ist. Aber die Tränen, unter denen er das Sonnenantlitz gebadet findet!
Ein grimmer Richter steht er den Drei gegenüber, die er d:r Missetat für schuldig erkennt. Sören und Agnete verkriechen sich in sich selbst als ertappte Sünder. Nur Mette trägt ihr königliches Haupt hoch und hält mit stählernem Blick den seinen aus, der sich haßerfüllt in sie verbohrt. Da zwingt er das brausende Wort in die Brust zurück. In stummer Mißachtung wendet er sich von seinem Weibe und streichelt über Gurlis goldenes Kraushaar.
„Gurli, mein Kind, diese Rosen sind deines Schmerzes nicht wert. Mein Bote soll wieder hinaus und dir schönere holen."
Gurli seufzt: „Doch diese — wer macht diese wieder lebendig? O, es war eine grausame, grausame Tat!"

Mette denkt: Grausam dünkt dich's ein paar Rosen vernichten. Und du mischst täglich ätzendes Gift in die Becher und lächelst dazu!
Indes Olaf Rudbeck dem Mädchen zärtlichen Trost zuspricht: „Hast du nichts Besseres zu wünschen als Blumen? Das ganze Haus erfüllst du mit Glanz und Licht. Was kann denn ich dir dagegen geben? Gurli, sprich doch! Kann ich dich mit gar nichts erfreuen?"
Da bricht der Sonnenschein wieder aus Gurli hervor, und über den blinken» den Zähnen öffnen sich ihre Lippen.
„Olaf Rudbeck, weißt du, was ich möchte? Aus weicher, maiengrüner Seide, mit goldgestickten Säumen möcht' ich ein Kleid. O ja, das möchte ich, Olaf Rudbeck!"
„Die Mägde sollen morgen daran beginnen."
Aber Mette wirft ein: „Die Mägde haben Arbeit in Fülle. Sie weben Linnen für Tisch und Bett. Und müssen zur Wiese, um es zu bleichen. Das Linnen ist nötiger als ein seidnes Kleid."
„Ist das wahr, Olaf Rudbeck?" fragt Gurli schmollend.
Agnete streicht mit den knöchernen Händen an ihrem Tuchrocke längs: „Was für uns gut ist, kann dir lange genügen."
Aber Olaf fährt herrisch dazwischen: „Wer ist hier befragt? Morgen beginnen die Mägde das Kleid."
Gurli findet nicht Zeit zum Danke. Da draußen hinter dem Bogenfenster hält etwas ihre Aufmerksamkeit fest. Und sie ergreift Olaf bei der Hand und zieht ihn an die Scheiben.
„Sieh doch, Olaf Rudbeck! Ein Schiff legt an! Sie lassen schon ein Boot herunter."
Ein Schiff legt an! Ein Schiff! Was kümmert Mette nun noch das Kleid? Mit wogender Brust späht sie über Gurlis Kopf hinweg. Was bringt das Schiff? Wen bringt es? Ach — die kleinliche Neugier der andern! Wenn sie wüßten, daß sie einen berufen hat, um hier vieles zu ändern! Wenn sie wüßten, daß sie ihn mit jedem Schiffe erwartet: Gunnar! Gunnar!
Doch Gurli zwitschert: „Ob es Kauflente sind? Ob sie aus fernem Morgenland Wohlgerüche bringen, die schwüler duften als Jasmin in der Sommernacht? Ob sie Schleier mit sich führen, wie aus Regenbogen und Mondenstrahlen gewoben, die durchsichtig Schultern und Arme umschmiegen? Oder Ketten mit Aquamarin und Opalen durchsetzt? Oder Spangen, die silberig um zarte Gelenke klirren? Oder Geräte aus köstlichen Metallen getrieben und andere zart wie Spitzen aus Elfenbein geschnitzt, über welche die schlanken Finger einer orientalischen Fürstin geglitten sind?" Und plötzlich umschlingt sie Olafs Hände und dicht vor seiner Brust hebt sie das strahlende Antlitz empor: „Ach, Olaf Rudbeck! Vielleicht auch bringen sie weiche, maiengrüne Seide und Goldfäden für mein Kleid! Willst du nicht mit mir hinabgehen, Olaf Rudbeck?"

Nun liegt der düstre Raum wieder in Schweigen versunken. Olaf und Gurli sind zum Hafen davon. Auf Mettes Geheiß hat Agnete den Gatten zur Kammer geleitet, wo sie ihm singen mag, bis er schläft. Und Mette hört nur noch ihr Herz in der Brust, das dröhnend schlägt wie ein Hammer auf einen eisernen Ambos.
Sie starrt hinaus nach dem Schiff, von dem die Boote sich, mit Leuten und Ladung befrachtet, lösen. Doch die winzigen Ameisengestalten drunten sind nicht zu erkennen. Sie sucht auch den Weg ab, der in steilen Windungen zum Ufer hinabläuft und sich zuweilen hinter Felsen und Buschwerk verbirgt. Aber dort ist niemand zn sehen, als die hohe langausschreitende Gestalt Olaf Rudbecks, die kleiner wird, je weiter sie sich entfernt, und neben ihm Gurli, die ihn tanzenden Schrittes begleitet. Keiner kommt die Höhe hinan.
Mette zerringt sich die Finger. Wieder hat sie vergebens gehofft. Froh lebt Gunnar draußen in der Welt und denkt nicht daran, in den düstern Herrenhof zurückzukehren. Wenn sie flügge sind, schwingen sich die Jungen hinaus, unbekümmert um die Schmerzen derer, die sie einmal im warmen Nest betreuten und ihre Flügel brauchen lehrten.
Ha — wie schrickt Mette plötzlich zusammen! Und es ist doch nichts als ein lauterer Krach, der durch's Gebälk gegangen ist. Aber sie meint, das ganze Gebäude ihrer Erwartung sei in sich zusammengestürzt. Und aus den Ecken, wo die Düsternis grauere und geheimnisvollere Schatten webt, glaubt sie ein leises, leises Kichern zu hören. Ach — was sitzt sie doch hier und wartet mit schmerzlich gespannten Nerven auf jedes Schiff, wovon keines den Ersehnten bringen wird?
Ja. Lange wird sie hier gewiß nicht mehr sitzen. Und wenn Gunnar dann kommt — er findet sie nicht. Er geht sie alsdann so wenig an, wie alle Rudbecks vom Herrenhof. Ausgetilgt ist ihr Dasein fortan füreinander. Oder nein — etwas von ihr bleibt bei ihnen, solange sie lebt: ihr Haß, ihr tötlicher, unversöhnlicher Haß.
Ah! Was ist das? Dieser fliegende Schritt auf den Stiegen. ... Er ist's! Sie erkennt ihn nach langen Jahren gleich wieder. Er ist es doch — Gunnar! Gunnar!
Und nun liegt sie am Hals ihres jüngsten, ihres blonden, schwanken Sohnes Gunnar. Und staunend sieht er ihre stählernen Augen zum ersten Male von Tränen erfüllt.
Dann ist sie zurückgetreten und mit dem Blicke liebkost sie ihn.
„Gunnar! Wie braun du bist! Wie seltsam deine hellen Augen aus dem verbrannten Gesichte leuchten! Wie licht sich dein Haar dagegen hebt! Wie breit sind deine Schultern, wie fest deine Haltung! Ein Mann bist du geworden, Gunnar! Gottlob, du bist ein Mann geworden!"
Er lacht: „Mutter, ist's wirklich so? Ist's denn auf einmal anders geworden? Hast du verlernt, nur immer den kleinen Buben in mir zu sehn?"

„Jetzt brauch' ich den Mann." Und dann fragt Mette schnell: „Bist du dem
Vater nicht begegnet? Wie war's, daß ich dich auf dem Wege nicht kommen sah?"
„Den Vater habe ich nicht getroffen. Und auf dem Wege konntest du mich
nicht erspähen. Hat mich dein Ruf nicht zu äußerster Eile gedrängt? Wie hätt'
ich da einen Augenblick unnütz vergeuden sollen? Ohne Pfad, steil empor, durch
Busch, über Felsen bin ich geklettert! Hei! Wie ein Falke bin ich zum Herren-
haus aufgeflogen!"
Sie sitzen dicht beieinander am Bogenfenster. Und Mette flüstert: daß nur
ja der Vater kein Wort erfährt! Niemand darf darum erfahren, daß sie den Sohn
zu sich beschieden hat.
Tiefer sinken die Schatten über das Gemach. In den Ecken weben sich die
grauen Spinnwebschleier undurchdringlich. Und die Mutter berichtet schnell, um
nur ja zu Ende zu kommen, bevor der Vater zurückkehrt.
Olaf Rudbeck ist toll geworden, seit das Mädchen im Hause weilt. Gurli
Lindegren beherrscht ihn, beherrscht den ganzen Herrenhof. Ihr Wort ist Befehl
für alle geworden: für die Knechte und Mägde, für ihre Base Agnete. Und
Mette, Mette sogar, die fast drei Jahrzehnte hindurch unumschränkt hier geboten
hat, ist nichts mehr als die erste Dienerin einer, die sie aus Barmherzigkeit zu sich
genommen hat.
In starrem Schrecken vernimmt Gunnar das Unfaßbare. Olaf Rudbeck —
der unbeugsame Olaf Rudbeck soll Knecht eines fremden Mägdleins geworden
sein? Und seine stolze Mutter zu ihrer Magd herabwürdigen?
„Mutter! Mutter! Du irrst! Der Vater, der keinen über sich, keinen nur
neben sich duldet, hat dich allein, so lange ich denke, mit Verehrung umgeben. Was
sagst du? Eine andre sollte dich aus seinem Herzen verdrängt haben? Mutter,
sieh dich doch an! Du bist heute noch königlich schon."
Mette lächelt bitter. „Nichts besteht mehr vor ihm neben der Elferischönheii
Gurli Lindegrens. Und ich bin nicht nur aus seinem Herzen verdrängt — das
könnt' ich vielleicht ertragen, vielleicht! — doch in Monaten, Wochen, wer weiß
ob nicht in Tagen schon, bin ich's aus diesem Hause."
Gunnar schreit auf, wie ein verwundetes Tier: „Mutter!"
Aber Mette wehrt ihm mit den Händen. „Stille! Stille, Gunnar, wie
ich dir sage, so ist es. Olaf Rudbecks Begier nach dem Mädchen wird nicht
rasten, bis er sie als sein Weib in die Arme drückt. Über alles schreitet er weg,
ganz gleich, was er zertritt. Glaub es. Der Tag ist nicht fern, wo er mich aus
diesem Haus wird verstoßen wollen. Ich aber warte die Schmach nicht ab. Ehe
ich mir die Tür weisen lasse, eher geh' ich aus eigenem Willen hinaus."
Gunnar schluchzt in Frau Mettes Schoß.
„Das kann ja nicht sein! Das darf nicht geschehen! Mutter, ist deine herr-
liche Kraft denn gebrochen?"
„Noch nicht", sagte Mette. „Nein. Bevor ich weiche, wage ich noch den

äußersten Kampf. Gunnar, weine nicht! Gunnar, sei ein Mann! Sieh, zu diesem Kampf hab' ich dich gerufen. Du sollst ihn an meiner Seite ausfechten, du sollst mich retten, Gunnar."
Er schlägt mit einer trostlosen Gebärde die Hände zusammen.
„Was kann denn ich — ich gegen Olaf Rudbeck? Sein Wille ist härter und schneidender als die Klippen in der See. Nicht mehr als das Stammeln eines Schoßkindes würde er meine Worte achten. Vermäße ich mich, ihm entgegenzu-treten, meinst du, er würde mir nicht seine Schwelle verbieten, er, der sich nicht scheut, dich hinauszuweiscn?"
„Gunnar, du verstehst mich falsch. Was können deine Worte mir helfen? Er bläst sie fort wie leichte Spreu. Deine Tat brauche ich." Und ganz nahe an seinem Gesicht flüstert sie: „Du sollst ihm Gurli abwendig machen. Dusollst ihr Herz für dich gewinnen. Unerreichbar wird sie ihm sein als dein Weib."
Wie erstarrt sitzt er da mit schreckweiten Augen. Mette spannt auf seine Antwort, die endlich aus seinen Lippen bricht: „Wie kann ich das, Mutter? Nie habe ich Gurli gesehen, aber ich hasse sie."
Mette lächelt ein Lächeln des Spottes und der Erfahrung.
„Sieh sie erst an. Du hast das heiße Blut deines Vaters. Du hast die Jugend, die wie eine Scheune unter dem Blitzschlag entbrennt. Wenn du Gurli Lindegren siehst, so wirst du sie lieben."
„Mutter, beschwöre auf ein Unheil nicht ein schwereres herauf. Verlasse dies Haus mit mir. Ich will für dich schaffen und dich mit Ehrfurcht umgeben, dein liebender Sohn und dein ergebenster Diener sein. Ich will dich vergessen lehren, was hinter dir liegt. Aber laß uns hinweg, eh' ich Gurli begegnet bin. Mir ist, als stünde sie hinter einem Vorhang, und ich dürft' ihn nicht heben, denn mein Verhängnis trüge sie mir in den Händen entgegen. Und bedenke auch, Mutter: was soll denn ich ihr bedeuten? Olaf Rudbeck ist reich und ein Herr. Er legt ihr den Hof, er legt ihr die Herrschaft, legt ihr Geschmeide und Kleider und allen Tand, woran Weiber hängen, zu Füßen. Was besitze denn ich, das nicht aus Olaf Rudbecks Gnade fließt?"
„Gurli liebt Kleider und Schmuck und Blumen und Tand. Doch Olaf Rud-beck ist auch ein stattlicher Mann'. Du aber, Gunnar, bist blühend und schön wie ein Gott. Und wenn sie euch nebeneinander erblickt, so wird sich ihr Herz von dem Alternden lösen. Ja sie wird fühlen, daß deine Jugend der ihren näher verwandt ist, daß deine Lippen, daß deine Umarmung süßeren Rausch verheißen."
Gunnar schüttelt zweifelnd das Haupt. „Wenn sie klug ist, wird sie abwägen, wo für sie der sichere Vorteil liegt."
Aber Mette lacht auf. „Glaubst du, sie wird nicht, wie andere Weiber, lieber die Magd eines jungen Mannes, als eines alten Königin sein?"
Gunnar ist aufgesprungen. „Führe mich nicht in diese Versuchung, Mutter! Führe mich nicht in diese Gefahr! Olaf Rudbeck ist nicht einer, der sich seine

Beute aus den Pranken entwinden läßt. Er wird sich auf mich stürzen wie ein verwundeter Bär. Er wird mich zerfleischen."
Mettes Mundwinkel senken sich verachtungsvoll. „Bist du mein Sohn? Bist du Olaf Uudbecks Sohn? Und kennst die Furcht? Und gehst dem Kampf aus dem Wege?"
„Gegen den Vater", spricht Gunnar ernst.
„Und für die Mutter!" schreit Mette auf. „Peitscht dich der Gedanke denn nicht empor, daß ich schmachbeladen das Haus verlassen soll, wo Olaf Rudbeck meine Liebe genoß, wo ich ihm seine Söhne gebar, wo ich viele Jahre in unbestrittener Herrschaft lebte? Willst du, der mir das Leben verdankt, dem ich Tage und Nächte und ungemessene Sorgen opferte, willst du mich hinweg ziehen lassen, wie eine unnütze Magd? Gunnar! Gunnar! Muß ich mich auch vor dir erniedrigen? Muß ich vor dir um meine Errettung betteln? So mag auch dies letzte noch geschehen! Gunnar, hier lieg' ich vor dir: kämpfe für mich! errette mich!"
Bleich wie ein Geist siebt Gunnar das Unmögliche sich vollziehen: Frau Mette zu seinen Füßen, ihm flehend die Kniee umschlingen.
„Nicht das! . . . Nicht das, Mutter ..." stammelt er. „Was du befiehlst, will ich tun! Auf dein Geheiß will ich blind, ohne eigenen Gedanken handeln. Nur laß mich das Furchtbare nicht länger schauen, dich, meine Mutter, knieend vor mir!"
Da richtet Frau Mette sich auf und steht wieder vor ihm, eine Königin. „Ich habe dein Wort, Gunnar?"
„Mein Wort, Mutter." Und gesenkten Hauptes, blaß, mit blutlosen Lippen legt er seine Rechte langsam in ihre ausgestreckte Hand. —
(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
Kleine Ansätze zu solchem Geschehen waren hier und da in der
Welt wohl schon zu entdecken. Es gab hier und da die Reform der
„bedingten Verurteilung", die dem Zufallsverbrecher, der weit von dem Ge-
wohnheitssünder zu scheiden war, die Möglichkeit schenkte, in den Stand der
Unbestraftheit zurückzukehren und durch tadelloses Verhalten den vollkommenen
Erlaß der Strafe zu erreichen. Es wurden Iugendgerichte eingerichtet, in
deren Bereich der Richter eher die Rolle des mahnenden und bessernden Er-
ziehers, als die des strafenden Rächers übernahm. Aber das Größte und
Meiste blieb noch zu leisten, ehe davon die Rede sein konnte, daß das Strafrecht
mit dem Stande der psychologischen und soziologischen Erkenntnisse auf eine
Stufe gebracht erscheinen durfte. Es regten sich allerorten die mächtigen
Vertreter des Überkommenen, die Anbeter der Überlieferung, die all' ihren
schwerwiegenden Einfluß anwendeten, um jedem Fortschritt auf diesem Gebiete
Hindernisse zu bereiten. Vor allem war es das Problem der Willensunfreiheit,
das sie, als vollkommen ungelöst, nicht in der Gesetzgebung vertreten wissen
wollten. Weil Kant gesagt hatte, daß Iahrtausende an seiner Auflösung
vergeblich gearbeitet hätten, weil Wilhelm Windelband geschrieben hatte,
daß über diese Frage seit den Tagen des Plato und Aristoteles die Menschen
mit so leidenschaftlicher Heftigkeit gestritten haben wie über keine andere
Frage, die nach dem Begriff der Gottheit vielleicht ausgenommen, deshalb
setzten die Konservativen des Strafrechts mit einem harten Ignorabimus der
Diskussion ein Ziel und verwiesen diese in das Gebiet der Philosophie und
Psychologie. Wenn aber im weiten Umkreise sämtlicher Rechtssätze Einer
von unzweifelhafter Wahrheit und Unantastbarkeit zeugt, so ist es der, der
„ii i dudio rnitiuz" lautet. Zweifelhafte Schuld soll milder bestraft
werden oder besser gar nicht. Da nun aber jede Schuld, im Lichte der Willens-
unfreiheit gesehen, von Zweifeln erschüttert wird, so galt es, die Strafen
danach einzurichten. Was verschlug es, daß sie an Härte verloren, wenn
sie an Zweckmäßigkeit gewannen? Das Prinzip der Abschreckung hatte sich
in endlosen Iahrhunderten als ohnmächtig erwiesen. Die Millionen und
aber Millionen, die man für Zuchthäuser, Gefängnisse und Strafanstalten jeder
Art geopfert hatte, verhinderten nicht, daß die Frequenz der Verbrechen unauf-
haltsam stieg und stieg. War es da nicht geboten, andere Pfade zu suchen,

die vielleicht doch eine Besserung brachten, weil sie von einem lichten, freund-
lichen und menschenwürdigen Gedanken, dem der Besserungsfähigkeit ausgingen.
Ietzt hieß das Prinzip: Schutz vor dem Gewohnheitsverbrecher, Rettung
und Besserung des Zufallsverbrechers. Die sozialen und soziologischen Er-
kenntnisse, so jung sie waren, wirkten dennoch mächtig bei der Förderung
dieser neuen Gedanken, denen in allen Ländern der Welt Männer von wissen-
schaftlichem Weltruf zu Hilfe kamen, die die von ihrem Schöpfer Lombroso
stark übertriebenen Folgerungen auf ihre rationellen Maße zurückdrängten
und in der Körperschaft der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung
einen hochansehnlichen Mittelpunkt schufen, der Iahr für Iahr Kongresse in
den Weltstädten veranstaltete. Auf diesen kamen unter Teilnahme der gesamten
gebildeten Welt höchst wichtige Dinge zur öffentlichen Debatte. An den
größten und angesehensten Hochschulen des Erdkreises saßen bereits die Ver-
fechter der neuen Strafrechtslehre in ordentlichen Professuren und bildeten
eine werdende Generation, in der die Lehren Qu6telets, Lombrosos, Garofalos,
Liszts und vieler anderer Neubildner des Strafrechts starke Wurzeln schlugen.
Seine große Studienreise brachte Alfred von Ingelheim mit einer
stattlichen Zahl von Vertretern der neuen Strafrechtsschule in persönliche
Berührung und schenkte ihm reiches Erfahrungsmaterial, das er bei den Besuchen
der fremdländischen Strafanstalten zu sammeln Gelegenheit fand. Nach Be-
endigung der weiten und langen Fahrt erstattete Alfred seinen Bericht auf
dem Kongreß der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, woselbst er
tiefsten Eindruck hervorrief, arbeitete eine Denkschrift über die Materie aus,
die er dem heimischen Iustizministerium als Rechenschaftsbericht seiner im
Stoateauftrage ausgeführten Reise einreichte, und erhielt die Privatdozentur an
der Universität der Hauptstadt, an der ihm sofort eine zahlreiche Hörerschaft
zuströmte, der er bald darauf als außerordentlicher Professor und schon nach
zwei Iahren als Ordinarius der juristischen Fakultät — jetzt ein knapp Sechs-
undzwanzigjähriger, anregende und weithin berühmte Vorlesungen hielt. Es
fehlte natürlich nicht an mißgünstigen Fachgenossen, welche diese außergewöhnlich
rasche Laufbahn hämisch den Hofverbindungen des blutjungen Professors zu-
schrieben. Wenn auch ihre tadelnden Bemerkungen sicherlich nicht grundlos
waren, so empfing dennoch jeder, der den so überaus rasch beförderten Straf-
rechtslehrer in seinen, Kolleg hörte, den Eindruck eines Mannes, der seinen
Stoff ganz souverän beherrschte, von tiefem Ernst getragen, seine Sache
behandelte und ein erlesenes pädagogisches Talent bedeutete. Die Iugend
hat hierfür einen sehr feinen Spürsinn und fühlt sich sogleich von dem mächtig
angezogen, der sie am geschicktesten über die Lernpfade führt. Es mochte
auch des Lehrers eigene Iugend wie ein Magnet auf die Studentenschaft
wirken, die in diesem Professor viel von dem eigenen Sturm und Drang
wiederfand und von seiner Weltgläubigkeit ganz besonders sich bezaubert fühlte.

Hier sprach und lehrte kein müder grauer Mann, dem Erfahrung und Ent-
täuschungen den Schuß in die Schwingen schon gegeben, und der erdgebunden
seine Scholle ackerte. Hier riß ein von seiner guten zukunftgesegneten Sache
wie von einem tröstlichen Glauben durchdrungener und überzeugter Bekenner
seine Hörerschaft mit Ausblicken in ein Neuwerden und Entstehen eines jungen
Rechtsbegriffes hin, der Erlösung zu den ärmsten Söhnen der Volksgemeinschaft
zu bringen bestimmt war und ausersehen zu dem heiligen Werke, das Mensch-
tum derer zu retten, die in die Scylla der bürgerlichen Verfehlung und der
sozialen Entwurzelung geraten waren. Es sprach sich bald in akademischen
Kreisen herum, welch ein Feuergeist da in der juristischen Fakultät die derer-
ministische Schule vertrat, und häufig sah man weißhaarige Richterhäupter
der jungen Weisheit dieses Hochschullehrers mit Ergriffenheit lauschen. Es
war aber auch etwas schier Heiliges um den Rechtsbegriff dieses jungen For-
schers, der es liebte, Friedrich Schillers Wort auf die Rechtsprechung anzu-
wenden, jenes Wort, in dem der Dichter beklagte, daß „Menschen nur, nicht
Wesen höherer Art, die Weltgeschichte schreiben." Alfred von Ingelheim
meinte, es müßten Wesen höherer Art Recht sprechen. Da wir aber leider
nur Menschen auf die Richtelstuhle zu setzen vermögen, so wäre es heiligste
Pflicht der Rechtsprechenden, sich ihrer Menschlichkeit in jedem Augenblick
der Amtsführung zu entsinnen. Das indische Weisheitswort tat twarn
H5i — das bist du — solle dem Richter — dem Straflichter vor allem beständig
vorschweben. Denn den er richtet, der ist sein Bruder, in einer Schicksalslage,
vor der kein Sterblicher durchaus geschützt sei. An und für sich sei es eine
Uberhebung, daß ein Mensch über den anderen zum Richter sich aufwerfe,
da alles Menschentun Stückwerk sei und so auch der menschliche Richtspruch,
der naturgemäß zu irren imstande sei, selbst bei äußerster Anstrengung, die
Wahrheit und das Rechte zu treffen. Die Strafrechtsform, wie sie geschichtlich
sich entwickelt habe, gebe die geringsten Gewährleistungen für das Finden
des richtigen Urteilspruches. Zahlreiche Fehlsprüche und Iustizmorde seien
dessen Beweis, und keine vernichtendere Kennzeichnung des Strafverfahrens
gebe es, als Voltaires beißendes Wort: „Wenn man mich bezichtigte, die
Türme von Notredame gestohlen zu haben, so würde ich außer Landes flüchten."
Der geistvolle Philosoph hat damit sagen wollen, daß die sophistischen Dia-
lektikerkünste eines mit allen Hunden gehetzten Iuristenhirns selbst diesen Beweis
wagen könnten, diesen Beweis einer Straftat, deren Unmöglichkeit jeden Augen-
blick erwiesen werden konnte. Für den gesunden Menschenverstand natürlich.
Aber dieser pflegt im Irrgarten der Strafjustiz so zu versteinern, daß Welt-
kenner schon seit Iahrzehnten zu der Ausflucht griffen, das Laienelement zur
Richtertätigkeit heranzuziehen. So entstanden die Schwur- und Schöffen-
gerichte, die vor allem der Todsünde der Rechtsprechung — der Klassenjustiz
«inen Riegel vorzuschieben bestimmt sind. Die soziale Zerrissenheit der

modernen Gesellschaft bringt es mit sich, daß der in höheren Schichten Geborene
den Proletarier oft nicht begreifen kann. Die beiden sind einander im Fühlen,
Anschauung und Lebensführung so fremd geworden, daß der gelehrte Richter
notwendig ein schiefes Bild vom Wesen des Delinquenten und somit von
seiner Tat und deren Anlässen bekommen müsse. Und so komme das falsche —
zumeist zu strenge Urteil zustande. Alles verstehen, heißt alles verzeihen.
Von jedem Verständnisse ausgeschlossen bleiben, heißt also alles zu streng
beurteilen. Dem Schichtgenossen fühle man sich näher, und so konnte es oft
zur Beschämung aller Rechtsfreunde in diesen, Rechtsftaate geschehen, daß
adligen Corpsbrüdern jugendliche Unfugsvergehungen im Strafprozeß mit
lächerlicher Milde angerechnet wurden, während man junge Arbeiter für
ähnliche Vergehen mit drakonischen Strafmaßen belegte. Wie groß und wie
begründet die Angst vor der Klassenjustiz sei, beweise die Eristenz der Militär-
gerichtsbarkeit, welche nichts anderes besage, als daß der in sich abgeschlossene
Kriegerstand vom bürgerlichen Element, als von einer gänzlich anders fühlenden
und denkenden Schicht, sich nicht wolle Recht sprechen lassen. Mit einen,
bis dahin an akademischer Stelle nie gewagten Freimut ging der junge Rechts-
forscher an die Kritik der bestehenden Strafrechtsformen, in deren Verwerfung
er mit dem revolutionärsten Teil der Presse fast übereinstimmte. Aber die
von Ingelheim geübte Kritik war deshalb eine durchaus schöpferische, weil
sie die Wege zu einer Verbesserung der Strafrechtspflege deutlich wies und
nur niederriß, un, besser und zweckmäßiger aufbauen zu können. Wer immer
diesen Vorlesungen beiwohnte, der hatte das erhebende und befreiende Gefühl,
als säße er vor einem Pfadfinder. Als höre er das Wort eines Mannes,
der dazu ausersehen schien, nicht nur in abstrakten. Wissen zu wühlen und die
überkommene Weisheit der Epochen den Nachfahren weiter zu übertragen.
Hier sprach und lehrte vielmehr ein Geist, der die Vererbung abgestorbenen
Rechtes, jene ewige Krankheit, über die Mephisto spottet, ausrotten und ver-
nichten wollte. Ihm galt es auszuroden und das Neuland zu bereiten für
die Pflege eines Strafrechts, das mit den Errungenschaften der neuen Soziologie
und Psychologie sich auseinanderzusetzen und mit ihnen zu rechnen vermöchte.
Diese Ideen verkündete Alfred von Ingelheim, der jetzt äußerlich für
seine Iahre stark reif erschien. Auffällige Blässe bedeckte die bartlosen Züge.
Die hellen blauen Augen lagen tief wie bei einem Schwärmer. Es war
viel von einem solchen in diesem Universitätslehrer. Aber sein Vortrag schien
wie von erkämpfter Ruhe getragen. Es siedete und kochte stets in dieser
Seele, aber der ganze Wille wurde angespannt, um die Dinge ruhig und in
abgeklärter Kühle zu erwägen und darzustellen. Dieser junge Professor sprach
stets frei und hielt die lebhaft sprechenden Augen stets auf seine Hörer gerichtet.
Während des Vortrags schlichen sich dann seltsame Lichter in diese mageren
bleichen Asketenzüge. Un, Mund und Augen zuckte es, und in der schweren.

Gedankenarbeit, welche die möglichste Präzision des zu gestaltenden Ideenganges erforderte, gruben sich tiefe Furchen in diese hohe Stirn. Die Hände trieben währenddessen ein erregtes Spiel mit einem silbernen Bleistift. Es war, als wolle der Vortragende sie daran hindern, mit allzu reicher Gebärdenhilfe das Bild des gefaßten ruhigen Lehrers zu stören. Aber dann kamen Augenblicke, in denen dieser Bekenner, von seinem Gegenstande dahingerissen, mit starken und heftigen Gebärden sprach. Dann schossen Gluten in seine brennenden Wangen, seine Stimme schwoll zu Tönen an, in denen etwas Erzenes grollte, und aus den Augen schoß der Strahl der Begeisterung, der in den jugendlichen Herzen Feuerbrände entfachte. So lehrte kein Zweiter an der berühmten alten Karola Alberto — was Wunder, daß die größten Auditorien der Universität nicht hinreichten, die Ströme der Hörer zu fassen, die um diesen einzigen Lehrer sich scharten? . . .

14.

In den drei Iahren ihrer Ehe, die nun verstrichen waren, hatte die Großfürstin Luise am Hofe ihres Vaters in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl einen Besuch abgestattet, währenddessen Alfred von Ingelheim in Amerika auf seiner Studienreise gewesen war. Als er selbst zur Frühlingszeit in der neuen Heimat der Iugendfreundin seine Studien vornahm, weilte diese mit ihrem Gemahl und dem Töchterchen, das ihr vor Iahresfrist geboren worden, auf ihrem Schlosse in der Krim.

Der Briefwechsel, den beide, Alfred und Luise, mit einander unterhielten, beschränkte sich jetzt auf Neujahrs- und Geburtstagsbriefe, die freilich recht eingehend gehalten und von der alten Herzlichkeit der Iugendbeziehungen ganz erfüllt waren. Der Eindruck, den Alfred von den Schicksalen der Großfürstin erhielt, war der, daß sie und ihr Gemahl sich aneinander gewöhnt hatten, daß Luise nach und nach mancherlei gute Seiten im Wesen ihres Lebensgefährten zu entdecken das Glück hatte, und daß er sich, von kleinen Schwächen abgesehen, als ein Durchschnittsmensch von nicht übler Anlage erwies, gutartig, kindlich, genuß- und lebensfroh, von starken Leidenschaften materieller Art bewegt, die aber von der allmählich erstarkenden Hinneigung zur Gemahlin gemeistert und in Zaum gehalten wurden. Als er sah, in wie hohem Grade seine Trinklust die Lebensgefährtin betrübte, machte er sich fast ganz von ihr frei. Vollends seitdem das Kind zur Welt gekommen, wurde dieser ehedem so Unerzogene fast zu einem Mustermenschen, der in der Liebe zu Frau und Tochter ganzes Genügen fand und glücklich war, ^wenn er im Kreise der Seinen friedliche Tage verbrachte. Eine Leidenschaft behielt der Großfürst, es war die zur Untätigkeit. Er war von klassischer Faulheit, wälzte, was immer ihm sein hoher militärischer Rang an Pflichten auflud,

nach Möglichkeit auf Adjutanten und spielte am liebsten mit seinen Hunden
und seinen Kakteen, von denen er auf dem Lande wie in der Stadt reichhaltige
und wertvolle Sammlungen pflegte. Luise klagte in ihren Briefen an Ingel-
heim nur über zwei Dinge, über ihr stetes Heimweh und über die Un-
möglichkeit, sich in ihrer neuen Umgebung irgendwie in großem Stile berätigen
zu können. Ihr Heimweh entsproß der Tatsache, daß ihr Sitten, Gebräuche
und Lebensart dort fremd und wenig anziehend blieben. Die Hoffnungen,
die Alfred in ihr erweckt hatte und die darauf gerichtet waren, gleichsam eine
Kulturmission im fremden Lande auszuüben, waren grausam enttäuscht worden.
Luise stieß damit an allen Enden auf Widerstand und blieb durchaus zur Un-
tätigkeit verdammt, da schon die ersten schüchternen Schritte, die sie in solcher
Richtung gewagt hatte, ihr höchsten Ortes verübelt worden waren. Dort schrieb
man ihr äußerste Zurückhaltung vor und striktes Fernhalten von jeder irgendwie
öffentlichen Betätigung. Damit waren alle die großen Pläne, mit denen
sie ins Land gekommen, vernichtet und vereitelt. Sie mußte sich darauf
beschränken, im engsten Kreise wohltätig zu sein, und beneidete in ihren seltenen
Briefen den Iugendfreund um seinen großen und bedeutenden Wirkungskreis.
Auch des Kronprinzen Ehe hatte sich allem Anschein nach besser ange-
lassen, als seine Schwester befürchtet hatte. Die Geburt eines Enkelsohnes
erfreute den alten König hoch, und die Königstreuen im Lande waren von
dieser Sicherung der Erbfolge begeistert. So waren die Lebensschicksale der
drei Menschen, die einst als Kinder im alten grauen Schlosse vereint gewesen,
in gerade Bahnen gekommen.
Als Alfred von Ingelheim am 15. November seinen neunundzwanzigsten
Geburtstag beging, empfing er am Morgen mit einem gnädigen Handschreiben
des Königs den Verdienstorden, der für erlesene wissenschaftliche oder künst-
lerische Leistungen verliehen zu werden pflegte, den aber sonst nur Gelehrte
wie Künstler in vorgeschrittenen Iahren erhielten. Auf seinem mit reichem
Blumenflor von Schülern und Verehrern geschmückten Tische vermißte Alfred
aber in diesem Iahre zum ersten Male das Glückwunschschreiben der Groß-
fürstin. Das berührte ihn höchst schmerzlich, denn es mochte ihm beweisen,
daß die Iugendbeziehungen am Ende, selbst wenn sie noch so innig gewesen,
verblaßten und erstürben. Als Alfred von dem Mittagsmahl, zu dem er
alljährlich zur Feier seines Geburtstages vom Ministerialdirektor Geßner geladen
wurde, heimkam, meldete der Diener, daß eine Dame im Salon auf ihn
warte. Auf dem Arbeitstische fand er eine Karte. Gisela, Gräfin von Dornen-
burg, Hofdame Ihrer kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Maria Feodorowna.
Ein Lächeln umspielte Alfreds Mund. Maria Feodorowna war niemand
sonst als Luise. Sie hatte den Geburtstag also nicht vergessen, statt des
Briefes in diesem Iahre die Freundin geschickt. Alfred hatte die goldblonde Begleiterin
Luisens früher einigemal flüchtig bei Hofe gesehen, zuletzt bei der Doppelhochzeit.

War ihr vorgestellt worden, hatte mit ihr aber nur die allgemeinen Höflichkeits-
formen ausgetauscht. Er beeilte sich, den Besuch zu begrüßen. Nie im Leben ver-
gaß er den Eindruck wieder, den der nächste Augenblick ihm brachte. Aus dem
Halbdunkel des Empfangszimmers erhob sich eine Frauengestalt in schwarzem
Straßenkostüm und großem schwarzen Federhut — eine Dame in Trauer-
kleidung, von der der leuchtende Teint und das flammende Gold der Haare
in einem bezaubernden Kontrast sich abhoben. Die Erscheinung wirkte
so überwältigend auf den Eintretenden, daß er wie erstarrt einen Moment
stehen blieb, das Fest dieses Anblicks genießend. Gewiß, es war jene Dame,
die er vor Iahren mehrfach flüchtig, ein blutjunges Mädchen, in Luisens
Umgebung gesehen hatte. Aber was war aus dem zarten schmächtigen an-
mutigen Kinde in diesen wenigen Iahren geworden! Eine blonde Iuno, eine
majestätische Frauengestalt von einem Ebenmaß und einer Pracht des Wuchses,
wie Alfred es nie gesehen hatte. Seine Augen waren selten auf Frauenreiz
geheftet. Er hatte wohl das Schönste wenig beachtet im Leben an sich
vorüberziehen lassen, weil er so vollauf mit ernstesten Dingen befaßt gewesen
und seinen Blick fast ausschließlich auf diese gerichtet hielt. Was er sonst
an Frauenschönheit im Leben erschaut hatte, mochte wohl sein fernes Bewundern
erregt haben, aber nie seine Sehnsucht nach Besitz und Erringen. Er hatte
vielleicht seine Empfänglichkeit für Frauenreiz« auf so begrenzte Empfindungen
eingestellt und reguliert, wie im unbewußten Schutze seiner Seelenruhe, deren
er zu seiner mit voller Kraft betriebenen Arbeit unbedingt bedurfte. Sein
körperliches Gebrechen ließ ihn vollends scheu und schüchtern jeder Frauen-
lockung fern bleiben, weil sein Stolz die Zurückweisungen einer Annäherung
nicht erdulden mochte. Das war es, was ihn an seiner Iugend- und Kinder-
freundschaft mit der Prinzessin so fest hatte halten lassen, daß er nicht mehr
hoffen konnte, in eine zweite Verbindung mit einem jungen Weibe jemals
wieder zu kommen. Aber hier — hier war etwas Seltsames, was ihn
sofort beim ersten Anblick seines Besuches wie ein Blitz durchfuhr. Hier
strömte ihm etwas entgegen, heiß, stark, stürmisch und unwiderstehlich. Hier
hauchte ihn etwas an, ziehend, lockend, fortreißend — etwas seltsam Ge-
heimnisvolles, etwas, das ihn mit Furcht und Glück zu erfüllen schien —
ein mystischer Strom von elementarer Anziehungskraft, der seine Nerven
betäubend überflutete und eine schmerzhaft süße Spannung in ihm weckte —
eine Spannung von Zagen und Erwartung — er fühlte klar er stand
vor seinem Schicksal

Ietzt riß er seinen Willen zusammen, verneigte sich und kam mit seinen
hilflosen Hinkenden Schritten heran. Eine Stimme von so weichem schmeicheln-
den Klange, daß sie ihm das Herz pochen machte, sagte: „Ich komme im
Auftrage Ihrer Kaiserlichen Hoheit, dem Herrn Professor die Glückwünsche
meiner Herrin zu überbringen und dieses Geschenk." Sie reichte ihm die

schwarz behandschuhte schmale Rechte, die er dankend drückte, und dann nahm
er einen prachtvollen edelsteinbesetzten Tscherkessendolch in Empfang.
„Eine herrliche Waffe," sagte Alfred, das Messer prüfend. Beide
ließen sich dann in tiefen braunen Klubsesseln nieder. Nach den ersten Er-
kundigungen, die das Befinden der Großfürstin betrafen, berichtete die Gräfin,
daß sie selbst anläßlich des Todes ihres Oheims, des Generalleutnants Grafen
Dornenburg, in die alte Heimat für kurze Zeit zurückgekehrt sei. Sie müsse
sich nach einem Rechtsbeistande umsehen, da ihr als Erbin das Palais des
Generals in der hiesigen Residenz, sowie ein kleines Gut des Oheims zwei
Stunden von der Stadt entfernt, zugefallen seien. Den zu erledigenden
Formalitäten, Grundbucheintragungen und ähnlichen Dingen stehe sie hilflos
gegenüber. Ihr sei der Notar Quenstedt empfohlen worden. Alfred drückte
seine Teilnahme aus und erbot sich zu jeder Hilfeleistung in diesen Dingen.
Die Gräfin wehrte ab und meinte, der Herr Professor werde wohl bei seiner
Arbeitslast für solche Sachen keine Zeit übrig haben. Er werde sie sich nehmen,
entgegnete Alfred und fragte, ob die Gräfin das Gut bereits besichtigt habe.
Sie verneinte. Es sei bisher nur die Eröffnung des Testaments geschehen.
Der verstorbene Oheim sei ihr Vormund gewesen, und obschon sie nun längst
großjährig sei, auch ihr Berater in allen Dingen. In seinem Testament rate
der Erblasser ihr, Stadthaus und Gut zu verkaufen.
Alfred hörte diesen Bericht etwas zerstreut an und sagte dann, seine
Gedanken gewaltsam sammelnd: „Übergeben Sie diese Dinge getrost dem
Notar Quenstedt. Ich bin in praktischen Angelegenheiten zwar nicht sehr
erprobt, stehe Ihnen jedoch als juristischer Beirat jederzeit gern zur Verfügung.
Quenstedt hat einen vorzüglichen Namen, aber es beruhigt Sie vielleicht, in
mir einen zweiten Berater zur Verfügung zu haben."
„Das hat die Großfürstin auch gesagt", bemerkte die Gräfin. „Aber
ich konnte nicht hoffen, daß Sie, Herr Professor, an so profanen Dingen
Interesse nehmen könnten."
„Sie gehen Ihre Person an, und deshalb sind diese Dinge für mich
nicht profan."
Er hatte es ernst und bestimmt gesagt und sah seine Besucherin prüfend
an, als wollte er die Wirkung dieser Worte an ihr erkunden. Sie errötete
und sagte mit einem befangenen Lächeln: „Ein so leichtes Kompliment aus
so ernstem Munde klingt seltsam."
„Es war kein Kompliment", sagte Alfred wieder mit einem Nachdruck,
der eine seltsame Spannung in diesen ersten Besuch brachte. Ein scheuer
Seitenblick aus den blauen Augen streifte ihn prüfend. Alfred wurde betreten.
Es mußte doch den Eindruck der Leichtfertigkeit erregen, wenn er gleich bei
diesem ersten Zusammensein merken ließ, wie tief sie auf ihn wirkte. Er
warf etwas hastig ein: „Darf ich das Testament einmal prüfen?"

„Gern, Herr Professor. Ich habe aber leider die Abschrift nicht bei mir.
Wenn Sie es ermöglichen könnten, morgen vormittag um IN Uhr mir im
Hause meines Onkels die Ehre zu schenken. Der Notar wird auch zur Stelle
sein. Er läßt das Inventar aufnehmen."
„Ich werde kommen."
Die Gräfin hatte sich erhoben. „Und darf man fragen, wie der Herr
Professor seinen Geburtstag heute noch feiern wird?"
Alfred lächelte. „Gnädigste Gräfin, ich habe mich in meinem Leben
bisher nur schlecht auf Feste verstanden. Ich habe nachmittag noch zwei
Stunden Kolleg, abends eine Sitzung in der Akademie der Wissenschaften,
und wenn ich gegen elf Uhr heimkomme, so wartet hier mein Sekretär auf
mich, dem ich dann noch einige Stunden diktiere."
„Arbeit, Arbeit," die Gräfin lächelte — „und wann lebt der Herr
Professor?"
„Eben in der Arbeit, Gräfin."
Sie sah ihn schalkhaft an, ein wenig ironisch, wie es Alfred schien,
dann reichte sie ihm die Rechte, die diesmal vom Handschuh entblößt war. Sie
wurde für einen Höflichkeitsabschied etwas heftig geküßt. In namenloser
Verwirrung blieb Alfred zurück. Er sank in den Sessel, in dem soeben noch
die schöne Frau geruht hatte, und drückte sein Gesicht in die Lederpolsterung,
als könne er dort einen Hauch, einen Duft dieses Weibes noch finden und
trinken. Ia — er spürte ein Parfüm, das süß, schwer und betäubend von
ihr zurückgeblieben war. Er zog es ein wie ein berauschendes Gift. Dann
sprang er auf und stampfte zornig mit dem Fuß. Was für Blödsinnigkeiten
für einen Erwachsenen! Er war doch kein schwärmender Gymnasiast! Ia,
was war zu tun? Er hatte die Angel geschluckt und spürte ihren Haken. Ia,
das war Tollheit. Ein Frauenzimmer, von dem er vor zwei Stunden noch
was? vor dreißig Minuten nicht geahnt, daß es lebe. Und wenn vielleicht
selbst das, so war ihm die Eristenz bis dahin unsäglich gleichgültig gewesen.
Und nun? Wenige Minuten nur hatte er mit ihr gesprochen und war schon
wie angefüllt von ihrem Wesen. Sie spukte in seinem Blut, das sie stürmisch
peitschte bei jedem Gedanken an ihre gleißende Schönheit. Fürwahr, dies
Gift wirkte rasch. Er hätte nun und nimmer geglaubt, daß er so rapider
Empfindungen fähig sein könnte. Er sah auf die Uhr. Zeit zum Kolleg.
Worüber mußte er reden? Was sonst im Nu in scharfen klaren Umrissen
sogleich vor ihm stand, heute mußte er es weither heranholen. Verbrecher-
kolonien, das war das Thema. — Hatte er ein solches Blond je vorher gesehen?
Ein Blond, das wie Gold flammte, wie rotes Gold. Ihre Augen waren so
wasserNar. Es schimmerte feucht in ihnen. Was waren das für abgrundtiefe
Augen! Aber das Gefährlichste — das war der Mund. Er war von geradezu
aufreizender Form, ein purpurnes weiches schwellendes Bett für Küsse. Und

diese Wölbung der Brust — wie hoch und stolz! Er seufzte tief, seine Wangen brannten, dann stampfte er wieder auf, ergriff rasend vor Wut eine Bronzeschale, die auf dem Tisch stand, und spürte einen Moment den Drang, sie an die Wand zu schmettern. Er läutete. Der Diener eilte herbei. In herrischem Tone, den er nie sonst anschlug, forderte Alfred Mantel, Hut und Stock. Und während der Diener ging, das Gewünschte zu holen, stieß Alfred hinter zusammengebissenen Zähnen hervor: „Unsinn! Unsinn!!" Dann fuhr er ins Kolleg. Er bedurfte seiner gesamten Willenskraft, um seine Gedanken zu ordnen. Es wurde ihm namenlos schwer, und mit Grauen sah der sonst so kühle Denker, welch eine Verstörung ihm in Arbeit und Leben gedrungen war. Wie eine Krankheit war das. Das konnte er nicht brauchen. Er mußte Schutz dagegen suchen. Das mußte wieder heraus, heraus aus seinem Blute — dieses Unrastgift, diese Fieberhitze — er bedurfte eines ruhigen Pulses für sein Schaffen und sein^ Arbeit. Er war nun gewarnt, gewarnt durch die Natur selbst. Es galt, sich zu hüten. Er wollte die Gräfin nicht wiedersehen. Nie — nie wiedersehen. Es war etwas wie Grauen um sie her. Er fürchtete sie. Es war, wie er herausfand, die Angst davor, in fremde Gewalt zu kommen, in Knechtschaft und Hörigkeit. Einem Menschen über sich Macht zu geben. Er wollte ihr nicht anheimfallen. Es sollte nicht sein. Er wollte sein eigen bleiben. Hier drohte ein Abirren von seinem Wege, eine Verletzung seines Planes, eine Störung seines Programms. Viel leisten, wenig begehren, — das hatte er selbst Luisen als Lebensparole mit auf den Weg in die Fremde gegeben. Das sollte auch sein eigenes Losungswort sein. Dem wollte er treu bleiben zeit seines Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsident vi Flügge.

Seitdem ich zum letzten Male an dieser Stelle berichtet habe, sind drei Monate vergangen, und diese drei Monate sind angefüllt gewesen mit dem Getöse des Balkankrieges, für die Sozialpolitik haben nur die unmittelbar an ihr beteiligten Kreise in diesen Monaten Interesse gezeigt, nicht aber die große Masse unseres Volkes. Ich muß das als natürlich ansehen. Am letzten Ende entscheidet — das haben diese Tage von neuem bewiesen — über die Geschicke der Völker ihre kriegerische Eignung, nicht, trotz aller wohlmeinenden Wünsche und Hoffnungen, die Werke friedeliebender Gesittung. Und darum will ich auch heute wiederholen, was ich schon einmal an dieser Stelle ausgesprochen habe: im Rahmen der Gesamtpolitik eines Volkes hat nur diejenige Sozialpolitik ein Recht auf Eristenz, die das Volk tüchtig macht für jene letzte Entscheidung oder doch zum mindesten es nicht hindert, daß das Volk für jene letzte Entscheidung tüchtig bleibe. Politik ist Staatskunst, ist die Kunst, den Staat nach außen und nach innen zu behaupten, und will die Sozial« Politik Politik sein und sich nicht auflösen im günstigen Fall in eine Menge an sich höchst lobenswerter, aber unpolitischer Wohlfahrtsbestrebungen, im ungünstigen in eine Menge egoistischer Sonderbestrebungen, so muß sie sich diesem letzten Ziele aller Politik unterordnen, es fördern, wo es geht, und darf niemals ihm schaden.

Zu den Mitteln, die bei uns in Deutschland die Ziele der Staatspolitik fördern, gehört an erster Stelle die Erhaltung einer starken, gesunden Landwirtschaft. Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, in der man dicke Bücher über Sozialpolitik schreiben konnte, ohne der sozialen Verhältnisse und Bedürfnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu gedenken. Man darf wohl sagen, daß das heute anders ist, daß die Erkenntnis weit und tief verbreitet ist, daß für ein Land in unserer geographischen Lage und unter unseren sozialen

Verhältnissen die landwirtschaftliche Bevölkerung der Iungbrunnen ist, aus dem der Staat für seine Aufgaben immer von neuem zu schöpfen hat. Die Erhaltung und die Vermehrung der seßhaften landwirtschaftlichen Bevölkerung erscheint als die wichtigste Aufgabe der innern Politik. Mit großer Freude wird man es deshalb begrüßen, daß die Preußische Regierung zu Zwecken der inneren Kolonisation in den Etat für 1913 die Summe von 25 Millionen Mark eingesetzt hat: die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften sollen daraus eine Verstärkung ihrer Mittel erhalten, fiskalisches Hochmoor soll kultiviert werden, Domänen zu Ansiedlungszwecken aufgeteilt werden. Und im Zusammenhange mit allen diesen Maßnahmen ist die Frage aufgeworfen worden, wie man denn überhaupt so viel Land beschaffen könne, als nötig sei, um die innere Kolonisation im großen zu betreiben. Der freikonservative Abgeordnete von Dewitz hat vorgeschlagen, der Regierung zum Zwecke der Beschaffung des Landes das Enteig» nungsrecht zu verleihen, von anderer Seite, so viel ich sehe, öffentlich zuerst von einem schlesischen Grundbesitzer, dem Freiherrn von Thielmann, ist angeregt worden, dem Staate ein Vorkaufsrecht auf den landwirtschaftlichen Großgrundbesitz zu geben, der nicht im Wege der Erbteilung zum Verkauf komme, und diese Anregung hat Anklang auch in landwirtschaftlichen Kreisen gefunden. Landwirtschaftliche Kreise sind es auch gewesen, die sich besonders zahlreich an einer Konferenz im November v. I. beteiligt und unter dem Vorsitz des Grafen v. Schwerin-Lüwitz, des Präsidenten des Abgeordnetenhauses und Vorsitzenden des Preußischen Landwirtschaftskollegiums, die Maßnahmen zur geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Förderung der Landarbeiter und die Frage der Teilnahme der Landarbeiter an den auf dem Lande wirkenden Organisationen erörtert hat. Vielleicht steht irgendwie im Zusammenhang damit, daß sich unter Führung des christlich-sozialen Abgeordneten Behrens eine christliche Gewerkschaft für ländliche Arbeiter gebildet hat. Die konservativen Zeitungen, denen ich diese Nachricht entnehme, begleiten die Bildung dieser Organisation freilich mit Äußerungen des

Bedenkens. Sei dem, wie ihm wolle — alle diese Tatsachen beweisen, wie lebhaft das soziale Interesse für das Land und auf dem Lande ist.

Aber auch das sozialpolitische Interesse, das sich vornehmlich oder allein dem industriellen Arbeiter und Angestellten widmet, ist in den letzten Monaten nicht zu kurz gekommen. Um Weihnachten hielt die Frage, ob es im Saar-Kohlenrevier zu einem verderblichen Streike kommen werde, weite Kreise in Spannung. Bei den Verhandlungen, die beim Drohen des Streikes geführt wurden, haben die christlichen Gewerkschaften den guten Ruf mäßigender Besonnenheit gewiß nicht verloren, den sie sich im Frühling vorigen Iahres im Ruhrrevier erworben hatten, aber auch die Regierung kann einen nicht geringen Teil des Verdienstes dafür, daß der Streik vermieden worden ist, für sich und ihre ruhigen wohlüberlegten Maßnahmen in Anspruch nehmen. Diese Geschehnisse im Saarrevier waren im gewissen Sinne ein praktisches Beispiel für die Verhandlungen, die wenige Tage vorher im Reichstage über die Beschränkung der Koalitionsfreiheit der in öffentlichen Betrieben beschäftigten Arbeiter stattfanden. Zwar den Bergleuten der fiskalischen Gruben ist die Betätigung der Koalitionsfreiheit und das Recht, nach ordnungsmäßiger Kündigung die Arbeit einzustellen, nicht bestritten worden — wobei freilich über den Begriff der ordnungsmäßigen Kündigung in concreto Meinungsverschiedenheiten bestanden. Aber den

Arbeitern zahlreicher anderer öffent-
lichen Betriebe, wie der Eisenbahnen,
der Post, der Betriebe des Heeres
und der Flotte, ist diese Freiheit ohne
weiteres bisher nicht zugestanden worden
und wird ihnen schwerlich zugestanden
werden. Daß das für diese Arbeiter
ein Minus von Rechten bedeutet gegen-
über den Rechten der Arbeiter anderer
Betriebe, muß man zugeben, und man
kann es, bei der großen Bedeutung,
die die Koalitionsfreiheit in unserem
wirtschaftlichen Leben nun einmal hat,
durchaus verstehen, daß die Arbeiter
jener Betriebe das Fehlen der Koa-
litionsfreiheit lebhaft empfinden. Aber
nicht minder ist es zu verstehn, daß
diejenigen Staatsbehörden, die diese
staatsnotwendigen Betriebe zu leiten
haben und die die Verantwortung
für das ordnungsmäßige Funktionieren
dieser Betriebe vor dem ganzen Volke
zu tragen haben, diese Verantwortung
nur dann übernehmen wollen, wenn
sie nicht durch die Koalitionsfreiheit
der Arbeiter in ihrer Verfügung über
die Betriebe beschränkt werden. Hier
ist eben einer der Fälle, in denen eine
für andere Betriebe durchaus zulässige
und vielleicht sogar gebotene Berechtigung
der in ihnen tätigen Arbeiterschaft für
die staatsnotwendigen Betriebe unzu-
lässig und sogar vielleicht gefährlich
werden würde — einer der Fälle, in
denen eine unter anderen Umständen
berechtigte, soziale Norm in Konflikt
mit der Gesamt-Staatspolitik gerät
oder doch möglicherweise geraten kann.
Wer einen solchen Konflikt entscheidet,
wie ich es tun würde, wird sich um so
eher dem Wunsche anschließen, daß die
Verwaltungen der staatsnotwendigen
Betriebe ihren Arbeitern für den Verzicht
auf die Koalitionsfreiheit besondere Vor-
teile zuwenden mögen, wie das z. B.
der Preußische Eisenbahnminister im
Iahre 1907 getan hat, als er beim
Nachlassen der Konjunktur nicht etwa
die .zirka 40000 Arbeiter, die seine
Verwaltung nun zu viel hatte, gekündigt,
sondern sie durchgehalten hat, bis der
natürliche Abgang in seinem fast
350000 Mann zählenden Arbeiterheer
und das allmähliche erneute Ansteigen
der Konjunktur die volle Beschäftigung
der überzähligen wieder ermöglicht hat —
ein vorbildliches Beispiel von Sozial-
politik in Staatsbetrieben.
Volkswirtschaftliche Rund-

schau.
Von vi E. Hurwicz, Schmargen»
dorf-Berlin.
Geburtenrückgang und stallt»
liche Maßnahmen.
Im vorletzten Heft des „Nord
und Süd" hat ein geschätzter Mit-
arbeiter dieser Zeitschrift eine allseitige
wissenschaftliche Erforschung der jetzt
aktuellen Frage des Geburtenrückganges
angeregt (vergl. in jenem Heft die
„Sozialwissenschaftliche Rundschau" von
Vi M. Kupperberg). Gegen diese
zunächst rein theoretische Lösung des
Problems kann nichts eingewandt, ja
sie kann nur begrüßt werden. Zu-
gestimmt muß meines Erachtens dem
Verfasser auch darin werden, daß er,
im Gegensatz zu einer nur optimistischen
Auffassung, auch auf das Bedenkliche
des fraglichen Prozesses aufmerksam
macht. Wenn er aber des weiteren
meint, daß jene wissenschaftliche Er-
gründung des Problems uns zu be-
stimmten praktischen Maßregeln hin-
führen wird, die dann eben auch er-
griffen werden können und müssen, so muß
jedem Denkenden die Frage auftauchen,
ob hier (und die wiedergegebene Auf-
fassung wird meines Wissens von vielen,
auch Maßgebenden — geteilt) denn
doch nicht eine Überschätzung der Kraft
der Theorie gegenüber dem wirklichen
25?

Leben vorliegt. Der Geburtenrückgang, so wie er uns gegenwärtig in Deutschland gegenübertritt, erscheint mir nämlich als ein Prozeß von tiefgreifender kulturphilosophischer Bedeutung: Dies ergibt sich schon daraus, daß hier die in psychophysiologischer Hinsicht einschneidendsten Triebe auf dem Spiele stehen. Den seruellen Trieb pflegt man auch als Gattungstrieb zu bezeichnen. Wollen wir indessen nicht einer biologischen Teleologie verfallen, die als eine völlig aprioristische Annahme von der positiven Richtung dieser Wissenschaft abgelehnt werden muß und auch (z. B. insbesondere von Wundt) abgelehnt wird, dann kann jene Bezeichnung, wie in allen analogen biologischen Tatbeständen, lediglich im Sinne einer tatsächlichen Koinzidenz der individuellen und gesellschaftlichen Zwecke oder, wenn man besser will, im Sinne einer indirekten Teleologie aufgefaßt werden. Analysieren wir nämlich den konkreten psychologischen Bewußtseinsinhalt des Serualtriebes — und dies erscheint mir unumgänglich, soll dem interessierenden Problem auf den Leib gerückt werden — so finden wir im Falle seiner lediglich physiologischen Äußerung nur individuelle Motive; geht aber jener Inhalt zugleich auf die Gründung eines eigenen sozialen Kreises, einer Familie und namentlich auf die Kinderzeugung, so erscheint er als ein Kompler individueller und sozialer Momente ganz eigener Art: denn das individuelle zielt hier auf die Erweiterung des eigenen Ich ab, und das soziale kann hier — eben infolge dieser Verknüpfung mit dem individuellen — nur in einem beschränkten Sinne aufgefaßt werden. (Unsere Sprache ist nicht reich genug, um diese psychologischen Unterschiede auszudrücken). Diese sozialen Komponenten aber führen jene Koinzidenz der individuellen und der gesellschaftlichen Zwecke (ein von IHering, Zweck im Recht, geprägter Ausdruck) herbei. Der Prozeß des Geburtenrückganges bei fortdauerndem geschlechtlichen Verkehr welcher Form auch immer bedeutet mithin das Fortfallen? der sozialen Komponenten oder die Individualisierung des Serualverhältnisses. Und hier offenbart sich uns jener Punkt, wo das Serualleben sich in die allgemeine

Kulturentwicklung einordnet: der fragliche Prozeß hängt mit dem allgemeinen kulturpsychologischen Prozeß der Individualisierung aufs innigste zusammen. Der hier eingenommene Standpunkt ist übrigens von der Verkennung der wirtschaftlichen Faktoren weit entfernt. Im Gegenteil die Wirkung der letzteren ist darin zu erblicken, daß mit dem zunehmenden Wohlstand auch diejenigen Motive, die wir als persönliche zu bezeichnen pflegen, überhand nehmen, und daß hierin auch die vielgenannte Einschränkung der Kinderzahl ihren letzten Grund hat (so auch Phi» lippovich, Grundriß der Nationalök. B. I. 9. Aufl. S. 89 ff.). Die Geschichte gibt dieser Auffassung jedenfalls recht. In Rom z. B. begann der Prozeß des Geburtenrückganges mit der Zersetzung des alten Lebensstils unter der Einwirkung mächtiger politischer und ökonomischer Faktoren. Und daß in gegenwärtigem Deutschland — wie vielfach und mit Recht betont wird — der fragliche Prozeß mit der Urbanisierung aufs engste verbunden ist, ist nur eine Bestätigung der oben geäußerten Anschauung. Verstehen wir doch unter Urbanisierung einen ökonomisch — geistigen Prozeß der Ansammlung von Menschen und Gütern in Großstädten, der Hand in Hand mit der Entwicklung der persönlichen (das Wort im niederen wie im höheren Sinne ^verstanden) Kultur geht. Nach Philippovich (ll. ll. O.) wohnten im Deutschen Reich von 100 Einwohnern in Groß»

städten (über 100 000 Einw.) im
Iahre 1871 4,8; 1880 7,2; 1890 12,1;
1900 16^; 1905 19,0. Nach dem
statistischen Iahrbuch von 1908 (XXI.
Iahrg.) betrug die sog. eheliche Frucht-
barkeitsziffer in Berlin auf 1000 Ehe-
frauen: 185? 224,7 Geburten; 1860
206,8; 1870 222,2; 1880 205,6; 1890
163,7; 1900 127,0; 1904 113,0; 1906
111,9. Nach den Berechnungen von
Ball od fielen im Iahre 1896 auf
1000 gebärfähige Frauen auf dem
Lande 166 Lebendgeborene, in Klein-
und Mittelstädten 134—140, in Groß-
städten 123, in Berlin 91. Damit
stimmen z. B. die Berechnungen von
Kiaer für Norwegen überein, der
in den Städten eine um 15^/,^ kleinere
Geburtsfrequenz konstatiert, als auf
dem Lande. —

Trifft aber unsere Auffassung zu,
sind bei dem fraglichen Phänomen in
letzter Linie die psychischen Kräfte maß-
gebend, die mit dem innersten Kern
des menschlichen Wesens, mit der Per-
sönlichkeit untrennbar verwoben sind,
dann mag billig bezweifelt werden,
ob staatliche Maßnahmen welcher Art
auch immer imstande sind, dem um
sich greifenden kulturpsychologischen
Prozeß Einhalt zu tun. Der Mensch
mag dem Staate seine Steuern zahlen,
als Soldat dienen usw. Daß er aber
seinen geschlechtlichen Verkehr nach
staatlichen Grundsätzen einrichtet, er-
scheint doch als eine den psychologischen
Tatbestand verkennende Annahme. In
Rom mußte die I^ex ^ulia et ?2ppia
?opp2ea, die den letzteren Zweck mit
dem Geist damaliger Zeit entsprechenden
Mitteln verfolgte, als wirkungslos nach
und nach außer Kraft gesetzt werden.
In unserer Zeit ist die Einschränkung
des freien Handels mit Präservativen
erwogen worden (Naumann). Ist aber
die letzte Ursache des Geburtenrück-
ganges eine Tatsache der angegebenen
psychologischen Ordnung, dann muß
auch die Wirkung dieser und anderer
Maßregeln bezweifelt werden. Die
Iuristen wissen davon ein Lied zu
singen, wie die Gesetze umgangen werden.
Sie wissen überhaupt — was eben
das Wichtigste ist — daß das ganze
Recht nur etwas Sekundäres darstellt,
etwas, was ohne es unterstützende
lebendige Kräfte nur ein Gebäude auf
tönernen Füßen ist.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Am sichersten und deutlichsten offenbart sich der Charakterkern einer literarischen Zeitströmung in den Erscheinungen ihrer Liebesdichtung. Man sehe darauf hin die klassische Epoche, die romantische, vor allem die neuromantische an; mansche sich in unserer Moderne um. Wobei ich von der Lyrik, als intimstem Ausdruck der Liebesempfindung, hier ganz absehen und nur den Roman ins Auge fassen will.

Es will mir interessant genug scheinen, die vielartigenStrahlenbrechungen dieses unerschöpflichen Themas, soweit sie sich im Roman sammeln, in der Lupe der Kritik aufzufangen und unsere Leser solchermaßen mit einigen in irgend einem Sinne markanten Richtungen einiger unserer Liebesdichter bekannt zu machen. Natürlich soll auch hier wieder von dem vorhandenen Guten das Beste gewählt werden.

Da möchte ich vor allem auf einen ungemein begabten, still und intim schaffenden Dichter, auf Richard Huldschiner hinweisen, der vorKurzem einen Band Novellen i) geschrieben, „Narren der Liebe", darin urwüchsige Kraft von romantischer Grazie und rokokohafter Zierlichkeit abgelöst wird. Vier komponierte Schicksale, alle in Tirol, in den Gauen der Etsch gelebt: „In der

l) Verlag von Albert Langen, München.

Kartause zu Allerengelsburg" ist es das Verhängnis eines Malers, von mittelalterlicher Kriegsraserei dahin verschlagen; in dem alten Bozen („Iakob und Rahel") der Liebesschiffbruch eines glutherzigen Italieners; auf den Berghalden („Hirtenlied") ein Touristen-Abenteuer der geprellten Sehnsucht; in Trient die Tragödie eines von Liebesglut gesehrten jungen Mönches, des „armen Don Martino", den seine vorgesetzte geistliche Behörde an Strafversetzungen verbluten läßt.

Diesen Erzählungen geht unmittelbarein Roman voran „Die Nachtmahr"^), in dem alle guten Gaben des Dichters in hellster Beleuchtung sich zeigen: Das tragische Geschick einer stolzen, anscheinend lebensgleichgültigen Bäuerin, die von ihrer heimlichen, unersättlich sündigen Liebe zu dem liederlichen Bruder ihres gehaßten Gatten zu pathologischen Verbrechen, zu Brandstiftung, Mordversuch und Kindesmord getrieben und ins Zuchthaus gebracht wird» Dieser Vorwurf müßte durch seine rohe Gewalt, seine lodernde Liebesgier eher abschrecken als ergreifen, wäre nicht die meisterlich abgeklärte, ruhig gestaltende Kunst des Erzählers, die selbst diesen Stoff, ganz wie seine feinen Novellen, mit allen Schönheitelementen zu durchlichten verstände.

Auf gleicher Kunsthöhe, aber durchaus gegensätzlich geartet, ist eine neue Dichtung von Iakob Wassermann „Faustina", ein Gespräch über die Liebe. 2)Was er hier zwei Plaudernden in den Mund legt, gehört zu den zartesten Ausdeutungen der Liebe, der himmlischen wie der irdischen. Ein Dialog — nichts mehr. Aber er liest sich wie die reizvollste Novelle: Faustina, die Freundin des Erzählers, von guten gesellschaftlichen Aspekten, gibt ihrer abenteuerlichen Natur zügellos nach, läßt sich von Zufall, Verhängnis, Trotz oder Laune in der Welt hin- und herwerfen, kommt ein letztesmal mit ihrem Freunde zusammen, erzählt ihm — eine Ausgebrannte — ihre letzten Herzensaffären und entschwindet für immer seinem Gesichtskreis. Gerät man von dieser gedämpften Ruhe des dichterischen Schaffens und Gestaltens auf einen jener ganz rücksichtslos Unverhüllten, wie z. B. Heinrich Mann')
mit seinen „Göttinnen", drei Romane der Herzogin von Assy, so

möchte man der deutschen Sprache zürnen, die sich dem Einen wie dem Andern zum Werkzeuge macht.
HeinrichMann, dieser Dichter mit den aufgepeitschten Nerven der Sinnenschilderung, schreckt vor keiner Gewagtheit zurück. Ihm ist alles — letzte Enthüllung. Die ganze Reihe der Ereignisse dieser 3 Bände — historisch und chronistisch verquickte Erlebnisse einer Frau — istein ununterbrochenes Erstehen undVergehen von Sinnesabenteuern und Abenteurern, in deren Mitte die Heldin, Herzogin von Assy, ihre ursprüngliche Herzensreinheit und kindliche Unbelührtheit allmählich veräußert. Als 16-jährige Waise, ein armes, wunderbar schönes, kluges Mädchen, wird sie die Gattin ihres alten Oheims, eines unermeßlich reichen,dalmatinischenMagnaten, und läßt sich hier nach dessen Tode zunächst in revolutionäre Händel verstricken. Abgedrängt von deren Aussichtslosigkeit, ergibt sie sich mit Leidenschaft großangelegten Kunstinteressen und — in der Luft Venedigs! — dem Künstlerheischen verwilderter Liebe. Enttäuscht zugleich und von entflammtem Glücksuchen, sinkt sie, nach abgründigen Irrungen des Herzens, in die häßlichsten Verirrungen der Perversion — unaufhaltsam, unerlösbar. Denn das ist das Geschick der Erdgeborenen: daß

') Verlag von S. Fischer, Bei,
') Verlag von Paul Cassirer, Berlin.

Niemand den Heimweg zu seiner verratenen Reinheit wiederfindet, insbesondere von der Erniedrigung und der Schule solcher vernichtenden Enttäuschungen. In dieser Konsequenz der Schicksalsentwickelung liegt der umfangreichen Dichtung Verdienst, ihre einzige Größe. Hinsichtlich des Darstellerischen aber ist nicht abzusehen, wie man die Folgenotwendigkeit der Nacktheit schonungsloser' behandeln könnte. Dagegen darf man sich auflehnen, bei einem Autor, dessen Talent so groß und stark, der ein Sprachbeherrscher ist, wie der Dichter Heinrich Mann. Er kämpft und streitet, er baut und malt mit dem Wort, er hat es ganz in der Gewalt. Und er mißbraucht es! Und er hat kein Recht zu diesem Mißbrauch. Denn er ist ja doch ein großer Künstler vor allem! Unzweifelhaft liegt in dem Vorwurf der Dichtung, dieser dreibändigen Geschichte eines in die Irre gezerrten, kaltfühligen sinnenhungrigen Frauenherzens, ein außerordentliches Wollen. Aber das unerläßliche Fundament jeglichen Künstlerwerkes, der sittliche Ernst der Durchführung, verläßt ihn zu oft. Und an dessen Stelle huscht es zwischen den Zeilen wie der Hohn der verletzend nackten Absicht.

Wie anders weiß die Anmut der französischen Wortprägung vornehm» lich in der Liebesdichtung selbst ein an sich „Anstößiges" auszudrücken. Man lese die literarisch köstlichen Gebilde der „Briefe der Ninon de l'Enclos'") — mit welcher untadeligen Finesse wird hier ausgesprochen, so ziemlich alles, was die Natur dem Menschen gegeben und nicht gegeben hat. Aber man müßte schon ein grauer Pedant sein, um in dieser Fassung die Bereitwilligkeiten und die Gebundenheiten eines natürlichen Wollens zu beanstanden.

*) Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

So wenig wie etwa die Delikatesse der Mitteilungen eines Feydeau, in seiner Dichtung „Fanny", zu beanstanden ist.

Wie hier das mehrfach gebundene Liebesleben der Heldin erzählt wird, verstrickt in den Wünschen zweier Männer und von Sehnsüchten des eigenen Herzens bedrängt, das ist von vorbildlich verhaltener Kunst. All die hundert gefühlten Unwägbarkeiten, die von dem Einen zum Andern Brücken bauen oder

einreißen, je nachdem; all die hundert
feinen, immer zu Verknüpfungen geneigten Fäden, die zu Schicksalsbanden
werden können, wenn sie Seelen aneinander ketten — mit sublimer Werkverwaltung werden sie angedeutet und
das psychologische Geheime in der Liebesverbindung von Seele zu Seele damit
erklärt. So schrieben die großen Künstler
unter den Franzosen von gestern. Die
Heutigen sind nicht immer von gleicher
Dezenz. Einzelne freilich, und zum
Glück die Begabten, wandeln die gepflegte Straße der vornehmen Tradition
auch heut noch. Da ist z. B. der ungewöhnlich reich talentierte Aleronder Castell, der vor kurzem einen
höchst bemerkenswerten Roman „Bernards Versuchung" geschrieben hat^).
Eine Dichtung, an der das psychologische
Moment als anregendes Motiv der
Handlungen zurücktritt hinter der zwingenden Logik der Natürlichkeit in dem
Geschehen des Augenblickes. Und das
scheint mir das Kunstpersönliche Castells:
wie das Handeln der Menschen, so läßt
er die Verschlingungen ihrer Geschicke
ganz aus dem Zufall des Augenblickes
erwachsen. Nichts Vorbereitetes, nichts
Beabsichtigtes, nichts von Konsequenzen
eines Unausbleiblichen! Ein merkwürdiges Buch: Vernard Curjel kommt
nach Paris, um dort seine Mutter zu
erwarten, die getrennt von seinem Vater
und stetig auf Reisen lebt. Ieder Tag
in Paris wird ihm zum Abenteuer der
Seele oder der Sinne, ohne daß eigent-

lich sein „Mensch", sein Intimstes, daran so recht beteiligt ist. Wie das Natürlichste der Welt findet er sich heut zu der Einen, morgen zu der Andern: Mädchen ohne Verbindlichkeit, Freundinnen seiner Freunde, die Gattinnen seiner Gastgeber. So gehen ein paar Monate hin, bis er eines Abends seine langersehnte Mutter in einem Restaurant an der Seite eines verlebten Geigers findet: selbst verlebt, verschminkt, verfärbt und dennoch — seine Mutter, die sein ganzes Herz mit Rührung, mit heißem Mitleid füllt, der er fortan sein leergewordenes Leben weihen wird ...
Castells Art zu erzählen ist geborene Meisterschaft, an der Strenge einer unnachsichtigen Selbstkritik zu bemerkenswerter Kultur gewachsen. Und seine Sprache ist von jener Schlichtheit, wie nur der bewußte Großbesitz sie verleiht. Sein Buch aber ist eine jener Liebesdichtungen, die überall, auch als Fremderscheinungen, heimisch werden, wo man feinfühlig versteht, und dankbar empfängt. Castell hat 2 Bände Novellen^) „Der seltsame Kampf" und „Die mysteriöse Tänzerin" seinem Roman vorausgehen lassen, in denen er Stoffe der Wirklichkeit vorzüglich beobachtet, ohne grelle Beleuchtung natürlich darstellt und, nicht ohne Humor oder Ironie, „den Kern der Sache" hervorhebt.
Auch hier ist die Liebe, ihre Lust und ihr Leid, das vielvariierte Thema, dessen Behandlung zuweilen an Peter Nansens geniale Kleinmalerei der Seelenvorgänge mahnt. Ich denke hier an Nansens „Drei Romane des Herzens", an „Maria", „Gottesfrieden" und „Iuliens Tagebuch", vor kurzem in einem prächtig ausgestatteten Bande vereinigt herausgekommen.^) Diese drei Kleinode der Liebes-Literatur, deren Ruf und Ruhm einer vollendeten Kunstschönheit heute keines Heroldes mehr bedarf.
Dagegen ist ein junger Wesensverwandter Nansens, ein junger Elsässer: Rens Schicke! e^) neuerdings aufgekommen, der seiner Iugend wegen des Heroldes sehr bedarf und seiner Potenzen wegen ihn sehr verdient.
Ein Liebesdichter nach dem Herzen Nansens und Castells!
Also: „Auch Einer", auf den man achten muß, der sehr bald genannt sein dürfte!
Nach dieser seiner ersten Erzählung

„Meine Freundin L o" zu flie-
ßen, ist seine Begabung keine Alltags»
wäre. Vorausgesetzt, daß er sie auf
die notwendige künstlerische Selbstzucht
stellt, die nicht rastet im Höhwärts»
streben, bis ein leuchtendes Ziel erreicht
ist. Sein Buch sei jedem Freunde
einer werdenden Persönlichkeit warm
empfohlen.
Auch Henry Bordeaur°)
sei hier erwähnt mit seiner
neuen Dichtung „Die Geschichte
einer Ehe" (I^e5 ^eux yui 8'ouvrent).
Ein garnicht alltägliches Problem und mit
garnicht alltäglichem Talent behandelt.
Die junge, flatterhaft oberflächliche Frau
eines modernen Gelehrten von aus-
schließendem Arbeitfanatismus bringt
mit ihrem Welttreiben den Gatten
endlich zu dem Entschlusse, von ihr
sich zu trennen. Erst nur wenig davon
berührt, öffnen sich ihr allmählich — und
sobald eine Rivalin in Sicht kommt —
die Augen für das, was an dem Ge-
lehrten, dem Gatten und Lebens-
kameraden ihr verloren gegangen. Und
nun wird mit überlegen psychologischem
Raffinement der Übergang in der Seele
der jungen Frau geschildert. Der
Übergang von Salonleichtsinn zu Hel-
zenswärme, von Interessenleere zu ver-
tieftem Wissensverlangen, von galantem
Gesellschaftsrausch zu dem neuaufge-
bauten häuslichen Herde, an welchem
sie dem langsam wiedergewonnenen
Gatten ein höheres, innigeres Glück

°) Netlag von Otto Hendel, Halle a. S.

zu schaffen weiß. Mit jener artistischen Grazie, die den französischen Vortrag so reizvoll macht, läßt Bordeour diese ereignisarme, geistreiche Liebesgeschichte sich entwickeln. „Geistreiche Liebesgeschichte" — das ist wohl die bezeichnendste Kritik dafür — mehr gedacht als empfunden, aber außerordentlich fein gedacht.

Ganz nur empfunden, stark, innig, schmerzbeteiligt empfunden, ist eine Liebesdichtung „Sara" von Iohan Skj oldb orgs), einem der jüngsten und begabtesten Dichter Dänemarks. Die Gretchen-Geschichte eines kleinen frühlinghaften Bergmädchens, das in seiner gläubig-selbstentäußerten, natursinnlich-starken Liebe zu dem verführerischen Sohn der Diensttherrschaft ihr selig junges Magdtum hingibt; ihren Seelenfrieden, zuletzt ihren inneren reinen Lebenshalt verliert und nach all den Leiden der Verirrung dem Gericht ausgeliefert wird von dem eigenen, in weher Liebe blutenden, unbestochen redlichen Vater. In diesem Buche steckt ein Dichtelgeist von starker, freier Schwingenkraft, von bewußt unabhängiger Lebensgestaltung. Erwägt man dabei, daß der Dichter, ein Volkskind, das Leben mit seinem bitteren Bodensatz ganz gewiß nicht als Lustbarkeit kennt und auffaßt, so wird die Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen, zugleich auch die zartsinnige Liebe zur Scholle und zur Heimat von erhöhter Bedeutung. Schade nur, daß gelegentlich eine süßlich lyrisierende Sentimentalität, vornehmlich in der Gestaltung des alten Häuslers und seines Familienlebens, den frischen Eindruck schwächt und beschwert.

Schließlich noch ein Liebesproblem von ganz eigen persönlicher Note. Eva Lotting?) erzählt in einem schmächtigen Büchlein „Vor den Toren" von der Liebe zweier Galizier in Amerika. Aus unerträglicher Not kommend, will der Mann als Kolonist „drüben" in einer neuen Heimat für Weib und Kinder ein besseres, ein sorgloses Leben gewinnen. Er f'ndet zunächst nur unermeßliches Elend. Und er gerät unfreiwillig in Sünde, von der sein zärtliches Gewissen eines fanatisch frommen Chassid unerlöslich belastet wird. Da ist nämlich ein einsames, reines, entzücken» des Mädchen, gleich ihm streng gläubig, das in verzehrender Liebe zu dem

Hilfreichen entbrennt. Obschon er diese
Liebe von ganzer Seele erwidert, ver-
sucht er, sie zu bekämpfen, und entzieht
sich der Unglücklichen. Das Mädchen
aber klammert sich stehend an ihn,
läßt ihn garnicht zu Erklärungen kommen
— sie fürchtet nur, ihn zu verlieren.
So folgt er ihr zum Traualtar. Und
seltsam: in der geheiligten Sünde dieser
Ehe überschüttet ihn das Glück mit
äußern Gütern. Das lange vergeblich
ersehnte Stück Land in der Kolonie
fällt ihm unerwartet zu. Ernteglück
und Zuwachs steigern sich unablässig;
sein blühendes Weib schenkt ihm zwei
herrliche Knaben; Ansehen und Ehren
mehren sich. Da kommt jählings die
Katastrophe: Sein legitimes Weib, das
er jahrelang überreichlich mit Mitteln
versehen und hingehalten, stirbt plötzlich.
Seine legitimen Kinder kommen zu
ihm. Und dem Bußauftrag seines
gleisen Seelsorgers muß er seinen er-
wachsenen Söhnen, so wie seiner jungen
Gattin die Wahrheit bekennen. Aber
während sein ältester Sohn, zwar mit
blutendem Herzen, dennoch Verzeihung
findet, bricht sein Weib unter der Er-
kenntnis ihrer Schmach zusammen . . .
Das Milieu der darbenden Galizier
in ihrem Arbeit-Ghetto in New Pork,

') Verlag der „Nordischen Bucher«" von
Georg Merseburg«, Leipzig.

') Verlag von Erich Reiß, Berlin.

die Seelenqualen der Heimatfluchtigen, ihre täglich neu getäuschten Hoffnungen; die lebendige Gestaltung der mannigfachen Charaktere, die Bilder des Landlebens — das alles ist mit Wärme und starkem Lebensanteil, mit viel tapferer Erkenntnistreue geschildert. Ein Buch, das man sobald nicht verg-ßt. Es gehört zu den literarischen Impressionen unserer Tage.

Kunstgeschichtliche Rundschau.

Von Georg Malkowsky.

Die Kunst im Dienste der Staatsidee. Hohenzollerische Kunstpolitik vom Großen Kurfürsten bis auf Wilhelm II. Von Georg Malkowsky. Mit 96 Illustrationen. Patrill-Verlag, Berlin C. 2. Selbstanzeige.

Wenn ich, von der freundlichen Erlaubnis des Herausgebers Gebrauch machend, meinem Buche einige Geleitworte auf den Weg gebe, so geschieht es nicht in der Absicht, einer berechtigten sachgemäßen Kritik vorzugreifen. Es handelt sich für mich darum, dem etwa durch den Titel hervorgerufenen Vorurteil zu begegnen, als solle in meiner Arbeit der dynastischen Bevormundung künstlerischen Schaffens das Wort geredet werden. Es kam mir vielmehr darauf an festzustellen, in welcher Ausdehnung und in welchen Grenzen die bildende Kunst innerhalb des modernen Staatsorganismus auf Unterstützung und Förderung zu rechnen hat, ohne in ihrer freien Entwickelung gehemmt zu werden. Statt mich in theoretisch-doktrinären Auseinandersetzungen zu ergehen, habe ich es vorgezogen, an der Hand der Geschichte Hohenzollerischer Kunstpolitik nachzuweisen, wie reigewordene nationale Energie naturgemäß zum künstlerischen Bilden drängt und wie dieses selbst zum körperhaftesten Machtausdruck sich gestaltet. Daß der preußische Staat eine Schöpfung der Hohenzollern ist, kann nicht geleugnet werden, daß aber auch die gesamte borussische Kulturentwickelung und mit ihr der prägnanteste Ausfluß ihres Wesens, das künstlerische Schaffen in allen seinen Zweigen unter der konsequenten Einwirkung dieses hochbegabten Fürstengeschlechtes gestanden hat, bedurfte des lückenlosen Beweises. Nur eine Herrscherreihe, deren jeder nach

dem Ausmaß seiner Kräfte dazu bei-
getragen hat, aus widerstrebenden Be-
standteilen ein Staatsgefüge zu ge-
stalten, dürfte sich als Repräsentant
des so entstandenen Gemeinwesens fühlen
und im Vollbewußtsein der Pflicht-
erfüllung seinem kulturellen Werde-
gange den Stempel aufprägen. Kunst
und Künstler zu züchten, die Architektur,
die Skulptur und Malerei, das Kunst-
gewerbe in eigenwilligem Mäzenaten-
tum ihrem Prunkbedürfnis unterzu-
ordnen, ist niemals Sache der Hohen-
zollern gewesen. Sie haben sich stets
als erste Diener des Staates betrachtet
und den Zusammenhang mit dem er-
starkenden Volksbewußtsein zu wahren
gewußt. Ihre folgerichtige Kunstpolitik
wurde zu einer nationalen Angelegen-
heit, in deren Verfolgung sie Männer
von dem Range eines Schlüter, Knobels-
dorff, Schinkel, eines Schadow und
Rauch, eines Chodowiecki, Cornelius und
Menzel in den Bann ihrer kunstpolitischen
Zwecke zogen, ohne ihrer künstlerischen
Unabhängigkeit Abbruch zu tun. Dabei
kam ihnen eine jener scheinbaren Zu-
fälligkeiten zu Hilfe, von denen die
Triebfedern der Weltgeschichte einen
neuen Anstoß zu erhalten pflegen. An
der Wiege des preußischen Königwms
hatten die Oranier, die berufenen Ver-
treter eines freien, mitten im Ringen
um seine Eristenz den höchsten kulturellen
und künstlerischen Zielen zugewandten

Volkes gestanden. Daher der Einschlag demokratischer Wesensart, der wie ein roter Faden das ganze Gewebe Hohenzollerischer Kunstpolitik durchzieht. Geschmacksfragen und ästhetische Wertbemessungen gehörten ebensowenig in den selbstgewählten Rahmen meiner Arbeit wie die Einschätzung der Einflüsse und Unterströmungen, deren Wellenschläge auch hier Neuland anspülten. Ihnen hoffe ich in einer späteren Darlegung gerecht werden zu können, deren Hauptaufgabe es sein wird, die unterscheidenden Merkmale borussischer Kunstentwickelung in ihrer Eigenart wie in ihren Zusammenhängen zu schildern. Die Illustration meines Buches ist im wesentlichen als Buchschmuck zu betrachten, da eine annähernde Vollständigkeit des Anschauungsmaterials weder erreichbar noch erstrebenswert erschien. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung fällt ungefähr mit der fünften Säkularfeier des Einzuges der Hohenzollern in der Mark und mit dem Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. zusammen. Wenn meine Arbeit dadurch den Charakter einer Festschrift erhalten sollte, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, da ihr Inhalt spontaner Ausdruck meiner Überzeugungen ist, die ich „niemand zuliebe und niemand zuleide" zu äußern pflege.

Musik-Rundschau.

Von Walter Dahms.

Das meistbesprochene und wichtigste musikalische Ereignis der letzten Zeit hatte nicht Berlin zum Schauplatz, sondern die württembergische Residenz. Hier fand die Uraufführung des neuen Bühnenwerkes von Richard Strauß „Ariadne auf Naros", zu spielen nach dem „Bürger als Edelmann" des Molare, statt. Aus den unzähligen Berichten wurde man den Eindruck nicht los, als wäre der neue Strauß eine Enttäuschung. Das Studium des Klavierauszuges (Verlag Fürstner) und die an sich glänzende Erstaufführung im Hoftheater zu Braunschweig, der ich beiwohnen konnte, bestätigen mir die Vermutung. Ariadne ist sozusagen ein totgeborenes Kind; das Erperiment zweier großer Artisten, des allzuliterarischen Hofmannsthal und des allzuskrupellosen Strauß. Hier sind musikalische Perlen in eine Talmifassung geraten, oder künstlerisch gesprochen: eine Musik von

glänzendster Virtuosität des Könnens und Nachfühlen« ist an ein schlechtes, ganz unwirksames Libretto hingeworfen worden. Das ist für den Tertdichter noch sehr milde ausgedrückt. Da die Ariadne ohne Zweifel sehr bald vom Spielplan der Bühnen wieder verschwinden wird, wäre es angebracht, das Vorspiel zum zweiten Komödienakt und die Ouvertüre zur Ariadne in den Konzertsaal zu retten, wo sie sicher gute Figur machen werden.

Hält man sonst Umschau nach bedeutenden musikalischen Werken, so schweift der Blick ins Öde. Er streift vielleicht das nachgelassene Werk Gustav Mahlers, „Das Lied von der Erde". Oskar Fried machte uns damit bekannt, konnte uns aber weder begeistert noch ergriffen stimmen. Was für eine merkwürdige Unproduktivität liegt in unserer Zeit! Die Sucht zur Kompliziertheit wirkt verheerend in den Partituren. So erleben wir tausend Tast- und Gehversuche und finden keinen, der gerade und auf eigenen Füßen steht. In der Lyrik fängt die Unkultur an. Man schreibt keine Lieder mehr, sondern schwülstige Klavierstücke mit mehr oder weniger passender Gesangsbegleitung. Die Kammermusik erstickt in orchestralen Wucherungen. Die Orchestermusik ver-

liert die Konturen und wird zur musikalischen Farbenmischerei. Da ist es verständlich, daß alle halbwegs musikalischen Menschen sich zu Brahms retten, dessen Verehrung jetzt geradezu ein Kultus wird. Und nicht ohne innere Berechtigung darf man wohl der jetzt auftauchenden schaffenden Generation zurufen: In diesem Zeichen wirst du siegen!

Damit soll nicht ein Todesurteil über die musikalische Produktion unserer Zeit ausgesprochen werden. Wir haben auch heute noch Komponisten, die kraftvoll eigenartige, auf gesundem Boden stehende Werke schaffen. Aber sie kommen nicht an die Oberfläche, weil die Mode das Sensationelle um jeden Preis will. Der Umschlag ist vielleicht garnicht mehr allzu fern. Denn der bessere Teil des Publikums sehnt sich nach der Melodie, nach einer Kunst, deren Name von innerem Können und nicht von spekulativen Künsteleien kommt. Daher erleben wir überschäumenden ehrlichen Enthusiasmus in den vielen Beethoven-Zyklen, vor allem in den herrlichen Sinfoniekonzerten in Fürstenwalde unter des genialen Felir Weingartners Leitung, oder in den sieben Abenden von Schnabel, Flesch und G6rardy oder beim Streichquartett-Gesamtwcrk, wie es das Brüsseler Streichquartett uns in idealer Weise vorführt. Wir überzeugen uns, wie das Publikum die Werke der Klassiker demonstrativ bejubelt und bei den Novitäten (die in Schwulst und Unnatur wie ein Ei dem andern gleichen) kalt bleibt. Zeichen der Zeit!

In unserer Epoche, deren Schaffen im irrenden Erperiment aufgeht (soweit wir es kontrollieren können), blüht mehr als je die Forscher- und Aufklärer-Arbeit des Historikers und Ästhetikers. Die Musikliteratur bewegt sich in einer erfreulich aufsteigenden Linie. Da haben wir unter den Neueren den geistvollen Dr. Adolf Weißmann, der uns ein Buch über Chopin gedichtet hat. Ich sage: gedichtet. Denn dieses Chopinbuch ist lyrisch von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist ein unnachahmlich zart schwingendes Poem, in dem die kapriziösen und pikanten Rhythmen Chopinscher Musik nervös vibrieren und die zerfließenden kühnen Harmonien des

Polen berauschend flimmern. Dies Buch zu lesen ist ein Genuß. Es vermeidet die Phrase und das Herkömmliche und ist so seltsam neu und überraschend, wie das Werk des Genius, den zu feiern es geschrieben wurde. Chopins Geist lebt in diesen 200 Seiten. Das ganz unschablonenmäßige und wie der Verfasser mit Recht sagen darf: erlebte Buch wird bei den Schriftgelehrten ebensoviel Achselzucken wie bei den Chopinverehrern und überhaupt allen künstlerisch empfindenden Menschen Entzücken erregen. Ein besseres Zeichen für den Wert eines Buches über Musik gibt es aber nicht.

In demselben Verlag (Schuster 8: Loeffler) hat Dr. Julius Kapp, der vielgenannte ausgezeichnete Wagner- und Liszt-Biograph, ein hochinteressantes Buch „Richard Wagner und die Frauen" veröffentlicht. Das Buch ist viel besser, viel ernster und viel sachlicher, als der etwas rosagefärbte Untertitel „Eine erotische Biographie" vermuten läßt. Es wird Aufsehen erregen wegen der zahlreichen neuen unbekannten Tatsachen, Briefe und Dokumente, die es der Öffentlichkeit über das Liebesleben Wagners mitteilt. Es ist ohne Pikanterie geschrieben von einem, der mit dem ganzen glänzenden Rüstzeug des großzügig gestaltenden Historikers an seine Sache herantritt. Es ist vorurteilsfrei und im besten Sinne des Wortes populär. Man gewinnt aus ihm neue Gesichtspunkte

und heißt es deshalb freudig und gern willkommen.
Von der Produktion zur Reproduktion ist nur ein Schritt. Wenn wir uns in Bezug auf das musikalische Schaffen unserer Zeit leider von allem Enthusiasmus frei halten müssen, so haben wir umso mehr Grund auf das hohe Niveau unserer ausübenden Künste stolz zu sein. Hier begegnet uns namentlich in der Reichshauptstadt eine solche Fülle von Bemerkenswertem, daß es fast unmöglich ist, alle hervorragenden Ereignisse zu registrieren. Mit größter Spannung hatte man die Eröffnung des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg erwartet; und man wurde nicht enttäuscht. Dieses auf solidem Boden stehende Unternehmen scheint endlich das langempfundene Bedürfnis nach einem zweiten großen Operntheater zu erfüllen. Die bisherigen Aufführungen klassischer Werke zeigten ernstes Streben und erfreuliches Können. Die Kurfürstenoper unter Palfis Direktion hat in dem prächtigen „Kuhreigen" von Wilhelm Kienzl ein Kassenstück gefunden. Kienzls Werk gehört zu dem besten, was die musikdramatische Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat. Es zeigt den Mut zur Melodie und Form und packt, dank des wirkungsvollen Tertes von Batka, den Hörer im Innersten.
Im Konzertleben stehen unter den vielen Sinfoniekonzerten die Philharmonischen jetzt an erster Stelle. Arthur Ni «kisch hat wieder einen prachtvollen frischen Aufschwung genommen. Seine Interpretationen sind jetzt ausnahmslos von herrlicher Vollendung. Dagegen gehen die Sinfonieabende der Königlichen Kapelle unter Richard Strauß immer mehr zurück. Man konnte dort z. B. eine Wiedergabe der I) äul Sinfonie von Brahms hören, für die die Bezeichnung schlampig noch milde ist. Nach solchen Leistungen sollte man eigentlich erwarten, daß der auf Strauß eingeschworene Teil der Kritik endlich die stereotypen Verherrlichungsphrasen unterdrückt und sich dem schon mehrfach und nachdrücklich geäußerten Urteil der unparteiischen Kritik anschließt, die stets betont hat, daß Richard Strauß kein großer Dirigent ist. An seine Stelle gehörte ein Stabmeister wie Mar

Fiedler, Mucks Vorgänger in
Boston, der an der Spitze des Philharmonischen Orchesters mit zwei Brahms-Abenden unvergeßliche Eindrücke hinterließ. Siegmund von Hau si-
eg g e r s Konzerte treten mehr in den Hintergrund. Dagegen hat Oskar
Fried die modern Gesinnten für sich durch seine sezessionistisch angehauchten Programme. Er ist der Ehrgeizigsten und Strebsamsten einer, besitzt aber anscheinend gar keine Urteilskraft über Wert oder Unwert neuer Kompositionen; denn seine Novitäten erleiden regelmäßig Fiasko. Damit wären die Hauptgeschehnisse im Berliner Musikleben gestreift.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)

Zur Ergänzung der „Wohlfahrtsaktionen", über die ich in, Ianuarheft dieser Zeitschrift berichtete, möchte ich heute zunächst beweisende Zahlen erbringen, die gegen die Form der „Wohltätigkeitsfeste" und „Arrangements zum Besten der Armen und Hilfsbedürftigen" beredtes Zeugnis ablegen, vr Albert Levy, auf dessen aufklärenden, führenden, bedeutsamen Hauptbcricht „über die Beschaffung der Geldmittel für die Bestrebungen der freien Liebestätigkeit" nicht oft und eindringlich

1d'

genug hingewiesen werden kann, gibt über die Resultate derartiger Vereinsveranstaltungen, und wie diese Art von Einnahmen vom wirtschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten sind, nachfolgende höchst interessante und lehrreiche Aufschlüsse:

„Ein Wohltätigkeitsverein einer sächsischen Stadt hat bei der Veranstaltung eines Sommerfestes 612,10 Mk. Einnahmen, 609^2 Mk. Ausgaben, also im ganzen 2,62 Mk. Reingewinn zu verzeichnen", es kommt dabei noch nicht in Betracht der Aufwand an Zeit und der persönlichen Ausgaben, die die Veranstalter opferten, die eigentlich auf das Verlustkonto zu buchen wären, und im letzten Grunde auch das Eintrittsgeld, das die Festteilnehmer zu erlegen hatten, wofür sie allerdings das sogenannte Vergnügen eintauschten. Aber dies doch nur zu ihrem eigenen „Besten", nicht zu dem der Armen, denen nichts als der Reingewinn von 2,62 Mark zugute kommt. Welches Verhältnis zur aufgewendeten Mühe! Und so geht es weiter: „Bei der Veranstaltung eines Konzertes ergab sich sogar ein Defizit von 66,15 Mark. Ein Wohltätigkeitsverein einer großen süddeutschen Stadt berichtet, daß ihm durch ein alljährlich am ersten Weihnachtsfeiertage stattfindendes Wohltätigkeitsfest große Kosten verursacht würden. Es sei dies aber das einzige Vergnügen im Iahre, das der Verein seinen Mitgliedern bieten könne und welches zur Erhaltung seines Mitgliederbestandes beibehalten werden müsse." Heilige Armut, wie ganz besonders segensreich wirkst du in diesem Falle zugunsten der vergnügten Vereinsmitglieder! Entschuldigend für diese Zustände wird dann gewissermaßen ausgeführt: „daß mit dem Feste übrigens ein großer Bazar verbunden sei, dessen Erträgnisse ein Defizit aus der ganzen Veranstaltung nicht aufkommen ließen". Die für die Unterstützungs- inkl. der Verwaltungsausgaben durch diesen Verein verwendeten Summen betrugen im Berichtsjahre 747 Mark. Zu dieser bedeutsamen Leistung bilden die Festausgaben mit 526 Mark und die Bazarausgaben mit 796 Mark einen eigenartigen Hintergrund. Ein großer Berliner Verein, dessen soziale, segensreiche Wirksamkeit nicht unterschätzt werden soll, der aber auch durch die Veranstaltung von Festlichke'ten eine

gewisse Lokalberühmtheit erlangt hat, klagt schon vor etwa 20 Iahren, „daß die Kosten der festlichen Veranstaltungen stets einen erheblichen Teil seines Ausgabenetats in Anspruch nehmen". Wer könnte da ein mitleidsvolles Lächeln unterdrücken. Aber die Sache ist zu ernst, um ihr in dieser Form nahe zu kommen. Die Abwehr- und Verbesserungsmittel müssen ganz andere sein. Von ethischen und wirtschaftlich-praktischen Gesichtspunkten muß man dem Übel auf den Leib rücken, und die kritische und heilungbringende Sonde mutig und energisch einführen. Einer höchst eigenartigen Erscheinung tut der Berichterstatter schließlich noch Erwähnung, „welche zeigt, zu welchen Konsequenzen die Tatsache führen kann, daß die Unkosten, welche durch ein Fest verursacht werden, nicht in einem angemessenen Verhältnis zu seinem Erträgnis stehen, oder daß die Unter» nehmer gar mit einem Defizit abschließen müssen".

„Ein Berliner Verein für Säuglingspflege veranstaltete, wie alljährlich, auch im Iahre 1910 ein großes historisches Maskenfest. Dieses Fest, für welches die weitgehendste Reklame gemacht wurde und für welches die vornehmsten Gesellschaftskreise Berlins sich interessierten, endete mit einem Defizit von über 9000 Mark. Abgesehen davon, daß schon die nicht unbeträchtlichen Summen, die von den Festteilnehmern in Form von Eintrittsgeldern oder an den Büfetts und Verlosungsbuden für Wohltätigkeitszwecke bezahlt werden, infolge des

Defizits nicht der Wohlfahrtspflege zugute kamen, sondern lediglich dazu beitrugen, die Kosten eines Vergnügens zu decken, welches sich Angehörige der wohlhabendsten Gesellschaftsschichten geleistet hatten, muß es als etwas gradezu Ungeheuerliches bezeichnet werden, daß man dazu überging, zur Deckung desDefizits vom Vermögen des Vereins ca. 10000 Mark abzuheben. Man darf wohl sagen, daß ein Gefühl starker Entrüstung hier berechtigt ist, wenn man bedenkt, daß dieses Geld, welches richtig und den Intentionen der Geber entsprechend verwendet, für zahlreiche bedürftige Kinder zum Segen hätte werden können, eine solche Verwendung gefunden hat." Wenn das am grünen Holz geschieht! Am grünen Holz der wirklich regen, freien Liebestätigkeit des führenden Berlins, einer Liebestätigkeit, der man sicherlich nicht den guten Willen absprechen kann, aber leider eine gewisse Gedankenlosigkeit zur Last legen muß. Denn solche Fälle stehen bedauerlicherweise nicht vereinzelt da, so erzählt vi Levy unter anderm auch von einem durch die sogenannten „Regiekosten" entstandenen Defizit einer festlichen Veranstaltung, die geradezu erschreckend klingt: „Eine Berliner Zeitung berichtete über ein im bekannten Etablissement von Kroll stattgehabtes großes Fest, über welches sie unter anderen interessanten Details auch die Mitteilung brachte, daß von den reichen Einkünften des Festes für dessen eigentlichen Zweck nichts hätte abgeführt werden können, weil ein Defizit vorhanden war. Dieses Defizit war zum Teil dadurch entstanden, daß der Hauptleiter der Veranstaltung während 8 Wochen für seine außerordentliche Tätigkeit 30 Mark pro Tag bezahlt bekommen hatte!" Man höre und staune! Versuche mit dieser schier unglaublichen Tatsache sich vertraut zu machen . . . multipliziere sogar Summe und Zeitdauer an seinen zehn Fingern, und addiere dann dazu, was für den Zeitaufwand freiwilliger und unbezahlter Kräfte, die sich bei den Arrangements beteiligten, zu berechnen wäre, und überlege endlich, wie segensreich all dies, richtig angewendet, für die Hilfsbedürftigen wirksam zu machen wäre?! „Diese Art Wohltätigkeitsfeste bieten statt eines ernsten, erzieherischen

Aktes, welcher fast nirgends so nötig ist, als auf dem sozialen Arbeitsgebiete, nichts anderes als oberflächliche, spielerische Maßnahmen, die günstigsten Falles insofern eine schädigende Wirkung nicht auszuüben brauchen, als sie nicht die Absicht haben, den an ihnen Beteiligten mit Abneigung gegen die soziale Interessensphäre zu, erfüllen. Keinesfalls aber wird durch diese Veranstaltungen irgend etwas dazu beigetragen, den Beteiligten in diese Sphäre hineinzuführen oder gar ihn zu einem wertvollen Mitarbeiter auf dem sozialen Felde zu machen..."

Also in jedem Falle liegt die Gefahr vor, daß statt einer Förderung und einer zweckdienlichen Erhöhung und Erweiterung der Wohlfahrtspflege und der freien Liebestätigkeit die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen wird.

Ich muß es mir versagen, aus der Fülle des vorliegenden Materials noch weitere Beispiele hervorzuheben. Es würde zu weit führen, und im übrigen stehen sie fast alle unter demselben Zeichen kleinster, engster Resultate, wenn das Wort dafür überhaupt anwendbar ist, und man nicht klar und deutlich, ohne jede Beschönigung sie aufrichtig als Mißerfolge bezeichnet. Es ist geradezu schmerzhaft, wenn es nicht gleichzeitig beinahe lachhaft wäre, welche minimalen Sümmchen da aus all diesen Arrangements als Überschüsse herausgerechnet werden. Sümmchen, die die meisten der Festgenossen, mit leichter Hand, jeder einzeln, wohltätigen

Zwecken aus dem Portemonnaie heraus opfern könnte. Und es ist wahrhaft beschämend, daß die edelsten Bestrebungen gewidmete Tätigkeit nicht ernstlich auf Abhilfe sinnt. Denn zu der Oberflächlichkeit und mangelnden Großzügigkeit dieser Unternehmungen gesellt sich das Traurigste und Verwerflichste, was bei solchen Anlässen sich ereignet und das ich gern verschwiege, wenn Wahrheit und Licht nicht als eine dringende Notwendigkeit in der Behandlung dieser Dinge erschiene. Dl Levy sagt darüber: „Die Chronik der Wohltätigkeitsfeste hat aber noch Schlimmeres zu verzeichnen, denn es ist in den beteiligten Kreisen wohlbekannt und wird auch allgemein zugegeben, daß selbst Betrügereien schlimmster Art nicht etwa nur ganz vereinzelt vorgekommen sind. Daß ganze Braten, gefüllte Weinflaschen, Mayonnaisen und dergleichen verschwunden waren und später an anderen Stellen gesehen worden sind, wird von den Eingeweihten authentisch, aber leider nur vertraulich erzählt, ohne daß es zur Charakterisierung dieser Veranstaltungen der breiten Öffentlichkeit kund getan wurde" . . . Der Berichterstatter macht im Interesse der eminent wichtigen Frage den Versuch, weiteren Kreisen von diesen Ungeheuerlichkeiten ein Bild zu geben, und weiß leider sogar von 2l) Markstücken zu erzählen, die nicht den vorgeschriebenen Weg gewandert waren, und deren Verschwinden zunächst durch eine Ohrfeige gesühnt wurde, die die eine der veranstaltenden Damen von einer Kollegin erhielt. Welcher Abgrund von Gemeinheit und Gewissenlosigkeit eröffnet sich da dem erschreckten Blick! Es ist unmöglich, allen Einzelheiten der aufgeführten Fälle zu folgen, aber wir werden uns noch mit der Kritik und den Vorschlägen zu befassen haben, die von Männern und Frauen ausgehen, welche unablässig mit sozialer Arbeit beschäftigt, prüfend und wägend in ehrlicher Begeisterung sich dem Werke der Wohlfahrtspflege, Hilfsbereitschaft und freien Liebestätigkeit widmen. Diese Stimmen sollten nicht ungehört verhallen, und sehr erfreulich und erwünscht wäre es, wenn diese Anregungen auch zu Vorschlägen aus unseren: Leserkreise führten.

Wirtschaftliche Rundschau.

Das neue Iahr mit der ominösen

Zahl 1913 hat für seine Verhältnisse
nicht ungünstig begonnen. Die De-
pression an den Börsenmärkten, die
genau am 1. Oktober 1912 mit der
akuten Zuspitzung der Balkankrise
begann und das ganze letzte Iahres-
viertel hindurch, verschärft durch die über»
aus angespannten Geldverhältnisse, fort-
dauerte, schien verschwunden zu sein,
als die Silvesterglocken das neue Iahr
eingeläutet hatten. Die Geldsätze sanken
fast rapide wieder auf einen einiger-
maßen normalen Stand zurück, der
Konflikt zwischen Österreich und Serbien,
der die schlimmste Gefahr für den
europäischen Frieden gebildet hatte,
wurde in aller Stille erledigt, und die
Friedenskonferenz in London ist trotz
aller Ultimatums und Kollektivnoten
bisher nicht wieder abgebrochen
worden.
Die Berliner Börse hatte das neue
Iahr mit dem Willen zur Hausse be-
gonnen und abgesehen von ihren alten
„Favoritpapieren", den schweren Aktien
des Kassaindustrieaktienmarktes, nament-
lich die Aktien der Eisen- und Kohlenpa»
piere bevorzugt. Eisen und Kohle, diese
beiden Worte, die häufig die Phantasie
der Börse beflügelt hatten, bildeten
auch diesmal wieder die Triebkräfte
für eine recht animierte Börsenbewegung.
Allerdings waren diese beiden Indu-
strieen auch diejenigen Gewerbe, denen

es am sichtbarsten gut ging. Die Kohlenzechen haben trotz des für sie zwar günstig beendeten, aber doch betriebsstörenden Bergarbeiterstreiks ein glänzendes Iahr hinter sich, ihre Betriebsausweise zeigten erheblich gesteigerte Gewinnziffern. Nun hat das Rheinischwestfälische Kohlensyndikat seinen Mitgliedern noch bekanntgegeben, daß es ihnen 5U über die Beteiligungsziffern abnehme. Dadurch sowie durch die erst am 1. April des laufenden Iahres in Kraft tretenden Preiserhöhungen sind die Verdienstchancen der Kohlenwerke weiter beträchtlich gestiegen. So kam es, daß fast alle Kohlenaktien in der zweiten Ianuarwoche die Kurse, die sie vor der Börsenderoute innegehabt hatten, wieder erreichten. E i n Papier^ die Aktie des Eschweiler Bergwerksvereins, vermochte diesen Kurs sogar noch erheblich zu überschreiten. Den Grund dafür bildeten immer bestimmter auftretende Gerüchte, daß dem Eschweiler Verein ein vorteilhafter Antrag, zu dem großen luxemburgischen Eisenkonzern Burbach-Eich-Düdelingen in Beziehungen zu treten, vorgelegt worden sei. Der Eschweiler Verein, dessen Bergwerke sehr weit nach Westen, bis in die Aachener Gegend, vorgeschoben sind, hat von seiner besonderen geographischen Lage, von seiner Unabhängigkeit zum Kohlensyndikat keinen Vorteil mehr gehabt, seit sich der Aachener Hüttenverein Rote Erde, sein früherer Hauptabnehmer, mit der Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft fusioniert hatte. Der Eschweiler Verein war, um nur seine Kohle einigermaßen los werden zu können, gezwungen gewesen, mit den Röchling'schen Eisen- und Stahlwerken einen Lieferungsvertrag einzugehen, der die Kohlenpreise an die Roheisenpreise kettete und in einer Zeit, in der die Roheisenpreise viel niedriger standen als die Kohlenpreise, für den Verein naturgemäß nicht sonderlich günstige Erfolge zeitigte. Die Interessengemeinschaft Burbach-Eich-Düdelingen gehört zu den wenigen ganz großen Eisenkonzernen Deutschlands, die bisher eigene Kohlenzechen nicht in größerem Maßstabe besaßen. Er würde seine Montanmacht durch die Fusion mit einer großen, zu seinen Werken günstig gelegenen Kohlenzeche nicht unbeträchtlich stärken.

Dafür, daß die Bäume der Hausse-

spekulation nicht in den Himmel wachsen,
sorgte schon die internationale Politik.
Nach einigen Wochen zweck- und ziel-
losen Hin- und Herredens haben sich
die Balkanstaaten und die mit ihnen
konform gehenden Großmächte zu einer
Aktion aufgerafft, die ein paar Tage
lang das Wiederaufleben des Krieges
wahrscheinlich machte. Für die Börse
gab das Veranlassung zu einem Katzen-
jammer, der durch manche Erscheinungen
in der Industrie noch verstärkt wurde.
Die Stimmen mehrten sich, die von
einen, Zurückgehen des Bedarfs an
Eisenfabrikaten, von Preisunterbietungen
usw. sprachen. Wirklich ernsthafte Zeichen
eines Konjunkturrückganges sind aller-
dings noch nicht wahrnehmbar gewesen,
aber immerhin ist es nicht ausgeschlossen,
daß der andauernd niedrige Stand
der amerikanischen Roheisenpreise über
lang oder kurz auf Europa übergreifen
wird. Die lange Dauer und die In-
tensität der jetzigen Konjunktur kommt
vielen sowieso schon unheimlich vor,
und ein Nachlassen der Spannung ist
sowieso nur eine Frage der Zeit. Zu
neuen Haussebewegungen liegt aber für
die Börse auch dann kein Anlaß vor,
wenn die Konjunktur nicht nur bis
zum Frühjahr, sondern bis zum Herbst
vorhält.

Horatio.

Notll.

Der im Januarheft abgedruckte Bei»
trag von 5ven Kesln: „Die ersten

Menschen und das Weltall" ist
dem soeben erschienenen Werke Sven
Hedins „Von Pol zu Pol", letzte
Folge (Durch Amerika zum Südpol),
Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, ent-
nommen.

L e r i ck t l g u n g.

Ianuarheft S. 79, 10. Zeile v. u.
statt „über das Bahnbrechende"
lies: „über dem Bahnbrechenden".
S. 80, die 15. Zeile v. o. statt: „durch
die Erweiterung Schlesiens" lies:
„durch die Erwerbung Schlesiens".

n«»u^«!>« UN» «>«ft«l>»l!»>«: Pro». I)l. LuKn»« Ll«»n »n Verlw V w. e««»«uftl H»-^"«!" >>"
«»Ml!« «ll. «3U»>. - ««»!Nn°r!Iich« ««d<lKtturi Kl, «Ylo!u»Vl«»In Vr»,!»u - Ix 0lt««ich «l ««
N«l«l»«»n «r<m»»x>l«Nch: Dr. I Linnreich. Wien «. M»I«rg°N« 3. — In Nuhland flii die N«daKiion
oeranl»°r,l!ch: Dl. NÜllan Polly. Lt. <peter»iul,. N»>anpl<ch 1. — «lle,n.««rl«nm« für Un»»l«:
«rilllch« ». , «°fbuchh<mdlun, <I. »««Kl) Vu»°P«!.. ?, volotwnn»«» 2. - Flil d«n 3«!«««n»»ll
,«ianf»°rtl!ch: «all «iaul« In T«mp«ll>»!-V«lNn - V«rKu, unl Druck d« Lch!«st!ch«« Vuch»iu<l«r«l
», L, Vch»«»la«nd«l. N>»„ ««,!»» lll.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
Rückporto beiliegt.

58Â»^
Bildnis und Unterschrift des scheidenden italienischen Botschafters
Exzellenz Alberto Pansa.

>5- S
^egl>id«t von Paul stt.:,n
- Professor Dr. Ludwig Stein
,,!'><,., 5..'-,, >^itvl«ll.
'est Krzcti^ a^n
, l, Ko!ist.'"t,,, ,,'.
», ü«l»t«. Intnnat, Vul!',, , i«U.
'>>. tttft», »loch l. „^. '»«p,..^^«
37. Jahrgang. Band 144. Heft 462 März 1913

/'?.
/^^H^^^
«. /^^
- /'ü
Büd,»» l,,'d Unn: >ri,t des >c! tuenden ,!^l.,,'.>>,l
Exzellenz Alb«t« Punsn,

EmeKuOeMmlltWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schonlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
». F. Ltewllckei. Verthold Lutt«r. «iM1ch«t.K.h»st«chhondl, Er»l«o z^ Hllsselbalch.
Stockholm Christiania London Konstantin opel
«.«.Fritz«, I.!br»Ir!« ll»7»I«, I»e»b Dyb»»b Vuchhdlg. WMimn» Hi Norgllt«. Int«rnat, Vuchhandl. Ott« Keil,
für b!« Prooinzen in Sch»«d«n und w DHn«nmrK: ««»»« El,». Urfin« »«chl»l««», ««>e«h«««n>
D«r buchhündlerilch« Veitlieb für üluhland bei d«r «elelllchaft Vl. V. Wolll, ßofbuchhandlunaen in Pein»,«««:
co3t!i,i>7l' vvor 13 u. Xev^Ill ?l»8pe!it 13, Bl»»lau: schmi«d«brllcke 12 u. 8!iac!wv^i» 22.
37. Jahrgang. Band 144. Heft 462 März 1913

Sultan Abdul Hamid II.:
Gedanken und Erinnerungen.
Tagebuchblätter, herausgegeben von Ali Vahbi Be ».*)

II. Teil.

Religion und Geistesleben.

Die hohe Lehre des Islams.

Mit welchem Rechte gestatten sich die unberufensten Nichtkenner, welche das Abendland besitzt, unsere Religion schlecht zu machen!

Wohl scheinen einige der Lehren des Propheten voll Härte zu sein, aber solche Lehren gibt es auch in den Religionsbüchern der Christen und Juden — die Praris mildert sie und läßt da manches in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Überall im Koran wird Tugend gepredigt, und die schöne Lehre, welche er verkündet, steht der christlichen und jüdischen wahrlich nicht nach, daß aber der Islam die kraftvollere und hehrere Religion ist, zeigt sich überall da, wo er mit den anderen in Wettbewerb tritt — da ist er der unbedingte Sieger! Was nun die Religionsfreiheit anbetrifft, so wird sie bei uns Moslems höher geachtet, als irgendwo auf der Welt. Auch die Gastfreundschaft wird nirgends mehr geübt, wie bei uns; haben wir nicht ehemals die heimatlosen Spaniolen, dann die Polen usw. bei uns aufgenommen? Letztere haben wir in Schutz genommen selbst auf die Gefahr hin, in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu werden! Unser ganzes Unglück ist, daß unser Reich kein abgeschlossenes Ganze mit einem einheitlichen Religionselement darstellt, daß wir eben die vielen Christen im Lande haben. Es muß das unbedingt zersetzend wirken, wie wir das gleiche Schauspiel auch in anderen Staaten sehen. Verschiedene Religionen oder Konfessionen in einem Lande sind vom Übel — das sieht man beispielsweise am Deutschen Reiche. Die Festigkeit des Staatsgebäudes muß notwendig leiden, wenn in seinem Innern wegen der Religionsbekenntnisse erbitterte Zwistigkeiten ausgefochten werden.

Zurück zum Islam.

Erinnern wir uns jener Zeit, da der Prophet Allahs auf Erden erschien, der Welt Finsternis erleuchtete, die rohen Sitten der Völker in Edelsinn, Milde und

*) Die Übertragung und Bearbeitung dieser Memoiren verdank« ich dem Kaiserlich Ottomanischen Konsul in Berlin, Herrn Heinz Bothmer. Ludwig Stein.

Liebe verwandelte, das Menschengeschlecht zu Friede, Freude und Weisheit führend! Vergessen wir nicht die hehre Zivilisation des Islams, die unVergleich-lilhe Blütezeit aller mohammedanischen Länder — damals, als noch Europa in tiefster Barbarei lag. Wie groß standen wir da, zur Zeit, als die beutegierigen Christenhorden, unter dem heuchlerischen Vorgeben, Jerusalem zu befreien, sen-gend und brennend in unser Land fielen, um uns zu berauben. — Wollen wir uns wiederfinden, wollen wir die alte Kraft wiedererlangen, wollen wir die alte Blütezeit wiedererstehen lassen, so müssen wir uns der Quellen unserer Kraft er-innern; nicht im Nachäffen der sogenannten europäischen Kultur, die mit gefähr-licher Beulenpest behaftet ist, liegt unser Heil, sondern wir müssen zur Grundlage der alten Blütezeit des Islams, zum «cber^ilt i «clierike (göttliches Gesetz des Korans) zurückgehen. „Preis sei Allah, dem Weltenherrn; ihm wollen wir dienen und ihn anflehen: Führe uns den richtigen Weg und nicht den der Irrenden!"

Wandlung des Islams — Vamb^ry.

Der Professor Vambsry interessiert mich außerordentlich. Er sagt sehr treffend, daß nur Ignoran; oder Intoleranz, die fanatische Voreingenommenheit der Christen unseren Islam kulturfeindlich schalten kann. Vambsry weist mit Recht darauf hin, daß die Behauptung von der Kulturfeindlichkeit des Islams keiner ernstlichen Widerlegung würdig sei. Es heißt in der Tat sich der Wahrheit verschließen, sich geradezu lächerlich machen, wenn man dem Islam, der im Mittelalter in allen Künsten und Wissenschaften so Großes geleistet hat, und welcher damals der ganzen Welt voranleuchtete, wenn man dieser Religion nach-sagt, daß sie sich dem Fortschritt der Zivilisation verschließe. Vamb^ry steht mit seinen Ausführungen nicht allein. Ich kenne noch andere Schriftsteller des Abend-landes, welche sowvhl die islamitische Kultur im allgemeinen, wie die osmanische im besonderen gründlich durchleuchtet haben und Vamb^rys Urteil völlig teilen. Zugeben muß man, daß der Islam mancherlei Wandlungen im Laufe der Jahre durchgemacht hat. Sind auch seine ursprünglichen Tendenzen dieselben geblieben, so macht er seit einigen Dezennien den langsamen Prozeß einer geistigen Er-neuerung durch. Weder von einer Kulturfeindlichkeit des Islams, noch von einem Stillstand unserer religiösen Entwickelung kann die Rede sein.

Islam und Nationalitätsprinzip.

Das internationalste Reich der Welt ist unser Osmanisches Reich. Zu uns gehören Türken, Araber, Kurden, Arnauten, Bulgaren, Griechen, Neger usw. Trotzdem sind wir eine durch unseren Glauben geeinigte große Familie. Niemals darf das Osmanentum zu sehr herausgekehrt werden, sondern vor allem, daß wir Moslems sind; überall und stets soll betont werden, daß ich der Nmir-nl-Hlnnii-

niu (der Fürst der Rechtgläubigen), Herrscher der Osmanen erst in zweiter Linie bin, denn die Grundlage unseres ganzen Staatswesens ist unsere Religion, beider hat es England mit seiner perfiden Politik fertig gebracht, das Nationalitätsfeuer in meinem Reiche zu entfachen. Arabien ist aufgestanden und ebenso Albanien, die Hochburg des Islams in Europa, auch in Syrien flammt der Aufruhr empor.

Weltstellung des Islams.

Unser Reich ist und bleibt ein Reich des Geistes und der Religion — geht die Einheltsidee des Islams in die Brüche, so ist es auch um seine Macht geschehen! Traurig ist es, daß so viele Länder, von unseren Gläubigen bewohnt, in die Gewalt christlicher Mächte gefallen sind. Nur noch 20 Millionen Gläubige sind dem Osmanischen Reiche verblieben, aber trotzdem richten sich die Augen aller Moslems gen Stambul. Wenn sie uns auch unser irdisches Reich zertrümmern, unser geistiges Reich zu vernichten vermögen sie nicht. — Die Bande der Religion, welche uns alle umschlingen, müssen von Jahr zu Jahr fester geknüpft werden — darin liegt unsere Zukunft! England, Frankreich, Rußland und Holland, sind sie nicht alle in meiner Hand? Ein Wort von mir, demKalifen, genügt, um den Dschihad (den heiligen Krieg) zu entfachen! Wehe dann den christlichen Mächten! Noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, aber er wird kommen, zu dem sich alle braven Moslems erheben werden wie ein Mann, um die Knechtschaft der Giaurs abzuschütteln — die 85 Millionen Moslems in den englischen Besitzungen, die 30 Millionen der holländischen Kolonien, die 10 Millionen in Rußland usw. Beten nicht 250 Millionen Moslems tagtäglich zu Allah, ihre Augen zu ihrem Kalifen, dem Nachfolger des Propheten, erhebend? Kann man da behaupten, daß wir ein nur schwaches Instrument im Konzert der Mächte sind?

Fanatismus.

„Der furchtbare Fanatismus der Mohammedaner" ist ein beliebtes Schlagwort, welches uns Europa entgegenschleudert, wenn es sich darum handelt, uns herabzuwürdigen und zu verdammen. In Europa denkt man dabei an blutige Grausamkeiten gegen die Andersgläubigen. Was ist aber unser Fanatismus anderes als der Patriotismus bei den christlichen Völkern? Bei diesen ist es die Liebe zum Vaterlande, welche sie zu großen Taten begeistert, bei uns herrscht dagegen die Liebe zur Religion, die unsere Gegner als „Fanatismus" brandmarken. Fürwahr, der Moslem kann stolz sein auf seine Religion und wird stets voller Begeisterung für Mohammeds hohe Lehre schwärmen, die da verkündet: die Gleichheit aller Gläubigen, Mildtätigkeit, Schutz den Schwachen, Respekt vor den Gesetzen; wir kennen keine Dogmen, Symbole, und Aberglaube ist uns verhaßt. — Ja, der Fanatismus, die Liebe zu unserer edlen Religion, hat uns groß gemacht!

Patriotismus.

Immer und immer wieder beginnen einige europäisch angehauchte junge Männer Patriotismus zu predigen. Niemals soll und darf in unserem Reiche der „Patriotismus" die Oberhand gewinnen. Die Liebe zum Glauben und zum Kalifen kommt an allererster Stelle, dann die Liebe zum Heimatland (bübb 21-vlltbllll). Ist es bei den Katholiken in Europa nicht ebenso? Erst kommt die katholische Religion und der Papst, dann das Vaterland. Die Engländer suchen in den Ländern des Islams die Nationalitätsidee zu verbreiten, um mein Ansehen zu schwächen. Weit ist es schon in Ägypten gekommen! Die ägyptischen Patrioten besorgen, ohne daß sie es ahnen, die Geschäfte Englands, sie untergraben die Macht des Islams und das Ansehen unseres osmanischen Kalifats.

Fatalismus.

„Kismet-Kismet", welch ein Unglückswort! Welches Malheur hat dasselbe bei uns schon angerichtet! Nirgends ist der Fatalismus im Koran verkündet, und erst im Laufe des letzten Jahrhunderts haben Faulheit und Dummheit ihn allmählich zu dem unglückseligen Höhegrad von heute anwachsen lassen. Es ist ja sehr bequem unser „iunctl-^.Ililb", um Schwachheit und Trägheit dahinter zu verbergen. Mohammed wollte Gottcrgebenheit, aber nicht in dem Sinne eines blöden Fatalismus. Groß ist die Güte Allahs, aber um die menschlichen Bedürfnisse jedes einzelnen auf dieser Welt kann er sich nicht bekümmern, dafür muß jeder selbst denken und arbeiten! „Wer da nicht säet, wird auch nicht ernten; wer nicht arbeitet, hat auch kein Brot zu essen —" das hat unglückseligerweise unser türkisches Volk nicht begreifen können. Anders der Syrer, anders der Araber, die lassen sich nicht so gehen! Die Christen haben das besser erfaßt. Die Bibel sagt auch: „Sorget nicht für den folgenden Tag, denn der Herrgott wird schon für euch sorgen, wie er auch für die Vögel unter dem Himmel und die Tiere auf Erden sorget." Dennoch sorgen die Christen und arbeiten. Sie kommen vorwärts — wir bleiben zurück!

Gegen die christliche Mission.

Weshalb gibt das Christentum alljährlich Millionen aus, um das Kreu; gegen den Halbmond'zu predigen? Man hätte schon längst erkennen müssen, daß eine Mission der Christen in mohammedanischen Ländern nie und nimmer ernstlichen Erfolg haben kann. Gelingt es den christlichen Missionaren wirklich, hin und wieder einen Moslem für das Christentum zu gewinnen, so handelt es sich dabei im besten Falle um einen verkommenen Bettler, der eines Bakschischs wegen äußerlich Christ wird, oder um einen Geisteskranken. Muß dem Moslem nicht schon die Lehre von der Dreieinigkeit eine Beleidigung der Majestät Allahs

dünken? Sagt nicht unser Koran klar und deutlich, daß es eine Blasphemie ist, Allah den „Sohn" Jesus Christus anzudichten? Wahrlich, Gott ist zu groß, zu unfaßbar erhaben! Nein, all' das muß einem gesund denkenden Menschen als Gotteslästerung erscheinen. Götzendienst ist der „Wunderglaube" der Christen, nicht minder ihre Anbetung der von Menschenhand geformten Bildwerke der Heiligen. Überall auf dem Erdenrund, besonders in Afrika, macht der Islam schnelle Fortschritte. Warum? Weil Mohammeds Lehre eine Lehre der Vernunft und Menschlichkeit ist. Ja, der Koran ist ein klares Buch, eine Richtschnur und frohe Botschaft für alle Gläubigen.

Toleranz.

Wenn unserem Islam Intoleranz vorgeworfen wird, so zeugt das von völliger Unkenntnis der Verhältnisse. Wäre unsere Religion in den früheren Jahrhunderten nicht so tolerant gewesen, stände es heute um die Festigkeit unseres Reiches jedenfalls besser; wir hätten dann alle Andersgläubigen gezwungen, den Islam anzunehmen, uud hätten jetzt nicht die Zersplitterung zu beklagen, welche infolge der in unseren Reichsgrenzen vorhandenen verschiedenen Religionen besteht. Auch beute noch kommen wir den anderen Religionsgemeinschaften viel zu sehr entgegen, räumen ihnen viel zu große Rechte ein. — Daß wir duldsam sind, zeigen auch die häufigen Mischehen bei uns. Haben nicht die höchsten Würdenträger des Reiches christliche Frauen geheiratet, ohne daß ihnen deshalb der geringste Vorwurf gemacht wird? Tewfik-Pascha (der frühere Minister und Großvezier, jetzt Botschafter in London) hat eine Schweizerin zur Frau, Rifaat (jetzt Botschafter in Paris) ist mit einer russischen Generalstochter verheiratet, und solcher Beispiele gibt es noch Dutzende. Auch unsere Offiziere, die nach dem Auslande abkommandiert waren, haben sich oftmals ihre Frauen von dort mitgebracht. Alle diese Damen sind aber des Lobes voll über die Aufnahme, welche sie in den Familien ihrer Männer gefunden haben — ganz abgesehen davon, daß sie an der Seite derselben ein volles Eheglück gefunden haben. — Nein, wahrlich von einer Intoleranz des Islams kann nicht gesprochen werden! Wenn hin und wieder das niedere Volk, durch die dünkelhafte Uberhebung der Giaurs im Lande gereizt, sich hinreißen läßt, so ist das nicht zu verwundern, und findet sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern. Wie befehden sich doch in krasser Unduldsamkeit die Christen selbst untereinander, keine Konfession achtet die andere! Ich meine, die alljährlichen Vorkommnisse in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem beweisen zur Genüge, wo die Toleranz zu suchen ist. Fast regelmäßig kommt es dort bei den hohen Festen zu blutigen Schlägereien unter den Priestern der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse, sodaß meine Soldaten einschreiten müssen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Islamitische Propaganda.

Unser General-Konsul auf Java (Sadik) übertreibt anscheinend seine Propaganda für den Panislamismus; zum mindesten ist er ungeschickt, denn die holländische Regierung hat sich über ihn beschwert. Ich finde allerdings, daß etwas Agitatorisches oder Revolutionäres in seinem Verhalten nicht gefunden werden kann. Seine häufig aufgestellte Forderung, daß die Moslems auf Java weniger unterdrückt werden mögen, ist durchaus loyal, und, wenn er deren rechtliche Gleichstellung mit den Europäern verlangt, so hat er damit nur seine Pflicht getan. Ein großer Teil des dortigen Handels liegt in den Händen von Arabern, und da diese zur Steuer stärker herangezogen werden als die Europäer, so ist es nur recht und billig, wenn sie mindestens Gleichberechtigung mit ihnen verlangen. — Gegen die geplante Entsendung einer Abordnug arabischer Notabeln von Batavia an mich, ihren Kalifen, ist schließlich nichts einzuwenden. Es wird das gerade einen guten Eindruck in der ganzen Welt machen und den Giaurs wieder einmal vor Augen führen, wie stark das Band ist, welches alle Mohammedaner umspannt. Jedenfalls werden wir unseren Glaubensgenossen auf Java für ihre gerechten Forderungen nachdrückliche Unterstützung gewähren.

Das Kalifat und die Schiiten.

Die Solidarität der Moslems muß viel mehr gepflegt werden; es ist so sehr nötig, daß wir zusammenhalten — alle Mohammedaner der Welt — sowohl die im Herzen Afrikas, wie in China, in Indien und allüberall! Betrübend ist es, daß wir keinen engeren Zusammenschluß mit den Persern erreichen können. Hätten diese nicht auch große Ursache, sich fester an uns anzuschließen, damit sie nicht ein Spielball Rußlands und Englands werden? Said Djemaleddin (ein am Hofe von Mdiz beliebter Gelehrter) hat mir Mut gemacht und hofft, daß bei ernstem Willen von beiden Seiten das Schisma zwischen uns (den Sunniten) und den Schiiten beseitigt werden könne. Das wäre ein ideales Werk für den Islam! O, daß es uns gelingen möge! Auch der Persische Konsul (Hadji Mirza Hassan Chan in Stambul) hat seine Mitwirkung an diesem großen Werke zugesagt. Djemaleddin hat ebenfalls eine Reihe von persischen Würdenträgern und Schriftgelehrten dafür gewonnen. Selbst wenn es nicht zu einer völligen Vereinigung käme, wäre immerhin viel gewonnen, eine Annäherung zwischen den beiden Lagern des Islams herbeizuführen. Wir müßten zu jedem Opfer bereit sein, um diese große Idee der Verwirklichung näher zu bringen. — „Es wird ihnen nichts anderes geboten — so steht in der erhabenen 98. Sure — als Gott zu verehren und sich im rechten Glauben zu einer Religion zu bekennen, die Gebete treulichst zu verrichten und Almosen zu geben. Dieses ist die rechte Religion!"

Türkischer Pessimismus.
Was bei uns geschehen mag, es wird, besonders von den jungen Efendis, bekrittelt; alles wissen sie besser. Gerade unsere führenden Kreise, die Beamten und Offiziere, leiden an einem heillosen Pessimismus; alles sehen sie schwarz, verschließen sich dem Guten, was wir schaffen, und sehen nicht mit ihren dunkel umflorten Augen, daß wir trotz aller Misere, trotz aller Zwischenfälle, trotz aller Gegenanstrengungen der Mächte, vorwärts kommen. Diese Schwarzseher, welche auf alles schimpfen und alles bei uns schlecht machen, wirken hemmend und lähmend auf unser Vorwärtsschreiten, sind unser größtes Unglück. Wenn sie den Zustand unseres Staates richtig erkennen wollten, so müßten sie sich sagen, daß es besser ist, Optimist zu sein und mitzuhelfen, als sich solcher unfruchtbaren Nörgelei und verderblichen Passivität hinzugeben. Ich weiß es dank meiner guten Überwachungsorganisation ganz genau, wie, wo und wer bei uns schimpft. Die Jungen schimpfen auf die Alten, und die Alten auf die Jungen; keiner gönnt dem anderen seinen Platz und seinen Rang, von kindischer Eitelkeit und Eifersucht getrieben, spinnen sie untereinander die scheußlichsten Intrigen. Die Efendis » la kraucn, aber sind die Schlimmsten. Unserem Volke liegt solcher Pessimismus, Gott sei Dank, fern, denn ein rechtschaffener Moslem ist immer Optimist.
Sklaverei.
(Der Antisklavereikongreß sendet dem Sultan eine Petition, um ihn zur Aufhebung der Sklaverei im Osmanenreiche zu veranlassen.) Der Sultan bemerkt dazu: „Es ist erstaunlich, wie man in Europa so ganz und gar unsere Zustande und Sitten verkennt; man denkt immer an den traurigen Zustand der amerikanischen Sklaven, wenn man von, der sogenannten Sklaverei im Orient spricht. Wie kann man das patriarchalische, familiäre Verhältnis, welches bei uns zwischen Herrschaft und Gesinde besteht, überhaupt Sklaverei nennen? Nach den Geboten des Korans müssen wir unsere Bediensteten stets gut behandeln; wohl stehen dieselben in einem gewissen Hörigkeitsverhältnis, aber unsere Gesetze sind so streng, daß diese „Sklaven" gegen jeden Übergriff seitens der Herrschaft geschützt sind. Jedenfalls kann von der Eristenz einer „Sklaverei" in unserem Reiche nicht die Rede sein. Eine „dscharijeh" (Magd) bei uns hat es zweifellos viel besser als ein Dienstmädchen in Europa. Daß diese Mädchen an das Haus gefesselt sind, liegt in unseren Gebräuchen und Gesetzen begründet — liegt auch im Interesse der Mädchen selbst. Man verdammt die Sklavenhändler. In Wirklichkeit ist es nur bedingungsweise ein „Handel". Denn diese Leute vermitteln Dienstpersonal für längere Zeit gegen Pauschalpreise; der Erlös fällt teils den Eltern, Verwandten oder der betreffenden Person selbst zu. Manches Waisenkind, welches auf der Straße verhungern müßte, das nicht weiß, wie es fortkommen soll, findet durch diese Leute gute Stellungen in den Familien, und

fast wie ein Kind des Hauses wird es dort gehalten. Wie häufig werden solche Sklaven späterhin große Efendis oder Sklavinnen werden „chanums" (Ehefrauen) von Paschas.

Kalenderreform.

Es wäre an der Zeit, bei uns den gregorianischen Kalender einzuführen. Ich glaube kaum, daß solches, wenn es richtig angefangen wird, undurchführ» bar ist, wie unser Scheich ül-Islam behauptet. Eine große Erregung würde es ja hervorrufen, aber wie bedeutend sind die Vorteile, die sich durch Annahme des gregorianischen Kalenders bieten! Findet nicht schon das Fest meiner Thronbesteigung nach moderner Zeitrechnung (am 31. August) statt, ohne daß dagegen von unseren Gläubigen ernstlich protestiert worden ist! Der Unterschied von 12 Tagen, welcher zwischen unserer Mondrechnung und dem Sonnenjahr besteht, bringt allmählich eine unangenehme Differenz, sodaß der Jahrestag einer Geburt, die im Sommer stattfand, schließlich mitten im Winter gefeiert wird. Es dürfte das Beste sein, die Kalenderfrage dem gründlichen Studium einer Kommission zu überweisen.

Arbeit.

Das Grundübel von allem ist, daß kein Osmanli arbeitet, um wirkliche Werte zu schaffen. Er ist es gewohnt, den Herrn zu spielen und andere sich mühen zu lassen. Er lebt und genießt! Der Schejch ül-Islam hat auf mein Geheiß erst wiederum verkündet, daß die Arbeit Allah wohlgefällig sei, daß Arbeit nicht schändet; auch in allen Schulen ist solches fortgesetzt zu lehren. Unsere jungen Leute glauben, daß sie nichts anderes werden können als Beamte oder Offiziere, vielleicht zur Not noch Ulemas. Warum wird kein Türke einmal ein weitsichtiger Kaufmann, ein Techniker oder ein tüchtiger Handwerker? Ich selbst ging mit gutem Beispiel voran und betreibe das Tischlerhandwerk! Wie schwer ist es nur, mit solchen Vorurteilen aufzuräumen — es ist beklagenswert, daß dem so ist!

Müßiggang.

Der Müßiggang ist den weitesten Schichten unseres Volkes so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man wohl mit Recht sagen kann: „Unser ganzes Unglück kommt aus dieser Quelle." Das süße Nichtstun wird als höchstes Glück betrachtet, sodaß jeder danach strebt, dieses vermeintlichen Glückes teilhaftig zu werden. Auch an mich trat in der Jugend die Verführung heran, mich dem Nichtstun hingeben. Aber als ich erkannte, was der Müßiggang verschuldet, als ich gesehen, wohin mein Bruder Murad damit gekommen — zum völligen Stumpfsinn und zur Unzurechnungsfähigkeit — habe ich mich von dem Joche des Müßiggangslasters freigemacht. Die Verständigen unseres Volkes, insbesondere die Lehrer und Priester sollten nachhaltig auf die heranwachsenden Generationen einwirken, auf

daß dieselben dem süßen, aber verderblichen Nichtstun entsagen, daß sie arbeiten für sich selbst sowie für ihre Glaubens- und Volksgenossen. Nur wenn es gelingt, diese Schlaffheit unseres Volkscharakters niederzukämpfen, aber auch wenn wir die Verweichlichung bannen, welche ein übertriebenes Haremsleben gebiert, vermag unser Osmanisches Reich wieder gesund zu werden.

Geistige Entwickelung und Reformen.

„Die geistige Stagnation" in unserem Reiche hat ganz andere Motive, als man in Europa glaubt. Von einem wirklichen Stillstand in unserer Entwickelung kann ganz und gar nicht die Rede sein, wenn man bedenkt, was alles während meiner Regierungsperiode geschaffen worden ist. Es geht zwar alles etwas langsam, aber sicher; nur von innen heraus kann die Entwickelung bei uns erfolgen, freiwillig, und nicht unter einem Fortschrittszwange. Unser Staatswesen gleicht einem durch zu schnelles Wachstum geschwächten Körper, mit dem wir keine großen Sprünge machen können, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, dabei zu Fall zu kommen. Die sogenannten „Reformen" sind sicherer Ruin für uns!

Warum werden sie uns von den Mächten, unseren Erbfeinden, aufgezwungen? Weil sie wissen, daß die „Reformen" Bazillen der Zerstörung in sich tragen, die uns den Untergang bringen. Alle Welt bedauert den angeblichen Tiefstand unserer Kultur, und scheinheilig verlangen die Völker Europas, die alle so viel vor der eigenen Tür zu kehren haben, daß zu unserer Hebung etwas geschehen müsse. Nun gut, ich gebe zu, daß die Fortschritte der Technik in Europa und Amerika bewundernswert sind, daß wir wohl um 100 Jahre gegen den Westen in unserer äußeren Entwickelung zurückblieben — aber, wenn man unparteiisch das Heute mit der Zeit vergleicht, in der ich den Thron bestieg, so kann man nur sagen, daß wir eine den Verhältnissen entsprechende normale, vielleicht sogar etwas zu schnelle Entwickelung durchgemacht haben.

Bildung der Qsmanen.

Was die „große Unwissenheit" unseres Volkes betrifft, so wird mir jeder Recht geben, welcher unsere Verhältnisse kennt, daß dasselbe es an Charakter und Sittlichkeit, nicht minder an gesundem Menschenverstande es mit den anderen Nationen der Welt aufnehmen kann. Wenn ein großer Prozentsatz unseres Volkes weder lesen noch schreiben kann, so ist solches nicht verwunderlich. Der Bildungstrieb bei unseren Volksgenossen ist zwar ebenso groß wie anderswo, sie möchten gern die Kunst des Lesens und Schreibens erlernen, haben aber keine Gelegenheit dazu oder lassen sich durch die Schwierigkeiten abhalten; denn schwer ist es, in dit Geheimnisse unserer Schrift einzudringen. Vielleicht sollte man es unserm Volke durch Einführung der lateinischen Buchstaben erleichtern! Die Schwierigkeiten sind allerdings bei einigen Lauten unserer Sprache sehr große, dennoch

würde sich wohl ein Ausweg finden lassen. — Gegen Bildung kann kein vernünftiger Mensch etwas haben. Auch ich will das Neue meinen Glaubensgenossen zuführen, soweit es heilsam ist, und sobald es mein Volk verdauen kann. Das Neue jedoch, welches seinen Charakter verdirbt, werde ich bekämpfen bis zum letzten Atemzuge.

Reformbewegung.

Wenn wir unserem Reiche „Reformen" bringen wollen, so dürfen wir nur den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen! Wir müssen den wirklichen Kulturzustand unserer Völker, nicht aber das Bildungsniveau einzelner führender Geister in Betracht ziehen, wir müssen auch mit unseren Ulemas rechnen, welche alles, was vom Abendlande kommt, mit Mißtrauen betrachten — nur zu oft schütten sie das Kind mit dem Bade aus. Ich glaube, daß die Langsamfeit, mit welcher ich, Schritt für Schritt tastend, der Reformbewegung begegne, durchaus berechtigt ist — erst unsere spätere Generation dürfte imstande sein, einer neuen Zivilisation Herr zu werden, welche das Gute des Okzidents mit der Kultur des Orients richtig verbindet und auch verschmelzt. Es ist eine Überhebung der Völker Europas, wenn diese glauben, im Besitz einer alleinseligmachenden Kultur zu fein — unsere islamitisch-osmanische ist ebenso enstenzberechtigt, wie die christlich-abendländische. Zahlreiche Gelehrte haben dies anerkannt. Allerdings der Weg unserer Entwickelnn« ist ein anderer, wie jener der westlichen Nationen. Wir vermögen uns nur durch eine naturgemäße Entwickelung von innen heraus vorwärts zu bringen und dürfen uns die fremden Einflüsse nur insoweit dienstbar machen, als sie uns nützlich sind. Es ist ein purer Unsinn, daß wir allen Neuerungen des Abendlandes feindlich gegenüberstehen. Nein, auch wir wollen vorwärts, — aber die Eile ist vom Teufel, die Ruhe und Bedächtigkeit von Allah!

Völkerrecht — Roter Halbmond.

Was bedeuten die Vorschriften des „heiligen" Völkerrechts? Wenn man unsere Geschichte betrachtet, dann muß man sagen: Sie sind eine Ironie! Einzelne gewiß recht kluge Köpfe haben das Völkerrecht ausgearbeitet, aber die geschichtliche Entwickelung der Völker lacht demselben Hohn; für sie gibt es nur das eiserne Naturgesetz. Der Kräftigere ist der Feind des Schwächeren. Weil wir schwächlich geworden sind, werden wjr von Europa fortgesetzt ungestraft vergewaltigt. Wenn man zurückschaut, so muß man bekennen, daß uns unser »tatus c,ua von den Mächten oft genug durch heilige Verträge garantiert worden ist; aber trotzdem, trotz aller dieser heiligen Versicherungen und Verträge haben sie uns, das Völkerrecht mit Füßen tretend, eine Provinz nach der anderen fortgenommen. Auch mit unserem Roten Halb-

»iond ist es nicht viel anders. Der Rote Halbmond hat sich der
Genfer Konvention angeschlossen, im Ernstfalle aber, so fürchte ich, wird er von
den Christen nicht respektiert werden. Die Aufwendungen, die wir für ihn machen,
find allerdings ziemlich bedeutend, aber es fehlt uns die Hilfe der Frauen, die
in anderen Ländern wertvolle Bundesgenossen gegen die Schrecken des Krieges
sind. Bei uns macht das Gesetz der Abgeschlossenheit der Frau ihren Hilfsdienst
im Felde und im Lazarett unmöglich.

Schulwesen.

Eine große Gefahr für unseren Staat bilden die Privatschulen. Wir haben
in unverzeihlicher Schlaffheit allen möglichen Nationalitäten gestattet, zu jeder
Zeit und überall Schulen zu errichten; welche Gefahr darin liegt, hat sich häufig
gezeigt. Wie oft ist es erwiesen, daß diese Schulen — als Dank für unsere Tole-
ranz — Haß gegen unsere Religion und Haß gegen unseren Staat gelehrt haben.
Dieses Iai»»«2 kaire unseres Unterrichtsministers ist unverzeihlich. Immer fehlt
ihm der Mut zum Handeln — ich selbst kann doch nicht alles machen!
Richtig ist es, daß es manchmal schwer ist, dem Treiben der Lehrer dieser
Privatschulen beizukommen; immer stecken sie sich hinter die Konsuln und Ge-
sandten, die ihnen nur zu gern Schutz gewähren, um sich wichtig tun zu können.
Der Rüchdics (Volksschulen) haben wir leider nach wie vor zu wenig, wenn sich
auch ihre Zahl im Laufe der Jahre meiner Regierung verzehnfacht hat. Nicht
genug können wir Volksschulen im Lande haben, um die Allgemeinbildung zu
heben. Daß unsere Lnceen erstklassig sind, wird von allen Seiten
zugegeben, doch weitere Gymnasien wollen wir nicht bauen, dafür
kieber Realschulen. Beamte und Offiziere haben wir genug im Reiche
— eine gesunde Realbildung soll Schüler heranziehen, welche uns
später auch Ingenieure, Baumeister usw. sein können. — Schwierig ist
«s, unsere alten Hochschulen neuzeitlich umzugestalten; unsere Ulemas sollten
nicht zu stark im Konservatismus verharren. Warum übt El-A;har (Universi-
tät in Kairo) noch immer solch einen Zauber auf unsere Theologiestudenten aus?
Nur, weil sie sich den fortschrittlichen Fragen anzupassen versteht. So lange wir
hier nicht wirklich bedeutende Kräfte haben, die unserer großen Lehre Ehre
machen, solange wird Stambuls Universität immer hinter der Kairenser zurück-
stehen.

Ausbildung junger Türken im Auslande.

Anstatt unsere jungen Leute auf „lange Jahre" nach Europa zu schicken,
könnte für das schwere Geld, das dieses kostet, wahrlich Ersprießlicheres geleistet
werden, wenn wir Schüler aus allen Schichten unseres Volkes, nicht nur Pascha-
kinder, hinausschickten nach Frankreich oder Deutschland, damit sie dort etwas

lernen und ihren Horizont erweitern. Sie sollten nur „kurze" Zeit dort bleiben
und nur einen Blick in die Kultur des Abendlandes tun, um zu sehen, was dort
Gutes zu lernen ist, und das Gute mit nach Hause bringen. Bei einem kurzen Auf-
enthalt wäre die Gefahr der Ansteckung mit dem europäischen Zivilisationsgifte
»veniger groß. Ich glaube, es geschieht jetzt zuviel des Guten in bezug auf die
europäische Ausbildung unserer jungen Leute. Wir haben allein in Deutschland
15Arzte, ca. 2 Dutzend Offiziere, fernersoundsovieleStudentendesAckerbaues, der
Hüttenkunde und was weiß ich noch mehr. Nach Frankreich entsandten wir eben-
falls allerlei Studenten. Ich muß den Eifer meiner Minister in dieser Beziehung
zügeln! Auch ist bei dem großen monatlichen Zuschuß, den diese lernbegierigen
Jünglinge vom Staate erhalten, die Belastung unserer Kasse eine zu bedeutende.

Landwirtschaftlicher Unterricht.

Der Ackerbau, diese Urquelle jedes menschlichen Wohlbefindens, steht im Os»
manischen Reiche an erster Stelle, denn alles andere lebt von ihm. Unsere Haupt-
sorge soll deshalb sein, die Erzeugniskraft des Bodens — und was für fruchtbare
Landstriche nennen wir unser eigen — nach Kräften zu entwickeln. Unsere Land-
wirte sollen sich die Resultate der modernen Ackerbaukunst bestens zunutze machen,
damit sie auf der Höhe sind. Zum Studium der gegen die Phnllorera zu ergrei-
fenden Maßnahmen sollen einige junge Leute nach Frankreich geschickt werden,
ebenso sind verschiedene Jünglinge zum Studium der Viehzucht nach Deutschland
zu entsenden. Zurückgekehrt, sollen sie dann unsere Landleute unterrichten. Die
Ackerbauschule des Wilajet Saloniki (die erste der Türkei, von Vitalis Efendi
gegründet) hat, wie ich höre, Versuchsfelder eingerichtet, an denen die Schüler
viel lernen können. Es hat lange gedauert, bis auf mein Drängen nun endlich
(1890) die Ackerbauschule in Chalkali (IV- Stunden von Konstantinopel entfernt)
errichtet worden ist. Allen Schülern soll der Unterricht dort unentgeltlich erteilt
werden, auch Versuchsfelder, gute Laboratorien usw. müssen zur Verfügung stehen.
Es soll nichts gespart werden, damit etwas geleistet werde. — Hoffentlich
vermag dieses Institut einen Stamm von Schülern heranzubilden, die später in
ihren Ämtern, in unseren Gestüten, in der Verwaltung meiner Zivilliste usw. gute
Dienste leisten können. Unserem Seidenbau im Wilajet von Brussa hat nach dem
letzten Bericht die dortige Seidenbaustation größten Nutzen gebracht, auch die
Obstbauschule in Brussa hat sich sehr bewährt. Es sollten in jeder Provinz Acker-
und Obstbauschulen gegründet werden; von Rechts wegen müßte die Dette
Publique diese Anstalten einrichten, da sie den größten Nutzen davon hat. Es ist
wahr, daß unsere Bauern langsam und schwerfällig sind; es wird noch lange
dauern, bis sie die Lehren unserer landwirtschaftlichen Anstalten in die Prans
umsetzen, aber vorwärts kommen sie trotz alledem!

Die Frauen.
Von der Stellung, welch« die Frauen bei uns einnehmen, insbesondere von
unserer „Vielweiberei" haben die Europäer ganz falsche Vorstellungen. Über
die Polygamie hat man in Europa selbst, wie auch in Amerika, verschiedene An-
sichten. Die zahllosen Ehescheidungen und Skandale dort beweisen, daß viele
Männer der Polygamie zuneigen. Auch soll es ja die Sekte der Mormonen
geben. — Hat unser erhabener Prophet nicht gesagt: „Ehret die Frau, die Euch
geboren hat", und „Allah hat uns Liebe und Zärtlichkeit gegenüber den Frauen
zur Pflicht gemacht" — das spricht gewiß nicht für den angeblichen Tiefstand,
für eine untergeordnete Stellung unserer Frauen! Wohl bestimmt der Koran,
daß die Frau dem Manne Untertan sei, aber dasselbe tut auch die Bibel. Ebenso
wie die Frau in Europa, hat auch die mohammedanische einen je nach ihrer Be-
gabung größeren oder kleineren Einfluß auf ihren Kreis, vor allen Dingen auf
ihre Familienmitglieder, dann auf ihre Freundinnen usw. Wenn die Frau —
glücklicherweise kann man wohl sagen — bei uns daran gehindert wird, sich in das
öffentliche Leben zu mischen und sie hier alles den Männern überläßt, so ist sie doch
unumschränkte Herrscherin in ihrem Hause. Die Mutter nimmt bei uns im Herzen
ihrer Kinder stets den allerersten Platz ein. Ihre Söhne aber stehen im öffent-
lichen Leben, und da glaubt man im Abendlande, daß sie jedes Einflusses entbehre?!
Gewichtige Stimmen großer Männer auf der ganzen Welt werden häufig laut
und bezweifeln, daß es für die Nation ein Glück sei, wenn die Frauen zu viel Frei-
heit haben, wenn sie die Straßen und Salons beherrschen, während die Herren der
Schöpfung zu ihren gehorsamen Dienern werden — besonders in Amerika soll es
der Fall sein. Wenn ich beim Selamlik die strengen, herrschsüchtigen Gesichter
der zuschauenden Damen beobachte, so fällt der Vergleich leicht zugunsten der
unsrigen aus. Warum schelten die Okzidentalen über unsere Frauen? Hat wohl
die europäische Frau dieselbe Sittlichkeit wie die nnsrige, ist die Frau des Orients
treuer, hingebender und schöner, oder ist es die europäische? Bei uns gehört die
Frau ins Haus, gehört einem Manne allein, in Europa hat sie viel zu viel Frei-
heit, um noch weiblich zu bleiben. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was
über die Frauenwelt des Abendlandes in den Zeitungen und Büchern ;n lesen
steht, so kann man wahrlich den Mann dort bedauern.
Das Gift der europäischen Zivilisation.
Wehe über diese neuen Ideen, welche zu uns aus dem Westen kommen! Sie
sind eine große Gefahr für unser Land! Wenn ich sehe, wie glücklich sie sind,
diese gläubigen Moslems, glückliche Kinder auf dieser Erdenwelt, dann kann
ich mich nur mit aller Kraft dem neuen Geist, den uns Europa bringt, entgegen-
stemmen. Dieser europäische Geist vergiftet Seele und Gemüt unserer Gläubi-

gen. Bedauern muß man unsere Iungmannschaft, welche das Fieber der Zivilisation erfaßt hat und die in den fragwürdigen Gütern derselben ihr Heil sehen. Nur Skeptiker und Pessimisten vermögen diese Jungen mit ihren neuen Ansichten aus ihren Volks- und Religionsgenossen zu machen. Wahrlich der Islam ist dem Fortschritt nicht feindlich — aber von außen läßt sich keine Neuerung, so sie Wert haben soll, einpflanzen; es muß alles von innen heraus kommen.

Der Osmane und der Deutsche.

Wir „Türken" werden bisweilen die „Deutschen des Orients" genannt — im Gegensatz zu den „Franzosen der Levante", den lebhaften Griechen. Es ist wohl zutreffend, daß wir mit den Deutschen viele Charaktereigenschaften gemeinsam haben, und ist das ein Hauptgrund, weshalb wir uns zu ihnen immer wieder hingezogen fühlen. Ruhiges, zurückhaltendes Wesen, Langmut und Geduld sind beiden Völkern zu eigen, beide sind etwas schwerfällig; es dauert lange, bis wir warm werden, wir lassen uns mit Geduld lange „tortüren", dann schlagen wir aber umso kräftiger drein. So war es beispielsweise im letzten Kriege gegen Griechenland. Mut und Ehrlichkeit, Ritterlichkeit und Gastfreundschaft sind sowohl bei uns, wie in Deutschland zu Hause. Auch die Geschichte beider Völker weist so manches Gemeinsame auf. Die alten Kaiser der Deutschen wollten ihre Macht über die Alpen tragen und ersehnten ein Römisches Reich — meine Ahnen wollten ein Weltreich gründen, das von Indien bis nach Wien hinaufreichen sollte. Die Deutschen sowohl wie die Osmanen verzettelten dabei ihre Kräfte.

Osmanische Kunst und Literatur.

Wir Osmanen sollten uns bewußt werden, daß wir eine große alte Kultur besitzen, wir sollten weniger nach dem Westen schielen. Es ist nicht wahr, daß es uns an Originalität, wie in der Kunst, so in der Literatur, mangelt. Wir haben die Perser vielfach imitiert, aber trotzdem haben wir unseren eigenen Geist bewahrt. Die schönen Bauwerke unserer Architekten beweisen es; auch über 2000 Dichter und Dichterinnen zählt unsere Literatur. Wie reif und schön sind die Verse unserer großen Poeten wie Fasli, Lamii, Baki, dann der neueren — Galib, Pertew — bis zu Abdul HaN-Hamid und Kemal, wenn ich auch letzteren nicht immer anerkennen kann. — Auf dem naiven Alten müssen wir fortbauen und das Neue damit kunstvoll verschmelzen; unsere Kunstgewerbeschule, auch meine Teppichfabrik in Hereke soll sich hüten, fremde Formen in mißverstandener Weise nachzuahmen. Unsere Dichter sind ebenso auf falscher Fährte, wenn sie die französischen Werke als Vorbild nehmen. Nur aus dem Volke heraus, nur auf nationaler Basis müssen wir unsere Kunst und unsere Literatur aufbauen.

Schluß folgt.

Professor G. A. Leinhaas,
Bibliothekar im Ehrenamt weiland I. M. der Kaiserin Friedrich:

Kaiserin Friedrich im Lichte der Wahrheit.

Eine Entgegnung auf die „sensationellen" Enthüllungen in Gustav Freytag's Briefen an seine Gattin.

Hochgeehrte Redaktion!

Würde es mir vielleicht gestattet sein, in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu den „sensationellen" Enthüllungen in dem soeben erschienenen Buche „Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin", über gewisse Vorgänge am Hofe des Kaiserpaares Friedrich das Wort zu ergreifen, um die vielen darin enthaltenen Irrtümer und Schmähungen etwas unter die Lupe zu nehmen und dafür die Wahrheit an das Licht zu bringen.

Als die Kaiserin Friedrich im Jahre 1893 ihre Residenz dauernd in dem von ihr neuerbauten Schlosse Friedrichshof aufschlug, wurde ich gebeten, ihr bei der Neuordnung ihrer Kunstsammlungen und Bibliothek behilflich zu sein, aus welchem Auftrag dann bald eine ehrenamtliche Vertrauensstellung wurde, welche mich bis zum Tode der Kaiserin fast täglich in das Schloß Friedrichshof führte, wo ich dann regelmäßig längere oder kürzere Zeit, wie es die vorliegenden Arbeiten mit sich brachten, mit der hohen Frau zusammenarbeitete. — Ich hatte schon ältere Beziehungen zum Kaiserpaare Friedrich, zunächst in meiner früheren Stellung im Direktorium des Königl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin, welches ja eine Schöpfung des damaligen Kronprinzenpaares war. Auch hatte mir Kaiser Friedrich im Jahre 1883 gestattet, seine Reise nach Spanien von Genua aus in seiner Gefolgschaft mitzumachen.

Bei meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof nun ergab sich fast täglich auch die Veranlassung und Gelegenheit, die vorkommenden Tagesereignisse zu besprechen. Und da ich kein angestellter Beamter war, sondern vollkommen unabhängig nach jeder Richtung hin, so hat die Kaiserin Friedrich mir gegenüber auch wohl Gegenstände im Gespräch berührt, welche außerhalb meiner eigentlichen Tätigkeit im Schlosse lagen. Das Vertrauen, welches die Kaiserin Friedrich mir schenkte und welches sie mir unter anderem auch dadurch bewies, daß sie mir ihr Testament diktierte, war begründet, denn bis heutigen Tages habe ich geschwiegen, wenn ich auch Beweise dafür hatte, daß die meisten bitteren Anklagen und Schmähungen, sowie die leidenschaftliche Voreingenommenheit gegen die Mutter unseres Kaisers aus maßlosen Übertreibungen übelgesinnter Kreise entstanden waren. Denn im Laufe dieser vielen Jahre habe ich bei fast täglichem

Zusammenarbeiten das wahre Wesen dieser Kaiserin wohl studieren können, welches so wesentlich verschieden ist von der landläufigen Beurteilung. Man könnte einwenden, wessen Brot ich aß, dessen Lied ich singe. Davon ist aber bei mir nicht die Rede, da ich niemals auch nur den allergeringsten Gewinn aus meinem Ehrenamt bezogen habe und auch nie einen Dank dafür in irgend einer Form erbat, sondern ich zog mich nach dem Heimgang der Kaiserin Friedrich still zurück, ohne irgend etwas zu ambitionieren. Es gibt aber Fälle, wo Schweigen eine Schande wäre, und ein solcher Fall liegt hier vor.

Dieser Tage gelangte ein Buch in meine Hände, betitelt: „Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin". Über die 600 Seiten beanspruchenden Liebesbriefe des 70jährigen Freytag will ich hinweggehen und nur die ganz absonderliche Gesinnung Gustav Freytags gegen fast alle deutsche Fürsten und Fürstinnen, deren er in seinen Briefen Erwähnung tut, an den Pranger stellen. Ein Sozialdemokrat hätte nicht geringschätziger und wegwerfender schreiben können. — Die wiederholten Schmähungen gegen die Kaiserin Friedrich aber, welche sich wie ein roter Faden durch alle Briefe der Jahre 1887 und 1888 hindurchziehen, überschreiten jedes Maß. Man kann sehr wohl ein bedeutender, auch berühmter Dichter und Journalist sein und trotzdem bedenkliche Vorurteile haben. Fürstlichkeiten betrachten es wohl als eine Ehrenpflicht, Männern und Frauen, welche durch ihre Werke, sei es welcher Art, Anspruch auf allgemeine Anerkennung haben, Gunst- und Ehrenbezeugungen zuteil werden zu lassen, welche sich in Einladungen zu Hofe, in Ordens- und Titelverleihungen, auch wohl in gelegentlichen Handschreiben bei Jubiläen und dergl. kundgeben. Auch kommt es häufig vor, daß Fürstlichkeiten sich gern mit geistreichen Leuten unterhalten oder die sachverständige Meinung eines Fachmannes in einer wichtigen Angelegenheit hören wollen. Und es ist ja auch Tatsache, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm dem Schriftsteller Gustav Freytag Einsicht in seine Tagebücher gestattet hat. Und so entstand nach und nach ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und Gustav Freytag. Wenn nun ein solcher Mann, der von dem Kronprinzenpaaare geehrt und mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde, die dem Schriftsteller Gustav Freytag bei seinen Landsleuten und auch im Auslande ganz erheblich zur Folie seines Ruhmes dienten, sich dem Kronprinzenpaare gegenüber als einen diesem in Freundschaft ergebenen Mann hinstellt, während er sich Dritten gegenüber fortgesetzt voller Haß und Verachtung äußert, so mag die Welt urteilen, was man davon zu halten hat. —

Man sollte meinen, es sei der Beruf des gottbegnadeten Dichters, uns unsere volkstümlichen Helden und Idealgestalten in verklärtem Lichte vorzuführen, wie es mit der Königin Luise geschah. Auch Kaiser Friedrich hatte als Liebling des deutschen Volkes, als siegreicher Heerführer, als hochgebildeter kunstsinniger Fürst, und nachdem er noch die Märtyrerpalme errungen, wohl ein Anrecht auf eine

Huldigung durch unsere Geistesheroen, zu denen Gustav Freytag ganz gewiß auch gerechnet wird. Wir Deutsche, vielfach Idealisten und Schwärmer, brauchen solche Idealgestalten schon auf Erden und lassen uns gern durch sie begeistern. Und was finden wir in den Briefen von Gustav Freytag? Ein Zerrbild unseres ..Fritz", hingestellt als Pantoffelheld, Schwächling, nicht einmal eines eigenen Urteils fähig. Auf Seite 161 der Briefe Gustav Freytag's lesen wir: „Kaiser Friedrich hatte auch einen kleinen altfränkischen Kirchenglauben, ja er war von romantischer Gefühlsanlage und hätte unter der Herrschaft einer Glaubens» seligen ganz in religiöse Schwärmerei fallen können. Diese Weichheit nahm der ungläubigen Victoria oft den Rest der Geduld und zog ihm schlechte Behandlung zu."

Und auf Seite 184, wo von des früheren Hofmarschalls Normann Tod die Rede ist, heißt es: „Am größten war der Verlust für den armen Kaiser Friedrich, den diesem die Kronprinzeß um eines Dritten willen vor 4 Jahren zufügte. Denn mit ihm schied der Vertraute und Ratgeber von dem armen Herrn, der seitdem haltlos verkümmerte." —

Ich will nun aber dazu übergehen, einige der haßerfüllten Bemerkungen Gustav Freytag's über die Kaiserin Friedrich etwas tiefer zu hängen. Hier hatte er leichtes Spiel, denn eine Menge von Leuten hatte seit langer Zeit gegen die „Engländerin" Partei ergriffen.

Ich will Gustav Freytag selbst reden lassen, damit sich jeder Leser ein eigenes Urteil von diesem „Patrioten" und „geistigen Führer" des deutschen Volkes bilden kann, und will dann einige Erläuterungen hinzufügen, wie sich die von ihm erwähnten Tatsachen, die er nicht mehr direkt vom Hofe, sondern auf dem Umwege über Stosch und Normann u. A. erhielt, in Wirklichkeit zugetragen haben. Die Triebfeder zu seinen abschätzigen Äußerungen, besonders gegen die Kaiserin Friedrich, ist wohl zunächst in gekränkter Eitelkeit des Dichters zu suchen. Er fühlte, daß ihn die Kaiserin Friedrich mit ihrem scharfen Blick durchschaut hatte, und er fühlte sich daher nicht mehr ganz wohl in deren Nähe. Besonders schien ihn zu kränken, daß die Kaiserin Friedrich sich nicht mehr direkt an ihn wendete, sondern ihm durch ihren Obcrhofmeister schreiben ließ. Darum wollte Gustav Freytaa auch nicht, daß die Kaiserin-Witwe nach Wiesbaden, seinem Wohnort käme, weil er fürchten mußte, von dieser hohen Frau nicht mehr die Beachtung zu finden wie früher. Aber hören wir Gustav Freytag selbst: „Mir war eingefallen, ob es schicklich wäre, wenn ich Frau Victoria einen Kondolenzbrief schriebe. Es geschähe sehr ungern, denn ich bin äußerst unzufrieden mit ihr. Nötig ist es vollends nicht. Was ich über den Verstorbenen etwa zu sagen habe, bin ich dem Pnblikum eher schuldig als der Witwe, und sie selbst hat mir zuletzt nur durch Seckendorff geschrieben. Zuletzt habe ich für das bequemere Schweigen noch einen egoistischen Grund. Bändle ich wieder mit der obligaten

Versicherung von Anhänglichkeit usw. an, so wäre es nicht unmöglich, daß sie in ihrer jetzigen Vereinsamung und Verbitterung sich daran erinnerte, daß ich in besseren Tagen zuweilen ein Vertrauter war, und daß die Folge irgend eine unbequeme Anforderung wäre, wohl gar eine Entrevue auf dem Wege nach der Schweiz in Wiesbaden. Ich werde also wohl dem Rat meiner Trägheit folgen und die Stilübung nicht verfertigen."

So also sieht es mit der Gesinnung dieses guten Freundes des Kaiserpaares Friedrich aus, aber es kommt noch besser:

Seite 164 der Briefe G. Freytag's heißt es: „Unter den Gratulationstelegrammen war auch eines von Friedrichskron von Witwe Victoria. Sehr bedenklich und unwillkommen. Denn es bedeutet, daß die Kaiserin wieder anbändeln will, daß sie also zunächst in Deutschland bleibt und nach Wiesbaden gehen will. Meinen letzten Brief an Kaiser Friedrich hat sie offenbar unterschlagen."

Da faßt sich doch wohl jeder unwillkürlich an den Kopf und legt sich die Frage vor, ja ist denn das derselbe Mann, der uns dereinst so bedeutsame Werke beschieden hat? Wenn man nicht annehmen will, daß dieser 70jährige Dichter- und Jubelgreis durch seinen chronischen Liebesrausch allmählich an seinem Verstande gelitten hat, dann gibt es nur noch eine Erklärung. Um sich die Gunst seiner angebeteten „Ilse" zu erhalten, stellte er sich ihr gegenüber als einen Mann hin, der die Großen dieser Erde ganz nach Belieben in Ungnade fallen zu lassen vermochte. Eine Kaiserin Friedrich, die Königliche Prinzessin von England, hat nur den einen Wunsch, mit dem 70jährigen Schriftsteller Gustav Freytag anzubändeln, „dem Phrasenmacher und langweiligen Schwätzer", wie man auf Seite 71 seiner Briefe als Selbstkritik lesen kann. Wie ahnungslos dieser Mann war, geht daraus hervor, daß er von einer Vereinsamung der Kaiserin Friedrich spricht. Man muß nur den regen Verkehr erlebt haben, den die hohe Frau mit den zahlreichen Verwandten und zahllosen hochstehenden Leuten unterhielt. Wie oft war das geräumige Schloß bis zum Dachgeschoß voll besetzt mit Gästen. Auch alte, dem Kaiserlichen Hofe nahestehende Bekannte, geistliche Würdenträger, Diplomaten, Gelehrte, Künstler waren Logirrgäste im Schlosse. Fast täglich trafen fürstliche und andere Gäste ein. Und das soll Vereinsamung sein! Man sieht hieraus wieder ganz deutlich, daß G. Freytag über die Vorgänge am Hofe der Kaiserin Friedrich in keiner Weise mehr orientiert war, sondern nur ihm zugetragenen Klatsch kolportierte. — Sogar die Verleihung eines hohen Ordens, den wahrscheinlich die Kaiserin Friedrich, einen Tag vor dem Tode Kaiser Friedrichs, als noch ein gutes Verhältnis mit dem Dichter bestand, für diesen befürwortet hatte, dient dem selbstgefälligen Mann zu einer abfälligen Bemerkung über die Kaiserin: „Ich fürchte sekr, die Witwe hat ihre Hand auch hierbei auf bedenkliche Weise im Spiel."

Dann heißt es weiter auf Seite 172, daß ihn die Kaiserin Friedrich durch die Baronin Stockmar beauftragen ließ, er (Gustav Freytag) solle seine Erinnerungen an den teueren verstorbenen Kaiser, sein persönliches Verhältnis zu ihm und was er von ihm hielt und dachte, freundlich niederschreiben und der armen Witwe senden. —

„Grade so hat ihre Mutter, K. v. England, als Prinz Albert zu Tode gehetzt war, Kultus mit seinem Andenken getrieben und ihn literarisch zu verklären gesucht, ein Buch nach dem andern über ihn herausgegeben usw. Die Tochter hat noch besondere Gründe, diese Huldigung für den Toten in ihrer Hand zu behalten. Das Ansinnen ist sehr lästig, störend, widerwärtig. Ich kann dasselbe nicht zweimal und nicht ganz im Sinne der Witwe machen, werde mir also zu helfen suchen und Einiges davon in Gestalt eines Kondolenzbriefes an die Kaiserin schicken. Dieser Brief wird aber wieder die Folge haben, daß er dazu beiträgt, sie im Winter nach Wiesbaden zu ziehen. Und das wäre wieder sehr lästig. Nur sich von unseren Herren persönlich fern halten. Lange ist es mit diesen Herrschaften . . . ."

Man sieht aus diesem Briefe, daß es der Kaiserin Friedrich wohl darauf ankam, die Erinnerungen der früheren guten Bekannten Kaiser Friedrichs, zu denen ohne Zweifel auch Gustav Freytag gehörte, zu sammeln, daß sie aber nicht persönlich mit ihm zu tun haben wollte. Daher ließ sie ihm den Auftrag durch die Baronin Stockmar, also auf Umwegen, zugehen.

In allen vorstehend mitgeteilten Stellen aus Gustav Freytag's Briefen spürt man ordentlich seine Angst, die Kaiserin Friedrich könnte einen Winter in Wiesbaden, seinem Wohnort, zubringen und ihn, den gefeierten Dichter, vielleicht als qunntir6 ii^lisseadle behandeln. Auch auf Seite 181 kommt seine Furcht zum Ausdruck: „Jetzt liegt mir der Brief an die Kaiserin noch in den Gliedern. Ich möchte nicht, daß sie nach Wiesbaden käme usw." In dieser Weise äußert sich der ehemalige „Vertraute" und „Freund" des Kaiserpaares Friedrich! Klingt es da nicht wie der reine Hohn, wenn es am Schluß der Einführung bezw. Einleitung der Briefe Gustav Freytag's heißt:

„In drei Jahren feiert Gustav Freytag, ein höchst Lebendiger, seinen hundertsten Geburtstag. Man wird ihm Denkmäler setzen und wahrscheinlich sein Gedächtnis, seine Gestalt mit den pomphaften Huldigungen umgeben, die er selbst von sich fern zu halten wußte. Wenn wir ihn recht verstehen, wird das deutsch« Bürgertum vor allem in eine Prüfung eingehen müssen, ob es sich vor den klaren, blauen Augen seines besten Vorkämpfers rechtfertigen und behaupten kann."

Wer die Kaiserin Friedrich richtig beurteilen will, muß fest im Auge behalten, daß sie eine Engländerin war, wenn auch nicht durch Abstammung, so doch durch ihre ganze Erziehung und alle Eindrücke, welche sie von der Wiege an empfing. Ein Engländer und eine Engländerin aber geben ihre Nationalität nie auf und

»
bewahren sich ihre englische Gesinnung bis in das höchste Alter, ihr Nationalstolz erlaubt es ihnen nicht anders. Aber gerade die Deutschen sind darin vielfach anders veranlagt und entpuppen sich öfter in allen erdenklich«n Arten von Nationalitäten. Unrecht wäre es, von einer englischen Prinzessin etwas anderes zu verlangen, als was wir von unseren deutschen Prinzessinnen als selbstverständlich voraussetzen, daß sie auf einem ausländischen Thron unbedingt deutsch gesinnt bleiben. Und nehmen wir einmal an, die jetzige Kaiserin von Rußland, eine geborene hessische Prinzessin, hätte auch in ihrer neuen Heimat und am russischen Hofe deutsches Wesen, deutsche Sitten und die deutsche Sprache völlig beibehalten, dann würde man das in Deutschland ganz in Ordnung finden und sie höchlichst dafür loben und preisen. Und warum denn also bei uns so fremdenfeindlich gegen eine englische Prinzessin? Es haben doch wahrlich genug deutsche Prinzessinnen auf fremdem Thron gesessen und sitzen sogar heute noch, wie auch schon öfter englische Prinzessinnen auf einem deutschen! Die Kaiserin Friedrich war nun einmal eine Engländerin und blieb es bis zu ihrem Tode. Ich muß aber ausdrücklich betonen, daß sie auch ihr neues Vaterland von ganzem Herzen liebte und fortwährend bestrebt war, für dasselbe zu wirken. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Kaiserin Friedrich oft den Eindruck in Deutschland erweckte, England ihrer neuen Heimat vorzuziehen. Näherstehende wußten, daß das eine irrtümliche Meinung war. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Erklärung dadurch, — und ich lege großen Wert darauf, das hier nachdrücklichst auszusprechen — daß die Kaiserin im Gespräch stets auf der Seite der abwesenden Personen oder Parteien war. In Deutschland konnte sie nicht genug England loben und in England pries sie wiederum alles Deutsch« in allen Tonarten und als vorbildlich in jeder Beziehung. Das große, ihr innewohnende Gerechtigkeitsgefühl, gepaart mit Widerspruchsgeist, waren die Triebfedern zu dieser Eigenart, Abwesenden oft in übertriebener Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zu verteidigen; es verriet aber auch zugleich eine seltene Vornehmheit des Herzens und der Gesinnung.

Die Kaiserin Friedrich, als ältestes Kind der Königin Victoria, war nickt eine englische Prinzessin schlechthin, sondern sie führte den Titel einer „Prinzeß Royal", sie war die „Königliche Prinzessin", mit besonderen Vorrechten ausgestattet, und sie fühlte sich dadurch als die erste Prinzessin eines mächtigen Weltreiches mit sehr alter Kultur, und dieses stolze Gefühl hat sie nie verlassen. Zur Zeit, als die Prinzeß Royal von England nun den preußischen Thronerben heiratete, war England noch auf manchen Gebieten weiter vorgeschritten als Preußen, z. B. in der öffentlichen Gesundheitspflege und Volkswohlfahrt, in der Frauenfrage, ganz besonders aber auch im gesamten Kunstgewerbe, und das Bestreben der damaligen Kronprinzessin war einzig und allein darauf gerichtet, alles Gute und Vortreffliche ihrer Heimat bei uns einzuführen. Nur ihre Hast, die alte höhere

englische Kultur, von der sie durchdrungen war, dem deutschen Volke zu bringen, ließ sie so oft in einem falschen Lichte erscheinen.
Die zahllosen wohltätigen Anstalten zur Hebung und Besserung der Stellung der Frau, die vielfach mit dem Namen Victoria verknüpft sind, beweisen das. Die Kaiserin Friedrich hatte 42 Wohltätigkeits-Institute unter sich, zum größten Teil von ihr begründet und regelmäßig unterstützt. Besonders auch auf dem Gebiet der Krankenpflege im weitesten Sinne war die Kaiserin Friedrich erfahren und bewandert wie nicht viele Frauen. —
Was die Kaiserin auf diesen Gebieten, zunächst für Preußen, gewirkt und geschaffen hat, sollte doch wenigstens dankbar anerkannt werden. Vielleicht findet sich einmal eine berufene und mutige Feder, die diesen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läßt, denn Mut gehört dazu, gegen eine solche Flut von ungerechten Vorurteilen anzukämpfen.
Die Kaiserin Friedrich war aber zugleich auch das Muster einer guten Mutter und einer vorzüglichen Hausfrau. Es sollte doch nicht vergessen werden, daß sie in ausgezeichneter Weise und mit aufgeklärtem, man könnte fast sagen gut bürgerlichem Sinn, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Und wie verstand sie als Hausfrau die Küche und wie blitzte alles vor Sauberkeit und Ordnung bis in den entlegeichen Winkel ihres Schlosses. Und schon die einfache, schlichte Kleidung bewies die Anspruchslosigkeit bezüglich ihrer eigenen Person. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend war sie unermüdlich und emsig tätig, mit erstaunlicher Frische und eiserner Tatkraft, sich keinen Augenblick Ruhe gönnend. Nur Gustav Freytag ist natürlich anderer Ansicht, er schreibt: „Ihr fehlt bei sehr reicher Begabung gerade das, was einer Fran in schwieriger Lage Wert gibt, die Stätigkeit und Kraft." Nichts als Bosheit.
Aber auch auf jedem Gebiete menschlichen Wissens war sie zu Hanse, ganz gleich, ob es sich um Theologie, Philosophie, Geschichte, Literatur, Archäologie, Kunstgeschichte, Völkerkunde, Volkswissenschaft oder Gesundheitspflege handelte. Selten wohl besaß eine Fürstin ein gleich umfassendes Wissen wie sie. Selbst die schwierige Literatur über Volkswirtschaft hatte sie auf das sorgfältigste durchgearbeitet. Sie war auch ihr eigener Architekt und Gartendirektor. Ihre Schöpfung, Schloß Friedrichshof, beweist, wie si« auf dem weiten Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes zu Hause war. Auch die von ihr wieder hergestellte Burg Kronberg und die Stadrkirche daselbst zeigen ihr pietätvolles und einsichtiges Verständnis für die alte Bauweise. Und so könnte man auch noch ihre Begabung für Malerei und Skulptur erwähnen. Infolge dieser vielseitigen Begabung wirkte die Kaiserin Friedrich nach jeder Richtung hin anregend und fördernd. —
Man liest und hört wohl auch hier und da, sie sei eine gefürchtete nnd herztose Frau gewesen. Eine solche Äußerung wirkt wohl auf jeden, der die Kaiserin Friedrich näher kannte, direkt komisch. Ihr Gesicht konnte wohl gelegentlich,

wenn sie Grund zum Verdruß zu haben glaubte, etwas herbe und scharfe Züge annehmen, im Grunde ihres Herzens war sie durchaus menschenfreundlich und liebenswürdig. Sie sagte ihre Meinung ganz unverblümt heraus, wenn sie anderer Ansicht war, sie konnte aber eine abweichende Beurteilung ganz gut vertragen. Und obgleich ich mit großem Freimut stets meiner zuweilen entgegengesetzten Überzeugung Ausdruck gab, hat es in den langen Jahren meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof aber auch nie den leisesten Konflikt gegeben. — Während der gewaltigen Lebensstürme, welche im Dreikaiserjahr das Hoflager des Kronprinzen- — und späteren Kaiserpaares — durchbrausten, war es kein Wunder, daß die Kaiserin Friedrich im Ringen und Kämpfen mit den ihr auferlegten schweren Prüfungen und mit der Erfüllung der neuen an sie herantretenden Aufgaben vollauf beschäftigt, die Ideale der Jugend und der glücklichen Kronprinzenzeit zurückstellen mußte.

Als sie dann aber auf ihrem herrlichen Witwensitz die philosophische Ruhe des otiuin cum 6ißnitate wiedergefunden hatte, wurde die Gemütsstimmung der Kaiserin Friedrich wieder eine durchaus heitere und bewegliche, wie in den glücklichen Zeiten ihres Lebens. Sie entschuldigte die Fehler und Schwächen der Menschen, wo sie nur konnte, und wußte immer noch gute Seiten derselben herauszukehren. Nie duldete sie, daß in ihrer Gegenwart über irgend jemand etwas Nachteiliges gesprochen wurde. Und die Auffassung der Kaiserin Friedrich von Menschen und Dingen wurde von Jahr zu Jahr immer milder. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Leben auch Unangenehmes und Schwierigkeiten mit sich brachte; dieselben konnten aber immer nur ganz vorübergehend die Stimmung trüben. Eine leutselige Menschenfreundlichkeit war ihr eigen und in der ganzen Gegend des Taunus, wo ihr Schloß lag, dürfte sich wohl kaum jemand finden, der nicht den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, und wenn er sich auch nur in der Art ihres Grußes äußerte, empfunden hätte. Ein warmes Herz hatte die Kaiserin Friedrich auch für die armen und einfacheren Leute: „Ich wünschte, daß es Hunderttausenden armer Leute unendlich viel besser ginge, als es ihnen jetzt geht," sagte sie einmal. —

Der ganze Verkehr im Schlosse war auf einen edlen, liebevollen und herzlichen Ton gestimmt. Das gilt auch von dem Verkehr der Kaiserin Friedrich mit ihrer Dienerschaft. Es gab für jeden viel zu tun, da die Schloßherrin viele Aufträge erteilte; aber die Art, in der dieselben gegeben wurden, hatte etwas Gewinnendes, daß man sich mit Freuden an die Arbeit machte. —

Unzutreffend, wie so vieles, waren auch die Urteile, welche der Kaiserin Friedrich eine übertriebene Sparsamkeit nachsagten. Das Vermögen und die jährlichen Einnahmen der Kaiserin sind ganz bedeutend überschätzt worden und die Anforderungen, welche von allen Seiten an ihre Schatulle gestellt wurden, gingen in das Ungemessene. Die Erbschaft von der Herzogin von Galliera war

erheblich gcringer, als man allgemein meinte, und wurde für den Bau des Schlosses verwendet. Den ganzen Tag liefen Bittgesuche aus dem ganzen deutschen Reiche ein. War irgendwo der Familienvater gestorben oder trat eine Krankheit ein, sofort wendete man sich mit der Bitte um Unterstützung an die hohe Frau. Dabei war es so schwer, immer die richtige Auswahl zu treffen. Dann stellte die Kaiserliche Führung der Hof- und Haushaltung, dazu der viele Besuch, große Anforderungen an die Schatullen. Dazu kamen ganz erhebliche Ausgaben für Geschenke und Zuwendungen an die zahlreichen unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten, für Ehrengeschenke an die Regimenter, deren Chef sie war, dann für Kirchenbauten, für Notstände durch elementare Ereignisse hervorgerufen, für Reisen und dergleichen mehr. Und es gehörte ein wahres Talent dazu, allen Anforderungen in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Das ging aber alles nur die Hofverwaltung und den Schatullenchef an, die dafür verantwortlich waren, daß die jährlichen Einnahmen reichten. Und da sah es denn wohl die Kaiserin Friedrich als ihre Pflicht an, gelegentlich in sparsamer Lebensführung mit gutem Beispiel voranzugehen.

Auf politischem Gebiet war es nun der Kaiserin Friedrich Herzenswunsch, und sie arbeitete unaufhörlich an dessen Erfüllung, Deutschland mit England in die allerengste Verbindung zu bringen, also gerade an dem Problem, um das sich die größten Staatsmänner beider Staaten jetzt bemühen. Aber zu ihrem größten Schmerz war all ihr Mühen umsonst. —

In den sogenannten Enthüllungen Gustav Freytag's finde ich auch Hinweise auf ein wenig gutes Verhältnis unseres regierenden Kaisers zu seiner Mutter. Auch das bedarf einer berichtigenden Erläuterung. Wenn je ernsthafte Gegensätze vorhanden waren, so ergaben sich dieselben bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers auf die natürlichste Weise. Die Kaiserin Friedrich mußte nach dem Heimgang des Kaisers, ihres Gemahls, mit einem Schlage allen ihren Plänen, Hoffnungen und Wünschen entsagen; ihre bisherige Lebensarbeit, die Vorbereitung für ihre kaiserlichen Pflichten, war gegenstandslos geworden. Der Besitz einer Kaiserinnenkrone ging mit der Fülle der in ihr liegenden Macht für immer verloren. Das war neben dem Verlust eines geliebten Gemahls eine furchtbare Prüfung für eine so hochstrebende Fürstin. Es lag nun aber einmal in der Natur der Sache, daß alle Macht des Kaiser- und Königshauses sofort an ihren ältesten Sohn überging, sodaß sie gleichsam auch diesem Untertan wurde. Wollte die Kaiserin Friedrich z. B. auch nur das Protektorat einer Ausstellung übernehmen, so bedurfte es der Erlaubnis des jetzigen Familienhauptes. Da ist es wohl verständlich, daß sie erst einige Zeit brauchte, sich in so gänzlich veränderte Verhältnisse zu schicken. Aber nach und nach gewann eine gewisse philosophische Art alle Dinge zu beurteilen wieder die Oberhand und die Gegensätze milderten sich von Jahr zu Jahr, sodaß man wohl berechtigt ist, von

einem erneuten herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Sohn in den letzten Lebensjahren der Kaiserin zu sprechen. Dafür gibt es unzählige Beweise und noch mehr Augenzeugen. Der Kaiser hat jede nur denkbare Gelegenheit benutzt, seine Kaiserliche Mutter zu ehren, auszuzeichnen und ihre mancherlei Wünsche zu er» füllen.

Auch die Liebe zu ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich, wurde hier und da in Zweifel gezogen, und mit großem Unrecht. Im Hause des damaligen Kron- prinzen herrschte allezeit ein herzliches, inniges Familienverhältnis. Die sonnige, strahlende Freundlichkeit unseres „Fritz" im Kreise seiner Lieben zeugte für sein Familienglück. Und die aufopfernde, hingebende Pflege seiner Frau an seinem Krankenlager bei Tage und bei Nacht durch länger als ein Jahr hindurch sind ein Beweis für ihre treue Gesinnung gegen ihn. Wie unzählige Male gedachte die Kaiserin mir gegenüber der glücklichen Zeiten an der Seite ihres Gemahls. Jeder Gegenstand, der dem Kaiser dereinst gehört und seinem Gebrauch gedient hatte, ja selbst jedes Schriftzeichen von ihm, und sei es nur eine kurze Notiz mit Bleistift geschrieben oder nur ein Datum von seiner Hand, war ihr teuer. —

Und nun vergleiche man mit dieser wahrheitsgetreuen, den meisten von uns Älteren durchaus bekannten Darstellung des Verhältnisses zwischen Kronprinz Friedrich Wilhelm und seiner „Vicky" (Victoria) die Art, wie Gustav Freytag diese herzlichen Familienbeziehungen aus unfreundlicher Gesinnung zu verunglimpfen sucht. Eine gelegentliche Verstimmung und Gereiztheit am Kran- kenlager Kaiser Friedrichs bauscht er zu einer hochdramatischen Szene auf, natür- lich auch nur, um über die Kaiserin Friedrich wieder etwas Nachteiliges sagen ;u können.

Aber nicht nur weil man in der Kaiserin Friedrich die Engländerin haßte, wird sie auch nach ihrem Tode noch arg geschmäht, sondern besonders noch des- wegen, weil man ihr den englischen Arzt Mackenzie nicht verzeihen will. Die peinlichen Vorgänge am Krankenlager Kaiser Friedrichs lagen einige Jahre vor dem Beginn meiner Tätigkeit im Schlosse Friedrichshof und will ich mich daher nur ganz kurz damit beschäftigen. Es muß der Wahrheit gemäß ausgesprochen werden, daß die Kaiserin Friedrich stets die bedeutende Tüchtigkeit der deutschen Ärzte schätzte, mit denen sie bei so vielen Gelegenheiten zusammengearbeitet hat, nur fügte sie einmal hinzu: „Mackenzie hatte eine so bezaubernde Art mit Kranken umzugehen und ihnen Mut zuzusprechen, die dem armen Kaiser so unendlich wohl tat, daß er nicht von ihm lassen wollte." Die Kaiserin versprach sich von einer Operation nicht viel und selbst Gustav Freytag gibt in seinen Briefen zu, daß die Operation natürlich auf Leben und Tod ging und im günstigsten Falle den gänz- lichen und dauernden Verlust der Stimme zur Folge gehabt hätte. Mackenzie hatte wohl erkannt, daß es dem Kronprinzen unbedingt darauf ankam, den Kaiser- thron zu besteigen. Gustav Freytag nennt diesen Wunsch in seiner Art, eigene

Gedanken Anderen zu unterlegen, „die krankhafte Sehnsucht nach dem Glanz der Majestät", und so richtete Mackenzie seine Behandlungsmethode dementsprechend danach ein, indem er die gefährliche Operation vermied. — Jene beklagenswerten Vorkommnisse im Krankenzimmer des armen Märtyrerkaisers, welche, wie schon vorher bemerkt, über Gebühr aufgebauscht worden sind, können billiger und gerechter Weise nicht der Person der Kaiserin Friedrich zur Last gelegt werden.
Man möge sich nur einmal ohne Voreingenommenheit die begleitenden Umstände vor Augen führen. Ein todkranker Kaiser auf dem Schmerzenslager, der, des Gebrauches der Stimme beraubt, seine Befehle und Wünsche nur mühselig der Umgebung auf in der Eile hingeschriebenen Zetteln übermitteln konnte. Daraus entstanden schon zahllose Mißverständnisse und Schwierigkeiten, die den Kranken erregten. Und so kam es, daß es bei der durch stete Sorge, Nachtwachen, Überhäufung mit Geschäften aller Art und sonstigen Aufregungen recht angegriffenen Umgebung des Kaisers Friedrich wohl hier und da Meinungsverschiedenheiten gab, wie das in ähnlichen Fällen in jeder Familie vorkommt, und die gewiß nicht weiter tragisch zu nehmen waren. Man sollte auch bedenken, welche übermenschliche Arbeitslast auf der Kaiserin Friedrich in diesen unglücklichen Zeiten ruhte. Denn draußen vor der Tür des hohen Kranken, da pochte die Ungeduld derer, die auf direktem oder indirektem Wege Einfluß auf den Träger der Kaiserkrone erlangen wollten. Dazu kam die Erledigung wenigstens der wichtigen Rcgierungsgeschäfte, ein Gehen und Kommen von Fürstlichkeiten, hohen Staatsmännern, Militärs, Ärzten und vielen anderen in großer Zahl. Die Kaiserin Friedrich sagte einmal zu mir, als die Rede auf diese schreckliche Zeit kam: „Ich war damals nahe daran, wahnsinnig zu werden." —
Und so hat die Kaiserin Friedrich in ihrem Leben, wie eö ja gerade bedeutenden Fürstinnen so oft ergangen ist, mancherlei falsche Beurteilungen und üble, gänzlich unbegründete Nachrede erdulden müssen. Zuweilen äußerte sie wohl den Wunsch, ich möchte doch einmal einen Artikel schreiben, um solche verletzende und unwahre Behauptungen zurückzuweisen, aber der Gedanke, dadurch vielleicht wiederum neue Äußerungen zu veranlassen und Erregung in der Presse hervorzurufen, brachte sie dann wieder davon ab.
Hiermit möge es nun sein Bewenden haben, man muß geduldig abwarten, bis dereinst einmal die Kaiserin Friedrich eine gerechtere Beurteilung erfahren wird, als bisher. Vielleicht finden sich in der Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Generation noch etliche Leute, die diesem unglücklichen Kaiserpaare die Treue gehalten haben und den Mut besitzen, gegen das Übermaß von Vorurteilen anzukämpfen und dessen viele gute und edle Eigenschaften und Verdienste zu öffentlicher Anerkennung und Würdigung zu bringen.
Zu den Imponderabilien aber, welche bessere Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen erzeugen könnten, gehört auch, daß man endlich aufhört, die
/

in England hochgeschätzte Prinzeß-Royal bis über das Grab hinaus mit Schmä-
hungen zu überhäufen. Und man vergesse nicht, daß hinter der Kaiserin Friedrich
das englische Volk steht, welches die dieser zugefügten Kränkungen wie eigene
Kränkungen empfindet. —
Und gerade uns Deutschen war ja das Kronprinzenpaar in gesunden Tagen
ein Symbol freierer Denkungsart und fortschrittlichen Geistes und darum waren
beide auch die Hoffnung aller Freunde einer freiheitlichen Entwickelung gewesen.
Man sollte sich auch erinnern, daß die Kaiserin Friedrich derselben tückischen
Krankheit, nur in anderer Gestalt, erlag, wie ihr hoher Gemahl. Sie hat ge»
litten wie eine Märtyrerin, mit seltener Seelengröße und Selbstüberwindung.
Nie kam eine laute Klage über ihre Lippen, sie ertrug die qualvollsten Schmer-
zen mit größter Geduld und Ergebung. Volle zwei Jahre hat dieser furchtbare
Kampf mit der schrecklichen Krankheit gedauert. Darum lasse man diese Fürstin
nun endlich ruhen, nach einem tatenreichen, segensvollen Leben voller Mühe und
Arbeit, herben Schicksalsschlägen und bitterster Enttäuschung. Was sie in ihrer
Stellung Großes gewollt, bleibt ihr Verdienst, unbeschadet ob Erfolg ihr be-
schieden war. —

Wilhelm Georg:

Die Welfen.

Kurze Betrachtungen zur Verlobung der Prinzessin
Viktoria Luise mit dem Herzog Ernst August zu Braun-
schweig-Lüneburg.

Wer die Gmundener Hochzeit mitgemacht hat, die der Herzog von Cumber-
land vor 13 Jahren seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Marie Louise, Her-
zogin zu Braunschweig-Lüneburg, herrichtete, die von dem präsumtiven badischen
Thronfolger Prinz Mar als Gemahlin in das stille Palais des Prinzen Wilhelm
von Baden in Karlsruhe geführt wurde, erkannte an dem Milieu in dem
romantischen Schloß am Traunsee, daß diese Hochzeitsgesellschaft nicht analog
derjenigen zusammengesetzt war, die man sonst an deutschen Fürstenhöfen findet.
Das preußische Element war so ziemlich ausgeschaltet. Nur die weiße
Garde du Corps-Uniform des prinzlichen Bräutigams und seiner beiden Regi-
mentskameraden erinnerten daran. Sonst sah man nur österreichisch« und dänische
Uniformen. Ein Stück Weltgeschichte zog an dem vorüber, der die illustre Schar
betrachtete, die um den Traualtar in der kleinen Gmundener Stadtkirche stand:

Der Herzog von Cumberland in der österreichischen Oberst-Uniform mit dem leidenden Zug in dem blaßgelben Antlitz, der Sohn des nach dem Tage von Langensalza depossedierten blinden Königs der Hannoveraner, neben ihm der greise Dänenkönig, der 1864 die derbe Lektion von Preußen erhielt, an seiner Seite Kaiser Franz Josef in der Uniform seines Deutschmeister-Regiments mit de» Wunde von Königgrät z im Herzen, einen Schritt weiter — des Dänenkönigs Tochter Thyra, die die greise Königin Marie von Hannover, bis an ihr Lebensende die unversöhnliche Feindin Preußens, stützte. Der damals noch lebende Erbprinz Georg Wilhelm führte nach Schluß der Zeremonie die Greisin mit dem kostbaren Perlendiadem aus der Kirche. Der Jüngling, dem man die Spuren einer eben überstandenen Krankheit ansah, trug österreichische Leutnantsuniform, sein Bruder Ernst August, heute der glückliche Berliner Bräutigam — damals ein Knabe von 13 Jahren — wurde mitten in einer Gruppe dänischer und österreichischer Hofwürdenträger sichtbar. Zwischen diesen an deutschen Fürstenhöfen seltenen Uniformen leuchteten die roten Röcke der Hannoverschen Ritterschaft, die zum Ehrendienst an dem Hofe ihres depossedierten Königs befohlen war, wie flammende Zeichen auf. Nur eine Gruppe repräsentierte die n eu e Z e i t, die sonst an diesem Hofe spurlos vorübergerauscht zu sein schien: das badische Großherzogspaar! Stolz und aufrecht hatten sich der greise Großherzog von Baden mit seiner Gemahlin, der Tochter Kaiser Wilhelms des Ersten, neben dem Altar postiert, hinter ihnen Sohn und Tochter, damals das badische Erbgroßherzogspaar. Aber auch hier eine Erinnerung an 1866, das den Legitimisten so viel Kopfzerbrechen macht! Die Gemahlin des damaligen Erbgroßherzogspaares ist eine Tochter des letzten Herzogs der Nassauer, der, nachdem sein „blaues Ländchen" längst von Preußen annektiert worden, noch einmal als luremburgischer Großherzog mit Krone, Zepter und Stern spielte . . .

In dem herzlichen Verkehr der Fürstlichkeiten untereinander verspürte der Beobachter kaum, daß die Grenzen der Länder des einen oder des anderen vierunddreißig Jahre vorher von einer eisernen Hand ausgelöscht waren. Im Gegenteil: die badischen Herrschaften schienen es als den ersten Schritt zur Lösung einer schwierigen oder delikaten Frage zu begrüßen, daß eine Tochter des alten Welfenhauses einem zukünftigen deutschen Bundesfürsten die Hand zum Bunde fürs Leben reicht. Noch sehe ich die milde, gute Großherzogin von Baden an dem Portale des „Hotels Vellevue" auf einen neben mir stehenden englischen Geistlichen zueilen und überglücklich ausrufen: „Aarie I^ui»e i» beanHiu! aus ölax 1» uappv . . .!"

Ganz langsam und dem Fernstehenden unbemerkt vollzog sich dann (durch Vermittelung des Prinzen Mar) eine Annäherung des Welfenhauses an das Haus Hohenzollern. Gar manchmal schien es, als ob geheimnisvolle Mächte am Werke seien, die jede Versöhnung im Keime ersticken wollten. Schon einmal im Jahre

1902 (im Dezember) war eine Versöhnungsaktion, die der damalige preußische Minister von Hammerstein-Lorten nicht ohne stilles Mitwissen des Gmundener Hofes einleitete, gescheitert. Und doch war der Kaiser zum Frieden bereit. Ich lasse die Aufzeichnungen folgen, die ich mir über einen Besuch, den ich am 24. Dezember 1902 in Burgdorf bei dem damaligen braunschwei» gischen Gesandten in Berlin Baron von Cramm gemacht:
Der Gesandte erklärte mir, daß tatsächlich, wie er von einer wohl infor- mierten Persönlichkeit wisse, durch den Freiherrn von Hammerstein-Lorten Sondierungen stattgefunden hätten. Natürlich pflegten die hohen Herrschaften ihre Aufträge nicht in so bestimmter Form zu erteilen, wie man im Publikum anzunehmen geneigt ist! Von einer bestimmten Direktive, die man dem Herrn von Hammerstein gegeben, könne also nicht gut die Rede sein, wohl aber müsse man annehmen, daß Herr von Hammerstein mitWissenundNillendes Herzogs gehandelt habe. Aber alles das, was Herr von Hammerstein etwa erreicht, sei zu Wasser geworden, durch das eben von der Presse veröffentlichte Handschreiben des Herzogs von Cumberland an den Landgerichtspräsidenten Dedekind in Braunschweig. Diesen Brief, in dieser schroffen Form, verstehe eben niemand. „Wir waren, so meinte Freiherr von Cramm, alle überrascht."
Zur Orientierung über dieses Handschreiben bemerke ich, daß sein Schluß- satz folgende Fassung hatte:
„An der Auffassung, daß mein und meiner Nachfolger Recht durch eine 2er- meintliche tatsächlich« Behinderung nicht beeinträchtigt werden kann, halte ich fest."
Ein wertvolles Präludium zu diesem Herzogsbrief bildet ein mir vier Jahre früher von dem Kabinettschef des Herzogs von Cumberland, Wirkl. Geh. Rat vonder Wense übermitteltes Schreiben, das die Antwort auf eine von mir an den Her- zog gerichtete Bitte, sich über die braunschweigischc Thronfolge zu äußern, dar- stellt. In diesem Antwortschreiben lautete der Schlußsatz, daß eine Änderung in der Stellungnahme des Hrezogs seit seiner Erklärnng vom 2. November 1884 nicht eingetreten sei.
Die Zeit hat unterdessen manches vernarben lassen, was damals wie eine Wunde aussah. Und was damals dem Herrn von Hammerstein oder dem ver- blichenen König von Dänemark, der sich wiederholt während der Anwesenheit des Herzogs auf Schloß Bernstorff im Sinne der Versöhnung bemühte, nicht mög- lich gewesen ist, läßt sich heute bei den engen verwandtschaftlichen Beziehungen ge- wiß eher erreichen. Man sagt, der Herzog könnnc deshalb keinen formellen Ver- zicht auf Hannover leisten, weil ihn ein seinem sterbenden Vater gegebenes Ver- sprechen daran hindere. An dieses Versprechen wollte mein verstorbener Freund von Cramm nicht glauben. Erz. von Cramm hat mir nicht einmal, sondern wiederholt erklärt, überzeugt zu sein, daß ein solches Versprechen nie gegeben worden ist.

Er sei mit einem Herrn intim befreundet gewesen, der in dem Todesjahr des Königs von Hannover häufig in dessen Nähe weilte und der nie von einem solchen Versprechen gehört.
Wer des Herzogs zähe Denkungsart kennt, die heute, gottlob, mehr geschätzt wird wie in den Jahrzehnten zuvor — (auch von den Gegnern) —, der weiß, daß es dieses „Versprechens", das mehr eine romantische Erfindung als ein tatsächliches Vorkommnis sein mag, nicht bedarf, um ihn an seine Aufgabe zu mahnen. Die Lösung dieser Aufgabe erblickte der Herzog noch vor wenigen Jahren — wie er selbst sich ausdrückte — in einer „Fügung des Himmels!"
Herzog Ernst August hat sich nie von dem Gedanken leiten lassen, seine Rechte energischer zu verfechten, als er es mit seinem Gewissen als deutscher Fürst, der sein deutsches Vaterland über alles liebt, vereinbaren konnte; ebensowenig hat er auch nie versucht, die Erziehung seiner Söhne in einem gegen Preußen gerichteten Sinne zu beeinflussen. Auf die Frage des Hauslehrers seiner Kinder, ob er (der Herzog) im Geschichtsunterricht gewisse Direktiven geben wolle, antwortete der Herzog: „Ich wünsche nur, daß meine Kinder erfahren, was meine Vorfahren für Hannover getan haben."
Deswegen meine ich, soll man den Sohn Georgs des Fünften nicht zu einer papierenen Verzichtserklärung drängen. Man soll den Herzog damit in Ruhe lassen, soll seine Gesinnung ehren und ihm nicht imputieren, daß er die Uhr rückwärts drehen will. Das Milieu der Karlsruher Verlobungstage ist heute ein a n der es als das vor 13 Jahren in Gmunden. Was soll da ein Dokument auf Holzpapier? —
In der Gruft der Welfenherzöge zu Braunschweig ruhen die sterblichen Überreste von sieben Herzögen, die alle für Preußen ihr Blut verspritzt haben. Das sind — Dokumente, die jeden Zweifler beschämen müssen.

Dr. C. Mühling:
Alberto Pansa.
Wenn es den Mitlebenden, die keine Kenntnis von den zeitgenössischen Akten der Staatsarchive haben, kaum möglich ist, das Lebenswerk der Diplomaten richtig zu werten, die nicht als Minister im Brennpunkte der Politik ihres Landes stehen, sondern seine Interessen bei fremden Regierungen vertreten, so ist diese Aufgabe dem Staatsmanne gegenüber ganz besonders schwer, dem diese Zeilen gelten. Denn während seiner ganzen fast ein halbes Jahrhundert umspannenden Tätigkeit im Dienste seines Staates ist er von einer wohl bedachten und absichtlichen Scheu vor der Öffentlichkeit beseelt gewesen. Diese Scheu entsprang keiner falschen Bescheidenheit, sondern seiner auf reichen Erfahrungen beruhenden Auffassung von den Pflichten des diplomatischen Berufs. Er ist von der Überzeugung tief durchdrungen, daß Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nicht im hellen Lichte der Öffentlichkeit errungen werden können, daß sie sich in den Kabinetten der Minister, in den Arbeitszimmern der Botschaften und der Gesandten in voller Unabhängigkeit von den Strömungen der öffentlichen Meinung vorbereiten müssen, die von tausend Zufällen und sehr häufig von Menschen erzeugt und beeinflußt werden, denen alle Vorbedingungen für die sachgemäße Beurteilung einer politischen Situation fehlen. Solche Überzeugung mag in konstitutionellen Staaten veraltet erscheinen. Aber es scheint mir nicht schwer zu sein, ihre Richtigkeit nn der Hand geschichtlicher Tatsachen zu beweisen. Im Lande Pansas war sie die Überzeugung der alten Schule und zu ihrer Rechtfertigung läßt sich nichts Schlagenderes sagen, als daß diese Schule die Schule Cavours war. In Wirklichkeit sind die Grundsätze dieser Schule durchaus nicht veraltet. Sie werden auch von den „Modernsten" nur zum Schein verurteilt.
Und selbst die berühmte Offenherzigkeit Bismarcks, in der man gedankenlos ein ganz neues und siegreiches Prinzip staatsmännischer Kunst verherrlicht hat, war kein allgemein gültiger Grundsatz, sondern nur ein auf ganz bestimmte politische Situationen berechnetes Mittel seiner auswärtigen Politik.
Von dieser Überzeugung durchdrungen hat es Alberto Pansa immer fast ängstlich vermieden, im Rampenlicht der politischen Bühne zu erscheinen. Seine Tätigkeit spielte sich hinter den Kulissen ab. Nur wenige Eingeweihte erfuhren etwas von den diplomatischen Erfolgen, an denen seine lange Dienstzeit wahrlich nicht arm war. Und bis in diese letzten Tage vor seinem Abschied vom öffentlichen Leben ist sein Name kaum in den Tageszeitungen genannt worden. Auch diese Zeilen über ihn würden nicht erscheinen, wenn sie nicht in dem Augenblick geschrieben würden, in dem er im Begriffe steht, aus dem diplomatischen Dienst zu

scheiden, um auf seinem Gut in der Nähe von Reggio fern von den Geschäften der
Welt die lang ersehnte und wohlverdiente Muße zu genießen.

Alberto Pansa hat seine Jugend unter dem begeisternden Eindruck der bei-
spiellosen Erfolge Cavours verlebt. Er besuchte die Universität seiner Vaterstadt
Turin, als in jener denkwürdigen Parlamentssitznn», des 14. März 1861 das
Königreich Italien geboren wurde. Wer die nie wiederkehrenden Jahre der Auf-
erstehung in der nächsten Nähe des großen piemontesischen Staatsmannes mit
empfänglichem Herzen verlebte, in dem mußten sie nachklingen bis ins Greisen-
alter. Als er vier Jahre später in den diplomatischen Dienst eintrat, da leitete
nach dem Sturze des Ministeriums Minghetti, das ein Opfer der September-
konvention, jenes merkwürdigen Vertrages, geworden war, der unter dem Scheine
eines ewigen Verzichtes die Eroberung Roms vorbereitete, der General Lamar-
mora Italiens auswärtige Politik. Aber diese Politik war noch von dem frischen
Lufthauch der Überlieferungen durchweht, die Cavour seinem Vaterlande hinter-
lassen hatte. Nach der üblichen Lehrzeit im Ministerium, während deren das Ein-
heitswerk durch die Verlegung der Hauptstadt nach Rom gekrönt wurde, bezog
Pansa seinen ersten diplomatischen Posten im Auslande als Gesandtschaftssekretär
in Athen. Fast seine ganze staatsmännische Laufbahn hat sich seither im Orient
abgespielt. In Bukarest, in Belgrad, und als Konsul in Budapest hat er Einblick
in die verwickeltste und schwierigste Frage der europäischen Politik gewonnen, in
die Frage, die gerade in diesen Tagen wieder die Welt bewegt und ihn bis in die
letzten Stunden seiner amtlichen Tätigkeit beschäftigt hat. Wohl wegen seiner
auf diesem Posten erworbenen Sachkenntnis wurde er im Jahre <880 der
italienischen Botschaft in Berlin attachiert, um an der Konferenz teilzunehmen,
die dort auf Veranlassung Gladstones zur Regelung der griechisch-türkischen
Grenzfrage stattfand. Den ersten leitenden Posten bekleidete er als Gesandter
in Peking. Dann wurde er als Generalkonsul nach Kairo versetzt und trat im
Jahr 1895 als Botschafter in Konstantinopel in einem Augenblick hoher politischer
Spannung auf jenen gefährlichen Boden, auf dem die diplomatische Intrigue
blüht wie auf keinem anderen, und auf dem er zum Meister in seinem Beruf
heranreifte. An der Spitze des italienischen Ministeriums stand damals Fran-
cesco Crispi. Unter allen Staatsmännern Europas gab es kaum einen größeren
Türkenfeind als ihn. Dazu hatte nicht nur das albanesische Blut ihn gemacht,
das in seinen Adern floß, sondern die Weltanschauung, die seine ganze politische
Laufbahn bestimmte, und die sich gegen die grausame Willkürherrsclvaft Abdul
Hamids mit der ganzen Glut der Leidenschaft auflehnen mußte, deren die feurige
Seele dieses Sizilianers fähig war. Als Pansa sein Amt in Konstantinopel an-
trat, da hallte ein Schrei der Empörung über die blutige Niedermetzelung der Ar-
menier, die auf Anordnung des Kalifen verübt worden war, durch das ganze libe-
rale Europa. Es war gewiß eine schwierige Aufgabe, in einem solchen Augen-

blick bei der Hohen Pforte die Politik eines Mannes zu vertreten, dessen Zorn durch diese Grausamkeiten zu hellen Flammen entfacht worden war. Pansa hat sie in mustergültiger Weise gelöst. Er hat in den zahlreichen Botschafterkonferenzen, die in jenen bewegten Zeiten sich mit den inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches beschäftigten, die Stimme Italiens wirksam zur Geltung gebracht und in der geschicktesten Weise die weitgehenden Forderungen seines empörten Ministers mit der türkenfreundlicheren Haltung der verbündeten Zcntralmächte in Einklang zu bringen gewußt.

Vor eine neue schwere Aufgabe stellte ihn der Ausbruch der Revolution auf Kreta im Jahre 1897 und der griechisch-türkische Krieg, den sie zur Folge hatte. Das Geschwader der europäischen Mächte, das im Februar 1897 nach Kreta geschickt wurde, stand bekanntlich unter dem Oberbefehl des italienischen Admirals Canevaro. Und die von dem vereinigten Europa gegen die griechischen Revolutionäre zu ergreifenden Maßregeln wurden von den Botschaftern in Konstantinopel angeordnet. Die öffentliche Meinung Italiens begeisterte sich für die griechische Freiheitsbewegung, und zahlreiche Freiwillige eilten auf den Kriegsschauplatz. Aber das Konzert der europäischen Mächte hielt die Stunde noch nicht für gekommen, die Zerstückelung der Türkei in die Wege zu leiten, und Italien konnte und wollte um seiner wichtigeren europäischen Interessen willen das Einvernehmen nicht stören. Wie beim Ausbruch des Balkankrieges war auch damals der Status quo das „uoli me tauFere" der Diplomatie. Mit besserem Erfolge wurde er aufrecht erhalten als in der letzten Phase der Entwicklung der orientalischen Frage, die wir schaudernd miterlebt haben. Aber es wurde der Insel des Minotaurus wenigstens die Autonomie unter der Regierung eines griechischen Prinzen gegeben, und die Aufrechtcrhaltung des geschaffenen Zustandes den vi« im Mittelmeer am meisten interessierten Mächten anvertraut. Zu ihnen gehörte natürlich auch Italien. Die Ordnung der kretensischen Frage und die Bestimmungen des Friedens mit Griechenland wurden den Botschaftern der Mächte in Konstantinopel überlassen, und Pansa hat an der Lösung dieser dornenreichen und verwickelten Aufgabe in hervorragender Weise mitgearbeitet. Ein sechsjähriger Aufenthalt am goldenen Horn hatte ihn zum gründlichsten Kenner der orientalischen Frage unter den italienischen Diplomaten gereift. Er wurde deshalb als der geeignetste Mann bettachtet, um die mit dieser Frage zusammenhängenden Pläne Italiens an der Stelle vorzubereiten, die in erster Linie für sie gewonnen werden mußte, wenn der Erfolg ihnen blühen sollte. Er ging im Jahre 1901 als Botschafter nach London nnd hat sich dort fünf Jahre lang fast nur mit afrikanischen Angelegenheiten zu beschäftigen gehabt. Zuerst hat er die Auseinandersetzung über den italienischen Kolonialbesitz an der Ostküste Afrikas zu glücklichem Ende geführt. Dann aber hat er jenen wichtigen Vertrag zum Abschluß gebracht, in dem England sich verpflichtete, Italien in Tripolis freie Hand zu lassen.

Es war der erste Schritt auf dem Wege, der zum Frieden von Ouchy führen
sollte.
In London hat er auch die Politik Italiens während der ersten Phase der
marokkanischen Streitigkeiten vertreten. Während der Konferenz in Algesiras
ist Italien bekanntlich durch seine über Tripolis geschlossenen Verträge mit Frank-
reich und England in eine außerordentlich schwierige Situation geraten. Der
Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, an dem alle Schleier fallen können, die jene
Vorgänge noch verhüllen. Pansa hat jedenfalls auf seinem wichtigen Posten in
London die Pflichten, die der von ihm selbst zum Abschluß gebrachte Vertrag seinem
Vaterlande auferlegte, mit denen, die der Dreibund von ihm erheischte, in Ein-
klang zu bringen gesucht.
Als er am 1. Januar 1907 als Botschafter an den Hof von Berlin kam,
da begegnete er nicht sowohl bei der Regierung als im Publikum jener noch heute
immer wieder auftauchenden Ansicht, daß Italien auf jener Konferenz seine Bünd-
nispflichten verletzt habe. Die Behauptung, daß Visconti-Venosta, Italiens Ver-
treter in Algesiras, eine Deutschland feindliche Politik getrieben habe, ist zur un-
ausrottbaren Legende geworden und hat bis in die neueste Zeit einen Schatten
auf das Bündnis der beiden Mächte geworfen. In der Tat hat Visconti-Venosta
nur ein einziges Mal in einer rein formalen Frage von nebensächlicher Bedeutung
mit Frankreich gegen Deutschland gestimmt. Im übrigen hat er, wie die eigen-
tümliche, durch den Vertrag von 1904 und durch Italiens schwer wiegende MIttel-
meerinteressen geschaffene Lage es ihm geboten, nach Kräften an einer Versöhnung
zwischen dem Bundesgenossen und dem befreundeten Nachbar gearbeitet, und für
diese seine Tätigkeit auch die ausdrückliche Anerkennung des Fürsten Bülow ge-
funden.
Während der sechs Jahre seiner Tätigkeit in Deutschland hat Alberto
Pansa mit unermüdlicher Zähigkeit für die. Aufrechterhaltung der freundschaft-
lichen Beziehungen zwischen den beiden Verbündeten gewirkt. Beim Ausbruch des
tripolitanischen Krieges ist ihm diese Aufgabe durch die Haltung der Presse in
beiden Ländern erschwert worden. Die in dieser Zeitschrift zur Bekämpfung der
italienfeindlichen, den Dreibund bedrohenden Stimmung eingenommene Haltung
hat er freudig begrüßt. Zwischen den Regierungen der verbündeten Staaten hat
auch in dieser Epoche des Aufschwungs des dritten Italiens immer das beste Ein-
vernehmen geherrscht. Die frohe Genugtuung, mit der auch die öffentliche Mei-
nung in Deutschland die Erneuerung des Dreibundes begrüßt hat, ist ein Beweis
dafür, daß die Verstimmungen, die während des afrikanischen Eroberungszuges in
den Zeitungen zum Ausdruck kamen, überwunden sind. Die Erneuerung des Drei-
bundes ist ohne Zweifel durch die Entwicklung, welche die orientalischen An-
gelegenheiten in den letzten Monaten genommen haben, auf das wirksamste ge-
fördert worden. So ist auch die Krönung und der Abschluß der politischen Tcitig-

keit Alberto Pansas mit jenen orientalischen Fragen eng verbunden, denen er fast
seine ganze Lebensarbeit gewidmet hat. Deutschlands politische Kreise und alle,
die dem liebenswürdigen, kenntnisreichen, vom Ernst seiner Aufgaben tief durch-
drungenen Manne näher treten durften, sehen ihn unter dem frischen Eindruck
dieses Erfolges doppelt ungern scheiden und begleiten ihn, der die dauernden In-
teressen seines Landes unter nicht weniger als einunddreißig Ministern, den
großen Überlieferungen getreu, im Auslande vertreten hat, mit ihren besten
Wünschen in sein Vaterland, wo er als Mitglied des Senats wohl noch Gelegen-
heit haben wird, die von ihm in fremden Ländern betätigten politischen Gedanken
in der Heimat zur Geltung zu bringen.

Max Roloff:

Die türkischen Sultane als Kalifen.

Als Muhammed im Jahre 632 in Medina gestorben war, schien die Sache des
Islam verloren. Durch seinen unbegrenzten persönlichen Einfluß hatte er zu sei-
nen Lebzeiten die immer wiederkehrenden Elemente von Zwietracht unter seinen
Anhängern stets niederdrücken können; sofort nach seinem Tode kamen jedoch diese
Elemente wieder an die Oberfläch«. Hierzu trat noch der Umstand, daß er mit
echt menschlicher Kurzsichtigkeit keine bündige Bestimmung getroffen hatte, wer
sein Nachfolger als Oberhaupt der Gemeinde sein solle. Man hatte, eine so
grenzenlose Verehrung für ihn gehabt, daß niemand seiner Umgebung an die
Möglichkeit seines Todes gedacht zu haben scheint; es war deshalb ganz natür-
lich, daß alle seine Anhänger und Freunde, nun sie sahen, daß der so hoch ver-
ehrte Prophet Allahs eben wie jeder andere Mensch hatte sterben müssen, eine Zeit
lang niedergeschlagen waren. Es zeigte sich, daß das erst kürzlich gegründete, nach
außen so mächtige theokratische Reich eigentlich ein im Innern sehr schlecht zu-
sammengezimmertes Gebäude war. Nicht genug, daß halb Arabien sofort dem
Islam den Rücken kehrte und überall falsche Propheten aufstanden, auch unter
den treuesten Anhängern der neuen Lehre entstanden Zwietracht und Parteihader.
Die ersten Mekkaner, welche den Islam angenommen und ihren Propheten
auf der Flucht nach Medina begleitet hatten, die sogenannten zionkc^ir'», be-
haupteten, daß einem der ihren die Herrschaft zukam; während umgekehrt die Me-
dinenser, welche Muhammed als Flüchtling aufgenommen und tatkräftig unter-
stützt hatten, die sogenannten N^rir'«, das Recht auf die Herrschaft für sich in

Anspruch nahmen und verlangten, der Anführer müsse aus ihrer Mitte gewählt werden. Nur in dem einen Punkt war man einig, nämlich, daß es unbedingt nötig sei, einen ImKm zu wählen, da der verstorbene Prophet niemand als solchen angewiesen und auch keinen Sohn als natürlichen Nachfolger hinterlassen hatte.
Der am meisten in Betracht kommende Kandidat war Ali, Mnhammeds Neffe und nächster Blutsverwandter von Vatersseite, außerdem der Gatte seiner Lieblingstochter Fatimah, und infolgedessen der Vater von Muhammeds Enkeln Hasan und Husain. Ali war auch einer der tapfersten und fähigsten unter den Waffengefährten des Propheten. Aber er hatte unglücklicherweise eine Feindin in der einflußreichen Witwe Muhammeds, Aischa, die ihn mit unversöhnlichem Haß verfolgte, weil er etwas getan hatte, was eine Frau nie verzeiht; er hatte nämlich ihrem Gemahl gegenüber Zweifel über ihre eheliche Treue geäußert.
Aischa wußte es durchzusetzen, daß ihr Vater, der Mohadjir Abu-Bakr (632—634) von den in Medina ansässigen Notabeln der muhammedanischen Gemeinde zum Anführer gewählt wurde. Er nahm den Titel Kalif an und bezeichnete bei Lebzeiten einen anderen Mohadjir Omar (634—644), als seinen Nachfolger, welcher noch bei Lebzeiten sechs von Muhammeds alten Waffengefährten anwies, um nach seinem Tode einen Kalifen aus ihrer Mitte zu wählen.
Dieses Wahlkollegium 2ö boc schwankte nach dem Tode Omars lange hin und her, bis endlich nicht Ali, wie man erwartet hatte, sondern OthmKn, auch ein Mohadjir, gewählt wurde (644—654). Abu-Bakr, Omar und OthmKn waren Koraischiten, sie waren durch Heiraten mit dem Stifter des Islam in einen nahen Verwandtschaftsgrad getreten, und sie waren außerdem die ältesten und treuesten Freunde Muhammeds gewesen. Sie genossen demzufolge auch persönlich die allgemeine Hochachtung der Gläubigen, und ihre Handlungen und Vorschriften sind für die späteren Juristen das Fundament geworden, auf welchem diese das muhammedanische Staats- und Verwaltungsrecht aufgebaut haben. Im Koran und in der Sunnah findet man hierüber verhältnismäßig wenig positive Vorschriften.
OthmKn war bereits ein Greis, als er die Regierung antrat; er wurde bald der Spielball seiner Verwandten und Günstlinge, welchen er die einflußreichsten Stellungen im Staate willenlos überließ. Unglücklicherweise waren dies aber meistens Leute, welche erst später den Islam angenommen hatten, nämlich als sie mit Gewalt dazu gezwungen worden waren, und welche im Innersten ihres Herzens eigentlich heidnische Beduinen geblieben waren. Große Unzufriedenheit grade bei den aufrichtigsten und treuesten Moslims erweckte die Ernennung Moawijah's, des Sohnes von Muhammeds erbittertstem Feinde, zum Statthalter von Syrien, und das Nichtaufnehmen Ali's in die Kommission für eine neue Koran-Redaktion, also desjenigen, welchen Muhammed selbst als den besten Korankenner bezeichnet hatte. Die Hochachtung, welche die Gläubigen früher OthmKn entgegengebracht hatten, veränderte sich denn auch bald in Verachtung und Haß; Ali, der schon drei-

mal vom Kalifat ausgeschlossen worden war, wurde von selbst die Person, um welche sich die Unzufriedenen scharten. Sie fanden immer mehr Gesinnungsgenossen, bis endlich in Medina ein Aufruhr ausbrach, bei welcher Gelegenheit OthmKn ermordet wurde.

Mit dem Tode Othm-ms beginnt eine beinahe vierzigjährige Periode von Bürgerkriegen unter den Anhängern des Islam; die Folgen dieser Bürgerkriege sind noch bis auf den heutigen Tag in der islamitischen Welt wahrzunehmen. Ali wurde von seiner Partei in Medina zum Kalifen ausgerufen (654—K6i); aber diese Wahl fand nicht den Beifall aller Moslim. Aischah an erster Stelle erkannte ihn nicht an, und ihrem Beispiel folgten verschiedene angesehene Moslim. MoKwijah verlangte Genugtuung für den an seinem Verwandten OthmKn begangenen Mord und wurde später in Damaskus von seinen Anhängern als Gegen-Kalif ausgerufen. Dieser Streit war erst beendet, als Ali durch Meuchelmord ums Leben gekommen war, worauf MoKwijah allgemein als Kalif anerkannt wurde.

Bis zum Jahre 750 blieb das Kalifat in der Familie MoKwijah's, die der Omajaden genannt; der jeweilige Fürst hatte aber mit vielen und fortdauernden Aufständen zu kämpfen, namentlich mit der Partei Ali's und dessen Nachkommen.*) Der Sitz der Regierung wurde schon von Mo^wijah von Medina nach Damaskus verlegt, und das Kalifat nahm einen mehr politischen und weltlichen Charakter an. Abu-Bakr, Omar, OthmKn und Ali> die vier sogenannten „gerechten Kalifen" (arab. i-ä»cniä), besaßen als treue Freunde Muhammeds und fromme Moslim einen großen persönlichen Einfluß auf die Gläubigen, wodurch ihre Regierung einen patriarchalischen Charakter hatte. Unter den Omajaden war das Reich zu groß geworden für eine solche patriarchalische Regierungsform; neue, bisher ungekannte ökonomische Bedürfnisse drängten oft die Forderungen des Gottesdienstes in den Hintergrund; der Lurüs der Hofhaltung nahm immer mehr überhand; die Kalifen aus dem Hause der Omajaden konnten übrigens durchaus nicht unter die „gläubigen" Moslim gerechnet werden, sie führten zum großen Teil ein sittenloses Leben. Die allgemeine Richtung ihrer Regierung war eine aristokratisch-arabische; die „edelen" Ritter der Wüste gaben im Reiche den Hauptton an, sehr zum Nachteile der sie in Glaubenseifer und Kultur weit überragenden Moslim aus nicht-arabischen Völkerschaften, in deren Mitte sie als eine kleine Minderheit zerstreut lebten. Eine solche Oligarchie war in einem theokratischen Reiche, wie das der Kalifen, auf die Dauer nicht zu handhaben, wenn auch die Oligarchie das Reich groß und mächtig gemacht hatte. Im Jahre 750 wurden die Omajaden vom Throne gestoßen, und eine neue Dynastie, die der

*> Van VIotsn, ltsckßrcne8 8ur la vommation arado, !s 6niiti5ine et ls8 «ro^anoes ms85iai>iqus8 sous ls 6ualilat ä« Oma^acles. ^mstsläam 1894.

Abbasiden,*) so genannt nach Muhammeds Onkel Abbas, bemächtigte sich des Kalifats. Der Sitz der Regierung wurde nun nach Bagdad verlegt, wo er auch fast ununterbrochen blieb bis zum Ende des arabischen Kalifats.

Unter den Abbasiden begann die große Formveränderung des Imamats, welche schließlich in dem jetzigen Zustand ihr Ende fand. Diese Formveränderungen sind eigentümlich, einmal, weil sie nach und nach eintraten, und zum andern, weil die jeweiligen Juristen die neuen Zustände mit den früheren so in Verband zu bringen wußten, daß man die alten Namen und Rechtstermen stets beibehalten konnte, während doch ihre Bedeutung eine ganz andere geworden war. Unter den Omajadcn war der Kalif stets der ImKm aller orthodoren Moslim gewesen, er hatte die Regierung geführt durch seine Wesire und Gouverneure. Daß manchmal unter einem schwachen Fürsten die Gouverneure entfernter Pro^ vinzen oder Wesire nach Gutdünken handelten, ohne sich um die Befehle des Kalifen zu kümmern, hing einzig und allein ab von den persönlichen Eigenschaften dieser Beamten oder von den jeweiligen zufälligen Umständen, aber es veränderte in nichts ihr Rechtsverhältnis zum Souverän. Uebrigens ließen es die damaligen Kommunikationsmittel schon nicht zu, daß sich die Zentralregierung in den abgelegenen Provinzen des großen Reiches dieselbe Geltung verschaffen konnte, wie dies heute der Fall ist. Ebensowenig wurde die juridische Einheit des Reiches dadurch angetastet, daß sich manchmal in einer Provinz Aufständische der Regierungsgewalt des Kalifen widersetzten. Bei der Thronbesteigung der Abbasiden jedoch wurde diese Einheit des Reiches sofort dadurch zerstört, daß ein den Metzeleien entkommener Omajade, Abd-ar-RahmKn, nach Spanien flüchtete und sich dort im Jahre 756 als unabhängiger Emir, und im folgenden Jahre als Kalif ausrufen ließ. Dies spanische Kalifat, nach dessen Residenzstadt meistens das von Cordova genannt, ist nie mehr mit dem übrigen Kalifenreiche verbunden gewesen.

Auch in dem Gebiete, welches den Abbasiden treu geblieben war, wurde die Einheit schon bald zerstört, wenn auch auf andere Weise. Um sich mit Rücksicht auf die beinahe chronisch gewordenen Aufstände der Bevölkerung, namentlich der Bewohner der Hauptstadt, auf ihrem Throne halten zu können, umgaben sich die Kalifen gegen Ende des 8. Jahrhunderts mit einer Leibwache von türkischen Sklaven, später von freien Türken. Die jeweiligen Anführer dieser Leibwache wurden natürlich schon sehr bald einflußreiche Personen am Hofe der Kalifen. Al-Motayim (833—842) ging schon weiter als seine Vorgänger; er verließ mit seinen Türken Bagdad und ließ sich etwas nördlicher am Tigris, in Sormanra,**)

*) V«m VIotsn, vs opkomzt 6sr ^ddasiäsn in ckoralan, Leiden 1890.

**) Wörtlich: „Wer sie sieht, freut sich." Anfänglich befand sich am Orte nur ein Lustschloß, spater wurde der Ort befestigt. Erst nachdem der Regierungssitz dorthin verlegt worden war, wurde Sormanra eine Stadt. '

nieder, wo er sich vor den aufrührerischen Bewohnern von. Bagdad in Sicherheit wähnte, aber umgekehrt immer mehr und mehr abhängig wurde von seiner türkischen Leibwache. Um die Anführer dieser Leibwache zu belohnen, gab ihnen der Kalif umfangreiche Ländereien als militärische Lehen/) welche Maßregel von seinen Nachfolgern immer mehr erweitert wurde. Manche Anführer wurden zu gleicher Zeit zu Gouverneuren der Provinzen ernannt, in welchem sich ihre Lehen befanden, sodaß die beiden Funktionen Gouverneur und Lehnmann oft in einer Person zusammenfielen. So wurde die Gewalt, welche die Leibwache über den jeweiligen Kalifen besaß, je länger je mehr ein unausrottbares Uebel, welches auch bestehen blieb, als der Kalif Al-Motamid (870—892) nach Bagdad zurückkehrte. Die Anführer der Leibwache zwangen den Kalifen, stets einen ihnen willfährigen Thronfolger anzuweisen; gefiel ihnen ein Kalif nicht, so setzten sie ihn ab und wählten einen andern. Da sie die Macht in Händen hatten, konnte sich auch niemand mit Rechtsgründen ihnen gegenüberstellen. Es war unter solchen und ähnlichen Umständen, daß eine neue Institution, die der „unabhängigen Gouverneure", in das muhammedanische Recht aufgenommen wurde; denn langsamerhand waren die Lehnmann-Gouverneure vollständig unabhängig geworden. Die juristische Konstruktion dieser „unabhängigen Gouverneurschaft" brachte den tatsächlichen Zustand in Einklang mit der durch das Schariah-Gesetz geforderten staatlichen Einheit der gesamten orthodoren muhammedanischen Gemeinde.

Die unabhängigen Gouverneure erkannten stets den Kalif von Bagdad als ihren Oberfürsten an; keiner von ihnen nannte sich ImKKm, sondern sie behielten die alten Titel Emir, Sultan usw. Die frühere Ernennung zum Gouverneur war freilich langsamerhand eine bloße Formalität geworden; auch die Zahlung eines Tributs an den Kalifen fand nicht immer statt, sondern nur solange, als sich der betreffende Gouverneur nicht stark genug fühlte, den Tribut zu weigern. In europäischen Geschichtswerken über die letzten Jahrhunderte des Kalifats sind denn auch diese Gouverneure, ohne auf die muhammedanische Rechtsfiktion einzugehen, kurzweg „Fürsten" genannt.

Mit dem Anfang des il. Jahrhunderts war das Sultanat der verschiedenen Provinzen des großen Kalifenreiches so ziemlich vollendete Tatsache; das Gebiet, über welches der Kalif noch herrschte und gewöhnliche Gouverneure ernennen konnte, war auf die unmittelbare Umgebung von Bagdad beschränkt. Das Sultanat war für die überwiegende Mehrheit der Gläubigen an die Stelle des Imamats getreten. - > ^ !<> j

Eigentlich kann schon seit dem Jahre 936 nicht mehr die Rede sein von einer wirklichen Macht oder von Befugnissen des Kalifen; denn in diesem Jahre hatte

*) Den Mechtscharalter dieser militä»ischen Lehen («ab. i<M, wörtlich „Konzession") hat Mawerdi behandelt. Siehe auch Vslin, im 5ouru«I asiatiquy Jahrgang 1870.

der Kalif ar-R^dhi, von allen Seiten durch seine Feinde in die Enge getrieben,
keinen anderen Ausweg mehr finden können, als seinem türkischen Gouverneur von
Bafsorah, unter dem Titel „Emir der Emire" (arab. Nmlr al omark), unum-
schränkte Machtbefugnis zu geben, sodaß er selbst nur noch das theoretische Ober-
haupt aller orthodoren Moslim blieb. Selbst beim Freitagsgottesdienst führten
er und seine Nachfolger nicht mehr den Vorsitz; sie behielten jedoch ihre Titel, Pa-
läste, Hofhaltung usw. nach wie vor. So hatte das schon erwähnte unumschränkte
Wesirat seinen Eintritt in die Geschichte getan; es blieb bestehen bis zum Jahre
1258, wo die damals noch heidnischen Mongolen durch die Eroberung von Bag-
dad diesem Zustand ein Ende machten. Aus diesen Tagen datiert auch das Auf-
kommen der Rechtsfiktion vom „Recht des Stärksten auf das Kalifat" im muham-
medanischen Staatsrecht; M^werdi (gest. 1058) und Schirazi (gest. 1083) kennen
es noch nicht, erst Nawawi (gest. 1278) erwähnt diesen Punkt.

Mit dem Fall von Bagdad hatte wohl das Imamat als selbständige Re-
gierungsform aufgehört zu bestehen, und das Sultanat war an seine Stelle getre-
ten; aber damit war das Imamat selbst noch nicht aus der Welt geschafft. Der
Onkel des letzten Kalifen wußte nämlich dem durch die Mongolen in Bagdad ange-
richteten Blutbad zu entkommen und flüchtete nach Ägypten, wo ihn der dortige
Sultan Baibars als ImKm anerkannte, ohne ihm jedoch irgendwelchen Einfluß
auf die Regierung, nicht einmal theoretisch, einzuräumen. Als dieser Flüchtling
drei Jahre später bei einem mißglückten Versuch, Bagdad wieder zu erobern, sein
Leben verlor, ernannte Baibars einen anderen Abbasiden zum Namen-Kalif.
Baibars und seine Nachfolger, die sogenannten Mamelukken-Sultane, wußten
wohl, welchen Vorteil sie davon haben würden, wenn sie in ihrem Lande, und
vollständig abhängig von ihnen, jemand hatten, der mit einem Schein von Recht
als das Oberhaupt des orthodoren Islam gelten konnte. Erst kurze Zeit vorher,
im Jahre 1245, hatten sich die Mamelukken der Regierungsgewalt in Ägypten
bemächtigt; die moralische Stütze eines vollkommen unschädlichen Kalifen aus
einer angesehenen arabischen Familie konnte ihrer Herrschaft demnach nur Vor-
teil bringen, zumal wenn man bedenkt, daß Baibars noch kurz vorher ein Sklave
gewesen war. Die Mamelukken-Sultane hatten nun ein Recht, im Namen ihres
Schelnkalifen als die „Schirmherren der beiden heiligen Städte" (arab. b2,nü
aI baraiukiii), d. h. von Mekka und Medina, aufzutreten, eine Funktion, welche
ihnen, namentlich im Hinblick auf die jährliche Wallfahrt, einen nicht zu unter-
schätzenden Einfluß auf die Moslim anderer Länder einräumte. Unter solchen Um-
ständen war es natürlich, daß die Mamelukken-Sultane dies Namenkalifat der
Abbasiden beibehielten; sie bezeichneten den Thronfolger oder ließen eine ihnen ge-
nehme Person zum Kalifen wählen. Außerhalb von Ägypten kümmerte man
sich je länger je weniger um das Kalifat. Die lokalen Fürsten gaben sich mehr
und mehr der Meinung hin, daß seit der Einnahme von Bagdad die Einheit des

muhammedanischen Reiches aufgehört hatte zu bestehen. Dieser Zustand dauerte so lange, bis der türkische Sultan Selim I. im Jahre 1547 Ägypten eroberte, der Mamelukkenherrschaft ein Ende machte und den damaligen Namenkalifen zwang, ihm seine Rechte und Throninsignien*) abzutreten. Den Erkalifen führte er als Gefangenen mit sich nach Konstantinopel, doch erlaubte er ihm einige Jahre später nach Kairo zurückzukehren, wo er als gewöhnlicher Bürger starb. Auf diese Tatsache stützt sich das Imamat der Hohen Pforte und ihre Schutzherrschaft über die beiden heiligen Städte.

II.

Nach obenstehenden Erörterungen muß das Recht der türkischen Sultane auf das Kalifat als „sehr zweifelhaft und oft bestritten" qualifiziert werden; dies bezieht sich nicht nur auf die Christen, sondern auch auf die Muhammedaner. Wenn es auch gelingt, die Scheinherrschaft der Kalifen von Bagdad in den letzten drei Jahrhunderten ihres Bestehens durch Rechtsfiktionen mit den Grundlinien, welche das Schariahgesetz für das Imamat gezogen hat, in Einklang zu bringen, mit dem späteren Namenkalifat in Ägypten ist dies unmöglich. Dies letztere war unzweifelhaft etwas anderes, als die Schariah vorschreibt, und der letzte Namenkalif konnte demnach schwerlich einer anderen Person Rechte übertragen, welche er selber nicht besaß. Außerdem sind die türkischen Sultane keine Araber, noch viel weniger Koraischiten, und die Thronfolge wird nicht der Schariah gemäß durch Anweisung oder Wahl geregelt, sondern der älteste männliche Agnat des Fürsten ist von Rechts wegen dessen Nachfolger. Was man schließlich noch bei Selim I. gelten lassen kann, auf seine Nachfolger ist das Imamat auf keinen Fall rechtmäßig übergegangen. Der einzige Rechtsgrund, auf welchen sich das Imamat der türkischen Sultane stützen kann, ist das Recht des Stärksten. Es ist überflüssig zu beweisen, daß eine solche Anmaßung auf das Kalifat für die türkischen Sultane wohl einmal ein zweischneidiges Schwert werden kann; jedenfalls zeugt es von einem Mangel an politischer und diplomatischer Intelligenz, wenn die Hohe Pforte zugunsten ihres zweifelhaften Rechts auf das Kalifat auch bei den Moslim, welche Untertanen europäischer Mächte sind, die Propagandatrommel rühren läßt. Derjenige, welcher sich auf das Recht des Stärksten beruft, verliert natürlicherweise auch von Rechts wegen dies Recht, wenn er einmal aufhört, in Wirklichkeit der Stärkste zu sein. Daß das Imamat der türkischen Sultane verhältnismäßig noch so viele Anhänger zählt, auch unter den Moslim, welche außerhalb der Grenzen des osmanischen Reiches wohnen, hat sei-

*) Diese befinden sich noch heute in der Moschee Ajub in Konstantinopel; nämlick 1. die Chiraah, ein Stück von Muhammeds Mantel, die heilige Fahne des Kalifen; 2. das Schwert des Kalifen Omar; 3. einige Haare aus dem Barte des Propheten.

nen Grund in der Tatsache, daß für die orthodoren Gläubigen, der Lehre des Islam zufolge, ein Fürst als Oberhaupt der Moslim auf Erden anwesend sein muß, und daß andere muhammedanische Fürsten, welche selbst kein Recht auf das Imamat haben und das der türkischen Sultane nicht anerkennen wollen, ihre Herrschaft über gläubige Moslim auf keinen anderen Rechtsgrund stützen können, als auf ihren Titel „unabhängiger Gouverneur" eines fiktiven, nicht mehr bestehenden Kalifenreiches.

Das Imamat der türkischen Sultane ist demnach vom Standpunkt des muhammedanischen Rechts sehr zweifelhaft, und es wird auch in Wirklichkeit von vielen Moslim bestritten. Unter den Sunniten (orthodoren) ist es zuerst der Sultan von Marokko, welcher den türkischen Sultan als Im^m nicht anerkennt. Er ist ein Nachkomme von Muhammeds Enkel Hasan, gehört also zur edelsten Familie des edelsten Stammes des edelsten Volkes, und ist aus diesem Grunde viel zu erhaben, um einen Fürsten von nicht-arabischer Herkunft als sein Oberhaupt anzuerkennen, auch wenn die Schariah nicht ausdrücklich fordern würde, daß der Oberfürst aller Moslim ein Koraischit sein muß. Der marokkanische Potentat führt den, oben bereits erwähnten Titel Emir-al-mominin und betrachtet sich als den Erben der spanischen Kalifen, welche im Jahre 1236 nach der Einnahme von Cordova durch die Christen ihren Regierungssitz nach Granada verlegt hatten, und deren Reich im Jahre 1492 endgültig zusammenbrach. Außerhalb Marokkos und dem daran grenzenden Teile der westlichen Sahara hat jedoch das Imamat der Sultane von Marokko keine Anhänger.

Zweitens wird der türkische Sultan als ImK,m nicht anerkannt von den meisten arabischen Stämmen. Diese Ritter der Wüste sehen wohl in ihm den mächtigsten muhammedanischen Fürsten, dessen Stimme in der Weltpolitik noch einiges Gewicht hat, aber sie nennen ihn einfach ihren „Schirmherrn" (arab. tiKmi). Sie mögen ihm manchmal ihre Streitigkeiten untereinander zur Entscheidung vortragen, auch seinen Namen im Freitagsgebet erwähnen, von wirklicher Unterwerfung unter einen nicht-arabischen Fürsten, er sei Türke, Engländer oder Franzose, ist keine Rede. Selbst über die Beduinen der Provinz Hidjaz, welche dem Namen nach zu den ottomanischen Untertanen zählen, übt die Hohe Pforte keine direkte Regierungsgewalt aus; nur dem Einfluß des Großscherifs von Mekka ist es zu danken, wenn die Befehle der türkischen Regierung nicht ganz in den Wind geschlagen werden.

Die sunnitischen Fürsten, welche Vasallen oder direkte Untertanen christlicher Mächte sind, erkennen in der Regel das Imamat der türkischen Sultane an; aber solange sie nicht vom Panislamismus beeinflußt werden, hat dies nur eine theoretische, keine praktische Bedeutung. Diese Fürsten lassen z. B. manchmal im Freitagsgebet den Namen des türkischen Sultans, oft noch vor ihrem eigenen Namen, erwähnen; doch dies ist in der Regel eine bloße Formalität, deren Bedeutung

sie meistens ebensowenig begreifen, als die hochtrabenden arabischen Titel, welche sie führen. Allein im Falle eines Aufstandes gegen den christlichen Herrscher werden manchmal die Blicke nach Konstantinopel gerichtet, von wo man Hilfe oder Intervention erwartet, bisher freilich, wenigstens insofern man offiziellen Berichten Glauben schenken darf, immer vergeblich.

Ausführlicher muß hier der Standpunkt der nicht-orthodoren Moslim, welche das Imamat der türkischen Sultane nicht anerkennen, beleuchtet werden. Ein Teil der Muhammedaner nämlich gehört schiitischen, ketzerischen Sekten an; ihre Trennung von der sunnitischen Orthodorie ist zum großen Teile, mit Ausnahme der Wahabiten, gerade auf Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich des Imamats zurückzuführen. Der schon von Muhammed gemachte Fehler, die geistlichen und weltlichen Bedürfnisse des Islam ein und derselben Person anzuvertrauen, ist der Grund für die Tatsache, daß schon wenige Jahrzehnte nach seinem Tode in dem von ihm gestifteten Gottesdienst Sekten und politische Parteien entstanden, welche den Islam zersplitterten. Die der Orthodorie feindlichen Sekten können den türkischen Sultan nicht als ihr Oberhaupt anerkennen, ohne dadurch aufzuhören, besondere Sekten zu bilden.

Die am meisten hier in Betracht kommende Sekte ist die der Schiiten (abgeleitet vom arab. »ji'ad, d. h. Sekte). In Persien und im Kaukasus ist beinahe die gesamte muhammcdanische Bevölkerung schiitisch; in Britisch-Iudien sind sie über das ganze Land zerstreut, nur in der Provinz Oudh findet man sie in kompakter Masse. Auch in Jemen bilden die Schiiten die Mehrheit; in anderen Ländern treten sie nur sporadisch auf. Ihre Gesamtzahl wird auf 20 Millionen geschätzt. Ursprünglich bildeten sie die Partei des Kalifen Ali, ihr Hauptstützpunkt lag in Persien. Die Perser, welche von jeher ihre Könige als überirdische Wesen verehrt hatten und gewohnt waren, die Thronfolge den Söhnen des Herrschers zuzuerkennen, nahmen diese Grundsätze, als sie Moslim wurden, auch in den Islam mit hinüber. Sie sahen von Anfang an in Ali, welcher dem verstorbenen Propheten als Verwandter am nächsten stand, den legitimen Fürst der Gläubigen; er stand in ihren Augen viel höher als Moawijah, ja selbst als die drei ersten Kalifen Abu-Bakr, Omar und Othman. Die Perser verwarfen demnach die Rechtsgültigkeit der Herrschaft der drei ersten Kalifen und ihre Verordnungen auf juridischem und theologischem Gebiet. Mit anderen Worten: während die Sunniten den vier ersten Kalifen eine geistige Autorität zuerkennen, welche man am besten mit derjenigen vergleicht, welche die Apostel im Christentum besitzen, verwerfen die Schiiten die Autorität der drei ersten Kalifen und stützen sich ausschließlich auf die Aussprüche und Verordnungen Alis. Sie verehren Ali, dessen Frau Fatimah und beider Söhne Hasan und Husein nicht nur als gewöhnliche Heilige, wie es bei den Orthodoren auch der Fall ist, sondern sie tun dies in einem solchen Maße, daß die Verehrung von Muhammed in den Hintergrund tritt.

Selbst die Präeristenz von Ali wurde in die schiitischen Glaubenssätze aufgenommen. Das Verwerfen der Autorität der drei ersten Kalifen schließt natürlich auch das Verwerfen der Beschlüsse der muhammedanischen Urgemeinde, welche sie gewählt hatte, in sich; die Beschlüsse dieser ersten, apostolischen Gemeinde bilden aber eine der Hauptgrundlagen für den sunnitischen Islam. Die Übereinstimmung (arab. läMK) der Beschlüsse dieser apostolischen Gemeinde (arab. v^lllg,'lld) ist, wie bereits erwähnt wurde, neben dem Koran und der Sunnah, eine über alle menschliche Kritik erhabene Quelle für das Schariahgesetz.
Der gemäßigte Schiitismus, wie er heute nicht allein in Persien, sondern auch in anderen Ländern herrscht, ist die einzige Fraktion, welche in politischer Hinsicht unsere Beachtung verdient. Die Ismailiten, welche hier und dort nur noch sporadisch vorkommen, sind vollständig machtlos. Die Drusen, welche sich im 11. Jahrhundert von den Ismailiten trennten und jetzt noch in Syrien angetroffen werden, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, da sie tatsächlich bereits außerhalb des Islam stehen; dasselbe ist der Fall mit der im 19. Jahrhundert entstandenen, jetzt noch in Persien vorkommenden Sekte der Blchis. Von allen Moslim unterwerfen sich die Schiiten am leichtesten einem christlichen Fürsten, da es für sie bis zum jüngsten Tage nur noch lokale Fürsten geben kann. Jede Person, welche sich als ImKm aufwerfen wollte, würde dadurch mit den Rechten des abwesenden, doch stets lebenden und regierenden Mahdis in Konflikt kommen. Am liebsten haben sie natürlich Fürsten eigener Nationalität, welch« zu ihrer Sekte gehören; ist dies unmöglich, dann ist es ihnen im Grunde gleichgültig, wer über sie herrscht. Jedenfalls ziehen sie eine gute europäische Regierung der Mißwirtschaft eines sunnitischen Potentaten vor.

III.

Neben den Schiiten, welche, wie aus obigem ersichtlich, das Imamat der HohenPforte grundsätzlich bestreiten, verdient dieSekte derWahabiten unsereAufmerksamkeit, und dies umsomehr, weil sie zu den orthodoren Muhammedanern gehören. Ihr Einfluß ist begrenzt auf Zentral-Arabien und den nordwestlichen Teil von Britisch-Indien; man schätzt ihre Gesamtzahl auf 2V2 Millionen Seelen.*j
Die Sekte hat einen streng puritanischen Charakter. Der Name Wahabiten kommt von dem Stifter der Sekte, Muhammad bin 'Abd al-WahKb, einem Araber aus Nedjd; er war am Anfang des 18. Jahrhunderts geboren. Nachdem er an den

*) über die Wahabiten im allgemeinen handeln: LuroKKarät, 5fotss on tbs Lsäouiu8 «mcl V^llllllb^8, I^onäon, 183l); voi/, Ilet I8l2mi8ins, Haarlem, 1900; von Kremer, Ideen, p. 184 ff. — Übe, das Reich de« Wahabiten in Central-Arabien: pal^ave. dsntral an<l Lastsiii Xradia, I^onäon 1868; über die Wahabiten in Britisch-Indien: Nuutsr, Itw Inäian ölusLämauz, I_,ou6ou, 1872.

bedeutendsten Hochschulen der damaligen Zeit die muhammedanischen Wissenschaften studiert hatte, kam er nach Mekka, wo er eine Reformation des Islam fredigte. Er lehrte u. a., nur Allahs Wort, der Koran und die überlieferten Handlungen und Aussprüche Muhammeds seien für die Gläubigen aller Zeiten bindend; er verwarf die Aussprüche der bei den Orthodoren als Autorität geltenden Theologen und Juristen der späteren Zeit, auch die bindende Kraft der Beschlüsse der ersten apostolischen muhammedanischen Gemeinde, welche dem Koran und der Sunnah zugefügt worden waren. Jede Zeit, so lehrte er, darf den Koran und die Sunnah selbständig interpretieren, ohne an irgend eine traditionelle menschliche Autorität gebunden zu sein; wenn also frühere Juristen Begriffe in den Islam aufgenommen haben, welche mit Koran und Sunnah in Streit sind, so muß man zur ursprünglichen Lehre zurückkehren. Während also die Orthodorie das individuelle Gewissen als höchste Instanz nur in bezug auf die Interpretation und Anwendung des Schariahgesetzcs und der Glaubenslehre beschließen lassen, dehnt Muhammed bin 'Abd al-Wahäb dies Recht der Gewissensforschung auch aus auf Koran und Sunnah. An erster Stelle bekämpfte er den zunehmenden Lurus, die Sittenverderbnis, und namentlich die der kirchlichen und weltlichen Würdenträger in den beiden heiligen Städten; ferner eiferte er gegen die gewissenlose Ausbeutung der Pilger daselbst, das Spielen, den Genuß alkoholischer Getränke, die unerlaubte Musik, das Tabakrauchen, und andere Dinge. Auf religiösem Gebiet bestritt er vor allem die Verehrung der Heiligen, der heiligen Gräber und der Reliquien; die Verehrung von Muhammeds Grab in Medina nannte er Abgötterei, denn er wollte nichts wissen von einem Mittler zwischen Allah und dem sündigen Menschen. Der, wie man sagt, aus dem Himmel stammende schwarze Stein — der heiligste Gegenstand an der Kabah in Mekka — war ihm ein Greuel. Dagegen verlangte er genaue Befolgung der im Koran und in der Sunnah vorgeschriebenen Religionspflichten, er verbot die mystischen Devotionen der sogenannten geistlichen Brüderschaften mit all ihren Auswüchsen, wie Rosenkränze usw. Es war, mit einem Worte, eine Reaktion des alt-arabischen Geistes, nicht nur gegen die auch von anderen Sunniten mißbilligte Vernachlässigung des orthodoren Islam durch weniger sittenstrenge Naturen und neubekehrte, noch halb heidnische Völker, sondern auch gegen das von den arabischen Theologen und Juristen des Mittelalters errichtete Gebäude der Glaubenslehre und des Rechts, welches wohl in technischer Hinsicht wunderbar konstruiert, bei dem aber herzlich wenig Baumaterial aus Koran und Sunnah Verwendung gefunden hatte. Es ist selbstverständlich, daß die Bewohner von Mekka und Medina, welche fast ausschließlich ihren Lebensunterhalt gerade mit dem verdienten, was Muhammed bin Abd al-WahKb verwarf, den Neuerungen äußerst feindlich gegenüberstanden. Bei den Beduinen hingegen fand die neue Lehre bald Eingang; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand denn

auch in Arabien ein mächtiges wahabitisches Reich, das sich bis nach Mesopotamien und Syrien ausbreitete, bis schließlich im Jahre 1806 auch Mekka und Medina in die Hände der Wahabiten fielen.
Ein regelrechter Bildersturm folgte nun; die Heiligtümer wurden ihrer Verzierungen beraubt, die heiligen Gräber verwüstet, selbst das Grab Muhammeds wurde geschändet, und der schwarze Stein in Stücke geschlagen. Mit Peitschen wurden die Moslim am Freitag in die Moschee getrieben; Scheiterhaufen errichtete man und verbrannte darauf Rosenkränze, Tabakspfeifen, Musikinstrumente und verbotene Bücher; die öffentlichen Vergnügungslokale und Erholungsstätten wurden geschlossen, selbst im engeren Familienkreise durfte man keine andere Fröhlichkeit zeigen, als Koran und Sunnah erlaubten. Das gesamte gesellschaftliche Leben in Mekka und Medina wurde neu organisiert auf eine Weise, welche, wenn auch in anderer Form, den von Calvin in Genf und von Knor in Edinburg geschaffenen Zuständen glich. Abgesehen von diesen Übertreibungen war die Herrschaft der Wahabiten in den beiden heiligen Städten dennoch eine große Verbesserung. Die Bestechlichkeit der Richter und die Simonie der Moscheebeamten hörten auf; die für fromme Stiftungen bestimmten Gelder flossen nicht mehr in die Taschen ungetreuer Administratoren; es bestand kein Unterschied mehr zwischen reichen und armen Pilgern, allen wurde die Gelegenheit geboten, ihre Religionspflichten zu erfüllen, und es wurde dafür gesorgt, daß auch die Ärmsten während ihres Aufenthaltes in Mekka unter Dach kamen. Der Pilger, welcher zur Wallfahrt nach Mekka gekommen war, wurde gezwungen, es mit seinen Religionspflichten ernst zu nehmen; die Vergnügungen, welche während der Nallfahrtszeit früher in Mekka stattgefunden hatten und jetzt wieder stattfinden, wurden verboten, was zur Folge hatte, daß der Strom der Pilger bedeutend abnahm. Diejenigen aber, welche in einer aufrichtig frommen Stimmung nach Mekka kamen, waren mit den Neuerungen durchaus einverstanden. Auch nach der Eroberung der heiligen Städte durch die ägyptischen Truppen lebte der Wahabismus bei ernsten Leuten im geheimen fort und machte unter den fremden Pilgern Propaganda; viele dieser letzteren gingen zum Wahabismus über, und, später in ihre Heimat zurückgekehrt, führten sie die neue Lehre bei ihren Volks- und Glaubensgenossen ein. Auf diese Weise wurde der Wahabismus im Jahre 1822 nach Britisch-Indien verpflanzt, nachdem er schon 1803 auf Sumatra gepredigt worden war, wo dessen Anhänger in der Geschichte allgemein als die Sekte der Padris bekannt sind.
Lange dauerte jedoch die Herrschaft der Wahabiten in Mekka und Medina nicht. Die Hohe Pforte glaubte als „Beschützerin der beiden heiligen Städte" intervenieren zu müssen, und beauftragte den damaligen Pascha von Ägypten, die alten Zustände in der Provinz Hidjaz, oder wie man sich ausdrückte, „die Ordnung", wiederherzustellen. Im Jahre 1812 wurden demzufolge die Waha-

biten aus Medina, und im folgenden Jahre auch aus Mekka vertrieben; aber
alle späteren Versuche, ihre Herrschaft in Zentralarabien endgültig zu zerstören,
mißlangen. Seit dieser Zeit haben jedoch die Wahabiten von ihrer Seite ebenfalls
keine feindlichen Anfälle mehr auf ihre sunnitischen und schiitischen Nachbarn
gewagt; aber sie haben das Auftreten der türkischen Regierung ihnen gegenüber
noch nicht vergessen, und es ist daher ganz natürlich, daß sie die Türken über
alles hassen. Wenn ihre religiösen Grundsätze dies zuließen, würden sie gewiß
ein europäisches Protektorat der türkischen Herrschaft vorziehen. Obwohl die
Wahabiten in Britisch-Indien für ihren Abscheu gegen die Türken nicht dieselben
Gründe haben, als ihre Glaubensgenossen in Arabien, so ist doch auch dort ihr
Hauptziel darauf gerichtet, das Imamat der türkischen Sultane zu bekämpfen.
Von den Wahabiten würde die prinzipielle Anerkennung einer christlichen Herr-
schaft noch schwieriger zu erlangen sein, als von den Sunniten, weil
sich erster« in ihrem Verhalten den Ungläubigen gegenüber ausschließlich auf
den Koran und die Sunnah stützen, während bei den übrigen Sunniten die Ju-
risten und Theologen die scharfen Kanten der koranischen Vorschriften über das
Verhalten der Moslim den Ungläubigen gegenüber doch im Laufe der Zeiten
etwas abgeschliffen haben.
Ungefähr auf demselben Standpunkt hinsichtlich des Panislamismus steht
die Sekte der IbKdhiten in OmKn, Zansibar, Deutsch-Ostafrika und im Süden
von Algerien. Ihre Zahl dürfte zwei Millionen nicht überschreiten, welche zum
größten Teile in OmKn wohnen. Oman riß sich Ende des 8. Jahrhunderts vom
Kalifenreiche los, und der IbKdhismus wurde zum Staatsgottesdienst er-
hoben. Die Fürsten von OmKn nahmen später, im Jahre 1784, auch
Zansibar in Besitz, wo jedoch die IbKdhiten stets in der Minderheit waren; 1856
wurde Zansibar wieder selbständig und die Rechtsgleichheit der Orthodoren und
IbKdhiten im Sultanat proklamiert. In Nord-Afrika fiel der IbKdhismus na-
mentlich bei den Berbern auf günstigen Boden; heute jedoch findet man Anhänger
der Sekte nur noch bei dem Stamme der Mozabiten, in Süd-Algerien, und
bei verschiedenen kleineren, über ganz Nord-Afrika zerstreut wohnenden Berber-
stämmen.
Zum Schluß müssen noch die Mahdisten im Sudan erwähnt werden. Es
scheint, daß diese Sekte seit ihrer Zerstreuung im November 1899 durch die
englisch-ägyptische Armee nur noch historisches Interesse verdient; doch es sei
ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es nur so scheint. Ob die Sekte in
Wirklichkeit noch besteht, und welchen Einfluß dieselbe besitzt im Sudan und den
angrenzenden Landschaften, weiß man nicht. Oben wurde schon das Mahdi-
Dogma der Schiiten erwähnt; auch die Sunniten haben dies Dogma in ihr Glau-
bensbekenntnis aufgenommen, aber in einer anderen Form. Der sunnitische
Mahdi ist nämlich nicht eine jetzt schon lebende, doch abwesende und unbekannte

Person, sondern er soll erst am Ende der Tage aus den Nachkommen von Ali und Fatimcch geboren werden und an gewissen körperlichen Merkmalen erkennbar sein. Auch der sunnitische Mahdi soll ein tausendjähriges Reich von Frieden und Eintracht stiften, als Vorläufer des jüngsten Gerichts. Unter den vielen Personen, welche sich im Laufe der Zeiten als Mahdi ausgegeben haben, war Muhammed bin Ahmad, geboren im Jahre 1847 in Dongola, einer der merkwürdigsten. Die von ihm im Jahre 1881 ins Leben gerufene Bewegung zur Gründung eines MKhdi-Reiches war von solchem Erfolg gekrönt, daß er bei seinem Tode, 1885, im ganzen westlichen Sudan als Mahdi anerkannt und verehrt wurde. Er hatte bei Lebzeiten zu seinem Nachfolger den Kalif Abd-Allah angewiesen, welcher in den Kämpfen mit den anglo-ägyptischen Truppen sein Leben verlor, womit auch das Reich zerfiel. Das von Muhammed bin Ahmad gegründete MKhdi-Reich war weit davon entfernt, wie es das sunmtische Dogma vorschreibt, ein Reich von Friede und Eintracht zu sein; er selbst zeigte sich außerdem als ein schlechter orthodorer Mahdi, da er viele Neuerungen für das tägliche Gebet einführte und die im Koran ausdrücklich vorgeschriebene*) Wallfahrt nach Mekka verbot. Natürlich konnten auch die Anhänger dieses Mahdi unmöglich die türkischen Sultane als ImK,m anerkennen.

Nach diesen Ausführungen über das Kalifat im allgemeinen und das türkische Kalifat im besonderen wird es niemand mehr wundern, wenn beim Ausbruch des Balkankrieges weder die englische noch die französische Regierung in ihrer Haltung der Türkei gegenüber Rücksicht genommen haben auf ihre muhammedanischen Untertanen. Es war auch durchaus kein Grund vorhanden, an einen Aufstand der Muhammedaner zu glauben. Abdul Hamid genoß ja bei allen Moslim ein hohes Ansehen; durch seine überaus schlaue Diplomatie war es ihm gelungen, die Augen aller Moslim nach Konstantinopel zu richten. Unter dem neuen Regime wurde das anders: der jetzige Sultan ist zu unbedeutend, um sein „Recht auf das Kalifat" in der muhammedanischen Welt außerhalb der Grenzen des osmanischen Reiches zur Geltung zu bringen. Er ist erst Türke, dann Moslim. Nur ein durch große Gaben ausgezeichneter Fanatiker, der sich als Mahdi ausgibt, könnte heute noch auf großen Anhang unter allen muhammedanischen Völkergruppen rechnen. Ein nüchterner Politiker, noch dazu ein „verfassungstreuer" türkischer Sultan, hat keine Aussicht auf Erfolg, um die muhammedanische Welt aus ihrem Schlafe und aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

*) Koran III, 91: „Dies Heiligwm (der Tempel in Mekka) ist reich an Wundem; schon" Abraham betete dort an. Alle Menschen, welche die Wallfahrt verrichten können, müssen hierher kommen und Allah opfem." —

Professor Dr. Ernst Sieper:

Die deutsch-englische Verständigungskonferenz.

IV.

Die bessere gegenseitige Kenntnis der beiden Völker als Grundlage der Verständigung. Gemeinsam zu lösende Kulturaufgaben.

Diesen beiden Programmpunkten waren die Verhandlungen des letzten Tages gewidmet. Ihre besondere Wichtigkeit hatte es den Veranstaltern der Konferenz für angezeigt erscheinen lassen, sie an die Spitze der Verhandlungen zu stellen, aber die Rücksicht auf den Bischof von Winchester, der erst am letzten Konferenztage in London anwesend sein konnte — hatte eine Programmänderung notwendig gemacht. Als erster Referent war der Unterzeichnete bestellt worden. Die Leitung der Konferenz hatte ihm zur Aufgabe gemacht, einmal in übersichtlicher Weise darzustellen, was bis jetzt in Deutschland geschehen ist, um einer besseren Kenntnis Englands — seiner Geschichte und seiner Bewohner die Bahn zu bereiten. Die nachfolgenden Zeilen geben den wesentlichen Inhalt seiner Ausführungen wieder:

„Welche Gründe der Mißstimmung zwischen England und Deutschland auch immer genannt werden mögen, wir stoßen, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, immer auf Vorurteile, falsche Vorstellungen und törichte Lehrsätze. Unkenntnis und Unwissenheit ist hier, wie immer, die Wurzel allen Übels. Sie alle kennen das große Wort Ihres großen Dichters, der auch für uns Deutsche eine lebendige Macht geworden ist und um unsere beiden Nationen ein geistiges Band geschlungen hat, das sich hoffentlich stärker erweisen wird als aller Unverstand und alles Übelwollen, ich meine das Wort Shakespeares: liier« 18 iio 6arKne88 dut ißnoiAiice.

Damit ist die Aufgabe desjenigen, der einer dauernden friedlichen Verständigung zwischen Deutschland und England die Bahn bereiten will, gewissermaßen vorgezeichnet. Es handelt sich darum, aufklärend zu wirken, durch Verbreitung von Kenntnissen den Vorurteilen und Torheiten zu begegnen, die allenthalben auftauchen.

Nur auf diese Weise können wir erwarten, daß wir endlich von dem Alp, der auf uns allen lastet, erlöst werden.

Ich gedenke eines anderen gottbegnadeten englischen Sängers. Man hat von ihm gesagt, daß er die Marschmusik der Zukunft für alle suchenden und strebenden Geister in Deutschland gesungen hat. Shelley war es, der seine Mission darin sah, die erlösende Macht des vollen Wissens zu verkünden.

Gewiß ist manches in Deutschland geschehen, um über Land und Leute in England aufzuklären, wie auch in England unstreitig das Bedürfnis, über Deutschland sich zu unterrichten, im Wachsen begriffen ist.
Was uns aber nottut, sind nicht gelegentliche Belehrungen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, sind nicht Aufklärungen, die dann erfolgen, wenn sich der Unsinn in besonders krasser Form hervorwagt. Was uns helfen kann, ist systematisch angelegte, vorsichtig organisierte und beharrlich durchgeführte Ausbreitung einer besseren gegenseitigen Kenntnis der beiden Kulturländer.
Hier ist der Hebel, wo die Arbeit derjenigen Männer einzusetzen hat, denen die Pflege der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt.
Ich habe ein Interesse daran, auch hier zu betonen, daß ich mich in denjenigen Grenzen halte, die mir durch Beruf, Lebenszwecke und Welt-anschauung gegeben sind, wenn ich meine Kräfte dafür einsetze, daß wir in Deutschland zu einer ausgiebigeren Kenntnis von Land und Leuten in England gelangen. Ich bin, wenn ich diese persönliche Bemerkung machen darf, eng-lischer Philologe, habe also der Erforschung der englischen Sprache, Literatur und Kultur meine Lebensarbeit gewidmet. Als Universitätslehrer liegt mir die Vorbildung derjenigen Landsleute ob, die später den Unterricht in der englischen Sprache und Literatur berufsmäßig auszuüben haben. Ich halte mich durch-aus in dem Bereich der mir zugewiesenen Aufgaben, wenn ich eine bessere Kenntnis Englands in Deutschland zu verbreiten suche.
Wenn ich mich nunmehr anschicke über die Mittel und Wege zu sprechen, durch die ich meinen Landsleuten eine ausgiebigere Kenntnis von England zu vermitteln gedenke, so möchte ich betonen, daß ich, von bloßen Pro-blemen und Projekten absehend, mich auf solche Dinge beschränke, die bereits ausgeführt sind oder deren Ausführung doch gesichert ist. An Plänen und Projekten ist auch in den Kreisen der Freunde der deutsch-englischen Ver-ständigung kein Mangel. Sie sind in solchem Überfluß vorhanden, daß der Erfolg derjenigen Unternehmungen, die wirklich in Angriff genommen werden, darunter leidet.
Es sei mir gestattet, zunächst über die von nur herausgegebene Biblio-thek, die „Kultur des modernen England" einiges wenige anzu-merken. Es handelt sich dabei um eine Sammlung von Monographien über das geistige, künstlerische, literarische, soziale, politische, religiöse und staatliche Leben in England. Die Monographien sollen zwar von wissenschaftlichen Autoritäten geschrieben, aber in der Darstellung doch so gehalten sein, daß sie sich an alle Leser von allgemeiner Bildung wenden.
Der Plan zu diesen Monographien hatte zunächst nichts mit meinen Bestrebungen für die deutsch-englische Verständigung zu tun. Iahrzehntelange sorgfältige Beobachtung englischer Verhältnisse bestärkten in mir immermehr die Überzeugung, welch enormer Kulturwert der englischen Nation innewohnt.

Und es war ein natürlicher Wunsch, die Kenntnis derjenigen Gebiete, in
denen die englische Zivilisation vorbildlich ist, auch meinen Landsleuten zu
vermitteln. An Büchern über England war ja bislang auch in Deutschland
kein Mangel. Eine sorgfältige Beobachtung dieser Bücher aber ließ vielfach
einen doppelten Mangel hervortreten:
1. wandten sich diese Schriften' in den meisten Fällen an einen exklusiven
Kreis von Lesern;
2. hat die Beobachtung und Darstellung vielfach ein zu enges Gesichts-
feld. Die großen Zusammenhänge schienen mir zu wenig berücksichtigt. Eine
umfassende Aufklärungsarbeit kann also von diesen Schriften nicht erwartet
werden.
Das wäre vielmehr, so sagte ich mir, Aufgabe eines großzügig ange-
legten und zweckmäßig organisierten Unternehmens.
Aus diesen Erwägungen entstand „Die Kultur des modernen England".
Ich werde Ihnen am besten an der Hand des den einzelnen Bänden
beigegebenen Programms über Anlage, Zweck und Bedeutung des Unter-
nehmens Ausschluß geben können.
Die Sammlung — so heißt es in diesem Programm — soll ein Bild
geben von dem Kulturwert Englands auf dem Gebiete des staatlichen, wirt-
schaftlichen, geistigen, literarischen und künstlerischen Lebens. Sie sucht damit
eine Aufgabe zu erfüllen, die seit langer Zeit als ein erstrebenswertes Ziel
der deutschen Wissenschaft bezeichnet wurde, nämlich über die vorbildlichen Züge
des englischen Kulturlebens eine ausgiebige Kenntnis in Deutschland zu ver-
breiten. Das Unternehmen dient damit einem dreifachen Zwecke.
1. Will es uns helfen, unsere eigene kulturelle Entwicklung zu befruchten
und zu fördern dadurch, daß es uns neue Ausblicke eröffnet, unsern Blick
auf Verhältnisse und Gebiete richtet, die in mancher Hinsicht eine reichere
und fruchtbarere Entwicklung zeigen, als sie die entsprechenden deutschen Gebiete
aufweisen.
2. Will das Unternehmen ein unentbehrliches Hilfsmittel schaffen für
Studium und Unterricht der Neuphilologen. Daß uns die neuere Philologie
verpflichtet, ein Gesamtbild von den Kulturverhältnissen der modernen Völker
zu geben, darüber kann ein Zweifel wohl nicht bestehen. Selbst diejenigen,
die das Studium der französischen und englischen Philologie im wesentlichen
als ein Studium der Sprache und Literatur der beiden Völker aufgefaßt
wissen wollen, erklären, daß dieses Studium im engsten Zusammenhang mit
allen Erscheinungen des kulturellen Lebens geübt werden müsse. Eine Dar-
stellung der Kultur des modernen England wird darum jedem neuphilologischen
Lehrer und Studenten, der sich der idealen Aufgabe seiner Wissenschaft, in die

gesamte Kultur des fremden Volkes einzudringen, bewußt ist, mehr als willkommen sein.

3. Werden durch eine solche Art der Unterweisung und Belehrung der aus vielen Gründen wünschenswerten Verständigung zwischen Deutschland und England die Wege gebahnt. Alle Bemühungen, freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England herbeizuführen, werden so lange nicht von dauerndem Erfolg begleitet sein können, als beide Länder so wenig voneinander wissen.

Es ist nicht genug damit, Bücher zu schreiben. Sollen sie ihren Zweck erfüllen, so müssen sie auch an die richtige Adresse gelangen, mit anderen Worten die nötige Verbreitung finden. Um meine Sammlung auch denjenigen Volks- und Schulbibliotheken zugute kommen zu lassen, deren Etat die Anschaffung nicht gestatten würde, ist mir von Freunden der guten Sache ein Fonds zur Verfügung gestellt worden, aus dem die Bücher gratis an geeignete Stellen verteilt werden sollen. Freilich sind die verfügbar gemachten Mittel immerhin noch bescheiden. Aber es ist Aussicht vorhanden, daß sie durch Zuwendungen namhafter Persönlichkeiten vermehrt werden. Und ich überschreite wohl die mir hier gezogene Schranke nicht, wenn ich auch an unsere englischen Freunde die Bitte richte, uns zu helfen, wenn sie in der Lage sind, zur Förderung des Unternehmens irgendwie beitragen zu können. Vielleicht darf ich vor diesem Kreise hinzufügen, daß auch die hochherzigen Souveräne unserer beiden Länder — der Kaiser von Deutschland und der König von England — ihr lebhaftes Interesse an dem Unternehmen bekundet haben.

Ine worK tnat 6oe8 not go noine, <ioe8 not ßo lar. Diesen englischen Gedanken würden wir in Deutschland vielleicht so formulieren: Die Arbeit, welche nicht mit der Schule beginnt, hat keinen sonderlichen Wert. Mit der Schule müssen wir beginnen, wenn wir uns von den Banden nationalistischer Anschauung freimachen und zu einer objektiven Würdigung fremden Wesens erziehen wollen. Wir sind, wenn es sich darum handelt, die Kenntnis der Kultur Englands schon unserer Iugend zu vermitteln, in Deutschland ziemlich günstig gestellt. Das Englische ist obligatorisch in den meisten der Sekundärschulen. In anderen ist es wenigstens fakultativ eingeführt. Auch die technischen Unterrichtsanstalten wollen das Englische nicht länger entbehren. Nun ist durch eine gründliche Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichtes dahingewirkt worden, daß die Schüler von einer öden Grammatikpaukerei befreit und an die Sprache selbst gewiesen wurden, um aus dem lebendigen Sprachgut auf induktivem Wege und durch praktische, sorgfältig geleitete Übung das fremde Idiom meistern zu lernen.

Ich schätze mich glücklich, daß auch die beiden Männer unter uns weilen, die in Deutschland bei der Reform des Sprachunterrichtes stets an erster Stelle

gestanden haben: die Herren Direktor Dörr und Professor Wendt. Die Reformer
auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrichts haben nun stets betont, daß das
Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts sein müsse, auch in das Wesen des fremden
Volkes einzuführen. Um das zu können, müssen die Stoffe, die in den Mittel-
punkt des fremdsprachlichen Unterrichts gestellt werden, dem Kulturkreis des
betreffenden Volkes entnommen werden. Eine Reihe trefflicher Hilfsbüchcr
für den Unterricht sucht diese Forderung zu erfüllen. Ich selbst habe mich
in Verbindung mit einem namhaften preußischen Schulmann, vi Ricken, be-
müht, auch hier systematisch vorzugehen und eine Serie englischer Lesebücher
für den Schulunterricht herauszugeben, die in ihrer Gesamtheit sich als „Eng-
lische Volks- und Landeskunde" bezeichnen lassen. Die beiden ersten
Nummern der Serie sind bereits erschienen. Weitere Auskunft über Anlage
und Zweck des Unternehmens gibt der von der Verlagshandlung heraus-
gegebene Prospekt, auf den ich die interessierten Kreise verweise.
Auch hier darf wohl bemerkt werden, daß es sich nicht um vage Pläne,
sondern um ein lebensfähiges Unternehmen handelt. In ganz kurzer Zeit
war die erste Auflage der (-eoßiÄpd^ ot tde LritizK Iglez, mit der die
Serie eröffnet wurde, vergriffen.
Daß unser Wunsch, mit England im guten Einvernehmen zu bleiben,
keine Feindschaft gegen ein anderes Land, namentlich gegen Frankreich, in
sich schließt, ersehen Sie aus der Tatsache, daß eine ähnliche Serie von fremd-
sprachlichen Lesebüchern auch für die französische Landeskunde geplant ist.
Wir leben in dem Zeitalter der Vorträge. Es wäre töricht, das weit
verbreitete Bedürfnis nach guten Vorträgen nicht in den Dienst unserer Sache
stellen zu wollen. In der letzten Iahresversammlung unseres deutsch-englischen
Komitees haben wir beschlossen, auch eine Zentralstelle für gute
Vorträge über England zu schaffen. Ich bin jetzt dabei, eine Liste
derjenigen Männer und Frauen zusammenzustellen, welche gewillt und be-
rufen sind über Land und Leute in England zu sprechen.
Diese Liste soll an alle deutschen Vortragsverbände hinausgehen. Ein
ehrliches Bedürfnis nach sachkundigen Informationen ist in Deutschland tatsächlich
vorhanden. Sobald durch die Zeitungen von unserer Zentralstelle für das Vortrags-
wesen über England Kunde erging, haben sich eine Reihe angesehener Vortrags-
verbände um Hilfe und Beratung an mich gewendet. Auch hier gilt es durch Be-
stellung geeigneter Persönlichkeiten den berufsmäßigen Schwätzern und Chauvinisten
das Heft aus den Händen zu winden.
Viel wirksamer natürlich als das gesprochene und geschriebene Wort ist die
lebendige Anschauung, wenn es gilt, fremde Länder und Völker kennen zu lernen.
In Deutschland haben wir seit langem die Forderung gestellt, daß unsere Lehramts-
kandidaten, die die Befähigung zur Erteilung des englischen Unterrichts erhalten
wollen, einen Teil ihrer Studienzeit in England verbracht haben müssen. Es ist

anzuerkennen, daß da der Staat mit Stipendien zu Hilfe kommt. Freilich ist die materielle Hilfeleistung von seiten des Staates nach Auffassung der Fachleute immer noch nicht ausreichend. Aber ein guter Anfang ist gemacht, und wir werden sicher auch bald noch weiter kommen.

Freilich ist es nicht damit getan, daß die jungen Leute aus Deutschland nach England gehen. Wir müssen auch die Garantie haben, daß sie hier ihre Zeit zweckmäßig ausnützen, die richtige Führung und Leitung haben, Gelegenheit finden, mit den Strömungen der fremden Kultur und Gesellschaft überall in wirksame Berührung zu kommen. Für diesen Zweck ist seit langem ein Reichsinstitut für Neuphilologen in London geplant. Unser verehrter Freund vi Vreul hat im Bunde mit anderen namhaften Fachgenossen seit langem um die Verwirklichung der Idee sich bemüht. Hoffentlich sind wir auch hier von unserem Ziel nicht allzuweit entfernt.

Derselbe Gedanke, der uns bestimmt, unsere jungen Neuphilologen ins Ausland zu führen, lebte auch in Ihrem großen, weitsichtigen Landsmann Cecil Rhodes, als er durch seine letztwillige Verfügung die Möglichkeit schuf, daß alljährlich eine Reihe junger, intelligenter Deutscher nach England kommen können, um in Ihrer alten ehrwürdigen Universitätsstadt Orford einen Teil ihrer akademischen Iahre zu verleben. Orford empfängt bereits seit einer langen Reihe von Iahren seine Cecil Rhodes-Scholar s. Und ein wiederholter Austausch mit jenen Persönlichkeiten, die mit der Ordnung und Leitung dieser hochherzigen Einrichtung betraut sind, haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß trotz dieser oder jener Unzulänglichkeiten der ideelle Gewinn der Cecil Rhodes-Stiftung nicht gering anzuschlagen ist. Auch die jungen Engländer, die nach Deutschland kommen, kehren in ihre Heimat reicher an Erfahrung und Einsicht zurück. Durch diesen fortgesetzten Austausch junger, strebsamer Leute, die später in führenden Stellungen zu wirken berufen sind, wird allein schon eine gewisse geistige Verbindung der beiden Kulturländer gewährleistet.

Die Zahl der jungen Leute, die das Cecil Rhodes-Stipendium genießen, oder auch durch andere Stiftungen, z. B. die Sir Ernest Cassel-Stiftung, in den Stand gesetzt werden, ins Ausland zu gehen, ist immerhin beschränkt. Es wäre aber bedauerlich, wollte man die Segnungen eines Studienaufenthaltes in, Ausland allein auf sie beschränken. Und so haben sich seit einer Reihe von Iahren wiederholt Kräfte geregt, um Studienreisen von Deutschland nach England und England nach Deutschland zu organisieren. Ich selbst habe an einer solchen Studienreise deutscher Studenten vor nunmehr 2 Iahren beratend und führend mich betätigen können, und dankbar möchte ich hier an dieser Stelle der Hilfe gedenken, die uns von einflußreichen Persönlichkeiten dieses großen, gastlichen Landes bei unserem Aufenthalt in London und in englischen Universitäten erwiesen wurde. Unser Vorsitzender Lord Courtney und

seine verehrte Gattin waren damals die eigentlich treibende Kraft des Anglo-German-Students-Committee.
Was ich damals hier in England an Belehrung, Anregung und echter Lebensfreude empfing, dies wird unvergessen bleiben.
In den Büchern, die hier ausliegen, finden Sie einen Bericht über die Ergebnisse jener Reise. In diesem Iahre konnten wir den Gegenbesuch der englischen Kommilitonen empfangen. Und die große Genugtuung bei der Organisation der Studienreise der englischen Studenten bestand darin, daß ich bei jedem, aber auch gar bei jedem der namhaften Männer, die ich für die Idee zu begeistern suchte, das bereitwilligste Entgegenkommen fand. Es sind mir damals aus dem Munde hochgestellter Männer in Deutschland trotz der Marokkowirren so viel einsichtige und freundliche Urteile über die Notwendigkeit der deutsch-englischen Verständigung gesagt worden, daß dies allein hinreichend wäre, mir die Gewißheit zu geben, daß ich auf dem rechten Wege bin, und daß die Bemühung, die beiden größten Kulturvolker germanischer Rasse zu friedlicher Gemeinschaft zu vereinen, des Schweißes der Edlen wert ist." —
Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn man den vorstehenden Ausführungen ein Referat hätte folgen lassen über die Bestrebungen, die in England an der Arbeit sind, um einer ausgiebigeren Kenntnis Deutschlands und seiner Bewohner die Wege zu bahnen. Zweifellos ist auch auf dem Insellande in den letzten Iahren manches geschehen, um zu einer besseren Würdigung Deutschlands zu gelangen. Die Vorlesungen und Übungen des letzten Ferienkursus in Oxford waren ausschließlich Deutschland gewidmet. Der Ferienkursus wurde mit einer bemerkenswerten Rede des Lord Haldane eingeleitet, die auch in Deutschland viel Beachtung gefunden hat.
Im Herbst desselben Iahres vereinigten sich namhafte Professoren der Universität Manchester, um die Politik, die Geistes- und Literargeschichte Deutschlands sowie seine wirtschaftliche Entwickelung und Erziehung im 19. Iahrhundert zum Gegenstand eingehender Darlegungen zu machen. Die Vorlesungen liegen jetzt — in einem stattlichen Bande vereinigt — vor: „Oennan? in tne Aineteeiitn Ontnr/'. ?ive I^ectnreL d? I. H. liose, (!. H. Nertarä; T. (5. X. (Bonner an6 >l. N. Laäler. Manchester 1912.
Andrerseits ist freilich nicht zu leugnen, daß der Durchschnittsengländer sein Wissen über Deutschland noch vielfach aus Werken schöpft, die durchaus nicht einwandfrei sind. Ich erwähne: I. Ellis Varker, lodern (lelingn^, Ker volitic^l anä economic prodl«mL. 3. Aufl. London 1999. — Ferner das vom vail^ N^il herausgegebene: Onr dermkn Oonäins. London 1999.*)

*) Leider werden auch von deutschen Autoren, selbst von solchen, die Anspruch auf Wissenschaftlichleit machen, minderwertige Werte dieser Art angepriesen. In einem von dem Verlin«« Privat-Dozenten Heinrich Spies herausgegebenen Buch« über das moderne England wird Ellis Varter's Arbeit unter den „besten Werken der neuesten Zeit" genannt.

Die deutsch-englische Verständigungskonferenz E. Sieper
Es war keine leichte Aufgabe, als in London ein deutscher Redner den Versuch unternahm, die Engländer an ihre Rückständigkeit in betreff der Kenntnis der fremden Kulturländer und insbesondere Deutschlands zu erinnern. Der bekannte neusprachliche Reformer Wendt, der Verfasser des ausgezeichneten Buches: England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen (4. Aufl. Leipzig 1912), legte im einzelnen dar, was England auf diesem Gebiete nachzuholen hat. Erstaunen und Befremden erregte seine Feststellung, daß das Studium des Deutschen auf dem Insellande in den letzten Iahren bedeutend abgenommen hat.
Auch Professor Breul, Cambridge, hat auf diese bedenkliche Tatsache bei mehrfachen Gelegenheiten energisch hingewiesen.
Glücklicherweise fehlt es auch in England nicht an Anstrengungen, um namentlich jüngeren Volksgenossen eine Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft mit Deutschland und seinen Bewohnern zu vermitteln.
Von Mr. T. A. Leonard, dem Sekretär der Cooperative Holidays Association, wurde ausgeführt, in welch erfolgreicher Weise die Gesellschaft seit Iahren bestrebt ist, einen Austausch zwischen deutschen und englischen Schülern in die Wege zu leiten. In der elsten diesjährigen Nummer der „Nachrichten" des deutsch-englischen Verständigungs-Komitees wird über das segensreiche Wirken der Gesellschaft durch einen Aufsatz vi H. Scherers Bericht gegeben.
Es war von jeher ein Lieblingsgedanke des Lord Haldane, Deutschland und England auf diejenigen Gebiete zu verweisen, wo sie gemeinsame politische Interessen haben. Indem sich beide Länder, so lautete die Schlußfolgerung Haldanes, zu gemeinsamer Arbeit vereinigen und sich der ungeheuren Wichtigkeit eines Zusammenschlusses ihrer gewaltigen Energien bewußt werden, müssen sich am leichtesten die im Grunde kleinlichen Mißstimmungen und Rivalitäten beseitigen lassen. Bedeutungsvoller und wichtiger natürlich als solche gemeinsamen politischen Aufgaben sind die kulturellen Ideale, für deren Verwirklichung zu arbeiten beide
Was die Schriftsteller« des EMs Barte», der mit seinem guten deutschen Namen Clhbacher heißt und zu den schlimmsten Hetzern in England gehört, wert ist, und mit welch anfechtbaren Mitteln er operiert, wurde unlängst in der „Daily News" (vom 13. Januar 1910) von T. C. Horsfall, in überzeugender Weise beleuchtet: „it 8ssN8 to ms to bs 50«mä2lou3 tnat articls8 b/ Kim on important »ubjeet» snoulä bs aIlovecl to gppsar in UnFisn psrioäioal» at 2 tims ^vuen it is toc» «lszirabls tnat tbs ngtion Luall 8ee lact8 23 tbs? reaII/ ars." Der seicht« Journalismus, den der Daily Mais in „Our Norman 6ou8in8" zum besten gibt, wird von Spies als „sehr lesenswert" bezeichnet. Spies' Werl bezeichnet sich als Einführung in das Studium der englischen Kultur. Derjenige, der wirtlich in die englisch« Kultur eindringen will, wird gut tun, Spies' Ratschläge nicht zu befolgen!

Länder durch Natur, Geschichte und Abstammung berufen sind. Wenn einst beide Nationen ihre Aufgabe und Verantwortung vollkommen erkannt haben, dann werden sie ganz von selbst dazu gelangen, sich einander zu nähern und gemeinsam die wahren Ziele der Menschlichkeit fördern zu helfen.

Eingeleitet wurde die Diskussion durch ein kurzes, aber äußerst wirkungsvolles Referat des Bischofs von Winchester. „Sobald das deutsche und das britische Volk", so führte der redegewaltige Geistliche aus, „ihre Gedanken auf die ihnen zugewiesenen Pflichten gerichtet haben, dann werden im Namen Gottes, der Menschlichkeit und unseres eigenen guten Rufes die Regungen von Streit und Zwietracht dem Wunsch nach Frieden weichen. Denn wir müssen bedenken, daß Deutschland und Groß-britannien, im Verein mit Frankreich und den Völkern Amerikas und unserer Ko-lonien, die Erben und Bewahrer der ganzen europäischen Bewegung sind. Wir haben Unterschiede der Empfindung und des Temperaments. Deutschland, möchte ich glauben, repräsentiert besonders die Gestaltung des Lebens unter der Leitung der Vernunft, zugleich mit einem reichen Zusatz von erhabenem Gefühl und Idealismus.

Die britische Nation bewahrt vielleicht die Tradition praktischer Tatkraft mit einem Rückhalt von Charakterstärke und gesundem Verstand, Eigenschaften, welche ihr, wie ihre Kritiker oft betont haben, die Möglichkeit verliehen, „sich notdürftig durchzuschlagen". So sind wir verschieden, obgleich wir gerade durch diese Ver-schiedenheiten uns oft gegenseitig beispringen. Wir auf dieser Seite des Kanals wissen jedenfalls, wie sehr wir deutscher Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Forschung verpflichtet sind.

Die Deutschen andererseits beweisen schon durch ihre Liebe zu Shakespeare, daß sie viel von uns gelernt haben. Welcher Verlust, wenn all dieser geistige, moralische und soziale Austausch durch die Härten und Bitternisse des Krieges oder auch nur durch fortgesetztes Mißtrauen und Abneigung beseitigt würde! Aber dies nur beiläufig; denn ich möchte mich weniger mit unseren Differenzen als mit unserer Einigkeit beschäftigen, mit unserer gemeinsamen „Aufgabe" zur Erfüllung eines gemeinsamen Zweckes. Und es ist gewiß nicht europäische Anmaßung, wenn wir diese Verpflichtung unberechenbar hoch bewerten. Wir sind hier, was Stand und Glauben betrifft, nicht einheitlich zusammengesetzt, und ich kann nicht sprechen, wie ich vor einer ausschließlich christlichen Gemeinde sprechen würde. Aber ich glaube, wir sind alle eines Sinnes hinsichtlich der Reinheit, Erhabenheit und Überlegenheit der Einflüsse, welche der Quelle des Christentums entströmen und welche sich zu dem kristallisiert haben, was wir seit der ersten Entstehung unserer Nationen bis zum heutigen Tage unter dem Namen „Westliches Christentum" bezeichnen. Und dies ist nicht alles. Die europäische Kultur (wenn wir uns des Wortes bedienen wollen), welche Deutschland und England gemeinsam ist, umfaßt nicht nur diese christlichen Einflüsse, welche nur ein Teil derselben, wenn auch vielleicht der edelste Teil sind; sie umfaßt auch die griechische Überlieferung und die römische, und wir sind neuer-

dings von dem englischen Gelehrten Mr. Livingstone in schonungsloser Weise daran erinnert worden, in wie hohem Grade dies der Fall ist und wie die ganze staatenbildende Kraft und die Elemente der Lebensordnung vom kaiserlichen Nom auf die Völker übergegangen sind, welche sich in dessen Erbschaft geteilt haben. Dieses möchte ich als unser gemeinsames Vermächtnis bezeichnen, und welch einen Wert schließt es in sich! Was kann die Welt aufweisen, das sich mit dieser Macht für den Fortschritt, für die Stetigkeit, für die Erhabenheit des Lebens vergleichen ließe? Der müßte fürwahr ein Skeptiker im eigentlichsten Sinne des Wortes sein, der nicht glaubte, daß dies etwas bedeutet, daß es nicht von der geheimnisvollen Vorsehung, welche die Wege der Geschichte regelt und leitet, mit der Absicht geschaffen worden sei, bestimmte Früchte zu zeitigen. Wenn wir in unserer Mehrheit auf die Großmut, Weisheit und Liebe der Vorsehung vertrauen, dann sind die „Weltwerte" (um mich eines deutschen Ausdrucks zu bedienen), die daraus fließen, unberechenbar und ehrfurchtgebietend. Einiges davon können wir sogar in Worten ausdrücken. Nehmen Sie z. B. nur die große theologische Alliteration in unserer englischen Sprache: „IHV, Iiidei-t^. I.ov6" und vergleichen Sie die Sicherheit, die Inspiration, die in diesen Worten zum Ausdruck gelangt, mit dem Inhalt der deutsch-englischen Erbschaft: die Achtung vor dem persönlichen Leben des Mannes, der Frau, des Kindes, die edelsten Bande des Heims und der Ehe, die Hingebung der Vaterlandsliebe, sie alle entspringen derselben Wurzel und reichen bis in die Tiefen moralischer und religiöser Überzeugung: die Gewohnheit gegenseitiger Unterordnung und geschlossenen Handelns auf den verschiedenen Gebieten des sozialen und politischen Lebens; die anerzogene Beherrschung des Impulses, die strenge und ehrfurchtsvolle Anerkennung der Superiorität der geistigen über die materielle Macht in Angelegenheiten der Kunst, der Literatur und des Lebens, im Verein mit dem lebhaftesten und auf innerer Überzeugung beruhenden Sinn für historische, politische und allgemein menschliche Werte; vor allem aber, die Güte und Opferwilligkeit, die überall dort war, wo das Zeichen des Kreuzes sich erhob und die Gestalt angenommen hat in den Werken der Philanthropie, in der ruhigen, steten Pflichterfüllung und in allen Äußerungen der Reinheit und der Selbstbeherrschung —: Liegen nicht alle diese Dinge, die zu beschreiben kein Redner sich vermessen dürfte, im Bereich unserer Erfahrung und unseres Glaubens? Sind nicht alle diese Dinge, sage ich, der höchste Schatz des menschlichen Lebens auf dieser Erde?

In Worten des heiligsten Ernstes mahnte der Bischof die beiden Völker, den ihnen anvertrauten Schatz zu hüten und zu mehren. „Das ist", so rief er aus, „unser Vermächtnis, nach welchem die Nationen schmachten, nach welchem sie suchen und ringen in einer Weise, wie es noch nie der Fall war. In der Gemeinsamkeit dieser Verantwortung ohnegleichen müssen unsere beiden Nationen sich durch unlösbare Bande vereinigt fühlen."

Es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, nach der zündenden Aussprache des Bischofs von Winchester einmal im einzelnen nachzuweisen, auf welchem

Gebieten sich deutsche und englische Zivilisation ergänzen und befruchten
können, wie beide Nationen gewissermaßen prädestiniert
sind, von einander zu lernen, durch gegenseitiges Nehmen und Geben
kultureller Güter ihre Mission besser und vollkommner zu erfüllen. Gewiß
wurde im Verlauf der Londoner Tagung dieser Gedanke nicht aus den Augen
verloren; aber er wurde nur gelegentlich und andeutungsweise gestreift. Es
sei uns gestattet, an dieser Stelle wenigstens einige jener Fälle namhaft zu
machen, die eine gegenseitige wirksame Befruchtung der deutschen und englischen
Kultur erkennen lassen.

Im Vordergrunde steht das Gebiet der sozialpolitischen und volkswirt-
schaftlichen Arbeit.

In betreff der Anschauungen über die staatlich zu regelnde soziale Fürsorge
hat sich in England in den letzten Iahrzehnten ein radikaler Umschwung vollzogen.
Man hat sich von dem „laiLLer aller" der sog. Manchester-Schule immer mehr
abgewandt und sich auf die Pflichten des Staates den Schwachen und Enterbten
gegenüber besonnen. Hier konnte die soziale Gesetzgebung Deutschlands die Wege
zur Überwindung der vorhandenen Schwierigkeiten zeigen. England hat sich jetzt
eine Invaliditätsversicherung, Altersgesetzgebung und seit ganz kurzem auch eine
Krankenversicherung errungen; auch Schutzgesetze für Kinder, und zwar zum Teil
recht strenge, sind seit längerer Zeit in Wirkung. Die staatliche Regelung der Armen-
pflege steht in Aussicht. Die Berichte der kgl. Kommission, die vor mehreren Iahren
zur Untersuchung der Zustände im englischen Armenpflegewesen und zur Unter-
breitung von Vorschlägen zu dessen Organisation eingesetzt wurde, vertreten die
Anschauung, daß die Armengesetzgebung und Fürsorge von Grund aus neu geregelt
werden müsse. Ihre Leitsätze basieren auf folgender Forderung:

Der Träger des Hilft- und Fürsorgewesens soll fortan nicht die private Cha-
ritas, sondern der Staat sein, der den Kampf gegen die Verarmung und Verelendung
in einheitlicherer Weise und in großzügigen Unternehmungen organisiert.

In Deutschland, wo lange Zeit der Glaube an die Allmacht des Staates
vorherrschend war, beginnt jetzt immer mehr das Gefühl für die Verantwortung
und die soziale Pflicht des Einzelnen zu erwachen. Unsere akademische Iugend hat
sich in den verschiedensten Universitätsstädten für die soziale Arbeit organisiert und
bereits nennenswerte Leistungen aufzuweisen. Auch die Frauen und Mädchen ge-
bildeter Stände beginnen sich auf dem Felde sozialer Arbeit in immer größerem
Umfang zu betätigen. Die englische Settlementsbewegung ist im Begriff, auch auf
Deutschland überzugreifen. Ich erinnere an das Hamburger Volksheim und die
Klubhäuser für erwerbende Mädchen und Frauen, die auch hier in München unter
Anlehnung an englische Vorbilder entstanden sind.

Von den übrigen Gebieten, auf denen sich deutsche und englische Kultur be-
fruchtet haben, liegt mit am nächsten das der Erziehung. Deutschland war England
ein Vorbild in bezug auf Organisation und Methode der Wissenschaft»

lichen Arbeit, die Methode wissenschaftlichen Vorgehens auch in der Lösung technischer und industrieller Probleme, in der Einrichtung und Ausgestaltung der technischen Unterrichtsanstalten und nicht zuletzt in dem unter staatlicher bezw. städtischer Leitung so glänzend entwickelten Volksschul- und Fortbildungsschulwesen. Nichts hat die englischen Städtevertreter, die in Süddeutschland waren, so nachhaltig interessiert, als gerade unsere Fortbildungsschulen.

Aber auch von dem englischen Erziehungswesen haben wir lernen können. Es ist durchaus nicht so rückständig, wie man bis in die ?0er und 80er Iahre des vorigen Iahrhunderts hinein anzunehmen geneigt war. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der Charakter- und Willensbildung, der Pflege und Achtung auch der jugendlichen Persönlichkeit, der Geist des Vertrauens und der Achtung im Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, die Ausbildung des kameradschaftlichen Sinnes unter den Schülern, die Einsicht in die ungeheure Wichtigkeit körperlicher Übungen bei Spiel und Sport und die damit verbundene selbständige Gruppenorganisation der Schüler, wodurch vor allen Dingen auch die staatsbürgerliche Erziehung der heranwachsenden Iugend gefördert wird: — das alles sind zweifellos vorbildliche Züge, die uns bei der Durchführung einer gesunden Schulreform leiten können.

Hier sind weiterhin nicht zu übersehen jene Bestrebungen, die man unter dem Namen künstlerischer Kultur zusammenfaßt. Der ungeheure Vorsprung, der England auf diesem Gebiete durch das tatkräftige Wirken eines I. Ruskin und W. Morris beschieden war, wurde von den Vertretern der ästhetischen Kulwr in Deutschland bald bemerkt und uns zunutze gemacht. Männer wie Van der Velde, unser Münchner Architekt von Berlepsch-Valendas, E. Schultze, W. Fred werden nicht müde, uns klar zu machen, wie viel wir von ihnen lernen können, sei es nun auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, der Wohnungskultur, des Buchgewerbes und speziell der Kinderbilderbücher, oder im Bereiche der Organisation der Galerien und Museen. —

Durch Professor Foerster (Berlin) wurde darauf hingewiesen, daß bei der internationalen Regelung der Gewichts- und Maßsysteme, ferner der Geodäsie, Ozeanographie und Astronomie deutsche und englische Arbeit sich ergänzen können und dadurch erst die Erfüllung großer Aufgaben möglich machen. Sir Oliver Lodge wies auf die Kooperation deutscher und englischer Gelehrter in den eigentlichen naturwissenschaftlichen Fächern hin: „Wir arbeiteten in den naturwissenschaftlichen Disziplinen Hand in Hand und benutzten gegenseitig unsere Entdeckungen. Es würde Wahnsinn sein, wenn wir uns entzweien und gegenseitig abschlachten wollten. Was würden wir ohne Deutschlands Naturwissenschaftler sein, denen wir in den letzten Iahren die X-Strahlen und die drahtlose Telegraphie verdanken. Haben deshalb beide Länder auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik solch ungeheure Energie entfaltet, um die gewonnenen Resultate zu gegenseitiger Zerstörung zu verwenden?"

Die Abgrenzung der beiderseitigen kolonialen Interessensphären.

Von dem letzten Programmpunkt der Londoner Verhandlungen, der übrigens auf den vorletzten Verhandlungstag verlegt wurde — die Abgrenzung der Interessensphäre auf kolonialem Gebiete — wird sich besser in einem anderen Zusammenhange reden lassen. Schon die Rücksicht auf die z. Zt. zwischen den Kabinetten von London und Berlin schwebenden Besprechungen lassen die Behandlung des Gegenstandes an dieser Stelle inopportun erscheinen. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß die Rede des Sir Harry Iohnston, so interessant und anregend sie auch sein mochte, manchem Widerspruch begegnete. Die Ideengänge Iohnstons betonten m. E. zu wenig die Rücksichten, die Deutschland und England bei kolonialen Vereinbarungen auch auf andere interessierte Staaten zu nehmen haben.

Das Referat des Pastors Umfried beansprucht insofern besonderes Interesse, als seine Darlegungen den Versuch einer Vermählung zwischen Friedensbewegung und Realpolitik unternehmen und auch der Schluß mit der Empfehlung der Ansiedelungsverträge etwas unstreitig Eigenartiges bietet. Sachlich wohl durchdacht und gründlich fundiert waren die Ausführungen des Professors Arndt. Sein Referat schloß sich würdig demjenigen Rathgens vom ersten Verhandlungstage an.

Professor vr. Sigmund Sonnenfeld:

Die Wahlreform in Ungarn!

Es gehört wirklicher politischer Mut dazu, inmitten der großen Staatenumformungen, die sich jenseits der Südgrenzen des St. Stefans-Reiches vollziehen, an eine energische Umgestaltung des politischen Organismus Ungarns zu schreiten. Nicht geringer kann das Ziel bewertet werden, das die ungarische Regierung mit dem Gesetzentwurf über die Wahl der Reichstagsabgeordneten anstrebt. Es scheint ein gutes Omen, daß die Verhandlungen des ungarischen Parlaments über diese Vorlage im März, im Monate der Freiheit, beginnen; vielleicht sind sie Vorboten eines lange ersehnten Volksfrühlings für Ungarn.

Das bisherige Wahlgesetz, auf Grund der 1848er Bestimmungen aufgebaut, bedeutete wohl gegen die vormärzliche Zeit einen großen Fortschritt, das Ende der Feudalepoche, hielt jedoch mit der modernen Entwickelung des Landes nicht Schritt. In den letzten Iahrzehnten sind zwar einzelne Modifikationen eingeführt worden, von einer wirklichen Reform war aber keine

Rede. Unterdes machte die intellektuelle Cntwickelung des Volkes große Fort-
schritte, durch die Schaffung der Industrie kamen neue Elemente an die Reihe;
sie fühlten sich, kraft ihrer Leistungen und ihres großen Einflusses auf die
materielle Hebung Ungarns, berechtigt, auch im politischen Leben der Nation
eine Rolle zu spielen, und bald wurde die Fahne des allgemeinen Stimmrechtes
von ihnen in den Kampf getragen.
Im letzten Iahrzehnt wuchs diese Bewegung zusehends. An der Spitze
schritten die Sozialdemokraten, welche das allgemeine, gleiche und geheime
Stimmrecht fordern, ohne jede Rücksicht auf die nationale Entwickelung Ungarns,
Bis zu einem gewissen Grade in derselben Richtung, jedoch mit Betonung
des Nationalelements, bewegten sich die Forderungen der Nußerstlinken im
Reichstage. Momentan scheinen die beiden Lager einer gemeinsamen Parole
zu folgen, und man ist Zeuge des merkwürdigen Schauspiels, Söhne des Hoch-
adels mit den Sozialdemokraten Hand in Hand zu sehen.
Zwischen den weitgehenden Forderungen der Radikalen der Opposition
und den zu äußerster Vorsicht mahnenden, eine nur bescheidene Erweiterung des
Wahlrechtes befürwortenden konservativen Elementen der Regierungsmajorität
die goldene Mittelstraße zu finden war das schwierige Problem, das die Gesetzes-
vorlage lösen sollte. Sehen wir, wie dieselbe das Ziel zu erreichen strebt.
Gegen den früheren Besitz- resp. Steuerzensus nimmt die Wahlreform einen
Intelligenzzensus zur Basis, indem sie bestimmt, daß jeder ungarische
Staatsangehörige, der das 24. Iahr erreicht hat, wenn er eine Mittel- oder
Hochschule absolviert, ohne jede weitere Bedingung das Wahlrecht besitzt, während
für alle übrigen Wähler das erreichte 3l). Lebensjahr erforderlich ist. All
diejenigen, die eine 6 klassige Volksschule oder eine gleichwertige Anstalt beendet
haben, sind Wähler, wenn sie welch geringe Steuer immer zahlen, sobald
sie entweder ein selbständiges Gewerbe betreiben oder bei einem industriellen
Unternehmen oder in der Landwirtschaft während einer gewissen Dauer ange-
stellt sind. Für diejenigen, die nur lesen und schreiben können, ohne die
obigen Vildungsbedingungen zu erfüllen, ist ein Steuerzensus von K. 20,—,
für die Analphabeten ein solcher von K. 40,— filiert. Nach diesen Bedingungen
würde sich die Wählerzahl folgendermaßen gestalten:
Die gesamte Bevölkerung Ungarns beziffert sich auf 18 246533 Seelen,
zu Beginn dieses Iahrhunderts waren bloß 970841 stimmberechtigte Wähler
d. h. 5,9 U, die jedoch in den letzten Iahren auf 1197 726 angewachsen waren,
Nach dem neuen Gesetzentwurfe wird die Zahl der Wähler 1868172 d. h.
10,4 U der Bevölkerung betragen, demnach beinahe doppelt soviel wie zu
Beginn unseres Iahrhunderts. Ginge es nach den Wünschen der Sozial-
demokraten, so müßte die Wählerzahl auf nahezu 3 Millionen erhöht werden.
Es wäre gewagt zu prophezeien, welche Umgestaltung, besser gesagt,
welche Umwälzung das Hereinströmen dieser neuen Wählermassen nach sich

ziehen würde. Politisch fast gänzlich ungeschulte Elemente, die von den Enstenz-bedülfnissen eines Staates nur schwankende Begriffe haben, deren Führer bisher keine Gelegenheit hatten, ihre politischen Fähigkeiten zu erproben, würden mit einem Schlage zu einflußreichen Faktoren werden und könnten die für Ungarn so nötige ruhige, wirtschaftliche Entwicklung gefährden. Trotzdem öffnet der neue Gesetzentwurf in Anerkennung der großen Bedeutung der industriellen Arbeiter der Stimmberechtigung derselben ein weites Tor. Statt wie bisher durch nur 44000 Wähler vertreten zu sein, werden dieselben künftighin nahezu 260 000 zählen, also nahezu das sechsfache. Mit der Ausbreitung und Er-stattung der Industrie, mit der Erhöhung des intellektuellen Niveaus der Arbeiter wird auch die Zahl der Wähler sich naturgemäß erhöhen und die arbeitende Klasse ihrer großen Bedeutung angemessen zu immer weitgehenderer Vertretung gelangen. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Einzelbestimmungen des Gesetzes gewisse Erschwerungen und Hindernisse für die Zulassung der Arbeiter bedeuten, aber im Laufe der Verhandlungen dürfte manche Modi-fikation angenommen werden, die Abhilfe schafft, und die Regierung hat wieder-holt erklärt, daß sie — ohne Schädigung des Grundprinzips der Vorlage — zu Konzessionen in liberalem Sinne geneigt ist. Man darf dabei nicht ver-gessen, daß Ungarn hauptsächlich ein Agrikulturstaat ist und daß den in den Städten lebenden Industrie-Arbeitern das Erlangen des Intelligenzzensus weit leichter wird als den Feldarbeitern das Erreichen der anderen Wähler-qualifikationen; daß also bei einem zu weit gehenden Liberalismus zugunsten der Industriearbeiter der wirkliche Charakter der ungarischen Wählermassen durch Verschiebung leiden würde.

Der Patriotismus der ungarischen Politiker sieht besorgt der Zukunft entgegen und fragt sich — vielleicht mit zu großer Zaghaftigkeit —, ob die an-gebahnte Vermehrung des Wählerkontingents dem Lande auch wirklich zum Heile gereichen werde. Ist dies schon den Arbeitern gegenüber der Fall, von denen ein Teil aus der Fremde ins Land gekommen und erst jüngst das Staatsbürgerrecht erworben hat, so wird die Frage noch viel bedeutender hinsichtlich der Nationalitäten in Ungarn. Man müßte die ganze historische Entwickelung des St. Stefan-Reiches darstellen, um eine richtige Anschauung von der Lage der Nationalitäten in Ungarn geben zu können. Schon König Stefan der Heilige tat den Ausspruch: eine Nation müsse nicht eine Zunge sprechen und die Verschiedenheit der Bewohner sei ein Faktor der Stärke. Daß jede der Nationalitäten im Lande Iahrhunderte hindurch ihre Eigenart bewahren konnte bis zum heutigen Tage, ist der beste Beweis dafür, daß sie in ihrer Entwickelung frei und unbehindert blieben. Daß aus dem Kern der eigentlichen ungarischen Bevölkerung sich die staatsleitenden Kräfte ergaben, daß dieselben die politische Führung hatten und haben, ist das Fazit viel-hundertjähriger Ereignisse.

Würde das neue Wahlgesetz in der Wählervermehiung noch weitergehen,
als es der Fall ist, so könnte es leicht geschehen, daß unter der Führung von
Männern, denen das Heil Ungarns nicht zu sehr am Herzen liegt, die vielleicht
den Blick manchmal auf die Nachbarstaaten gleicher Zunge hinüberlenken,
daß unter solcher Leitung die noch politisch wenig entwickelten Bevölkerungs-
massen irregeführt, daß zentrifugale Tendenzen zur Geltung kommen könnten,
die nicht nur für Ungarn, nicht nur für die Monarchie, sondern auch für den
allgemeinen europäischen Frieden gefährlich werden könnten. Wenn hier
föderalistische Strömungen die Oberhand gewännen, dann würde ein für
Europa besorgniserregender Sammelpunkt steter Unruhen geschaffen werden.
Es mußte daher bei Abfassung der neuen Wahlordnung auch auf die
besondere Zusammensetzung der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen des
Landes Rücksicht genommen werden. Das folgende kurze statistische Bild
zeigt den Unterschied der Perzentuation unter den Nationalitäten nach dem
bisherigen Gesetze und nach dem neuen Wahlentwurfe:

Magyaren bisher 59,8?« künftighin 60?«
Deutsche ,. 11°/o ,. 13,1"/«
Slaven ,, 9,9°/° „ 10,9°/«
Rumänen „ 10,6?« „ 9,9?«

Es genügt diese Hauptzahlengruppen ins Auge zu fassen, um zu sehen,
daß mit Ausnahme der Rumänen alle Nationalitäten einen Wählerzuwachs
aufweisen. Bei den Rumänen ist hauptsächlich infolge der geringeren Schul-
frequenz in den höheren Volksschulklassen diese Verminderung eingetreten.
Nimmt man jedoch Einzelziffern in Betracht, so gelangt man zu der Überzeugung,
daß in manchen rumänischen und gemischten Bezirken die Zunahme an Wählern
fast dreimal so groß ist, wie in den reinungarischen. Wie wenig es übrigens
im Sinne des Gesetzgebers liegt, eine direkte Beschränkung der fremdsprachigen
Bevölkerung herbeizuführen, erhellt schon daraus, daß die Kenntnis der unga-
rischen Sprache — wie dies vielseitig gefordert wurde — nicht als Bedingung
für die Wahlberechtigung aufgestellt wurde.

Ungarn steht vor einem großen folgenschweren Schritte. Es konnte
der berechtigten Forderung nicht widerstehen, dem Volke in höherem Ausmaße
Zulaß in die Wahlarena und zu den politischen Rechten zu gewähren. Es
konnte besonders der intelligenten, zu segensreicher Mitarbeiterschaft berufenen
industriellen Schichte der Bevölkerung die Tore nicht verschließen; es war
aber gleichzeitig heilige Pflicht aller besonnenen Politiker, die ruhige gesunde
Entwickelung, welche allein die Zukunft des Landes sichern kann, vor einer
möglichen Störung oder gar einem Umsturz zu bewahren. Man hätte vielleicht
manche Beschränkung — besonders die des Alters der Wähler, 30 Iahre —
mildern können; man hätte vielleicht der Freiheit eine weitere Gasse öffnen

dürfen, aber wer wollte die Verantwortung für die möglichen gefährlichen Eventualitäten auf sich nehmen? Diese Vorsicht ist in Ungarn umsomehr begreiflich, wenn wir sehen, daß gegenwärtig, z. B. in Holland, also in einem einheitlichen, freien, einsprachigen Lande, ebenfalls harte Kämpfe um die Wahlberechtigung geführt werden und daß auch dort die konservative Richtung die Oberhand hat. In Ungarn will man den Erfolg der nächsten Iahre abwarten, bevor man weitergeht; sollte es sich zeigen, daß eine Erweiterung des Wahlrechtes begründet ist, so kann durch eine leichte Modifikation des gegenwärtigen Gesetzes dieses Ziel erreicht werden.

Ungemein zu bedauern ist es, daß infolge der Störungen im parlamentarischen Leben Ungarns die Opposition sich von den Beratungen des Reichstags fern hält und nicht direkt in die Debatte eingreift, um ihre Prinzipien in dieser Frage vor dem Lande zu verfechten und durch ihre Teilnahme Verbesserungen herbeizuführen, die Ungarn zum Heile gereichen könnten.

Geheimrat vi-. A. Riedler
Mitglied des Herrenhauses:

„Umwandlung der Energie".

(Motorische Wärmewirtschaft.)

Unserem Ersuchen, die Frage der motorischen Betriebe übersichtlich dar< zustellen, hat Herr Geheimrat Riedler durch die nachstehende Zuschrift entsprochen.

Die Redaktion.

Eine Übersicht über Motoren und ihre allgemeine Bedeutung in „Nord und Süd" kann m. E. einen weiten Leserkreis nur interessieren, wenn sie auf wenige der größten Gesichtspunkte beschränkt wird und wenn sie nicht in der üblichen Weise das Lob singt, wie herrlich weit wir es gebracht, sondern neben der großen Bedeutung auch die Unvollkommenheit unserer Energiewirtschaft zeigt.

Gegenwärtig herrscht und wächst immer gewaltiger die Zivilisation für breiteste Massen, die aber vollständig auf der modernen Technik, der Energiewirtschaft, der Ausnutzung der Naturkräfte und der Werkzeuge in weitestem Sinne beruht und mit der Erschöpfung oder Erschlaffung dieser Hilfsmittel notwendig zusammenbrechen muß. Die moderne Technik hat scheinbar unblutig die größten Umwälzungen vollbracht, die je auf Erden sich vollzogen, mit immer zunehmender, fast unheimlicher Raschheit. In wenigen Jahrzehnten, innerhalb einer Gene-

ration, haben sich alle Zustände und Lebensverhältnisse gründlich verändert, und wir erleben erst den Anfang der Entwicklung!

Es lohnt sich daher für jeden Gebildeten, Umschau zu halten, wie es mit dem „u«rvus reruni" unserer Massenzivilisation steht, wo die Quellen fließen, wie der alles beherrschende und verändernde Energiestrom geleitet ist, wie wir mit unwiederbringlichen Naturschätzen umgehen usw. Das sind zahlreiche Fragen von größter Bedeutung, die im engen Rahmen eines Aufsatzes eindringend nicht behandelt werden können. Es muß zunächst genügen, eine Übersicht zu gewinnen, etwa vergleichbar mit der Erklimmung eines freien, vielseitigen Aussichtspunktes. Der Anstieg ist kurz, aber für viele unbequem, da einige maschinentechnische Hindernisse überwunden werden müssen, sonst führt der Weg in das Land der abgebrauchten bewundernden Redensarten über die Großartigkeit der Menschenwcrke, ohne ausreichenden Ausblick. Wer den richtigen Anstieg nicht scheut, findet eine reiche, klare Fernsicht in bekannte, aber auch in ferne Lande. —

Energie kann motorisch nur mitGefälle ausgenutzt werden, Wassergefälle bei den hydraulischen Motoren, Temperaturgefälle bei den Wärmekraftmaschinen. Der maßgebende Grundsatz ist:

Je größer das Gefälle, desto vorteilhafter, mit desto geringeren Verlusten kann die Energie in mechanische Arbeit umgewandelt werden. Dieser Grundsatz und die Grenzen seiner Anwendbarkeit lassen sich auch allgemein verständlich begründen, doch führt dies hier zu weit. Der Fortschritt in der motorischen Wärmeausnutzung ist gekennzeichnet durch die Erhöhung des Temperaturgefälles und ihr entsprechende Steigerung der thermischen Wirtschaftlichkeit der Betriebe.

Ein weiterer Grundsatz, auf dem der Fortschritt ruht, <st:Erhöhung der Geschwindigkeit, um die Kraftwirkungen, die Abmessungen, die Kosten und die Wärmevcrluste zu vermindern.

Diese Grundsätze sind nicht, wie meist selbstgefällig behauptet wird, von der Wissenschaft fertig dargeboten worden, sodaß sie nur praktisch anzuwenden und auszubeuten waren, es ist vielmehr, wie immer, die schaffende Technik vorangegangen; durch ihre Leistungen ist der richtige Weg erkannt worden und schließlich auch die wissenschaftliche Formulierung gelungen. Ebenso wie die Formulierung des einfachen Energiegesetzes auch erst inmitten des Maschinenzeitalters möglich wurde. Der richtige Weg konnte überhaupt erst betreten werden, nachdem die Technik neue, brauchbare Mittel geschaffen, und die Wissenschaft konnte erst klar sehen, nachdem die Technik mit ihren neuen Mitteln neue Gebiete im Großeir aufgeschlossen hatte. Eine mühevolle Arbeit vieler Jahrzehnte, vor denen es nur unvollkommene Teilerkenntnis gab. . , ^

Durch die jahrzehntelangen Bemühungen der Technik ist es gelungen, das wirksame Wärmegefälle wesentlich zu erhöhen. Dies war aber nur durch starke

Erweiterung der oberen Tempcraturgrenze möglich, von etwa 120 Grad bei den alten Dampfmaschinen auf über 1500 Grad bei Verbrennungsmotoren. Die alten Dampfmaschinen bewegten ihre plumpen Glieder in trägstem Takt, die modernen Turbinenräder drehen sich 20 bis 100mal in einer Sekunde, also rascher, als der Gedanke folgen kann. Die großen Schwierigkeiten der hohen Temperaturen und die dynamischen Schwierigkeiten des Schnellbetriebs sind mit großen Mühen überwunden worden, auch wieder lange bevor die Wissenschaft die leitenden Grundsätze hierfür formulieren konnte. Die Geschwindigkeitesteigerung ist auch thermisch deshalb wesentlich, weil die Wärme sich vor der Umwandlung in mechanische Arbeit drückt, wo sie kann, und insbesondere durch die wärmeleitenden Eisenmassen entflieht. Der rasche Lauf beschränkt aber diese verbotenen Wege und die zur Flucht verfügbare Zeit.

Auf diesem Boden fußend, kann ausreichender Ausblick gewonnen werden, um die Energiewirtschaft auf der Erde im Großen zu überschauen und wirtschaftlich richtig zu deuten. Der Ausblick, zunächst nur nach einer Seite hin gerichtet, in durchaus bekannte Gegenden, zeigt:

Wir nutzen nur Sonnenwärme aus und lassen alle anderen Energiequellen fast unbenutzt. Die Wasserkraft, die vielgerühmte „weiße Kohle", hat gleichen Ursprung: es muß eben zum Wassergefälle der riesige, kostenlos wirkende atmosphärische Verdampfer und Kondensator hinzugedacht werden. Die Wasser» kräfte sind aber für die meisten Länder neben der Kohlenenergie ganz belanglos. Der größte Teil der Energie entstammt der Kohle, aufgespeicherter Sonnenenergie vergangener Weltperioden, und wir erzeugen das notwendige Wärmegefälle nur durch Verbrennung, und auch dies überwiegend auf dem Umwege der Dampferzeugung und in viel geringerem Maße durch unmittelbare motorische Verbrennung von Gas, das auch der Kohle entstammt, und erst i» neuerer Zeit durch flüssige Brennstoffe.

Noch vor 50 Jahren waren Niederdruck-Dampfmaschinen im Betrieb, mit Dampf von nur etwa 120 Grad, mit wenigen Hüben in der Minute arbeitend und mit einem sehr hohen Dampfverbrauch, etwa 50 Kg für die Stundenpferdekraft. Gegenwärtig wird mit Hochdruck-Heißdampf von etwa 300 Grad gearbeitet; die Geschwindigkeit des arbeitenden Dampfes ist etwa verzehnfacht, die Geschwindigkeit der Turbinen etwa verhundertfacht. Dadurch ist der Dampfverbrauch auf rund ein Zehntel des früheren vermindert worden. Eine große technische Leistung, die die Mühen mehrerer Generationen erforderte!

Diese Verminderung des Wärmeverbrauchs ist gleichwohl allgemein wirtschaftlich und selbst rein thermisch doch nur ein ganz klägliches Ergebnis, denn es wird nur etwa ein Sechstel des Wärmegehalts der Kohle in Arbeit umgewandelt! Der große Rest geht durch die Energleumwandlung verloren. Auch die besten Dampfmaschinen arbeiten daher mit großer Wärmeverschwendung.

Die Natur ist in der Verausgabung von Energie oft eine unbegreifliche Verschwenderin, wahrend sie für die Lebensführung des Individuums sich als äußerst geizig erweist. Für die Erhaltung der Arten verschwendet sie z. B. überreich Blüten- und Samenenergie, und den wenigen Überlebenden gibt sie nur das Notdürftigste. Oder, um bei einem Beispiel zur Sache zu bleiben: Die Wirtschaft der Sonnenenergie im Wasserdampf der Atmosphäre, aus den Niederschlagsmengen berechnet, zeigt fabelhafte Zahlen, die mit unserer Vorstellung und unseren Einheiten nicht mehr faßbar sind. Was aber von dieser riesigen Wasserdampfenergie als nutzbares Wassergefälle für die menschliche Energiewirtschaft übrig bleibt, ist, mit dem kosmischen Maßstabe gemessen, ein Tröpfchen, das wir in Teilgefällen zudem nur schlecht ausnutzen können. Ein Bild ärmlichsten Darbens neben dem größten Energieaufwande!

Unsere gegenwärtige Energiewirtschaft, wieder kosmisch betrachtet, beruht auf dem bißchen aufgespeicherter Sonnenenergie in wenigen Pflanzenresten, die wir Kohlenfelder nennen und mit fiebernder Hast ausbeuten, insbesondere seitdem zu erkennen ist, daß Macht und Weltherrschaft dort zu suchen ist, wo die Ausnutzung dieser Energie am weitesten getrieben werden kann, während alte Mächte fern von diesen Energiestellen zurückgehen und verschwinden werden, wodurch selbst Rassenfragen ein anderes Aussehen als bisher erhalten.

Beim Umwandlungsgeschäft der Energie in mechanische Arbeit geht es jedoch bei Mutter Natur viel schlimmer zu als beim schlimmsten Wucherer. Wer die Energiewechselstuben der Natur unerfahren betritt, bekommt überhaupt nichts Brauchbares zurück, und nur mit allen verfeinerten Hilfsmitteln der Technik ist es möglich, auf das erwähnte klägliche Sechstel der Wärmeumsetzung zu kommen. Noch vor einem halben Jahrhundert hat die Natur bei der Umwandlung mindestens 95 Prozent zurückbehalten.

Mit dem verbleibenden elenden Rest sind Ozeane und Kontinente durchquert worden und ist eine großartige Industrie erstanden. Aber neben diesen gewaltigen, nie dagewesenen Leistungen steht die Tatsache, daß wir beschränkt« Naturschätze mit größter Verschwendung verausgaben, daß wir unersetzliches Nationalvermögen verschleudern. Die technischen und wirtschaftlichen Leistungen verdienen es, in ihrer Größe und ihrem folgenschweren Einfluß hervorgehoben zu werden, aber auch das unerhörte Nerschwenderleben, das wir führen.

Obenan in der Bewunderung technischer Leistungen steht meist der moderne Verkehr, weil sich seine Folgen äußerlich deutlich sichtbar zeigen und sich jedem aufdrängen, während die viel bedeutenderen Ursachen, welche den Verkehr schaffen und alle Lebensführung beeinflussen, weniger beachtet werden.

Deutschland besitzt etwa 30 000 Lokomotiven. Im ganzen dürften etwa 200 000 vorhanden sein mit Nutzleistungen bis 2000 Pferdekräfte. Die Wärmeausnutzung in ihnen ist nur gering, etwa ein Neuntel. Sämtliche Lokomotiven

dürften gegenwärtig jährlich etwa zwei Millionen Eisenbahnwagenladungen Kohle verschwenden. Die täglichen Eilzüge zwischen zwei größeren Städten in etwa 800 Km Entfernung dürften allein etwa 10 000 Wagenladungen jährlich verschwenden. Das kennzeichnet unseren Aufwand schon in der Ortsveränderung allein. Was ist aller verlästerter Lurus der alten Römer nur gegen unsere Kürzung von Zeit und Raum, die wir als ganz unerläßliche Forderung bezeichnen! Die Verkehrszeiten sind gegen früher auf etwa ein Zehntel vermindert, die Totlast, eines der Kennzeichen der Verkehrsansprüche, auf etwa das Zehnfache gestiegen, im schlechtbesetzten Luruszug bis auf das Hundertfache!

Die Lokomotiveisenbahnen dürften gegenwärtig etwa 20 Millionen Pferdekräfte dauernd beschäftigen und etwa 30 Millionen bereithalten, und eine Dampf-Pferdekraft leistet reichlich zehnmal soviel als ein antiker Sklave, aber in fast unbeschränkter Arbeitszeit. Der moderne Schiffsverkehr hat etwa 20 Millionen Pferdekräfte in Dauerbetrieb und einschließlich der Kriegsmarinen etwa 30 Millionen Pferdekräfte in Bereitschaft. Hierzu würde die Kennzeichnung unserer Wärmcverschwendung auch sehr charakteristische Ziffern liefern. Es genügt aber, auf die bekannte Tatsache hinzuweisen, daß im nordatlantischen Verkehr, um Stunden oder Bruchteile derselben bei der Überfahrt über den großen Teich zu sparen, von den konkurrierenden Unternehmungen Hunderttausende von Pferdekräften aufgewendet werden, daß Schiffe mit 70 000 Pferdekräften laufen, die bei einer einfachen Fahrt etwa 600 Wagenladungen Kohle verschwenden, und bei einer Doppelfahrt nur wegen des Geschwindigkeitslurus etwa 1000 Wagenladungen Kohle mehr verbrauchen als vor wenigen Jahrzehnten.

Noch ausgedehnter herrscht die Dampfmaschine in den Industriebetrieben, insbesondere in den modernen großen Kraftwerken. Noch vor 20 Jahren war eine 1000pferdige Maschine etwas Ungewöhnliches. Gegenwärtig haben große Kraftwerke Turbineneinheiten bis 25 000 Pferdekräfte. Das von der A. E. G. nach Johannesburg gelieferte Kraftwerk umfaßt 300 000 Dampf-Pferdekräftc, davon 60 000 Pferdekräfte für Druckluft. Und solche Anlagen sind erst der Anfang der großzügigen Entwicklung der industriellen Kraftwerke! In den Elektrizitätswerken der Welt sind allein etwa 70 Millionen Pferdekräfte aufgestellt, die jährlich etwa 100 Millionen Kilowatt-Stunden Strom erzeugen. —

Neben dem siegreichen verschwenderischen Riesen Dampf hatte sich die Ver - brenn ungsmaschine durchzusetzen. Ihre Überlegenheit liegt nur in der Ausnutzung eines größeren Wärmegefälles und in der unmittelbaren Umsetzung der Wärme in Arbeit, daher höheren thermischen Ausnutzung.

Verbrennungsmaschinen können bis ein Drittel der ursprünglichen Wärme ausnutzen. Die Verschwendung ist geringer, aber die Maschinen sind teurer, und die thermische Ausnutzung entscheidet nicht, sondern die Wirtschaftlichkeit je nach dem Standpunkt des Benutzers.

Das Mittel, wodurch erhöhtes Wärmegefälle erzielt wird, ist bei den Dampf-
maschinen der Hochdruck-Heißdampf; bei den Verbrennungsmaschinen ist es die
Verdichtung des brennbaren Gemisches vor der Zündung. Durch hohe Ver-
dichtung konnten dann auch ganz arme Gase motorisch verwertet werden, die
sonst gar nicht zündbar wären.
Dies hat die große Umwälzung in den Kraftwerken der Eisenhütten gebracht.
Jeder Hochofen ist, thermisch betrachtet, ein großer Gaserzeuger, der armes
Kohlenorydgas liefert und Roheisen als Nebenprodukt. Aus dem armen Gas
können bei der jetzigen Größe eines Hochofens bis 30 000 Pferdekräfte motorisch
gewonnen werden, ausreichend für den Eigenbedarf und für das benachbarte
Walzwerk, das früher ein gewaltiger Kohlenfresser war. Das flüssige Roheisen
geht im modernen Hüttenwerk mit seiner eigenen Wärme durch den Stahlprozeß
und als glühender Stahlblock durch das Walzwerk bis zum Lagerplatz des Fertig-
produkts, während früher allerlei kohlenfressende Öfen erforderlich waren. Im
Maschinenbetriebe der Hüttenwerke sind Kessel- und Dampfmaschinen verschwun-
den, denn die Abgasenergie gestattet, alle Maschinen mit Gaswärme motorisch
zu betreiben. Eine ähnliche Energieausnutzung erfolgt auch im Bereiche der
Kokserzeugung, da hierbei gleichfalls große Mengen, aber reicher Abgase verfüg-
bar sind.
Diese Abgaswirtschaft ist ein kennzeichnender wirtschaftlicher Erfolg, der erste
und leider bisher einzige Schritt im Großen, zur Bekämpfung der Kohlenver-
schwendung.
Der Erfolg der Verbrennungsmaschinen im national-wirtschaftlichen Sinne
ist aber trotzdem noch kein großer, denn privatwirtschaftlich kommt es doch nur auf
den Geldgewinn, auf den jeweiligen Kostenpunkt an. Sind die Kohlen nicht
teuer, dann kann es trotz der thermischen Vorteile der Gasmaschinen vorteilhafter
sein, die teuren Gasmaschinen zu meiden und sogar mit Abgasen wie früher ver-
schwenderisch Dampf zu erzeugen, die fehlenden Kohlen zu kaufen und zur Dampf-
erzeugung zu verbrennen, also Nationalvermögen zu verschwenden, aber privat-
wirtschaftlich Kosten ;n sparen.
So ist denn trotz des großen Fortschritts, selbst auf dem Gebiete der Verwer-
tung der Abgase, der Gesamterfolg wenig befriedigend: In den Cisenproduktions-
ländern stehen an Abgasen etwa 15 Millionen Pferdekräfte zur Verfügung. Da-
von sind bisher nur etwa 2 Millionen in Gasmaschinen ausgenutzt. Der wirt-
schaftliche Zwang zu teuren Gasmaschinenanlagen ist eben in vielen Ländern nicht
vorhanden, und es läßt sich mit der Kohlenverschwendung in Dampfbetrieben be-
quemer und privatwirtschaftlich billiger weiterleben. Nur unsere ärmlichen Ver-
hältnisse zwingen zu planmäßiger Sparsamkeit auf diesem Gebiete.
So ist selbst die Abgasverwertung, im Sinne der Sparsamkeit mit unersetz-
lichen Naturschätzen, durchaus nicht so siegreich durchgedrungen, als auf Grund

der thermischen Vorteile erwartet werden könnte. Die alten verschwenderischen Dampfbetriebe leben ruhig weiter und neueste kommen hinzu.

Noch weniger ist der Verschwendung gesteuert durch das künstlich erzeugte Kraftgas, obwohl sich daran größte Aufgaben und Hoffnungen knüpften, z. B. an die sogen. Sauggasanlagen, bei denen der Motor während seines Laufs armes Kraftgas aus Gaserzeugern absaugt, das dann mindestens doppelt so vorteilhaft ausgenutzt werden kann als die Wärme in Dampfmaschinen. Äußerst wenige Hoffnungen sind erfüllt worden. Für mittlere und Kleinbetriebe ist der Dampf siegreich geblieben und selbst die wesentlich teurere elektrische Energie.

Das ist eigentlich kein Sieg des Dampfes oder der Elektrizität, sondern ein Sieg der Privatwirtschaft über die nationale, denn bei der Privatwirtschaft wird oft nur auf geringe Anlagekosten, auf Einfachheit und Bequemlichkeit gesehen; alle Kosten sollen aus Betriebsgewinnen möglichst rasch bezahlt werden, während alle weit ausholende Sparsamkeit der Privatwirtschaft fremd ist. Ja, sie wählt oft die teuerste Energie, wenn sie eine bequeme Vergrößerung des Betriebes gestattet, oder wenn sie die Übersiedlung in ein größeres Arbeitslokal leicht ermöglicht usw. Die Privatwirtschaft verschwendet immer zugunsten naheliegender, oft geringer Vorteile.

Ein hierher gehöriges großes Problem ist: das Naturgas, das an vielen Orten anfänglich mit überreicher Energie hervorbrach, dann aber bald versiegte, durch Kraftgas zu ersetzen. Das hat sich gegenüber der üblichen privatwirtschaftlichen Praris als unmöglich erwiesen. Ähnlich steht es mit der großen Frage der Ausnutzung der Moorlager, die schwerlich im Sinne der vorliegenden Frage der Sparsamkeit gelöst werden wird, sondern nur im Stile der Überlandzentralen, wodurch aber nicht mehr erreicht wird, als gegenwärtig vielerorts vorhanden ist. —

Neuerdings haben die Verbrennungsmaschinen große Entwicklung erfahren durch die Verwendung flüssiger Brennstoffe in Ölmotoren.

Hierbei können höchste Temperaturgefälle, somit beste thermische Ausnutzung erzielt werden.

Die Grundlage ist wieder die hohe Verdichtung vor der Verbrennung.

Flüssige Brennstoffe gestatten aber, im Gegensatz zu gasförmigen, die Bildung des brennbaren Gemisches erst nach der Verdichtung zu beginnen. Daher ist nicht Gemisch, sondern nur Luft zu verdichten, und die Gefahr, daß ungewollte gefährliche Frühzündungen auftreten, ist ausgeschieden. Es können solcherart Verdichtungstemperaturen über 600 Grad, über die Grenze der Selbstzündung des Gemisches hinaus, erreicht werden.

Das Ergebnis ist, daß Ölmotoren über ein Drittel des Wärmegehaltes des Brennstoffes in Arbeit umsetzen und zu den thermisch besten Motoren ausgebildet werden können. Aber die Verschwendungsfrage ist trotzdem nur schlecht gelöst.

Nur im Wettbewerbe mit Elektrizitätstarifen und bei wenigen Einzel-
betrieben wird billig gearbeitet, auch bei Schiffsmaschinen, wesentlich im Inter-
esse der Vergrößerung des Aktionsradius. Im übrigen ist für die Wahl dieser
Motoren oft nur die Bequemlichkeit, Einfachheit und Sicherheit des Betriebes
entscheidend. Außerdem sind sie von immer teurer werdenden Brennstoffen, zu-
meist ausländischen, abhängig und ihren willkürlichen Preisbildungen. Zwar
können auch Schweröle der Kohlendestillation motorisch verwendet werden, aber
mit der rasch steigenden Nachfrage muß auch deren Preis steigen, und so werden
überwiegend die Interessen der Privatwirtschaft und nicht die Brennstofferspar-
ms entscheiden.
Ölmotoren haben insbesondere für ortsveränderliche Betriebe
aller Art immer größere Wichtigkeit erlangt. Daher das Bestreben, sie auch für
Maschinenpflüge, landwirtschaftliche Betriebe, für Baumaschinen, Lokomobilen,
Lokomotiven und Fahrzeuge aller Art zu verwenden. Die größte Bedeutung
haben die Kraftfahrzeuge erlangt.
Bei diesen ist aber Brennstoffersparnis nicht das Endziel, sondern Gewichts-
ersparnis, Vergrößerung der Leistung und Geschwindigkeit. Der Motorbetrieb
für Fahrzeuge ist von Anfang an eine Gewichtsfrage, die nur durch die rasch-
laufenden Ölmotoren befriedigend gelöst wird.
Die Entwicklung beruht auf diesem Gebiete daher nicht auf der Wärme-
ersparnis, sondern auf der Erschließung ganz neuer Gebiete mit neuen Aufgaben,
die durch die herrschenden Verkehrsmittel nicht gelöst werden können. Das hat
die große Entwicklung geschaffen, die jetzt schon mit der Bedeutung der Eisen-
bahnen verglichen werden kann, denn die deutsche Industrie liefert gegenwärtig
jährlich etwa 25 000 Kraftwagen, der Wert eines Wagens kann mit etwa 10 000
Mark, die Motorleistung mit etwa 12 Pferdekräften, die Zahl aller Wagen mit
400 000 veranschlagt werden. Eine gewaltige Leistung in weniger als zwei
Jahrzehnten! Die Werte, die im Automobilismus einschließlich der Fabriken und
der Hilfsindustrien für Öle, Gummi, Stahl, Ausrüstungen usw. angelegt sind,
haben eine Milliarde überschritten. Die technische Leistung gegenüber Pferdefuhr-
werk ist: Verdreifachung der Geschwindigkeit, Verdreifachung der Nutzlast bei un-
beschränkter Arbeitszeit einer nicht ermüdenden Betriebskraft. So ist der Kraft-
wagen ein wichtiges Mittel der Kriegsbereitschaft geworden. Die Ölmotoren sind
aber wieder ein lehrreiches Beispiel des Erfolges der Privatwirtschaft und kein
Muster der Sparsamkeit im Energieverbrauch, da sich diese Betriebe von Anfang
an den leichtflüchtigen, überwiegend ausländischen Brennstoffen zugewendet haben
und die Ölmotoren für Fahrzeuge garnicht für die erreichbare höchste thermische
Ausnutzung gebaut werden. Die Verwendung von Inland-Benzol, den Stein-
kohlen entstammend, wird hieran nichts Wesentliches ändern.
Diese Beispiele zeigen ausreichend unsere Energiewirtschaft. Erst wird der
betriebssichere Motor geschaffen, dann der thermisch vervollkommnete, von dem

aber nur das benutzt wird, was der Privatwirtschaft unmittelbar Nutzen bringt.
So leben wir trotz aller maschinentechnischen und thermischen Fortschritte im Großen und Ganzen das Verschwenderleben weiter.

Diese Ausschau zeigt: Wir nutzen nur kosmische Wärme, wir gewinnen sie fast nur aus den Überresten einer vergangenen Zeit und schaffen das notwendige Wärmegefälle nur durch Verbrennung.

Das ist grundsätzlich nicht erforderlich. Wärmegefälle kann auch ohne Verbrennung erzeugt werden. Der Ausblick braucht nur nach der entgegengesetzten Seite gerichtet zu werden, in Lande, die wir als utopische ansehen.

In der atmosphärischen Luft, im Wasser sind unermeßliche, nach Menschenmaßstab gemessen, völlig unerschöpfliche Wärmemengen enthalten. Das notwendige Gefälle könnte daher, statt nach aufwärts durch Verbrennung, nach abwärts durch Kühlmittel hergestellt werden.

Die Utopie liegt darin, daß wirksame Kühlmittel nicht wie die Kohle fertig gewonnen werden können und nicht wie diese transportierbar sind. Der Ausblick sagt daher nicht: im Neuland brauchen wir keine Kohlen mehr und keine überseeischen Kohlenstationen, ein neues, noch verschwenderischeres Leben kann beginnen! Er zeigt nur die grundsätzliche Möglichkeit geänderter Energiegewinnung, wenn es der Technik gelingt, dieses Gebiet der geringen Gefälle zu erschließen, während wir bisher nur die großen auszunutzen gelernt haben.

Wir verschwenden die Kohle auf Kosten unserer Nachkommen und trösten uns mit der Verheißung, „die Technik wird schon Ersatz finden". Eine egoistische Verheißung gegenüber der drohenden Erschöpfung der Kohle! Ähnlich wie Ernährungsfragen damit erledigt werden, daß die Chemie schon „etwas finden" werde, was als billiges Massenfutter dienen kann. Wenn die Technik der Energiegewinnung etwas finden soll, dann kann dies nur auf dem Felde der Ausnutzung der kosmischen Energie bei geringen Gefällen geschehen. Hierzu fehlt es aber selbst an den bescheidensten Anfängen und Versuchen, und es ist nicht das Geringste getan, damit die Technik auch „etwas finden" kann.

Nichts ist ausreichend erforscht, nichts ist verwirklicht als:
die bescheidene Ausnutzung der Windströmung, dieser geringen kinetischen Energie, hervorgerufen, durch die geringen Pressungsunterschiede in der Atmosphäre. Immerhin hängen an dieser kläglichen Ausnutzung mehrere Jahrtausende der Entwicklung derSegel schiffahrt, bis sie durch die verschwenderische Dampfschiffahrt verdrängt worden ist, und viele Jahrhunderte schwächlicher Energieversorgung durch Windmühlen, die aber selbst in den kohlcnlosen Tiefländern der Kohlenenergie weichen mußten.

Allenfalls kann Noch erwähnt werden, daß die Dampfmaschinen vor mehr als einem Jahrhundert Wärmekraftmaschinen waren, die an der Grenze der beiden Aussichtspunkte lagen. Diese Maschinen arbeiteten nämlich ohne nennenswerte

Dampfspannung. Ihre Dampfzylinder waren eigentlich Kondensatoren, in denen durch Kühlwasser Dampf kondensiert und ein Wärmegefälle nach abwärts hergestellt wurde. Die treibende Kraft war nicht der Dampf, sondern nur die durch das Kühlmittel gewonnene Luftleere.

Hierzu könnten noch Beispiele aus neuesten Bestrebungen erwähnt werden. So aus der Reihe bisher mißglückter Versuche, zu einer brauchbaren Gasturbine zu gelangen. Der Gasstrahl wirkt mit seiner Strömungsenergie auf das Turbinenrad und wird dann in einem Kühler abgekühlt, um das Wärmegefälle nach abwärts ausnutzen zu können.

Die Wärme, die durch Abdampf in die Luft hinaus gepufft wird, kann durch schweflige Säure ausgenutzt werden oder durch Wärmespeicher, aus denen Dampfturbinen gespeist werden. Das ist ausgeführt worden und technisch gelungen, aber die Privatwirtschaft meidet die Anlagekosten für die Wärmeausnutzung nach abwärts und zieht es vor, ungezählte Tausende von Pferdekräften zu verschwenden. So ist keine der großen Gasmaschinenanlagen, die bis zu 50 000 Pferdekräften in einem Kraftwerk vereinigt sind, mit einer Abwärmeausnutzung versehen; nichts auf diesem Gebiete hat Bedeutung erlangt als die Ausnutzung des Abdampfes für Heizzwecke und für Abdampfturbinen.

Die neuerdings wieder aufgenommenen Versuche, Sonnenstrahlen aufzufangen, zu konzentrieren und motorisch auszunutzen, führen wieder in das Land der nach aufwärts gerichteten Gefälle und suchen eine Lösung, wo sie wahrscheinlich am schwierigsten ist: aus den blassen, viel zu verdünnten Sonnenstrahlen ohne Energievorrat große Leistungen herauszuholen.

Sonst ist weit und breit nichts zu sehen, kein Versuch, dieses riesige überreiche Energiegebiet mit geringen Gefällen zu erforschen oder zu benutzen, obwohl schon Teilwirkungen dieser Energien überwältigend in die Erscheinung treten.

Wie gewaltig kennzeichnen sich die atmosphärischen Niederschläge, die Windwirkungen, die Meeresströmungen! Der Golfstrom ist neuestens durch die Vereinigten Staaten näher erforscht worden mittelst des besonders ausgerüsteten, auch für Verankerung bis zu 4000 m geeigneten Schiffes „Blake". Statt der früheren unbestimmten Überlieferungen der Physiklehrbücher kann jetzt mit Tatsachen gerechnet werden. Es hat z. B. nicht an Hypothesen gefehlt, diese Strömung ohne Rücksicht auf Wärmewirkungen dadurch zu erklären, daß die Wassermassen des Mississippi diese Strömung hervorrufen. Die neuesten Messungen besagen, daß viele Tausende solcher Mississippi notwendig wären, um den Golfstrom zu nähren. Bei der Messung im engsten Profil der Strömung unterhalb Florida ergab sich eine strömende Wassermasse von stündlich 90 Billionen Tonnen Wasser. Das gibt bei einer Temperaturerhöhung um 10° eine Energiemenge, die sich in vielstelligen Zahlen ausdrückt, für die uns Vergleich und Anschaulichkeit fehlt. Solch« Energiemengen müßten ebenso wie kosmische Entfernungen durch neu zu schaffende

Einheiten gemessen werden. Vorläufig lebt ein großer Teil des Nordens und Westens von Europa von dieser Wärmemenge. Sie motorisch dienstbar zu machen, ist noch nicht versucht worden.

Unser Planet hat aber auch eigene kosmische Wärme, durch vulkanische Erscheinungen grob sinnfällig erkennbar. Der gegenwärtige Zustand soll der sein, daß die Erde neun Zehntel ihres Wärmeverbrauchs als Sonnenwärme von außen empfängt und nur ein Zehntel dem eigenen Innern entnimmt, also durch die Sonnenwärme reichlich geschützt ist. Auch hier ist nicht der geringste Versuch bekannt, diesen unerschöpflichen Wärmevorrat in großem Maßstabe dienstbar zu machen. Es ist eben bequemer und billiger, Kohlen zu graben und zu verbrennen.

Eine andere unerschöpfliche Energiequelle wäre die kosmische Ma sse n » bewegung. Der Erddrehung würden entsprechen: 2500 Trillionen Pferdekräfte und etwa 10 000 mal so viel der Erdbewegung um die Sonne, unfaßbare Größen und uns unzugänglich, da wir den bekannten archimedischen Stützpunkt nicht finden können, um diese Energie abzuleiten. Nur ein kleiner Abkömmling, die Flutwelle des nordatlantischen Ozeans, ist an einigen Stellen der französischen und englischen Küste bescheiden ausgenutzt worden, ohne zu wirtschaftlichen Erfolgen zu führen, da die Größe und die Zeit des wirksamen Gefälles zu klein, die Aufspeicherungskosten zu groß sind. Auch diese Versuche sind durch die Dampfbetriebe zum Erlahmen gekommen. —

So gestattet der gewählte Standpunkt, so einseitig er ist, ein gewaltiges Weltgetriebe zu überblicken, auf der einen Seite eine fieberhafte, ins Ungemessene sich ausdehnende Energiegewinnung aus dem beschränkten Kohlcnvorrat mit riesiger Verschwendung und mit dem einzigen Ziele, mit Hilfe dieses modernen Sklaven mit den geringsten augenblicklichen Ausgaben die größten privntwirtschaftlichen Vorteile herauszuholen, ohne jegliche Rücksicht auf die Zukunft und in immer mächtiger anwachsendem Maßstab, der selbst noch vor einem Jahrzehnt als unmöglich gegolten hätte. Auf der anderen Seite die überreiche und unerschöpfliche Energie mit geringen Gefällen, das Zukunftsland, völlig ungenutzt, dessen Vetretung noch völlig unvorbereitet ist.

Der Ausblick gibt auch die Fernsicht auf die unermeßliche großzügige Tätigkeit, die nach beiden Richtungen möglich wäre: der Verschwendung auf der einen Seite zu steuern und die Energiequellen auf der anderen erschließen zu lernen.

Auf beiden Seiten sieht es aber mit diesen Zukunftsaufgaben gar trostlos aus, in unserem Zeitalter fieberhafter, aber nicht organisierter Forschung mit kläglichsten Mitteln, in dieser Zeit, die trotzdem erwartet, daß einige Forschungsstellen, die sich der knappen Zinsen einiger Millionen erfreuen, Wunder wirken werden. Unter diesen Umständen ist es ganz zwecklos, hier Näheres über die Zukunft auch nur anzudeuten.

Die Fachleute sind immermehr dort beschäftigt, wo Forschung unmittelbaren Erfolg bringt, und sind zudem immer bereit, die Energiegewinnung aus geringem Gefälle als unmöglich zu bezeichnen. Vor einem halben Jahrhundert wäre auch behauptet worden, es sei unmöglich, eine Kraftmaschine herzustellen, bei welcher der Dampf ohne nennenswerten Druck mit vielen hundert Metern Geschwindigkeit Turbinenräder treibt, die fast so schnell laufen wie der Dampf, oder wenn die Idee aufgetaucht wäre, den in Pennsylvanien erbohrten flüssigen Brennstoff in Arbeitszylindern mit Temperaturen von über 1500 Grad und Pressungen bis zu 40 Atmosphären unter Selbstzündung zur Erplosion zu bringen und solche Maschinen jedem Kleinbetriebe anzuvertrauen oder Schiffe damit auszurüsten!

Das leitende Naturgesetz wird fälschlich „Erhaltung" der Energie genannt. Es sollte nur „Umwandlung" der Energie heißen. Diese Umwandlung erfolgt aber trotz der bewunderungswürdigen maschinentechnischen Fortschritte nur selbstsüchtig. Daß die Erschöpfung der Naturschätze kommen muß und die ganze Herrlichkeit ihr Ende findet, ist niemandem zweifelhaft. In England sollen es nur noch einige Jahrhunderte sein, bei uns noch ein Dutzend. Dabei messen wir mit unserem Pygmä«nmaßstabe, den wir willkürlich auf kosmische Verhältnisse anwenden und dann sagen, das sei noch eine unermeßliche Zeit, obwohl wir unter den eigenen Augen ein halbes Jahrhundert wie einen Hauch entschwinden sehen.

Bernhard Münz:

Friedrich Hebbel.

Das Leben des großen tragischen Dichters, dessen hundertsten Geburtstag wir am 18. März feiern, war selbst eine aufs tiefste erschütternde Tragödie, der es aber durch eine glücklich« Fügung des Schicksals nicht an dem versöhnenden Abschluß gefehlt hat. Er erblickte in dem Marktflecken Wesselburen in Norder-Dithmarschen, einem Teile des damals zu Dänemark gehörigen Herzogtums Holstein, das Licht der Welt. Seine Kindheit war eine Hölle. Der Vater war ein im Schweiße seines Angesichts sein und der Seinen Leben notdürftig fristender Maurer. Hebbel entwirft von ihm in den Tagebüchern, jener reichfließenden Quelle für die Erkenntnis seines innerenWerdens, welche Wilhelm Scherer für ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges und Adolf Pichler für die wichtigsten literarisch«n Dokumente seit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erklärte, folgende Charakteristik: „Er haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Cr, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not

geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch dieFreude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang gesperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen." Der guten Muttei sagt er nach, daß sie immer eine Ahnung seines innersten Wesens gehabt haben muß, „denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte." Seme frischesten Iünglingsjahre mußte er auf der schnödesten Galeere unter dem Kommando eines „vornehmelnden Philisters", des Kirchspielvogts Mohr, vergeuden. Die schmählichen Kränkungen, die er durch diesen brutalen Ausbeuter erfuhr, — Hebbel mußte die ganze Zeit über am Gesindetische essen und das Lager unter der Bodentreppe mit dem Kutscher teilen, selbst als dieser am Flecktyphus erkrankt war —, drängten ihm noch nach Jahren den Ausspruch auf die Lippen: „Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen." Um so wunderbarer ist es, daß er sich per aspera ncl antrs. hindurchrang, sich in den acht Jahren, die er bei Mohr als Schreiber verbrachte, zu erstaunlicher geistiger Selbständigkeit entwickelte. Sein dichterisches Talent blühte besonders auf, als ihm durch Uhland, dem er zeitlebens unentwegt den Tribut der Verehrung darbrachte, das Leben als die Quelle all<r Dichtkunst aufgegangen war. Der schwäbische Sänger wurde ein Markstein in seiner poetischen Entwicklung, denn ihm verdankte er die Erkenntnis, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse.

Der Wesselburener Maurerssohn hatte sich unter unsäglichen Kämpfen und Entbehrungen ausschließlich als Autodidakt gebildet. Wohl bezog er 1836 die Universität zu Heidelberg, später die zu München, um das richtige Verhältnis zur Philosophie zu finden, aber er machte bald die Erfahrung, daß er ihr trotz aller Anstrengungen, an denen er es wahrlich nicht fehlen ließ, nichts abzugewinnen vermochte. Ein mystisches Element in seinem Fühlen und Denken war wohl die Ursache seiner überwiegend antagonistischen Stellungnahme zu ihr. Es schien ihm unerträglich, daß das Universum in seiner unerschöpflichen, vielgestal-

tigen Daseinsfülle sich auf eine dürftige logische Formel sollte reduzieren lassen. Er fühlte sich zudem nicht mehr jung genug, um sich an ein regelrechtes Studium zu gewöhnen. In der am 15. September 1852 für Arnold Ruge geschriebenen Selbstbiographie ließ er sich vernehmen: „Ich habe oft lächeln müssen, wenn eine gewisse Kritik, die Autonomie des menschlichen Geistes verkennend und nicht ahnend, daß der allgemeine Gehalt der Menschheit jedem bevorzugten Individuum zugänglich sein und in ihm eine neue Form finden muß, in meiner Anschauung der Welt und der Dinge den Hegelianismus zu wittern glaubte. Was ich als Poesie ausschwitzen soll, muß ich, wenn's nicht mein eigen ist, doch erst als Philosophie eingesogen haben, und ich erinnere mich noch des Moments, wo ich die Hegelsche Logik und mit ihr den ganzen Hegel für immer aus der Hand legte, weil ich die Identität von Sein und Nichtsein absolut nicht begreifen konnte; wer aber auf der Schwelle schon stolpert, wird die Geheimnisse des Hauses gewiß nicht entdecken. Vielmehr entzündete sich mein Talent an der Geschichte und daher rührt es, daß allen meinen Dramen, vom ersten bis zum letzten, die sozialen Verhältnisse zugrunde liegen, da sich mit dem historischen Blick das Klebenbleiben am Einzelnen durchaus nicht verträgt, was der philosophische Standpunkt noch viel eher gestattet, sobald er abstrakt bleibt." In dieser Selbstbiographie teilt er auch mit, daß er Hegel und Schilling in München solange studiert habe, bis er si« buchstäblich mit Füßen trat, weil sie ihn verrückt machten. Das spätere Eingehen auf die Identitätsphilosophie vermag ihn durchaus nicht günstiger für sie zu stimmen. Mehr Respekt hat er vor Kant, wenn sich ihm auch der heilige Geist der Kritik der reinen Vernunft nicht erschlossen hat, da er sonst den Kritizismus nicht als ein unfruchtbares Beginnen empfinden könnte, und vor Schopenhauer, dessen Schriften er 1857 zufällig kennen lernt und wegen ihrer wahlverwandten Ideen hochschätzt, wenn er auch seinen pessimistischen Konsequenzen abhold ist und zwischen sich und ihm folgende Grenzlinie zieht: „Schopenhauer macht aus dem Pessimismus ein System und geht darin auf. Bei mir findet er sich als ein Element; mir rundet sich die Welt immer mehr und mehr und mir ist sie nie so rund, wie jetzt, erschienen." Kant und Hegel nebeneinanderstellend, sagt er einmal zu Eduard Kulke: „Sie sind beide finster, der Unterschied ist aber ein großer. Die Finsternis bei Kant ist die einer ägyptischen Pyramide; weilt man einige Zeit darin, so wird es nach und nach Licht; bei Hegel aber — da ist „absolute" ägyptische Finsternis." Er ist der Ansicht, daß weder Shakespeare noch Goethe „aufs Jahrtausend seinen Namen setzt", sondern nur Kant. Solger steht ihm höher als Hegel. Er ist davon durchdrungen, daß aus der deutschen Philosophie und namentlich aus der deutschen Ästhetik etwas anderes geworden wäre, wenn Solger statt Hegels oder wenigstens neben Hegel gewirkt hätte. Im Juli 1856 schreibt er über ihn an Friedrich von Uechtritz: „Er war ein ganzer Mensch, nicht ein bloßer Dialektiker, er nahm die Welt, wie der Dichter, in sich auf und produzierte

sie von neuem, anstatt sie in hohler etymologischer Becherspielerei auf eine dürftige Formel zurückzuführen!"

Wie sehr sich Hebbel scheut, für irgend einen Philosophen reklamiert zu werden, zeigt folgende interessante Äußerung in der Selbstbiographie: „Ich habe seit meinem 22. Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden." Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß er sich im ganzen und großen im Banne der Methode Hegels befindet und fast ausschließlich mit seinen Begriffen operiert. Ein Kenner der Geschichte der Philosophie, dem die Reflerionen Hebbels ohne jeden Hinweis auf den Autor und die Zeit der Niederschrift vorgelegt würden, würde sofort mit größter Sicherheit aussprechen, daß sie unter dem Einflusse Hegels und im Milieu der spekulativen Kunstlehren entstanden sind.

Ganz besonders ist Hebbels Aufmerksamkeit der Ästhetik des Tragischen zugewendet. Er weist der Tragödie die Aufgabe zu, den Lebensprozeß an sich dar» zustellen, und zwar nicht in dem Sinne, daß sie uns das Leben in seiner ganzen Breite vorführt, was die epische Dichtung ja auch tut, sondern in dem Sinne, daß sie uns die Inkongruenz zwischen Idee und Erscheinung veranschaulicht, das bedenkliche Verhältnis vergegenwärtigt, worin das aus dem ursprünglichen Zusammenhange entlassene Individuum dem Ganzen gegenübersteht, dessen Teil es trotz seiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben ist. Es ist ihr demnach auf gleiche Weise um das Seiende wie um das Werdende zu tun: um das Seiende, indem sie nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Individuation, die in Gemäßheit des Selbsterhaltungstriebes nicht maßzuhalten weiß, ihres Urquells, der All-Einheit nicht achtet, die Schuld nicht etwa zufällig erzeugt, sondern sie notwendig und wesentlich einschließt; um das Werdende, indem sie an immer neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederschlag, die Geschichte, sie ihr entgegenbringt, darzutun hat, daß der Mensch> wie die Dinge um ihn her sich auch verändern mögen, seiner Natur und seinem Geschicke nach ewig derselbe bleibt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die tragischeSchuldnichtwiediechristlicheErbsündeerstausder Richtung des menschli.chen Willens entspringt, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs. Sie ist eine uranfängliche, von vornherein mit Notwendigkeit bedingte, von dem Begriffe des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende Schuld, sie ist, wie der Tod, mit dem Leben selbst gesetzt, da das, was wir Leben nennen, eine Überhebung, die Vermessenheit eines Teils dem Ganzen gegenüber ist, der Punkt sich in sich selbst vertieft. DasUr - motiv des Tragischen ist das Motiv der Individuation.

So muß der Mensch gar nicht im Sinne einer immanenten Moral schuldig werden, um zum tragischen Helden prädestiniert zu erscheinen. Der Wille als Einzelwille und damit als Isolationsphänomen trägt in sich die Gewähr einer Verschuldung im höheren, metaphysischen Sinne, mag auch die aus ihm erfließende Gesinnung und Handlung der Kulturgeschichte als Genie und Heroismus widerstrahlen.

Wie die Schuld, so liegt auch die Sühne in der Individuation, die als Maßlosigkeit keinen Anspruch auf Dauer hat und deshalb auf ihre eigene Zerstörung hinarbeitet. Der Mensch als Individuum ist des Menschen Schicksal. Eine Maßlosigkeit entbindet nämlich eine andere, die Tat, der Ausdruck der Freiheit, wird immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Notwendigkeit, die auf die Herstellung des Gleichgewichtes berechnet ist, modifiziert. Diese ist ein Akt der sittlichen Weltordnung, wenn ihr auch ein Sokrates zum Opfer fällt. „Wir mögen," sagt Hebbel in Übereinstimmung mit Hegel, „das Opfer beklagen, aber — und dessen freuen wir uns — wir haben nicht nötig, die Opferer zu verdammen." Sittlichkeit und Notwendigkeit identifizierend, erblickt er in der Zerschmetterung der Individuen das Walten der ewigen Weisheit, die der Ausdruck der Selbsterhaltung der Gattung ist. Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen in ihr ergeht, ist gleichgültig. Das Leben ist der große Strom, die Individualitäten sind Tropfen, die tragischen aber Eisstücke, die wieder zerschmolzen werden müssen und sich, damit dies möglich sei, aneinander reiben und zerstoßen. Das Interesse der Gesamtheit erfordert unter allen Umständen trotz aller Mängel und Schwächen, mit denen die gesellschaftlichen Einrichtungen offenkundig behaftet sind, die Unterwerfung unter dieselben. Das Individuum muß sich, trotz König Ludwig I. von Bayern, der sich nach einem Briefe des Dichters an seine Gattin (vom 8. März 1852) in einem Gespräche mit Hebbel über dessen „Agnes Bernauer" mit Händen und Füßen dagegen sträubte, daß die Tat seines Vorgängers eine höhere Notwendigkeit gewesen sei, und nach Hebbels Begründung seines Standpunktes ausrief: „Nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt! Ich würde lieber die Krone niedergelegt, als mich zu einem solchen Schritt entschlossen haben!", unbedingt der Gesellschaft beugen, weil in ihr und in ihrem notwendigen formalen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in dem Individuum aber nur eine einzeln« Seite derselben zur Entfaltung gelangt. Die bürgerliche Gerechtigkeit ist wohl gebrechlich, sie hat mit der Gerechtigkeit selbst wenig zu tun, ist ihre „entfernteste Verwandte"; doch darf man ihr daraus keinen Vorwurf machen, das gesellschaftliche Leben in allen seinen Nüancen ist „kein bloßer Konflur bodenloser Zufälligkeiten", es ist das Produkt der Erfahrung ganzer Jahrtausende und sorgt auf diese Weise für das Fortbestehen endlicher, aber einstweilen notwendiger Verhältnisse. Die staatlichen Gesetze unterliegen allerdings dem Wechsel und Wan-

del; wer aber vor der Zeit an ihnen rüttelt, der frevelt an der Idee, er ladet, wie Sokrates selbst dadurch bezeugt, daß er sich nicht zur Flucht aus dem Kelker bestimmen läßt, sondern der sich in dem geschriebenen Gesetze, wie verwerflich es auch in dem einzelnen Falle ist, offenbarenden Staatsidee seine bessere Einsicht von seinem Werte zum Opfer bringt und den Schierlingsbecher leert, vor dem Forum der sittlichen Weltordnung eine Schuld auf sich, wenn unser Gefühl ihn auch von derselben freispricht. Darum spielt sich die höchste, die erschütterndste Tragik vor uns ab, wenn der dramatische Held an einer vortrefflichen Bestrebung, an dem Streben nach Höherentwicklung der Sittlichkeit durch Sprengung der bisherigen Normen zugrunde geht, die Versöhnung also in der Einsicht in die harte Notwendigkeit, in dem Bewußtsein eines unabweisbaren tragischen Geschickes besteht, dessen letzte Wurzel in dem Ringen des geschichtlichen Geistes liegt. So will in dem Meisterstück der Meisterstücke, in Sophokles' „Antigene", die Titelheldin eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Liebespflicht gegen den unbegraben daliegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter; dennoch geht sie unter, obgleich sie nichts als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares und nur der Form nach die Idee des Staates repräsentierendes Gesetz übertritt. Hier zeigt sich so recht deutlich der Dualismus des Rechts, der mit der dualistischen Form des Seins zusammenfällt. Kein Recht kann sich durchsetzen, ohne irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein. Es handelt sich immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um reinliche, definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprozesse.

So ist Hebbels Standpunkt ein überindividueller, gleichsam der Standpunkt der absoluten Idee. Der Konflikt zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen bestimmt das dialektische Weltbild auf jeder Stufe seiner Entwicklung. Vom Standpunkte der Theorie bedeutet das den Triumph der Idee über das Individuum. Vom Standpunkte der Tragödie bedeutet es den Kampf des Individuums gegen die Allgemeinheit.

Kann es uns nach alledem wundern, daß Hebbels Tragödien uns nicht erwärmen können, in uns nicht den letzten Eindruck der Kunst, jenes große, ethisch befreiende Mitleid hervorzurufen vermögen, das unsere Leidenschaften reinigt und läutert und unseren Willen zum Leben erhebt? Mit Entzücken und Ergriffenheit folgen wir dem Dichter einige Zeit, plötzlich stockt das Mitempfinden. Wir wehren uns dagegen, wir schelten uns, um uns dann doch ehrlich zu gestehen, daß wir nicht weiter mitkönnen, und wir lassen das weitere kalt an uns abgleiten, bis zum Schlusse das gequälte Gemüt wie aus einem bösen Traum erwacht und das aufgezwungene Unbehagen mit dem Troste abschüttelt: So kann es nicht wirklich gewesen sein! So geht es unter lebendigen Menschen nicht zu! Das Fremdartige, Dämonische seiner gewaltigen, an halsbrecherischen Schwierigkeiten

sich zermarternden, Nietzsches Übermenschentum vorschauenden Poesie, seine Vorliebe für die an den tiefsten, dunkelsten Abgründen vorbeiführenden Wege und die schweren samtenen Mantelfalten der Nacht, sein Bohren und Schürfen in den Labyrinthen des Seelenlebens und in Seelenzuständen, die der pathologischen Psychologie angehören, kurz sein sich nicht Genugtunkönnen an Kraft steht zwischen Hebbel und dem Publikum.

Seine in ihrer transzendenten Einseitigkeit zweifellos großartige Theorie des Tragischen steht im Widerspruche mit dem im Tagebuch des Jahres 1838 abgelegten Bekenntnis: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, das jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein." Von diesem Standpunkte, daß der Mensch, der als Glied eines Ganzen Ausdruck einer dualistischen Form des Seins ist, als das letzte Ziel des Individuums die innere Aufhebung des Dualismus durch die Ausgestaltung der ihm innewohnenden Kräfte betrachten soll, ist der schroffe Gegensat z zu verstehen, in dem Hebbel zum Christentum steht und der sich manchmal in haßerfüllten Worten gegen dasselbe entladet.

Seine Ästhetik des Tragischen scheitert daran, daß er nicht genugsam zwischen Egoismus und Individualismus unterscheidet. Bloß der egoistische Wille hebt sich, auf die Spitze getrieben, selbst auf, indem er an den ihm entgegenstehenden fremden egoistischen Willensäußerungen zuschanden wird. Der Individualismus hingegen stellt keineswegs jene Erpansion der Persönlichkeit dar, die sich unduldsam der Entfaltung anderer Persönlichkeiten entgegensetzt. Vielmehr ist er auf das Wachstum des Individuums im allgemeinen gerichtet, des fremden so gut wie des eigenen. Er ist beileibe nicht das Gegenteil, sondern die Voraussetzung des Altruismus. Die große, starke, echte, sonnenäugige Individualität offenbart sich gerade darin, daß sie sich selber bindet und beherrscht, mit ihrer ganzen Seele in der Gesamtheit aufgeht, ohne sich zu verlieren.

In der Tat regt sich in Hebbel zuweilen das künstlerische Gewissen. Er kann sein erstes Drama, dessen Held Holofernes in seiner verbissenen Dialektik an einen Jünger Hegels gemahnt, nur als Kraft- und Talentprobe, nicht als Werk gelten lassen. „Genoveva" ist für ihn ein Schmerzenskind. Er kann sich des bangen Gedankens nicht erwehren, daß dieses Drama, in dem die Schönheit, freilich unter ganz anderen Umständen, als in der Tragödie der Augsburger Baderstochter, von ihrer tragischen Seite dargestellt ist, den Fehler seiner Idee hat. Es bereitet ihm viele schwere Stunden und erpreßt ihm am 30. Mai 1841 den Seufzer: „O Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich dich nicht und verachten darf ich dich auch nicht!" Er kann nicht umhin, Gervinus, der ihm wegen des voll-

kommen unschuldigen, nur durch sein Dasein, seine strahlende, sieghafte Schönheit
schuldigen Opfers, das er in „Agnes Bernauer" dem Staate bringt, ins Ge-
wissen redet, in einem Briefe vom 13. Juni 1853 zuzugeben, daß ihn die wahn-
sinnige Emanzipationssucht des Individuums, die sich „in unseren Tagen bei De-
mokraten und Konservativen gleichmäßig äußert", verführt haben mag, das Ge-
setz zu scharf zu betonen, der Grundidee eine zu schneidige Spitze zu geben. Und
er hofft, noch einige Mitteltinten zu finden, was indes nicht eingetroffen ist.

Der Dichter, der von der unmittelbaren Bühnenwirkung seiner Stücke felsenfest
überzeugt ist, rührt keinen Finger für die Aufführung des „Gyges". Er fühlt
wohl, daß in der gleichsam aus lauter Schleiern gewebten Rhodope, die die Idee
der Sitte verkörpern soll, etwas Inkommensurables zurückbleibt.

Gleichwohl möchten wir seine dramatischen Schöpfungen um keinen Preis
missen, denn er war ein unerschrockener Dichter «ui ^euei-w. Er hat denn auch
durch die grandiose Vereinigung harter, erdschwerer Realistik und unendlich ge-
heimnistiefer Seelenanalyse und durch die unvergleichliche Plastik, mit der er
sogar das Unsagbare, Unfaßliche seiner Gestalten herauszumeißeln verstand, die
erste Stelle im neueren deutschen Drama erobert.

Das größte Gewicht legte Hebbel auf seine Lyrik, wenn sie auch gegen seine
Dramen verschwindet. Sie hat vielfach einen dramatischen Wellenschlag, wir
finden aber auch zu unserer Überraschung Gedichte, die an Zartheit kaum ihres-
gleichen haben. Am eigenartigsten aber zeigt sich der Lyriker in jenen Gedichten,
wo der Stoff aus der Tiefe des unmittelbar von innen heraus wirkenden Lebens
aufsteigt und die Reflerion die einrahmende Form erzeugt. Indem sich in ihnen
die Niederherstellung der Idee in ihrer Einheit und Reinheit spiegelt, kommt
ihnen neben der besonderen auch noch eine allgemeine Bedeutung zu. Sie erheben
sich zum Symbol und werden zur goldenen Frucht, die der Dichter vom eigenen
Lebensbaume für andere bricht.

Emil Ludwig:

Wagners „Erlösung".*)

Ein einziges Mal in Wagners Leben schwieg der große Krampf der Seele. Einmal zeigte das Geschick Wagner die Bahn zur Harmonie. Einmal lud es ihn in die Gärten des Mondlichtes ein, zum Schweigen, zum Lauschen, zur Musik. Und wirklich stand er eine kurze Weile still und schuf daraus dies eine Mal ein Werk der Harmonie, das ganz allein in seinen Werken steht. Dann ging er zögernd fort, noch blickte er sich um, wieder und wieder. Plötzlich lief er mit schnellen Sprüngen in seine Welt zurück.

Das Reinste, was ihm je begegnet, Symbol der anderen Welt, der immer fremden, krampflos, natürlich, selbstvergessen: Mathilde zog ihn eine Weile zu sich auf, mit sanfter Freiheit entlockte sie ihm sein edelstes Wort. Dann mußte er in seine Sphäre niedersinken.

Zwei Jahre, ehe sich dieses eigentlich zutrug, spürte es Wagner voraus. An Liszt, im Jahre 1854: „Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten meiner Träume noch einmal ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde-Entwurf, die einfachste, aber vollblütigste Komposition. Mit der schwarzen Flagge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um zu sterben." Damals nannte er Mathilde noch „ein weißes Blatt, das ich sehr gern beschreiben möchte".

Als es vier Jahre später zur gewaltsamen Trennung kam, schildert er, wie Mathilde Wesendonk, „erst zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer" sich ihm näherte. Nie hätten sie an eine Vereinigung gedacht. Darum hätte ihre „tiefe Neigung den traurig-wehmütigen Charakter gewonnen, der alles Gemeine und Niedere fernhält." Erst als er den Tristan gedichtet, „da zum ersten Male wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen. . . . Somit resignierten wir, jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten und — liebten uns." Am Jahrestage der Vollendung dieser Dichtung erinnert er Mathilde: „Du geleitetest mich nach dem Sofa, um»

*) In diesen Tagen erscheint von Emil Ludwig „Wagner oder Di« Entzauberten" im Verlage von Felir Lehmann in Berlin. Das Buch des künstlerisch empfindenden Literar-Historilers und Vismarck-Biographen wird Staub aufwirbeln. Man wird auf Emil Ludwig lauschen, auch wenn man ihm nicht überall zu folgen vermag.
Ludwig Stein.

armtest mich und sagtest: Nun habe ich keinen Wunsch mehr. An diesem Tage, in dieser Stunde wurde ich neu geboren. Bis dahin ging mein Vorleben: nun begann mein Nachleben. In jenem wundervollen Augenblicke lebte ich allein. Du weißt, wie ich ihn genoß? Nicht aufbrausend, stürmisch, berauscht, sondern feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor mich hinschauend. Bis dahin war alles Verneinung, schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen. Denn es war Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, für jene Verneinung, jene Abwehr — das Bejahende, Eigene, Sich-mir-vermählende zu finden. Jener Augenblick gab es mir, mit einer so untrüglichen Bestimmtheit, daß ein völliger Stillstand sich meiner bemächtigte. Ein holdes Wesen, schüchtern und zagend, warf mutig sich mitten in das Meer der Schmerzen und lebte, um mir diesen herrlichen Augenblick zu schaffen, mir zu sagen: ich liebe dich! . . . Nun war der sehnsüchtige Zauber gelöst. Und dies eine weißt du auch, daß ich seitdem nie mehr in Zwiespalt mit mir war. . . . Alle Bitterkeit war mir geschwunden."

Etwas später: sie allein hätte ihn „erlöst, und mir jenen heiligen Stillstand gewonnen, von dem nun mein Leben eine andere Bedeutung erhalten hat. . . . Die Welt ist überwunden."

Wer ist die wunderbare Frau, die dem wollüstigsten Manne so tiefe Worte entlockt, ohne sich ihm hinzugeben? Die eine Harmonie in dieses Herz geleitet, das siebzig Jahre sich selbst verzehrt; das zuckend in Verlangen nach Welt, nach Wirkung, nach Ekstase brannte, und nie gesättigt eine Entsagung pries, die ihm ganz fremd und die es nie gefühlt? Warum verschleiert man ihr Bild, statt es aus ihren Briefen, die Wagner sicher nicht zerstörte!, sich selbst beleuchten zu lassen?

Durch ihre Züge sprechen sie alles aus. Wer ihr Bild mit Ruhe neben Wagners hält, begreift ihn ganz. Sie zu begreifen, — muß man die Partituren seiner Werke neben ihrem Bildnis häufen. Dies und die wenigen Briefe, die man von ihr kennt, führen uns in die Welt der zartesten Natur, vornehm, verschwiegen, unbefangen, von der wundervollen Schönheit jener Frauen des späten Venedig, einen Südwind der Leidenschaft im Herzen, der sich stets rasch geglättet haben mag. Sie zeigt in allem Wagner's Gegenwelt.

Mit plötzlicher, mit größter Energie, da sie den Genius in ihrer Nähe wittert, dringt sie in ihren Gatten, versteht die Eifersucht zu sänftigen, erreicht, daß er ihn auf seinem Grunde, neben seinem Hause zu wohnen bittet. Freilich, auf den tiefsten Ausdruck ihrer Neigung kann man nur schließen: ihre sämtlichen Briefe gerade aus jenen Jahren — fehlen. Nur daß sich die Enttäuschung, die später ihrer sich bemächtigt haben muß, in kleinsten Zügen jener späteren Briefe spiegelt, hat man an gewisser Stelle wohl übersehen. Denn nach dieser Erschütterung ihres Lebens war auch ihr Geist, von Jugend auf bewegt, kritischer geworden.

Und doch hatte Mathilde das Glück, das Beste dieses Geistes zu genießen,
ohne mit ihm zu leben. Dies Ephemere, dies Vorüberfließen ihre Neigung, paßt
ganz zu jener Trauer, die sich von Anfang an darüber senkte. Nicht auszumalen
die Erniedrigung und Qual, wenn sie sich dauernd verbunden hätten! Banal,
mit Mann und Frau und Kindern zu erklären, daß sie es nicht getan. Sie spürten
es, zu mindesten Mathilde, aus welchen inneren Gründen sie entsagten. Ist
nicht das Unerhörte geschehen, daß Wagner eine Frau, die ihn umarmte, daß
Wagner diese Frau nicht nahm? Daß er zum ersten Male nicht „aufbrausend,
stürmisch, berauscht" war? Hier, in dieser einzigen freiwilligen Entsagung, die
Wagner einer Leidenschaft entgegentrug, liegt der Schlüssel zu allen großen Schön-
heiten des Tristan. Jeder andere Künstler kann und konnte aus dem erlebten
Rausch, aus der erlebten Lust die reichsten und die reinsten Lieder bilden.
Nur dieser Wagner nicht, der sich von Sucht zu Sucht verzehrte, dessen Sinne
durch fünfzig Jahre nach „Erlösung" schmachteten, weil er sich nie erlösen
wollte, sondern in einer Wolke begehrender Wollust stöhnend verging.
Hier, endlich, schwelt nicht mehr gedämpftes Feuer, hier rieselt blaues Licht.
Den „Augenblick" hat er besessen, den „völligen Stillstand" gefühlt. Nach diesem
Augenblicke kann er nur wieder sich selber fühlen. In allen diesen Tagebuch-
Briefen aus Venedig gedenkt er ihres Leidens doch fast nie. Wie e r gelitten,
„so tief, so schrecklich wie nie zuvor im Leben", das beschreibt er ihr; spricht von
seinen Erschütterungen, seinen erbleichten Haaren, seiner Unrast. Gewiß,
er schwört: „Leben für andere. Laß mich nun auf den Trümmern dieser Welt
des Sehnens — dich beglücken!" Doch wie fängt er das an? Er würde nur
kommen, wenn er heiter wäre. „Siehst du mich daher längere Zeit nicht mehr, so
— bete für mich im Stillen, denn dann wisse, daß ich leide." (Wagner's Form
des Altruismus.) Als sie ihr Kind verliert, hat er keine Worte für sie, als: „I ch
kann mit dir leiden und trauern. Könnte ich etwas Schöneres tun, wenn du
leidest und trauerst?" (Woran er die Mitteilung schließt, daß er vor Ergriffen-
heit über die Nachricht nicht arbeiten konnte.)
Das Tragische an diesem Verhältnis mußte Wagners Geiste schmeicheln.
Bald aber wandelt er sich, wie alles, auch dies in blühende Seligkeit um: „Laß
uns heilig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem seligen Lächeln schöner
Überwindung. Und — keiner soll dann verlieren, wenn wir siegen!"
Ein andermal, mitten in stürmischen Zeilen: „Laß mich jetzt abbrechen! Nicht
um Ruhe zu suchen, sondern um der Wonne meines Schmerzes bis zum Ertränken
mich zu übergeben!" '
Auch jetzt tritt zuweilen die schauspielerische Allüre mitten in die ergriffenste
Sprache. „Was ich als Dichter geträumt, mußte mir einmal so wundervoll wahr
werden; auf den gemeinen Boden meines Daseins mußte dieser zart belebende
und verklärende Wonnetau einmal fallen. Ich hatte es nie gehofft, und nun ist

es mir, als hätte ich es doch gewußt." Und führt fort: „Nun bin ich geadelt. Ich habe den höchsten Ritterschlag erhalten. . . . Jeder Zoll an mir ist nun frei und edel."

Wirklich ist er völlig verändert. Wirklich scheint er nun mit der Welt zu harmonieren. „Die Welt ist mir nun keine Feindin mehr." Er sehne sich nicht mehr nach einem einsamen Asyl, sondern er wolle beruhigt und gestärkt in der Welt leben. „Dieser ruhigen Tendenz, der Frucht unendlicher Kämpfe gegen dieselbe, und endlich meiner Erlösung durch deine Liebe folgend, werde ich vermutlich einmal meinen Wohnort dort bestimmen, wo mir reiche Kunstmittel zu Gebote stehen, um deren Beschaffung ich mich nicht erst bemühen muß, denn dafür ist mir das Spiel nicht mehr ernst genug!, sodaß ich nach Lust und Laune periodisch meine Arbeiten in erträglichen Aufführungen mir vorführen kann."

Dies alles aber sind Worte aus Venedig, wohin er aus seinem Asyle floh.

Nicht erstaunlich, — selbstverständlich ist es, daß der Künstler durch die Gestaltung seines Erlebnisses es verwinden wollte. So muß man ohne Groll zuhören, wenn er, schon vier Wochen nach seiner Abfahrt, während der Arbeit schreibt: „Wir werden siegen, — wir sind schon mitten im Siege." Aber erstaunlich ist bei diesem Charakter: die Dauer der Wirkung jenes Erlebnisses, weit über die Zeit der Gestaltung hinaus. Schon dies, — wenn anders nicht das Werk bestünde, das gänzlich einsam in Wagner's Werken steht, — schon dies wäre ein Zeichen, wie ohne Beispiel das war, was ihm geschah.

Denn als er ein Jahr später nach Paris geht, laufen seine Briefe an Mathilde weiter und noch drei Jahre lang, und gerade diese sind die schönsten Dokumente aus Wagner's ganzem Leben. Hier ist zuweilen der natürliche Ernst, hier schweigt zuweilen der Schauspieler, hier sinkt der Wirkungsdrang in sich zurück, der Wille zum Theater wird von ihm selbst verdächtigt, hier rauscht ein Unterstrom von Harmonie.

„Erst meine letzten Lebensjahre," schreibt er nun, sechsundvierzigjährig, „haben mich wirklich zum Manne gereift. Ich fühle mich in voller Harmonie mit mir: und sobald es das Wahre gilt, bin ich stets sicher und einig mit meinem Willen. Dem eigentlichen Leben gegenüber lasse ich mich getrost von meinen Instinkten leiten: mit mir wird etwas gewollt, was höherist, alsderWert meiner Persönlichkeit. . . . Da sorgt der wunderbare Genius, dem ich für diesen Lebensrest diene, und der will, daß ich vollende, was nur ich vollenden kann. So ist eine tiefe Ruhe in mir. ... Ich bin, was ich sein kann. Dank Ihnen, Freundin!" Wo, im Verlauf von fünfzig Jahren, finden sich bei Wagner solche Worte wieder?

Sogar der tiefste Trieb in ihm (zugleich der flächenhafteste), sein Wille zur Wirkung ebbt zurück. Ihn mahnen höhere Aufgaben. So stellt er sich die Alternative, Geld zu verdienen „oder — ich entsage der Möglichkeit, meine Werke je

zu hören und je somit der ganzen Welt zu erschließen (seine typische Formel). Es ist ein Opfer, und doch — vielleicht ist es, was meinen Genius dabei betrifft, wohl nur ein lockendes Wahnbild; denn deutlich sagt mir die Stimme, daß ich n i e zu Genuß und Befriedigung durch die Aufführungen meiner Werke gelangen werde und immer eine geheime Qual übrig bleiben wird. . . . Dann, o welch wonniges Bild dämmert mir dann auf! Zuerst: völlige, gänzliche persönliche Armut." Bei einer Familie zu leben, seine letzten Werke zu schreiben: „das — das wäre mein Wunsch und meine feste Wahl, wenn i ch zu wählen hätte! Der Ausfall meiner Wahl wird zeigen, was nötiger war."

Jetzt scheint er öfter krampflos, klarer, jetzt fühlt er sogar zuweilen die Natur. Von seinem Geburtstage im Jahre 1860 schreibt er ihr: „Im Bett erbrach ich heute früh Ihren letzten Römischen Brief und schaute, was er enthielt. Maurice kam wieder, um mir das Bad anzukündigen: er fand mich in Tränen gebadet und zog sich schweigend zurück. (Regisseur). — Mein Kind, die Götter ehrten mich gestern mit dem schönsten Tag dieses Jahres: nie war es so vollkommen heiter und klar geworden. Zum ersten Male grüßte mich gestern ein ganz reiner Himmel und dazu ein erquickender Ostwind. . . . Was ich sonst nur im erhabene«
Affekt kannte, ward mir diesmal zum stillen, klaren Triebe: mich durch eine, anderen zugewandte edle Neigung zu erfreuen." . . . Man könnte den fehlenden Brief jener Frau rekonstruieren, der solche Stimmungen in einem solchen Charakter erregte.

Im nächsten Jahr: „Welcher Unstern hat mich um mein einzig würdiges Asyl gebracht? . . . Glauben Sie, was Sie auch anders lautend erfahren sollten, — als ich jenes Asyl verließ, war mein Stern dem Untergang geweiht; i ch kann nur noch fallen! Nie, — nie lassen Sie eine andere Meinung aufkommen! Halten Sie daran einzig fest! . . . Vergessen Sie es nie! Dies wollte ich Ihnen noch sagen: o, prägen Sie es sich recht ein!" Das schreibt kein Liebhaber, sondern ein Mann im Wirbel der Welt, der seine Freundin zwei Jahre lang nicht gesehen; und der sie nie besessen. Er fühlt: bald geht es weiter, sie wird es merken, — und es wird nie mehr erstklassig sein.

Sie fühlt es mit, sogleich. Bald darauf teilt er ihr den Fortgang seiner Meistersinger-Dichtung und seine Absichten mit, — in Wahrheit wolle er aber nur für die Aufführung des Tristan leben und dann sterben. „Daß ich den Tristan geschrieben, danke ich Ihnen aus tiefster Seele." Auf diesen langen, nicht mehr ganz taktvollen Brief erwidert sie: „Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief, der mir doch wenigstens Ihre Handschrift brachte, wenn ich auch nicht ganz die frühere erhabene Stimmung darin erkannte."

Und noch im Jahre 1863, vier Jahre nach der Zeit ihres Zusammenlebens, schreibt der Fünfzigjährige an eine gemeinsame Freundin: „Ein Mensch wenigstens muß wissen, wie es mit mir steht. Drum sage ich Ihnen: sie ist und

bleibt meine erste und einzige Liebe! Das fühle ich nun immer bestimmter. Es war der Höhepunkt meines Lebens: die bangen, schön beklommenen Jahre, die ich in dem wunderbaren Zauber ihrer Nähe, ihrer Neigung erlebte, enthalten alle Süße meines Lebens. . . . Was auch Berauschendes und Schmerzliches das Leben an uns vorüberführen mag, — ja, jetzt erst weiß ich, daß ich nie aufhören werde, sie einzig zu lieben."

vr. Otto Weddigen:

Die Befreiungskriege und die deutsche Literatur.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die Blüte unserer neuen Dichtung gezeitigt. Die Vertreter derselben huldigen dem Humanitätsideale.

Die Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts sind vorwiegend politische. Es äußert sich ein unablässiges Drängen nach dem Ausgleiche der ruhmreich errungenen, reinen Menschheitsideale und der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, ein mühseliges Streben nach einem gesunden, nationalen Leben, wozu der große Kurfürst und der zweite Friedrich den Grund gelegt, ein Ringen nach einem einigen Vaterlande.

Der Staat eines Friedrich des Großen sank im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., in die tiefste Erniedrigung. Der abenteuerliche Korse hatte das deutsche Reich zertrümmert.

Aber der Tilsiter Frieden, welcher diesen Zeitpunkt bezeichnet, bezeichnet zugleich den Quell der preußischen, der deutschen Wiedergeburt. Das unsägliche Unglück des Staates hatte eine ernste Einkehr des Volkes in sich selbst bewirkt und einen sittlich-religiösen und vaterländischen Geist in der Nation neu hervorgerufen. Fichtes Reden, welchen Friedrich Wilhelm III. nach Berlin gezogen, warfen die erste Bewegung in die Geister.

Kaum hatte der König, welcher durch die Zeit des Leidens und des Kampfes, die er in inniger Gemeinschaft mit seinem Volke durchlebt hatte, ein populärer Fürst im besten Sinne des Wortes geworden war, die ersten Schritte zu einer selbständigen Politik getan; kaum hatte er am 3. Februar 1813 den Aufruf zur Bildung freiwilliger Iägerkorps erlassen, als auch die deutsche Literatur ihrerseits tätig war, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen. Das Rauschen einer nationalen Strömung hatte das Volk bis in seine tiefsten Schichten erfaßt. Die bisherige zahme Lyrik, welche in der Zeit der Unterdrückung nur noch Weisen hatte erstimmen lassen, wie: „Herz, mein Herz, warum so traurig", „Als der

Großvater die Großmutter nahm", „Schlaf Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du" usw., erlebte einen völligen Umschwung. Ein Strom von Kriegsliedern, aus dem Volke hervorgegangen, das selbst in Waffen stand, ergoß sich unhaltsäm fort.
Die Kunstdichtung der Befreiungskriege gipfelt in den von stürmischer Begeisterung getragenen Gesängen eines Körner — des poetischen Repräsentanten der gebildeten Jugend von 1813, welcher ein so wesentlicher Anteil an der Befreiung des Vaterlandes gebührt — in den von zarter Empfindung und Sehnsucht eines weichen Gemütes durchhauchten Liedern Schenkendorfs, in den von männlichster Gesinnung durchglühten Schöpfungen Ernst Moritz Arndts, in den Oden Stägemanns und in den geharnischten Sonetten Rückerts.
Die Erzeugnisse eines Körner, Schenkendorf und Arndt sind der verklärte Ausdruck der Empfindungen, mit denen das Volk die Waffen ergriff. Der kosmopolitische Charakter, den die Dichtung bis dahin trug, verschwindet ganz. Die Königin Luise, das schönste Kleinod, welches Friedrich Wilhelm III. besaß, bis sie allzu früh ihre edle Seele aushauchte, war die Heilige, deren Schutz und Schirm in Liedern für die ausziehenden Scharen herabgefleht wurde.
Sie selbst hatte den lebhaftesten Anteil an allem genommen, was zur Wiedergeburt Preußens, zur Pflanzung eines besseren Geistes im Volke möglich war.
Zum ersten Male seit Jahrhunderten kämpften die vereinigten deutschen Staaten und Stämme für eine gemeinsame Sache. Die Poesie dieser Zeit trägt diesen allgemeinen deutschen Charakter.
Seltsam ist es, daß der größte deutsche Genius, Goethe, dessen 50. Todestag mit dem Tage des vollendeten 85. Lebensjahres des ersten Deutschen Kaisers am 22. März 1882 zusammengefallen ist, daß er den Erzeugnissen Deutschlands, seines Vaterlandes, fremd gegenüber stand.
Indifferenz gegen die Geschichte ist einer seiner hervorstechenden Züge; wir sehen von seinen Schöpfungen diesen Charakter am meisten in „Egmont" uns entgegentreten*).
Während des Feldzuges nach Frankreich, zurzeit der Revolution, wohin er seinen Herzog begleitet hatte, studierte er verschiedene Erscheinungen der „Farbenlehre". Nach seiner Rückkehr aus Feindesland zog er sich in sein altes Behagen zurück, in die „Ästhetik«, Moralia und Physika", indem er alles Historische „für das undankbarste und gefährlichste Fach" erklärte.
Im Jahre 1806, als die Napoleonischen Heermassen den entscheidenden Sieg bei Jena erfochten, flammte seine Entrüstung in harten Ausdrücken gegen den fremden Eroberer auf, welcher seinen Herzog bedrohte. Freilich war der Herzog

*) In „Hennann und Dorothea" bildete die Geschichte nur den Hintergrund, auf dem die persönlichen Leidenschaften sich bewegen. Dal große Cpos der politischen Begebenheiten dient nur ols Folie einer Idylle.

sein persönlicher Freund; es regte sich in seiner Brust daher ein allgemein menschliches Gefühl. Aber schon im Jahre 1808 nach einer persönlichen Unterredung mit Napoleon war er von Bewunderung für diesen erfüllt, von seiner Persönlichkeit geblendet worden. Er rief daher im Jahre 1813 dem Vater Theodor Körners zu: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!"

Als die Schlachten der Freiheitskriege geschlagen wurden, als sein Volk auf dem Felde der Ehre sein Blut für die Sache des Vaterlandes vergoß, da flüchtete sich Goethe ganz „aus der Gegenwart" in das Entlegenste und studierte die Geschichte Chinas.

Wir verargen es Goethe keineswegs, daß er zu dieser Zeit keine patriotischen Kricgslieder anstimmte. Es lag in seinem ganzen Wesen, nur Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten. Auch äußerte er mit Recht gegen Eckermann: „Kricgslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen!" Zu den Dichtern „hinterm Ofen", wie eine Volksstimme jene Kriegsliedersänger naiv nennt, wollte Goethe also nicht sich zählen lassen.

Immerhin ist es zu bedauern, daß der größte deutsche Dichter kein warmes Wort für die Sache seines Vaterlandes hatte. Das ewig Menschliche, welches so rein in seinen Schöpfungen atmet, übersteigt alle nationalen Schranken; aber eben dieses allgemein Menschliche hat — wie wir in den unsterblichen Dichtungen eines Homer, Äschylos, Sophokles und Euripides sehen — auch seine festen Wurzeln im Boden des eigenen Vaterlandes.

Goethe, der Hohepriester der Natur und ihrer stillen Entwickelung, ist unter den Klassikern Deutschlands außer Wieland wohl der einzige, welcher sich gegen die Geschichte und die Ereignisse der Zeit verschließt. Lessing, obschon er von Friedrich II. nur Herbes erfuhr, setzte seiner Zeit ein unvergängliches Denkmal; Klopstock sang seine Oden an das Vaterland, freilich flüchtete er sich, Friedrich dem Großen grollend, in eine fabelhafte Vorzeit. Herder huldigte einer schönen Universalität, doch hatte seine Leier auch Töne für sein Vaterland, wie sein „Klagesang Deutschland" und seine „Ode Germania" beweisen. Schiller, obschon er nicht unmittelbar die Geschichte der Gegenwart zum Vorwurf nahm, fand doch mit sicherem historischen Takte, ja mit prophetischem Geiste stets solche Zeit heraus, die den damaligen analog waren. „Mit ihm ist die Poesie aus der bloßen Innerlichkeit des schönen Subjekts hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt de« historischen Subjekts, welches das Schöne als eine Voraussetzung bereits in sich hat . . . das Pathos der Goethischen Poesie ist die lebendige Persönlichkeit; das Pathos der Schillerschen ist die Freiheit."

Hätte Schiller, das unterliegt keinem Zweifel, die Katastrophe von Jena nnd die ihr folgenden schmachvollen Jahre der Knechtschaft erlebt, er wäre nicht

gleichgültig gewesen gegen das Schicksal seines Vaterlandes. Er, der Dichter des Tell, hätte seinen Heroldsruf der Freiheit nie verleugnet.
Jean Paul stand den Ereignissen seiner Zeit nahe. Wohltuend berühren seine Schriften, welche er in der Zeit der Unterdrückung, die sein Vaterlandsgefühl mächtig weckte, veröffentlichte. Seine „Dämmerungen für Deutschland vom Jahre 1809" und seine „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche" (1810—1812) wenden sich gegen den Korsen und das vergiftende Bewundern „des Eroberers".
Die vaterländischen Ereignisse regten noch andere Dichter an. Wir nennen nur den Baron de la Motte Fouqus, welcher an dem Feldzug 1794 und an den Befreiungskriegen teil nahm und Kriegslieder schuf, Immermann, der in den Schlachten bei Ligny und Waterloo mitfocht, und Heinrich von Kleist, den begabtesten Neuklassiker, welcher aus vaterländischen Ereignissen kräftige Nahrung zog. Kleist schuf seinen „Prinzen von Homburg" nach einer Bemerkung aus Friedrichs des Großen „M^moires de Brandebourg". Jenen verhaltenen Patriotismus, der sich in der Zeit, in der das Drama geschrieben wurde, in der Zeit von Preußens Schmach und Erniedrigung, nicht aussprechen durfte, beseelt er mit seiner Kraft und Weihe, und der Schwung großer brandenburgischer Erinnerung läßt den Weckruf gegen den übermütigen Eroberer ertönen. In seiner „Hermannsschlacht" kocht der Fanatismus des nationalen Hasses und der tiefsten Erbitterung, wie ihn nur solche Epochen der Unterdrückung kennen ... die innerste Stimmung seiner Zeit, das Gefühl des unerträglichen Druckes, das sich, hoch und frei aufatmend, in den Schlachten der Befreiungskriege entlud, läßt sich aus dieser Tragödie besser erkennen, als aus vielen historischen Schriften.
Die ersten Jahre, welche auf die ruhmvolle Zeit 1813/14, 15 folgten, waren für das deutsche Volk nicht glücklich, wie man hätte erwarten sollen. Nach den großartigen Kämpfen gegen den korsischen Unterdrücker machten sich bald inner« bedauerliche Meinungskämpfe geltend, welche an die Stelle der voraufgegangenen allgemeinen Begeisterung Verbitterung und Mißmut treten ließen.
Eine gesunde Weiterentwickelung der Nationalliteratur war damit eine Zeitlang ausgeschlossen.

Axel Lübbe
Die Besiegung des Krieges
Axel Lübbe.
Die Vesiegung des Krieges.
Durchs zuckende Land unsrei Zeit
mit brünst'ger Behaglichkeit
lroch der Krieg.
Sein Auge war hohl, und alt sein Gesicht,
Sein Rachen weit, — doch er atmete nicht,
er fraß den Atem der Welt.. .
Cr richtet sich auf
und schreit, daß es gellt;
blickt suchend dann aus,
wer sich zu ihm gesellt,
und lauert mit Lust . . .
Ja — er hat es gewußt:
Cs trifft alles so ein, wie es immer gewesen;
übers zitternd« Feld mit entblößter Vrust
jagen tausend hastig atmende Wesen
und abermals tausend . . .
Des Krieges Schrei
hat sie alle begeistert
und das Gesetz ihres Seins gemeistert.
Des Krieges Geschrei
ist Gesetz der Welt!
Was jedem gefällt,
das soll er sich nehmen I
Der denlt an Geld, und jener an Beute,
Ein andrer hat lange schon satt das Schämen,
Cs schäm' sich das Gestern! Doch frei ist dos
Heute!
Was jedem gefällt, das soll er sich nehmen!
Es leb« der Krieg!
Mal wieder als richtiges Tier sich fühlen,
In Blut und Menschenleben» wühlen:
Das heißt Sieg!
Und der Krieg springt auf,
Stolz blickt er sich um,
und prahlt und höhnt,
während rings alles stöhnt,:
„Wohlan! Sei's drum!
Ein jeder mag nehmen, was ihm gefällt!
Ich — nehm den Atem der Welt!!"
So raste der Krieg das Tal entlang,
und immer lauter wurde sein Sang,
und immer wilder wurde sein Brauch,
die Welt war sein bis zum letzten Hauch . .
Bis zum letzten Hauch?
Und woher der Ruf, der von hellen Höh'n
dringt in des blutigen Tales Gestöhn?:
„Mich hast du, Krieg, noch niemals gesehn,
und — ich atme auch . . ."
Der Krieg bleibt steh'n
und blickt gierig hinauf:
Da stand einfam — der Mensch
und sang und lachte . . .
Der Krieg erbebte und heulte auf:
„Wie lamst du dort unbemerkt hinauf?!" —
Und der Mensch sprach: „Ich — dachte!
Die Macht des Gedankens ich mir erschlich;

Der Gedanle doch — atmet nicht für dich!
In seinen Gesehen m «i n Wesen liegt!
Du — bist besiegt!!"

Gräfin L. Uxkull:
Das Haus des Hasses. Novellen
(Forlsetzung.)
Hei! Wie der Sturm rast! Mit hocherhobenem Arm hat er die schweren Wolkenballen ergriffen und in mächtigen Sprüngen reißt er sie mit sich fort. Sein Atem pfeift schrill. Manchmal brüllt er auf wie ein ungeheurer Stier. Die Wogen, die er wütend geißelt, jagen einander in verzweifelter Flucht und zerschlagen sich am Gestein des Ufers, das sie erbarmungslos gegen den Verfolger zurückdrängt.
Auf dem Land schmiegt Gras und Gesträuch sich dicht an den Boden, die Bäume wimmern und ächzen, während der Tolle ihnen das Laubhaar abreißt und ihre Glieder zerschlägt, daß krachend die Äste zur Erde stürzen.
„Gurli! Wie schön ist die Heimat! Wie schön ist der Sturm!"
Sie sieht wohl, daß sich sein Mund bewegt, doch sie vernimmt seine Worte nicht. Aber sie errät sie und nickt und lächelt ihm zu, und hell blinken ihre Zähne zwischen den Lippen.
Wie eine junge Ziege klettert sie übers Gestein. An Blöcke und Zacken gekrallt, vorsichtig mit dem Fuße tastend, schwingt sie sich von Fels zu Fels. Nun bleibt sie einen Augenblick stehn. Der Wind schlägt ihr kornblumenblaues, von einem goldgelben Streifen gerändertes Kleid prall gegen den Körper. Und die schlanken Glieder treten wie gemeißelt hervor. Nun hat er ihr Kopftuch erfaßt, und wie sie sich wehrt, er entreißt ihr's und schleudert es hinaus nach dem Meer. Gurli winkt lachend dem Fähnchen nach, das wie ein verirrtes winziges Stück Himmelsbläue gegen den verknäuelten Wolkenspuk entflattert. Doch fester drückt sie der Wind in seine Umarmung. Er zerrauft in übermütiger Lust ihr Haar, daß es wie goldener Schaum um sie wirbelt.
Gunnar strebt ihr nach mit der unüberlegten Sicherheit eines Schlafwandelnden. Er sieht nicht, wohin seine Hände greifen, wohin seine Füße treten. Er sieht nur die wunderliebliche, die strahlende Gurli Lindegren.
Gleich einem schimmernden, schwebenden Traum sieht er sie immer vor sich: wie sie furchtlos die unwegsamen Klippen beklettert, als sei es auf einem vorgezeichneten Pfad, und wie sie zuweilen stille steht und lachend um Atem kämpft und dann weiter, weiter dem Sturme entgegenschreitet. Ja, auch der Sturm liebt das Sonnenkind, und sie liebt ihn und wirft sich ihm in überschäumendem Leben in die gewaltigen Arme, die sie nicht schrecken. Auch die Wogen recken sich hoch in wilder Sehnsucht und greifen mit großen, weißen Schaumfingern nach ihr.

Ja, Gurli weiß, daß alles sie liebt: das Meer und der Sturm und der blonde Gnnnar — und nur vor dem einen flieht sie, sie weiß nicht warum. Daß Gunnar hinter ihr hereilt, das zaubert ihr Flügel an die Füße. Wenn sie zögerte, er würde versuchen, sie zu stützen, er würde ihr die Hand reichen, um sie emporzuziehn, wie er es vorhin einmal getan hat — und da hat sie gespürt, daß seine Berührung brennt.

Nun ist die äußerste Höhenspitze erreicht. Vor ihnen senkt sich ein schwarzes, zerklüftetes, ausgewaschenes Felsenchaos, gegen das die Massen des erregten Meeres von allen Seiten anstürmen. Eine Schlacht ist entfesselt zwischen trotzender, starrer Regungslosigkeit und unermüdlicher, unbändiger Bewegung. Doch es wird tausend und tausend Jahre noch dauern, bis der wütende Feind dies Bollwerk niederreißt.

Von der Höhe führt durch das Gestein ein schmaler Pfad abwärts zum Leuchtturm hinüber, der eine letzte wuchtige Klippe krönt. Längs des Pfades ist ein Drahtseil gespannt, denn hier würde der Sturm das tollkühne Menschlein nicht anders, als vorhin Gurlis blaues Tuch, mit sich fortwirbeln, wollte es sich nicht mit starkem Griff gegen ihn verankern. Und oft wirft sich eine beutegierige Woge quer über den Pfad.

Gunnars Herz brandet wie die erregte Flut, als er Gurli lachenden Mundes den Pfad einschlagen sieht. Doch mit sicherem Blick mißt sie die Zeit zwischen den einzelnen Sturzwellen ab, um sich jedesmal ein Stück weiter dem Turme entgegen zu wagen. Wie ein Kätzchen hängt sie am Seil, ihre Beine spannen sich mit äußerster Anstrengung gegen die Gewalt des Sturmes. Aber ihr wind- und wassergepeitschtes Antlitz strahlt voll übermütigen Sonnenscheins.

Gottlob! Der Turm ist erreicht. Der Wächter drüben öffnet schon die Türe. Und nun sitzen Gunnar und Gurli bei dem wetterfesten Mann, dessen faltiges Ledergesicht der Bart wie eine rote Halskrause umstarrt. Er reicht ihnen Grog, und er erzählt langsam dazu: von den Schiffen, die trotz des warnenden Lichts auf die Klippen festfahren und die der mutigste Mann nicht mehr retten kann. Und von den grausigen Nächten, wo himmelhohe Wogen den Turm bestürmen und einem weißen Schirme gleich von ihm abprallen. Von den Geistern Schiffbrüchiger, die winselnd und heulend die Lüfte durchfliegen und die Lebenden nach sich ziehn möchten in den Meeresgrund. Von den Heren und Kobolden, die zu schwarzer Herbstmitternacht von den Mooren droben hernicdersteigen und Sterbliche ergreifen, um sie im tötlichen Reigen mit fortzureißen. Cr erzählt auch, wie sein Vorgänger am Abend eines furchtbaren Orkans längs des Seiles zum Turme hinübertappte, und wie es plötzlich unter seinen Händen zerriß und Sturm und Wogen ihn fern hinausschleuderten, von wo niemals einer wiederkommt.

Als Gunnar und Gurli den Pfad zur Rückkehr betreten, spürt sie, daß ihre Kraft nur noch mühsam reicht. Ihre Beine und Arme zittern. Sie denkt an den

Mann, dem das Seil unter den Fingern zerrissen ist, und sie atmet auf, als sie endlich die Höhe erreicht hat. Doch Gunnar steht neben ihr ruhig lächelnd, und sie schämt sich, ihre Schwäche vor ihm zu verraten. Sie folgt ihm daher, als er auch die Klippen der andern Seite beklettern will. Aber sie fühlt sich nicht mehr von Flügeln getragen. Ängstlich wie ein gefangener Vogel flattert ihr das Herz in der Brust. Zuweilen überfällt sie ein Schwindel. Ach, das ist der Grog des Wächters — gewiß! Warum hat sie davon getrunken? Es hilft nichts, sie muß Gunnars stützende Hand ergreifen, ob sie's gleich wieder brennt und der Schwindel sie taumelnder umnebelt.

Da bemerkt Gunnar, wie bleich sie geworden ist, und daß ihr Atem mühsam geht. Er fordert sie auf zu rasten. Im Schutz dieser Klippe sitzt es sich gut. Wie listig der Sturm sich auch herumwindet und nach ihnen hascht — er erreicht sie nicht.

Ja. Hier fühlt sich Gurli geborgen. Das Blut strömt ihr zu Wangen und Lippen zurück. Ihre Blicke fliegen hinaus, wo kristallgrüne Wasserberge sich überschlagen und in turmhohen Gischtwolken gegen die Felsen zerschellen. Es ist, als schleuderten unsichtbare Niesenhände diese Schaummassen in titanischem Übermut gegen die Niffe, die auf einen Augenblick darunter verschwinden und dann wieder auftauchen, während weiße Locken an ihren Häuptern hinabrieseln. Die Flocken wehen weit in das Land hinein.

Welch ein Rausch! Welch ein seliger, innerlich vernichtender Rausch ist das! Aufgelöst in den Elementen jubelt und springt und tollt Gurlis Seele mit.

Indes Gunnar dem ganzen Treiben wie taub und blind gegenüber sitzt. Er fühlt nur noch: Gurli — Gurli Lindegren! Und manchmal streift ihn eine Erinnerung wie ein verwischtes Traumbild. Es ist ihm, als habe seine Mutter ihn einmal knieend bestürmt. Und als habe ihn etwas zugleich erschreckt und gereizt: des Vaters Leidenschaft, die Gurli bereits als ihren Raub umklammert zu haben wähnt. Was ist das nun alles? Braucht etwa sein junges heißes Blut eines solchen Sporns? Ha — wenn er diese Klippen entwurzeln müßte, um das Meer damit zu erschlagen — gibt es noch eine Unmöglichkeit? Sein wird sie doch! Sein — sein — sein — Gurli Lindegren!

Ist sie's nicht schon? Er hat sie an sich gerissen und wie ein Kind liegt sie in seinen Armen, an seiner Brust begraben. Über ihr zurückgesunkenes Haupt geneigt, bedeckt er ihr Haar, ihre Schläfen und Wangen, ihren Mund mit Küssen. Sie sträubt sich, will ihn von sich stoßen. Dann ermattet sie, sinkt besiegt wie ein lebloses Opfer gegen ihn, und plötzlich umschlingt sie seinen Nacken mit blühender Kraft und sucht selbst mit ihren Lippen die seinen.

Der Sturm heult vor Wut und Schmerz, die Wogen recken in ohnmächtigem Verlangen ihre Arme nach ihr — hier sitzt der junge Sieger Gunnar und hält sie frohlockend an sich gedrückt, nach der alle begehren!

Dem Weibe sinken die Schwingen zuerst. Schwer berührt es die Erde und schaudert.
„Gunnar!" flüstert Gurli. „Gunnar — dein Vater? . .."
Aus seinem Antlitz sind Freude und Übermut plötzlich gewichen. Seine Lippen sind schmal und hart geworden. Kalt gesteift blickt er ihr mitten ins Gesicht.
„Mehr als nach meinen Küssen gelüstet's dich wohl nach seinem Hofe und seinem Gut? Sag' es mir ruhig, Gurli. Und nie wird meine Hand dich wieder berühren."
„Nein," ruft sie, „nein! Was scheren mich seine Reichtümer? Was seine Herrschaft? Nur eins, Gnnnar — Olaf Rudbeck ist furchtbar in Liebe und Zorn. Was er ergreift, hält er fest wie mit Adlerklaucn. Und wenn du ihm trotzest — er stößt dich ohne Erbarmen aus seinem Horst."
Gunnar lacht leichtsinnig. „Er hat keinen Erben als mich. Sören siecht hin. Nie wird Agnete ein Kind gebären."
„Er stößt dich hinaus. Und mich trifft die Schuld, wenn du bettelarm, ein Heimatloser, die Welt durchwandern mußt."
„Wandere mit mir, dann bin ich reicher als Goldgräber und Fürsten! Oder schreckt es dich, Gurli? Schreckt dich's mit mir und dem Glück in einer Hütte zu wohnen? — Doch nein, Gurli, nein. In eine Hütte sollst du nicht ziehen. Zu einer Prinzessin will ich dich machen. Der Sonne rauf' ich ihre Strahlen aus, um dir ein goldenes Gewand zu weben! Die Sterne pflück' ich vom Himmel herunter und flechte sie dir zum Geschmeide um Nacken und Haar. Zwischen Pinien und Palmen, auf sanfter Höhe, die ein blaues Atlasmeer fromm beleckt, bau ich dir ein Schloß. Und wo du den Fuß hinsetzest, trittst du auf Rosen. Jasmin und Narzissen bedecken dein Lager, und einen Veilchenteppich breite ich über dich. Auf einem elfenbeinernen Stuhl sollst du sitzen, und Mohrenknaben in grünen und scharlachroten Gewändern spielen dir schmeichelnde Weisen vor, während die Mondnacht über den Wiesen zittert. Gurli — sieh mich doch an! So jung und stark bin ich, und sollte nicht alles erringen können, wonach du begehrst? Sollte dir nichts Schöneres zu bescheren haben, als den dumpfen, grauenbeladenen Herrenhof?"
Sie lauscht ihm entzückt. Das Märchen — das Märchen ist Leben geworden! Gunnar ist der Prinz und sie ist die verzauberte Königin.
„Gunnar, Gunnar! Es wird alles so sein! Das Schloß, und die Palmen und das goldene Kleid, die Musik in der Mondnacht von Mohrenknaben und die ganze duftende Blütenpracht! Das alles werd' ich besitzen und eine Prinzessin sein, wenn ich nur die Augen schließe und du mich küssest, Gunnar!"
Wie im Traume gehen sie zurück. Diesmal nicht über die weglosen Klippen des Ufers. Auf dem Höhenkamm führt eine schmale Straße, die sich langsam senkt,

an beiden Seiten vom Nadelwalde gesäumt. Zuweilen lichten die Bäume sich auf ein riedbewachsenes Moor, über dem weiße, flaumzarte Büschel schwanken.
Der Sturm heult in den Kronen über ihrem Haupt, er wirft ihnen zerbrochene Zweige zu Füßen. Aber drunten wehren die mächtigen Stämme ihn ab. Hand in Hand wandern Gunnar und Gurli mit seligen irren Augen. Bis sie die steinerne Masse des Herrenhofs, aus der Dämmerung tauchend, vor sich erblicken.
Da losen sich ihre Hände. Gurli windet ihr flatterndes Haar zum Knoten auf.
Bedrückend legt sich's auf ihre Brust, als sie das Gemach betreten. Sie meinen die Last der niederen Decke auf ihren Schultern zu spüren. In den Ecken regt es sich leise, leise wie Spinnwebschleier in unmerklicher Zugluft. Am Tisch köpft Sören die Puppen, die unter Agnetes unermüdlicher Schere entstehen. Frau Mette sitzt am Fenster, unbeweglich, mit zusammengezogenen Brauen. Ihre Hände ruhen über einem Linnengewebe im Schoß. Olaf Rudbeck schreitet wie ein gefangenes Raubtier auf und ab, immer auf und ab durch die ganze Länge des Raumes.
Gunnar und Gurli sind überzeugt, daß sie ganz unbefangene Gesichter machen.
Sie wähnen sich auch von der Dämmerung verhüllt. Doch bei ihrem Anblick senkt Agnete den Kopf und erbleicht bis in die Lippen. Aber Frau Mettes Züge jubeln Triumph: Es ist geschehen! Sie ist gerettet!
Olaf ist mit einem Ruck stehen geblieben. Auf die beiden stürzt sein Blick wie ein Blitz, der sie zu Staub zerschmettern will. Doch wirkungslos prallt er an Gurli ab. Sie denkt an den Sturm und die Wogen, die sie lieben und die vorhin in wildem Streite um sie gerungen haben — sie liebt das Gefühl, daß große Streite um sie entbrennen.
Und Gunnar fängt ohne zu zucken den Blick auf. Wie die Geweihe zweier verkämpften Hirsche hängen die Augen des Vaters und des Sohnes in tödlichem Haß ineinander.
Niemand redet ein Wort.
» » «
In der Mitte des weiten Gemachs zittert das rote Licht einer Lampe leise, einsam, verloren, ohnmächtig gegen die große Düsternis. Aber durch das Dogen-fenster schlägt ein breiter, weißer Streifen herein: der Mond kann von seiner Fülle an Meer und Klippen und Bucht und ans schweifende Flachland verschwen-den, so viel ihm beliebt. Es kommt ihm wahrlich auf ein paar Handvoll Silber nicht an.
Mette Rudbeck wandert vom Tisch bis ans Fenster, vom Fenster bis an den Tisch. Sie lächelt. Ja, sie hat wieder lächeln gelernt. Doch dieses Lächeln ist helle, harte Siegerfreudc. Sie schrickt nicht zusammen, wenn es im Holze kracht.

Verstummt ist das Kichern in den Gespensterecken. Hier darf keiner mehr höhnen. Und es trifft sie nicht mehr wie schmerzende Stiche, wenn aus der Kammer drüben die abgerissenen Töne der Schlummerlieder herüberdringen. Was ist ihr Sören noch? Mag er langsam verdämmern. Sie hat nun Gunnar — den starken Sohn, den Retter, den Erlöser! Fest ist der Boden wieder unter ihren Füßen geworden. Sie lächelt das helle harte Lächeln der Siegerfreude.
Jetzt ist der Türrahmen ganz von Olaf Rudbecks Gestalt erfüllt. Wenn Mette in wenigen Tagen zu neuer Jugend erblüht ist, so scheint Olaf gealtert. Ha — die strotzende Jugend des Sohnes nährt sich wohl von seiner Kraft und saugt sie ihm langsam aus dem Marke!
Olaf Rudbeck sieht sich um. Er erblickt Frau Mette. Er scheint nach andern zu suchen. Dann tritt er näher.
„Wo ist Gunnar? Wo ist Gurli?"
Er begegnet dem hellen harten Lächeln auf Mettes Antlitz. Und wie nahender Donner grollt seine Frage: „Wo sind die beiden? Weib, sprich, wo die beiden sind!"
Mette blickt heiter ins volle Gesicht des Mondes und dann in das finstere ihres Gatten.
„Wo Gunnar und Gurli sind, fragst du? — Wo soll Jugend wohl sein in solch einer Nacht?"
Ein Beben geht durch Olafs mächtigen Körper. Cr stützt sich auf den Tisch. Er schweigt eine lange Zeit. Vielleicht, weil er nicht reden kann. Endlich kommt seine Stimme schütternd, stoßend, wie ein von der Höhe polternder Stein:
„Ich will wissen, wo sie sind! Hörst du? Ich will es wissen."
Sie erwidert gelassen. „Ich werde dich führen."
Und ruhig schreitet sie neben ihm die Stiege hinab. Aber ihr Herz jubelt und springt in wilden Tänzen. Nun mögen ihn seine Augen überzeugen, daß sein Argwohn hinter Gunnar eine sichere Fährte aufgespürt hat. Mögen die Leidenschaften der Männer nun aufeinander platzen. Ihr starker Sinn sieht der Entscheidung gefaßt entgegen, die einmal doch fallen muß und die sie selber gewollt hat. Wenn Olaf in blinder Wut auch den Sohn und Gurli verstößt: trennen kann er sie nicht mehr. Und der Tag wird kommen, wo er — von Alter und Einsamkeit zermürbt — sie zurückruft.
O, wie listig sie ihn über den Rasen führt, der weich die Schritte erstickt! Wie sie sich freut, ihm die schmerzliche Wunde zu reißen, ihm, der ihr so unsagbar viel Leid und Demütigung zugefügt hat! Ja. Nun soll auch er leiden und wüten und vielleicht in tiefster Verborgenheit schluchzen. Wenn er unter Groll und Sehnsucht und Gram zusammengebrochen ist, dann entsinnt er sich wohl der Gefährtin langer Jahre und begehrt ihren Trost. Und sie wird ihn mit barmherzigen

Händen verbinden, zu neuer Kraft ihn gesunden lassen. Doch vorher soll er den bittern Trank bis auf die Neige erschöpfen.
Sie schleicht sich mit ihm an die Rückseite der Laube. Hinter der Wand, von welcher ihnen der heißduftende Nachtatem der Geißblattblüten entgegenschlägt, hören sie's flüstern:
„Gurli . . . Gunnar . . . ."
Das Stammeln berauschter Liebe. Pausen, die man von langen Umarmungen, trunkenen Küssen erfüllt ahnt, und die sich in seligen Seufzern lösen.
In Sturzwellen rauscht das Blut zu Olaf Rudbecks Gehirn. Rotes Feuer flammt ihm vor den Augen. Eine eiserne Hand preßt ihm die Kehle zu, daß ihm die Brust zu zerspringen droht. Und in sinnloser Wut hebt er die Fäuste gegen die Laubenwand, als wolle er sie im nächsten Augenblick zetrümmern. Aber Mettes Hände schrauben sich fest um seine Gelenke. Und sie zischt: „Was kümmert's dich, Olaf Rudbeck? Komm zu dir! Was kümmert's dich?"
Da bricht sein ganzer Haß über Mette ein. Er schüttelt sie ab. Aus seinen Augen schlagen ihr Flammen entgegen, die sie verzehren möchten. Die erhobenen Fäuste bedrohen sie. Wird er sie — die königliche Frau Mette, die hochaufgerichtet den Ausbruch seiner Wut erwartet, und deren Worte er mehr errät als vernimmt: „Wenn sie sich lieben, was kümmert's dich, Olaf Rudbeck?" — wird er sie schlagen?
Nein. Schwer wie Bleikugeln sinken die Fäuste nieder. Im Mondlicht erscheint sein Gesicht weiß und furchtbar wie das eines erzürnten Geistes. Mette könnte daraus erkennen, daß dieses Gesicht nie vergibt. Doch sie empfindet nichts als die stolze Lust, abermals Siegerin geblieben zu sein. Und da sich nun Olaf Rudbeck lastenden Schrittes entfernt, steht das helle harte Lächeln um ihren Mund.
(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims ^ebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
Am Schluß des Kollegs war er entschlossen, seinen Besuch bei der Gräfin
am nächsten Morgen abzusagen. Mochte sie denken, was sie wollte. Er arbeitete,
als er von der Sitzung in der Akademie gegen elf heimkam, so lange, bis der
Stenograph erklärte, er könne nicht weiter. Den Rest der Nacht verbrachte Alfred
ohne Schlaf. Es war ein bitterer Kampf, in dem er unterlag. Den Entschluß,
die Gräfin am nächsten Morgen nicht wiederzusehen, der bereits am Nach-
mittag gefaßt worden war, warf Alfred wieder um. Mit Seilen zog es ihn
hin. Er brannte vor Verlangen, sie wiederzusehen, und wandte alle Mittel
der Sophistik an, seine Niederlage vor sich selbst zu entschuldigen und zu ver-
decken. Er wollte zu ihr, aber nur, um festzustellen, daß dieser Spuk seine
Macht verloren habe. Er hielt sich vor, daß im nüchternen Lichte des Tages
diese Erscheinung unmöglich wieder mit so dämonischer Kraft auf ihn werde
wirken können, wie sie das gestern im Dämmer des Abends vermocht. Und
er ging, als der Morgen gekommen war. Beim ersten Gegenübertrcten froh-
lockte er. Was war denn gestern mit ihm nur geschehen? Eine hübsche
Blondine — ja — eine erlesene Gestalt, schöne Augen, ein üppiger Mund,
eine seltsam leuchtende Haut — herrliche Farben — gewiß — gewiß eine
süße bestrickende Stimme — ein betörendes Lachen — ein Grübchen im spitzen
Kinn — alles — alles zugegeben. Aber das Märchenhafte — wo war es
geblieben? Fort. Mit einem Male fort. Hier saß eine recht distinguiert
in Schwarz gekleidete Dame und beriet sich nüchtern und vernünftig mit ihren
zwei Iuristen und nickte ja, als der kahlköpfige mit zwei Klemmern bewaffnete
dicke Notar meinte, es sei am gescheitesten den Rat des Testamentes zu befolgen
und Gut wie Stadtpalais schleunigst zu veräußern. Oder ob die Gnädigste
nicht vielleicht das Haus in der Residenz behalten wolle, um im Fall der Heirat
es selbst zu bewohnen. Sie schüttelte das blonde Haupt — die Gräfin und
warf so nebenbei hin, sie gedenke im Auslande zu heiraten. Da plötzlich
war es wieder da — das Seltsame, das Lockende, das Grausige — da spielten
wieder goldene Lichter in der Aureole ihrer Haarkrone, da schimmerten die
Augen wieder so nirenhaft, und der purpurne KUßmund schwellte und glühte
und lockte. Mit ganz entsetzten Augen starrte Alfred sie an. Er fühlte jetzt,
es gab — es gab für ihn keine Rettung vor diesem Zauber. Er mußte sie
erringen, wenn er jemals seine Ruhe wiederfinden wollte. Ihr Taschentuch

fiel zur Erde. Der galante Notar bückte sich danach, schnupperte mit seiner
Knollennase und sagte: „Was ist das für ein Parfüm? Was haben Sie da für
ein ganz tolles — wahnsinniges Parfüm?"
„Es hat einen dummen Namen," antwortete die Gräfin, „es heißt
I^Iirt ä'ainour."
„Blöde. Gewiß! Eine Tautologie," sagte der Notar.
„?1irt 6'amour. ?1irt ä'amour" — dachte Alfred. Solch ein Weib
ist wie ein gepanzerter Liebesritter. Durch alle Sinne will es erobern und
gefangen nehmen. Wann immer, solange ich lebe, dieses Teufelswerk eines
Parfümeurs mir die Nase kitzeln wird, werde ich gezwungen sein, dieser blonden
Piratin zu gedenken.
Auf den Vorschlag des Notars erklärte die Gräfin sich bereit, diesem
Generalvollmacht zu erteilen, Gut und Schloß mit Inventar zu verkaufen.
Sie selbst wolle nun so bald als möglich in den Dienst zu ihrer Großfürstin
zurück. Die Formalitäten sollten am nächsten Tage in der Kanzlei des Notars
vollzogen werden. Dieser verabschiedete sich, und Alfred bat mit seltsam
gerötetem Gesicht, ihm zu erlauben, noch etwas zu verweilen. Er habe der
Gräfin eine Mitteilung zu machen. Sie geleitete den Notar zur Tür und
ließ sich dann in ein entzückendes altes Mahagoni-Empire-Sofa nieder, das
mit einem wundervollen blassen fraisefarbenen Seidenrips bezogen war. Sie heftete
die Augen fragend auf Alfred. Die Wimpern lang und gebogen umwölbten goldig
schimmernd ihre klaren Augen.
Alfred raffte sich zusammen. „Wollen Sie wirklich," fragte er, „diesen
alten Palazzo mit seinen wundervollen Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen
in fremde Hände kommen lassen?"
„Es bleibt keine andere Möglichkeit, Herr Professor,da ich wenig Aussicht
habe, in dieser Residenz zu leben, und nicht reich genug bin, hier ein ver-
waistes Schloß zu unterhalten."
Alfred seufzte tief auf und empörte sich im gleichen Moment über sich
selbst. Was hatte er darüber zu seufzen, daß sie diesen alten Kasten versilbern
wollte, geizig und geldgierig, wie Weiber stets zu sein pflegen. Aber sie sah
ihn wieder so fragend an, daß er sah, wollte er nicht den Eindruck eines
Geistesgestörten machen, so mußte er nun auf seine Sache losgehen. Zwar
war ihm, so weit er Skeptiker war, gar nicht klar, weshalb diese Sache „seine"
sein sollte. Aber der andere in ihm, der grüne Iunge, der Gymnasiast, der
idiotische Schwärmer, der, der die Seufzer ausstieß, mußte wissen was? ?
Dieses:
„Sie gedenken sich wirklich im Auslande zu verheiraten, Gräfin?"
Sie lächelte überlegen, lächelte unverschämt, wie ihm dünkte. Lächelte
wie der Angler, dem eine feiste Forelle am Haken sich festgebissen. Dann
sagte sie: „Es wird wohl so kommen."

„Welch eine Antwort!" platzte er fast wütend heraus. Sie sah ihn
ganz betroffen an.
„Na ja," sagte er, noch immer empört, „wenn ich nach etwas frage,
so nehme ich Anteil an der Sache — und Sie geben mir eine so unbestimmte
Antwort."
Ietzt lächelte sie noch triumphierender, wie ihm schien.
„Verehrter Herr Professor, seien Sie nicht böse, wenn ich nicht be-
stimmteren Bescheid geben kann. Die Sache ist eben noch unentschieden."
Er sprang auf. Seine Stimme zitterte, als er geärgert sagte: „Ia
— wie — wie ist denn in aller Welt die Sache? !"
Sie sah ihn ganz verdutzt an. Er kam ihr jetzt wirklich wunderlich vor.
In dem prachtvollen alten Herrensalon ging er hinkend hin und her, sichtlich
wütend über sich selbst. Ietzt blieb er vor der Gräfin stehen. „Sehen Sie,"
begann er zögernd, „ich — ich möchte wissen: sind Sie verlobt oder nicht?"
„Nein."
„Aber — es — es besteht ein Heiratsplan? ..."
Sie erbarmte sich seiner verlegenen Qual und sagte ruhig, als wäre es
selbstverständlich, einem Fremden so intime Auskunft zu geben. „Lieber Herr
Professor, da es Sie zu interessieren scheint, so habe ich keinen Grund, Ihnen
zu verschweigen, daß ein kaukasischer Fürst, sehr reich, sehr jung und
vielleicht auch hübsch, seit einem Iahre um mich wirbt."
„Nun und Sie?"
„Ich bin noch immer nicht ganz entschlossen."
„Sie zögern also? Zögern ein ganzes Iahr hindurch? Gehen also
nicht mit Leidenschaft an den Entschluß. Sie lieben den Mann nicht, obschon
er reich, jung, hübsch und ein Fürst obendrein ist. Hm, vielleicht steckt Ihnen
ein anderer im Kopf? Ich mache gewiß einen gelinde gesagt komischen
Eindruck auf Sie mit meinen Fragen. Die Sache ist einfach die, daß ich —
so töricht es klingen mag, daß ich, obschon ich doch so wenig, so blutwenig,
so beinahe nichts von Ihnen weiß, in den zwei Tagen, daß ich Sie kenne . . ."
Er stockte, als mache es ihm Mühe, das Wort zu sagen. Sie sah mit
dem Ausdruck erschreckten Staunens auf ihn. Er würgte an der Vollendung
des Satzes, den er begonnen hatte.
„ ... In den zwei Tagen, daß ich Sie kenne, eine geradezu verrückte
Leidenschaft für Sie gefaßt habe. Ich bin kein Don Iuan, kein Frauenjäger,
das glauben Sie mir, auch ohne daß ich es Ihnen versichere. Dieser Schlag
Männer sieht anders aus. So urplötzlich und unvermittelt dieses Gefühl
über mich gekommen ist, so vertraue ich doch auf seine Dauer und Nach-
haltigkeit. Es ist mir der Glaube aufgegangen, daß Sie, Gräfin, das mir
vom Schicksal zubestimmte Weib sind — denn so und nicht anders kann ich
den Sturm verstehen, der mich bei Ihrem Anblick von der ersten Sekunde

an erfaßte, diesen unglaublichen Aufruhr meiner Empfindung, der wie ein Fieber mich durchrüttelt. Wenn Sie — wenn Sie — — Mädchen — mir hier erklären, daß Sie nie — niemals meine Gattin werden wollen — — ich glaube — ich könnte nicht weiterleben. . ."
Er hatte es hervorgeächzt wie aus zugeschnürter Kehle. Er stand vor dem runden Mahagonitisch mit gesenktem Kopf in sich zusammengeduckt, als erwarte er jetzt den tödlichen Streich zu empfangen. „Also sprechen Sie jetzt mein Urteil."
Gisela sah geradezu verzweifelt aus, wie sie dasaß, das Haupt gesenkt, das leuchtende Gesicht kummervoll verzogen. Welch ein neues Leid kam da wieder über sie — unvermittelt — so gänzlich unerwartet. Dieser fremde mißgestaltete Mann verlangte nicht mehr und nicht weniger als das Opfer ihres ganzen Lebens von ihr und drohte, sich das seinige zu nehmen, wenn sie sich von ihm wandte. Was sollte sie tun? Er war der Großfürstin, ihrer geliebten Freundin, nächster Vertrauter. Gisela hatte das Empfinden, daß Luise selbst eine stille Liebe zu diesem bedeutenden Manne hegte, dessen junger Ruhm die Gelehrtenwelt erfüllte. Aber sie, Gisela selbst, empfand nichts für ihn. — Sagen konnte sie ihm das nicht. Ihm Geständnisse über ihr eigenes zerrissenes Innere zu machen, dessen Versiörung bei dieser Rückkehr in die Heimat mit dem schmerzlichen Erwachen alter Erinnerungen nur größer geworden war, blieb gleichfalls unmöglich. Wo war da ein Ausweg? Was sollte sie tun? Sie sah ratlos umher. Eine bange Stille war in dem schönen Raum, durch dessen altväterliche niedrige Fenster die Herbstsonne so golden hereinstrahlte. Alfred sah ihren Kampf und brach das peinvolle Schweigen.
„Gnädige Gräfin," sagte er, „ich verstehe vollkommen, daß diese meine Erklärungen Sie verwirren und überraschen. Verzeihen Sie mein Ungestüm. Ich bin in diesen Dingen ohne Erfahrung und habe die feste Überzeugung, meine Sache so zweckwidrig, plump und rücksichtslos wie nur möglich geführt zu haben. Ich — ich verlange natürlich — nachdem ich ein wenig nur nachgedacht — durchaus keine sofortige Erklärung von Ihnen. Auch diese törichte Drohung, die ich aussprach, wollen Sie meiner Verstörung zugute halten und vergessen. Sie haben Zeit, Sie haben so lange Zeit, sich zu entscheiden, wie Sie nur wünschen, wenn Sie — wenn Sie — es — wenn Sie es nicht gar vorziehen, mir auf der Stelle zu erklären, daß meine Wünsche unerfüllbar bleiben müssen ..."
Er sah sie angstvoll an, so daß es sie erbarmte. Sie sagte zaghaft und leise: „Das nicht — das nicht..." Und flammende Röte froher Erlöstheit aus angstvoller Qual bedeckte sein Gesicht. Er faßte ihre Hände, die eisigkalt waren, und ließ sie, wie in der Bestürzung über diese Kühnheit, sogleich wieder los, dann sagte er: „Sie haben Zeit. Sie haben vollkommen Zeit. Sie reisen wieder zurück, überlegen ruhig und eindringlich und lassen mich

dann wissen, zu welchem Ergebnis Sie gekommen sind. Sehen Sie, Gisela,
ich selbst, — ich selbst vermag ja all' dieses noch kaum zu fassen. Wie kann
ich da erwarten oder verlangen, daß Sie — daß Sie "
Er ging erregt im Zimmer auf und ab, blieb dann am Fenster stehen,
gegen dessen kalte Scheibe er die Stirn neigte, und sagte wie in lautem Selbst-
gespräch: „Ich war ein einsamer Mensch zeitlebens. Mein Körpergebrechen
war daran wohl vor allem schuld. Ich habe nie erwartet, je geliebt zu
werden, und fasse selbst die Kühnheit kaum, mit der ich mich Ihnen — Ihnen
genähert habe. Wie komme ich dazu, der Schönsten, Strahlendsten gerade
zu begehren — ich — — ich aber es hat mich überwältigt. Ich
bin willenlos. Ich war ohne Hoffnung auf Liebe und hatte mein Leben
so gestellt, daß ich ohne selstwillige Wünsche am Werke blieb, diesem und
einzig diesem nur gehörend. Ich gestehe es frei, weil Offenheit das Erste
lind Letzte ist, was ich Ihnen schulde, daß ich nicht ohne Sorge daran denke,
in Zukunft mein Leben teilen zu müssen, teilen zu müssen zwischen meinem
Werke und der Frau, die meine Liebe besitzt. Aber so leben doch alle. Warum
sollte ich — ich allein verzichten und darben und an dem Köstlichsten leer
vorübergehen müssen?! Ich will mein Teil Glück haben so gut wie die
anderen. Ich brauche Freude wie jeder, der lebt, und mag nicht gänzlich
arm vom Feste des Daseins gehen. Reisen Sie zurück und bedenken Sie.
Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie verkaufen das Gut Ihres Oheims,
dieses, sein altes, schönes, ehrwürdiges Heim, verkaufen Sie nicht. Ich will
es beziehen, von Ihnen mieten, mit allem, was darin ist. Will diese herrlichen
alten Kostbarkeiten, die ein vornehmer Geschmack mit Kennerschaft gesammelt,
davor bewahren, in fremde Hände zu kommen und in alle Welt zerstreut
zu welden. Ich mache den Vertrag mit dem Notar und behalte dieses Haus,
bewahre es für Sie — und harre des Tages, da Ihr Entschluß fällt, und Sie
als meine Frau in diese schönen Räume einziehen."
Mit einer heftigen Bewegung wandte er sich zu Gisela um. „Wollen
Sie? Wollen Sie auf diesen Vorschlag eingehen? Wollen Sie mir dieses
Haus überlassen? Es wird das Zeichen sein, das Zeichen für mich, daß meine
Hoffnung noch lebt..."
Sie nickte. Er stürzte zu ihr hin und küßte ihre Hände.

15.

In starker Verstörung kehrte Gisela zu ihrer Herrin zurück. Ie weiter sie
sich von ihrem neuen Bewerber entfernte, um so klarer wurde ihr, daß sie
niemals seine Frau würde werden können. Merkwürdig war, daß ihr gleich-
zeitig die Gewißheit kam, daß sie auch den Kaukasier nicht nehmen werde. Er
war ein Knabe mit seinen zweiundzwanzig Iahren und viel zu wenig in sich

gefestigt, als daß sie es hätte wagen dürfen, seine höchst wahlscheinlich geringe Beständigkeit auf die gefährliche Probe einer Ehe zu stellen. Freilich dieses eine Iahr lang war der Fürst mit Hartnäckigkeit bei seiner Werbung geblieben. Aber sein Gehaben erinnerte an ein Kind, das dem ihm vorenthaltenen Spielzeug mit nur um so eigenwilligerem Begehren zudrängte. Das Erlebnis mit Alfred von Ingelheim hatte Gisela diese Erkenntnis verschafft. Er war ein Mann, und sein Wesen, Sichgeben, Fühlen und Tun machte ihr mit eins den ganzen Unterschied klar, der Fürst war ein Knabe. Und nun mußte sie daran gehen, zwei Bewerber abzulehnen. So quälend es war, es mußte geschehen.

Sogleich nach ihrer Rückkehr hatte Gisela der Großfürstin gebeichtet, was ihr in der alten Heimat zugestoßen war, und mußte nun erleben, daß die geliebte Jugendfreundin die Nachricht von der Bewerbung Alfreds um Gisela mit höchstem Befremden aufnahm. Sie zeigte sich tief verstimmt von dieser Mitteilung und zog sich für einige Tage mit solcher Entschiedenheit von Gisela zurück, als sei ihr von dieser eine Kränkung widerfahren. Die Prinzessin bedurfte einiger Zeit, um mit sich über diese unerwartete Wendung ins reine zu kommen. Sie empfand sie wie einen an ihr begangenen Verrat. Als sie sich dann gewaltsam aufrüttelte und die Kraft gewann, den Fall in Ruhe zu überdenken, sagte sie sich, daß das Gefühl der Enttäuschtheit und des Verletztseins, das sie bei diesem Anlaß überkam, ihr den Beweis dafür brachte, daß sie selbst noch in der alten Nollempfindung an dem Jugendfreunde hing. Sie liebte ihn noch immer so, daß es ihr Pein schuf, eine andere Frau von ihm Besitz ergreifen zu sehen. Aber sie selbst hatte geheiratet und damit, wenn die Gefühle auf beiden Seiten gleich standen, auch Alfred Schweres zugefügt.

Nun ging er den gleichen Weg und wählte sich die Gefährtin. Wie kam sie, die Iugendfreundin, dazu, sich hierdurch gekränkt zu fühlen? Und vor allem, was kam ihr bei, dieses Gekränktsein an Gisela auszulassen, die ja doch Alfreds Werbung nur mit Pein entgegengenommen und obendrein noch auszuschlagen fest entschlossen war. Ihr Gerechtigkeitsgefühl bewog die Großfürstin, das eilig wieder gut zu machen. Und Gisela bedurfte gerade jetzt mehr als je freundschaftlicher Stützungen. Zu Anfang hatte die Großfürstin dem Heiratsplane Giselas mit dem jungen Fürsten zugestimmt. Erst als sich zeigte, daß Gisela nicht im geringsten mit dem Herzen bei der Sache war, riet sie ihr ab und billigte das Bedenken, der Freier sei zu jung. Luise sagte der Freundin ganz offen, daß sie deren Verheiratung wünsche, weil erst diese den völligen Bruch mit jener Iugendschwärmerei für ihren Bruder, den Kronprinzen, bedeuten würde, der ja nun auch mittlerweile Ehemann und Vater geworden war. Mitleid mit dem aufgeregten und exzentrischen Wesen des feurigen jungen Kaukasiers hatte Gisela bis dahin gehindert, diesem gegenüber das endgültige Nein zu sprechen.

Jetzt mußte das aber geschehen. Gisela schrieb dem Fürsten, daß sie nach gewissenhafter Prüfung ihres Empfindens zu der Überzeugung gekommen sei,

nie seine Lebensgefährtin werden zu können. Sie beklage es, ihm diesen
Schmerz bereiten zu müssen, vertraue aber zuversichtlich, seine frische Iugend
werde ihn diese Enttäuschung rasch und vollkommen vergessen machen. Sie,
Gisela, sei ja doch mit ihren sechsundzwanzig Jahren viel zu alt für ihn. Am
Abend des Tages, an dem der Fürst diesen Brief empfangen hatte, erschoß er
sich vor Giselas Tür. Die Dienerschaft fand ihn entseelt mit einer Wunde in
der rechten Schläfe. Dies schreckliche Erlebnis wirkte auf Gisela niederschmetternd
und machte sie für einige Zeit beinahe gemütskrank. Kein Zuspruch Luisens
wollte verfangen. Tiefe Schwermut hatte die Freundin befallen. Ihr Zustand
ging in vollkommene Verzweiflung über, als aus der Heimat Brief auf Brief von
Ingelheim eintraf, der immer dringender auf eine Entscheidung drängte. Es
waren jetzt etwa zwei Monate vergangen, daß Gisela seine Werbung empfangen
hatte. In ihrem jetzigen Zustande fand sie die Kraft nicht, auch diesem Freier
abzusagen, und auch die Großfürstin, durch den Tod des Kaukasiers nicht minder
eingeschüchtert, wagte es nicht, Gisela zu einer solchen Erklärung zu ermuntern.
Als die Großfürstin an einem frostklaren Ianuarmorgen nach schlaflos verbrachter
Nacht Gisela aufsuchte, fand sie deren Quartier leer. Alles deutete auf eine
überstürzte Flucht. Auf dem Schreibtisch lag ein Telegramm Ingelheims mit
diesem Tert: „Komme Freitag selbst. Muß Entscheidung haben." Darunter
hatte Gisela die Worte hingeworfen: „Ich kann nicht. Verzeih!" Es waren Züge,
die ihrer sonstigen Handschrift nicht mehr ähnlich waren, so von Angst und Hast
entstellt. Die Großfürstin griff nach der Lehne eines Sessels, der Schreck
machte sie wanken. Im Nu fiel der Gedanke sie an, auch Gisela habe sich ein
Leid angetan. In diesem Augenblick überbrachte ein Kammerherr der Groß-
fürstin ein Telegramm. Mit bebenden Händen erbrach sie es. „Bitte, sage
Alfred das Nötige. Bin dazu außerstande. Bin aufs Land geflüchtet und
komme erst, wann Ingelheim wieder abgereist, zu Dir zurück. Verzeih Deiner
Gisi."

Die Großfürstin atmete befreit auf. Gottlob, Gisela lebte. Und nun
sollte sie selbst Alfred empfangen und ihm diesen bittren Kelch reichen, eine
schreckliche Aufgabe, der sie ratlos gegenüber stand. Am nächsten Tage traf
Ingelheim ein. Die Großfürstin empfing ihn eine Stunde nach seiner Ankunft.
Er war in bemitleidenswerter seelischer und körperlicher Verfassung. Sein sonst
so ruhiges gesetztes überlegenes Wesen war fieberhafter Unrast und Flackrigkeit
gewichen. Seine sonst so verständig und stät blickenden Augen lagen tief, waren
rot umrandet, wie von Schlaflosigkeit entzündet, irrten rastlos umher und
sprühten in unheimlichem Glanze. Bei seinem ersten Anblick schon, der der
Großfürstin ins Herz schnitt, übersah diese klar, daß es unmöglich war, dem
Freunde die nackte Wahrheit zu sagen. Was war aus ihm geworden. All die
beengte, hochgespannte Erwartung der Großfürstin, mit der sie diesem Wieder-
begegnen unruhvoll und beklommen entgegengesehen hatte, löste sich in Mitleid

und Bekümmernis um diesen Mann, der, so gefestet er geschienen, jetzt von
dem zehrenden Fieber des Begehrens und Sehnens ein schattenhafter Kränkling
geworden war, ein hinfälliger Rest des Aufrechten, Zielsicheren, Eigenbewußten,
der er ehedem gewesen und als welchen sie ihn in der Erinnerung getragen.
Ganz aus der Bahn geschleudert von einer Leidenschaft, das war das Bild, das
er jetzt bot — er, der so schön einst als Iüngling von dem Verzicht zu sprechen
gewußt hatte, er, der die stolze Lebensparole ausgegeben: leisten, das Höchst-
mögliche leisten — nichts für sich begehren. Ein blonder Haarschopf hatte seine
ganze Weltweisheit über den Haufen geworfen, ein Paar klare blaue Mädchen-
augen hatten ihn um all seine Sicherheit gebracht. Die Großfürstin sah den
Freund groß und forschend an. Auch er, dachte sie, auch er! Wenn einer in
der Welt ihr vor der Zerstörungskraft der großen Leidenschaften sicher gewesen
schien, so war es dieser in sich gefestigte, zielsichere Mann. Und nun hatte es
auch ihn gepackt wie jeden anderen. Wo waren jetzt seine hochfliegenden Ideen?
Seine menschheitbeglückenden, welterlösenden Gedanken? Wo alle die großen
Probleme, die seinen Lebensinhalt gebildet und jedes zweckwidrige Abschweifen
ausgeschlossen hatten, — wo waren sie jetzt, da ein Liebesbegehren alltäglichster
Art auch diesen Denkerkopf verwirrt und eine banale Herzensgeschichte auch diesen
Hoch- und Alleinflieger in sein Alltagslos herabzog. Es tat der Großfürstin bitter
weh, ihr Iugendideal so allen Glanzes entkleidet, in so herkömmlicher, ärmlicher
Menschlichkeit wiederzusehen — und sie war gar zu sehr Weib, um sich eingestehen
zu können, daß Alfreds Leidenschaft ihr, Luisen, vermutlich in verklärterem Lichte
erschienen wäre, wäre sie selbst es gewesen, die diese Lohe entzündet hatte. Aber
dieser Gedanke kam ihr nicht. In aller Enttäuschtheit sah sie sofort mit weiblich
klugem Instinkt, daß es hier zuerst galt, einen tief Verstörten zu beruhigen, ehe
daran gedacht werden durfte, ihm die ganze bittere Wahrheit, die seiner harrte, zu kosten
zu geben. Luise, wie der Iugendfreund sie immer noch nannte, berichtete diesem von
dem Sterben des jungen Fürsten. Erschüttert hörte Alfred das, und doch war es,
als machte ihn die grausige Geschichte leichter atmen. Denn hier bot sich der Schlüssel
zu dem sonst so unlösbaren Rätsel, das Giselas Bettagen ihm bedeutete. Sie
hatte etwas Schreckliches erlebt, was die Verstörtheit ihrer Handlungsweise wohl
erklärlich machen konnte. Er sah nun, was es war, das sie in solchem Grade aus
der Fassung hatte bringen können. Es ward ihm sofort klar, daß er jetzt mit seiner
ungestümen Werbung sehr zur Unzeit kam, und so ergab sich für ihn die bittere aber
unabweisbare Notwendigkeit eines abermaligen Hinausschiebens der Entscheidung.
Er sah, er mußte unverrichteter Sache heimkehren. Gequält blickte er umher und
sagte zu Luisen, die ihn teilnahmvoll ansah, achselzuckend: „korce majcure —
nichts anderes. Das kommt über den Menschen wie jede sonstige Heimsuchung.
Freilich kann ich bei alledem nicht begreifen, wie die Lyriker und Romantiker und
all dies Gelichter vom „Glück der Liebe" reden können. Eine Lüge wie viele andere.
Ich möchte meinem ärgsten Feinde nicht solche Tage wünschen, wie ich sie jetzt

durchmache. Es sind Qualen. Mit Willenskraft dagegen anzugehen — versucht
Hab' ich's, genützt hat es nichts. Es ist ein unsinniger Zustand, um so blöder, als
alle — alle Erwägungen der Vernunft gegen diese Verbindung sprechen und von
ihr abraten."
„Das siehst du ein?" fragte Luise erstaunt.
„Vollkommen. Gisela liebt mich nicht. Das herauszufühlen ist leicht. Ich
habe die bestimmte Überzeugung, daß irgend eine andere hoffnungslose Neigung
in ihr lebt, welche der einzige verständliche Grund dafür wäre, daß diese Schönheit,
die doch gewiß zahlloser Bewerber Wünsche entflammt hat, bis heute noch ledig ist."
„Vielleicht eignet sich Gisela nicht zur Ehe, Alfred."
„Wie könnte sie das von sich wissen oder glauben? Das dünkt mich wenig
wahrscheinlich."
„Was würdest du tun, Alfred, wenn du heut erführest, daß Gisela wirklich
eine gänzlich hoffnungslose Neigung hegt?"
Gespannt horchte Luise auf, was sie nun hören würde, dünkte sie, das könnte
ein Schicksal entscheiden.
Alfred sprang auf. Er sah ratlos ins Leere. Sein hageres Gesicht verzog sich
zu einer tragischen Maske des Leidens. Es zuckte um seinen Mund. Er sah die
Freundin mit einem solchen Ausdruck von Hilflosigkeit an, daß ihr die Tränen in die
Augen traten.
„Dann," sagte er tonlos, „dann — ja — dann hätte ich wahrscheinlich
so wenig von meinem Stolz und meiner Kraft noch übrig, daß ich Gisela dennoch zur
Frau begehrte und sie in der schwachen Hoffnung heimführte, die Zeit würde sie
den anderen vergessen und mich ein wenig lieben lehren ..." Er seufzte tief auf.
„Bescheiden — wie? Vielleicht schon ein bißchen bettelhaft ..."
Luise kämpfte mit sich. Es war nicht ihr Geheimnis, das sie jetzt preisgeben
sollte, aber es dünkte sie, sie müßte es tun. Vielleicht hatte die ganze nackte Wahr-
heit die Kraft, diesen Kranken zu heilen. Vielleicht lehrte s i e ihn, das allein Rich-
tige zu wählen. Das eine stand im Nu klar vor Luisens Seele: Alfred mußte die
ganze Wahrheit erfahren. Das war sie, Luise, ihm schuldig.
„Gisela", sagte sie tonlos, „liebt meinen Bruder ..."
„Den Kronprinzen " Er hatte es nur gehaucht, es kam so gepreßt
heraus, als hätte eine ungeheure Macht des Willens einen gellenden Aufschrei
erstickt.
Luise hatte des Freundes fiebernde Hand erfaßt, wie um ihn zur Ruhe zu
zwingen, die er ja doch in so unheimlichem Maße bewies.
„Den Kronprinzen — ja —" bestätigte sie. „Und das erschwert die Lage
in hohem Maße, Alfred. Dein Wirkungskreis liegt in der Hauptstadt. Dorthin
also soll Gisela zurück, falls sie die Deine wird — und ich — ich sowohl wie sie selbst,

wir hatten gehofft, daß gerade ihr Fernsein von dort sie am raschesten und sichersten zum Vergessen bringen könnte. Nun soll sie dorthin zurückkehren, wo Willy lebt ..."
Wie ein Keulenschlag traf ihn das. Luise sah es, wenngleich Alfred wie im Trotz sich aufraffte und mit geballten Fäusten aufrecht blieb. Er sprach nicht mehr viel, hörte die weiteren Erklärungen und Tröstungen der Freundin schweigend an und reiste am gleichen Abend in dumpfer Erstarrung heim.
Auf ein Telegramm der Großfürstin kehrte Gisela zu ihr zurück. Sie empfing den Bericht der Freundin recht niedergeschlagen und machte den Eindruck, als bedrücke sie diese Angelegenheit in hohem Maße, sie war durchaus nicht damit fertig, obschon sie ihr selbst durch ihren Entschluß ein Ende bereitet hatte. In den wenigen Tagen ihrer Flucht hatte Gisela ihre Erlebnisse überdacht, ihre Herzensschicksale noch einmal an sich vorüberziehen lassen, den kurzen, süßen Glückstraum im Beginn, der wie ein Maimorgen rasch vorüberzog, das qualvolle Erlebnis mit dem jungen Fürsten, dessen Blut ihre Schwelle benetzt hatte, und jetzt dieses Begegnen mit Alfred, von Ingelheim, das ihr wie ihm kein Glück — nur Verstörung, nur Qual und Peinigung gebracht hatte. Eine tiefe und schwere Müdigkeit war über Gisela gekommen, ein Überdruß an all diesen Herzensgeschicken, diesen Verwickelungen der Liebe, die auf einen Tropfen Freude Meere von Leid ausströmten. Sie stand heute im siebenundzwanzigsten Lebensjahre. Die erste Iugendblüte war gefallen. Gisela hatte, so schien es ihr, ihr Glück als Weib verfehlt. Der, dem die Gluten ihres Empfindens zudrängten, der blieb ihr fern, unerreichbar, durch Welten von ihr getrennt ... Alle erduldete Pein ungestillten Sehnens und dürstenden Verlangens hatten ihre Schönheit bisher nicht angetastet, deren Blüte noch immer prangte. Ieder Spiegel sagte ihr das. Es freute sie nicht, denn diese Schönheit lockte immer von neuem Bewerber an, denen sie sich versagen mußte, gab stets zu weiteren Peinigungen Anlaß, die Gisela so namenlos fürchtete, nachdem ihr nun ein Menschenopfer gefallen war. Am Hofe, dem die Großfürstin und ihre Umgebung angehörten, war ein stetes Kommen und Gehen von reichen, edelgeborenen und eleganten Männern, denen die fremdartige Schönheit dieser großfürstlichen Hofdame lockend in die Augen stach. Zu leichtfertigem Getändel, wie es hinter den Hofkulissen stark im Schwange war, hielt sich die ernste, schicksalgeprüfte Gräfin für zu gut, und so blieb ihr die weitere Aussicht auf eine lange Reihe von Eheanträgen aus den Kreisen der Hofkavaliere, der Diplomatie und des Militärs, von Anträgen, die sie würde abweisen müssen, von Bewerbungen, die ihr fatal und widerwärtig waren. Sie sehnte sich heraus aus dieser Sphäre und wäre schon aus ihr geschieden, wenn nicht die innige Anbänglichkeit an die Großfürstin und Freundin Gisela festgebalten hätte. Aber selbst in dieses erprobte Verhältnis war seit jenem Tage, da sie der Freundin die Bewerbung Alfreds gebeichtet hatte, eine Abkühlung gekommen. Wenn auch die Großfürstin mit nur verstärkter Herzlichkeit das Unrecht wieder gutzumachen strebte, das sie durch erkältetes Abwenden von Gisela ihr zugefügt hatte, so konnte diese doch das so leicht nicht verwinden. Es war eine trübe Erfahrung mehr, daß der

erste Mann, der zwischen sie und die Großfürstin trat, sogleich den Bund zwischen den beiden Frauen ins Wanken hatte bringen können. Was also hielt, was von allen Beziehungen, die Gisela an die Menschen knüpften, was von alledem hielt und zeigte sich dauerhaft? Nichts. Nichts in aller Welt. Und ein Heimweh ergriff die einsame Seele. Sie strebte heraus aus dieser Wurzellosigkeit in ein Bereich hinein, in dem es Frieden gab, Schutz vor seelischen Heimsuchungen, Bodenständigkeit und die Möglichkeit von Bündnissen, die über Tag und Zeit sich haltbar und unerschütterlich erwiesen. Gisela, im katbolischen Glauben geboren und erwachsen, neigte sich dem Entschlusse zu, den Schleier zu nehmen und in eines Klosters Frieden vor allen ferneren Lebensstürmen Zuflucht zu suchen. Mit dem Erstehen dieses Planes schon war eine tiefe Beruhigung, eine Besänftigung aller Pein, in Gisela wunderbar erstanden. Ihr war wie einem auf nächtlichem und stürmischen! Meer verirrten Schiffer, der plötzlich aus Graus und Dunkel die Lichter des Hafens endlich auftauchen sieht. Hier war ein Ziel, eine Richtung gegeben. Ietzt wußte sie, wohin die Fahrt zu lenken war. Ietzt gab es einen Ausweg aus all diesen Fährnissen, einen Weg zum Frieden und zur endlichen Geborgenheit. Während dieser lockende Gedanke Tag um Tag in Gisela herrschender wurde und sie soeben sich anschickte, die ersten Schritte zu seiner Durchführung zu tun, machte sich das Schicksal schon bereit, Gisela von neuem aus der Fahrt zu drängen und ihren Weg, der eben gerade Richtung hatte nehmen wollen, in neue Irre zu leiten. Als sie an einem Sonntagmorgen den Dienst bei der Großfürstin antrat, kam ihr diese mit verweinten Augen und hastiger Erregung entgegen. Sie faßte Gisela bei der Hand, zog sie in ihr blaues Kabinett, ihren vertraulichsten Wohnraum, schloß dessen Tür ab und eröffnete der Freundin dieses: Sie habe schon vor drei Tagen in den heimischen Blättern eine Notiz gefunden, die von der Erkrankung Ingelheims Kunde gab. Es handele sich anscheinend um ein Nervenfieber. Die Großfürstin habe daraufhin durch den Gesandten Nachrichten eingezogen, die nicht sehr tröstlich lauteten. Der Patient lag in einem Sanatorium, und die Auskünfte der Ärzte waren beunruhigend genug. Luise sah mit Verwunderung die gefaßte Ruhe, mit der Gisela diese Nachricht entgegennahm. Sie seufzte nur und zuckte die Achseln. Die Großfürstin empörte sich.
„Läßt dich das so kalt, Gisi?!" rief sie. „Ich meine doch, diese Erkrankung ginge dich etwas an, denn du bist schuld an ihr!"
„Das verstehe ich nicht", sagte Gisela erbleichend.
„Es ist sehr einfach. Ich kenne Ingelheims höchst sensible Natur. Er ist schon einmal als Knabe in ein Nervenfieber verfallen, als er Zeuge eines schweren Iustizfalles war, bei dem ihm ein Unrecht verübt schien. Es ist mir durchaus klar, daß Ingelheim seine unglückliche Leidenschaft für dich und deren Hoffnungslosigkeit in dieses Siechtum gestürzt haben."
„Wenn das wahr ist, so ist es schlimm für ihn und schlimmer für mich. Es quält mich sehr, ihm solches Leiden zu bereiten — aber eine Schuld hieran weise ich weit von mir ab. Die trage ich nicht."

Die Großfürstin horchte hoch auf, niemals zuvor hatte sie einen so bestimmten
und entschlossenen Ton von der Iugendfreundin gehört.
„Es handelt sich hier nicht um die Schuld oder Nichtschuld, Gisi! Ich habe
solch ein Wort zwar gebraucht, aber ich nehme es zurück. Hier handelt es sich darum,
einen wertvollen Menschen zu retten."
Gisela zuckte wiederum die Achseln.
„Das steht nicht bei mir," sagte sie tonlos, „ich wüßte nicht, wie ich das
anstellen sollte."
Luise runzelte die Stirn und zog die feinen Brauen drohend herab.
Ihre Stimme bebte vor Unwillen, als sie sagte: „Du weißt es nicht, weil nichts
von Aufopferungsfähigkeit in dir ist."
Gisela sah die Herrin ratlos an. Es war etwas Hilfloses in ihren Augen,
das die Großfürstin sogleich besänftigte.
„Die Sache liegt einfach, Gisi. Ingelheim leidet, weil er dich entbehrt.
Ich glaube daran, daß du ihn gesund machen könntest. Du liebst ihn nicht,
aber er liebt dich in Verzweiflung und Qual. Heirate ihn und bestrebe dich,
ihn glücklich zu machen. Du rettest einen Menschen, auf den tausend große Hoff-
nungen unseres Landes sich gründen."
„Das kann ich nicht," sagte Gisela mit demütig geneigtem Haupt, „ich kann
ihn nicht nehmen, weil ich ihn nicht liebe. Das Opfer, das ich mit dieser
Heirat brächte, nützte ihm nichts, denn er würde nur noch elender sein neben
einer Frau, die nichts für ihn empfindet. Ich kann diese Kämpfe und Leiden nicht
mehr ertragen. Ich ziehe mich von der Welt zurück, in der ich genug erduldet
und erlitten habe. Ich trete als dienende Schwester in den Orden der Ursuline-
rinnen."
Die Großfürstin sank in einen Sessel und sah Gisela fassungslos an. „Du
machst es dir leicht, bei Gott!" sagte sie. „Heißt das das Leben bestehen, in«
dem man es fortwirft?!"
„Begehe ich denn Selbstmord?
„Geistigen — ja!"
„Ich lege die Hände nicht in den Schoß im Kloster. Den Armen und
Kranken wird mein Dienst gehören!"
„Bei den Seinen fängt man mit dem Erbarmen an, Gisi!"
Diese hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, sie sprach es nicht aus,
öffnete vielmehr ihr Ohr dem, was die Großfürstin weiter zu sagen hatte, der
die Wangen brannten und die Hände vor Erregung zitterten.
„Höre mich an", sagte sie. „Was ich dir anvertraue, hat nie im Leben
jemand von mir gehört. Nimm dieses Geständnis als höchsten Beweis meiner
schwesterlichen Liebe und meines ganzen Vertrauens. Ich habe diesen Mann, der

jetzt so um dich leidet, sehr — sehr lieb gehabt. Ich habe auf Befehl meines Vaters
den Großfürsten zum Mann genommen, nicht anders wie du heute den Baron
Ingelheim heiraten würdest. Der eherne Zwang meiner Verbindung veredelte
sich im Lauf der Iahre zu einer Ehe, die wirklich noch eine solche geworden ist.
Der Großfürst hat sich nach meinen Wünschen und Ansprüchen entwickelt und ist
heute ein anderer — ich sage es frei, ein Besserer und Höherer, als der er
gewesen. Unser Kind hat uns vollends vereinigt. Die Ehe ist eine komplizierte
Sache und ruht am wenigsten auf Rausch, Leidenschaft und Schwärmerei. Um deinen
Besitz bangt und leidet der wertvollste Mensch, der mir im Leben je begegnet ist.
Ich halte es für deine Pflicht, ihn zu heiraten, selbst wenn du für ihn keine
Leidenschaft empfindest, denn im Augenblick kann diesen teuren Menschen nur einer
retten — und das bist du!"
Gisela schüttelte den Kopf. „Ist es nicht besser, der Mann geht jetzt unter,
als daß er später an einer unglücklichen Ehe zugrunde geht?"
„Diese Ehe, Gisela, muß und darf nicht unglücklich werden. Sie kann nicht
unglücklich werden, denn daß du diesen Mann heute noch nicht liebst, das ist nur deshalb
möglich, weil du ihn noch nicht kennst. Er ist edelsten Schlages, erlesenster Art,
ein Mann, dessengleichen ich nicht weiß in aller Welt, so weit ich auch herumkam.
Er ist der Stolz unseres Adels, ein Genie in seinem Fach, der Liebling unseres
Herrn, meines Vaters, ein Fürst seiner Wissenschaft. Seine Stellung in unserem
Lande ist hoch — hoch geachtet — man erwartet von ihm das Höchste, nicht nur
bei uns — nein — in der ganzen kultivierten Welt — und du — du hältst da5
Opfer deines kleinen Lebens für zu hoch und zu wertvoll, dieses große und
bedeutende zu retten?!"
Sie brach ab, als erwarte sie eine Gegenäußerung Giselas, aber diese
stand wie gebrochen mit gebeugtem Haupt, als drücke die Last sie nieder, die
man ihr auflud.
„Uns allen ist das Leben nicht leicht. Wir alle haben zu tragen. Denkst
du, Gisela, ich leide nicht, wenn ein seltsames und grausames Schicksal mich
zwingt, diesen Mann eine andere lieben zu sehen und um ihretwillen zu leiden?
Als er hier bei mir war, sagte ich ihm, wem deine erste Liebe gehört hatte,
sagte ihm, daß es besser sei, du bliebst der Hauptstadt fern, wo mein Bruder
lebt. Aber alle — alle diese Bedenken werden zunichte, schwinden, wenn sein Leben
auf dem Spiele steht. Sei stolz, Gisi, sei stolz, daß du es sein darfst, der diese
Aufgabe zufällt, ihn zu retten und ihn wieder gesund zu machen. Besinne dich nicht
einen Augenblick und tue deine Pflicht."
Noch immer stand Gisela stumm und gebeugt. Sie war bleich, als sie mit
leiser Stimme sagte: „Es ist seltsam mit meinem Leben. Ich bin seiner nie-
mals Herr. Immer haben andere Macht und Gewalt über mich. Aus dem
Stift, in dem ich Elternlose erzogen worden, wollte ich direkt ins Kloster. Ich be-

schwor meine Verwandten, mich diesen Schritt tun zu lassen — umsonst, sie brachten mich zu Hofe. Bei dir war ich gern und hatte glückliche Iahre, aber dann wurden die Stürme auf mich losgelassen — all diese schrecklichen Dinge, die im Klosterfrieden mich niemals hätten quälen können. Die Liebe zu deinem Bruder — niemals wollte ich dem Kronprinzen meine heiße Neigung gestehen, da kam jener Morgen im Mai — und er nahm mich, wie man eine Beute nimmt. — Was hatte ich mit dem jungen Fürsten hier zu schaffen? Nichts. Keiner meiner Gedanken gehörte ihm. Er tötete sich und warf einen schwarzen Schatten auf mein Leben, einen Schatten, von dem ich nie wieder frei werden kann. Und nun Ingelheim. Auch ihm sehe ich mich überliefert wie eine Sache. Dinge, Menschen, Geschehnisse — alles, alles gebietet über mich und mein Leben — niemals ich selbst — niemals ich . . ."

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Herm. Fernau, Paris.

Zur französischen Prä-
sidentenwahl.

Die Nationalversammlung in Versailles hat am 17. Ianuar Herrn Raymond Poincars als den neunten Präsidenten der französischen Republik ausgerufen. Diese alle sieben Iahre sich wiederholende Präsidentenwahl bietet Gelegenheit, hier mit einigen Worten über die gesetzliche Verfassung der dritten Republik und die Rolle ihres Präsidenten zu sprechen.

Der wahre Begründer der dritten Republik heißt L6on Gambetta, und die legale Geburtsstunde der Republik ist nicht der 4. September 1870, sondern erst der 31. Ianuar 1875. Denn erst nach fünfjährigen heißen Kämpfen gelang es Gambetta, das Wort „Republik" in die Verfassung des neuen Staatswesens einzuschmuggeln. (Wenn wir bedenken, daß diese Verfassung von 1875, die Frankreich noch heute regiert, nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde, dann ist der Ausdruck „einzuschmuggeln" wohl ein wenig berechtigt.) Vom Volke selbst wurde diese republikanische Verfassung erst mit den Wahlen vom 14. Oktober 1877 gutgeheißen.

Diese Verfassung gibt einem auf 7 Iahre gewählten Präsidenten die ausführende Macht, während' die gesetzgebende Macht der Kammer und dem Senat gehört. Die Mitglieder der Kammer werden auf je vier Iahre direkt vom Volke ernannt; wahlberechtigt ist jeder über 21 Iahre alte Bürger. Im übrigen ist das zur Zeit in Frankreich noch herrschende Kammerwahlrecht dasselbe wie das deutsche Reichstagswahlrecht. — Der Senat zählt 300 Mitglieder, die für neun Iahre gewählt werden; der Senat wird alle drei Iahre um je ein Drittel seiner Mitglieder erneuert. Wahlberechtigt für den Senat sind die Kammerabgeordneten, die Generalräte, die Bezirksrätc und die Deputierten der Stadtparlamente. — Der Senat spielt in Frankreich ein wenig die Rolle des Herren-

hauses in Preußen. Er hat nicht nur
über die von der Kammer vorgeschlagenen
Gesetze endgültig zu beschließen und
schickt häufig genug alle ihm nicht
passenden Gesetzentwürfe der Kammer
zur Neubearbeitung zurück, sondern der
Geist, von dem die Mehrheit der Se-
natoren belebt ist, ist im großen und
ganzen auch bedeutend reaktionärer als
der der Kammerabgeordneten. Darum
auch führte die radikale Partei in ihrer
heroischen Periode einen lebhaften
Kampf für die gänzliche Abschaffung
des Senats. Seit aber die Radikalen

die Macht besitzen, haben sie ihr ehemaliges Programm ein wenig vergessen, und gegenwärtig denkt in Frankreich niemand mehr ernstlich an die Beseitigung dieses Oberhauses.

Die Kammerabgeordneten und Senatoren wählen alle sieben Iahre in einer Nationalversammlung einen Präsidenten als obersten Leiter und Repräsentanten der Republik. Diese höchste republikanische Würde steht jedem französischen Bürger offen (also auch Nichtmitgliedern der Parlamente). Dagegen sind Mitglieder der Königsfamilien, die über Frankreich regiert haben, gänzlich von der Präsidentschaft ausgeschlossen. — Die Zivilliste des Präsidenten beläuft sich auf jährlich 1 200 000 Frank.

Die Hauptaufgabe des Präsidenten ist die Bildung der Ministerkabinette, die die eigentliche Regierungsmacht in Frankreich darstellen. Iedes jeweils bestehende Ministerkabinett kann in der Kammer entweder kollektiv oder in der Person eines einzelnen Mitgliedes interpelliert, das heißt über seine Taten zur Rechenschaft gezogen werden. Ganz nichtige Vorfälle können dergestalt die Veranlassung werden, daß der Ministerpräsident im Namen des Kabinetts die sogenannte Vertrauensfrage stellt. Erhält er auf diese keine Stimmenmehrheit oder (wie beispielsweise das erste Kabinett Briand) nur eine ungenügende Mehrheit, dann erklärt er sich und die Mitglieder seines Kabinetts als entlassen. Der Präsident beruft bei Ausbruch einer solchen Ministerkrise nach altem Brauch die Präsidenten der Kammer und des Senats und fragt sie nach ihrer Meinung über den besten Mann zur Bildung eines neuen Kabinetts. Ist dieser neue Mann gefunden und einverstanden, dann beauftragt er ihn mit der Wahl seiner Mitarbeiter. Das neue Kabinett stellt sich mit seinem Regierungsprogramm der Kammer und dem Senat vor und wird entweder mit Stimmenmehrheit gutgeheißen, oder es erhält keine Mehrheit und kann wieder gehen. Im letzteren Falle muß der Präsident zur Bildung eines neuen Kabinetts schreiten. Wählt er andauernd solche Männer als Minister, die dem Parlament nicht behagen, das heißt befindet er sich mit der Mehrheit der Volksvertretung in Widerspruch, dann besitzt er zunächst das sogenannte

Missionsrecht (von dem er übrigens auch bei anderen Gelegenheiten Gebrauch machen kann). Das heißt er darf dem Parlamente indirekt seine Wünsche und die Gründe für seine Handlungsweise vortragen (als oberster Staatschef und Schiedsrichter darf er sich nicht persönlich in die Parlamentsdebatten mischen). Er kann aber auch radikaler vorgehen und die Kammer durch ein Dekret auflösen, 1. wenn der Senat damit einverstanden ist, und 2. unter der Bedingung, schnellstens Neuwahlen auszuschreiben. Mit anderen Worten: Bei einem ernsthaften Konflikt zwischen der ausführenden und der gesetzgebenden Macht der Nation wird dem souveränen Volke die endgültige Entscheidung überlassen. Schicken die unter diesen Umständen stattfindenden Neuwahlen abermals eine präsidentenfeindliche Mehrheit ins Parlament, dann muß sich der Präsident ihr endgültig fügen, das heißt ermuß jetzt seine Minister dieser Mehrheit entnehmen, wofern er es nicht vorzieht, selbst seine Entlassung einzureichen.

So sieht mit wenigen Worten skizziert die von Gambetta geschaffene politische Verfassung der französischen Republik aus. Wir sehen, daß sie in allen Punkten den Forderungen der modernen Demokratie entspricht. Alle Machtvollkommenheiten der an der Spitze stehenden Persönlichkeiten sind soweit als möglich durch gegenseitige Kontrolle beschränkt, um jeden Mißbrauch und jede persönliche Willkür unmöglich zu machen. — Sehr vielen

Ausländern und namentlich den Amerikanern erscheint es undemokratisch, daß der Präsident der dritten Republik nicht wie in Nordamerika auf dem Wege der direkten Volksabstimmung ernannt wird. Diese Ausschaltung des Volksplebiszits hat indessen ihre geschichtliche Begründung. Die Republikaner sind durch Schaden klug geworden. In der zweiten Republik von 1848 wurde der Präsident in der Tat direkt vom Volke ernannt, und nur auf Grund dieser direkten Volksabstimmung konnte der Prinzpräsident Napoleon es wagen, auf seinen Maueranschlägen in der Nacht vom 2. Dezember 1851 an „das gesamte Volk", an „die gesamte Nation" zu appellieren; er konnte also seinen blutigen Staatsstreich einigermaßen mit dem direkt zu seinen Gunsten zum Ausdruck gekommenen Volkswillen rechtfertigen. Indem aber die dritte Republik aus dem Präsidenten den Erwählten der Parlamente und nicht des Volkes machte, betrachtet sie den Staatschef sozusagen als den ersten Angestellten nicht der Nation, sondern der Parlamente, die ihrerseits wieder der Ausdruck des Volkswillens sind. Dem Präsidenten ist dergestalt wenig Möglichkeit gelassen, sich politisch so populär zu machen, daß er je an einen Staatsstreich denken könnte. Wie vorzüglich dieses System funktioniert, bewies der verunglückte Staatsstreich vom 16. Mai 1877, wo der Marschallpräsident Mac Mahon schon im Anlauf von den Parlamenten aufgehalten wurde und (nachdem ihm die Neuwahlen unrecht gegeben hatten) endgültig auf seine Pläne verzichten mußte. Insgleichen scheiterte der Versuch des Generals Voulanger (1888/89), das Volksplebiszit für die Präsidentschaft einzuführen und als direkt vom Volk erwählter Staatschef einen neuen Staatsstreich vorzubereiten, an der Wachsamkeit und Kontrolle der Parlamente. — Die einzige Machtvollkommenheit, die der Präsident absolutausüben darf, ist sein Begnadigungsrecht.

Immerhin wäre es falsch, wenn wir aus dem Vorstehenden etwa schließen wollten, der Präsident sei in Frankreich nur eine dekorative Figur und die Unterschreibmaschine der Parlamente. Allerdings hat die Republik seit Felir Faure mit Loubet und Falliöres nur rein dekorative Männer als Präsidenten be-

sessen. Auch diesmal wieder versuchte
der Tausendsasa Clemenceau (von dem
das famose Wort stammt: Ich stimme
für Loubet; der ist ein Dummkopf
und also nicht gefährlich) durchaus den
intellektuellen Minderwert Pams durch-
zudrücken. Clemenceau und Combes
hatten ihre guten Gründe für diese
Haltung: Wir haben oben gesehen,
daß die Hauptaufgabe des Präsidenten
die Wahl der Ministcrkabinette ist. In
den 42 Iahren ihres Bestehens hat die
dritte Republik acht Präsidenten und
53 Ministerkabinettc gehabt. Den Rekord
der Kabinettbildungen schlug Grevy,
denn er hatte deren 12 zu bilden; die
wenigsten Kabinette bildete Loubet (3);
Folliöres hatte einschließlich der aus
Poincares Wahl entstandenen Krise
9 Ministerkrisen zu lösen. Mit der
Wahl seiner Minister aber kann der
Präsident, wofern er eine Persönlichkeit
ist und den Ehrgeiz nach politischer
Betätigung in sich fühlt, die Gesamt-
politik des Landes nach innen und außen
hin stark beeinflussen. Betrieb schon
Mac Mahon eine ausgesprochen klerikale
und royalistische Politik, die ziemlich
deutlich die Wiedererrichtung der Mo-
narchie als Ziel hatte, so zeigte in den
90er Iahren Felir Faure in der Wahl
seiner Minister nicht minder reaktionäre
Seiten. Ihm ganz persönlich verdankt
Frankreich einerseits die etwas un-
sichere Allianz mit Rußland (heute
schuldet der Zar den französischen
Rentnern schon fast 17 Milliarden Frank)
und andererseits jenen übertriebenen
Protektionismus, der von Meline in-

szeniert wurde und aus Frankreich das schutzzöllnerischste Land Europas gemacht hat.

Ia, wenn wir den französischen Präsidenten einen Augenblick mit dem konstitutionellen König von England in Vergleich stellen, dann können wir sagen, daß der französische Staatschef fast noch mehr effektive Macht besitzt als der englische. Bei den klaren Partei-Verhältnissen, wie sie in England herrschen, ist nämlich dem König die Lösung jeder Ministerkrise von vornherein durch die Verhältnisse vorgeschrieben. Er muß in der Tat den Chef der jeweils herrschenden Partei als Ministerpräsidenten berufen und hat dergestalt wenig Möglichkeiten, bei der Wahl seiner Minister seine persönlichen Wünsche zum Ausdruck zu bringen. In Frankreich dagegen sind die Parteiverhältnisse (ähnlich wie in Deutschland) teilweise stark zerfahren, die Parlamentsmehrheiten sind folglich außerordentlich unbestimmt und schwankend, und bei jeder Ministerkrise sind für den Präsidenten mindestens ein halbes Dutzend Männer vorhanden, die mit dem gleichen Recht den ersten Ministerposten beanspruchen können. Und überdies hat der Präsident das verfassungs-Zemäße Recht, nicht nur den Ministerpräsidenten nach seiner Vorliebe zu wählen, sondern er kann auch diesem noch seine Mitarbeiter vorschreiben.

Es ist darum durchaus nicht gleichgültig, ob in Frankreich eine Persönlichkeit wie Poincare Präsident ist oder aber ein rein dekorativer Mann, wie Fallieres es war oder wie Papa Pams es gewesen wäre. Wenn Clemenceau und Combes (die unversöhnlichen Feinde der Wahlrechtsreform) es bei der soeben stattgefundenen Wahl wagten, dem universell bekannten Staatsmann (und Akademiker) Poincarö einen „don-Komme" wie Pams als Hauptkonkurrenten entgegenzustellen, dann eben deshalb, weil sie von dem noch verhältnismäßig jungen und energischen Poincarö eine persönlichere Politik fürchten als von jenem anderen, der sich gleich Fallieres willenlos von den Parteien hätte regieren lassen.

Denn man darf mit Bestimmtheit voraussagen, daß Poincare auch als Präsident nicht auf eine gewisse persönliche politische Betätigung verzichten wird. Er, der als Ministerpräsident vor wenigen Monaten noch die Wahl-

reform in der Kammer mit so viel Geschick durchzuführen wußte, wird zweifellos auch als Präsident zu den jeweils auf der Tagesordnung stehenden Problemen Stellung nehmen. Das neue Kabinett Briand, das hauptsächlich auf Poincares Wunsch hin konstituiert wurde, beweist, daß ihm an einer schnellen Durchführung der Wahlrechts-reform sehr gelegen ist.

Und die auswärtige Politik? Es ist wohl unnötig, daß ich an dieser Stelle die allgemein lobenden Kommentare wiederhole, die auch die deutsche Presse zu Poincares Wahl gemacht hat. Besonnenheit und Gerechtigkeitsliebe sind seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften. Und dann: Als 10 jähriger Knabe schon hat er in seiner Heimat Lothringen die Schrecken des Krieges miterlebt; der Abscheu, den damals die Mutter dem Knaben vor dem Kriege einzuflößen wußte, ist ihm auch als Mann geblieben. Poincare ist resoluter Pazifist. Wir dürfen ihm auf der ganzen Linie Vertrauen entgegenbringen.

Paris. Herm. Fernau.

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Mar Roloff.

Islam — Mission — Politik.

Unter diesem Titel erschien vor kurzem im Verlage von Otto Wiegand in Leipzig ein kleines Werkchen von Professor vi Martin Hartmann. Selten wohl kann ein Buch zeitgemäßer genannt werden, denn seit drei Monaten sind die Augen aller auf den Orient gerichtet.

Wie auch der schließliche Ausgang der Friedensverhandlungen sein mag, welche Veränderungen die Karte von Südosteuropa binnen kurzem auch aufweisen mag, die Wirkung auf ganz Vorderasien, auf den Islam, wird nicht ausbleiben.

Überraschend ist der Zusammenbruch der Türkei gekommen, überraschend auch für viele, die sonst die Lage im Orient gründlich zu kennen glaubten. Wie war das möglich? Man hat eben in Deutschland in den letzten Iahren das Studium des Islams vernachlässigt; oder besser gesagt: man hat die Werke solcher Gelehrter, welche durch ein jahrzehntelanges Studium des Orients und der islamischen Volksstimmungen als Autorität gelten mußten, nicht gelesen, sondern Dilettantenarbeiten, die mit großem Reklameaufgebot auf den Büchermarkt geworfen wurden, den Vorzug gegeben.

Professor M. Hartmann ist seit einer Reihe von Iahren am Orientalischen Seminar in Berlin tätig; er hat eine Menge wertvoller und für jeden leicht verständlicher Abhandlungen über islamische und orientalische„Fragen" veröffentlicht, u. a. den „Islamischen Orient" Band II, die „arabische Frage" Band III, „Unpolitische Briefe aus der Türkei" (1910), „Fünf Vorträge über den Islam" (1911). Aber von wie wenigen sind diese Bücher gelesen!

Um dem Mangel an theoretischer und praktischer Islamforschung in Deutschland abzuhelfen, gründeten namhafte Orientalisten und andere, welche an einer Erforschung der religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Zustände in der Islamwelt ein Interesse hatten, im Frühjahr 1912 die „Deutsche Gesellschaft für Islamkunde" (Sitz Berlin, Vorsitzender Professor Dr. M. Hartmann, Schrift» führer vi A. Wiener, Charlottenburg 4, Waitzstraße 10; Mindestbeitrag jährlich 6 Mark). Es ist zu hoffen, daß diese Gesellschaft, die der Allgemeinheit dienen will, auch die Unterstützung der Allgemeinheit findet; sie wirbt um Mitglieder in allen Berufen und Schichten.

Das Orientalische Seminar in Berlin, das sich in einem bescheidenen Hause der Dorotheenstraße, im Schatten des gewaltigen neuen Prachtbaues der Königlichen Bibliothek befindet, ist ebenfalls ein Institut, das für die Erforschung des Orients und der Beziehungen

Deutschlands zum Orient weit über
seine so einfachen Erscheinungsformen
hinausgeht. Diese Bedeutung ist auch
vom politischen Gesichtspunkte aus so
groß, namentlich vom Standpunkte
unserer auswärtigen Beziehungen und
unserer äußeren Machtstellung, daß die
breiteste Öffentlichkeit auf die Tätigkeit
dieses Instituts aufmerksam gemacht
werden muß. Zum 25 jährigen Iu-
biläum hat der Direktor des Seminars^
Professor vi Sachau, eine Denkschrift
herausgegeben (Berlin 1912, Kom-
missionsverlag von Georg Reimer),
welche von jedem, der sich für unsere
Beziehungen zum Orient interessiert,
gelesen werden sollte.
Um nochmals auf das oben er-
wähnte Buch von Prof. M. Hartmann
„Islam — Mission — Politik" zurückzu-
kommen, so sei darauf hingewiesen, daß
gerade in Deutschland häufig der Mission
noch jeder Wert für die Erpansion
der europäischen Kultur in der Islam-
welt abgesprochen wird, viele nehmen
sogar Anstoß an der Tätigkeit der
Mission. Der Verfasser kennt sehr wohl
die Schäden der gegenwärtigen Or-
ganisation der Mission, er sucht aber
ihren Werte schaffenden Leistungen ge-
recht zu werden und unterzieht die
Arbeit, die tatsächlich von ihr geleistet
wird, und die, welche geleistet werden
könnte und sollte, einer eingehenden
Prüfung. Als genauer Kenner des
Islam hat er ein Urteil über die Be-
dingungen gedeihlicher Entwicklung auf
diesem Gebiete. Zugleich hat er die
politische Entwicklung der letzten Iahr-

zehnte aufmerksam verfolgt. So haben seine Ausführungen über die drei Kräfte, deren Aufeinanderwirken gegenwärtig im Mittelpunkte der Interessen steht, Anspruch auf ernste Beachtung.

Juristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt vr Waldeck, Berlin.

Bei einer Besprechung des Werkes des leider so früh verstorbenen Berliner Verteidigers Iustizrat viSello „Die Irrtümer der Sttafjustiz und ihre Ursachen" hatte ich erwähnt, daß in Deutschland in einem Iahre, nämlich 1905, die Zahl der überhaupt anhängig gewordenen Anklagesachen 716708 bettagen hat, wobei unter Anklagesachen nur diejenigen Verfahren zu verstehen sind, in denen auf Anklage der Staatsanwaltschaft zur Hauptverhandlung geschritten wurde. Die Kriminalstatistik lehrt ferner, daß zur Zeit in Deutschland durchschnittlich jeder sechste Mann und jede fünfundzwanzigste Frau wegen eines Vergehens oder Verbrechens bestraft ist. Diese Zahlen würden unzweifelhaft noch ungünstiger lauten, wenn jede Übertretung der Strafgesetze zur Anzeige gebracht werden würde. Erfreulicher» weise hat die jüngst erschienene Novelle zum Reichsstrafgesetzbuch die Strafbarkeit einer Anzahl von Delikten von der Stellung eines besonderen Strafantrages, der noch nach Eröffnung des Verfahrens wieder zurückgenommen werden kann, abhängig gemacht. Auch das neue Strafgesetzbuch, welches zur Zeit beraten wird, soll in manchen Fällen eine mildere Bestrafung als bisher zulassen. Eine wirksame Verbrechensbekämpfung, welche die Hauptaufgabe einer gesunden Strafgesetzgebung sein muß, wird aber durch derartige Mittel nicht gewährleistet. Eher wird das Gegenteil dadurch erreicht werden.

Die Institution, welcher allein in dem Strafrechte der Zukunft eine erhebliche Rolle für eine wirksame Verbrechensbekämpfung beschieden sein wird, ist die Schutzaufsicht.

Was darunter zu verstehen ist, ergibt sich schon aus dem Namen. Sie hat eine doppelte Aufgabe, nämlich einmal, eine Auffiicht über Personen, die eine strafbare Handlung begangen haben, im Interesse der Gesellschaft auszuüben, um diese Personen von wei» teren Verbrechen abzuhalten und ihnen andererseits einen Schutz zu gewäh-

ren, damit sie sich trotz der Schwierigkeiten, die ihrem redlichen Fortkommen vielfach durch die Verurteilung, ja schon durch das Bekanntwerden der begangenen strafbaren Handlung entgegen stehen, von nun ab auf dem rechten Wege halten. Die beiden Aufgaben laufen zusammen in dem gemeinsamen Ziel der Verhütung weiterer strafbaren Handlungen.

Aber noch ein anderer kriminalpolitischer Zweck wird mit der Schutzaufsicht verfolgt. Iede Freiheitsstrafe, jede Freiheitsentziehung bringt einen volkswirtschaftlichen Verlust mit sich, da der der Freiheit Beraubte verhindert ist, den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu verdienen. Größte Ökonomie bei der Entziehung der Freiheit ist deshalb geboten. Wo ohne Gefährdung der öffentlichen Sicherheit von einer Freiheitsentziehung abgesehen werden kann, oder, wo die Freiheitsentziehung ohne Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gekürzt werden kann, da sollte es geschehen.

Darüber, wie die Schutzaufsicht am geeignetsten zu gestalten ist, besteht keineswegs Einigkeit. Sehr beachtenswertsind die Vorschläge des Landgerichtsdirektors a. D. vi P. F. Aschrott, welcher sich auch sonst um die Fortbildung des modernen Strafrechts verdient gemacht hat. In einer bei I. Guttentag, Berlin, erschienenen Schrift betitelt „Die Schutzaufsicht in einem neuen deut-

schen Strafrechte" behandelt
er die gesamten in Betracht kommenden
einschlägigen Fragen in einer Weise,
die das Interesse weiter Kreise an
dieser wichtigen kriminalpolitischen Auf-
gabe erregen wird, und es muß auch
Wert darauf gelegt werden, daß die
breiteren Schichten der Bevölkerung,
vor allem die in der sozialen Fürsorge-
tätigkeit stehenden Personen sich mit
der schwierigen Frage der Ausgestaltung
der Schutzaufsicht befassen.
Der Gedanke der Schutzaufsicht
knüpft nach Aschrott an verschiedene
Institutionen an. Das Interesse nicht-
juristischer Kreise daran ist aber vor
allem geweckt worden durch die mächtige
Bewegung, die sich insbesondere seit
Einführung der Iugendgerichte in
Deutschland für eine Neugestaltung der
Iugendfürsorge entfaltet hat. So ist
es denn verständlich, daß vielfach ange-
nommen wird, es handle sich bei der
Frage der Schutzaufsicht und ihrer Re-
gelung in erster Linie darum, dieser
unzweifelhaft zur Erziehung straffällig
gewordener Jugendlicher wichtigen Maß-
regel eine bessere Ausgestaltung zu
geben.
DaS ist aber nur ein kleiner Teil
des Problems! Und wenn man zu
großen einheitlichen Gesichtspunkten für
die Schutzaufsicht gelangen will, muß
man der Tatsache Beachtung schenken,
daß in der historischen Entwicklung die
Schutzaufsicht, die sich in, Anschluß
an die Iugendgerichtsbarkeit heraus-
gebildet hat, der jüngste Zweig der
Schutzaufsicht ist; die älteren Wurzeln
sind die vorläufige Entlassung und die
bedingte Verurteilung.
Die vorläufige Entlassung kann nach
dem geltenden deutschen Rechte (823 des
Rcichsstrafgesetzbuchs) den, zu einer
längeren Zuchthaus- oder Gefängnis-
strafe Verurteilten nach Verbüßung von
dreiviertel der Strafe, mindestens aber
von einem Iahre bei guter Führung
gewährt werden. Da nach der gesetz-
lichen Bestimmung (§ 24) die vorläufige
Entlassung bei schlechter Führung wider-
rufen werden soll, so ergab sich von
selbst, daß während der Zeit der vor-
läufigen Entlassung eine Aufsicht über
den Entlassenen ausgeübt werden muß.
Aber von wem und in welcher
Weise die Aufsicht auszuüben sei, dar-
übel sagt das Gesetz nichts. Die Folge
davon ist eine ganz außelordentliche

Verschiedenheit in der Handhabung der Aufsicht in den einzelnen deutschen Bundesstaaten gewesen.

Die zweite Wurzel für die Schutzaufsicht ist in dem Institute der bedingten Verurteilung gegeben, das sich in kurzer Zeit die ganze Welt erobert hat. Nachdem seine Einführung in Deutschland seit dem Iahre 1895 in der Gestalt der bedingten Begnadigung im Verordnungswcge in fast allen deutschen Bundesstaaten erfolgt war, schlägt der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch die gesetzliche Einführung unter dem Namen „Bedingte Strafaussetzung" vor (§ 38 ff.): In geeigneten Fällen soll dem einer Straftat Überführten, der nach seiner Gesamtpersönlichkeit zu der Erwartung berechtigt, daß er auch ohne Vollzug der Strafe sich künftig wohl verhalten werde, die Möglichkeit geboten sein, sich durch gute Führung während einer Probeftist den Erlaß der Strafe zu verdienen.

Der jüngste Zweig der Schutzaufsicht endlich ist, wie er sich in dem Verfahren vor den Iugendgerichten herausgebildet hat. Durch die Vereinigung der Funktionen des Straflichters und des Vormundschaftsrichters in der Person des Iugendrichters ist es diesem ermöglicht, auf den straffällig gewordenen Jugendlichen durch vormundschaftliche Maßregel bessernd und erziehend einzuwirken. Als eine der wichtigsten derartigen Maßregeln hat es sich herausgestellt, den Jugendlichen, der trotz der Aufsicht seiner Eltern oder seines Vormundes von dem Wege des Gesetzes

abgewichen ist, in geeigneten Fällen unter die Aufsicht einer anderen Person zu stellen, die sich des Iugendlichen in besserer Weise annimmt, als es bei ihm bisher geschehen war.

An der für die Iugendgerichtspflege erforderlichen Zahl von Hilfskräften, die sich freiwillig der Aufgabe widmen, hat es, wie Aschrott meint, bisher nicht gemangelt, und es scheint auch, als ob bisher die finanziellen Mittel für die Ausgaben, die mit der Durchführung der Aufsicht verbunden sind, ohne große Schwierigkeit zusammengebracht worden wären.

Aschrott kommt dann zu folgendem Schlußergebnis: Die Erfahrungen, die bei den Iugendgerichten mit der Aufsicht über straffällig gewordene Iugendliche gemacht sind, erscheinen überaus wertvoll. Sie haben erwiesen, daß eine solche Aufsicht häufig die geeignete Maßregel ist, um Iugendliche, die auf Abwege geraten sind — häufig gerade infolge der ungenügenden Aufsicht, die sie zu Hause hatten — wieder zu einem gesetzmäßigen Leben zu bringen. Es muß deshalb ins Auge gefaßt werden, die Schutzaufsicht gegenüber straffällig gewordenen Iugendlichen zu einer allgemeinen Einrichtung zu machen. Soll die Einrichtung aber allgemein durchführbar sein, so wird es dazu besonderer Mittel und Wege bedürfen. Eine einfache Übernahme des bei den bisherigen Iugendgerichten gebräuchlichen Apparates ist nicht angängig, mag er unter den besonderen Verhältnissen der großen Städte auch noch so gut funktioniert haben. —

Die Schutzaufsicht hat die Aufgabe, über dieses Wohlverhalten während der Probezeit zu wachen und dem Schutzbefohlenen — wie man wohl am zutreffendsten die Person, die unter Schutzaufsicht gestellt ist, bezeichnen kann — während der Bewährungszeit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, ihm eine Stütze zu sein, damit er in seinen guten Vorsätzen ausharrt. So verschieden sich auch die Erfüllung dieser Aufgabe in jedem Einzelfalle gestalten mag, immer soll durch die Schutzaufsicht dem Schutzbefohlenen ein Berater und Freund gegeben werden, der ihn in seinem Bestreben unterstützt, zu einen: geordneten sozialen Leben zurückzukehren, sich in die bestehende Rechtsordnung wieder einzufügen, sich, wie

es in einem neueren holländischen Gesetze heißt, zu reklassieren. Und daß der Schutzbefohlene die Anordnungen und Weisungen, die ihm in dieser Richtung gegeben werden, auch wirklich befolgt, dazu ist ein wirksames Mittel dadurch geboten, daß über seinem Haupte das Damoklesschwert schwebt, im Falle seines Nichtwohlverhaltens zur Vcrbüßung des Restes der Freiheitsstrafe oder zu der bedingt ausgesetzten Freiheitsstrafe eingezogen zu werden.

Nur darauf ist, wie Aschrott mit vollem Recht hervorhebt, mit aller Entschiedenheit hinzuweisen, daß grundsätzlich von der Ausübung der Schutzaufsicht die Polizei fernzuhalten ist, daß niemals die Schutzaufsicht der Polizei übertragen werden darf.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Aschrott'sche Arbeit bei der Neugestaltung des Strafgesetzbuchs berücksichtigt wird, denn jeder Groschen, der für die Verbrechensbekämpfung ausgegeben wird, wird später in Mark beim Strafvollzug gespart.

Perspektive und Symbol in Philosophie und Rechtswissenschaft betitelt sich ein bei DcWalter Rothschild in Berlin erschienenes eigenartiges Werk, welches Walter Pollack geschrieben hat.

Pollack versucht mit Hilfe von Symbolen unserm Denken neue anregende Kraft zu geben. Symbolologie ist nach ihm die Wissenschaft von der Anwendung der Symbole für wissenschaftliche Zwecke und als solche ein

39?

Zweig der wissenschaftlichen Symbolik. Diese beschäftigt sich mit den Symbolen und ihrer Verwendung überhaupt. Die Symbolologie will durch Modelle und Zeichnungen nicht nur auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, sondern auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften zu neuen Resultaten verhelfen. Schon seit jeher hat sich, worauf Pollack mit Recht hinweist, das menschliche Denken in Symbolen entwickelt. Bei den primitiven Völkern, die Symbol und Wirklichkeit verwirren, bei den Indern und Griechen, deren symbolische Mythologie noch heute unser Interesse erregt, in der Religion, die mit ihren Sakramenten und mystischen Vorstellungen eine verborgene Welt deutet. Merkwürdig ist übrigens, daß die Ästhetik schon vielfach die Symbole studiert und eingeteilt hat, ohne auf sie als Hilfsmittel zur Förderung menschlicher Gedankenkombination besonders hinzuweisen.

An einer Reihe von Beispielen, welche der Rechtswissenschaft entnommen sind, aber von jedem Fachmann in seinem eigenen Gebiet in ähnlicher Weise geschaffen werden können, demonstriert der Verfasser ein neues System des Symbolismus. Dasselbe dürfte auch dazu berufen sein, den, Praktiker unter Umständen Dienste zu leisten, wenn er vor der Aufgabe steht, sich Klarheit über verwickelte Fragen zu verschaffen, nicht minder dem Pädagogen, wenn er abstrakte Gedanken in präziser und plastischer Form übermitteln will. Eine Reihe von Nechtsbeziehungen, wie Schuldverhältnis, Konkurseröffnung und Zustellungsverfahren werden in Bildern dargestellt, geometrische Zeichen, Zeichnungen und Farbenunterschiede werden dabei verwendet, um dem Studierenden die Rechtsinstitute auseinanderzusetzen. In symbolisch philosophischer Hinsicht führt uns der Verfasser von den einfachen Schemata zu den Bcgriffsbildern, von diesen zu den plastischen Bildern, bei denen am stärksten körperliche Gegenstände der uns umgebenden Außenwelt mit symbolischem Charakter auftreten. Ferner wird der Unterschied zwischen dem Bildungsprozeß der Begriffe und der Symbole erörtert. Eine Reihe von Vorbildern auf anderen Gebieten, z. B. auf dem Gebiet der militärischen Terrainlehre, der Telegraphie und der Nautik, werden

dem Leser unterbreitet. — Ob man mit Hilfe der Snmbole auch neue Resultate zu gewinnen imstande ist? Der Verfasser glaubt dies bejahen zu können, indem er eine neue Theorie der Wertpapiere im Anschluß an v. Gierke entwickelt.

Literarhistorische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Eine Synopsis des „Faust".*)

Faust I im neuen, eigenartigen und schönen Bilde zu geben, bedeutet: das von Geistes Gnaden geistige Kanonisierte mit hoher Eindruckskraft auf das Auge auszustatten. Es ist ein Unterfangen, das Menschenart kennt und ihr weise Genüge tut — jener Art, die mit dem Auge gern Himmel und Erde trinkt — und ist deshalb ein wertvolles Tun. Zugleich stellt es ein Beginnen dar, welches die vollendetste Möglichkeit wohl gewährt in bequemster Form, bei unserem größten Gedicht die Analyse als Mittel zur wahren Synthese zu erproben. Es finden sich in diesem neuen Buche zu beiden Seiten der vollendeten, im Iahre 1808 zuerst erschienenen Tragödie das 1790 veröffentlichte Faustfragment sowohl, als auch der vor 25 Jahren aufgefundene Urfaust, dessen dichterische Anfänge ins Jahr 1773 gelegt werden, und ein übersichtliches Vergleichen der drei

*) Dr. Hans Lebede: Faust. Der Tragödie erster Teil synoptisch. Verlin, Felix Lehmann, Verlag.

Fassungen ist Zeile für Zeile ermöglicht. Unser schauendes Auge führt uns den Gang eines Werdens zu, und unserer Seele, die ihm aufmerkend lauscht, wird es gegeben sein, das fertige Kunstwerk einigermaßen zu begreifen. Aus den Veränderungen, Ergänzungen und Umstellungen, welche die drei Varianten des Gedichtes zueinander aufweisen, sprechen zu uns die verschiedenen Zeiten, wie sie der Dichterseelc zur künstlerischen Notwendigkeit wurden. Weil die eine die andere stets weitete und erhöhte, muß für uns über dem vollendeten Werk die Schönheit einer Reife liegen, von der eine rastlose Entwicklung beschlossen wird. Vertrautheit dem Ganzen und Fertigen gegenüber muß wohl ein anderer allgemeiner Wert sein, den uns das Studium der Teile und des Halberrichteten beschert: die Tat des Geistes wird es uns sein, die wir nach seiner Wesensart folgerichtig erwarten durften. Vertraut auch mag es uns deshalb sein, da eigene geistige Mühe solcher ernsten Ergründung sich mit ihm verwoben hat. Und unser vergleichendes Auge und unsere sich versenkende Seele, der das Leben des Dichterfürsten wieder machtvoll aufersteht, wird immer mehr vom Marmor, immer mehr von der gestaltenden Hand und immer mehr von des Schöpfers lebendigem Odem erhaschen, um in, vollendeten Kunstwerk tausendfachen Reichtum zu genießen.

Der speziellen Erkenntnis-Werte, die ein analytisches Studium des Faust I ergibt, seien einige genannt, auf welche des Herausgebers Einleitung hinweist in der vorherrschenden Form einer historischen Entwicklungsdarlegung. Weil der Urfaust in zusammengedrängter Form die ganze Gretchentragödie bringt und deshalb als die dichterische Not jener Lebensperiode Goethes zu uns sprechen muß, aus welcher ewig rührend der Name Friederike Brions herübertönt, gibt er uns ein überaus versöhnlich-schönes Empfinden als von der Reue und Beichte des Menschen. Der Urfaust gibt uns sodann unzweifelhaft den Blickpunkt an, unter dem wir die Gretchentragödie im Rahmen des später vollendeten Ganzen zu bewerten haben: als den einen seiner beiden integrierenden Teile — und das ist wiederum unserem Herzen ein Freuen. Aus anderem ver-

nimmt unser Geist beglückt die gestaltende Macht äußeren Erlebens: der Dichter, welcher in „Sturm und Drang" die Kerkerszene in Prosa schuf, wandelte sie, nachdem in Italien die Antike ihm geworden war, in die mäßigende Form der Reime — und er, dem der fremde zärtliche Himmel die Sinne der Natur erschlossen hatte, mußte diesen neuen Lebensreichtum in neue künstlerische Formenschöne gießen: „Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles" — und der Mensch und Künstler mußte sie vollendeter Weise vor Gretchens Elend stellen, weil dieses Reichtums reiner Atem von Fausts Schuld etwas nimmt oder sie doch höher hinaufhebt.
Der Urfaust bringt im Gegensatz zum Fragment schon den Valentin-Monolog — und intuitiv möchte ich annehmen, daß damals dem Dichter auch der andere Teil der Valentin-Szene schon vorschwebte, weil es ihm ja zu der Zeit so sehr am Herzen liegen mußte, aus Gleichen eine wahrhaft rührende und ergreifende, unschuldig-schuldige Gestalt zu schaffen. Valentins Schmähreden auf die Schwester sind doch wohl ein Mittel zu diesem erhabenen Zweck: sie setzen das Werk fort, das Lieschen am Brunnen unbewußt beginnt und der böse Geist im Dom vollendet: Gretchen, der das enge Kleinleben keine Kräfte und keine Weiten gibt zu wahrer Selbsterlösung, vom Fehlen zum Verbrechen zu treiben.
Die Zueignung, mit der die vollendete Tragödie beginnt, hatte der Dichter zu einer Zeit zu schaffen, die

ganz sich im Bild verändert hatte zu
jener, aus der die erste Melodie seines
Sanges quoll, und die ein großes
Zurückgehen ihm nötig machte, weil
auch sein Weltgefühl verändert war.
Das Vorspiel im Himmel der
Tragödie von 1808 kam wohl aus dem
Genius des reifen Menschen und Künst-
lers, der sich nun berufen fühlte, und
der nun auserwählt ward, diemensch -
liche Tragödie zu bilden, der sich die
Gretchentragödie vermählen sollte.
Die Einleitung bringt in einem
Schema sehr übersichtlich die drei
Variationen der Faust-Fassungen und
ist auch hierdurch ein guter Pfadweiser
durch das Studium des Werdeganges
unseres größten Gedichtes, dem das
Buch sich gleichsam als adäquates
Gefäß darbietet.
Literarhistoriker werden es schätzen.
Doch es wird auch alle locken, die in ein
wahrhaft persönliches Verhältnis zu
dieser Meistertat unseres Dichtergenius
treten wollen, die ein Teil ist jener
ganzen großen Tat, welche auch unser'
Weisheit letzten Schluß enthält — die
eine Nacht und ein Morgendämmern
ist vor dem großen Licht.
Und das Buch mag uns ein Kirchen-
bauen meinen für die Gemeinde, die
beten will, und wohl auch ein Errichten
im eignen frommen Sinn.

Kunst-Rundschau.

Von Georg Hermann.

Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild (von vi Alfred Guttmann, Verlag von Paul Cassirer, Berlin 1912).

Der Versuch, eine Parallele der
Wirklichkeit und ihres künstlerischen
Abbilds zu schaffen, einen Vergleich
zwischen beiden anzustellen und aus
ihren Verschiedenheiten das Wesen beider
zu erklären, ist nicht neu. Endlich ist
er ja das Grundproblem aller Ästhetik
und vereinigt all ihre Fragen in sich.
Aber der Weg dieses Versuches, wie
ihn vi Guttmann hier eingeschlagen hat,
ist neu und könnte uns dem Ziele
näher führen, als alle anderen Wege,
die bisher gegangen wurden. Um
es mit wenigen Worten zu sagen: es
ist weder der philosophische Weg, der
durch abstrakte, gedankliche Erwägungen
dem Problem zu Leibe zu gehen hofft;
noch der psychologische Weg, der sich
auf die Urteilsfähigkeit der Empfindung
und des Gefühls verläßt, noch ist es die

grob-materielle Vergleichung von Kunst
und Wirklichkeit, die Gegenüberstellung
vom photographierten Gegenstand und
dem vom Künstler geschaffenen Abbild,
wie sie vor Iahren Volkmann versuchte,
sondern es ist der physiologische Weg,
den Guttmann betreten hat. Aus
den Problemen des Sehens heraus
versucht er das Abbild der Kunst zu
erklären, und klärt so zum mindesten
zuerst einmal die Grundfragen auf,
mit denen wir uns zu befassen haben,
wollen wir dem Problem der Kunst
irgendwie näherkommen.
Wie verschieden einzelne Individuen
die Umwelt sehen, wie anders sie jedem
zum Bewußtsein kommt, wie unge-
nügend und verbesserungswürdig bei
aller wunderbaren Feinheit doch das
menschliche Auge ist — ein Instrument,
von dem Helmholtz sagte, daß er ein
solches dem Optiker ohne weiteres zu-
rückgeben würde — davon handelt gut
der erste Teil des Buches. Und selbst
wenn wir einen normalen Status,
ein Auge mit der Durchschnittskraft
des Sehens und Farbenempfindens uns
vorstellen können, so ist sicherlich ein
bedeutender Teil der Bevölkerung, wie
die Statistik letztjähriger Untersuchungen
ergibt, nicht nur sehschwach, sondern
auch farbenschwach. Und Farbenblind-
heit ist keineswegs selten, wenn auch
völlige Farbenblindheit das sein mag.
Rot und Grün, entsprechend den Stäb-
chen der Netzhaut, sind vielfach unbe-
stimmt m der Empfindung und werden
verwechselt, oder mehr oder minder

falsch dargestellt, sodaß die heutige Forschung den früheren Begriff der Farbenblindheit in Rotblindheit und Grünblindheit geteilt hat. Für die Malerei kommen diese Probleme zwar nur indirekt in Betracht; denn farbenblinde Maler, wie sie mit Wonne die Kritik der achtziger und neunziger Jahre festzustellen liebte, sowie ihr etwas Neues fremd erschien, sind Seltenheiten. Meist, wenn diese Individuen zeichnerische Begabung zum Maler hat werden lassen, werden sie frühzeitig über ihr Leiden aufgeklärt und gehen dann zur Schwarz-Weiß-Kunst über, in der sie bloß die Valeurs für Hell und Dunkel zu geben brauchen. Wohl aber ist auf anderer Seite ein guter Teil unserer nicht geschulten Betrachter farbenschwach, und jedenfalls hatihr Auge nicht d i e Farbenkraft und nicht den Sinn für Nuancen, die das Auge des geschulten Malers hat. Und unter den Malern wieder sind es besonders feine Individuen, die, — wie besonders musikalische Individuen die Musik weiterbilden, — auch das Farbensehen, die farbige Wiedergabe immer in neuer Weise verfeinern und wirksamer gestalten. Und so, wie sich das musikalische Ohr des Publikums langsam an die neuen Tonbilder gewöhnt, sie als musikalisch-reizvoll empfinden lernt, bildet sich auch an den Werken dieser fortgeschrittenen Maler das farbenempfindende Auge und findet die zuerst erschlossenen neuen Farbwerte dann auch in der Natur wieder. Der ganze Weg der Malerei ist eine ständige Wiederkehr dieses Vorgangs. Und wir, grade wir haben ihn ja in den letzten 30 Iahren mit Bewußtsein zweimal durchlebt: die große Weiterbildung des Auges wie es der Kulturwelt durch die Werke der französischen Impressionisten wurde; und fürder die neue Steigerung der Farbenempfindlichkeit, die ihr nun» mehr ein van Gogh und seine Nachfolger zu vermitteln trachten.

Aber das ist doch nur eine Seite an diesem Oktaeder von Fragen. Eine andere z. B. ist schon allein die schlichte Möglich» keit der Darstellung. Zuerst einmal die Möglichkeit, Dreidimensionales in Zweidimensionales umzuwandeln und für den Beschauer das Zweidimensionale in Dreidimensionales wieder zurückzuverwandeln. Dann aber weiter die Beschränkung der Darstellungskraft durch

das Farbenmaterial. Die Malfarben
sind anderer Natur und mischen sich
anders als die physiologischen Grund-
farben. Und selbst, wenn wir alle
Geheimnisse der Farbenbereitung noch
kennen würden, die die Werke alter
Meister zu jenen wundervollen, strah-
lenden Iuwelen machen, daß sie an
Leuchtkraft und Pracht, an Haltung
und Gesamtton fast jedes moderne
Bild — und mag es noch so hell sein —
wie man zu sagen pflegt, einfach tot-
schlagen . . . wenn wir die auch kennen
würden, um die sich Bayelsdoiffer
und Böcklin und viele andere bemüht
haben — schon ein Rubens, der gewiß die
farbige Wiedergabe steigerte, sprach es
aus, daß es uns eben trotzdem nie und
nimmer gelingen würde, Sonnenlicht
auf die Palette zu spritzen. Gewisse
Umsetzungen, die auf optischen
Sinnesstörungen beruhen und die erperi°
mentell zu beweisen sind, muß der Maler
stets berücksichtigen. So wird z. B. bei
einem gezeichneten Porträt die aufs
genaueste filierte Entfernung der Breite
des Kopfes in der Höhe der Augen
ein dem Wirklichkeitsbild annäherndes
Resultat ergeben. Beginne ich aber
nun, diesen selben Kopf farbig aus»
zuführen, so werde ich zu meinem
Erstaunen bemerken, daß der Kopf
jetzt bedeutend breiter wird und nun-
mehr verzogen und unähnlich erscheint.
Und diese Tatsache ist darauf zurück-
zuführen, daß uns helle Flecken größer
erscheinen als dunkle oder beschattete.
Die Natur, die über drei Dimensionen
verfügt, kann das ausgleichen; die

Malerei ist gezwungen, hier zu einer Täuschung zu greifen.

über Zeichenkunst und Stil ist viel gesagt worden und Kluges gesagt worden. „Zeichnen ist die Kunst, weg-zulassen", definiert Liebermann. Er hat als Künstler von Rang die Erfahrung für sich. Und ohne Zweifel: je einfacher ein Ding durch die Kunst wiedergegeben wird — bei möglichst starker Suggestion des ihm innewohnenden Lebens, — desto wirksamer und überzeugender ist das Kunstwerk. Ich glaube deshalb auch nicht, daß die mit den Iahren steigende Breite des Vortrages aller großen Künstler nur auf eine Veränderung des Auges zurückzuführen ist, auf ein Schwächerwerden des Auges, das keine Einzelheiten mehr sieht — nein, ich bin vielmehr der Meinung, daß vielleicht diese Erkenntnis, wenn auch instinktiv, den jahrzehntelang schaffenden Künstler so und nicht anders sich entwickeln läßt. Die Möglichkeit aber, so zu gestalten, ist eben erst gegeben mit dem steigenden Können. Sowie das Tanzen nur dem Gehen und der absoluten Sicherheit des Gehens folgen kann. —

Eine Reihe solcher Fragen sind also in dem Buch gestreift und angeschnitten. Breit ausgeführt, ausgeführt mit allem Können des Fachmanns, mit der ganzen Beherrschung alles einschlägigen Wissens auf diesem Gebiet ist die physiologische Grundlage der künstlerischen Fragen. Und von ihr aus scheint mir am ehesten die Möglichkeit zu bestehen, den Weg in das unentdeckte Land hineinzuführen. Das dünkt mich das Hauptverdienst des Guttmannschen Buches.

Technische Rundschau.

Von C. Lund, Hamburg.

Ein bedeutsamer Erfolg der deutschen Technik.

Wenn auf den neueren Schiffen unserer Kriegsmarine die Kolbenmaschine auch allgemein von der Dampfturbine verdrängt worden ist, so hat sich die letztere, von einigen Ausnahmefällen abgesehen, in der Handelsflotte doch noch nicht einzubürgern vermocht, weil sich ihrer allgemeinen Verwendung zum Antrieb von Schiffen Schwierigkeiten entgegenstellten, deren Hinwegräumung der Technik von gestern auf heute weder gelingen wollte noch konnte. Die Dampfturbine nämlich arbeitet um

so ökonomischer, je höher ihre Umdrehungsgeschwindigkeit ist, während andererseits die Umdrehungszahl des Propellers eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, wenn nicht seine Ausnutzung als Antriebsmittel für das Schiff unökonomisch werden soll. Demgemäß muß man beim Schiffsantrieb durch Dampfturbinen diese meist langsamer, den Propeller aber schneller laufen lassen als dies für die Wirkungsweise beider Mechanismen vorteilhaft und wünschenswert erscheint. Ein weiterer Nachteil des Turbinenantriebs ist der, daß die Turbine nicht umsteuerbar ist, also nicht beliebig rückwärts laufen und die Fahrt des Schiffes hemmen kann, weshalb für die Rückwärtsbewegung des letzteren besondere Turbinen vorgesehen sein müssen. Wohl ist die Technik unausgesetzt bemüht gewesen, ein Übersetzungsgetriebe, welches die Turbine mit hoher, die Propellerwelle aber mit wesentlich geringerer Umdrehungsgeschwindigkeit laufen zu lassen gestattet, zu konstruieren und einzuschalten, doch wollte das weder auf rein mechanischem noch elektrischem Wege zur Zufriedenheit gelingen.

Da ist es nun von Interesse zu erfahren, daß neuerdings ein bekannter deutscher Techniker, Professor vi Föttinger, der bis zu seiner Berufung «n die Hochschule zu Danzig als Ingenieur im Dienste der Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Vulcan" in Stettin stand, einen ganz neuen Weg zur Lösung dieses Problems beschritten und, soweit

sich übersehen läßt, auch einen bedeutsamen Erfolg errungen hat. Es handelt sich um die Konstruktion eines hydraulischen Transformators, der bereits im Dezember v. I. in dem Prüffeld der Turbinenwerkstatt der Hamburger Vulcan-Niederlassung nach allen Regeln der Wissenschaft ausprobiert worden ist. Durch diesen Föttinger-Transformator ist es möglich, Leistungen bis zu den höchsten Beträgen von einer Motorwelle (Dampfturbinenwelle) auf eine zweite, als Fortsetzung der Motorwelle zu denkende Welle (Propellerwelle) stoß- und geräuschlos zu übertragen, ohne daß ein zu großer Energieverlust zu beobachten ist. Das Prinzip der Übertragung beruht, wie wir einer Darlegung in den H. N. entnehmen, auf dem geschickten Ineinanderbau von Pumpen- und Wasserturbinenrädern in einem mit Wasser gefüllten Gehäuse. Die Pumpenräder werden dabei von der Dampfturbine getrieben, während die Wasserturbinenräder die Propellerwelle antreiben. Diese Kombination ist in den beiden Abteilungen ein und desselben Gehäuses einmal für Vorwärtsgang der Propellerwelle und einmal für den Rückwärtsgang derselben ausgeführt. Das Umsteuern geschieht in der Weise, daß das Wasser vermittels geeigneter Steuerschieber aus der Abteilung für Vorwärtsgang in diejenige für Rückwärtsgang geleitet wird. Wie die Versuche (s. unten) bewiesen haben, läßt sich die Umsteuerung durch diese Vorrichtung rascher als mit irgend einer andern bisher bekanntgewordenen Maschinerie erreichen. Von größtem Vorteil ist dabei der Umstand, daß beim Manövrieren die Dampfturbine immer in gleichem Sinne weiterläuft und ihre Drehzahl durch automatische Jentrifugalregler dauernd zwischen ganz bestimmten Grenzen gehalten wird.

Was nun die durchgeführten Versuche anbelangt, so handelt es sich darum, die Verwendbarkeit des in Rede siehenden Transformators für Schiffsantrieb mit größten Leistungen nachzuweisen. Der zur Übertragung einer Normalleistung von 7800 ?3 konstruierte, für den Antrieb eines großen Dampfers bestimmte und daher umsteuerbar ausgeführte Transformator wurde einem Versuch von vierzehntägiger Dauer in ununterbrochenem

Tag- und Nachtbetrieb unter hoher Belastung (bis zu 10000 ?3) unterworfen. Die während dieser Zeit mit wissenschaftlicher Schärfe durchgeführten, sehr eingehenden Beobachtungen und Messungen ergaben eine außer» ordentliche ökonomische Ausnutzung des Apparates, nämlich einen Wirkungsgrad bis zu 90 Prozent. Ferner wurde durch Fachleute des In- und Auslandes festgestellt, daß der Transformator mit absoluter Ruhe, Vibrations- und Geräuschlosigkeit arbeitete und daß sich die für den Schiffsantrieb so außerordentlich wichtigen Umsteuerungsmanöver mit erstaunlicher Raschheit und Sicherheit vollziehen ließen.

Natürlich treten, wie bei allen Getrieben, auch im Föttinger-Transformator Energieverluste in die Erscheinung, doch fallen dieselben dem Gewinn gegenüber, welchen der hohe Wirkungsgrad der schnellaufenden Turbine und des langsam laufenden Propellels mit sich bringen, wenig ins Gewicht, so daß in den meisten Fällen durch den Einbau dieses Transfoimatols eine beträchtliche Kohlenelsparnis die Folge sein wild. Diese Ersparnis und die Umsteuerbarkeit der Anlage sind jedoch nicht die einzigen Vorteile, die der neue Transformator gewährt, da seine Verwendung zugleich auch eine bedeutende Raum- und Gewichtersparnis gegenüber den Anlagen mit dilektem Turbinenantneb gewährleistet. Diese Ersparnis kann nach dem Urteil der Fachleute bis zu 50 Prozent

betragen, was für den Gewinn an Laderaum von großer Bedeutung ist. Nie man sieht, bedeutet die Erfindung Föttingers einen gewaltigen Schritt vorwärts, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß nunmehr die Dampfturbine für die Handelsmarine eine ganz andere Bedeutung gewinnen wird. Wenn wir recht unterrichtet sind, wird die Hamburg-Amerika-Linie, deren im Bau begriffene Schiffe der Imperator-Klasse Turbinenanlagen erhalten, den neuen Transformator bereits zur Einführung bringen.

Y«n»»«»« im» «ll)»ft«da,««n: V»<. Dr. L»d«la st»l» w ««N» V IN, lHtzmoxs«» t». <l«l«l»» »ml ««füllt »ll. «z«>. — V«»»»««lNch« «l«d»«l«ul: Dl. Lyl»!»» »l»ck l» V«»l«», — I» ültinich flbt di» 1l«d»«tl»!> «n»t»»Mch: vr. ?. L!»»l«!ch, «N» H. Vl»l«raaN« 3. — 2» Nußland llll dl« ««doUl«» »««ntto«ltlich: vl. »dll«« P»ll», Lt. P«t«nbolg, «al«npl»h I. — «ll«w»V«»«tun« >« U»a«l»: «»»lllch« ,. ». ho»b»chl)<mdl»»» <I. »n>»«), Vud»p»Il V, «onüty».»«»» «. — Wil d«» 2»I«ntt»»»e» »««»»»»rtUch: l»il «raul« w 3«np«lh»l»»«ll». — ««lo« «d Dixck d« 2chl«flchn> Vuchdl»»«,i ». «. «ch«t»l«»«»«l. ».»»., »l»l»» Hl.

Unverlangte Manuskript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückp»ito beiliegt.